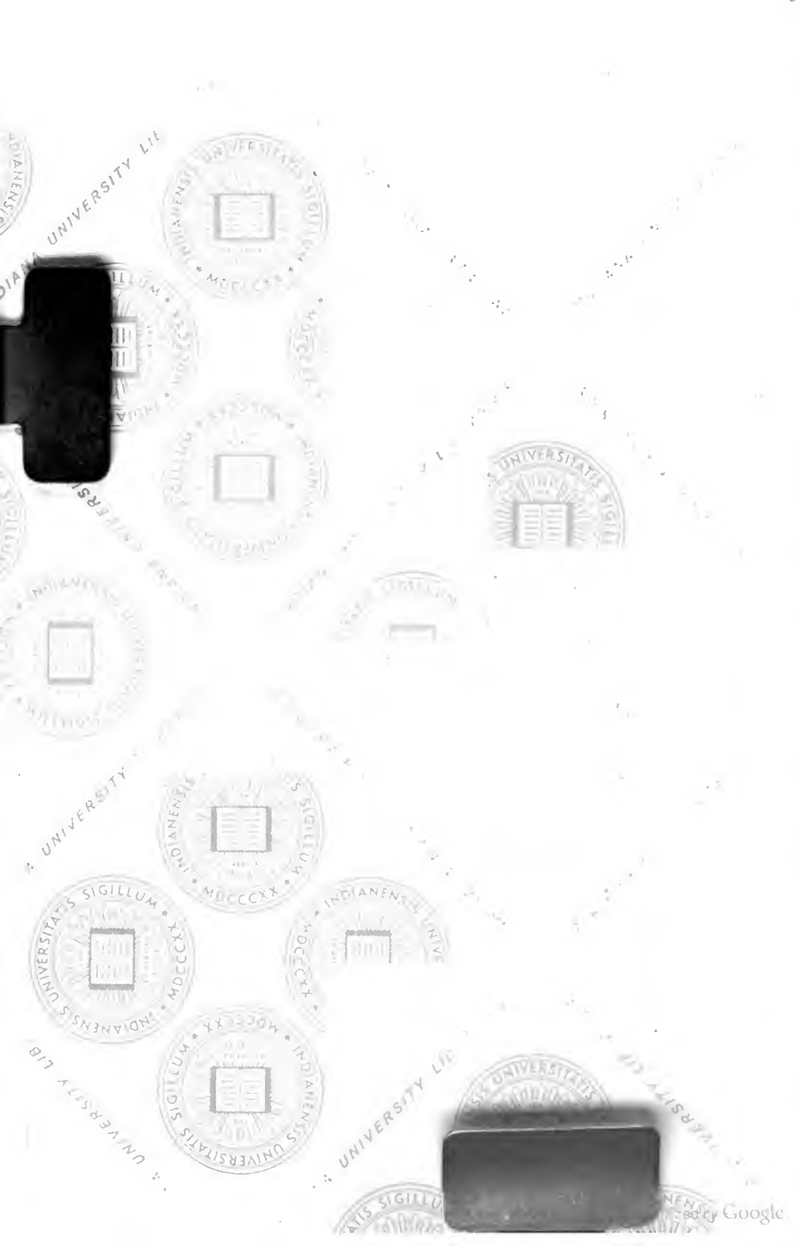
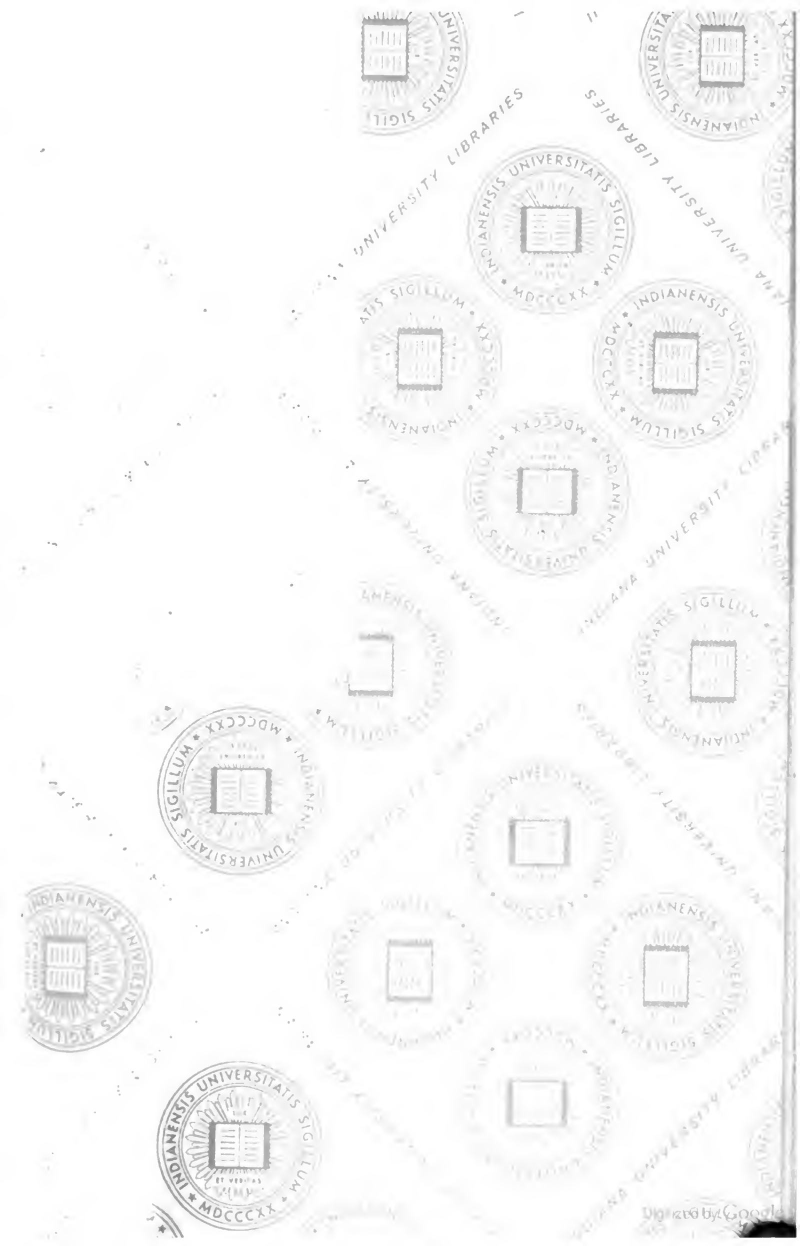



INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
MDCCCXX
INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Sechzehnter Band.

April — September 1864.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann

1864.

Jahrbuch der illustrirten deutschen Monatshefte

18 Band.



Verzeichniß der Mitarbeiter

am

sechzehnten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt des sechzehnten Bandes.

Namen- und Sachregister zum sechzehnten Bande.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 91. April 1864.



Ewige Liebe.

Erzählung

von Melchior Meyr.

I.

In einem schönen Gau des mittlern Deutschlands lag ein alter Rittersitz, Ellerburg geheißen. Ein braungelbes, vierseitiges Gebäude mit runden Eckthürmen, nahm es sich besonders ansehnlich von der Westseite aus. Diese erhob sich auf einem nicht hohen, aber ziemlich steilen Felsen, an dem ein Flüßchen, die Eller, sachte vorbeifloß, um sich durch die Wiesen des fruchtbaren Thales hinzuschlängeln. Gegen Osten, in sanfter Abdachung, lagen die Oekonomiegebäude und ein parkähnlicher Garten. Eine Mauer und hinter ihr ein grasbewachsener Graben schieden die Besitzung von dem Dorfe, das sich von der Anhöhe bis zum Thal hinab erstreckte.

Von welcher Seite man die Burg ansah, überall machte sie einen anheimelnden, und wie man sie vielleicht am besten charakterisirt, freundlich romantischen Eindruck. Es war eine von denen, die einem vorbeiwandernden Poeten den Gedanken eingeben können: hier sollte ich meine Dichtung ausführen — hier müßte sie gelingen! Das Anziehende bestand nicht in Pracht und Zierlichkeit, sondern in dem zugleich Malerischen und Behaglichen der Erscheinung. Von Prunk war so wenig zu bemerken, daß man bei näherer Betrachtung an Schloß und Wirthschaftsgebäuden sogar Spuren eines gewissen Verkommens entdecken und den Schluß ziehen konnte, daß der Besitzer entweder auf eine glänzendere Außenseite nichts gab, oder nicht mehr zu den Reichen gehörte. — —

An einem angenehmen Sommertag des Jahres 183—, gegen Abend, konnte man im Hofe des Hauptgebäudes ein geschäftiges Treiben bemerken. Diener verschiedener Gattung trugen Möbel und sonstigen Hausrath vom östlichen Flügel in den westlichen. Ein Herr zwischen fünfzig und sechzig Jahren stand im Hofe, überschaute den Zug mit Behagen und mahnte die Tragenden zur Behutsamkeit. Als der letzte an ihm vorüberging, bemerkte er: „Nun, damit wird's hoffentlich genug sein? — Sag' ihr, sie mög' es nicht gar zu schön machen!"

Diese Worte des Barons von Ellerburg galten seiner einzigen, siebzehnjährigen Tochter Helene, die in dem sonst nicht

mehr bewohnten Theile des Schlosses ein paar Zimmer einrichtete.

Helene, an welche die Mahnung gelangte, ließ sich in der Ausführung ihrer Gedanken nicht beirren. Es sollte gut und zierlich werden, und die Diener hatten mit Setzen und Legen verschiedene Proben zu machen, bis sie ihr genug thaten. Endlich, als noch ein glänzend polirter Schreibtisch und ein Repositorium mit schöngebundenen, wenn auch nicht eben neuen Büchern, aufgestellt war und zu bequemer geistiger wie leiblicher Existenz nichts mehr zu fehlen schien, ließ sie die Augen zufrieden umhergehen, warf noch einen Blick durch das mittlere Thurmfenster in's grüne, mit freundlichen Ortschaften belebte Thal und auf den herrlichen Laubwald, der den linken Hügelzug krönte, nickte mit einem Lächeln des Vergnügens und ging über die breite Treppe von Eichenholz in den Hof hinunter.

Sie traf den Vater, der, als er ihrer ansichtig ward, sie mit einem Lächeln betrachtete, das von schalkhafter Laune, womit es begann, bald zu froher Zärtlichkeit überging.

Es war in der That eine Tochter, woran der gute, würdige Herr seine Freude haben konnte. Eine Figur, schlank und zierlich, von einer Anmuth in Haltung und Bewegung, die vollkommen natürlich erschien und durch nichts mehr die Kunst verrieth, die gleichwohl auch beigetragen hatte, sie möglich zu machen. Die regelmäßigen Züge waren so feinschön, daß sie bei näherm Ansehen nur gewinnen konnten. Mit blondem Haar, eigenen, dunkelbläulichen Augen und einem seelenheitern Glanz des Gesichts hatte sie in ihrer Erscheinung etwas gradezu Feenhaftes. — Der Ausdruck des jetzt mehr als sonst gerötheten Gesichts sagte dem Baron, daß nicht nur Alles gethan, sondern auch Alles nach Wunsch ausgefallen sei.

„Nun," rief er, „ist's fertig? Und schön genug?"

„Ich bin zufrieden," erwiederte Helene.

„Dann," versetzte der alte Herr mit Humor, „kann er sich freuen!"

„Er soll sehen, daß wir ihn ehren wollen," entgegnete Helene. „Es ist ein Mann von Geist, ein Gelehrter, ein Dichter; — er soll die schönste Stube und die schönste Aussicht haben!"

„Herr von Lichtenfels," bemerkte der Baron nach einem Moment, „ist nicht verwöhnt. — Er lebt sehr einfach!"

„Eben deswegen!" rief Helene mit einem gewissen Eifer.

Der Vater sah sie an und sagte: „Du bist ein gutes Kind!"

Helene lächelte. „Weil ich einem Freunde Karl's, der noch dazu ein Verwandter von uns ist, eine Stube einrichte?"

„Weil Du's in so guter Meinung thust!"

„Ei nun," versetzte das Mädchen, „ich habe dabei meine Absichten! Es soll ihm hier gefallen! Er soll länger bei uns bleiben, soll etwas Schönes ausarbeiten und daneben mich in die Schule nehmen. Ich bin wißbegierig und habe mir schon lange gewünscht, mit einem solchen Mann umzugehen!"

Der alte Herr betrachtete sie mit einem forschenden Blick.

„Karl," fuhr Jene fort, „sagt in seinem letzten Brief, er könnte, wenn er wollte, Professor an einer Universität sein!"

„Zum Glück," erwiederte der Baron, „hat ihm sein Vater noch eine kleine Rente übrig gelassen, und er kann unabhängig leben — wenn er allein bleibt!"

Das Mädchen sah für sich hin und rümpfte die schöne Lippe, indem das Licht einer gewissen Schelmerei in ihrem Gesicht aufging. „In Gottes Namen," sagte sie. „Man kann auf allerlei Art glücklich sein. — Aber jetzt kann er nicht lange mehr ausbleiben; es ist sieben Uhr! — Komm, laß uns sehen!"

Sie nahm den Vater bei der Hand und führte ihn durch das Schloßthor in den äußern Hof. Die Sonne vergoldete die Bäume des Gartens und beschien die Giebel höher gelegener Bauernhäuser, daß sie ungemein freundlich herglänzten. Die Beiden gingen und standen, freuten sich des schönen Abends, und der Baron wiegte sich behaglich in dem Gefühl, der Erbherr von Ellerburg zu sein.

Die Gedanken der Tochter hatten einen ähnlichen Lauf genommen, obschon zu anderm Ziel. „Es muß ihn doch interessiren," begann sie, „das Haus kennen zu lernen, wo seine Urgroßmutter geboren ist!"

„Man sollt' es glauben!" versetzte der

alte Herr. „Und das Bild zu sehen, das sie ihm als Jungfrau und berühmte Schönheit zeigt!"

„Es ist wahr," erwiederte Helene. — Sie schwieg und ging sinnend neben ihm. Dann sagte sie: „Ein herrliches Weib; blühend, stolz und lebensfroh, — die man immer wieder bewundern muß, so oft man das Bild sieht! — Und jetzt modert sie im Grabe!"

„Wie kommst Du auf solche Gedanken?" entgegnete Jener verwundert.

„Ich weiß nicht," versetzte die Tochter. — „Es ist mir so eingefallen!"

„Diesen Weg gehen wir Alle," bemerkte der Vater. „Aber Jede könnte sich gratuliren, wenn sie vorher ein so glänzendes Leben führte, wie die schöne Elisabeth. Ihr Mann, Hans von Lichtenfels, war einer der reichsten Edelleute im Lande, sehr angesehen bei Hof, — Alles, was er unternahm, gerieth ihm. Sie hatten wackere Kinder, versorgten sie gut, und Frau Elsbeth starb in so hohem Alter, daß sie beinahe noch ihren Urenkel Hugo erlebt hätte!"

„Wie kommt's," fragte Helene nach einer Pause, „daß dieser so gar unbemittelt ist?"

„Sein Vater war ein Verschwender," versetzte der Baron, indem eine leichte Röthe über seine Wangen lief. — „Er hatte noch ein beträchtliches Vermögen; aber in einigen Jahren war's durchgebracht."

„Schade!" bemerkte Helene. „Der Sohn könnt' es so gut anwenden!"

„Nun," entgegnete der Alte, „er tröstet sich ja mit Philosophie und schönen Künsten! — Freilich," setzte er etwas spöttisch hinzu, „wär's besser, wenn er's nicht nöthig hätte!"

„Weißt Du," begann nach kurzem Schweigen das Mädchen, „daß ich mich eigentlich vor ihm fürchte?"

„Wie so?"

„Er weiß so viel — und soll so streng sein! — unter Umständen sogar die Galanterie bei Seite setzen, die man Damen schuldig ist, und ihnen sehr unangenehme Wahrheiten sagen können!"

Der Vater sah sie erheitert an. „Dazu," entgegnete er, „wirst Du ihm hoffentlich keine Gelegenheit geben!"

„Wer kann das wissen?" versetzte Helene. „Es ist eine eigene Sache, vor einem Manne zu stehen, von dem man sich sagen muß: der kennt Alles besser als Du! Ein Gereister und Gelehrter in Einer Person!"

„Der aber zugleich ein Cavalier ist!" — entgegnete der Vater. „Nur Pedanten sind hochmüthig und lassen Andere ihr Wissen fühlen; aber zu ihnen gehört Hugo nicht; davor schützt ihn das Blut, das in seinen Adern fließt!"

Das Mädchen hatte bei den letzten Worten gehorcht und rief, nach links deutend, erfreut: „Da hör' ich einen Wagen! — Er kommt! — — Ich bin wirklich sehr neugierig!"

Sie zog den Vater durch's äußere Thor auf die Brücke, von der man gegen Norden sehen konnte. In der That bog um das nächste Waldstück eine Postchaise. — Sie brachte den Erwarteten, denn sie lenkte den Weg zum Schloß ein. Als die Beiden deß gewiß waren, traten sie in den Hof zurück.

Der Wagen rollte durch's Thor, und der Baron ging hin, den Ankömmling zu begrüßen. Helene war noch im letzten Moment rasch bei Seite getreten, so daß der Wagen an ihr vorüberfuhr und der Vater den ersten Willkomm allein zu bieten hatte.

Der wackere Herr schüttelte dem Ausgestiegenen die Hand und gab seine Freude, ihn bei sich zu sehen, um so herzlicher kund, als der Vetter gleich beim ersten Anblick einen sehr guten Eindruck auf ihn machte.

Hugo von Lichtenfels stand, wie man schließen mußte, in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Er war über Mittelgröße, wohl gebaut, von breiten Schultern. Sein Kopf hatte etwas zugleich Imponirendes und Gewinnendes. Die hohe Stirn verrieth den Denker; die braunen Augen, die schöngeprägten Lippen drückten ein Wohlwollen aus, das beim ersten Anblick Vertrauen einflößte. Die ziemlich dunkle Gesichtsfarbe, welche den schwarzen Haaren entsprach, gab den vollen Wangen etwas Männliches; und die ganze Art, wie er sich darstellte, zeigte ruhig festen Sinn, verbunden mit der Eindrucksfähigkeit einer fühlenden Seele.

Als er nach Uebergabe des Reisegepäcks an Bedienten und Kutscher den Baron

wieder begrüßte, trat mit anmuthiger Bescheidenheit Helene zu ihnen.

„Meine Tochter!“ sagte der alte Herr vorstellend; und Beide verneigten sich stumm.

Hugo sah das Mädchen an und stand so überrascht, daß er die gewöhnliche Anrede entweder nicht sprechen konnte oder nicht wollte. Er erfuhr nicht nur einen Eindruck, wie ihn ungewöhnliche Schönheit, sondern eine Gestalt macht, die für den Schauenden eine ganz eigenthümliche Bedeutung hat. Er starrte hin; und glücklich im Innern, lächelte er verlegen. Dann fühlte er, daß er doch auch reden müsse, und holte nun die Versicherungen nach, womit er gesäumt hatte. Die ersten banalen Worte klangen ihm aber so dürftig, daß er sich ihrer schämend in Verwirrung gerieth und einen Satz ausführte, der ihn, wenn er ihn schrieb, nicht in den Ruf eines guten Stilisten gebracht hätte.

Der Baron lächelte für sich. Denn wenn sie nicht zu weit geht und einen schmeichelhaften Grund hat, liegt in der Verlegenheit eines Andern gar nichts Unangenehmes. Auch Helene konnte einen heitern Zug um den Mund nicht unterdrücken. Als Hugo dem Postillon, der ihn hergebracht hatte, noch einen Auftrag gab, trat sie zum Vater und sagte mit schelmischem, innigem Vergnügen: „Ich fürchte mich nicht!“

II.

Tage, Wochen vergingen. Hugo lebte mit der Familie, als ob er zu ihr gehörte, Ellerburg war ihm eine Heimath geworden.

Alles wirkte zusammen, um ihm dieses glückliche Gefühl zu geben.

Der Baron, bei allem Selbstbewußtsein, hatte eine große natürliche Gutmüthigkeit und machte gern Freude, indem er seine Meinung von sich selber in seinem Innern verbarg. Er war gastfrei und strebte nach dem Ruhm eines freundlichen Wirthes, liebte aber zugleich die Bequemlichkeit und führte bei längerem Umgang die geselligen Formen gern auf ein bescheidenes Maß zurück. Um sein Herz zu gewinnen, gab es ein einfaches Mittel: aufrichtige Bewunderung seiner Tochter, an der er mit der größten Zärtlichkeit hing, die den Stolz, die Freude seines Lebens ausmachte.

Helene war ein Kind im schönsten Sinne des Worts. Voller Leben, sprach sie die Frische ihres Wesens unbewußt in graziösen Formen aus. Bei ungewöhnlich feinem Verstand und einer Neigung zur Schelmerei herrschte doch die vom Vater ererbte Gutmüthigkeit in ihr vor; auch sie liebte es vor Allem, zu beglücken und frohe Gesichter zu schaffen.

Zur Familie gehörte freilich noch eine Persönlichkeit, die wir bis jetzt nicht erwähnt haben und die, wäre sie die Herrin von Ellerburg gewesen, unsern Hugo schwerlich hierher gelockt hätte: die verwittwete Schwägerin des Barons. Ihr war aber in der Stellung, die sie einnahm, Zurückhaltung geboten; und wenn sie auch nichts dazu beitrug, dem Gast den Aufenthalt angenehmer zu machen, so störte sie doch auch sein Wohlgefühl nicht, und er, da ihr Benehmen sich gleichblieb, gewöhnte sich an sie.

Gräfin Rabeneck war eine Dame, deren Mittel ihrem Range nicht entsprachen. Das Vermögen, das ihr Gemahl und sie zusammengebracht hatten, war nicht bedeutend, und sie verzehrten es denn auch in kinderloser Ehe bis auf einen kaum in Anschlag zu bringenden Rest. Der Graf starb zu guter Stunde, und die Wittwe durfte sich glücklich preisen, daß der Baron, der ein Jahr früher seine Gattin verloren hatte, ihr in seinem Hause einen Zufluchtsort anweisen konnte. Sie trug nun ihren Dank auf ihre Weise ab, indem sie an Stelle der Baronin repräsentirte und namentlich darnach trachtete, dem Neffen und der Nichte das zu verschaffen, was sie für wahres Glück hielt.

Mit einem längern Besuch Hugo's in Ellerburg war sie nicht einverstanden gewesen. Ihre scharfen, aristokratischen Züge hatten ernste Bedenken verrathen, als man sie mit dem Schreiben Karl's und mit dem Entschluß einer Einladung des Verwandten bekannt machte. Ueberstimmt benutzte sie die Gelegenheit einer Migräne, am Tage der Ankunft das Bett zu hüten, machte aber am nächsten Morgen doch gute Miene, als Hugo mit herzlicher Artigkeit sie begrüßte und sich ihrer Gewogenheit empfahl. Der Verbindung von Seelengüte und Würde

in seinem Benehmen konnte auch sie nicht widerstehen. — —

Die ersten Besuche bei nachbarlichen Freunden des Hauses waren gemacht und die Gegenbesuche empfangen; Einsamkeit und Stille waren auf der Burg wieder eingekehrt und das kam den innigsten Wünschen des Gastes entgegen.

Was sagen wir? Hugo liebte — liebte mit allem Ernst seines tiefen Herzens die Tochter des Hauses. Der Verkehr weniger Tage hatte hingereicht, den ersten Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, zu bestätigen und ihn erkennen zu lassen, daß Helene diejenige sei, die seine Phantasie sehnsuchtsvoll geschaffen und die er gesucht hatte.

Es war seine erste Liebe. Obschon wiederholt angezogen, hatte er sich doch immer wieder frei gemacht und — seinem Ideal die Treue bewahrt. Sein Geist war zu klar und sein Blick zu scharf, als daß er sich über eine Regung auf die Länge hätte täuschen und bloße Bezauberung der Sinne oder der Phantasie für Liebe hätte nehmen können. Wo das Innere dem Aeußern nicht entsprach, wo er nicht die wahre Schönheit, das edle Gemüth erkannte, da wurden die Pfeile stumpf, die ihn zuerst getroffen hatten, die Neigung blieb ohne Weihe, und sie schwand dahin. — Hier mußte er zum ersten Mal bewundernd lieben, je mehr er die Geliebte kennen lernte; und er gab sich nun dem Strom einer Freude hin, wie sie auch den Glücklichsten in diesem Leben nur selten zu Theil wird!

Wenn Helene Jedermann hold und wohlthuend erschien, was mußte der Liebende, — der Dichter und ideale Denker in ihr erblicken! Die Liebe sieht nicht nur alles wirklich Schöne am vollkommensten, sie erhöht es aus sich und umgibt es mit himmlischen Farben. Das ist eben das Geheimniß der Schönheit, daß zu ihr Zwei — zwei Liebende gehören! Daß sie nur lebensvoll aufblüht in liebendem Geben und liebendem Empfangen! Daß sie in ihrem höchsten Glanze nur dem erscheint, der sie heilig liebend verdient!

Unsern Dichter entzückte an dem holden Kind Alles, und der Umgang mit ihr wurde ihm eine unerschöpfliche Quelle von Freuden. Der Klang ihrer Stimme, aus der ihre Seele tönte, machte auf ihn einen rührend süßen Eindruck; und es hätte für ihn, um einen ganzen Tag lang glücklich zu sein, nichts bedurft, als des Morgengrußes, den sie ihm spendete. Jede Stellung und Bewegung war für ihn eine neue Aeußerung der Schönheit, und er betrachtete sie, als ob er dergleichen noch nie gesehen hätte. Trat sie unerwartet vor ihn, so erhielt sein Gesicht einen Ausdruck tiefster Heiterkeit, wie das eines Kunstenthusiasten, wenn er unvermuthet das edelste Werk des geliebtesten Meisters erblickt. Wendeten sich ihre Augen zu ihm und glänzten die Lichter der Freundlichkeit, der Freude und der Schalkheit ihn an, so staunte er über das Wunder der Natur, das Wunder des Seelenlebens. Denn es bleibt ewig wahr: die lebendige Schönheit in reiner Entfaltung und im holdesten Moment ist so überschwänglich, daß neben ihr auch das vollkommenste Idealbild erbleicht, — daß der Dichter, der es sich vorgebildet hat, gestehen muß, er habe die wahre Schönheit noch nicht gekannt und er sei unfähig, was er mit Augen schaue, in Worten auszudrücken. — Wenn im wirklichen Leben so Vieles unschön und verkümmert erscheint und der idealisirende Künstler es leicht hat, ihm gegenüber das Bessere vor Augen zu stellen: das Leben rächt sich und bringt vor das Auge des Schaffenden selber auf einmal eine Erscheinung, vor der alle Menschenkunst sich machtlos und klein fühlt. — Doch eine solche Beschämung ist süß; und Heil dem Künstler, dem sie widerfährt!

Dieses schöne Mädchen war aber zugleich empfänglich für Kunst und Geist, empfänglich für das, was dem Liebenden selber das Höchste war, und sie begriff die Ziele seines Strebens. Ihr Verstand zeigte sich so schnellfassend, daß er sich anfangs ordentlich betroffen fühlte, wie sie Gedanken, die er erst durch jahrelange Arbeit sich errungen hatte, so leicht sich aneignete, sie dann handhabte, als ob sie ihr von jeher bekannt gewesen, und ihm sogar mit dem Vergnügen des Begreifens in Schlüsse und Combinationen folgte. Es war ihm völlig ernst, wenn er dem Vater einmal sagte: „Helene hat einen genialen Geist! Sie braucht in Hauptsachen nichts zu lernen — sie weiß schon Alles!" —

Der größte Segen der Idealität ist die

empfänglichste, dankbarste Auffassung des Wirklichen; und ihn erfuhr Hugo nun in reichem Maße. Daß ein solches Wesen wie Helene existirte, — daß er sie mit Augen sah und ihre Wirklichkeit nicht bezweifeln konnte, das erfüllte ihn immer wieder mit seligem Staunen. Mit Einem Strahl der Liebe durchdrang und erfaßte er das wunderbare Ganze, und sie war sein in allem Licht und aller Fülle des Lebens.

Helene besaß aber zu allen Vorzügen noch den höchsten, dankenswerthesten, entzückendsten: sie war ihm gut.

Darüber konnte für ihn kein Zweifel sein.

Sie betrachtete ihn mit Blicken froher Achtung. Sie strebte darnach, ihm Freude zu machen, nicht nur durch gewöhnliche Aufmerksamkeiten, sondern durch fein angelegte Ueberraschungen. Seine Freude an ihr machte sie glücklich; sie hatte des innigen Vergnügens gar kein Hehl, welches neue Beweise davon in ihr erweckten. Und sie zeigte sich dafür erkenntlich! Wenn sein Auge leuchtend auf ihr ruhte, dann erglomm auch in dem ihren ein süßes Feuer, und ihre Lippen verschönten sich durch einen Zug, der die Rührung ihres Herzens ausdrückte. Ja sie kam ihm entgegen, sah ihn gütevoll an, und freute sich kindlich triumphirend des Glückes, das dann aus seinen Mienen sprach.

Was ist natürlicher, als daß der Liebende wieder geliebt wird? Daß die Seele dem Ruf zum Glücke folgt, das ihr wahre Liebe verheißt? — Und wenn Helene immer noch eine gewisse Zurückhaltung zeigte, selbst in freundlichster Annährung eine zarte Linie nicht überschritt und immer den heitern Sinn der Kindesunschuld bewahrte, so war ihr das geziemend und eine neue Zierde an ihr.

Den größten Vortheil gewährte Hugo sein Verhältniß als Lehrer, was er durch sie bald geworden war. Denn nur in Märchenwelten kann man den Tag in Freundschafts- und Liebesbezeigungen verbringen — irdische Geschöpfe müssen ihn mit einer Beschäftigung ausfüllen, die für sich Interesse einflößt. Welche Beschäftigung ist aber anziehender als die mit geistigen Dingen, mit Wahrheit und Schönheit? Welche Arbeit lohnender als die, welche dem Lehrer die Fragen, der Schülerin die Antworten auferlegen? — Es ist eine glückliche Abziehung von persönlichen Gefühlen, wenn die Seelen mit gemeinsamem Antheil auf einen großen Gegenstand gerichtet sind; die Gefühle werden heilig gehalten, und wenn sie dann wieder hervortreten, schaffen sie nur um so reinere Lust.

Wenn Hugo der Lernbegierigen klar und begeistert Aufschlüsse gab, durch hohe und heilige Vorstellungen ihre Seele mit andachtsvollem Ernst erfüllte, dann zahlte er die Freude heim, in welche die Lieblichkeit ihres Wesens ihn versetzt hatte, und sie vergalt ihm Bewunderung mit Bewunderung. Es war gut für ihn, daß sie, die ihn von Liebe bezwungen sah und nothwendig ihre Herrschaft fühlte, in andern Momenten wieder mit Hochachtung zu ihm aufsehen mußte. Und es war schön, daß sie nach einem Blick der Liebe aus seinem Auge wieder mit inniger Zufriedenheit, ja mit schelmischem Vergnügen lächelte, da sie ihrer Macht über ihn sich wieder bewußt geworden.

Das Verhältniß zwischen einem liebenden Mann, der zugleich in Wissenschaft und Kunst nicht nur heimisch, sondern productiv ist, und einer Jungfrau, deren Seele nach Wahrheit verlangt, gehört sicher zu den schönsten und für beide Theile segensvollsten. Denn es kann begabten Menschen nicht genügen, zu leben und glücklich zu sein: sie wollen erkennen, wozu man lebt, wozu man glücklich ist, und wie dem Glück Weihe und Dauer gegeben wird. Gehen doch Leben und Glück der Erde zuletzt vorüber! Wie schön ist es nun, wenn der Liebende Einsichten erlangt hat, die ihn auf ewiges Glück und ewige Ehre hinschauen lassen, und seine Rede die Erwählte mit Licht erfüllt, so daß ihr das eigene Dasein klarer wird und das ideale Ziel erhebend vor ihre Seele sich stellt! — Das ist eben die Weihe des Lebens und die Weihe des Glücks, daß man Leben und Glück begreifen und ihre vollkommenste Gestaltung vorausdenken lernt! —

Unsern Freund, wenn er in dem traulich stillen, von Ihr so bequem eingerichteten Gemach allein war, durchdrang ein unaussprechliches Wohlgefühl. Er konnte wenig lesen und noch weniger schreiben. Aber er saß oder ging auf und ab in hei-

teres Sinnen verloren, oder froh nachdenkend, womit er ihr Vergnügen machen wolle. Hie und da warf er kurze Bemerkungen auf's Papier: Eindrücke, die er empfangen — Gedanken, die sich in ihm erzeugt hatten. Oder er schrieb kleine Lieder hin, die ihm das wallende Herz und der liebebeschwingte Geist eingegeben. Von dem Lichte des innern Glücks durchleuchtet sah er dann auf die Landschaft, und sie stand vor ihm in Verklärung. Jeder Baum, jede Hütte, jeder blauduftige Hügel war ihm Poesie geworden.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er auch zur Unterhaltung der Familie und etwaiger Gäste das Seine beitrug. Der Glückliche, wenn er auch sonst nicht redselig ist, wird mittheilsam; und Hugo, der die meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte, hatte gar Vieles zu erzählen, was auch den Baron und die Gräfin interessirte. Er war keineswegs ohne Feinheit, der edle Geist; und da er die Beiden durch satirische Lichter, die er auf Erlebtes und Gesehenes warf, am meisten beglückte, so ließ er seiner Laune freien Lauf und erreichte den Zweck, auch ihnen zu gefallen. Die Bestimmtheit, womit er über genau untersuchte Dinge sein Urtheil aussprach, setzte ihn in Respect, und der Baron gestand sich, daß in ihm ein Mann steckte, der, wenn er wollte, eine bedeutende Stellung zu erlangen vermöchte.

Einen eigenen Stoff zu Gesprächen gab die Geschichte der Familie. Der Baron hatte sich dafür in jüngern Jahren sehr interessirt und war glücklich, außer den Ahnenbildern auch noch Reliquien an Waffen und Geräthschaften zu besitzen, die er in demselben Saal aufgestellt hatte. Man liebte es, bei Betrachtung derselben sich in frühere Jahrhunderte zu versetzen; und als Hugo sich zufällig als Autor einer kleinen Erzählung bekannt hatte, die in ein Journal gekommen war, lag ihn Helene sehr an, einen Roman auszuführen, der eine Episode aus der Geschichte derer von Ellerburg behandelte. Es gab nämlich aus den Zeiten vor der Reformation eine Sage, wonach eine wunderschöne Hedwig des Geschlechts durch Kühnheit und Geistesgegenwart sich auszeichnete, indem sie gegen einen Bund feindlicher Nachbaren die frühere Burg rettete, die hernach freilich doch zerstört worden war. Diese ihre gemeinschaftliche Ahne, meinte das Mädchen, zu verherrlichen, wäre Hugo ganz der Mann, und als Abkömmling auch verpflichtet. Wenn ihn aber bei der Zeichnung ihrer Schönheit seine Phantasie im Stich lasse, so könne er ja seine eigene Urgroßmutter conterfeien, die, wie sie in der Mitte ihrer Schwestern dastehe, ganz das Ansehen habe, als ob sie dieselbe That auszuführen vermöchte! — Hugo versprach's der lieblichen Drängerin und begann wirklich Studien zu machen, die ihn angenehm beschäftigten.

Im Ganzen trug die Unterhaltung ein stilles, friedliches Gepräge. Der Baron hatte früher chevalereske Passionen gehabt, die mancherlei Aufregung und Lärm in's Haus brachten; aber auch von der letzten — die ihn, nebenbei gesagt, am theuersten zu stehen gekommen war, — vom Spiel, hatte er seit Jahren sich bekehrt. Er war bequem geworden, der gute Herr, so daß auch einfache Jagdgänge und Spazierritte nur wenig Reiz mehr auf ihn übten. Am meisten gefiel er sich in behaglichem Umherschlendern und Träumereien, die sich auf seine Kinder bezogen.

Die Tage gingen hin. In der dritten Woche nach seiner Ankunft hatte Hugo von einer größern Tour gesprochen, die er auf den Spätsommer angesetzt und die er nun bald werde beginnen müssen; aber Helene hatte ihn so schön gebeten die Unterhaltung und den Unterricht nicht zu unterbrechen, der Baron, der schon an ihn gewöhnt war, hatte so freundlich, um nicht zu sagen väterlich eingestimmt, daß er den Gedanken aufgab und blieb. Wenn ich in seinem Namen offen sein soll, war es im Grunde auch mehr eine Probe gewesen, worauf er die Verwandten stellen zu müssen glaubte; und er wäre sehr betroffen gewesen, wenn sie ihn hätten ziehen lassen! —

Wie er sein Verhältniß ansah und über Gegenwart und Zukunft dachte, spricht sich am besten in einem Brief aus, den er in jenen Tagen an einen Jugendfreund schrieb, der an der Landesuniversität Professor der Jurisprudenz war.

Er lautete:

„Mein lieber Fritz! Es ist geschehen, was ich gehofft, und was Deine Frau mit liebenswürdigem Vertrauen mir prophezeiht hatte. — Du bist widerlegt! — Warst

Du nicht alles Ernstes gemeint, mir Sprödigkeit aus Hochmuth anzudichten und mir nachzusagen, ich sei ein Verächter der Frauen, weil ich in meinem Alter noch fessellos umherginge? Hast Du mich nicht verläumdet als Einen, der an jeder lebenden Jungfrau auszusetzen habe, daß sie nicht vom Scheitel bis zur Sohle sein Ideal sei, und der nie werde finden, was er suche, weil er eigentlich gar nichts finden wolle, sondern nur immer träumend suchen? — Ich habe gefunden! Ich habe nicht ganz das gefunden, was ich mir vorzustellen liebte — nein, mein Ideal ist nicht ganz erfüllt: Die Wirklichkeit ist unendlich viel reizender und lieber! — Nur ein Blick hat dazu gehört, um mir die Gewißheit zu geben, daß sie es ist, weil sie es nicht ist, um mir zu beweisen, daß ich phantasirend ein Stümper gewesen. Ich habe geträumt, ich träume noch, aber jetzt erst den wahren Traum, das traumschöne Leben!

Es ist die einzige Schwester unseres gemeinschaftlichen Freundes Karl von Ellerburg.

Du weißt, daß die Meinen mit dem Baron und seinen nächsten Verwandten auf gespanntem Fuße lebten und daß ich Schloß Ellerburg deshalb nie gesehen, obwohl etwelches Blut der Familie in meinen Adern fließt. Diesen Sommer kam nun darauf bei Karl die Rede, und da die Gefühle der Meinen auf mich nicht übergegangen waren, so erhielt ich eine Woche später von seinem Vater die Einladung, einen Theil der schönen Jahreszeit bei ihm zuzubringen. — Ich ging, und sah Helene; — und mein Schicksal war erfüllt.

Im Gegentheil, Du consequenter Verkenner Deines Freundes: ich war von Jugend auf ein Verehrer des weiblichen Geschlechts und offen für allen Liebreiz, womit Gott und Natur diese ihre süßeste Erfindung ausgestattet. Nur das Glück hatte ich nicht, diejenige unter ihnen zu finden und zu gewinnen, die ich eben suchte. — Heil meinem Eigensinn — meiner Thorheit, wenn Du willst! Ich bin frei gewesen, als ich sie erblickte; und habe schon jetzt ein Glück erfahren, um dessentwillen es werth war, in's Dasein getreten zu sein.

Es wird mir schwer, sie Dir zu schildern. Denn ich kann Alles sagen, und habe doch eigentlich nichts gesagt. Was weißt Du von ihr, wenn ich Dir schreibe: zartschlanker Wuchs und reizende Linien der Bewegung; mattglänzende blonde Haare mit natürlichen Locken; Augen von einem eigenen, kräftigen Blau; fein geprägte, gehauchte rothe Lippen, kleine, schimmernd weiße Zähne; regelmäßige Form des Gesichts, mit kaum gebogener Nase, in zierlichster Ausführung; Hals und Brust wunderbar modellirt! — Kannst Du Dir ein Bild machen von dem Ganzen? — Was Du Dir auch vorstellen magst: Die Wirklichkeit — die Einheit — die Schönheit, die in der eigenthümlichen Einheit liegt, wirst Du nie vor Augen haben!

Heiliges Leben! Selige Wirklichkeit! — Was wir dichten und denken, das Herrlichste und Schönste, es beschäftigt uns, aber es befriedigt uns nicht! Es ist nur ein Sichbereiten zur innigsten Auffassung des Schönen, wenn es uns lebendig entgegentritt. Sehnsucht lodert in uns und verzehrt uns, in Entsagung leben wir öde Tage, wenn wir es suchen und es will nicht erscheinen. Schwebt es aber her — schauen wir es mit Augen und ergreifen wir es mit den Sinnen, dann wallt ein Entzücken in uns auf, unaussprechlich — ein Gluthgefühl, das nicht verzehrt, sondern erfüllt und nährt und heilt: und stark und froh trinken wir vom Götterquell des Lebens! — Liebe ist zur Sehnsucht gekommen und hat sich mit ihr vermählt; der Sehnsucht ist Heil widerfahren, und Friede ist die Frucht des Bundes.

Wer die lebendige Schönheit mit Augen gesehen hat, der weiß mit vollkommenster Klarheit: die Seele bildet den Leib und adelt ihn und erhält ihn schön und umhaucht ihn mit Zaubern der Anmuth. Schönheit des Leibes ohne Schönheit der Seele ist todt. Wenn Güte, Liebe, Heiterkeit und Schalkheit aus den Mienen blicken und die ganze Gestalt durchfließen, dann ist der Leib, Seele — Poesie geworden, er duftet uns an wie Lilien und Rosen, und wir müssen ausrufen: hier ist Vollkommenheit!

Der Himmel, mein lieber Freund, beginnt schon auf Erden; — oder besser gesagt, er ist auch auf Erden nie ganz ausgegangen. Sogar das Reinschöne kann in dieser Welt erblühen, wie die göttlichsten Gedanken im Geiste der Sterblichen sich erzeugen können, die wir im Himmel nicht besser zu denken vermögen. Aber selten glühen diese himmlischen Lichter auf Erden empor, und sie erlöschen wieder. Sei es! Die Werke Gottes halten

doch so lang in Schönheit aus, um uns einen Vorschmack zu geben der ewigen Vollkommenheit, in welche erhoben zu werden vor allen sie in's Dasein gerufen sind! Und der Gedanke, daß sie vergehen müssen, um beständig zu werden, läßt sie uns nur um so rührender und theurer erscheinen.

Du weißt, daß ich von Gesinnung kein Aristokrat bin. Ich kann behaupten, daß ich für die Mängel, Thorheiten und Albernheiten auf Seiten meiner Standesgenossen ein offneres Aug' und ein schärferes Wort hatte, als für die Kehrseite, die auch anderswo fatal genug hervortreten kann. Was die Stände betrifft, deren Thätigkeit wir den Boden verdanken, auf dem alles Leben gedeiht, und die ihn nun selbst mit den schönsten Blüthen des Lebens zieren, so hab' ich ihre Verdienste und Vorzüge stets mit Freuden anerkannt und gepriesen. Ich habe mit allen Berufen zeitweilig verkehrt, und indem ich ihr Treiben mit dem Augen wahrer Theilnahme betrachtete, den eigenthümlichen Werth und Reiz eines jeden erkannt. Ebendarum kann ich aber auch die Vortheile und Vorzüge würdigen, die dem Adel immer noch eigen sind oder wenigstens bei ihm am meisten hervortreten.

Gestehen wir's uns: es ist schön, von einem Geschlecht abzustammen, das Jahrhunderte lang zur herrschenden Classe gehörte, die Fähigkeiten' ausbildete, die in solcher Stellung gefordert und natürlich sind, und nun Anlage und Richtung dazu dem Abkömmling überliefert, wie die Güter, die es für ihn gesammelt hat! Es ist schön, mit alten Zeiten verbunden zu sein durch das Blut, das in uns fließt, und durch die natürliche Zärtlichkeit, die wir dem Stamme widmen, von dem wir uns ableiten! Es ist schön, auf einem Gute zu sitzen, von dem wir uns sagen können: das haben die Ahnen vor Jahrhunderten gewonnen und durch Jahrhunderte erhalten! In diesem Hause sind sie aus und eingegangen, haben Leid und Freud erfahren und haben es beseelt und geweiht, durch Menschenkraft und Menschengeschick, durch eine Fülle schöner und freudiger, leidenschaftlicher und leidvoller. Empfindungen! — Alles das, es läßt sich nicht leugnen, gibt der guten Natur ein heitres Selbstgefühl, eine Freiheit des Geistes und eine Anmuth des Betragens, die im Umgange den wohlthuendsten Eindruck machen.

Die Ellerburger waren von jeher stattliche, schöne Leute — das bezeugen die Ahnenbilder, deren erstes grade vor jetzt dreihundert Jahren gemalt wurde. Meine eigene Urgroßmutter, deren Originalconterfei ich endlich gesehen habe, ist ein stolzes Weib, von heroischer Grazie, mehr Juno als Venus, — wie sie denn als Gattin würdevoll und muthig und im Interesse der Familie nur etwas zu ehrgeizig war. — Von allen diesen Gestalten ist Helene die feinste Blüthe. Das edle Licht, das ihr ganzes Wesen umschimmert, ist um so rührender, als sie selber keine Ahnung davon hat, wie es sie auszeichnet. Es ist in Wahrheit eine paradiesische Natur. Alles Gelernte hat sie sich angeeignet und vergessen und in Natur verwandelt durch ihr lichtfrohes Gemüth, das alles durchfließt und jede Aeußerung der Seele glänzend neu erscheinen läßt. —

Aber (wirst Du mich fragen) was hast Du nun eigentlich vor? Was sind Deine Ansichten und Absichten? Wie denkst Du Dir Deine Zukunft?

Ich bin glücklich, bester Freund, einen Schritt, der jetzt noch viele Bedenken erregt, nicht sogleich wagen zu müssen. Mein Reiseproject ist aufgegeben, mein Besuch nach freundlichen Wünschen auf unbestimmte Zeit verlängert. Helene ist noch jung, hat kaum das siebzehnte Jahr überschritten; ihr Herz ist gänzlich frei geblieben und kein Mann in der Nähe, den ich zu fürchten hätte. Sie hängt an mir mit einer Freundschaft, die sich nicht scheut, in Momenten der Güte die Form der Liebe anzunehmen. Sie ist geistvoll und trachtet nach Erkenntniß und ehrt in mir ihren Führer und Lehrer; und wenn die Achtung in ihrem Herzen noch überwiegt, so ist doch eben sie die Staffel zur wahren und dauernden Liebe. Träte jetzt ein Mann auf, dem ich an äußeren Vorzügen weichen müßte, er wäre aber ohne Geist und edlen Sinn, Helene würde ihn ungerührt kommen und scheiden sehen. Wer in die Welt des Ewigen und ihre Herrlichkeit Blicke gethan hat, wie sie, der bleibt ihr treu und fällt nicht ab an den Schein, der nach blendendem Gleißen in Nichts zerfließt.

Erwägungen freilich stell' ich doch an: wie ich sie mir erringe, und, wenn es gelungen, welch ein Dasein ich mit ihr führen werde. — Der Baron war bei der Ueber-

nahme seiner Güter noch reich, aber das Vermögen, wie ich hörte und jetzt auch merke, ist geschmolzen. Wie sehr? Ich weiß es nicht; aber es scheint doch nicht so weit, daß er sich nicht durch sein jetziges eingezogenes Leben wieder erholen könnte. — Wenn mein Vater — — doch still von dem leidenschaftlichen, fürstlich leichtsinnigen Mann! — — Ich habe bisher meiner Ausbildung und meinen Neigungen gelebt, — gilt es, ein Wesen wie sie zu beglücken, dann kann ich auch der Pflicht leben und arbeiten im Schweiße des Angesichts! Und süßer muß es sein, für die Geliebte nicht nur den Ueberfluß hinzuwerfen, sondern den Kampf des Lebens zu kämpfen und Drangsal überwindend ein Verdienst zu sammeln gegenüber dem unendlichen Geschenk der Liebe.

Lebe wohl, mein Freund! Grüß mir die liebe, freundliche Gattin, die ich jetzt sehe, wie sie schalkhaft lächelt. Sie triumphiren doch alle, wenn wieder Einer gefangen ist und entzückt verkündet, daß unser Herrgott kein schöner und edler Werk erdacht und ausgeführt hat als das Weib!" —

Zunächst ließ er sich also gehen im Glück, der Glückliche. Es ereignete sich nichts, was sein Verhältniß zur Familie geändert hätte. Die Zeit bewirkte nur, daß die Vertraulichkeit mit ihr und das Behagen des Umgangs für ihn gemehrt wurden.

Daneben begann er aber doch auch, eine gewisse Sorge für sie zu entwickeln. Der Verwalter der Oekonomie hatte durch überhöfliches Benehmen von Anfang an ein Mißtrauen in ihm erregt, das die Urtheile von Dorfleuten über diesen Mann ihm nicht benehmen konnten.

Er bewog den Baron, auf die Wirthschaft ein schärferes Auge zu haben und die Rechnungen fleißiger zu prüfen, indem er als Gehilfe sich alle Mühe gab, ihm das Geschäft interessanter zu machen.

Die eigene Lage und die Möglichkeit der Gründung einer Familie überlegte er gewissenhaft. Von dem Einkommen, das aus seinem Erbe floß, konnte er nur selber leben; und auch er nur, weil er ohne alle kostspieligen Neigungen war. Der Baron konnte die Rente schwerlich zur Führung eines Hausstandes ergänzen, wie er ihn allein der Geliebten anbieten durfte. Was war zu thun? Sollte er seine literarischen Fähigkeiten anstrengen zum Zwecke des Erwerbs? Ein täuschendes Unternehmen, wie so manches Beispiel zeigt, und ihm, der bis jetzt mit der Feder nur seine Neigung befriedigt hatte, innerlich widerstrebend! — Sollte er nach einer Stellung trachten, zu welcher ihm Geburt und Kenntnisse eine Art Anrecht gaben? Er konnte sich nur zwei denken. Aber die diplomatische Carrière verzehrt mehr, als sie lohnt, und unter allen Umständen würde er nicht sofort einen Posten mit Einkommen erlangen. Zum Intendanten der Hofbühne hielt er sich geeignet und glaubte auch der Verbindungen, die ihm den Weg dazu bahnen konnten, nicht zu ermangeln. Aber der jetzige Inhaber der Stelle, wenn auch alt, war noch ziemlich frisch und gab vorderhand keine Aussicht, daß er seiner Thätigkeit satt werden möchte.

Keine Sicherung für die nächste Zeit! — Zwar hatte er einen Onkel, Stiefbruder seiner frühverstorben Mutter, der kinderlos geworden war und für wohlhabend galt. Aber Herr von Grollfeld war nicht der Mann, bei Lebzeiten für ihn etwas zu thun, auch angenommen, daß er ihn vor den andern Verwandten zu begünstigen gedachte, was noch keineswegs entschieden war.

Was sollte er dem Vater nun sagen, wenn er um die Hand der Tochter anhielt? Konnte er ihn auf Hoffnungen verweisen? — Er war nicht mehr jung, und was bei einem Jüngern anging, das geziemte sich für ihn nicht mehr. Er mußte ein schönes, ehrenvolles Loos mit Sicherheit gewähren können, wenn er als Freiwerber auftreten wollte.

Durfte er aber den Vater, die Familie bei Seite lassen und vor Allem das Ja der Geliebten zu erlangen suchen? Durfte er das gute, vertrauensvolle Kind an sich fesseln, um mit ihr vereint der Familie die Zustimmung abzuringen? Unmöglich — bei seinem Charakter! — Er mußte sich umthun, um auftreten zu können mit Ehren, und bis dahin — warten!

Und doch, je mehr er fühlte, daß er ohne sie nicht zu leben vermöchte, desto mehr trat nun auch die Sorge hervor, daß er den günstigen Moment versäumen und ein Anderer sie gewinnen könnte, der sich erklärte, während er schwieg. Ein Mitbewerber konnte gleichwohl jeden Tag auftreten! Brauchte es mehr, als Helene zu

sehen, um leidenschaftlich nach ihrem Besitz zu trachten? Und wenn Einer zum Vater nun sagen konnte: ich mache sie zur Herrin meiner Güter? — Er erschrak bei dieser Vorstellung; und wie sehr er das Andenken seines Vaters ehrte, jetzt stieg doch ein schmerzlich bittres Gefühl gegen den Vergeuder in ihm auf!

Vielleicht war er aber auch zu bedenklich! Man wollte ihm hier so wohl, — er erfreute sich so herzlichen Vertrauens! Konnte er sich nicht dennoch jetzt schon erklären und eine stille Verlobung und die Frist eines Jahres zur Gründung eines Geschicks erreichen? — Das Vermögen des Barons konnte gar wohl auch noch bedeutender sein, als er dachte! Dann war die Ergänzung seines Einkommens zur ausreichenden Höhe wenigstens für die nächste Zeit möglich; und für weiterhin wollte er sorgen!

Er mußte es dennoch wagen! — Der Schritt unter solchen Umständen war für seine edle Natur, die mehr zu geben als zu nehmen liebte und sich am meisten durch Großmuth genugthat, ein peinlicher; aber er mußte sich bezwingen. Er mußte aushalten, wenn er die Mienen zuerst betroffen sah, — durch seine Persönlichkeit ersetzen, was ihm an Weltansehen abging, und durch alle Mittel seines Geistes und Charakters — überzeugen.

Während er äußerlich derselbe blieb und seine Beschäftigungen fortsetzte, als ob er nur an sie dächte, hielt er, nachdem der zweite Monat seines Aufenthalts vergangen war, mit sich selber scharfen Rath; und er kam zu dem Schluß: die Ellerburg nicht zu verlassen, ohne sich erklärt und sein Schicksal erfahren zu haben.

Ein unerwartet eintreffender Besuch stärkte diesen Vorsatz, indem er die Ausführung zu erleichtern schien.

Eines Abends, nach kurz vorhergegangener Meldung, traf Karl von Ellerburg auf dem Gute ein, um einen Theil seines Urlaubs (er war Rittmeister des Dragonerregiments in der Hauptstadt) bei den Seinen zu verbringen. Er brachte einen Fremden mit, den er als den neuen Oberförster zu G. präsentirte, indem er hinzufügte: Herr von Wildau, vor Kurzem glücklicher Gatte geworden, habe sich ihm als ausgezeichneter Freund bewährt und er empfehle ihn Allen zu guter Nachbarschaft. Nach dieser nähern Charakteristik machte der Ankömmling durch offnes, treuherziges Wesen auf Hugo den besten Eindruck. Der Liebende hatte aber beim ersten Anblick doch einen gewissen Schreck empfunden als über einen möglichen Rival; und während die Familie den Pflichten der Gastfreundschaft oblag, machte er fest mit sich aus, bei nächster Gelegenheit dem Bruder seine Wünsche zu eröffnen und eine Entscheidung herbeizuführen.

In den ersten Tagen fand sich keine Gelegenheit dazu. Man arrangirte Jagdpartien, machte Besuche und tafelte mit Gästen. Karl schien dem Freund auch nicht in der rechten Stimmung zu sein, das Anliegen zu hören. Er war lebhafter als gewöhnlich, unterhielt die Gesellschaft durch lustige Reden, schien aber hinter der muntern Außenseite doch eine Unruhe zu verbergen, die auf eigne Sorgen deutete.

Wildau, nachdem er den Beifall der ganzen Familie gewonnen, verabschiedete sich, um sich nach G. zu begeben, wo man unterdessen die Amtswohnung für ihn hergerichtet hatte. Auf der Ellerburg zog wieder die Ruhe und Stille ein, die Hugo am liebsten war, und die er besonders jetzt willkommen hieß. Am andern Morgen suchte er Karl auf, um ihn in's Geheimniß zu ziehen und seinen Beistand zu gewinnen.

Er fand ihn im Garten, mit abgewendetem Gesicht eine Allee hingehend, und rief ihn an. Karl drehte sich um; — seine Züge wiesen einen Ausdruck, der den Freund bestürzt machte. Tiefer Unmuth, peinliche Gefühle sprachen aus ihnen. „Was ist Dir?" fragte Hugo.

„Ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne!" rief Karl.

„Was ist denn aber geschehen?" rief Hugo. Und als Jener zauderte zu antworten, setzte er hinzu: „Ich bin Dein Freund, red' offen mit mir und wenn ich Dir helfen kann. . . ."

Der junge Ellerburg zuckte die Achseln mit einem schmerzlich ungläubigen Ausdruck. „Die Sache," fuhr er nach einem Moment fort, „ist im Grund einfach und mein Unglück nichts weniger als neu. Ich liebe die Schwester Wildau's, ein in jedem Betracht ausgezeichnetes Mädchen; ich hab' um ihre Hand angehalten, weil ich glaubte, daß mein Vermögen den Mangel des ihrigen ersetzen könne, und erhielt ihr Jawort.

Vor wenigen Minuten hatte ich eine Unterredung mit meinem Vater. Er war betroffen, in großer Verlegenheit. Gegen die Familie — der Vater war General — konnte er nichts einwenden, und er ist zu gut, zu ehrlich, um sich lang hinter Vorwänden verbergen zu können. Zuerst sprach er mir von der Nothwendigkeit, eine reiche Partie zu machen, weil in gegenwärtiger Zeit nur durch großen Besitz der Glanz einer alten Familie gesichert sei. Von mir gedrängt und durch meine Gründe für mäßiges äußeres Glück, wenn sonst alles nach Wunsch wäre, besiegt, gestand er mir, daß unser Gut mit Schulden überbürdet sei, und er selber Mühe habe, sich aufrecht zu erhalten. Von einem Erlegen der Caution und dem geforderten jährlichen Zuschuß könne nicht die Rede sein. Wolle ich heirathen, und Ellerburg übernehmen, so wäre eine reiche Partie unvermeidlich, und er selber wolle dann lieber über das Alter des Adels ein Auge zudrücken. Erstaunt (obwohl ich in der letzten Zeit eine gewisse Ahnung gehabt!) und außer mir fragte ich: wo denn so viele Schulden herkämen? Er wurde roth, murmelte etwas von Mißgeschick, sah mich aber mit einem Blick so tiefgefühlter Reue an, daß ich wußte: das Mißgeschick waren seine eigenen theuern Passionen und seine Fahrlässigkeit! — Und nun ist's aus. Ich habe das Ja meiner Amalie, sie hat das meine, und ich stehe hier als ein Mensch, der sein Wort nicht halten kann!"

„Armer Freund!" rief Hugo, mit klopfendem Herzen und seine eigne Erschütterung mit Mühe verbergend.

„Da hab' ich's nun mit meinem Vertrauen!" fuhr Jener mit leidenschaftlicher Erregung fort. „Ich habe Dich immer bedauert, Freund Hugo, daß Dein Vater Dir seine Güter vor der Nase wegverschleudert hat; und nun ist mir von dem meinen, wenn auch minder offen und chevaleresk, das Gleiche passirt! Das sind ihre jetzigen Künste! Was eine Reihe von Vorfahren mit unermüdlicher Thätigkeit gebaut haben, das wird von einem Einzigen sinnlos ruinirt — und dann ist er ein rechter Edelmann gewesen! Die Kinder mögen Roturiers werden und die Sprößlinge von reichgewordenen Roturiers heirathen — wenn nur sie, das Geld wie Koth hinwerfend, als echte Cavaliere sich benommen haben!"

„Du wirst bitter," entgegnete Hugo, indem er die Hand des Freundes ergriff, — „bitter und ungerecht! Dein Vater mag schwach gewesen sein, aber gleichgiltig gegen Euch wahrlich nicht! Er liebt Dich und Deine Schwester zärtlich!"

„Das ist's ja eben!" fuhr Jener heraus. „Er liebt uns zärtlich; aber sich selber hat er nie etwas versagt und nie etwas zugemuthet. Er liebt uns zärtlich; aber er folgt wie ein Lamm seinen Neigungen und stürzt uns in's Unglück!"

Hugo schüttelte den Kopf und ein Blick der Mißbilligung ging aus seinem Auge. Aber Karl sah nicht auf ihn. „Arme Helene!" rief er. „So gut, so schön, so liebenswürdig — und kann jetzt von Glück sagen, wenn sie einmal Stiftsfräulein wird! — Wer wird sie heirathen ohne Geld?" fuhr er auf eine Bewegung Hugo's fort. „Ein Reicher nicht, dazu sind die jungen Herrn jetzt zu praktisch; und ärmliche Verhältnisse wünsch' ich nicht für sie. Lieber eine Nonne! — Aber es ist kläglich, es ist jammervoll für den Bruder, so ein schönes, edles Leben um sein Lebensglück betrogen zu sehen!"

„Du bist in einer Leidenschaft," entgegnete Hugo, „die Dich an Allem verzweifeln läßt! Beruhige Dich! Laß die Zeit wirken, und Du wirst die Lage, die Dir jetzt hoffnungslos erscheint, wieder mit andern Augen ansehen!"

„Wenn ich ein Philosoph wäre, wie Du!" versetzte Karl mit einem bitteren Verziehen der Lippe. „Du hast gut reden! Du genügst Dir selbst, lebst in höheren Sphären und hast die Bedürfnisse eines Weisen. Dir ist Entsagung Genuß; aber wir Ellerburg sind von gröberem Stoff und nähren uns nicht von Aether!"

Hugo, während er ihn mit einem Blick des Mitleids ansah, konnte einen schmerzlichen Zug um den Mund nicht unterdrücken.

Karl, ohne es zu bemerken, rief: „Aber ich werde nicht nachgeben und mein Wort der Geliebten halten trotz Allem und Allem! Auch für Helene werde ich nicht resigniren! Ich werde mich umthun und sehen, ob ich nicht doch noch einen Mann für sie finde, der ihrer werth ist und ihr ein Dasein schaffen kann, wie sie es verdient. Vielleicht gibt es doch auch jetzt noch einen Edelmann, der edel genung denkt, Schönheit und Tugend für eine Gegengabe anzusehen,

die Rang und Reichthum aufwiegt! Vielleicht! — Jedenfalls gilt es den Versuch!"

„Gut," versetzte Hugo. „Nun sprichst Du wie ein Mann — und dabei laß uns vor der Hand bleiben!"

Sie gingen mit einander in's Schloß zurück. — —

Daß der Liebende von seinem Entschluß, dem Bruder sich zu eröffnen, für jetzt abstand, begreift sich. Er erneuerte um so ernstlicher den andern: sich um eine Stellung zu bewerben, die das mangelnde Vermögen bei ihm ersetzen, und eben ihn zu dem gesuchten Gatten für die Geliebte machen könnte.

Darnach richtete er sein Verhalten gegen die Familie ein; und wie hart es ihn ankam, sich gegen Helene genau innerhalb der Linie verehrender Freundschaft zu halten — es gelang ihm.

Den Bruder, bei dem die Anfälle von Zorn und Schmerz wiederkehrten, suchte er zu beruhigen, und auch dies glückte ihm endlich. Als dessen Urlaub abgelaufen war, nahm auch er Abschied von der Familie und ging unter Verheißungen des Wiederbesuchs mit dem Freund in die Residenz zurück.

III.

Welt und Zeit haben eine wunderbare Macht gegen den Geist. Wir können ein Paradies finden auf dieser Erde, in Gefühlen der Liebe, des liebenden Denkens leben und mit stiller, tiefer Lust an ewigen Dingen hängen. Die Sphäre des Erhabenen und Schönen steht so lebendig und leuchtend vor uns, daß uns die Aeußerlichkeit des Daseins wie ein Traum verschwindet. Aber auf einmal wendet sich's, und vielmehr das Paradies ist wie ein Traum verschwunden. Die Wirklichkeit mit ihrem Zwang hat uns wieder; ihre Sorgen erfüllen uns, ihre Lockungen ziehen uns hin und her und zerstreuen uns. Das Ziel, auf welches sie hinweist, tritt in Streit mit dem idealen, das wir uns selber gestellt, und dieses weicht zurück, um den Blicken oft gänzlich zu entschwinden.

Die Welt hat eine eigne Art, auf eine Zeit einem rein schönen Leben in sich Raum zu geben. Sitte und natürliche Neigung wirken zusammen, um einen geselligen Verkehr zu ermöglichen, wo nur Freundlichkeiten getauscht werden. Fühlt sich in solchem Kreis ein junger Mann zu einer Jungfrau gezogen, daß über den Zustand seines Herzens kein Zweifel mehr sein kann, so ist das für Jedermann zunächst nur erfreulich. Man hat das Gefühl des Natürlichen und Anmuthigen dieses Zuges. Der Liebende ist ein „Verehrer" der Schönen, und das ist ein Lob für Beide. Seine Verehrung ehrt nicht nur sie, sondern auch ihre Angehörigen. Diese erblicken an der Huldigung die schmeichelhafte Seite, ergötzen sich daran, ja fördern sie und dienen ihr. Und so kann in Freundschaft und Liebe ein seliges Leben gelebt werden, das von keiner Seite eine Störung erfährt.

Alles ändert sich aber plötzlich, wenn die Welt dem schönen Spiel, das sie gestattete, mit eignen Forderungen entgegentritt. Dann wird das Unverfängliche mit einem Mal bedenklich, das Angenehme lästig, das Ehrende kränkend, und was man bisher gehegt, gefördert hat, das kann mit Leidenschaft abgewehrt und ferngehalten werden. — —

Kurze Zeit nach der Abreise der beiden Freunde war dem Baron die Last, die auf seinem Herzen lag, so drückend geworden, daß er sich der Schwägerin ohne Rückhalt mittheilte und nicht nur die Forderungen des Sohnes und sein Verhältniß zu Fräulein von Wildau, sondern auch die ganze Ausdehnung seiner finanziellen Bedrängniß eingestand.

Die Gräfin war sehr betroffen. Sie hatte für Karl eine reiche Erbin, die Tochter einer Jugendfreundin im Auge, die mit Helene ungefähr in gleichem Alter stand, und schon Projecte gemacht, wie sie das Paar zusammenbringen wollte. Von einer ansehnlichen Schuldenmasse des Barons wußte sie; aber die genannte Höhe übertraf ihre Vorstellung um ein Bedeutendes. Sie besaß jedoch einen starken Geist, die aristokratische Frau, und indem sie für sich hinsah, entgegnete sie mit Fassung: „Das sind ja schlimme Nachrichten! — Und Karl hat sich gebunden, daß er nicht mehr zurücktreten kann?"

„Er will gar nicht zurücktreten," versetzte der Baron. „Eine Stunde vor seiner Abreise hat er mir noch erklärt, er werde der Geliebten sein Wort halten unter allen Umständen!"

Die Gräfin zuckte die Achsel. „Lassen wir ihn," erwiederte sie dann, „und fassen

wir etwas Anderes in's Auge. — Wenn er uns im Stich läßt, wird vielleicht das Mädchen unsere Retterin!"

„Helene?" rief der Baron.

„Helene," versetzte die Gräfin mit Nachdruck. — „Das Kind ist im letzten Jahr ungewöhnlich schön geworden. Bei ausnehmend feinen Zügen ist ihre Erscheinung dennoch brillant: sie gewinnt auf den ersten Blick! — Indeß," fügte sie mit etwas spöttischem Lächeln hinzu, „das brauch' ich dem Vater wohl nicht erst zu sagen!"

„Wo willst Du hin?" entgegnete der Baron. „Hast Du eine Partie für sie?"

„Noch nicht. Aber es schwebt mir eine vor, und wir müssen das Unsere thun, sie möglich zu machen."

„Wer ist es?" rief Jener mit Neugier und Hoffnung.

„Niemand!" erwiederte die Gräfin lächelnd. „Wenn es aber Jemand werden soll, müssen wir diesen Winter in die Residenz!"

Der Baron sah sie an und schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Du kennst meine Lage," versetzte er dann. „Wo soll ich das Geld dazu hernehmen?"

„Entweder, oder — mein lieber Schwager. So weit ist's hoffentlich noch nicht, daß man dem Baron Ellerburg eine Summe abschlägt, wenn er auf etwas ungewöhnliche Bedingungen eingehen will!"

„Aber das ist der Ruin!"

„Das ist die Rettung," entgegnete die Gräfin mit Nachdruck. — „Hier auf der Ellerburg sucht man Deine Tochter nicht — Du mußt sie präsentiren, wo Freier sind! — Und wenn Du einen Schwiegersohn findest, wie Du ihn brauchst, dann ist Alles gewonnen! Auch für Karl ist noch Hoffnung, wenn wir hinziehen! Frau von Rothenberg wird dort sein und ein Haus machen, um die kleine Lilly in die Welt einzuführen. Wir bringen ihn zu ihr, ohne daß wir ihn etwas merken lassen, und vielleicht hat er dann selber soviel Verstand, um zu merken, was ihm gut ist. Heirathen kann er die Wildau ja doch nicht! Sollte er nun sein Glück opfern, ohne das ihre zu gründen, ja, um auch das ihre zu vernichten, indem er sie von einer andern passenden Verbindung zurückhält? Er wird sich besinnen — und unserm Rath sich fügen."

„Du gehst rasch," erwiederte der Baron seinerseits mit einem spöttischen Blick. — „Ich denke jetzt nur an Helene. — Für sie, das will ich gestehen, könnt' ich etwas thun!"

„Nun gut!"

Der alte Herr stand sinnend. „In der Residenz wird aber auch Hugo sein!" bemerkte er dann.

„Was thut das?" fragte die Gräfin.

„Unser Philosoph liebt das Mädchen!" erwiederte Jener.

„Was thut das?" wiederholte die Gräfin lächelnd.

„Vorderhand nichts. Wenn aber Helene zufällig auch ihn liebte? — Sie hängt sehr an ihm; und wer weiß, bei all dem unschuldigen Wesen hat sie sich in der Stille doch schon für ihn entschieden!"

Die Gräfin machte eine verneinende Bewegung. „Das verstehst Du nicht, lieber Schwager! Ich habe sie genau beobachtet, und wenn ich eine Gefahr bemerkt hätte, würde ich nicht geschwiegen haben. — Das Kind ist gut, und — was genau damit zusammenhängt — ein wenig kokett. Sie hat des Cousins Verehrung gewonnen, ist dadurch geschmeichelt und will sie sich erhalten und ihn für die Auszeichnung belohnen. Sie weiß, daß ein freundlicher Blick ihn glücklich macht, und sie blickt freundlich. Sie ist ein Mädchen von Geist und läßt sich geistreich unterhalten und schwärmt gelegentlich auch mit dem Philosophen — in Ermanglung eines Bessern. Das ist Alles!"

„Ich weiß nicht," bemerkte der Baron. „Mir kam's vor, als wäre sie doch immer glücklich gewesen, wenn sie ihn erblickte! — Und wenn sie jetzt wieder zusammentreffen!" —

„Ich," entgegnete die Gräfin, „war besorgt, eh' ich ihn kannte; jetzt bin ich ruhig. Dieser Lichtenfels gehört zu den Menschen, denen es genügt, zu lieben, zu huldigen, und die den Besitz der Geliebten im Grunde gar nicht ernstlich wünschen. Das ist allerdings ein großes Glück für ihn; denn wie sollte er das Kind heirathen können? Er fühlt die Unmöglichkeit selber; er weiß, daß eine solche Prätension bei seiner Armuth absurd wäre, und ist gegangen, ohne davon auch nur etwas merken zu lassen!"

Der Baron schwieg, als ob er der Gräfin Recht geben müßte. Sie fuhr fort: „Wir müssen in die Residenz, mein Freund, — je eher, je besser! — Dort liegt die Entscheidung!"

Jener betrachtete sie, die mit einer eigenthümlichen Sicherheit vor ihm stand; seine Züge erhellten sich, und er sagte: „Du scheinst doch schon an einen Bestimmten zu denken!“

„Ich denke an das Glück der Familie!“ erwiederte sie. „Verschaffe Dir das Geld, — das Uebrige wird sich finden!“

Der Baron holte tief Athem, so daß es am Ende wie ein Seufzer klang. Melancholisch lächelnd entgegnete er dann: „In Gottes Namen!“ — —

Acht Tage — und die Summe (wenn auch allerdings unter sehr ungewöhnlichen Bedingungen!) war theils in den Händen des Barons, theils zugesichert. — Zwei Wochen, und die Familie hatte, wenn auch keine glänzende, doch eine standesmäßige Wohnung in der Residenz inne. — —

Die Personen, deren Bekanntschaft wir auf der Ellerburg gemacht, waren jetzt wieder beisammen und konnten sich in einem Raum zusammenfinden, wie dort: aber unter wie veränderten Beziehungen!

Die Gräfin hatte gleich nach der Ankunft in der Hauptstadt für ihre Pläne zu arbeiten begonnen. Die ersten Besuche waren gemacht, die ersten Einleitungen getroffen. Sie wollte sachte gehen, die jetzige Führerin des Hauses, und die Auserseheuen unmerklich zu dem Ziele hinleiten, das ihre Klugheit ihnen gesetzt hatte. Da ihr die ersten bescheidenen Vorkehrungen gelangen, so zeigte sie große Zufriedenheit und faßte die besten Hoffnungen.

Helene war in Häusern präsentirt, wo sich die feinste Gesellschaft zu versammeln pflegte. Man hatte sie hier nicht nur bemerkt, sondern ausgezeichnet. In der ersten großen Soirée bei einem der Minister hatte sich ein Kreis der elegantesten Herren um sie gebildet, und unwillkürliche Lobesrufe oder directe Glückwünsche klangen wie Musik in die Ohren der Beiden, die dem Erfolg erwartungsvoll entgegengesehen hatten.

Unter denen, die der neuen Schönheit huldigten, waren auch zwei junge Männer, die für sehr gute Partien galten. Der Baron, in häuslicher Zwiesprach, rühmte die Schwägerin ob des guten Rathes, den sie ihm gegeben, indem er die Chance in's Auge faßte, daß einer von den Beiden sein Schwiegersohn werden könnte. Jene, ihn ruhig hörend, lächelte und sagte zuletzt: „Vielleicht kommt noch was Besseres! — Lassen wir die Dinge für jetzt ihren Gang gehen!“

Die eigentliche Sorge der Gräfin richtete sich nun hauptsächlich auf die Bekehrung des Neffen. Sie hatte mit der eingetroffenen Frau von Rothenberg die Jugendfreundschaft erneuert und in erinnernder Besprechung ihrer gemeinschaftlichen Erlebnisse die herzlichsten Gefühle an den Tag gelegt. Lilly, ein kleines, rundes, nicht eben unangenehmes Mädchen, war von ihr mit achtungsvoller Zärtlichkeit behandelt und dadurch das Herz der Mutter völlig gewonnen worden. Der stattliche Rittmeister hatte gleich bei der ersten Zusammenkunft auf das gutartige Wesen einen unverkennbaren Eindruck gemacht, und die reiche Wittwe hatte freundlich dazu gesehen: — Grund genug für die Unternehmerin, auch hier Alles für möglich zu halten und zunächst nach der glücklichen Ausführung dieses einen, scheinbar mehr vorbereiteten Planes zu streben.

Karl blieb jedoch auf sein eignes Ziel unverrückbar gerichtet. Er liebte Amalie von Wildau wahrhaft, konnte sie, die mit ihrer Mutter, wenn auch in größter Zurückgezogenheit, eine Wohnung in der Residenz innehatte, wieder und wieder sehen, und statt der idealen Gesinnung besaß er das Ehrgefühl seines Standes, das sich auf die Seite der Leidenschaft stellte. Da er nun bald sah, was die Tante mit ihm vorhatte, so beschloß er, die Schlinge zu vermeiden, indem er das Project ignorirte und sich bei Lilly in den Schranken einer Artigkeit hielt, welche den Hoffnungen der Familie günstig zu sein schien, ohne daß er sich damit verpflichtete.

Seine Gedanken waren, für die Schwester einen Gatten zu suchen, welcher durch Vermögen und Einfluß mit ihrem Glück auch das seine möglich machen und als Freund thatkräftig herbeiführen könnte. In einer Hinsicht mit Vater und Tante eines Sinnes, verständigte er sich mit ihnen und sagte alle Hilfe zu, die er hier zu leisten vermöchte.

Und Hugo? Und Helene?

Das junge, von Allen höchst freundlich aufgenommene Mädchen befand sich in der heitersten Stimmung und lebte ganz der Gegenwart. In den letzten Tagen zu Ellerburg war in ihrem Herzen doch ein lebhaftes Verlangen erstanden, die Welt und ihre Vergnügungen kennen zu lernen, und

was sie in der Einsamkeit gehofft hatte, war im Leben überschwänglich in Erfüllung gegangen. Sie hatte sich rasch in den Ton der Gesellschaft gefunden, that sich durch treffende Antworten, witzige Repliken hervor, und sah sich wegen ihres Geistes bald ebenso bewundert als wegen ihrer Schönheit, die natürlich jenem die Arbeit etwas leichter machte. Wenn sie in einen Salon eintrat, erheiterten sich die Mienen; man kam herbei, sie zu begrüßen, zu unterhalten, und in kurzer Zeit hatte sie einen Hof um sich wie eine Königin, fühlte sich auch als solche und spielte die Rolle mit so anmuthiger Sicherheit, als ob es gar nicht anders sein könnte. Mit reinster Empfänglichkeit erfreute sie sich der in den Festsälen ausgelegten zierlichen Pracht — der musikalischen Aufführungen, denen sie lauschte, des Tanzes, an dem sie sich betheiligte. Ihr — und ihr allein von allen unsern Bekannten — wurde die Welt ein zweites Paradies: die schönheitbeglückte, huldigende Welt, die den frohen Sinn der Gefeierten mit der Poesie der Kunst umgab und Glanz und Schönheit, Freude und Ehre vor ihr Auge zauberte! —

Daß der ernste, schlichte Hugo, der in den großen Gesellschaften, wenn er auch in sie kam, doch mit den Elegants nicht wetteifern konnte, sich in seinen Beziehungen zu Helene und der Familie wirklich verkürzt fühlen mußte, leuchtet ein.

Von der bescheidenen Junggesellenwohnung, die er innehatte, war er am ersten Tag gekommen, die Angelangten zu begrüßen und ihnen seine Dienste anzubieten. Er half ihnen beim Einrichten und Decoriren ihrer Zimmer; und als sie nach der Vollendung beisammen saßen, sprach Helene die Hoffnung aus, daß sie hier ihre „interessanten philosophischen Gespräche" fortsetzen würden. Es zeigte sich aber bald, daß man dazu nicht wohl mehr Zeit finden konnte. Ein paar Mal bedauerte sie gegen ihn, daß sie gar so sehr in Anspruch genommen sei, indem sie ihn mit einem Blick ansah, der gleichsam um Entschuldigung bat. Dann war nicht mehr davon die Rede.

Wenn sie mit ihm in Gesellschaft zusammentraf, zeigte sie freilich, daß er ihrem Herzen immer noch der Nächste war. Sie grüßte ihn mit aller Freundlichkeit einer Verwandten, zog ihn in's Gespräch und rief bei gewissen Gegenständen seine Autorität an. Die Linie, in der sie sich gegen ihn gehalten hatte, war aber hier noch enger gezogen und wurde genauer beobachtet; und er mußte sehen, daß andere Verehrer, die in der Wärme des Gesprächs zierlich galante Worte an sie richteten, zuweilen ebenso gütige Blicke erhielten, wie er. Zwar schien es ihm, als ob sie damit nur Glückliche machen wollte; und wer konnte ihr das verargen? Manchmal sah er sich aber doch gradezu beeinträchtigt und Andere begünstigt; er zog sich gekränkt. verdüstert zurück, und hielt sich bei Seite. Dann, nachdem sie ein paar Mal aus der Ferne die Blicke über ihn hatte gleiten lassen, kam sie selber zu ihm, sprach ihn herzlich an und unterhielt sich mit ihm, indem ihr Auge in besonders holdem Glanze leuchtete. Sie nahm sich dann sogar kleine Vertraulichkeiten heraus, und ruhte nicht mit Bezeigungen der Achtung und Freundlichkeit, bis seine Mienen sich wieder nicht bloß höflich, sondern ehrlich froh erhellten, worauf in der Freude ihres eigenen Gesichts ein unmerklicher Schein des Triumphes aufging. Der Beglückte, wenn sie nach heiterm Abschied sich wieder entfernte, sah ihr nach, und in liebender Erregung entfloh ein Seufzer seiner Brust.

Mit Hugo war es einem Mädchen, wie Helene, freilich leicht gemacht. Er gehörte zu jenen besonders guten Menschen, die nachsichtig gegen Andere und streng gegen sich sind; für jene meist ein Wort der Entschuldigung haben, während sie an sich selbst eher das Rügenswerthe bemerken und hervorheben. Eines Abends, da er allein zu Hause war, seine Gedanken die Richtung auf *sie* genommen hatten und sein Herz in Bewegung gerieth, sagte er sich: „Was hab' ich nur gegen sie? Sie ist in die Welt eingeführt, und benimmt sich in ihr nicht nur, wie's ihr zukommt, sondern vortrefflich. Im Grunde hat sie von der Kindlichkeit, die mich an ihr entzückte, nichts verloren. Sie läßt mit derselben reizenden Natürlichkeit das Licht ihres Geistes und ihrer Schönheit leuchten, daß ihr Alles gut sein muß, und sogar andere Schönheiten, wenn sie auch Neid empfinden, es doch wenigstens nicht merken lassen. Die Verehrer, die sich um sie sammeln, hält sie in Respect; und selbst *mein* Auge hat noch nichts bemerkt, was sie von einem derselben

auch nur entfernt hätte verletzen können. Ist es nicht schön von ihr, daß sie die ehrenden Einladungen annimmt und die Gesellschaften besucht, wo sie weiß, daß sie die Freude mit sich bringt? Soll die Sonne nicht scheinen? Soll die Rose, deren Duft alle Welt entzückt, sich nicht erschließen? Sie erfreut die Herzen, lehrt sie das Schöne bewundern und gibt ihnen ein Bild mit, das sie sich immer mit inniger Lust vorstellen werden!"

„Mein Wunsch, daß sie mehr für mich als für die Welt leben möchte, ist eigentlich thöricht und ungerecht. Wenn sie in Ellerburg mir fast allein gehörte, folgt daraus, daß es so bleiben mußte? Im Gegentheil. Wer einmal über Verdienst glücklich war, der muß entsagen und es nun gerne sehen, daß auch Andere beglückt werden. Hab' ich mich gegen sie erklärt? Hat sie gegen mich Pflichten auf sich genommen, die sie zu erfüllen hätte? Ich bin hier einer ihrer vielen Verehrer, nichts weiter; und wenn sie morgen Herz und Hand einem Andern gäbe, so thäte sie nur, was ihr zustände. Ich hab' ihr meine Liebe gezeigt und sie mir ihre Freude darüber; aber ich habe sie nicht ausgesprochen, nicht durch das Gelöbniß der Treue besiegelt, — und sie darf annehmen, daß es eine Liebe sei, die nicht zum Handeln kommen, die in sich bleiben und in sich wieder vergehen werde!"

„Ich muß handeln! Ich muß die Bemühungen fortsetzen, die bis jetzt so wenig gefruchtet haben, und mich in Gottesnamen in den Dienst der Welt begeben! Nur um ihretwillen kann ich es, aber um ihretwillen muß es geschehen. Ich will's, und setze meinen Kopf darauf, es durchzusetzen!" —

Aus diesem Selbstgespräch geht hervor, daß unser Freund auch schon etwas für sich zu thun versucht hatte. In der That machte er gleich nach seiner Zurückkunft in die Residenz ein paar Gänge und bekannte nacheinander zweien Hochgestellten, von denen er sich geschätzt wußte, sein Anliegen. Beide verwunderten sich höchlich, ihn in dieser Lage zu wissen, lobten im Uebrigen seinen Entschluß und versprachen, sich für ihn umzusehen. Die Art aber, wie sie es thaten, machte auf den Bewerber doch einen eigenen Eindruck. Beide Gesichter (wenn auch jedes in seiner Art!) wiesen nach der offenen Darlegung der Situation ein Bedauern, worin von der ihm bis dahin gezeigten Achtung nicht viel mehr zu merken, dagegen ein ungleich stärkeres Gefühl der Ueberlegenheit ersichtlich war, und beim Abschied machten sie um vieles weniger Umstände mit ihm als früher.

War das nicht angenehm für ihn, so durfte er doch einem so gewöhnlichen menschlichen Zug auch nicht zuviel Wichtigkeit beilegen. In Folge des Selbstgesprächs von der Nothwendigkeit des Handelns auf's Neue durchdrungen, faßte er den Entschluß, einen dritten, wichtigern Versuch zu wagen und direct an die Hauptquelle selber zu gehen.

Er meldete sich beim Minister des Auswärtigen, dem er von Jugend auf bekannt war, erhielt Audienz und wurde freundlich begrüßt.

Der Minister war sechzig Jahre alt, behäbigen Aussehens und zeigte in der Regel ein gutgelauntes Gesicht. Er hatte als Gesandter in Paris und Petersburg gelebt und sich überzeugt, daß man seine Gedanken am besten hinter Worten des Scherzes verbergen könne. Die unstörbare heitre Ruhe, die man von einem Diplomaten fordert, hatte er sich in so hohem Grad angeeignet, daß sie ihm recht eigentlich zur andern Natur geworden war.

Hugo bekannte seinen Wunsch, eine Carriere zu beginnen, und endete mit der Frage: ob ihm Excellenz in seinem Ressort keinen Posten in Aussicht stellen könne?

Der Minister sah ihn mit großem Vergnügen an. „Seht," rief er; „der Philosoph Lichtenfels — der Glückliche, der dem Treiben der Welt in stolzer Unabhängigkeit zugesehen hat, er will sich jetzt auch in das Gedränge mischen und Dienste thun, wie andere Sterbliche?"

Hugo, nachdem er über den Scherz ein wenig gelächelt, erwiederte: „Man bekommt endlich Alles satt, Excellenz, auch das Zusehen; und wenn man in ein gewisses Alter tritt, wünscht man zu wirken — und nebenbei auch für sich selber zu sorgen!"

Der Erfahrene nickte begreifend, und aus den lächelnden Zügen sprach jetzt offenbares Wohlwollen. „Sie haben Recht," versetzte er; „aber diese Ansicht ist Ihnen ein wenig spät gekommen!"

„Excellenz wissen, daß ich in früheren Jahren Hoffnung hatte —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn der Minister mit ernster gewordenen Zügen.

„Nach der unglücklichen Katastrophe setzte ich meine Studien fort, weil sie begonnen waren. Ich bedurfte wenig; und so lange ich nur für mich selber zu sorgen hatte —"

„Ei," rief der Minister, als Jener nach dem unvorsichtigen Wort stockte, „hätten Sie jetzt auch für Andere zu sorgen? Oder — für eine Andere?"

„Das nicht," entgegnete Hugo erröthend.

„Ah," rief der alte Herr, „ich begreife. Diese Sorge steht Ihnen bevor — und Sie wollen sich darauf rüsten! — Hab' ich's getroffen?"

Hugo, nachdem er sich einmal verrathen hatte, machte eine gestehende Bewegung.

Der Minister zeigte großes Vergnügen. „Und wer ist die Glückliche?" rief er. — „Doch ich bin indiscret," setzte er hinzu, als Hugo bedauernd schwieg. Er trat näher und fuhr traulicher fort: „Mein lieber Baron, Ihr Vater, wie Ihnen bekannt ist, war mein Freund; — Sie selber sind ein geistvoller, kenntnißreicher Mann: es ist meine Pflicht, offen mit Ihnen zu reden. — Für einen Lichtenfels würde sich allerdings wohl eine Stelle (und zwar auch eine einträgliche!) finden — wenn wir mit Sicherheit annehmen könnten, daß er zu den Unsern gehörte!"

Hugo sah ihn fragend an.

„Sie gelten," fuhr Jener fort, „nicht nur für einen Liberalen — man hat Sie schon als Radicalen bezeichnet!"

„Das Letztere," fiel Hugo ein, „ist durchaus falsch. — Ich bin, wenn Sie wollen, Philosoph, und habe meine Ansichten erlangt über die Ziele der Culturvölker, wünsche aber nichts mehr, als daß wir ihnen ohne Umsturz näher und näher kommen. Ich bin so wenig radical, daß ich vielmehr gerecht zu sein strebe gegen alle Parteien und nichts will als das allgemeine Beste, das ich in der Ausgleichung der verschiedenen Richtungen erblicke, die im Laufe der Zeit hervorgetreten sind!"

Der Minister lächelte. „Darüber," versetzte er, „haben Sie sich indessen schon in einer Art ausgesprochen, die in den höchsten Kreisen, wie ich Ihnen nicht verhehlen darf, Mißtrauen gegen Sie erregt hat. Und Sie geben zu, das ist eine Stimmung, die wir im Interesse Ihres jetzigen Anliegens vor Allem getilgt wünschen müssen!"

„Mißtrauen!" versetzte Hugo betroffen. „Mißtrauen gegen einen Mann, der sich immer das gewissenhafteste Urtheil zur Pflicht gemacht hat?"

Der alte Herr sah ihn mit einem eigenthümlichen Blick an. „Man mag Unrecht haben," entgegnete er dann, — „man hat Unrecht, ich bin es überzeugt; aber darauf kommt es jetzt leider nicht an! Das ungerechte Mißtrauen ist so schädlich wie das gerechte — und es muß gehoben werden!"

„Aber wie soll ich?" —

Der Minister, nach einem Moment, erwiederte: „Mein lieber Freund, Sie sind aus einem unsrer ältesten Geschlechter und haben damit angeborne Pflichten. Der Zeitgeist ist gegen uns; er kämpft gegen uns an, um uns zu berauben, und wenn wir unsern Besitz, unser Recht behaupten wollen, müssen wir zusammenstehen. Wenn Sie die Parteien zu vergleichen suchen, wird keine auf Sie hören; wenn Sie sich aber als Kämpfer auf die Seite der Partei stellen, zu der Sie durch Geburt und Geist gewiesen sind, dann können Sie grade für das Recht wirklich etwas thun, indem Sie das Recht auf Ihrer Seite vertheidigen!"

„Gewissermaßen, ich geb' es zu; indessen —"

„Verlieren wir uns nicht in Theorien," fiel der Minister ein. „Wir an unserer Stelle haben unsere Ueberzeugungen und handeln darnach. Wer etwas von uns wünscht, der muß uns entgegenkommen. Wollte ich persönlich davon Umgang nehmen, es würde Ihnen nichts nützen, denn ich allein kann nichts entscheiden." Er schwieg; dann, indem seine Züge sich aufheiterten, fuhr er fort: „Die Erfüllung Ihres Wunsches, mein lieber Baron, hängt von Ihnen ab! Sie haben sich als geistvollen Schriftsteller bewährt. Richten Sie Ihr Talent sachgemäß auf Politik! Beweisen Sie in einem Artikel, in einer Broschüre, daß Sie nicht der Abtrünnige sind, wofür Sie leider grade in unsern obersten Regionen gelten! Halten Sie zu uns — mit Klugheit, Maß und Würde, anders verlangen wir's nicht! — und nicht nur ein guter Posten wird sich Ihnen darbieten, sondern Aussichten werden sich Ihnen öffnen, die den größten Ehrgeiz befriedigen. Wir brauchen Männer von Kopf, wir suchen sie — und wir sind nicht gewohnt, ihnen gegenüber zu knickern. — Da Sie mir aufrichtig Ihre Lage gestanden haben," schloß

er, indem er einen durchdringenden Blick auf ihm ruhen ließ, „so wollte ich nicht verfehlen, auch gegen Sie mit aller Herzlichkeit mich auszusprechen.“

„Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar!“ erwiederte Hugo. „Indessen muß ich gestehen, daß mir die Art von Probearbeit, die Sie von mir wünschen, doch einigermaßen widerstrebt. Ich habe keinen großen Ehrgeiz und würde mich mit einer bescheidenen Stelle begnügen. Dafür würde ich loyale, redliche Dienste verheißen — und mein Versprechen halten.“

Der Minister sah ihn mit einem Blick an, der ungefähr bedeutete: Er ist doch ein größerer Thor, als ich dachte! — „Nun,“ sagte er endlich, „wenn Sie eine Freundlichkeit gegen uns so gar hart ankommt, so müssen wir uns eben mit dieser mündlichen Zusage begnügen und doch sehen, was sich für Sie thun läßt. In Ihrem eignen Interesse wäre es aber, wenn wir unserm Herrn einen eclatanten Beweis vorlegen könnten! Jetzt wird das Geringere schwer gehen, nachher das Bedeutende leicht werden. Ueberlegen Sie sich's — und machen Sie mir später wieder das Vergnügen!“ —

Als Hugo zu Hause war, überlegte er sich die Anmuthung in der That, schüttelte aber den Kopf und brach in folgende Worte aus: „Es ist die alte Geschichte! Willst Du etwas haben, so mußt Du etwas dafür thun; und zwar nicht die Pflicht, die jeder brave Mann gerne thut, sondern was derjenige wünscht, der die Macht hat: und der wünscht immer das Ungebührliche! — Alles das will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest: darauf kommt's hinaus! Der praktische Mensch begreift, fügt sich nach Möglichkeit, und macht sein Glück. Wer's nicht will, nicht kann, ist ein Hochmuthsnarr, und wenn er zu Grunde geht, geschieht ihm Recht!“

Er schwieg, seufzte und rief unwillkürlich aus: „Vater, Vater, was hast Du mir gethan! Jetzt, wenn Du mich sähest, würde Dich's doch wohl reuen, daß Du Deinen einzigen Sohn in die Lage gebracht hast, suppliciren zu müssen und gegen seine Grundsätze handeln zu sollen, während er ohne Deine Verschwendung die Macht hatte, die Gedanken seines Geistes, die Wünsche seines Herzens mit Ehren siegreich durchzuführen!“ — —

„Ich muß mir helfen ohne das Erbe, das die Vorfahren auch für mich gesammelt haben, und wenigstens das zu erreichen suchen, daß es Ihrer nicht ganz unwerth geschieht.“ — Ein schmerzliches Lächeln umspielte seinen Mund. „Du kommst mir theuer zu stehen, liebe Helene,“ sagte er dann, — „wenn ich Dich auch in der That noch gewinne! — Der Welt dienen nach meiner Ueberzeugung, mit meinen angeborenen Fähigkeiten? Gern und unablässig! Der Welt dienen nach ihrem Willen und mit Kräften, die ich nach ihrem Befehl erst aufzustacheln habe? Es ist mir peinlich, fast unmöglich, und doch, irgendwie muß es geschehen!“ — —

Trotz des Vorsatzes, mit dem der Bedrängte seinen Monolog schloß, gingen noch Wochen hin, ohne daß etwas geschehen wäre. Wie alle seines Gleichen (wir wissen, daß es nicht Viele sind!) wollte Hugo klug sein ohne falsch zu sein; und wie schwer dem Sterblichen dies wird, ist den Erfahrenen bekannt. Da er die beiden Ziele nie in eins zu wandeln vermochte, so wartete er; und zwar mit um so besserem Gewissen, als er einmal, in einem Anfall von Wuth, sogar einen Aufsatz begonnen hatte, womit er den Wünschen des Ministers nach Möglichkeit entgegenzukommen gedachte: ohne Erfolg! Er schrieb nämlich mit solchem Widerwillen daran und fand ihn dann mit Recht so lahm, kraftlos und affectirt, daß er ihn verächtlich bei Seite warf.

Unter diesen Umständen konnte er's nicht über's Herz bringen, die Excellenz wieder zu besuchen. Vielmehr wendete er seinen Blick nach einer andern Seite.

Im Grunde mußte er in sich doch eine vorwiegend ästhetische Natur erblicken. Dichten und Denken — beides im Zusammenhang — erfüllte ihn mit Lust; die Ideale der Menschheit begeisterten ihn, und auch sein wissenschaftliches Streben war eben auf ihre Erkenntniß gerichtet. Die Kunst und ihre jetzigen Aufgaben zu begreifen, hatte er sich viel Mühe gegeben; und unter den Manuscripten, die sein Pult verschloß, befand sich auch ein Drama. Alles zusammengenommen mußte er sich wohl für den Mann halten, der dem Hoftheater ungleich würdiger vorstehen könnte, als der jetzige bejahrte Intendant, gegen dessen Verwaltung die Klagen im Publi-

eum sich mehrten. Er glaubte sich überzeugt halten zu dürfen, daß man ihm hier, wo es die Kunst galt, ein politisches Glaubensbekenntniß nicht abfordern würde, und beschloß daher, ohne Weiteres einleitende Schritte zu thun.

Er besuchte den einflußreichen Inhaber einer der ersten Hofchargen, der ihm stets achtungsvolle Freundlichkeit bezeigt hatte, eröffnete ihm sein Vorhaben und bat ihn, wenn eine Frage an ihn gelangte, um gütige Befürwortung. Der Hofmann sagte diese zu, meinte aber, daß der Intendant ungeachtet seiner Jahre noch nicht geneigt sein dürfte, den Posten aufzugeben.

Auf seinen Rath begab er sich zu einem andern Herrn von Bedeutung, der ihn nach einem eingehenden Gespräch mit guten Hoffnungen entließ. — Das Ziel stand als ein erreichbares vor seiner Seele!

Nicht lange, so steigerte sich die Möglichkeit, womit der Hoffende sich ergötzte, zur förmlichen Wahrscheinlichkeit, indem die Stelle noch dazu in bester Art frei zu werden verhieß.

Es war mitten im Fasching, Hugo befand sich auf einem Ball, den der Gesandte einer Großmacht gab, und beschaute sich das Treiben mit ernsten, fast melancholischen und dennoch lieben Empfindungen. Helene war da, strahlend in Holdseligkeit, bewundert von Allen und von den meisten sogar über eine auf Besuch anwesende Lady gesetzt, die für eine der ersten Schönheiten der englischen Aristokratie galt. Allein sie war umworben von Tänzern, für ihn, der die Kunst nicht mehr trieb, kaum zu sprechen, und nur zu sehen, wie sie im wogenden Gedränge herbeikam und wieder verschwand. In einer Ecke stehend fühlte er den Traum der Freude, den die Jugend träumte, erschien sich selbst als Träumender, da er nach einem Besitz verlangte, der gegen ihn heranschwebte, um dann immer wieder in die Ferne zu rücken, und versank vor dem buntbewegten Bilde, zu dessen steter Wandlung die fröhlichen Töne klangen, in Gefühle, die zugleich etwas Wehmüthiges und Wohlthuendes hatten.

Auf einmal wurde von hinten seine Schulter berührt; er schaute sich um, und erblickte den Intendanten, der seit Jahren zu seinen persönlichen Bekanntschaften gehörte.

„Ei!“ rief der gesunde Siebenziger, dem die weißen Haare so gut zu dem rothen, wenn auch runzelvollen Gesicht standen, — „Sie schauen zu? Wirken nicht mit?“

„Danke, Excellenz,“ erwiederte Hugo; — „ich hab's lange aufgegeben!“

„War zu meiner Zeit in solchen Jahren nicht der Fall,“ entgegnete der Alte. „Aber die heutige Jugend kann nicht früh genug alt werden! Gott weiß, was für ein Geist in sie gefahren ist!“

Hugo lächelte. „Rechnen Sie mich zu den Jungen?“ fragte er.

Der Intendant schaute ihn an und rief: „Sie sind noch nicht vierzig und wollen am Ende wohl schon alt sein? Ich habe das Siebenzigste hinter mir und fühle mich wie ein Jüngling!“

Unser Freund, nach dieser tröstlichen Eröffnung, sah ihn mit einem curiosen Blick an, versetzte aber bedächtig: „Die Thätigkeit eines Bühnenlenker's wird sonst für anstrengend gehalten; Ihnen bekommt sie aber, und zwar so vortrefflich, daß man begreift, wie Sie nie müde werden, der Kunst Ihre Kräfte zu widmen!“

Die Gesichtszüge der Excellenz wurden plötzlich ernst. „Das ist etwas Anderes, mein lieber Baron,“ versetzte er, „und in dieser Beziehung geben Sie sich einem Irrthum hin, in dem sich noch Viele befinden!“

„Wie so?“ fragte Hugo.

Die Tour hatte geendet und die Tänzer geleiteten die befriedigt athmenden Schönen zu ihren Sitzen. Der Intendant, nach einem Blick auf den Saal, nahm Hugo vertraulich bei der Hand, führte ihn in das nächste Gemach, setzte sich neben ihn auf ein Sopha und begann: „Ich will Ihnen über dieses Verhältniß reinen Wein einschenken, lieber Freund! Gesund und kräftig, Gott sei Dank, fühle ich mich; aber nicht weil, sondern obgleich ich Intendant bin. Ihr Herren, die Ihr in's Theater geht, um Euch dort unterhalten zu lassen, habt gar keine Ahnung davon, welche Noth und Mühe es kostet, Euch das Vergnügen zu bereiten. Ein Theater unter sich haben, heißt steten Verdruß haben! Denken Sie sich Schauspieler und Schauspielerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, und nun gar Sänger und Sängerinnen! Kaum Ein der Rede werthes Mitglied des ganzen Personals, das nicht seine

Caprieen hätte und um ihretwillen mein Repertoire umzuwerfen nicht jeden Augenblick bereit wäre. Die Bescheidenen können nichts, und die was können, muß man schonen wie kranke Kinder. Wenn nun erst ein Rollenstreit ausbricht und Intriguen gespielt werden und das Gift, das die erbosten Seelen nicht mehr in sich halten mögen, zu Tage tritt — ich sage Ihnen, lieber Freund, da bin ich kein Haupt und Führer mehr, was ich doch eigentlich sein sollte: ich komme mir vor wie ein harmloser Wanderer, der zufällig in ein Handgemeng gerathen ist und nun von beiden Theilen angefallen und bearbeitet wird! Wenn dann die besten Entwürfe nicht zur Ausführung gelangen — die wohlüberlegteste Reihe von Piecen zerstört wird und das Publicum sich an Wiederholungen zu langweilen hat — an wen hält man sich? An die boshaften Personnagen, die daran Schuld sind? Nein, an den Intendanten! Der muß für Alles einstehen — für die Launen, die Prätensionen, die Cabalen, die wahren und die falschen Unpäßlichkeiten seiner Untergebenen! Und wenn er sich über alle diese Dinge selber aus der Haut geärgert hat, dann muß er sich vom Publicum noch dazu schmähen lassen, als ob er der Verbrecher wäre! — Ich weiß recht gut, daß das auch mir geschieht; und wenn allerdings der Undank der Welt so alt ist wie die Welt selber, so verdrießt's mich dennoch! Nein, bester Herr Baron, ich bin's müde, ernstlich müde, und schon seit Jahren. Wenn's mich bis jetzt noch nicht umgebracht hat, so wünsch' ich doch endlich ein gesundes Alter in Ruhe zu genießen! Schon dreimal hab' ich den Herrn um meine Entlassung gebeten! Aber zu meinem Unglück hab' ich sein Vertrauen immer noch und werde immer wieder genöthigt, den Thespiskarren weiter zu schleppen. Nachgrade versiegt aber meine Geduld; und wenn man mich nicht losläßt, so werde ich mich losreißen! Ich bin entschlossen, den nächsten Anlaß zu benutzen! Dann mag das undankbare Publicum nach Anleitung seiner Zeitungsschreiber meinen Nachfolger lästern — den ich wahrlich nicht beneide!" —

Hugo hatte den alten Cavalier bei der Rede, die eine förmliche Herzensausschüttung geworden war, genau beobachtet, — um zu sehen, ob er nicht vielleicht schon etwas von seiner Candidatur vernommen habe und nur aus Gründen so zu ihm spräche! Aber wenn auch seine Miene kein übergroßes Leidwesen verrieth, klang doch jedes Wort so empfunden, so voll Eifers, daß er nicht zweifeln konnte, der Redner sei der beschwerlichen Stelle wirklich satt geworden. Das Herz pochte ihm bei dem Gedanken, und die offenbar übertreibende Schilderung der Unannehmlichkeiten wirkte so wenig abschreckend auf ihn, daß er sie vielmehr als eine Bekräftigung der schönen Gewißheit, die Stelle bald offen zu sehen, freudig empfand. Ehrlich wie er war, nickte der Philosoph ernsthaft, als Einer, der die Motive ganz begriffen, und sagte dann: „Excellenz können allerdings mit Ehren abtreten und die mühsamen Geschäfte auf jüngere Schultern laden! Sie haben sich seit beinahe zwanzig Jahren reichliche Verdienste gesammelt; — und" setzte er lächelnd hinzu, „wenn Sie aus ihrem Wirkungskreis geschieden sind, wird dies auch die ganze Stadt wieder mit Freuden anerkennen."

Das Orchester hatte die Introduction eines Walzers begonnen, und just als der Intendant mit einem sonderbaren Blick erwiederte: „Ich hoff' es," ging Helene, von einem schmucken Lieutenant geführt, an ihnen vorüber. Hugo, von seiner Aussicht erregt, warf ihr einen frohen, zärtlichen Blick zu, den sie mit einem gütigen und mit lächelndem Nicken erwiederte. „Führe sie nur zum Tanz, junges Blut," dachte der Glückliche nun bei sich; „ich hoffe ihre Hand auch zu fassen, um sie dahin zu führen, wo dieses glühende, sehnsuchtswunde Herz endlich Heilung und Heil finden soll!"

Es gehörte zu den vom praktischen Standpunkte nicht ganz löblichen Eigenheiten unseres Hugo, nach Eröffnung einer Aussicht immer einige Zeit zu säumen und sich an ihr zu ergötzen; darum vergingen jetzt beinahe drei Wochen, bevor er sich entschloß, im Interesse seines Planes einen neuen Gang zu machen. Unter seinen Bekannten war ein pensionirter Geheimrath, der mit dem Intendanten als dessen Jugendfreund auf dem vertrautesten Fuße stand. Nach der Herzensergießung Sr. Excellenz konnte es nicht mehr unräthlich erscheinen, auch diesem durch seine Connexionen vermögenden Herrn sich mitzu-

theilen; und eines Tags suchte er ihn auf.

Als er, in der besten Form, seine Absicht gestanden hatte und zur Begründung ihrer Vernunftmäßigkeit die Aeußerungen des Intendanten berichtete, klärte sich das magere Gesicht des Geheimraths auf und ein schlauvergnügtes Lächeln belebte die feinen Züge. Er sagte: „Was Ihren Wunsch betrifft, Herr von Lichtenfels, so ist er durchaus gerechtfertigt, und ich bin überzeugt, daß Sie unsere Bühne wieder zu der Höhe emporbringen würden, von der sie in den letzten Jahren nur zu sehr heruntergesunken ist. Aber wenn Sie die Stelle nicht eher bekommen, als mein Freund sie freiwillig aufgibt, dann mögen Sie lange warten!"

Hugo sah ihn erstaunt an. „Aber er hat ja, wie er mich auf's Bestimmteste versichert, schon dreimal um seine Entlassung gebeten!"

„Lauter Wind!" entgegnete der Freund des Intendanten. „In Gedanken, das kann sein. Er mag auch wohl in einem Anfall übler Laune ein Schreiben aufgesetzt haben, das will ich nicht bestreiten. Aber er hat's nicht eingereicht! Er hat nie den geringsten wirklichen Schritt gethan, des Postens enthoben zu werden!"

„Das ist aber kaum glaublich," rief Hugo. „Was für ein Interesse kann er dann haben, dergleichen zu sagen?"

„Den Schein zu wahren, lieber Herr Baron! Er fühlt, daß er aus allen Gründen zurücktreten sollte, und will die Welt nun glauben machen, daß man ihn davon abhält. Er wird sich wohl hüten, gegen den Herrn selber davon auch nur eine Andeutung zu geben; — denn wenn ihn dieser beim Wort nähme, es wäre sein Tod! Wie rüstig er noch aussieht und wirklich auch ist: nähme man ihm die Stelle, dann wäre es aus mit der Befriedigung, die ihn erhält; er fiele zusammen, und ich würde ihm kein Jahr mehr geben!"

„Aber die Schilderung der Beschwerlichkeiten und des Verdrusses, den er erlebt!" entgegnete Hugo. „Sie schien mir zwar übertrieben, aber doch auf wirkliche Erfahrung gegründet!"

„Ist's auch," versetzte Jener. „Er hat Verdruß genug; aber auch an ihn hat er sich so gewöhnt, daß er nun zu seinen Lebensbedürfnissen gehört. Die Hauptsache ist aber das Regieren! Der Intendant unseres Hoftheaters ist im Grunde ein Herr, der unumschränkter gebietet als der Monarch selber. So lange man ihm von oben gewogen ist, kann er eigentlich thun, was er will; und das ist süß, mein werther Freund, — süß namentlich für den, dem es durch langjährige Praxis zur andern Natur geworden! — Man wird denn doch auch nicht bloß geärgert von den Herrschaften beim Theater! — viel häufiger sieht man sich verehrt, geschmeichelt, mit Huldigungen umgeben. Hold emporschmachtende Taubenblicke suchen das Herz des Gebieters zu schmelzen; weiche, flötende Töne bitten um eine Gunstbezeigung! Jeder Tag bringt irgend ein Ereigniß, das für den, der oben steht, interessant, pikant, erheiternd sein kann; — und so vergeht die Zeit, man weiß nicht wie! — Ich bin Ihnen Wahrheit schuldig, mein bester Herr Baron, und sag' Ihnen daher: der Intendant wird seinen Posten nur mit seinem Leben lassen! Die Enthebung wäre für ihn ein Schlag, der ihn zum Tode träfe! Wenn Ihnen daher auch die Nachfolge gesichert wäre, so könnten Sie doch, nach menschlichem Ermessen, noch eine Reihe von Jahren auf die Anstellung warten müssen, da man auch oben, so viel mir bekannt ist, an keine Aenderung denkt. — Im Uebrigen, wenn sich etwas Unvorherzusehendes ereignen sollte und ich Ihnen nützlich werden kann, rechnen Sie auf mich! Da Sie sich entschlossen haben, Ihr ausgezeichnetes Talent diesem Fache zu widmen, so kann auch ich mir Niemand denken, der die Stelle besser und dankenswerther auszufüllen vermöchte!" —

Hugo verließ den Geheimrath ungeachtet der anerkennenden Schlußworte mit sehr getrübten Empfindungen. Daß der pensionirte Herr aus irgend einem Zweck die Sachlage unrichtig darstellte, konnte er nicht annehmen: das Vergnügen des Spottes über den Freund glänzte zu natürlich aus dem scharfen Gesicht hervor! — Er mußte — ohne einen Zwischenfall, auf den er nicht rechnen konnte — auch dieser Hoffnung entsagen! — Sein Herz wurde schwer, und eine stille Verzweiflung wandelte ihn an.

Nach der Unterredung mit dem Intendanten hatte er den Beruf und die heutigen Aufgaben des Theaters in's Auge ge-

faßt und sich durch Entwürfe und Vorstellungen in seine Pflichten schon hineingelebt. Er hatte sich mit sich selber verständigt, was geschehen müsse, die Bühnenkunst zu heben, und traute sich zu, daß er trotz aller Gegenwirkungen durch unerschütterliche Consequenz einen seiner Gedanken um den andern würde zur Ausführung bringen können. Und nun war nicht nur die Verwirklichung liebgewordener Ideen in's Unbestimmte vertagt, sondern auch die Erwerbung eines Postens mit angemessenen Einkünften: die Möglichkeit, mit Ehren vor den Vater Helene's zu treten und um die Hand der Geliebten anzuhalten!

Die Wahrnehmung, die schon so manches Menschenherz klopfen gemacht: daß der Suchende die Stellen in dieser Welt besetzt findet und das Glück eines ersehnten Wirkungskreises nur zu erlangen ist: entweder durch vieljähriges Dienen, oder durch eine höchst seltene Gunst des Geschicks, oder endlich durch Hinopferung der Ehre und des guten Gewissens — diese Wahrnehmung brachte nun auch den Philosophen in Aufruhr und überantwortete ihn peinlichen Empfindungen. — Keine Rettung, wo hinaus er auch blicken mochte! — Keine, wenn er sich nicht entschloß, zu thun, was er für unrecht, für unwürdig ansah; was er einem Andern, der sich dazu herbeiließ, verargte, an sich selbst aber gradezu verdammen mußte!

IV.

In seiner Herzensnoth suchte unser Freund das Haus auf, wo er unter allen Umständen Linderung der Gefühle und eine stille, liebe Genugthuung zu finden hoffen durfte. Es war gegen Abend, an einem trüben Märztag, als er sich dorthin verfügte — er mußte etwas länger warten, bis er vorgelassen wurde, und als dies geschah, fand er den Baron, die Schwägerin und seinen Freund Karl in einer Stimmung, die auf einen eben erlebten tiefen Verdruß deutete. Trotz der Mühe, die sie sich gaben, konnten sie den Unmuth, der ihm gleich beim ersten Gruß aufgefallen war, nicht bemeistern, und Hugo erkannte, daß er hier nur den leidigen Trost finden würde, den es gewährt, Mitgenossen im Leide zu haben.

Man sprach über Tagesneuigkeiten; — ohne alles Interesse und mit einer Zerstreutheit, die am besten zeigte, wie schwer es die Seelen ankam, ihre Aufmerksamkeit nach außen zu richten. Da Hugo sah, daß man ihn nicht einzuweihen gedachte, so machte er selber unverfängliche Mittheilungen aus der Welt und legte sich auf die ihm eigene wohlwollende Satire, so daß es ihm gelang, die Gesichter ein wenig aufzuheitern. Endlich erhob sich der alte Herr und sagte mit einem traurig gutmüthigen Ton: „Mein lieber Vetter, die Gräfin und ich müssen fort; aber Karl bleibt hier, um Sie zu unterhalten, und meine Tochter darf nur erfahren, daß Sie da sind, um auch herüberzukommen.“ — Die Gräfin war aufgestanden. Sie wandte sich gegen den Neffen und sah ihn mit einer ernsten, dringend mahnenden und bittenden Miene an. Aber Karl schüttelte den Kopf mit dem Ausdruck eines unabänderlichen Entschlusses; und die Gräfin, nach einem Blick tiefen, bittern Vorwurfs, ging mit dem Baron hinaus.

Hugo, der sie beobachtet hatte, konnte errathen, was vorgefallen war. Er trat zu dem Freund und sagte: „Du hast mit den Deinen eine Scene gehabt?“

„Eine sehr dramatische,“ rief dieser aufgeregt. „Ich meine aber,“ setzte er mit Stolz hinzu, „es wird die letzte der Art gewesen sein!“

Hugo nickte verstehend. „Du hast ihre Hoffnung,“ sagte er dann, „wegen der kleinen Rothenberg zerstört?“

„Ich hab' ihnen keinen Grund gegeben, welche zu fassen,“ entgegnete Karl mit Unmuth, „sondern beiden immer deutlich genug gezeigt, wie ich gesinnt bin!“

„Sie hofften dennoch, — wie es zu geschehen pflegt, wenn man etwas über Alles wünscht. — Aber wie kam's eben heute zu dem leidenschaftlichen Auftritt? Was konnte sie bestimmen, in Dich zu dringen und Dir die Sinnesänderung abnöthigen zu wollen? — Denn das, wie ich sehe, ist geschehen!“

Karl, nach kurzem Schweigen, erwiederte: „Das hat verschiedene Gründe; und ich will Dir nur gestehen, daß ich selbst einigermaßen daran Schuld bin. Ich konnte, wie Du weißt, nicht vermeiden, zu Rothenbergs zu gehen, und da ich gut auf-

genommen wurde, so vergalt ich Freundlichkeit mit Freundlichkeit. Es ist mir nun einmal nicht möglich, gegen Damen unhöflich zu sein; ich sage ihnen unwillkürlich Artigkeiten, und betone sie wohl auch wärmer, als ich sollte. Obschon ich eigentlich selten mit der Kleinen zusammenkam und ihr nie allzuviel Zeit widmete, so hab' ich ihr doch, wie's scheint, so viel Aufmerksamkeit zugewendet, daß sie sich über mein Interesse täuschen konnte. Kurz, das gute Mädchen hat sich in mich verliebt, und zwar leider so sehr, daß sie einen ganz respectabeln Antrag, der neuerdings an sie ergangen ist, ausgeschlagen hat. Die Sache kam nun zwischen der Mutter und meiner Tante zur Sprache. Jene, die mein Verhältniß mit Fräulein von Wildau entweder nicht kennt oder nicht ernstlich nimmt und der das Glück ihres Kindes über Alles geht, machte die lockendsten Bedingungen — und die herrschsüchtige Gräfin und der geblendete gute Vater beschlossen, meine Einwilligung im Sturm zu erobern. Sie hofften, ja sie hofften zuversichtlich, daß es ihnen gelingen würde! Die Rothenberg hat, was sie brauchen, — und Amalie hat nur Schönheit und Adel der Seele, nur Liebe und Treue, nur Bildung des Geistes und des Herzens! Konnte sie verlangen, daß ich ihr unter den jetzigen Verhältnissen die versprochene Treue bewahren müsse?"

„Ja, ja," versetzte Hugo nickend; — „für die Gräfin und Deinen Vater war die Antwort klar!"

„Aber ich habe ihnen anders geantwortet," fuhr jener mit stolzer Genugthuung fort. „Ich habe der Prätension mein Recht und meine Freiheit entgegengehalten und gegen das Geld die Ehre in den Kampf geführt, bis sie verstummten!"

Hugo sah ihn an.

„Du hast wohl gethan!" rief er.

Karl schwieg; dann, mildern Tones, fuhr er fort: „Leid thut mir's doch, mein lieber Hugo, das will ich Dir gestehen! Hätte Amalie nicht meine Liebe und mein Wort, wäre ich nicht gebunden, ich würde die kleine Lilly heirathen bloß um der Meinen willen, obschon ich keine besondere Neigung gegen sie fühle. Mein Vater ist in übler Lage und der Kummer, der alten Rothenberg jetzt meine Weigerung melden und erklären zu müssen, ist nicht der einzige, der ihn drückt!"

Hugo, bei den letzten, mit einem eigenthümlichen Tone gesprochenen Worten, betrachtete den Freund, und sein ahnendes Herz begann zu klopfen. „Was hat er sonst noch?" fragte er; — „darf ich's wissen?"

„Nun," versetzte jener, „Du bist ein Mann, vor dem wir kein Geheimniß zu haben brauchen! — Du hast Dir wohl schon gesagt, daß der Aufenthalt meiner Familie in der Residenz, bei dem Stand unseres Vermögens, einen besondern Zweck haben muß; — und hast ihn ohne Zweifel auch errathen. Der Zweck ist die gute Verheirathung meiner Schwester. Bei ihrer Schönheit, ihrem reizenden Wesen und Benehmen — konnte sie nicht einen Mann fesseln, der ihr Lebensglück begründen und zugleich der ganzen Familie eine Stütze werden konnte? — Ihr Eintritt in die Welt erweckte bei uns allen (denn Du siehst, wie auch ich dabei interessirt bin!) die größten Hoffnungen. Die Huldigungen, die sie erfuhr, waren außerordentlich und allgemein. Und doch ist der Winter jetzt vorüber, ohne daß irgend ein Antrag an uns gelangt wäre. Man hat ihr den Hof gemacht, sich von ihrer Anmuth beglücken, entzücken lassen; aber auch der Edle von Hellerstein, der die ernstlichsten Absichten zu haben schien, hat gestern für gut gefunden, seinen Mutterpfennig, der für uns alle hingereicht hätte, zu verdoppeln, indem er sich mit der Einzigen des erst vor wenig Jahren christianisirten Barons von Löwenthaler verlobte. Ein Anderer, auf dessen Eintreffen die Gräfin hoffte, ist nicht gekommen, und kommt wer weiß wann, und thut dann wer weiß was! Kurz, der Zweck des theuern Aufenthalts ist verfehlt und mein Vater hat nichts davon gehabt, als eine starke Vermehrung seiner Verlegenheiten. — Das Glück," setzte der junge Mann mit einem Lächeln desperaten Humors hinzu, „ist nicht mehr mit den stolzen Herren von Ellerburg; — es geht abwärts mit dem edeln Hause!"

Hugo sah während dieser Eröffnung für sich hin; und wenn er seinem Gesicht auch einen gewissen feierlichen Ernst zu geben vermochte — ein Strahl, der aus seinem Auge ging, verrieth doch den ganzen Freudenschauer seines Herzens über

den beglückenden Theil des Geständnisses. „Der Familie muß Hilfe werden!“ rief's in ihm, — „und ich, ich, trotz Allem und Allem, muß ihr sie schaffen!“ — — Er faßte die Hand des Freundes und rief mit Festigkeit: „Verliere den Muth nicht! Was Dich persönlich betrifft, so hast Du gehandelt wie ein braver Mann handeln muß — und einem solchen wird auch der Lohn nicht ausbleiben!“

„Den Lohn,“ entgegnete Karl, „hab' ich unter allen Umständen in meinem Bewußtsein! Geh' es wie es will! Das Geld kann uns abhanden kommen, die Ehre soll bei uns bleiben, und wenn wir sie bewahren in Armuth, dann werden wir der Ahnen nicht unwerth sein, die sie bewahrt haben in Reichthum! — Da hat letzthin wieder so ein Schreiber einen Artikel geschrieben gegen den Adel und beweisen wollen, daß er zu nichts gut sei, als Anmaßung und Egoismus fortzupflanzen. Widerlegen wir die Verleumder dieses Gelichters durch die That! Thun wir unsere Pflicht und handeln wir nach den Grundsätzen eines edlern Ehrgefühls, als sie es in sich finden können, dann wird, trotz aller Anschwärzungen des Neides, doch die Welt sehen, wozu wir gut sind!“

„Das wird sie auch, lieber Karl,“ versetzte Hugo, indem er bewegt und erfreut seine Hand ergriff, mit einem Blick des herzlichsten Beifalls. — „Man hat also wieder einmal einen Angriff auf uns gemacht, der uns nicht bessern, sondern vertilgen, ausstreichen soll aus dem Buche der Gesellschaft? Man muß gestehen, unsere Feinde sind eifriger, als wir selber! Aber erkennen wir nur unsere Aufgaben — unsere andern Aufgaben in der andern Zeit, und widmen wir uns ihnen, wie sich unsere Vorfahren den Pflichten ihrer Jahrhunderte gewidmet haben, dann soll uns Unverstand und Ungerechtigkeit mit Erfolg nicht ankönnen! Wir werden unsere Existenz rechtfertigen und unsern Platz ausfüllen in der Gesellschaft zum Gedeihen, zur Ehre des Ganzen!“

Während er die letzten Worte sprach, ging eine Seitenthür auf und Helene trat ein. Ihr Gesicht war etwas blässer als sonst; aber die Feinheit ihrer Züge schien dadurch erhöht, und als beim Erblicken Hugo's ihre Wangen sich rötheten, sah sie wunderbar schön aus. Sie grüßte den Vetter mit einer Freundlichkeit, deren herzlicher Ernst einen Hauch von Wehmuth hatte, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Hugo, die Hand in der seinen behaltend, schaute die für ihn Wiedergewonnene mit einem Blick der Freude und der Liebe an, daß er dem Bruder zum ersten Male von der wahren Tiefe seines Gefühls eine Ahnung gab. Er begann ein leichtes Gespräch, in keiner andern Absicht, als um sich an den Gesichtszügen zu weiden, die ihm noch nie so lieb und so theuer erschienen waren. Welche Kluft gegenwärtig seine Hoffnung noch von seinem Ziel trennen mochte — in diesem Augenblick fühlte er das vollkommenste Glück, indem er mit Recht annahm, daß die Familie das junge Wesen in ihre hiesigen Zwecke nicht eingeweiht und die größte Förderung derselben eben von ihrer Unschuld erwartet habe.

Karl hatte eine Zeit lang nachdenklich bei Seite gestanden. Jetzt, wie nach einem Gedanken, trat er näher und sagte zu Helene: „Weißt Du das Neueste schon? Einer Deiner Verehrer, der flachshaarige Guido, hat sich mit einer Schönheit verlobt, deren schwarze Locken das Ebenholz in Schatten stellen! — Der Orient hat den Sieg davon getragen!“

Helene sah ihn an und lächelte mit schelmischer Heiterkeit. „Sagst Du mir das,“ erwiederte sie, „um mich zu beschämen?“

Der Bruder, nicht ohne Wahrheit, entgegnete: „Mit Verwunderung seh' ich, wie wenig Du Dir daraus machst!“

Jene, mit dem angenehmsten Ton der Ehrlichkeit, erwiederte: „Möcht' ich immer so vergnügt sein wie jetzt! Die Aufmerksamkeiten des blonden Herrn wurden mir nachgrade lästig, denn seine Complimente klangen trivialer und hohler, als es erlaubt ist! — Ich wünsche ihm von Herzen Glück — und, da er's just nicht hört, auch mir!“

„Stolzes Mädchen!“ rief der Bruder. „Wird diese Gesinnung immer dauern? — Wenn sich nun alle Deine Verehrer von Dir zurückziehen?“

„Dann,“ entgegnete sie, „würden sie nichts thun, als was ich mit Nächstem ihnen anzuthun hoffe!“ — Nach einem Moment des Schweigens fuhr sie fort: „Es war eine schöne Zeit, dieser Winter, und ich müßte lügen, wenn ich nicht sagte, daß ich

in ihm viel Vergnügen gehabt habe! Aber mit einem Mal ist mir's genug; ich denke wieder an unser liebes Ellerburg, an die glücklichen Tage, wo wir ohne den Lärmen und ohne die Géne, die man hier beim Vergnügen mit in den Kauf nehmen muß, uns unterhalten und" (fügte sie mit einem Blick auf Hugo hinzu) „philosophirt haben, und ich freue mich außerordentlich auf den Frühling, mit dem wir dort wieder einziehen werden. — Die Welt ist schön, und man muß sie auch kennen lernen; aber das Leben auf dem Lande mit wenigen guten Freunden ist doch noch viel schöner! — Sind Sie nicht meiner Meinung?" fragte sie Hugo.

„Vollkommen," rief dieser; — „und war es immer!"

„Dann werden Sie wieder zu uns kommen!" rief sie.

„Wenn ich eine Einladung erhalte. . ."

„Die haben Sie ja schon, ein für allemal," entgegnete sie. „Aufrichtig zu reden, wenn ich die Unterhaltung in Ellerburg lobe, so geschieht es nur unter der Voraussetzung, daß Sie bei uns sind. Wenn Sie fehlen, dann fehlt — die Weihe; — und wir haben am Ende doch Langeweile! Sie müssen versprechen zu kommen!"

„Nun gut," rief Hugo; — „ich komme!"

Ein Lächeln der Befriedigung erhellte die Züge des Mädchens, während Karl nicht umhin konnte, mit bedenklicher Miene von Einem zum Andern zu sehen.

Das Rollen eines anfahrenden Wagens lenkte seine Aufmerksamkeit von ihnen ab. „Sie kommen!" rief er dem Freunde zu; und ein Wink des Auges bedeutete: „Schweige!" —

Nach einigen Secunden traten der Baron und die Gräfin ein. Ihre Züge trugen den ganzen verdrossenen Ernst der Resignation: doch warf die Gräfin auf den Neffen einen flüchtigen Blick, der zu sagen schien, daß sie noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben habe.

Hugo fühlte, daß er einer Explication im Wege stehe, und da er des Glücks für heute genug erfahren hatte, empfahl er sich.

Auf dem Heimweg stellte sich ihm das Verhalten Karl's, das Benehmen Helene's vor die Seele, und bei der tiefen Genugthuung, die er empfand, sah er Beides im schönsten Lichte. Es war mannhaft und edel von dem Freund, in seiner und der Seinen Bedrängniß die großen Vortheile einer Verbindung mit den Rothenbergs hinzuopfern, um eine Zusage zu halten, von der sich unter ähnlichen Verhältnissen gar Mancher schon losgesprochen hat. Und er that es nicht aus blinder Leidenschaft, die nur an ihre Befriedigung denkt; nein, er war ein guter Sohn, und daß er die Wünsche der Seinen nicht erfüllen konnte, schmerzte ihn; aber Liebe und Ehre verlangten die Treue, der nun alles Andre weichen mußte. Helene, in der paradiesischen Heiterkeit ihrer Seele erschien ihm gradezu als ein Wunder. Ein Engel war sie in das hiesige Weltleben getreten, hatte die Herzen beglückt durch Schönheit und Freude, und ein Engel trat sie wieder heraus. Wie so ganz und gar nicht hatten die vernommenen Schmeicheleien ihr Herz berückt! Wie erhaben über die gewöhnlichen Regungen umhuldigter Schönheiten war ihre Seele geblieben!

Bruder und Schwester, sagte sich der Philosoph aus altem Geschlechte, haben sich als Muster ihres Standes bewährt! Denn es ist unbestreitbar: gewisse Tugenden finden sich beim Adel immer noch am häufigsten, am ausgesprochensten und reinsten. Darum ist eben dieser Stand etwas für sich und muß es bleiben und soll nur die Stelle finden im Ganzen der Gesellschaft, worin er seine eigensten Fähigkeiten glänzend ausbildet und sie zum Ehrenschmuck des Ganzen verwenden lernt!

Als ihm Werth und Bestimmung der Classe, der er angehörte, so recht vor die Seele traten, gedachte er des von Karl erwähnten Schmähartikels. Er wollte ihn lesen, und wenn er ihn so herausfordernd ungerecht fand, wie zu vermuthen stand, sollte der Autor und seine Partei von ihm eine Lection erhalten, die seine Standesgenossen rächte!

Er begab sich in die Expedition des Journals, kaufte sich die Nummer, die den Angriff enthielt, ging nach Hause und las.

Der Artikel war geschickter abgefaßt, als aus der Bemerkung Ellerburg's hervorzugehen schien. Er enthielt starke Ausdrücke, war aber im Ganzen mehr fein als grob ungerecht, indem er Unrecht mit Recht mischte und aus unanfechtbaren historischen Thatsachen, die nur einseitig benutzt waren, seine Folgerungen zog. Hugo sah gleich, daß ein widerlegender Aufsatz nicht leicht sei und tiefer gehen und ausführlicher

werden müsse, als es der Angriff war. Die Ideen strömten ihm aber zu, ritterlicher Eifer befeuerte ihn, und noch in derselben Nacht lag die Hauptsache auf dem Papier.

Drei Tage wandte er an die feine Durcharbeitung und Feilung. Als er den Artikel abgeschrieben las, empfand er eine wahre Freude. Er war in die von ihm speciell gekannte Geschichte des Adels zurückgegangen und hatte die Ausbeutung der Kehrseite durch Ausbeutung der Lichtseite berichtigt; er hatte die andern Stände einer Kritik unterzogen und die Menschlichkeiten, die Sünden, die dem Adel allein zur Last gelegt waren, an ihnen gleichfalls nachgewiesen; endlich hatte er die Vorzüge, die der Adel im Großen und Ganzen nach seiner Ansicht vor andern Ständen voraus habe, aus der Natur der Dinge, psychologisch und physiologisch, zu erklären gesucht und zu guter letzt nicht nur die socialen Aufgaben des Standes in Gegenwart und Zukunft namhaft gemacht, sondern auch mit vollstem Vertrauen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß derselbe dem Rufe nachkommen und dem Volke erneute wahre Achtung und Anerkennung durch Thaten abringen werde.

Man wird es ganz natürlich finden, daß Hugo, wie streng er sonst unbestochenes Urtheil von sich forderte, im Eifer der Vertheidigung doch ungleich mehr das Schöne und Hoffnunggewährende der Classe vor Augen hatte und es nun so warm und empfehlend hinmalte, daß der Aufsatz auch solche Standesgenossen freuen konnte, mit denen der Verfasser nichts gemein haben mochte. Trotzdem oder vielmehr eben deswegen that er ihm in seiner jetzigen Stimmung wahrhaft Genüge, und er ließ ihn mit seines Namens Unterschrift in dem conservativen Blatte der Residenz abdrucken.

Viele Lobsprüche und Glückwünsche seitens der vornehmen Welt waren sein Lohn; und er konnte die Antwort des radicalen Journalisten, welche nicht auf sich warten ließ und mit verstärktem Tone die „aristokratische Sophistik" auf ihr Nichts zurückzuführen suchte, verschmerzen. Karl von Ellerburg kam unmittelbar nach der Lectüre in seine Wohnung, ging mit einem rühmenden Ausruf auf ihn zu und umarmte ihn mit zärtlicher Freundschaft. Er nahm ihn zu den Seinen mit, die sich gleichfalls auf's Anerkennendste aussprachen, so daß der Verfasser alle Süßigkeit glücklicher Autorschaft zu kosten bekam. Helene reichte ihm die Hand mit einem Blick froher Verehrung, und nicht nur der Baron, sondern auch die Gräfin, welche dermalen so weit von den in dem Artikel geforderten Tugenden entfernt war, dankte ihm, und verrieth eine große Genugthuung, die vorzüglichsten Eigenschaften ihrem Stand wenigstens auf dem Papiere zugesprochen und zugetraut zu sehen!

Indessen alles hat seine Zeit. Nach schönen Erhebungen des Geistes drängt sich die Wirklichkeit des Lebens immer wieder vor und behauptet das Feld. Die Lobsprüche für den Kämpen des Adels verrauschten; — nach acht Tagen war es, als ob er den Artikel gar nicht geschrieben hätte. Im Hause Ellerburg änderte sich nichts zum Bessern. Nach der Verlobung Guido's von Hellerstein hatte auch der zweite reiche Anbeter Helene's die Stadt verlassen, ohne eine Andeutung zu geben, daß er bei seinen Huldigungen ernstliche Absichten gehegt habe. Der Baron, von Sorgen umdrängt, verlor bei dieser Nachricht seinen Muth völlig. Er empfand auf's Bitterste, wie alle Schönheit und Liebenswürdigkeit im Vergleich mit Geld und Gut ohne Gewicht sei, und schämte sich der Freude, die er bei den wiederholten Glückwünschen zu einer solchen Tochter empfunden hatte. Kann es auch in der That etwas Kränkenderes geben, als das Vergötterte aus äußerlichen Gründen, die dem Enttäuschten in ihrer ganzen Niedrigkeit erscheinen müssen, verlassen und verschmäht zu sehen? — Das war also die Frucht der großen Opfer, die er gebracht hatte! Die letzte Unternehmung, die noch gewagt werden konnte, gescheitert! Und keine Aussicht mehr für den Sohn, der mit unbesieglicher Hartnäckigkeit an einem Mädchen hing, die er ohne einen Glücksfall, wie ihn Niemand erwarten durfte, doch nicht heimzuführen vermochte! Keine für die Tochter, die nun wieder mit ihm nach Ellerburg zurückgehen konnte, um dort ungesehen zu verblühen! Und wenn nur das möglich war! Wenn sie nur öde Tage hinbringen konnte in Würde, als Freiin von Ellerburg, im Stammhaus ihrer Ahnen! Aber auch dieses war nicht gewiß; und mit Schaudern dachte er an die Möglichkeit, das Gut ver-

kaufen zu müssen, um sich und den Seinen ein etwas besseres, immer noch ärmliches Dasein zu fristen!

Wenn er sein gedrücktes Herz gegen die Schwägerin entlastete, pflegte diese in Verurtheilung der jetzigen Männer, die bei der Wahl einer Lebensgefährtin bloß die Casse des Vaters in's Auge faßten, schonungslos mit ihm übereinzustimmen. Sie rächten sich mit einander durch die beißendsten Bemerkungen, und durch eine Charakteristik namentlich der jetzigen Edelleute, welche der von Hugo bekämpfte radicale Journalist nicht vernichtender hätte liefern können. Aber die Gräfin hatte immer noch einen Trost, und gab denn über jenen Einen, dessen Ankunft sie bis jetzt vergeblich erwartet hatte, dem Bekümmerten endlich näheren Aufschluß.

Der Baron, nachdem er die Mittheilung vernommen, schüttelte den Kopf, indem er gleichwohl nicht umhin konnte, etwas ermuthigter vor sich hinzusehen. „Mögest Du Recht haben, liebe Schwägerin," sagte er dann; „mögen Deine Bemühungen fruchten und Deine Bekanntschaften Dich nicht im Stich lassen! Du bist eine wahre Freundin, und ich danke Dir herzlich für die Vorsorge, die Du im Interesse unsrer Familie getroffen hast. Aber Deine Hoffnungen stehen noch sehr im Weiten!"

„Zeit bringt Rosen! — Und Gottlob, wir haben Zeit!"

„Kommt darauf an!" erwiederte Jener, indem er seiner Bedrängniß gedachte.

„Nur Muth!" rief die Frau. „Es ist oft ein Glück, das Gute nicht zu bekommen — weil Einem das Beste aufgespart ist! — Und daß das Gelingen meines Planes das Beste wäre, das wirst Du mir zugeben!"

Eines Abends — es war am ersten April — saß die Familie im Salon beisammen. Helene hatte eben wieder gemahnt, daß man baldmöglichst heim sollte auf's Land, und die Gräfin bedeutete ihr, daß sie ihre idyllische Sehnsucht denn doch noch einige Zeit niederhalten müsse, da noch alles sehr zurück und die Witterung nicht grade einladend sei! Die Saison wäre überhaupt noch nicht ganz vorüber — und im schönen Monat Mai würde man getrostern Herzens den ländlichen Freuden entgegengehen können!

Die letzten Worte hatte sie mit einem Doppelsinn gesprochen, der nur dem Baron fühlbar sein konnte. Während nun beide sich ansahen und der Baron zustimmend nickte, kam der Diener herein und überbrachte ein Schreiben — an die Frau Gräfin! — Diese nahm es, warf einen Blick auf die Adresse, zuckte, erbrach es mit zitternden Fingern und las. Nach wenigen Augenblicken wechselte sie die Farbe, ließ den Brief auf den Tisch fallen und sah den Schwager mit einem Blick an, als ob Alles verloren wäre! —

Der Brief war aus Paris und meldete die Verlobung eines deutschen Grafen mit der Tochter eines dortigen adligen Banquiers, der nicht nur ein sehr reicher Mann, sondern ein europäischer Name war.

Der Baron ergriff das Schreiben, las — und nickte mit dem Ausdruck eines Trostlosen. Dann richtete er auf die Schwägerin einen Blick, der den Sinn des ihrigen vollkommen bestätigte.

Helene sah von Einem auf's Andere und fragte geängstigt: „Was ist geschehen? Was enthält der Brief? Ist's ein Unglück, so laßt mich's wissen!"

Die Gräfin, die sich wieder gefaßt hatte, schüttelte den Kopf und sagte: „Wir wollen die Ruhe Deiner jungen Seele nicht stören, indem wir Dich mit einem Unfall bekannt machen, der nur ein Project von mir getroffen hat. Es ist das Scheitern einer Hoffnung, auf deren Erfüllung ich gerechnet hatte! Ich werd' es verschmerzen!"

„Nun, meine liebe Tante," rief das Mädchen mit herzlichem Tone, „wenn es nur das ist, dann tröste Dich wieder! Du bleibst bei uns und sollst es so gut haben, wie Dir's gute Menschen irgend machen können! — Sorge nur dafür, daß wir bald nach unserm schönen Ellerburg kommen! — Du siehst, hier haben wir kein Glück mehr!"

Die Gräfin, mit feuchtem Auge, nahm die Hand der Lieben und drückte sie. In diesem Augenblick ertönte die scharfgezogene Klingel. — Der Diener erschien und meldete Hugo von Lichtenfels. — „Er ist willkommen!" rief der Baron.

Hugo trat ein und grüßte die Versammelten mit strahlendem Gesicht.

Helene, ihn betrachtend, rief: „Ihnen ist etwas Angenehmes widerfahren! Theilen Sie's mit — Sie können uns keine größere Freude machen! — Nun?" drängte sie, als Jener zögerte.

Hugo, seine Freude zu mäßigen suchend,

entgegnete: „Ich komme so eben vom Minister. Mein Aufsatz über den Adel hat Wunder gewirkt. Man hat mir, unter warmer Anerkennung, die feste Zusage ertheilt, daß ich im nächsten Sommer, wo verschiedene Aenderungen im Personal der Gesandtschaften vor sich gehen, eine Anstellung als Legationsrath erhalten werde."

„Ah," rief das Mädchen, „das ist ja herrlich!" — Und Vater und Tante wünschten von Herzen Glück, indem ihre Züge sich überraschend erheiterten.

„Sie müssen aber vorher noch zu uns nach Ellerburg kommen," fuhr Helene fort. — „Sie haben Zeit und haben es versprochen!"

„Kommen Sie!" rief der Baron mit freundlicher Bitte.

„Ja, kommen Sie!" wiederholte die Gräfin mit einem Blick der Achtung, wie ihn Hugo von ihr noch nicht erhalten hatte.

Dieser, freudig erröthend, entgegnete: „Einer so liebenswürdigen Einladung widerstehe ein Anderer! Ich nehme sie an — und will mich auf die diplomatische Laufbahn vorbereiten — im Paradies!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wissenschaft und Altpersien.



Im Herzen des altpersischen Reichs, in anmuthigen von Bergen eingeschlossenen Ebenen sind Denkmale aufgefunden, die noch heute von der glänzendsten Zeit der Achämenidenherrschaft zeugen. Die berühmtesten dieser Trümmer sind die, welche die heutigen Perser Tschihil Minar, die vierzig Säulen nennen. Der natürliche Vorsprung eines Berges ist zu einer Grundlage ausgehauen worden, die in drei Stufen aufsteigt. Zu jeder der drei Plattformen führen marmorne Doppeltreppen, deren Blöcke so groß sind, daß ein einziger stets zehn bis vierzehn Stufen enthält. So genau hat man diese Blöcke bearbeitet, daß sie, ohne durch Mörtel verbunden zu sein, auf's Genaueste an einander schließen. Auf der obersten Plattform sieht man halbverfallene Portale, persische Sphinxe, Mauern und eine Menge anderer Trümmer, Alles von schön polirtem grünen Marmor, Basreliefs und Keilinschriften. Von den vierzig Säulen, die diesen altpersischen Bauresten ihren Namen gegeben haben, stürzt eine nach der andern ein. Pietro de la Valle (1621) fand noch fünfundzwanzig, Mandelslo (1638) neunzehn, Niebuhr (1769) siebzehn, Ousely (1811) fünfzehn, Bode (1840) dreizehn.

Die vierzig Säulen sind die Ruinen des alten Persepolis. Alexander der Große hat diese persische Königsburg zerstört. Wie die meisten unter den Alten, Diodor, Curtius, Plutarch, erzählen, warf er selbst die erste Fackel, im Rausch eines Zechgelages von der schönen Thais dazu ermuntert.

Seine wirklichen Motive waren ernsterer Art. Theils wollte er den Nationalhaß und die Habgier seiner Krieger befriedigen, theils wollte er den Charakter eines Rächers Griechenlands, eines Bestrafers der von Xerxes begangenen Frevel, vor aller Welt recht schlagend zeigen. „Er befand sich jetzt," sagt Grote in seiner ausgezeichneten Geschichte Griechenlands, „unter den Stämmen und Wohnsitzen der eigentlichen Perser, unter den Nachkommen der rauhen Krieger, die unter Cyrus das westliche Asien vom Indus bis zum ägeischen Meer überfluthet hatten. In dieser ihrer Heimath hatten die persischen Könige ihre Nationalgebäude, ihre königlichen Grabmäler aufgeführt und außer Inschriften, die sich auf den Glauben und die Sagen der Perser bezogen, auch viele Trophäen und Beutestücke ihrer Feldzüge vereinigt. Für die Staatszwecke der Großkönige waren Babylon, Susa oder Ekbatana besser gelegene und bequemere Residenzen, aber Persepolis wurde noch als das Herz der persischen Nationalität betrachtet. Es war das Hauptmagazin, wenn auch nicht das einzige, der jährlichen Ersparnisse vom königlichen Einkommen, die jeder Monarch vermehrt hat und nicht ein einziger vermindert zu haben scheint. Ueberdies schickten alle die persischen Großen und Beamten, welche die einträglichen Satrapien und Stellen des Reichs verwalteten, Schätze für sich oder ihre Verwandten in die Heimath. Wir dürfen daher wohl der Versicherung glauben, daß Persopolis in jener Zeit mehr öffentliche und Privatschätze besessen habe, als irgend eine andere den Griechen oder Macedoniern bekannte Stadt. In einer Versammlung seiner Feldherrn erklärte Alexander Persopolis für die feindlichste aller asiatischen Städte, für die Heimath jener gottlosen Gegner Griechenlands, die er in Asien aufgesucht habe. Er erklärte seine Absicht, die Stadt der Plünderung anheim zu geben und die Burg zu verbrennen. Er beharrte bei diesem Entschlusse trotz der Vorstellungen Parmenio's, der ihm bemerkte, daß er durch diese Handlung sich selbst schaden werde, denn er vernichte seine eigenen Hilfsquellen und erwecke bei den Asiaten den Glauben, daß er sich zurückziehen wolle, ohne eine dauernde Herrschaft im Lande zu gründen. Nachdem er den königlichen Schatz sich angeeignet hatte, der 120,000 Talente in Gold und Silber oder 27,600,000 Pf. St. enthalten haben soll, legte er selbst Feuer an die Burg. Eine Masse von Maulthieren und 5000 Kamele wurden von Mesopotamien und andern Landschaften herbeigeholt, um diesen ungeheuren Schatz fortzuschaffen. Im eigentlichen Persien blieb von der ganzen Summe nichts; einen Theil nahm Alexander auf seinen weiteren Märschen mit, ein anderer Theil wurde in Susa und Ekbatana niedergelegt. Zu diesem Schatz kommen noch 6000 Talente, die sich in Pasargadä gefunden hatten. Personen und Eigenthum der Bewohner wurden den Soldaten überlassen, die nicht bloß an Gold und Silber, sondern auch an reichen Kleidern, Geräth und kostbaren Schmucksachen aller Art eine unermeßliche Beute machten. Die Männer wurden erschlagen, die Frauen in die Sclaverei verkauft, diejenigen ausgenommen, welche sich durch die Flucht gerettet oder mit ihren Schätzen in ihren Häusern verbrannt hatten."

Das persische Reich, dem die Brandfackel, die Alexander in die Burg seiner Großkönige schleuderte, den Untergang verkündete, zählte nur wenig über zwei Jahrhunderte. Das Jahr 538 v. Chr., in dem Cyrus Babylon eroberte, kann als das Jahr seiner Gründung betrachtet werden. Die Geschichte des gewaltigen Kriegers hat sich mit Sagen durchwoben, die von den Griechen gläubig nacherzählt worden sind. Herodot hat ihnen den ganzen Reiz und Duft seiner naiven Darstellung verliehen, und die Gestalten, die er aus dem Nebel der altpersischen Geschichte hervortreten läßt, sind uns durch ihn so vertraut geworden, wie die der Erzväter durch die Bücher Mosis. Der Vater der Geschichte erzählt uns, daß in den Gebieten zwischen dem Tigris und dem Indus, dem Amudarja und dem indischen Meere zuerst die Meder mächtig gewesen seien. Am Anfang des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung herrschte über sie ein König, Astyages genannt. Der hatte einen Traum, daß seine Tochter Mandane einem Sohn das Leben schenken werde, vor dessen Majestät und Herrlichkeit alle Völker Asiens sich beugten. Damit das Gesicht, das den Medern den Untergang ihrer Herrschaft verkündete, sich nicht erfülle, verheirathete Astyages seine Tochter mit dem Perser Kambyses. Die Perser waren ein armes

und verachtetes Volk, so daß es nicht möglich zu sein schien, einer aus ihrer Mitte könne den medischen Thron umstürzen. Nicht lange nach Mandane's Vermählung hatte Astyages einen zweiten bösen Traum und ließ seine Tochter aus Persien herbeiholen, damit er den Sohn, vor dem er im Schlaf gewarnt worden war, gleich nach der Geburt tödten lassen könne. Als Mandane mit einem Sohn niederkam, berief wurde, ließen sein Benehmen, sein Alter, sein Aeußeres Astyages ahnen, daß sein eigener Enkel vor ihm stehe. Der Rinderhirt gestand auf der Folter Alles und ihm wurde verziehen. An Harpagus nahm Astyages eine entsetzliche Rache. Er ließ den einzigen Sohn des ungehorsamen Dieners, einen dreizehnjährigen Knaben, schlachten und das Fleisch dem Vater bei einem Gastmahle vorsetzen.

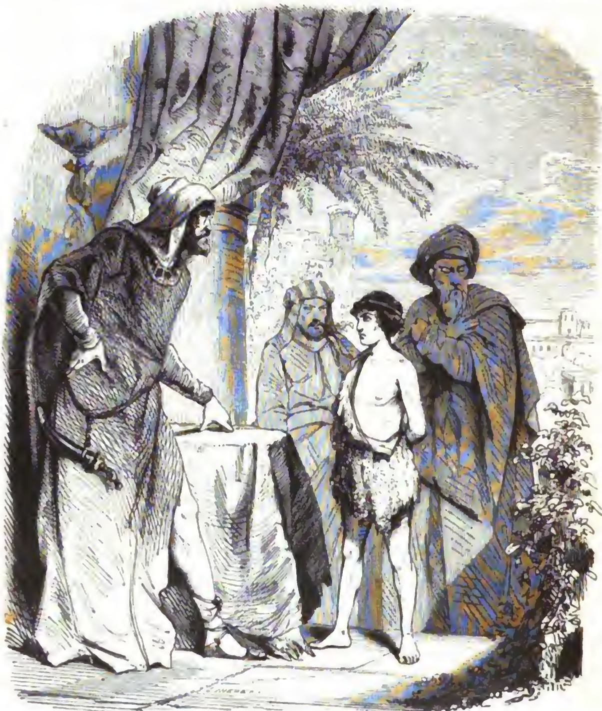


Astyages übergibt dem Harpagus das Kind Mandane's.

Astyages seinen Diener Harpagus und übergab ihm das neugeborene Kind mit dem Befehl, ihm das Leben zu rauben. Harpagus konnte es aber nicht über sich gewinnen, den schönen Knaben zu tödten, und brachte ihn zu einem Rinderhirten, der ihn im wildesten Gebirg, den reißenden Thieren zur Beute, aussetzen sollte. Der Rinderhirt hatte auch ein weiches Herz, und da seine Frau eben ein todtes Kind geboren hatte, so wurde Mandane's Sohn an dessen Stelle untergeschoben. Zehn Jahre hatte Cyrus unter den Hirten unentdeckt gelebt, als er einst im Streit den Sohn eines angesehenen Mannes heftig schlug. Der beleidigte Vater klagte beim König, und als Cyrus vor diesen gefordert

Cyrus war zu den Eltern nach Persien geschickt worden. Die wunderbare Geschichte seiner Errettung, durch Zusätze noch wunderbarer gemacht, diente ihm bei den Persern zur Empfehlung. Das tapfere, die medische Herrschaft schwer tragende Volk blickte zu dem Jüngling, den, als er ausgesetzt worden sei, die reißenden Thiere des Waldes mit ihrer Milch getränkt haben sollten, voll der höchsten Erwartungen auf. In Medien war der furchtbar beleidigte Harpagus für Cyrus unter den unzufriedenen Großen thätig. Als er von Ekbatana Botschaft schickte, es sei Alles zu einem Aufstande bereit, veranstaltete Cyrus eine Volksversammlung der Perser. „Jetzt steht Ihr unter der Herrschaft der Meder,“ sagte er

ihnen, „werdet von den Völkern verachtet und lebt arm und thatenlos dahin. Folgt Ihr mir, so sollt Ihr die höchste Macht gewinnen und über alle Schätze Asiens gebieten." Er solle sie führen, überall hin überzogen wurde, waren die Lyder. Sie herrschten über ganz Kleinasien vom Meer bis zum Kizil Ermak (Halys), ihr König Krösus war wegen seines Reichthums weit und breit berühmt. Die griechischen Schrift-



Cyrus wird vor Astyages geführt.

würden sie ihm folgen, riefen die Perser. Mit einem großen Heere zog Cyrus gegen Astyages und besiegte ihn leicht, da die verschworenen medischen Großen ihren König mitten in der Schlacht verließen. So mußte der herrschsüchtige Monarch sich ergeben, doch schonte Cyrus seiner, und Astyages lebte in milder Gefangenschaft noch lange genug, um zu sehen, wie sein Traum sich erfüllte, Cyrus den Persern die Herrschaft über Asien verschaffte.

Das erste fremde Volk, das mit Krieg

steller haben diesen Herrscher mit einem ihrer Weisen, dem Athener Solon, in Verbindung gebracht. Sie erzählen, daß Solon an den Hof des Krösus gekommen sei und diesem, als er nach dem glücklichsten Menschen gefragt habe, zweimal Andere genannt habe als ihn selbst, der sich doch für den glücklichsten gehalten. Als Krösus darüber unwillig geworden sei, habe Solon ihm warnend gesagt: „Krösus, vernimm, daß die Geschicke der Menschen mannigfach wechseln. Jetzt bist Du ein überaus reicher

Mann und ein König über viele Menschen, aber glücklich kann ich Dich nicht eher nennen, bis ich höre, Du habest Dein Leben schön beendet. Bei allen Dingen muß man auf den Ausgang sehen, den sie in der Nähe war, wollte die Bedeutung dieses Ausrufs hören, und als Krösus ihm von Solon erzählt hatte, berührte der Contrast zwischen dem einstigen Glück und dem jetzigen Elend seines Gefangenen sein



Cyrus' Tod.

nehmen, da Viele schon gänzlich vernichtet wurden, denen Gott anfangs Glück und Heil schenkte." Jahre vergingen, ehe Krösus bei dem Angriff des Cyrus erkannte, wie wahr der griechische Weise gesprochen habe. Denn in einer Schlacht vollständig besiegt und in seiner erstürmten Hauptstadt gefangen genommen, wurde er zum Tode verurtheilt und auf den Scheiterhaufen geführt. Da erinnerte er sich, daß ihm einst der Name des glücklichsten Menschen verweigert worden sei, und seufzend rief er: „Solon, wie recht hattest Du!" Cyrus, der menschliches Gefühl so tief, daß er ihm das Leben schenkte und ihn fortan als Freund und Rathgeber bei sich behielt.

Die griechische Sage von Cyrus läßt auch diesen ersten persischen Großkönig die Wandelbarkeit menschlicher Geschicke erfahren. Lange noch sei er glücklich gewesen, habe Babylon und alle großen Besitzungen der königlichen Stadt erobert und noch viele Landschaften mehr durch Gewalt oder mit freiwilliger Zustimmung der Bewohner erworben. Als er nun das vordere und mittlere Asien in seine Gewalt gebracht, da

habe ihn auch nach den Gebieten nördlich vom Caspischen Meer gelüstet. Dort herrschte, wie die gewöhnliche Erzählung von diesen Begebenheiten lautet, die Königin Tomyris, eine außerordentlich kluge und muthige Frau, über den scytischen Volksstamm der Massageten. Cyrus überzog sie mit Krieg, aber sie wich mit ihrem Heer



Krösus.

weiter und weiter in die Steppen zurück, bis die Perser durch Ermüdung und Hunger geschwächt worden waren. Nun nahm sie eine Gelegenheit wahr und lieferte ihrem Feinde eine Schlacht, in der er mit dem größten Theile des Heeres umkam. Ehe sie seine Leiche den bittenden Feldherren der zurückgehenden Perser auslieferte, ließ sie den Kopf abschlagen, und tauchte ihn in einen Schlauch mit Blut. „Du konntest nicht Blut genug haben," sagte sie dazu, „so trinke Dich denn satt." Der Leichnam wurde nach Pasargadä im Thale des heutigen Murghab gebracht und in dem Grabmal beigesetzt, das Cyrus sich selbst gebaut und mit der Inschrift versehen hatte: „Mensch, ich bin Cyrus, der Sohn des Kambyses. Ich habe den Persern die Obmacht erworben und über Asien geherrscht. Mißgönne mir dieses Denkmal nicht." Dieses Grabmal, ein Gebäude auf einem hohen Unterbau mit einem einzigen Zimmer, jetzt ohne Sarg, ist noch vorhanden. Die Inschrift ist verschwunden, aber in der Nähe hat man einen Marmorblock gefunden, dessen Keilschrift die Worte enthalten: „Ich bin Cyrus, der Achämenide," und dieselbe Inschrift hat man noch an anderen Stellen des Thals aufgefunden.

Diese Inschriften mit dem Namen Cyrus, die sich genau an derselben Stelle gefunden haben, wohin die griechischen Schriftsteller das Grab des Gründers der persischen Weltmonarchie verlegen, stellen es außer Zweifel, daß Cyrus eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen ist. Nur ist Fabelhaftes mit dem Geschichtlichen vermengt worden. Die Kuru — so ist die altpersische Schreibung für Cyrus — sind ein indisches Königsgeschlecht, und auch in der altpersischen Heldensage scheint ein Kuru vorhanden gewesen zu sein. Was sich über diesen alten Helden von Mund zu Mund fortgepflanzt hatte, das ist auf den geschichtlichen Cyrus übertragen worden, der schon achtzig Jahre nach seinem Tode eine mythische Persönlichkeit geworden war, wie es in unsern Tagen Sultan Bonaparte bei den Völkern des Orients wieder geworden ist. Diese fabelhaften Zusätze von dem Thatsächlichen völlig zu scheiden, wird nicht mehr möglich sein, aber die persische Geschichte im Allgemeinen kennen wir besser als die Griechen, welche Zeitgenossen des Xerxes und des letzten Darius waren.

Eine so genaue Kenntniß des alten Perserreichs nach so langer Zeit uns verschafft zu haben, ist ein großer Triumph unserer Wissenschaft. Daß er von den großen Kreisen der Gebildeten nach Gebühr gewürdigt würde, kann man nicht sagen. Botta's und Layard's Nachgrabungen in Ninive, Lepsius' und Brugsch's Forschungen in Egypten, ja selbst Beule's und Davis' Bemühungen um das alte Karthago haben mehr Aufmerksamkeit gefunden, als die gelehrten Arbeiten, die sich speciell auf Persien beziehen. Zum Theil liegt der Grund darin, daß der Reiz der Neuheit ihnen fehlt. Die fieberhafte Aufregung, die Anquetil du Perron 1771 durch seine Entdeckung und Uebersetzung des Zend Avesta, des heiligen Buchs der Altperser, hervorrief, nachdem Niebuhr bloß zwei Jahre vorher die Trümmer von Persepolis beschrieben hatte, ist längst verraucht. Persien war das erste östliche Land, dem der Schleier gelüftet wurde, und eben deshalb hat unser Interesse abgenommen. Der Eifer der Gelehrten ist derselbe geblieben. Die Erd- und Völkerkunde, die neue Wissenschaft der Entzifferung der Keilschriften, die vergleichende Sprachlehre haben sich die Hände gereicht, und das Resultat ist das bereits genannte: wir wissen von Persien mehr als die gleichzeitigen Griechen.

Näheres mitzutheilen, was über Altpersien ermittelt worden ist, sei einer anderen Gelegenheit vorbehalten. Wir wollen uns hier auf die persische Stammverfassung beschränken, die uns erklärt, wie das persische Weltreich so schnell entstehen und noch schneller in Trümmer gehen konnte. Zum Bekanntwerden dieser Verfassung, die mindestens drittehalb tausend Jahre alt ist, haben neuere Reisen sehr viel beigetragen. Wundern darf uns das nicht, da die orientalischen Völker fast so unwandelbar sind wie der Himmel, der sich mit seinen Sternen über ihnen wölbt. Vieles, was wir heute bei ihnen sehen, ist immer so gewesen. Die Grenzen des eigentlichen Persiens sind noch immer dieselben, welche Herodot angiebt, die Sitten der heutigen Perser sind noch dieselben, wie Herodot sie von seinen Persern schildert, wie damals scheidet sich die Bevölkerung in Ackerbauer und wandernde Hirten, wie damals gibt es Stämme, die über die anderen eine Art von Herrschaft ausüben, und in diesen Stämmen wieder Genossenschaften, die vornehmer zu sein glauben als die übrigen. Auf die altpersische Stammverfassung wurde man zuerst aufmerksam, als Mountstuart Elphinstone 1815 den Bericht der Reise veröffentlichte, die er sieben Jahre früher an den Hof von Kabul unternommen hatte. Man erfuhr nun von Gliederungen des Volks nach Familien, Genossenschaften und Stämmen, die mit den altgermanischen Verhältnissen die auffallendste Aehnlichkeit hatten. Später zeigte sich, daß dieselbe Stammverfassung, ein Erbtheil der Urzeit, auch im eigentlichen Persien sich erhalten habe. Die Darstellung dieser Verfassung gibt ein besonderer Abschnitt in dem neuesten Werke von Friedrich Spiegel: Eran, das Land zwischen dem Indus und dem Tigris. Für die folgenden Zeilen benutzen wir dieses vorzügliche Buch, in dem der Verfasser die Resultate seiner eigenen und fremden Forschungen über Persien zusammengefaßt hat.

Die altpersische Gesellschaft hatte von unten auf folgende Stufen: Familie, Genossenschaft (Clan), Stamm, Bezirksgemeinschaft. Der Name für Clan ist Vic und wiederholt sich im Romanischen wie im Germanischen. Die Römer haben daraus vicus, wir jene Ortsbezeichnung Wiek gemacht, die in verschiedenen Städtenamen: Bardewiek, Osterwiek, Brunswiek vorkommt und mit deren Erklärung unsere Etymologen sich entsetzlich geplagt haben, ehe ihre altpersische Herkunft erkannt worden ist. Den patriarchalischen Sitten von Urvölkern entsprechend, hat jede dieser Stufen ihr Oberhaupt. „Welches sind die Herren?" fragt das Avesta und antwortet: „Der Hausherr, der Clanfürst, der Herr des Stammes, der Herr der Gegend, Zarathustra (Zoroaster) als der fünfte." Despotisch war die Herrschaft dieser Oberhäupter nicht, über wichtige Dinge entschieden Volksversammlungen. Eine solche berief auch Cyrus, als er seine große Laufbahn mit der Abschüttelung des medischen Jochs eröffnete. Volksversammlungen gibt es noch im heutigen Persien und bei einem der Stämme, den wilden Bulbassis, gilt sogar noch das polnische Veto. Eine einzige abweichende Stimme macht einen Beschluß unmöglich.

Ueberall, wo solche Stammverhältnisse existiren, kann es in unruhigen und bedrängten Zeiten einem geistig bedeutenden Häuptling gelingen, eine Oberherrschaft an sich zu reißen. Ein Beispiel aus neuester Zeit ist der Afghane Dost Mohamed, der im vorigen Jahre gestorben ist, ein Beispiel aus ältester Zeit Dajokes, der Gründer des medischen Reichs. Was Herodot darüber erzählt, gibt, richtig verstanden, wichtige Aufschlüsse über das medische und das ihm gleiche persische Staatsleben. Zu einem richtigen Verständniß der Erzählung Herodot's haben aber erst die Angaben des Darius in seinen neuerdings entzifferten Inschriften geführt. Dajokes war Oberhaupt eines Gaues und bekleidete also die höchste Würde, die es in Medien vor der Einführung des Königthums gab. In den wenigen andern Gauen, die bestanden, muß er eines großen Ansehens genossen haben, da man ihm bei Streitigkeiten das Schiedsrichteramt übertrug. Als er durch gerechte Entscheidungen seinen Ruf begründet hatte, lehnte er unter dem Vorwande, daß seine Geschäfte litten, jede fernere Einmischung in Streitigkeiten ab, worauf seine ordnende Hand so vermißt wurde, daß eine Volksversammlung ihn zur Königswürde erhob, damit die inneren Zwistigkeiten aufhörten. Dajokes richtete sich als König nach fremden, assyrischen und babylonischen, Vorbildern ein. Um über die anderen Gaufürsten, die ihn als Ersten unter Gleichen betrachteten, hervor-

zuragen, unternahm er Eroberungszüge, die von seinen Nachfolgern fortgesetzt wurden, und erbaute Ekbatana, eine hohe Burg, in deren oberstem Stockwerk er sich von dem übrigen Volk abschloß. Unter ähnlichen Umständen entstand die Macht des Cyrus. Die Perser wählten ihn zum König, um unter einem gemeinschaftlichen Führer der medischen Herrschaft ledig zu werden. So wählten unsere Altvorderen dereinst ihre Gräber aufnehmen werde, und einer Niederlage für ihre Ersparnisse. Ihre Hauptstädte hatten sie im Westen und residirten mit Glanz und Ueppigkeit. Die Griechen, welche diese Prachtentfaltung sahen, hielten den persischen König für den Mittelpunkt einer bedeutenden Macht, die er nach Gefallen in Bewegung setzen könne. In Wahrheit waren die Völkerschaften der persischen Monarchie keineswegs fest ver-



Persische Große.

zum Kampf gegen die Römer den Cherusker Hermann, und gleich diesem war Cyrus aus einem angesehenen Geschlecht eines angesehenen Stammes, ein Achämenide aus dem Stamme der Pasargaden. Unter ihm und allen seinen Nachfolgern blieben die Stammhäupter mächtig, da die Stammverfassung nicht geändert wurde. In dem Erblande der Großkönige war ihre Macht durch die Großen und deren Clane beschränkt. Man gab ihnen freiwillige Gaben und leistete ihnen, wenn Aussicht auf Beute winkte, Heerfolge. Um ihre Macht zu erhöhen, mußten die Könige erobern. In dem neuen Gebiete konnten sie nach Willkür herrschen, Steuern erheben und stehende Heere unterhalten. Persepolis behielt für sie bloß die Bedeutung einer Heimath, die

bunden und eben in diesem lockern Verbande lag die Schwäche des Reichs. Darius führte ein neues Verwaltungssystem ein, ging damit aber nicht weit genug, um eine einheitliche Regierung herstellen zu können. Seine Satrapen waren in den Stammlanden Civilbeamte und sorgten hauptsächlich für die Erhebung der Steuern, die an die Stelle der freiwilligen Gaben treten sollten. Die besseren Finanzzustände erlaubten den Großkönigen, ein Heer von fremden Miethlingen zu halten, die Clane zogen unter ihren Häuptlingen nur dann in's Feld, wenn der Heerbann aufgeboten wurde. Die Anhänglichkeit an den Stamm, den Clan, blieb immer größer als die an den König, der sich hauptsächlich durch Auflegung von Lasten bemerklich machte. Wie sehr

Alexander dem Großen die Zertrümmerung des persischen Reichs dadurch erleichtert wurde, liegt auf der Hand. Der Großkönig wechselte, alles Andere blieb wie es war.

Peter der Große.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Die Geschichte Rußlands hat auf unsere eigenen Geschicke seit Peter dem Großen einen tiefgehenden Einfluß geübt. Mein längerer Aufenthalt in Rußland hat mich schon früh zu einem eingehenderen Studium der Geschichte dieses bei uns immer noch wenig gekannten Landes geführt, wo mir denn besonders in Betreff der herkömmlichen Auffassung der Regierungsepoche Peter's allerlei Bedenken aufstiegen, welche mit der Zeit nur gewachsen sind. Es handelt sich dabei weniger um die Berichtigung kleinerer oder größerer Irrthümer, von welchen z. B. Voltaire's glänzend geschriebene Geschichte Peter's des Großen wimmelt, als vielmehr um den Gesichtspunkt, von welchem aus das Bild des gewaltigen Czaren auf dem Hintergrunde seiner Zeit und seines Volkes zu betrachten ist. Wohl bei keiner Nation Europa's ist es so nöthig, sie aus eigener Anschauung zu kennen, um ihre Geschichte zu verstehen, wie bei der russischen, weil hier der Genius des Volks in früheren Jahrhunderten sich keine eigenen Denkmäler gesetzt hat, welche uns als Zeugnisse seiner Entwicklung dienen könnten, und weil die officiellen Quellen, aus welcher der Geschichtschreiber vorzugsweise schöpft, sich nur allzu häufig trügerisch erweisen. Da sind Urkunden über die Gründung vieler Städte, die man vergebens in Rußland sucht, über Hunderte von Schulen, welche nie besucht wurden; da sind Städteordnungen und Gesetze, welche nie in's Leben getreten sind, ganze Stöße von Ukasen, die weder Böses verhindert, noch Gutes gefördert haben, weil der fremde Regierungsapparat, auf dessen Einführung ein guter Theil des Ruhmes Peter's und Katharina's beruht, bis heute keine Wurzeln im Volke geschlagen hat.

Wer aufmerksamen Blickes das Innere Rußlands durchreist, findet unter der Landbevölkerung wesentlich noch dieselben Urzustände, in welchen zur Zeit und nach der Schilderung des Tacitus die Germanen lebten. Theilung des Ackers zu gleichen Theilen unter die Gemeindeglieder; Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten und Schlichtung der Streitigkeiten durch einen aus freier Wahl hervorgegangenen Vorstand, kein Begriff von gefestetem, an der Person haftendem Grundeigenthum, keine Ahnung von formalem Recht oder einer Staatsidee. Ich rede hier natürlich von den Zuständen, wie sie vor der Emancipation waren, deren Wirkungen noch nicht zu übersehen sind. Aber es ist nöthig, hier die Thatsache hervorzuheben, daß die Reformen Peter's und seiner Nachfolger die den Kern der Nation bildende ländliche Bevölkerung in keiner Hinsicht gefördert, vielmehr deren materiellen und sittlichen Fortschritt gehemmt haben durch Festigung der Leibeigenschaft, welche unter den Herrschern aus dem Hause Rurik ganz unbekannt war, erst durch Boriß Godunow eingeführt wurde und bis zur Zeit Peter's des Großen nur in sehr lockeren Formen bestand. Wo demnach die bäuerlichen Verhältnisse nicht mehr die völlige Reinheit der vorhin erwähnten gesellschaftlichen Urzustände bewahrt haben, ist dies nur aus dem Drucke der unter dem Hause Romanow ausgebildeten Leibeigenschaft zu erklären.

Nichts kann daher unrichtiger sein, als die Reformen Peter's in dem Sinne aufzufassen, als ob dem Volke dadurch ein größeres Maß von Freiheit gewährt worden wäre, als es früher besessen, wo es durch seine Vertreter noch einen gewissen — wenn auch sehr geringen — Einfluß auf wichtige Regierungsacte übte. Die Macht der alten Czaren war nämlich nicht bloß durch die Geistlichkeit, sondern auch durch das Volk beschränkt, dessen Zustimmung bei durchgreifenden Neuerungen eingeholt werden mußte. Es bildete sich dann eine aus freigewählten Vertretern der Geistlichkeit, sowie der Stadt- und Landbevölkerung hervorgegangene Versammlung, welche auf dem Kreml unter freiem Himmel tagte und als der lebendige Ausdruck des gesammten Volkswillens betrachtet werden konnte. Ich führe aus dem siebzehnten Jahrhundert zwei Beispiele dieser Art an. Nach dem Aussterben des Hauses Rurik wurden im Jahre 1612 von den Bojaren Vertreter der Stadt- und

Landbevölkerung aus ganz Rußland nach dem Kreml entboten, um einen neuen Czaren zu wählen, Michael Feodorowitsch, den Gründer des Hauses Romanow. Im Jahre 1682, also noch zu Lebzeiten Peter's, der damals zehn Jahre alt war, berief Czar Feodor II. Alexejewitsch die Vertreter des Landes, um ihre Zustimmung zu der Abschaffung der sogenannten Rang- und Classenbücher zu erlangen, d. h. um eine Neuerung durchzuführen, welche dem Grundsatze entsprang, daß nicht ererbte Würden, sondern nur persönliches Verdienst für die Stellung und das Ansehen der Beamten im Staate maßgebend sein solle. Seit der Regierung Johannes III. war es nämlich üblich geworden, die Dienste und Ehren, deren jede Familie sich rühmte, in ein officielles Buch einzutragen, um jedesmal, wenn ein Streit über den Rang sich erhob, sich darauf beziehen zu können. Eine besondere Behörde war eingesetzt, um über die Rechte eines Jeden zu wachen und streitige Fälle zum Austrag zu bringen. Nach der herrschenden Ansicht hielt man es nämlich für den Sohn eines Würdenträgers nicht schicklich, unter einem Beamten zu stehen, dessen Vater eine weniger hohe Stellung bekleidet hatte. Der Sohn eines Bojaren brauchte also seinem Vorgesetzten nicht zu gehorchen, wenn er nachweisen konnte, daß dessen Vater kein Bojar gewesen war. Um diese Vorurtheile und die daraus entspringenden Mißbräuche mit der Wurzel auszurotten, berief der Czar eine aus zahlreichen Vertretern aller Stände bestehende Versammlung, welche einstimmig seinen Vorschlag annahm, die Rang- und Classenbücher zu vernichten, wonach dieselben dann in Gegenwart der Versammlung öffentlich auf dem Kreml verbrannt wurden.

Ich habe diesen Fall, dem sich leicht ähnliche anreihen ließen, hervorgehoben, um zu zeigen, daß schon vor Peter Herrscher auf dem Czarenthron saßen, welche ernstlich bemüht waren, den herkömmlichen Mißbräuchen und Vorurtheilen zu steuern, aber ohne deshalb die alten Volksrechte so zu mißachten wie er. Selbst Johann der Schreckliche ließ meistens nur übermüthige Hofleute und Bojaren unter den Ausbrüchen seiner Grausamkeit leiden und erwies dem Volke allezeit Schonung und Rücksicht. Erst mit Peter begann die gewaltsame Unterdrückung der alten Volksfreiheiten und die Uniformirung des Reichs. Seine fast übermenschliche Energie und Thatkraft bebte vor keiner Gefahr und keinem Hindernisse zurück und seine glorreichen Erfolge nach Außen söhnten vielfach aus mit dem, was er im Innern Gewaltthätiges beging. Doch läßt sich jetzt auf das Bestimmteste nachweisen, daß von all seinen Reformen nur das geblieben ist, was den Sitten und Anschauungen des Volkes entsprach und wozu seine Vorgänger — besonders der kluge Boriß Godunow und Johann IV. — schon den Keim gelegt hatten. Es läßt sich eben so bestimmt nachweisen, daß selbst seine Eroberungen und das Vorschieben Rußlands nach Europa nur die glückliche Ausführung längst vorbereiteter und auch öfter schon mit weniger Glück und Geschick in Angriff genommener Unternehmungen waren.*)

Durch die Beweisführung, daß Peter seine glänzendsten und dauerndsten Erfolge der klugen Benutzung und Vollendung dessen verdankt, was seine Vorgänger im Reich ihm überliefert hatten, wird der Ruhm des großen Monarchen nicht im Geringsten geschmälert, hingegen wird uns sein Wirken dadurch verständlicher gemacht und in einen historischen Zusammenhang gebracht, welchen die meisten seiner Biographen übersehen, oder nicht gehörig gewürdigt haben. Jede wirklich große Erscheinung in der Geschichte steht auf den Schultern ihrer Vorgänger, zieht die Summe des Ueberlieferten und fügt Neues hinzu; nur die kleinen Geister blähen sich auf in dem Wahne, daß vor ihnen nichts Beachtenswerthes dagewesen sei.

Unzweifelhaft war nächst Friedrich dem Großen Peter der hervorragendste Monarch seines Jahrhunderts, und wenn man die Größe eines Herrschers bloß nach der Dauer seiner Erfolge bemessen will, so kann sich kein anderer Herrscher, weder des Alterthums noch der Neuzeit, mit diesem vergleichen.

Die Weltreiche Alexander's des Macedoniers und Karl's des Großen überlebten ihre Gründer nicht, und der erste Napoleon mußte den Sturz seiner Weltherrschaft selbst überleben, während das Reich Peter's erst nach seinem Tode zu rechtem Wachsthum gedieh, zu einem Wachsthum, dem noch

*) Vergl. Russische Fragmente. Beiträge zur Kenntniß des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwicklung. Von Friedrich Bodenstedt. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1862.

lange kein Ende abzusehen ist. Und doch waren sowohl Alexander, wie Karl und Napoleon dem russischen Peter weit überlegene Geister; allein ihre Macht entsprang ihrem Genie, das sich nicht vererben ließ, wenn es auch der Weltgeschichte eine neue Richtung gab und sie mit weithin wirkenden Ideen und fruchtbaren Anregungen durchleuchtete, — während die Macht des russischen Czarenthums auf die nüchternste Berechnung sich gründete, auf einen Plan, welcher den Großmächten nur die Alternative ließ, ihn im Keime zu ersticken, oder zu ihrem eigenen Schaden an seiner Ausführung mitzuarbeiten. Bewußt oder unbewußt, jedenfalls aus Mangel an Einsicht, wählten sie das Letztere; sie begünstigten Rußland in seinem Bestreben, zugleich am Baltischen und am Schwarzen Meere festen Fuß zu fassen und zwischen Asien und Europa eine gesicherte Stellung zu gewinnen, die es über kurz oder lang zum Schiedsrichter beider Welttheile machen mußte.

Der merkwürdige Mann, dessen Entwicklungsgang wir jetzt näher in's Auge fassen wollen, wurde geboren zu Moskau am 30. Mai alten, 11. Juni neuen Stils 1672. Er war ein Sohn des Czaren Alexei Michailowitsch, aus dessen zweiter Ehe mit Natalia Kirilowna, der Tochter des Bojaren Kirila Narischkin. Die beiden aus des Czaren erster Ehe entsprossenen Prinzen, Feodor und Iwan, waren von so schwächlicher Gesundheit, daß sich schon früh die Augen des Volkes auf den kräftig heranblühenden Peter richteten, der von Kindesbeinen an eine ungewöhnliche Lernbegier und einen rastlosen Geist offenbarte. Kaum vier Jahre alt, hatte Peter seinen Vater verloren, dem dessen ältester Sohn unter dem Namen Feodor II. Alexejewitsch in der Regierung gefolgt war. Dieser aufgeklärte und wohlwollende Fürst herrschte jedoch nur sechs Jahre. Er starb kurz nachdem er die vorhin erwähnte große Versammlung der Vertreter aller Stände des Volkes berufen hatte, im Jahre 1682. Nach seinem Tode wählte diese Versammlung, auf den Vorschlag des Patriarchen Joachim, den zehnjährigen Peter zum Czaren, mit Uebergehung seines ältern, stammelnden, kränklichen Halbbruders Iwan. Allein Sophie, die ehrgeizige, kluge und hochbegabte Schwester Peter's, hatte sich selbst das Ziel gesetzt, Herrscherin von Rußland zu werden und deshalb von jeher alle zu Gunsten ihres Bruders getroffenen Bestimmungen zu vereiteln gesucht. Auch jetzt, bei der Czarenwahl, war es ihr gelungen, durch ihre Anhänger die nach altem Brauch und Herkommen nöthige Einstimmigkeit zu hintertreiben, indem einige Stimmen riefen: Der Thron gebührt Iwan Alexejewitsch; es ist ungerecht, ihm den jüngeren Bruder vorzuziehen!

Doch blieb es trotz dieses Einspruchs bei der einmal getroffenen Wahl; selbst die Strelitzen, welche in Rußland ganz dieselbe Rolle spielten wie die Janitscharen in der Türkei, ließen sich bewegen, Petern zu huldigen. Da er aber selbst noch zu jung war um zu herrschen, so führte seine Mutter, die Czarin Natalia, einstweilen die Regentschaft. Inzwischen ließ Sophie nicht nach in der Verfolgung ihrer ehrgeizigen Pläne. Sie war eine Tochter aus der ersten Ehe des Czaren Alexei mit Maria Miloßlawsky und suchte durch ihre einflußreiche Familie die Strelitzen für sich zu gewinnen, indem sie ihnen reiche Geschenke und große Versprechungen machte, und die Czarin Natalia beschuldigte sie, daß sie dem Prinzen Iwan, der mit Unrecht zu Gunsten Peter's von der Thronfolge ausgeschlossen worden sei, nach dem Leben trachte.

Es wurde so eine Verschwörung vorbereitet, welche am 15. Mai 1682 zum Ausbruch kam, auf die falsche Nachricht hin, daß dieser Tag zur Ermordung Iwan's festgesetzt sei und daß Natalia schon Pläne gemacht habe, das ganze Corps der Strelitzen dem Untergange zu weihen. Der Aufstand brach los. Die rohen Strelitzen, durch berauschende Getränke zu viehischer Wildheit getrieben, richteten auf dem Kreml ein Blutbad an, dem die vornehmsten Anhänger der Czarin Natalia, darunter ihr eigener Bruder, zum Opfer fielen und dem sie selbst nur wie durch ein Wunder entging, nachdem die wilde Horde sich überzeugt hatte, daß Iwan noch lebe und man ihrem Verlangen nachgab, ihn zum Czaren auszurufen. Allein dieser junge Prinz, der seinen Stiefbruder zärtlich liebte und dessen geistige Ueberlegenheit neidlos anerkannte, willigte nur unter der Bedingung ein, daß man ihm Peter zum Mitregenten setze. Die Strelitzen mußten sich fügen und die Krönung der beiden jungen Czaren wurde mit großer Pracht am 23. Juni 1682 voll-

zogen, während die eigentliche Herrschaft in die Hände Sophien's überging, welche somit das nächste Ziel ihres Ehrgeizes erreicht hatte. Sie suchte nun die übermüthigen Strelitzen, diese moskowitischen Prätorianer, deren immer wachsende Ansprüche sie nicht befriedigen konnte, loszuwerden und sie in das Innere des Reiches zu vertheilen, während sie eine andere Kriegerschaar zum Schutze des czarischen Hauses bildete. Die Folge davon war ein neuer Aufruhr, der sich aber vornehmlich gegen Peter richtete, da die schlaue Sophie es verstanden hatte, ihre Schuld ihm zur Last zu legen. Allein diesmal, wo man den Strelitzen eine geordnete Heerschaar entgegenzustellen hatte, gelang es bald, ihrer Herr zu werden, und der junge Peter, noch ein Knabe, aber früh gereift durch die Greuelscenen und die blutigen Erfahrungen, unter welchen er aufgewachsen war, sowie durch die Mordversuche, welche man selbst in der Kirche auf ihn gemacht hatte, ließ ein schreckliches Gericht über die Schuldigen ergehen.

Sophia blieb indeß Regentin und wandte unablässig alle Mittel der Schlauheit an, um Anhang unter dem Volke zu gewinnen. Einen mächtigen Bundesgenossen fand sie in dem Fürsten Wassily Galizin, der großen Einfluß auf den Adel und das Volk übte; die Gunst der Truppen suchte sie durch einschmeichelnde Freundlichkeit und reiche Geschenke zu erhalten. Nicht zufrieden mit dem bloßen Besitze der Macht, ließ sie in den Staatsschriften und Ukasen den Namen der beiden jungen Czaren den ihrigen hinzufügen. Auch die Münzen, deren eine Seite des Czaren Bild und Namen enthielt, zeigten jetzt auf der andern Seite Sophie, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, mit dem Titel: „Beherrscherin von Groß- und Kleinrußland."

Ich hebe diese Einzelheiten besonders hervor, um zu zeigen, in welcher Umgebung und unter welchen Eindrücken Peter aufwuchs, da sich Vieles in seinem spätern Lebensgange dadurch erklärt. Früh auf sich selbst angewiesen, umringt von Spähern, fortwährend in Lebensgefahr, bildete er, um sich seiner Haut zu wehren, nicht allein seine männlichen Eigenschaften, Muth, rasche Entschlossenheit und Geistesgegenwart schon in frühen Jahren aus, sondern ward auch ein großer Meister jener mehr weiblichen Anlagen der List, Verstellung und der zähen Geduld, welche dem slawischen Geschlechte besonders eigen sind. Während seine Schwester Sophie in Moskau der Verfolgung ihrer weitblickenden Pläne lebte und durch die Dauer ungestörter Machtübung sich immer sicherer fühlte, immer sorgloser wurde, ergötzte sich der fünfzehnjährige Peter in dem Dorfe Preobrashenskoje scheinbar am Soldatenspiel, indem er aus fünfzig anderen Knaben seines Alters eine kleine Kriegerschaar bildete, welche durch den Genfer Abenteurer Le Fort disciplinirt, der Kern seiner künftigen Armee wurde. Sophie sah in diesem Soldatenspiel nichts Gefährliches. Sie war froh, Peter auf diese Weise von sich und den Regierungsgeschäften fernzuhalten, und ließ es arglos geschehen, daß die kleine Schaar sich nach und nach beträchtlich vergrößerte. Der Zufluß von Jünglingen aus den vornehmsten Geschlechtern Rußlands nach Preobrashenskoje war so groß, daß es hier bald an Raum für die Menge fehlte und ein Theil davon in das benachbarte Dorf Ssemenowsky verlegt werden mußte. Aus diesen beiden Knabencompagnien erwuchsen später die berühmten Garderegimenter, welche nach den Dörfern Preobrashenskoje und Ssemenowsky benannt wurden. Zum Oberbefehlshaber der jugendlichen Kriegerschaar ernannte Peter Le Fort, der als Sohn eines Genfer Kaufmanns ebenfalls die Handlung erlernt hatte, aber in Folge leichtsinniger Streiche seine Vaterstadt verlassen mußte, erst in französische, dann in holländische Kriegsdienste trat und endlich als Glücksritter nach Rußland kam. Der Umgang mit diesem höchst begabten und vielerfahrenen Abenteuerer sollte für Peter von größter Bedeutung werden. Le Fort war es, der den jungen Czaren zu bestimmen suchte, seine Macht auf ein nach europäischem Muster organisirtes Heer zu gründen. Er war es, der Peter bewog, in Preobrashenskoje die Sprößlinge der vornehmsten russischen Geschlechter um sich zu versammeln und er war es auch, der männlichen Ernst in das Soldatenspiel brachte, um zugleich den Kern eines tüchtigen Heeres zu bilden und den russischen Adel, dessen Söhne Peter solchergestalt gleichsam als Geißeln in der Hand hatte, für ihn zu gewinnen. Le Fort wirkte um so mächtiger auf seinen fürstlichen Zögling und erschien in den Augen Sophiens um

so unschädlicher, je weniger er sich pedantisch zeigte und je mehr er den Launen Peter's zu schmeicheln schien, mit dem er in wüsten Gelagen, welche immer ein Hauptvergnügen des Czaren blieben, ganze Nächte durchschwelgte. Peter's gewaltige Constitution war nicht bloß den größten körperlichen Strapatzen und Entbehrungen, sondern auch den größten Ausschweifungen jeder Art gewachsen, und in Le Fort fand er einen Mann, der es ihm darin gleichthat, ohne sich davon beherrschen zu lassen, während Sophie das scheinbar wüste Leben, welches Beide zusammen führten, gern sah, in der Hoffnung, Peter werde ganz darin untergehen. Sie war deshalb nicht wenig überrascht, als er ihr zu Anfang des Jahres 1688 bei seinem ersten Erscheinen in der geheimen Rathsversammlung eine Haltung zeigte, welche durchaus keinen fügsamen Sinn verrieth. Auf Antrieb seiner Mutter vermählte er sich schon im nächsten Jahre mit der schönen Eudoxia Feodorowna Lapuchin, und diese Heirath diente so sehr, sein Ansehen beim Volke zu steigern, daß Sophiens Maßregeln, ihn von den Sitzungen des geheimen Raths fernzuhalten, unwirksam blieben und sie selbst vor der wachsenden Macht, dem zugreifenden Muthe und der schlauen Ueberlegenheit des frühgereiften Jünglings zu zittern begann. Sie suchte ihn durch einen Mordanschlag aus dem Wege zu schaffen; er ward aber zeitig davon in Kenntniß gesetzt und fand Schutz hinter den festen Mauern des unfern Moskau's gelegenen Klosters Troizkoi. Verlockt durch die Bevorzugungen, welche er immer den Ausländern hatte zu Theil werden lassen, versammelten sich um ihn bald alle in der russischen Armee dienenden Fremden und zu gleicher Zeit erklärte ihm General Patrick Gordon, der damals tüchtigste Befehlshaber, er werde, wenn es zu einem Conflict zwischen der Regentin Sophie und



Peter der Große.

Peter käme, unbedingt zu ihm stehen. Hierauf erließ der junge Czar einen offenen Aufruf an die Armee und 40,000 Mann standen sofort zu seiner Verfügung. Der Oberbefehlshaber Fürst Galizin, Sophiens Günstling und Stütze, wurde ohne Waffengewalt durch den entschlossen vorgehenden General Gordon gestürzt und Sophie mußte, nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich mit Peter zu verständigen und auszusöhnen, den Schleier nehmen und ihre Tage im Kloster beschließen.

So ward Peter Alleinherrscher von Rußland; denn seinem anspruchslosen Bruder Iwan genügte die Ehre, mitregierender Czar zu heißen, und die wenigen Jahre, welche ihm noch übrig blieben, verlebte er in ruhiger Zurückgezogenheit.

Im September 1689, also in einem Alter von siebzehn Jahren, hielt der junge Herrscher seinen Einzug in Moskau. Eine Armee von 60,000 Mann, die jetzt unter seinem Befehle stand, hatte ihm bis vor die Thore das Geleit gegeben. Unter einer Bedeckung von 180 Strelitzen ritt er in die Hauptstadt ein; seine Gemahlin und Mutter folgten ihm im Staatswagen. Sein Stiefbruder Iwan empfing ihn am Eingang des Kremls, wo die Beiden, unter dem Jubel des Volkes, sich küßten und umarmten.

Gegenüber einer solchen Aufgabe, wie sie Peter, jetzt im factischen Alleinbesitz der Macht, sich gesetzt hatte — eine größere war nie einem Sterblichen zu Theil geworden — geziemt es sich wohl, einen Augenblick betrachtend zu verweilen, um die Stätte kennen zu lernen, auf welcher der große Neubau aufgeführt werden sollte, sowie die Mittel und Werkzeuge, welche dem Baumeister dabei zu Gebote standen.

Wenn man von dem heutigen Rußland als von einer Schöpfung Peter's spricht, so klingt das fast, und die Meisten verbinden auch die Vorstellung damit, als ob der große Czar wie durch Zaubergewalt Alles nur so aus dem Boden hervorgestampft hätte. Man darf aber nicht vergessen, daß Rußland schon vor Peter ein Reich war, welches an Umfang die größten Weltreiche aller Zeiten weit übertraf. Weder der vorübergehende Ländererwerb des macedonischen Alexander, noch selbst das römische Weltreich zur Zeit seiner größten Ausdehnung unter Trajan, noch das Reich Karl's des Großen kam auch nur entfernt der ungeheuren, zusammenhängenden Ländermasse gleich, über welche Peter zu herrschen berufen war. In ununterbrochener Ausdehnung erstreckte sich sein Reich von den Grenzen Schwedens bis zu den Grenzen China's, überstieg in Europa bereits die Größe von 70,000 deutschen Quadratmeilen und umspannte in Asien über 150,000 Quadratmeilen, was zusammen mehr ist als die Oberfläche von ganz Europa. Allerdings entsprach die dünngesäete Bevölkerung dem gewaltigen Umfange des Landes nicht; allein die 16 Millionen Unterthanen, deren Gut und Blut dem unbeschränkt herrschenden Czaren zur Verfügung stand, bildeten doch immer einen ganz hübschen Machtanfang und das Dreifache der Volkszahl, mit welcher Friedrich der Große seine Regierung antrat.

Während des Vierteljahrhunderts, welches der Thronbesteigung Peter's vorherging, etwa vom Jahre 1662 an gerechnet, hatte Rußland gegen 60,000 Quadratmeilen gewonnen, also sechsmal so viel, als ganz Frankreich heute zählt. Eine Menge Ausländer aller Berufsclassen, Deutsche, Franzosen und Schotten, waren in dieser Zeit eingewandert und hatten vom Hofe alle mögliche Förderung ihrer Interessen erfahren; außerdem wurde ein ziemlich reger Verkehr mit den vornehmsten europäischen Höfen unterhalten. An ähnlichen Begünstigungen der Ausländer und diplomatischen Anknüpfungen mit fremden Mächten hatte es schon früher nicht gefehlt. Johann IV. Wassiljewitsch stand in Briefwechsel mit Eduard VI. und später mit Elisabeth von England. Um Rußland eine Seeküste zum Handelsverkehr mit dem abendländischen Europa zu verschaffen, eroberte er Liefland, das er freilich nicht lange zu behaupten vermochte; allein man sieht doch aus diesen Bestrebungen, wohin der Zug der russischen Politik ging und daß Peter im Wesentlichen nur die Wege zu verfolgen brauchte, welche seine Vorgänger schon eingeschlagen hatten. Die alten Züge der Großfürsten nach Constantinopel waren durch die Einfälle der Mongolen unterbrochen worden, deren Joch drittehalb Jahrhunderte lang auf Rußland drückte und seine Kraft lähmte. Als dann das früher zersplitterte, erst durch diesen langen Druck geeinigte Volk endlich siegreich aus der schweren Prüfung hervorging, die Herrschaft der Mongolen brach

und ihre Reiche zu Provinzen des sich schnell ausbreitenden Czarenthums machte, begann ein hartnäckiger Kampf mit den stammverwandten, aber glaubensverschiedenen Polen, ein zuweilen durch Erschöpfung beider Parteien unterbrochener, allein immer mit gesteigerter Wuth erneuerter Kampf, der durch Jahrhunderte fortdauernd, noch in unsern Tagen wieder aufgeflackert ist. Dazwischen fielen blutige Kämpfe mit den Kosaken und Lithauern, sowie mit den Schweden und deutschen Ordensrittern, um den Besitz der baltischen Meeresküste. Auch begannen schon unter Johann IV., in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die Kriege gegen die Türken. Endlich ist noch der furchtbaren Revolutionen zu gedenken, welche erst durch den Prätendenten Demetrius, nach dem Aussterben des Hauses Rurik, und dann durch Stenko Rasin, der an der Spitze eines Heeres von 200,000 Rebellen stand, Rußland verwüsteten und das Volk verwilderten. Alle diese inneren und äußeren Hindernisse und Schwierigkeiten waren überwunden, als Peter den Thron bestieg, der nun seine ganze Kraft an die energische Durchführung der von seinen Vorgängern eingeleiteten Reformen setzen konnte. Darin, daß er von vornherein klar die Größe seiner Aufgabe begriff und dem Ziele, das er sich früh gesteckt hatte, mit Anspannung aller Kräfte, mit einer moralischen Energie ohne Gleichen bis zum Grabe nachlebte, ohne je vor einem Hinderniß zurückzuschrecken, oder in Zeiten schwerer Prüfung und Bedrängniß zu verzagen, — darin endlich, daß es ihm nie um Aeußerlichkeiten und Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, sondern ganz und ausschließlich um Hebung der Macht und des Ansehens seines Landes zu thun war, für welches er bei jeder Gelegenheit sein Leben wagte, zeigt sich die Größe und Hoheit seiner Herrschernatur.

Es mag als ein müßiges Beginnen erscheinen, die oft aufgeworfene Frage zu erörtern, was ohne Peter aus Rußland geworden wäre, wenn Sophie sich auf dem Throne behauptet hätte. Nach Allem, was wir von dem aufgeklärten Geiste, der Energie, dem Ehrgeize und der üppigen Schönheit Sophie's wissen, ist anzunehmen, daß sie eine ähnliche Rolle gespielt haben würde, wie später Catharina II. spielte, denn die Charakterähnlichkeit zwischen beiden Fürstinnen ist eine gradezu auffallende. Ich will die vorhin angeregte Frage hier nicht erörtern, sondern nur die Thatsache hervorheben, daß Peter seiner feindseligen Schwester viel verdankte. Durch ihre aufräumenden Vorarbeiten wurde ihm die riesige Aufgabe seines Lebens wesentlich erleichtert. Sie hatte, um sich unabhängig von den Strelitzen zu stellen, die allen staatlichen Fortschritt lähmende Uebermacht dieser moskowitischen Prätorianer schon gebrochen und die Bildung eines neuen Heeres begonnen, welches dann, wie wir gesehen haben, im entscheidenden Augenblick für Peter Partei nahm, weniger aus eigenem Antriebe, als durch den Einfluß des dem jungen Czaren ergebenen Generals Gordon und der unter ihm dienenden vielen ausländischen Offiziere. Hätte Sophie nicht diese Menge von Fremden nach Rußland gezogen, so würden Peter die ersten und intelligentesten Stützen seiner Macht gefehlt haben. Sophie unterlag in dem Ringen um die Herrschaft ihrem Bruder, weil dieser ein zu überlegener Gegner war. Der deutschen Katharina wurde es leichter, den unbedeutenden Peter III. aus dem Wege zu räumen. Doch, wir wollen diesen Vergleich nicht weiter verfolgen.

Die Geschichte lehrt, daß sich die Kraft hervorragender Herrscher schon früh offenbart und daß der erste Wurf meist für das ganze Leben entscheidend ist. So war es auch bei Peter, dem die Natur selbst den Herrscherstempel auf die Stirn gedrückt hatte und der nicht bloß der Begabung, sondern auch der Gestalt nach der größte Monarch seiner Zeit war. Mit siebzehn Jahren völlig ausgewachsen, hatte sein im schönsten Ebenmaß geformter Körper eine Höhe von 7 Fuß 1 Zoll bairisch. Auf mächtigen Schultern trug er einen wohlgebildeten Kopf mit großen, glühenden Augen, hochgewölbter Stirn und leichtgebogener Nase, unter welcher der zugespitzte Schnurrbart der Breite des nicht grade kleinen Mundes entsprach, dessen volle Unterlippe einen stark sinnlichen Zug verrieth. Eine besondere Zierde des stattlichen Hauptes bildete das dunkle, bis zum Nacken herabwogende Haar. Alles in Allem genommen war er eine durchaus imposante Erscheinung, die auch in der einfachsten Hülle einen mächtigen Eindruck machte. Wie sein Reich unter allen Reichen der Erde, so ragte er unter allen Menschen seiner Zeit an Größe hervor.

Weniger Günstiges ist von seiner Geistesbildung zu melden. Der Vortheil eines gründlichen, wissenschaftlichen Unterrichts war ihm versagt geblieben. Sein russischer Lehrer Sotow, der Secretär bei der Supplikencanzlei war und später als Gesandter zu den Tataren der Krim geschickt wurde, hatte mit dem jungen Prinzen die geschriebenen Jahrbücher der russischen Geschichte gelesen und die Hauptpersonen und Staatsactionen durch bildliche Darstellungen seinem Gedächtnisse eingeprägt. Außerdem hatte Peter mit dem Artillerielieutenant Franz Timmermann aus Straßburg Mathematik und mit Le Fort Holländisch getrieben, auch nebenbei ein bischen Deutsch und Französisch gelernt: darin bestand die ganze Summe seiner Kenntnisse, als er den Thron bestieg, auf welchem ihm zu Bücherstudien auch fernerhin wenig Zeit bleiben sollte. Desto mehr lernte er durch die lebendige Erfahrung. Der Bischof Theophan sagte von ihm: Die Reiche Europa's waren seine Akademien; ihre Beherrscher und Gesandten seine Lehrer. — Er lernte in der That so viel von ihnen, daß er sie Alle übertraf. Der Umstand, daß weder Peter selbst, noch irgend einer der Mitarbeiter an seinem großen Werke auch nur einen Anflug von classischer Bildung hatte, mag wohl Veranlassung gewesen sein, daß sogar Kaiser Nikolaus noch die classischen Sprachen vom Lehrplane der jungen Großfürsten ausschloß.

Bei seiner Thronbesteigung kannte Peter von Europa noch nichts, als was ihm seine ausländischen Freunde, die sein vornehmster Umgang blieben, davon erzählt hatten. Aber sein lebhafter Geist war dadurch auf's Aeußerste zur Nachahmung angeregt. Er wollte sich nur erst in seiner Stellung befestigen, den Grund zu Rußlands Neubau legen und dann selbst die vornehmsten Culturländer besuchen, um mit eigenen Augen Alles zu sehen und zu prüfen und danach bei seiner Rückkehr das Begonnene zu vollenden. Sein Hauptaugenmerk war und blieb auf die Bildung eines stehenden Heeres nach europäischem Muster gerichtet. Dabei fand er in den erfahrenen Generalen Gordon und Le Fort die besten Rathgeber und Helfer. Er lernte von ihnen mit wahrhaft rührender Wißbegier und einer rastlosen Thätigkeit, die sich auf alle Zweige des Dienstes erstreckte und auch das Kleinste und Niedrigste nicht zu geringfügig fand. Er verlangte von Andern nichts, als was er selbst leisten konnte, und es ist historisch begründet, daß er vier Wochen lang als gemeiner Soldat diente, die gewöhnliche Uniform eines solchen trug, in Gemeinschaft mit den andern Soldaten schlief, aß, exercierte und die Wache bezog, ohne sich die geringste Bevorzugung zu erlauben. Es war ihm keine leichte Entbehrung, sich so lange mit der gewöhnlichen Soldatenkost begnügen zu müssen, da er bei seinem ungeheuern Appetit sonst sechsmal mehr aß als andere Menschen; aber er konnte dann auch, als die Prüfungszeit vorüber war, mit gutem Gewissen sagen: meine Soldaten dürfen sich nicht beklagen; was mir genügte, reicht für sie auch hin.

Hand in Hand mit der Bildung des Heeres ging die Gründung einer Flotte. Schon sein Vater Alexei hatte lebhaft die Nothwendigkeit einer solchen für Rußland gefühlt und war nach Kräften bemüht gewesen, dem Mangel abzuhelfen. Ein kleines Geschwader wurde noch unter seiner Regierung zur Untersuchung der Nordküsten Sibiriens ausgerüstet. Das letzte Schiff, welches unter Alexei's Regierung durch holländische Bauleute zu Stande gekommen und bestimmt war, auf dem Caspischen Meere den Handel mit Persien zu vermitteln, war von den Don'schen Kosaken verbrannt worden und von der zerstreuten Mannschaft hatten sich nur zwei Leute wieder in Moskau eingefunden, wovon der eine, Karsten Brand, später von Peter zum obersten Schiffsbaumeister der Marine ernannt wurde.

Mit demselben Eifer, den Peter bisher dem Armeedienst entgegengebracht hatte, widmete er sich jetzt der Schiffsbaukunst. Die nächsten Ziele seines Ehrgeizes waren hohe Mastbäume und durch seine Träume flatterten Wimpel, Strickleitern, Segeltuch und Flaggen.

Er arbeitete am Bau der Schiffe fleißig mit, bald als Zimmermann, bald als Schmied, bald als Handlanger. Am 14. März 1691 wurde die erste Yacht vom Stapel gelassen, auf welcher Peter von Moskau nach Kolomenskoje (eine Strecke von etwa achtzehn deutschen Meilen) fuhr. Auf den nächstfertigen Schiffen befuhr er den See von Perejaslawl, dann den Kubinskischen See, und endlich wagte er sich

bei Archangel auf das Weiße Meer hinaus. Archangel war der wichtigste Seeplatz Rußlands, seit es seine früheren Häfen an der Ostsee verloren hatte, der einzige Vermittlungspunkt seines Verkehrs mit dem Auslande. Der erste Anblick des Hafens mit seinen großen Schiffen, und des Weißen Meeres machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Czaren, der übrigens dort nicht als Czar, sondern unter dem Namen und der Tracht eines holländischen Schiffers lebte. Es haben sich Briefe erhalten, die er aus jener Zeit an seine Mutter schrieb und deren Inhalt kindlich genug lautete.

Die besorgte Czarin-Mutter konnte sich die Liebhaberei ihres Sohnes für Schifffahrt gar nicht erklären; außerdem hatte sie eine fabelhafte Vorstellung von dem großen, ihr völlig unbekannten Meere und schwebte deshalb in tausend Aengsten um ihren geliebten Peter, der ihr von seinen Ausflügen schrieb und auch berichtete, daß er schon einen tüchtigen Sturm mitgemacht habe.

Als eine Probe des Briefstils jener Zeit und charakteristisch für Peter und seine Mutter, mag es hier wohl passend sein, ein kurzes Schreiben von Beiden mitzutheilen. *)

Unterm 12. August 1693 schreibt Peter an seine Mutter:

Der Herrin, meiner Mutter, der Kaiserin Natalia Kirilowna.

Durch Wassily Samarin hast Du mir zu schreiben geruht, daß ich Dich, Herrin, dadurch betrübt, daß ich nichts über meine Rückkehr geschrieben; darüber kann ich aber auch heute noch nicht genau schreiben, weil ich Schiffe abwarte, und noch kein Mensch weiß, wann sie ankommen werden; man erwartet sie bald, weil sie schon vor drei Wochen von Amsterdam ausgelaufen sind. Sobald sie ankommen und ich alles dazu Nöthige noch gekauft haben werde, reise ich sogleich Tag und Nacht hindurch. Ja! und um eine Gnade bitte ich Dich: weshalb geruhst Du Dich meinetwegen zu betrüben? Warst Du nicht so gut zu schreiben, daß Du mich der Fürsorge der Mutter Gottes übergeben? Wenn man solchen Hirten hat, worüber dann trauern? Dank ihren Gebeten und ihren Verwendungen erhält Gott nicht allein mich, sondern die ganze Welt. Hiernach bitte ich um Deinen Segen.

Der unwürdige Petruschka.

Die Czarin schreibt ihm:

Meinem vielgeliebten Lichte,
meiner Freude.

Lebe in Gesundheit, mein Väterchen, Kaiser Peter Alexejewitsch, viele Jahre hindurch. Auch wir sind durch Gottes Gnade am Leben. Ergieße, mein Licht, Deine Gnade über mich, und reise zu uns, mein Väterchen, unverzüglich. Ei, ei! groß ist meine Trauer, daß ich Dich, das Licht meiner Freude, nicht mehr sehe. Hast mir geschrieben, meine Freude, Du wollest alle Schiffe abwarten, und Du, mein Licht, hast doch die gesehen, die schon angekommen sind; was hast Du, meine Freude, die andern noch abzuwarten? Verwirf, Väterchen, mein Licht, diese Bitte nicht, die ich Dir zuvor ausgesprochen. Schriebst mir, meine Freude, Du seiest zur See gewesen, und mir, mein Licht, hattest Du versprochen nicht auszulaufen. Und ich, mein Licht, danke dem Herrgott und der Mutter Gottes dafür, daß sie Dich in guter Gesundheit erhalten. Und über Dir, meinem Lichte, sei die Gnade Gottes, und spende ich Dir, meiner Freude, in Zuversicht auf die allerheiligste Mutter Gottes meinen mütterlichen Segen."

Im Schreiben war Peter kein großer Meister; er wußte besser die Axt, den Säbel und den Stock als die Feder zu schwingen. Seine Briefe bilden ein wundersames Gemisch von deutschen, russischen, holländischen und französischen Brocken, welchen er durch seine eigenthümliche Orthographie ein ganz neues Gepräge gab, so daß viele Ausdrücke schwer, manche gar nicht zu verstehen sind. Er unterschrieb sich bald:

Piter
Bom Bar Dir,

oder:

Ir Dinar
Piter. *)

Seine Ausdrucksweise war eben ein treuer Spiegel der buntscheckigen Gesellschaft, in

*) Ich entnehme diese Proben dem vor Kurzem erschienenen Buche: „Die geistige Hinterlassenschaft Peter's I. als Grundlage für dessen Beurtheilung als Herrscher und Mensch. Von C. Sadler. Leipzig u. Heidelberg, Winter'sche Buchhandlung. 1862."

*) Soll heißen: Bombardier und Ihr Diener Peter.

welcher er lebte; übrigens schrieben ihm seine Freunde und Untergebenen meist in ganz kameradschaftlichem Tone.

Der Aufenthalt in Archangel überzeugte Peter, daß Rußland, um seine Rohproducte mit Vortheil abzusetzen und in nähere Verbindung mit Europa zu treten, andere Häfen haben müsse, als den fernen Hafen am Weißen Meere, welches im Winter zufriert. So faßte er den Entschluß, sich um jeden Preis der Mündungen der großen Ströme zu bemächtigen, welche Rußlands Lebensadern bilden. Dazu bedurfte es, um den Besitz der Ostseeküste, eines Krieges mit den Schweden, um den Besitz des Schwarzen Meeres eines Krieges mit den Türken. Peter wandte sich zunächst dem Schwarzen Meere zu. Der Anlaß zu einem Kriege war bald gefunden. Schon seine Schwester Sophie hatte, als Bundesgenossin des deutschen Reichs und der Polen, eine Armee von 200.000 Mann gegen die Türken geschickt. Diese war jedoch nach einem unglücklichen Feldzuge in traurigem Zustande zurückgekehrt. Peter brauchte also den ohne Friedensschluß unterbrochenen Kampf nur wieder aufzunehmen. Er richtete seinen Angriff gegen die am Ausflusse des Don gelegene, von den Türken stark befestigte Stadt Asow, welche durch eine auserlesene Besatzung von freilich nur 4000 Mann vertheidigt wurde.

Die Belagerung begann im Juli 1695. Es wurden Laufgräben eröffnet, Wälle aufgeworfen, Minen gelegt und gesprengt, allein Alles in unzulänglicher Weise, weil es der Armee an Artillerie und geschickten Ingenieuren fehlte. Die Folge war, daß durch kühn geleitete Ausfälle der Türken die von den Russen errungenen Vortheile immer wieder vernichtet wurden. Wiederholte Versuche, die Festung mit Sturm zu nehmen, mißlangen, und so mußte Peter, nach langer Belagerung und einem Verluste von 20,000 Soldaten wieder abziehen. Er hatte sich überzeugt, daß ohne Flotte die Eroberung von Asow unmöglich sei. Statt sich aber dadurch entmuthigen zu lassen, sann er nur darauf, Nutzen aus der gewonnenen Erfahrung zu ziehen und alle verfügbaren Kräfte auf die Herstellung einer Flotte zu verwenden. Inzwischen war jedoch der Winter in's Land gekommen und der Czar kehrte nach Moskau zurück, wo bald darauf sein Bruder und nomineller Mitregent, Iwan, starb (29. Januar 1696), so daß Peter jetzt nicht bloß factisch, sondern auch rechtlich Alleinherrscher von Rußland war. Mit rastlosem Eifer wurden nun die Vorbereitungen zu einem zweiten Feldzuge gegen Asow getroffen. Dem Mangel an tüchtigen Ingenieuren und Artilleristen wurde bereitwillig durch Kaiser Leopold I., Kurfürst Friedrich von Brandenburg und die Generalstaaten von Holland abgeholfen, die ihm eine Menge erfahrener und unterrichteter Officiere schickten, weil ihnen Allen daran gelegen war, die Türken, welche mit dem Kaiser in Ungarn kämpften, am Schwarzen Meere zu beschäftigen, um ihre Macht zu zersplittern. Nun galt es noch, schnell eine Flotte zu schaffen. In der Stadt Woronesch, am Don, hatte Peter einen bequemen Ort zum Schiffbau gefunden. Das nöthige Material lieferte die an Bauholz und Eisen reiche Umgegend in Ueberfluß, und mit solchem Eifer wurde gearbeitet, daß schon im Mai 23 Galeeren, 2 Galeassen und 4 Brander fertig waren. Hierzu kam noch ein Kriegsschiff, welches Peter selbst, und ein anderes, welches Le Fort, der zum Admiral ernannt wurde, bestieg. Die eigentliche Leitung der Flotte hatte ein Venetianer, de Lima, der den Titel Viceadmiral erhielt. So fuhren die angehenden Seehelden, deren Schiffe noch kein Salzwasser bespült hatte, zur Mündung des Don hinab, wo sie nicht fern im Meere eine türkische Flotte von 19 großen Schiffen nebst vielen Galeeren entdeckten, die neue Zufuhr nach Asow zu bringen bestimmt war. Es hing Alles davon ab, dies zu verhindern. Der schlaue Venetianer suchte den Feind durch eine Kriegslist zu täuschen, indem er scheinbar die Flucht ergriff und mit seinen Schiffen wieder den Strom hinauffuhr, aber einen großen Theil der leichten Fahrzeuge hinter der Karajarskischen Insel verbarg. Als nun die Türken mit 19 Tumbassen sorglos der Festung sich näherten, brach plötzlich die russische Flotte aus dem Hinterhalt hervor und nahm den überraschten Türken 10 Tumbassen weg. Peter wagte nun auch einen Angriff auf die feindlichen Kriegsschiffe und es gelang ihm, zwei davon zu erobern. Da er sie jedoch wegen der Untiefe nicht fortführen konnte, so wurde das eine verbrannt, das andere in den Grund gebohrt. Siebzig Kanonen und Waffen für 4000 Mann fielen

den Russen in die Hände, die nun auch die Belagerung der Festung mit Erfolg beginnen konnten. General Gordon machte dem Czaren den Vorschlag, längs der Stadt vor den Augen des Feindes einen großen Erdwall aufzuführen, der sich, wenn die ganze Armee daran arbeitete, bald über die Mauer erheben und die eingeschlossene Festung zur Uebergabe zwingen würde. Der kühne Plan gefiel Peter, der sofort zur Ausführung schritt, indem er 10,000 Mann, die alle halbe Stünde abgelöst wurden, Tag und Nacht unter den Kugeln des Feindes arbeiten ließ. So wurde Asow nach zweimonatlicher Belagerung von den Russen genommen und Peter veranstaltete, nicht sich, sondern seinen Generälen zu Ehren, denen er allein die Ehre des Sieges zuschrieb, einen großen Triumpheinzug in Moskau, wobei Le Fort, als Großadmiral, in einem von sechs geschmückten Pferden gezogenen vergoldeten Wagen fuhr.

Nun beschloß Peter, selbst eine längere Reise in's Ausland zu unternehmen, um das Leben 'gebildeter Völker in der Nähe kennen zu lernen und Vortheil für Rußland daraus zu ziehen. Doch ehe er zur Ausführung seiner Reisepläne schritt, wurde sein Leben noch einmal durch eine Verschwörung bedroht, die er indeß, zeitig davon unterrichtet, rasch vereitelte, indem er sich furchtlos in die Versammlung der Verschworenen begab und ihren Führer, den Staatsrath Sokownin, mit eigener Faust zu Boden schlug.

Im Jahre 1697 wurde die Reise in's Ausland angetreten, nachdem Peter für die Dauer seiner Abwesenheit eine Regentschaft unter der Leitung des Fürsten Romodanowsky, der den Titel Cäsar erhielt, eingesetzt hatte. Peter, dem es niemals um den Schein oder die Form, sondern immer nur um das Wesen zu thun war, der niemals in äußerm Prunk und Ceremoniell seine Größe suchte, niemals den Herrscher spielte, sondern es immer war, unter welcher Hülle er auch auftreten mochte, reiste nicht als Czar, sondern als untergeordnetes Mitglied einer zahlreichen, von ihm ausgerüsteten Gesandtschaft, an deren Spitze Le Fort und der aufgeklärte Feodor Golowin standen.

Auf dieser Reise — deren Einzelheiten aus Voltaire's Schilderung hinlänglich bekannt sind — befand sich Peter, wie aus seinen unlängst veröffentlichten Briefen hervorgeht, nur wohl im Umgange mit Schiffern, Handwerkern und andern Leuten dieses Schlages. Dem ihm unbequemen Verkehr mit fürstlichen Personen suchte er auszuweichen, wo es nur immer anging, und wenn er ihnen nicht ausweichen konnte, so mußten sie mit ihm trinken, bis sie vom Stuhle fielen. In Königsberg, wo er Gast des Kurfürsten, spätern Königs Friedrich war, betrank sich Peter dermaßen, daß er in einer zornigen Aufwallung seinem Lieblinge Le Fort den Degen durch den Leib rennen wollte, was nur durch das entschlossene Dazwischentreten eines kurfürstlichen Staatsbeamten verhindert wurde. Ueber seinen Aufenthalt in Hannover haben wir einige hübsche Briefe von der Kurfürstin Sophie und deren Tochter Charlotte Sophie, woraus hervorgeht, daß der junge Czar im Umgange mit vornehmen Damen sehr schüchtern war. Die beiden Fürstinnen hatten große Mühe ihn zu sehen; als ihnen dies aber endlich gelungen war und er sogar mit ihnen speiste, zwang er sie, tüchtig mit ihm zu trinken. Sie thaten ihm den Gefallen, um ihn zu bewegen, nachher mit ihnen zu tanzen. Da er bemerkte, daß sie Handschuhe trugen, wollte er auch Handschuhe anziehen und befahl seinen Begleitern, ihm ein Paar zu bringen, allein in dem ganzen Reisegepäck waren keine zu finden und die der deutschen Hofherren paßten auf seine gewaltigen Hände nicht. So wurde ohne Handschuhe getanzt. Die beiden Fürstinnen schildern ihn als einen Mann von majestätischem Wuchs und Ansehen, lebhaft von Geist und von gutem, natürlichen Anstande, aber unsauber und barbarisch in seinen Gewohnheiten. Sein offenes, schönes Gesicht wurde zuweilen krampfhaft verzerrt und nahm dann einen so wilden, unheimlichen Ausdruck an, daß ihn Niemand ohne Schaudern ansehen konnte. Man erzählte sich, daß diese Anfälle die Folge eines der Mordversuche seien, welche in seiner Kindheit auf ihn gemacht wurden. Er hatte immer einen Affen und Zwerge bei sich, die ihn selbst bei Tisch nicht verließen und die er liebkoste und verhätschelte wie Schoßhündchen.

Von Hannover ging die Reise über Minden und Cleve nach Amsterdam, wo Peter, um ganz zwanglos zu leben, sich von der Gesandtschaft trennte und als holländischer

Schiffszimmermann gekleidet, ein kleines Haus auf dem ostindischen Kay bezog. „Ich bin hier — schrieb er an den Patriarchen Adrian in Moskau — um dem Worte Gottes an unsern Altvater Adam zu folgen: im Schweiß Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen! Freilich arbeite ich nicht aus Noth, sondern um das Seewesen zu erlernen, mit den erlangten Kenntnissen heimzukehren und — das wird bis zum letzten Augenblicke mein Bestreben sein — die Feinde des Namens Jesu zu besiegen und die Christen zu befreien."

Von dem Aufenthalte Peter's in England, wo er Wilhelm III. besuchte, gibt uns Lord Macaulay im letzten Bande seiner englischen Geschichte eine in seiner glänzenden Manier etwas stark aufgetragene Schilderung, der ich ein paar Züge entlehne. „Am 10. Januar 1698 legte ein von Holland kommendes Schiff bei Greenwich an und wurde mit großer Auszeichnung begrüßt. Peter I., Czar von Moskau, war an Bord. Er bestieg mit wenigen Begleitern ein Bot und wurde die Themse hinaufgerudert nach Norfolkstreet, wo ein den Strom überblickendes Haus zu seinem Empfange bereitet war. Seine Reise machte Epoche in der Geschichte, nicht bloß in der seines Landes, sondern auch des unsrigen, ja der ganzen Welt. Den Culturvölkern des westlichen Europa's war das Reich, welches er beherrschte, damals, was uns heute Bochara oder Siam ist. Obgleich weniger umfangreich als heute, war Rußland doch schon damals das größte Reich, welches jemals einem einzigen Herrn gehorcht hat. Allein in der Schätzung der Staatsmänner war diese endlose Ausdehnung von Fichtenwäldern und Morästen, wo acht Monate des Jahres hindurch tiefer Schnee lag, und wo ein elendes Bauernvolk nur mit Mühe seine Hütten gegen Schaaren ausgehungerter Wölfe vertheidigen konnte, weniger werth als die einzige Quadratmeile, welche die Comtore, Waarenlager und Masten von Amsterdam umspannte ... In dem alten Rußland gab es weder Literatur noch Wissenschaft, weder Schulen noch sonstige Bildungsanstalten. Erst hundert Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunst hatte man eine Presse in Moskau angelegt und diese Presse wurde bald der Raub eines Feuers, in dessen Urhebern man Priester vermuthete. In der Umgebung des Czaren wurde das Auge durch Gold und Juwelen geblendet; allein selbst in den prächtigsten Palästen fand man den Schmutz und das Elend einer irischen Hütte. Noch im Jahre 1663 wurden die Herren vom Gefolge des englischen Gesandten, Earl von Carlisle, in Moskau in einem einzigen Schlafzimmer untergebracht mit dem Bemerken, daß sie, wenn sie sich nicht zusammenhielten, Gefahr liefen, von den Ratten gefressen zu werden. So lauteten die Berichte der englischen Gesandtschaften in Rußland, und diese Berichte wurden durch den Aufzug der russischen Gesandtschaft in England bestätigt. Diese Fremden verstanden keine gebildete Sprache. Ihre Kleidung, ihre Art zu grüßen, ihre Manieren hatten einen wilden und barbarischen Charakter. Der Gesandte und sein Gefolge strotzten von solchem Glanze, daß ganz London herbeilief, sie zu sehen; und zugleich von solchem Schmutze, daß Niemand sie zu berühren wagte. Auf den Hofbällen wimmelten sie von Perlen und Ungeziefer ... Unsere Vorfahren waren deshalb nicht wenig überrascht zu hören, daß ein junger Barbar, der mit siebzehn Jahren Herrscher dieses Volkes geworden, und der sich einer weniger guten Erziehung zu erfreuen gehabt, als ein englischer Pächter oder Krämer, mit gigantischen Reformplänen umging und genug von den Sprachen des westlichen Europa's erlernt hatte, um mit civilisirten Menschen verkehren zu können ... Man hätte vermuthen sollen, daß Frankreich der erste Gegenstand seiner Neugier gewesen wäre. Denn die Eleganz und Würde des französischen Königs, der Glanz des französischen Hofes, die Disciplin der französischen Armee, das Genie und die Gelehrsamkeit der französischen Schriftsteller waren über die ganze Welt berühmt. Allein der Geist des Czaren hatte früh eine eigene Richtung genommen, die das Nützliche dem Schönen vorzog. Der vornehmste Ehrgeiz des großen Monarchen war, ein guter Steuermann und ein guter Schiffszimmermann zu sein. Deshalb hatte Holland und England eine Anziehungskraft für ihn, welche den Galerien und Terrassen von Versailles fehlte ... Man erzählte, daß Gesandte, welche ihm ihre Aufwartung machen wollten, gezwungen waren, sehr gegen ihren Willen das Takelwerk eines Kriegsschiffes hinaufzuklettern, wo er auf den

Quersahlingen des Mastbaumes thronte ... Man unterhielt sich von der ungeheuren Quantität Fleisch und Branntwein, deren er täglich bedurfte, und es hieß, daß er den Branntwein eigenhändig destillirte. Scheu wie ein Kind floh er den Anblick der Menge; er wünschte selbst zu sehen, aber nicht gesehen zu werden. König Wilhelm kam den Wünschen und Launen seines erlauchten Gastes freundlich entgegen und stahl sich so heimlich nach Norfolkstreet, daß Niemand in dem dünnen Herrn, der aus einer bescheidenen Kutsche vor der Wohnung des Czaren ausstieg, Seine Majestät vermuthet hätte. Ebenso vorsichtig erwiederte Peter die königlichen Besuche und wurde in Kensington-House durch eine Hinterthür eingelassen. Man erfuhr später, daß er von den schönen Gemälden, womit der Palast geschmückt war, gar keine Notiz genommen habe. Aber über dem Kamin des königlichen Empfangzimmers befand sich eine Platte, welche durch eine sinnreiche Maschinerie die Richtung des Windes bezeichnete, und über diese Platte gerieth der Czar außer sich vor Entzücken."

Man erkennt in dieser Schilderung die glänzende Feder des berühmten Historikers wieder, zugleich mit dem ihm eigenthümlichen Hange zu Uebertreibungen, wodurch er überall seine Darstellungen zu würzen sucht.

Peter besuchte noch den Hof von Wien, wo er sich gut gefiel und länger zu verweilen gedachte, allein die Nachricht von einem neuen Aufruhr der Strelitzen rief ihn schnell nach Rußland zurück, wo er ein schreckliches Strafgericht über die Empörer ergehen ließ, welche General Gordon bereits unschädlich gemacht hatte. Alle Schuldigen wurden zum Tode verurtheilt und die gräßliche Menschenschlächterei währte unter des Czaren Beisein und seiner Mitwirkung den ganzen Monat October hindurch. Um auch seine Schwester Sophie, die er für mitschuldig hielt, zu strafen, ließ er vor ihren Fenstern 28 Galgen aufrichten und 130 Edelleute vor ihren Augen aufknüpfen.

Diesem entsetzlichen Blutgerichte folgte bald der Tod Gordon's und Le Fort's, der beiden nächsten Freunde des Czaren, denen er am meisten zu verdanken hatte. Er war trostlos über ihren Verlust und ließ sie mit fürstlichem Pomp begraben. An ihre Stelle trat sein späterer Liebling und Rathgeber, Menschikow, der sich aus niedrigem Stande zu den höchsten Würden des Staatsmannes und Feldherrn emporschwang. Alle Berichte stimmen darin überein, daß Menschikow einer der größten Gauner war, welche je gelebt haben; selbst Generalmajor Alexander Gordon, ein Schwiegersohn des mehrfach erwähnten Feldmarschalls Gordon, der lange Jahre in Peter's und Menschikow's Nähe lebte und später seine Erinnerungen niederschrieb, welche noch jetzt eine der Hauptquellen für die Geschichte jener Zeit bilden, ein im Urtheil höchst milder und in seinen Mittheilungen durchaus zuverlässiger Mann, bezeichnet Menschikoff als einen wahren Ausbund von Nichtswürdigkeit, hochfahrend nach unten, kriechend nach oben, habsüchtig und völlig gewissenlos im Erwerb seiner Reichthümer, kurz als einen Menschen ohne alle sittlichen Grundsätze und ebenso ohne alle geistige Bildung, aber von höchst einschmeichelndem Aeußern, scharfem Verstande, viel Muth und großer Gewandtheit. Gordon und die andern Freunde Peter's bedauerten es lebhaft, daß der Czar grade diesem verschmitzten Gauner einen so großen Einfluß einräumte, ihn sogar zum Erzieher seines Sohnes machte und ihm in so leidenschaftlicher Freundschaft ergeben war, wie Alexander dem Hephästion. Wenn der übermüthige Günstling es gar zu arg mit seinen Erpressungen und Räubereien trieb, so mußte er wohl den schweren Stock des Czaren fühlen, sich sogar Fußtritte gefallen lassen, aber dann fiel ihm Peter wieder um den Hals und küßte ihn, als ob nichts vorgefallen wäre. Er konnte ohne ihn nicht leben und weder Peter's erste, noch seine zweite Gemahlin konnte sich so zärtlicher Briefe von ihm rühmen, wie Menschikow sie empfing. Er raffte sich ein Vermögen von 40 Millionen Silberrubeln zusammen.

An der Seite dieses Mannes, den er zum Oberadmiral, Feldmarschall und Minister machte und vom Kaiser Leopold zum deutschen Reichsfürsten ernennen ließ, begann Peter nun mit unerhörter Energie das große Werk der gänzlichen Umgestaltung seines unermeßlichen Reiches. Alles, was er bei andern Völkern gesehen und was seinen Beifall gefunden hatte, sollte mit einem Schlage, ohne vermittelnde Uebergänge, auch in Rußland eingeführt werden. Die Edelleute sollten ihre Hauseinrichtung,

ihre Kleidung, ihre Equipagen, ihre ganze Lebensweise ändern und ihre Frauen, welche früher in orientalischer Abgeschiedenheit gelebt hatten, zwingen, an dem Verkehr der Männer theilzunehmen — kurz, sie sollten in allen Stücken das Gegentheil von dem thun, was sie bisher gethan. Jeder, wer in seinen Diensten stand, oder ein Staatsamt bekleidete, oder Zutritt zu der Person des Herrschers haben wollte, mußte in ausländischer Tracht erscheinen. Desgleichen sollte das ganze Volk sich den Bart abschneiden und kurze Röcke tragen, und zwar nach einem vorgeschnittenen Muster, welches über alle Stadtthore gehängt wurde. Ein strenger Befehl ward erlassen, daß, wer künftig im Kaftan vor den Stadtthoren erschiene, entweder eine Geldstrafe zahlen, oder am Thore niederknien solle, damit ihm der Kaftan bis über die Knie abgeschnitten werde. Desgleichen wurden alle einheimischen Sitten und Vergnügungen, selbst die reizenden Nationaltänze, verpönt und durch ausländische verdrängt.

Ich kann mich dem Urtheile der Historiker und Schriftsteller,*) welche, nach Voltaire's Vorgange, in all' diesen Maßregeln einen Ausfluß hoher Weisheit erblicken, nicht anschließen, und ebenso wenig kann ich das Volk tadeln, daß es sich den czarischen Launen nicht ohne Weiteres fügen wollte. Hätten die Russen fügsam und blindlings in einem Tage Alles aufgegeben, was ihnen seit Jahrhunderten als heilig und werth gegolten, so wären sie Affen und nicht Menschen gewesen. Auch hat sich gezeigt, daß selbst die Macht des gewaltigsten und unumschränktesten Despoten, wie Peter war, gegen die Widerstandskraft eines ganzen Volkes nichts auszurichten vermag. Denn dieses Volk (nicht bloß die Bauern, sondern auch der ganze Mittelstand, Handwerker, Kaufleute u. s. w.) trägt heute noch seinen langen Kaftan und seinen Bart genau so wie vor Peter's Zeit, dessen Schneider- und Barbierukase an dem ganzen Kern des Volkes spurlos vorübergegangen sind. Und wenn man die guten Eigenschaften der Nation: Heilighaltung der Familienbande, Opferfreudigkeit, Wohlthätigkeit, Religiosität u. s. w. kennen lernen will, so muß man sie noch heute unter den Bartrussen suchen.

*) Der um die Kunde Rußlands hochverdiente Schnitzler macht davon eine rühmliche Ausnahme.

Wichtiger als die eben erwähnte Art von Reformen war es, daß Peter Druckereien und Schulen anlegte und Hunderte von jungen Russen in's Ausland schickte, um sich da zu bilden. Auch gründete er Fabriken, suchte den Handel zu beleben, vereinfachte die Administration und steigerte die Staatseinkünfte, die zu Anfang seiner Regierung nur 6 Millionen Thaler betrugen, auf 16 Millionen. Der Kirche entzog er die Verwaltung der reichen, steuerfreien Klostergüter und gab beim Tode des Patriarchen Adrian diesem keinen Nachfolger, um die geistliche Gewalt mit der weltlichen zu vereinen. Vor Allem aber war sein Sinn darauf gerichtet, eine feste Stellung am Baltischen Meere zu gewinnen. Dazu bedurfte es eines Krieges gegen Schweden, auf dessen Thron ein kaum dem Knabenalter entwachsener unerfahrener König saß, mit welchem Peter leicht fertig zu werden hoffte. Doch vorsichtig und weitausblickend wie er war, suchte er Bundesgenossen in zwei Fürsten, welche sich ebenfalls mit dem Plane trugen, ihren Länderbesitz auf Kosten des jungen Schwedenkönigs zu vergrößern.

Friedrich IV. von Dänemark wollte Karl's XII. Schwager und Freund, den jungen Herzog Friedrich IV. von Holstein Gottorp unterdrücken. Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen, welcher als August II. zugleich polnischer König war, hoffte Liefland und Esthland wieder an Polen zu bringen. Mit ihnen machte Peter gemeinschaftliche Sache, um durch Eroberung der schwedischen Provinzen, welche Rußland von der Ostsee schieden, die Herrschaft über diese zu gewinnen und mit Europa in engern Verkehr zu treten.

Schon im Jahre 1699 wurde das Offensiv- und Defensivbündniß der drei Monarchen gegen Schweden abgeschlossen und sie hofften, ihre Absichten um so sicherer zu erreichen, als damals die Großmächte durch den bevorstehenden Tod Karl's II. von Spanien in Spannung gehalten wurden, auf dessen Erbschaft zugleich Frankreich und Oesterreich lauerten. Zudem waren alle Anzeichen dafür, daß die drei Herrscher mit ihrer vereinten Macht gegenüber dem siebzehnjährigen Schwedenkönige so leichtes Spiel haben würden, wie drei Adler, die sich zu gleicher Zeit auf eine junge Gemse stürzen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ein-

zelheiten des großen nordischen Krieges einzugehen, der für Peter mit der unglücklichen Schlacht bei Narwa (30. November 1700) begann und durch die glückliche Schlacht von Poltawa (8. Juli 1709) Rußlands Herrschermacht im Norden begründete. Nach der Schlacht von Narwa, in welcher die ganze russische Armee theils vernichtet, theils gefangen genommen wurde, hätte Karl sich zum Schiedsrichter des Nordens machen können. Allein er spielte mit dem Glück wie ein übermüthiges Kind. Der junge feurige Degen hatte seine Lust nur am Kämpfen und Siegen. Vortheil daraus zu ziehen, fiel ihm nicht ein. Die 18,000 Gefangenen, die er gemacht hatte, schickte er wieder nach Hause, ja, er erlaubte seinen Truppen nicht einmal, den Feind zu verfolgen, indem er sagte: Wenn wir sie alle todtschlagen, so haben wir ja nichts mehr zu fechten. Unter solchen Umständen konnte Peter getrost sein bekanntes Wort sagen: Mein Bruder Karl wird uns noch manches Mal schlagen, aber endlich werden wir von ihm lernen, ihn zu besiegen. Um seine Truppen an den Kampf mit den Schweden allmälig zu gewöhnen, griff er diese immer nur mit bedeutender Uebermacht an, wodurch es ihm dann gelang, sie ein paar Mal zu schlagen (1702) und die Festung Nöteborg — welche später den Namen Schlüsselburg erhielt — zu erobern. Schon im folgenden Jahre legte er auf schwedischem Gebiet den Grund zu der neuen Hauptstadt seines Reiches.

Da Alles, was er schuf, immer auf Nachahmung des Fremden beruhte, so schwebte ihm auch bei der Gründung Petersburgs als Muster seine Lieblingsstadt Amsterdam vor. Auf der Newainsel Wassily (Wassily ostrow) sollte ein kleines Amsterdam erbaut werden, da dem Czaren die Lage dieser Insel ganz dazu geeignet schien. Allein Peter, durch den Schwedenkrieg abgezogen, verließ sich zur Ausführung seines Planes auf Menschikow und einen Baumeister, der ihn falsch verstand und statt großer, schiffetragender Canäle kleine Abzugscanäle anlegte, die er mit Holz bedeckte, worüber der Czar sich so entrüstete, daß er Menschikoff und den Baumeister durchprügelte und letztern dann fortschickte. Man hatte Peter gerathen, statt von Grund aus eine neue Stadt zu bauen, die von den Schweden eroberte Festung Nyenschanz, welche die Mündung der Newa beherrschte 4 Kirchen und über 8000 Einwohner enthielt, zu erweitern, da sie durch ihre hohe Lage weit günstigere Bedingungen bot, als die bodenlose, von Ueberschwemmungen bedrohte Niederung, welche der Czar zur Anlage einer neuen Stadt bestimmt hatte. Allein dieser ließ die Festungswerke von Nyenschanz rasiren und fuhr fort, viele Tausende von Menschenleben der undankbaren Aufgabe zu opfern, künstlich einen festen Grund für eine neue Stadt zu schaffen, wo die Natur einen solchen versagt hatte. Um rasch eine große Einwohnerzahl zu gewinnen, wurden theils glänzende Versprechungen gemacht, theils unerhörte Zwangsmaßregeln angewandt. So durfte zum Beispiel in der alten Hauptstadt Moskau 20 Jahre lang kein neues Haus gebaut werden, um die Leute zu zwingen, nach Petersburg überzusiedeln. Dem Herrscher eines in der Bildung weiter vorgerückten Volkes wäre die Ausführung solchen Unternehmens unmöglich gewesen, welches sich eben nur erzwingen ließ in einem Lande, dessen Herrscher unumschränkt über Leben, Eigenthum und Arbeitskraft seines Volkes gebot.

Doch wir wenden uns wieder den Kriegsereignissen zu, um dann zum Schlusse zu eilen. Das wachsende Glück Peter's im Kampfe gegen Karl XII. wurde durch die Entscheidungsschlacht von Poltawa gekrönt, von welcher Schwedens Untergang und Rußlands Aufschwung datirt. Von dem ganzen schwedischen Heere retteten sich nur 14,000 Mann in ein schlecht befestigtes Lager am Dniepr. 18,000 schwedische Soldaten waren in Peter's Hände gefallen, die er so geschickt unter seine Armee vertheilte, daß sie gleichsam zu Lehrmeistern derselben wurden. Allein noch sollte dem Czaren eine schwere Prüfung auferlegt werden. Karl war zu den Türken geflohen, um diese zum Kriege gegen Rußland anzufeuern. Sultan Mehmet, dem die Ausdehnung des Czarenreiches selbst bedrohlich zu werden begann, gab seinem Großvezier Befehl, gegen Peter in's Feld zu rücken. Am Pruth sah sich die russische Armee plötzlich von dem weit überlegenen Feinde umringt und schien unrettbar verloren. In dieser verzweifelten Lage zeigte sich Peter's Herrschergröße im hellsten Lichte. Einzig und allein um das Wohl seines Reiches

besorgt, schrieb er einen Brief an den Senat, worin er diesem kurz seinen hoffnungslosen Zustand schilderte, Verhaltungsmaßregeln für den Fall seiner Gefangenschaft gab und mit den Worten schloß: „Komm' ich aber um's Leben, so sollt Ihr den Würdigsten unter Euch zu meinem Nachfolger erwählen.“

Weltbekannt ist, wie Katharina durch einen klugen Einfall ihn und die ganze Armee vom Verderben rettete, indem sie ihren kostbaren Schmuck opferte, um den Großvezier und die Unterbefehlshaber durch Bestechung zu gewinnen. Allein das Wunder dieser Rettung wurde noch durch andere Gründe bewirkt. Der Großvezier Mehmed besaß nicht die geringste Kriegserfahrung und ließ es sich daher gern gefallen, einen friedlichen Sieg zu gewinnen, zumal er wenig Lust verspürte, für den hochfahrenden Schwedenkönig, der ihn schwer beleidigt hatte, das Schlachtenglück zu wagen. Karl war nämlich von ihm aufgefordert worden, an der Leitung der Operationen theilzunehmen, hatte sich aber in stolzen Ausdrücken geweigert, unter dem Großvezier zu fechten, während dieser mit gutem Fug sich sträubte, dem tollköpfigen König sein ganzes Heer allein anzuvertrauen. Der Großvezier ließ sich daher gern auf Unterhandlungen ein, die für die Türken ebenso ehrenvoll und vortheilhaft, wie für die Russen demüthigend und nachtheilig waren. Peter mußte ausdrücklich in den Einleitungsworten des Vertrages vom Pruth, oder von Husch (23. Juli 1711) erklären, daß er den Frieden als eine Gnade annehme. Er mußte das Land der Saporogen aufgeben, die Festung Taganrogg schleifen, das mit so großen Opfern eroberte Asow zurückerstatten und versprechen, sich nicht mehr in die Angelegenheiten Polens zu mischen — Bedingungen, mit deren Erfüllung es Peter allerdings nicht sehr gewissenhaft nahm.

Katharina hatte durch ihren klugen Einfall Rußland gerettet und sich würdig gezeigt, die Gemahlin des Czaren zu sein. Durch den Lebensgang dieser merkwürdigen Frau offenbarte das Glück seine Launen in einer Weise, wie die Weltgeschichte wenig ähnliche Beispiele bietet. Als Tochter des schwedischen Quartiermeisters Johann Rabe im Jahre 1682 zu Jakobstadt in Kurland geboren, wurde sie, nachdem sie, kaum zwei Jahre alt, ihre Eltern verloren hatte, von einem Küster angenommen, durch dessen Vermittlung sie in das Haus des Probstes Glück in Marienburg kam, der sie mit seinen Kindern erziehen ließ. Im Jahre 1701 verheirathete sich Martha mit einem schwedischen Dragoner, der sie aber, um in's Feld zu rücken, nach einem Jahre wieder verlassen mußte. Marienburg wurde am 23. August 1702 von den Russen genommen unter Scheremetjew, und Martha Rabe fiel in die Hände des Generals Bauer. Bald darauf verliebte sich Menschikow in sie, der sie seiner Gemahlin als Kammerjungfer in's Haus brachte. Hier sah sie Peter und nahm sie zu sich. Sie wurde ihm bald unentbehrlich, da sie sich in alle seine Launen zu fügen wußte, seine andern Liebeshändel übersah, auf seine Reformgedanken eifrig einging, nicht übermüthig ward durch seine Huldigungen und nicht murrte über die Prügel, die sie zuweilen von ihm zu ertragen hatte. Bei ihrem im Jahre 1703 erfolgten Uebertritt zur griechischen Kirche erhielt sie die Namen Katharina Alexejewna.

Seine Gemahlin Eudoxia hatte Peter in ein Kloster gesteckt, und Katharina trat an ihre Stelle. Heimlich ließ er sie schon im Jahre 1707 sich antrauen und nachdem sie am Pruth das Reich gerettet, ließ er sie im Jahre 1712 feierlich als Czarin anerkennen und vor seinem Tode auf dem Kreml als Kaiserin krönen und salben. Sie soll schön und von überlegenem Verstande, aber nicht grade von feinen Manieren gewesen sein.*)

Der nordische Krieg dauerte inzwischen fort, und die Schweden bewährten ihre überlegene Kriegstüchtigkeit, allein Karl wußte keinen Vortheil daraus zu ziehen. Dieser heißblütige Herrscher war der beste Soldat seiner Zeit, ein Held vom Wirbel bis zur Zehe, unwiderstehlich im Angriff, ausdauernd unter den größten Entbehrungen, großmüthig als Sieger, unbeugsam als Besiegter. Einen stolzern Degen hatte die Welt nie gesehen, aber es fehlten ihm die höhern Eigenschaften des Staatsmannes und Feldherrn. Seine Tapferkeit artete in Tollkühnheit, sein Stolz in Uebermuth, sein fester Wille in Eigensinn aus; seine Triumphe wurden der Ruin seines Landes...

*) Siehe die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth.

Abgesehen von den russischen Eroberungen, welche ganz Esthland, Liefland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland umfaßten, war Pommern von den Preußen besetzt, Bremen und Verden in den Händen der Hannoveraner. Gegen Ende des Jahres 1715 fiel die Festung Stralsund und im folgenden Jahre auch Wismar, der letzte schwedische Anhaltspunkt auf deutschem Boden, in die Hände der Feinde.

Als am 10. September 1721 der Friede von Nystadt dem nordischen Kriege ein Ende machte, war Rußland zu einer Großmacht ersten Ranges emporgestiegen und Schweden zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgesunken, deren Schicksale fortan von Petersburg aus gelenkt wurden, gleichwie die Schicksale Polens und Dänemarks.

Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, der während des schwedischen Krieges Schleswig verloren und nur einen Theil von Holstein behalten hatte, suchte im Jahre 1720 Hilfe bei Peter I., der sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, einen neuen Grund zur Einmischung in die Angelegenheiten Deutschlands zu erhalten. Er gab dem Herzog seine älteste Tochter Anna zur Gemahlin, ein aus doppelt illegitimem Bunde entsprossenes Kind. [2]) Es war das die erste Verbindung des Hauses Romanow mit einem deutschen Fürstengeschlecht, und begründete für Rußland Anrechte und Ansprüche, von welchen wir bald mehr hören werden. Der aus Anna's Ehe mit Karl Friedrich entsprossene Sohn war der unglückliche Gemahl Katharina's II., der unter dem Namen Peter III. kurze Zeit auf dem russischen Kaiserthrone saß . . .

Nach Beendigung des nordischen Krieges bewog der russische Senat und der heilige Synod — eine neue Schöpfung Peter's — ihn gemeinsam, jetzt den Kaisertitel sich beizulegen, der auch sofort von Preußen, Holland und Schweden anerkannt wurde, während die andern Mächte sich erst später dazu bequemten. Zu gleicher Zeit wurde ihm auch vom Senat und Synod der Beinamen des „Großen," den weder Mitwelt noch Nachwelt ihm streitig gemacht hat.

---

[2]) Anna wurde erzeugt von dem noch mit seiner legitimen Gemahlin Eudoxia lebenden Peter und der von ihrem schwedischen Dragoner noch nicht geschiedenen Martha (spätern Katharina); sie war also die Frucht doppelten Ehebruchs.

Von den Erlebnissen Peter's auf den verschiedenen Reisen, welche er nach Deutschland, Dänemark, Frankreich u. s. w. unternahm, seien hier nur ein paar erwähnt, die besonders tief in den Gang seiner Regierung eingreifen, wie zum Beispiel seine Begegnung mit Leibnitz, welche die Gründung der Petersburger Akademie zur Folge hatte, sowie sein Aufenthalt in Paris (1717), wo er mit Begeisterung aufgenommen wurde und mit der Regierung einen Handelsvertrag abschloß; endlich sein erster Besuch in Karlsbad (1711), wo er seine zerrüttete Gesundheit herstellte und dann neugekräftigt in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung seines einzigen Sohnes Alexei mit der Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel feierte. Er hatte gehofft, den Prinzen, welcher sich den gewaltsamen Neuerungen seines Vaters und der Bevorzugung der Ausländer wenig geneigt zeigte, durch diese Vermählung mit einer anmuthigen und feingebildeten deutschen Prinzessin günstiger zu stimmen, allein Alexei blieb nach wie vor der altrussischen Partei treu, deren Liebling und Hoffnung er war und durch welche er sich zu Schritten verleiten ließ, die im Jahre 1718 eine hochnothpeinliche Untersuchung und seinen Tod zur Folge hatten. Ob er am gebrochenen Herzen starb oder heimlich umgebracht wurde, muß dahin gestellt bleiben: gewiß ist, daß Peter ein Gericht von 124 Würdenträgern berief, welche nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Todesurtheil über den seinem Vater verhaßten Prinzen auszusprechen, und ebenso gewiß ist, daß Peter dieses Todesurtheil unterschrieb. Die ausführlichsten Mittheilungen über diesen Punkt verdanken wir dem neuesten Biographen Peter's, dem russischen Historiker Ustrjälow, der zu seinen Forschungen nicht bloß alle russischen, sondern auch mehrere ausländische Archive, besonders das Wiener Archiv, benutzen durfte. Er hat aus den Gesandtschaftsberichten jener Zeit nachgewiesen, daß nur der österreichische Gesandte an die Hinrichtung Alexei's geglaubt hat, während alle übrigen Gesandten annahmen, der schon vorher körperlich und geistig gebrochene Prinz sei durch die bloße Mittheilung des über ihn verhängten Todesurtheils so erschüttert worden, daß sein Tod die unmittelbare Folge war.

Auf die Beurtheilung Peter's hat dies

keinen Einfluß, denn es steht fest, daß er den Tod seines Sohnes gewollt hat. Ja, er würde zwanzig Söhne geopfert haben, um das Werk seines Lebens zu sichern. Er lebte nur für Rußland und alles Uebrige war ihm von untergeordneter Bedeutung. Der unglückliche Alexei aber verdient eine mildere Beurtheilung, als er gewöhnlich erfährt. Er, der mit ganzem Herzen an seiner schönen und frommen Mutter hing, mußte es in zarter Jugend mit ansehen, wie der Czar sie mißhandelte und endlich ganz verstieß, weil sie hinter der unfeinen Geliebten ihres Gemahls nicht zurückstehen wollte. Er sah sich unter die Aufsicht eines Menschikow gestellt, der, selbst ohne Bildung, ihn bilden sollte. Er sah die Kinder Katharina's sich vorgezogen; er sah Vieles, wovon hier zu reden nicht der Ort ist. War es ihm unter solchen Umständen zu verdenken, daß er den Freunden seiner Mutter, die ihm mit Liebe und Ehrfurcht entgegenkamen, mehr Vertrauen schenkte als den wüsten Günstlingen seines Vaters?

In die letzten Jahre der Regierung fällt noch sein berühmter Kriegszug nach Persien, welchen er unternahm, um, den Blick nach Ostindien richtend, am Caspischen Meere festen Fuß zu fassen und Rußland denselben Einfluß in Asien zu sichern, welchen es schon in Europa behauptete. Er unterwarf sich die reichsten transkaukasischen Provinzen, welche aber sechs Jahre später durch den Vertrag von Rescht wieder verloren gingen. Indeß die Richtung nach Indien war gegeben und Rußland hat seitdem, den Kaukasus übersteigend, einen guten Schritt dahin vorwärts gemacht.

Eine weitere Expedition muß erwähnt werden, welche Peter, ebenfalls mit Hinblick auf Indien, nach Bochara ausrüstete. Schon Johann IV. Wassiljewitsch, Peter's Vorbild, hatte den Plan gefaßt, sich in der Bucharei festzusetzen, um von dort Verbindungen mit Indien einzuleiten. Den damals gescheiterten Plan nahm Peter wieder auf, eine Expedition nach China unter dem Fürsten Tscherkasky damit verbindend, welche übrigens ebenfalls ohne Erfolg blieb.

Nach seiner Rückkehr von Persien, in Moskau durch einen großartigen Triumphzug verherrlicht, fühlte Peter seine Kräfte wie seine gute Laune mehr und mehr schwinden. Seine unermüdliche Thätigkeit, seine Feldzüge und — nicht in letzter Linie — seine Ausschweifungen hatten ihn vor der Zeit aufgerieben. — Es hat etwas Rührendes, das rastlose Bestreben des genialen Barbaren zu sehen, sich und sein Volk zu bilden, zu sehen, wie er mit Stock und Knute gegen die unglaublichen, ihm überall entgegentretenden Schwierigkeiten ankämpfte, ohne zu begreifen, daß man Bildung und Ehrgefühl einem Volke mit Stock und Knute nicht beibringen kann.

Es bliebe mir übrig, seine innern Reformen näher zu beleuchten, allein einmal erlaubt das der Raum nicht und dann bieten sie uns auch wenig Erquickliches, da weder die Gesittung noch die Freiheit des Volkes dadurch gefördert wurde. Denn alle seine Bestrebungen waren nur auf materielle Macht gerichtet, auf die straffste Concentration aller Kräfte zur Festigung der czarischen Alleinherrschaft. Er gab und entzog Rechte nach Willkür und vernichtete die Arbeit von Jahrhunderten mit einem Federzuge. Er war der vorurtheilsfreieste Monarch, der jemals gelebt hat, ein Revolutionär auf dem Throne, der Alles zertrat, was ihm im Wege stand, Nichts durch gesetzliche Entwicklung erwachsen ließ, vielmehr die Verbindungsfäden mit der Vergangenheit zerschnitt und Alles durch die Zwangsmittel roher Gewalt umschuf. Daß die Nachfolger dieses gekrönten Revolutionärs einst als der Hort der Legitimität in Europa betrachtet werden würden, hatte er sich wohl nicht träumen lassen. Durch seine Neigungen ging ein entschieden demokratischer Zug; aller Prunk, alle Repräsentation war ihm zuwider; er verkehrte am liebsten mit Leuten aus dem Volke; sein Busenfreund war Menschikow, der ehemalige Pastetenbäcker, und das Weib seines Herzens Katharina, die ehemalige Dragonerfrau. Auch seine zahlreichen Mätressen gehörten niemals der feinen Gesellschaft an. In holländischer Schiffertracht streifte er, bald zu Fuß, bald mit einem Pferde fahrend, durch die Straßen Petersburgs, trieb die Leute zur Arbeit an, unterhielt sich mit Jedermann und half, wo er konnte. Für Kunst hatte er keinen Sinn, aber man rühmt ihm nach, daß er zwölf Handwerke erlernt habe. Auch soll er geschickt gewesen sein in chirurgischen Operationen und besonders gern den Leuten die schlechten Zähne ausgezogen haben, was er zuweilen mitten auf der Straße that. Sein Gemisch von

Gutmüthigkeit und Barbarei offenbart sich charakterististisch in einer von Gordon erzählten und verbürgten Anekdote. Miß Mackenzie, eine Landsmännin des Generals, war Ehrendame der Kaiserin. Peter erfuhr durch seinen Arzt, daß sie ein verbotenes Liebesverhältniß unterhalte und die Kinder heimlich umgebracht habe. Nachdem er sich von der Wahrheit dieser Anklage überzeugt hatte, kündigte er ihr selbst unter Thränen ihr Todesurtheil an. Alle Fürbitten der Kaiserin, welche die schöne Schottin sehr liebte, blieben vergebens. Peter begleitete sie selbst auf's Blutgerüst, wo er sie mit der äußersten Zärtlichkeit und Bekümmerniß zum Abschiede umarmte, und man erzählt, daß, nachdem ihr Kopf gefallen war, er diesen noch bei den Ohren aufgehoben und geküßt habe. [1])

Man hat Peter oft mit Karl dem Großen verglichen und ihn noch über diesen gestellt, allein es fehlten ihm ganz die idealen Gesichtspunkte, die feinern Bildungsbestrebungen und die höhern Ideen, wodurch Karl so nachhaltig auf die Geister wirkte und einen poetischen Nimbus um sich verbreitete, der fortwächst durch die Jahrtausende. Karl erholte sich von seinen Arbeiten im Umgange mit gelehrten Männern und feinen Köpfen, wie dem Angelsachsen Alcwin, Paulus Diakonus, Peter von Pisa, Arn und Leidrad aus Baiern. Peter erholte sich von seinen Arbeiten in Schwelgereien und Ausschweifungen so barbarischer Art, daß ich es mir hier nicht gestatten darf, sie näher zu schildern.

Es klingt deshalb fast komisch, wenn sein Biograph Ustrjälow ihn eine der schönsten Zierden der Menschheit nennt. Er war der größte Herrscher, aber auch der größte Barbar seiner Zeit.

Er starb nach furchtbaren Leiden am 8. Februar 1725, im Alter von nicht ganz 53 Jahren.

Die Geschichte muß ihm das Zeugniß geben, daß, wenn er nicht immer das Beste gethan, er es doch immer gewollt hat.

[1]) Der Kopf wird noch jetzt in Petersburg in Spiritus aufbewahrt.

Pater Wolff der Jesuit.

Eine historische Studie.

Von George Hiltl.

I.
Die drei Testamente.

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, ruhte auf den wohlverdienten Lorbeeren seiner Siege. Es war die Frage, was der Nachfolger beginnen werde, der das Glück gehabt hatte, einen solchen Vorfahren zu besitzen, für den aber grade dadurch auch die Schwierigkeiten sich steigerten. Brandenburg war schon eine Macht geworden. — Man begriff dies wohl am kaiserlichen Hofe zu Wien. Man sah ein, daß es galt, die letzten Lebensjahre des großen Kurfürsten, der stets treu zum Kaiser gehalten, zu nützen. — Eine engere diplomatische Verbindung knüpfte 1685 der kaiserliche Gesandte Baron Freytag.*) Der Baron ward für Berlin accreditirt, nachdem Graf Lemberg, als kaiserlicher außerordentlicher „Envoyé“ an den brandenburgischen Hof gesendet, nach Wien zurückgekehrt war. Genannter Graf, später Fürst-Bischof von Passau, hatte den Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Großen um Hilfe gegen die Türken in den unheilvollen Jahren 1683 und 1684 ersuchen müssen. —

Bieder und arglos, wie jeder wahrhaft große Charakter, hatte Friedrich Wilhelm gewissenhaft seine Pflichten gegen Kaiser Leopold erfüllt. Wahrscheinlich stiegen schon zu jener Zeit den habsburgischen Staatsmännern beunruhigende Ahnungen, Angesichts der wachsenden Macht des Hauses Hohenzollern, auf und es galt jetzt, die schwellende Kraft zu schwächen. Das Wiener Cabinet glaubte dies am leichtesten durch Zersplitterung bewerkstelligen zu können. Der Baron Freytag war der intime Freund des österreichischen Canzlers Grafen Kinsky, des abgesagten Feindes der evangelischen Religion und deshalb ein schroffer Gegner des großen Kurfürsten, dem er die Ansprüche auf schlesische Gebietstheile jederzeit streitig zu machen suchte.

Baron Freytag hatte sich kluger Weise

*) Er schrieb sich Freidag Baron von Gödens. Sein Sohn gab dem alten Dessauer die Idee zu den eisernen Ladestöcken der Infanteriegewehre. Freytag starb 1693 in Berlin.

nicht ganz allein in den Kampf begeben, den er für sein Kaiserhaus auf dem unblutigen Felde der Diplomatie ausfechten sollte. Zu jener Zeit regte sich die Sucht, der katholischen Religion weitere Ausbreitung zu verschaffen, mächtiger als je. Was auf den Feldern des dreißigjährigen Krieges von den protestantischen Mächten errungen worden war, sollte ihnen nach dem Schlusse des westfälischen Friedens durch Cabinetsintriguen wieder entrissen werden. Keine Köpfe und Hände waren hierzu geeigneter, als die der Jesuiten. Graf Kinsky hielt außerdem noch Spione an allen Höfen und war dabei so glücklich, daß weder in dem Divan zu Constantinopel, noch im geheimen Rathe zu Stockholm ein Wort geredet wurde, das er nicht erfuhr.*) — So hatte Kinsky auch einen gewandten Begleiter für seinen Freund den Baron Freytag erwählt. Dies war der Jesuit Pater Friedrich Wolff.

Pater Wolff war in der That ein außerordentlich begabter Mann. Geboren zu Duneburg in Liefland von adligen Eltern, als ein Herr von Ludwigshausen, hatte er seine erste Welterziehung am Hofe des Königs Johann Casimir von Polen erhalten. 1659 trat er als ein Jüngling von sechzehn Jahren in den Orden der Jesuiten. Ausgezeichnet in allen Wissenschaften lehrte er drei Jahre lang an der Universität zu Prag Theologie, Ethik und Metaphysik.**) Er erhielt die Doctor-, dann die Professorwürde und kam endlich an den kaiserlichen Hof zu Wien. Liebenswürdig im gesellschaftlichen Umgang, von sehr einnehmendem Aeußern, mit Kenntnissen aller Art und der Gabe sie zu verwerthen — ausgestattet, errang Wolff sehr bald einen bedeutenden Einfluß auf den ohnehin schwachen Kaiser. Er schlug selbst alle seine Ordensbrüder, von denen es zu jener Zeit in Wien und am kaiserlichen Hofe wimmelte, aus dem Felde, war indessen nie der Beichtvater des Kaisers, zu welchem ihn verschiedene Schriftsteller stempeln wollten.***) „Es sind zwar," sagt Rinck im Leben Leopold's I., „die Jesuiten exempt von allen großen Chargen, dieser aber (Wolff) ist werth, daß man ihn unter die vornehmsten Minister setzt. Er war des Kaisers Vergnügung, weil sein annehmlicher Umgang diesem Potentaten manche Stunde fröhlich machte. Er war wirklicher geheimer Rath und von einer solchen Penetration, daß sie die heilsamsten und zuverlässigsten Consilia zu geben fähig war." Pater Wolff war übrigens ein geistlicher Mann im wahren Sinne des Wortes. Stand ihm auch der Grundsatz seines Ordens obenan: „Der Zweck heiligt die Mittel," so bediente er sich doch dieser Mittel in sehr anerkennenswerther Weise. Er fing die von der katholischen Kirchenheerde „verirrten Schafe" häufig durch seine Milde, Wohlthatenspenden und Leutseligkeit wieder ein; dabei konnte er auch zur gelegenen Zeit „losdonnern." Gegen Katholiken und Ketzer aber war er stets ein duldsamer Vertreter seiner Lehren, und Duldung ist bekanntlich eine wirksamere Waffe als der Zeloteneifer rücksichtsloser Bekehrer. — Pater Wolff hatte neben seiner geistigen Bedeutung auch einen romantischen Schimmer um sich verbreitet. Bei der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) erblickte man ihn fechtend in den Reihen der Vertheidiger. Wie einst den im Mönchsgewand streitenden Johann Capistranus, so sahen 1683 die christlichen Streiter die schwarze Gestalt des muthigen Jesuitenpaters neben den Harnischen, mitten im Kugelregen dahinschreiten, wenn die Besatzung einen Ausfall machte. Seine wissenschaftliche Ausbildung befähigte ihn auch, den Posten eines Befehlshabers einzunehmen. „Wie er denn auch ein gewisses Armament auf der Donau in seiner Aufsicht und Veranstaltung gehabt."*) Auch mit seiner Feder hat er den Kreuzzug gegen die Türken entflammen helfen und namentlich viel zur Begeisterung der Polen beigetragen.**) — Gleichwohl strahlt bei allen seinen Verrichtungen, als Brennpunkt seiner Handlungen, die Ausbreitung der katholischen Religion und des Ordens, dem er angehörte. Wolff war Jesuit mit Leib und Seele, unstreitig im edleren Sinne als tausende von Brüdern anderer Orden — — —, und wer will ihm

*) Rinck. Kaiser Leopold's I. Leben und Thaten. Leipzig. 1709.

**) Pelzel, Mährische, böhmische und schlesische Gelehrte aus dem Orden der Jesuiten. Prag. 1786.

***) So z. B. Pöllnitz in seinen Memoires, dessen Berichte überhaupt stets mit Vorsicht aufzunehmen sind, wenn sie über den Kreis der Hofgeschichte Berlins hinausgehen. Selbst innerhalb desselben ist Pöllnitz häufig ungenau.

*) Rinck a. angef. Orte.

**) Er schrieb ein Flugblatt: Stella in Oriente.

daraus einen Vorwurf machen, daß er für seine Sache focht? „Ungeachtet aller Wohlthaten, die er allen Religionsverwandten, als ein Christ erweiset," sagt Rinck, „so ist er doch seinem Glauben so treu, daß er auf alle Wege sucht, die Kirche mit neuen Seelen zu vermehren, wie er denn schon viele geschickte Proben deswegen abgeleget."

Proselyten machen war also entschieden ein Hauptzweck unseres Paters. Graf Kinsky hatte deswegen den rechten Mann gefunden, als er Wolff dem Baron Freytag attachirte, um auf dem noch unbebauten Acker des brandenburgischen Hofes die geistliche Arbeit zu beginnen. „Zersplitterung," so hieß die Losung der diplomatischen, „Convertirung" die der kirchlichen Bestandtheile der Gesandtschaft.

Beides ging Hand in Hand. Die Zersplitterung datirte sich leider schon aus dem Jahre 1679 her, sie war im Schooße der kurfürstlichen Familie entstanden. Friedrich Wilhelm's zweite Gattin, die Kurfürstin Dorothee, lebte in Unfrieden mit den Kindern erster Ehe. Um ihren vier Söhnen*) Souveränetätsrechte zu verschaffen, drang sie in den Kurfürsten, die durch den westfälischen Frieden erhaltenen Provinzen unter dieselben zu vertheilen.

Am 23. März 1664 hatte der große Kurfürst das erste Testament gemacht.**) Damals lebte noch der Kurprinz Karl Emil; Friedrich, später erster König von Preußen, war schwächlich. Emil starb 1674 sehr plötzlich zu Straßburg. Die Gerüchte von einer Vergiftung tauchten auf. Man beschuldigte die Kurfürstin, die Kinder der ersten Ehe aus dem Wege räumen zu wollen, eine Sage, deren Richtigkeit vollständig erwiesen worden ist und die der Stiefsohn später selbst in das Gebiet der Fabeln verwies.***) Indessen glaubte man damals allgemein daran, der Prinz überwarf sich mit der Stiefmutter, flüchtete vom Hofe und begab sich nach Cassel. — In dem Testamente vom 23. März 1664 hatte der Kurfürst natürlich seinen ältesten Sohn als Erben des Reiches eingesetzt. Prinz Friedrich erhielt das Fürstenthum Halberstadt und das Amt Egeln.

Nach der Entfernung des Prinzen benutzte nun die Kurfürstin Dorothea das ihr gebliebene Feld, um den bereits alternden, oft grämlichen Kurfürsten zur Aenderung des Testamentes zu Gunsten seiner Kinder zweiter Ehe zu bestimmen. Lange sträubte sich Friedrich Wilhelm. Aber die Hartnäckigkeit der Gemahlin ließ sich nicht so leicht abschrecken.

Im Jahre 1685 hatte der Kurfürst nur noch wenig Gründe und Ausdauer mehr in den häuslichen Debatten entgegenzusetzen, nur die Einwendungen der beiden Prinzen Friedrich und Ludwig fürchtete man, als plötzlich zwei Bundesgenossen in Berlin erschienen. Es waren dies: Baron Freytag und sein Begleiter Pater Wolff, der sich als Gesandtschaftscaplan einführte. Die beiden Diplomaten hatten sofort erkannt, welche reiche Beute ihrer hier wartete.

Während Freytag sehr zurückhaltend operirte, trat Wolff als Gesandtschaftscaplan kraft seines heiligen Amtes höchst ungenirt auf. Seine große Liebenswürdigkeit, seine Klugheit, die ihn auch jedem Andersgläubigen mit Wohlwollen entgegentreten hieß, verschafften ihm bald Zutritt in den ersten Häusern protestantischer Edelleute und in dem Schlosse des Kurfürsten. Friedrich Wilhelm war es bei seiner zunehmenden, noch durch die Mißhelligkeiten in der Familie vermehrten Kränklichkeit eine Art Labsal, den witzigen, geistreichen Pater in seiner Nähe zu sehen, der nie eine üble Stimmung aufkommen ließ, und die Sage behauptet sogar, der Kurfürst habe den Pater Wolff eines Tages aufgefordert, in Berlin ein Jesuitencollegium zu gründen. „Gnädiger Herr," antwortete Wolff geschickt ausweichend, „da müßten wir mehr Engel als Menschen sein."*) — Wie weit Pater Wolff die Hand im Spiele gehabt, in welcher Weise die Kurfürstin sich seiner und des Barons Freytag bedient habe, den Umstoß des Testamentes zu erlangen, wird wohl schwerlich enthüllt werden. Genug — das Jahr 1686 brachte zwei sehr folgenschwere Entschlüsse des Kurfürsten zur Reife.

Am 22. März 1686 unterzeichneten der

*) Philipp Wilhelm, Albert Friedrich, Karl Wilhelm, Christian Ludwig.

**) Siehe Reichsarchiv von Lünig Contin. II. S. 132

***) Der Leichenbefund ist handschriftlich auf der k. Bibliothek zu Berlin. Vielleicht theilen wir ihn unsern Lesern später ein Mal mit. Das Actenstück ist amtlich besiegelt.

*) Stenzel, Geschichte des preußischen Staates, Bd. II.

brandenburgische Minister von Fuchs und Baron Freytag ein zwanzigjähriges Bündniß zwischen Oesterreich und Brandenburg. Dieses Bündniß ward unter Bedingungen geschlossen, die für Brandenburg verderblich oder doch nachtheilig wirken mußten.

Der Kurfürst entsagte seinen Ansprüchen auf die schlesischen Fürstenthümer: Brieg, Ohlau und Jägerndorf, Liegnitz und Wohlau, dafür trat man ihm den Kreis Schwiebus ab. — Zu gleicher Zeit spielten die österreichischen Diplomaten eine Doppelintrigue hinter dem Rücken des Vaters. Sie eröffneten dem Kurprinzen, daß der Kaiser in eine Zerstückelung Schlesiens nicht willigen, sondern das Bündniß nach des Kurfürsten Tode umstoßen werde. Der Kurprinz sollte heimlich einen Revers ausstellen, wonach er sich zum Kriege gegen Frankreich und zur Abtretung des schwiebusischen Kreises, sowie zur Entsagung aller Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer verpflichtete! —

Das war zuviel der Anmaßung. Friedrich weigerte sich.

Aber plötzlich ward ihm die Abschrift eines Testamentes vorgelegt, welches sein Vater am 16. Januar 1686 gemacht und bereits am 9. Februar durch den Kaiser hatte bestätigen lassen. Hierin war das erste Testament umgestoßen, Land und Leute vertheilt unter die Brüder, Brandenburg zersplittert, seine Kraft gelähmt, statt eines mächtigen Reiches standen dem Hause Habsburg nur kleine Fürsten gegenüber. — Die Kurfürstin hatte gesiegt. —

Pater Wolff konnte ruhiger sein; eine große protestantische Macht gab es nicht mehr in Deutschland. —

Unter solchen Umständen blieb dem Kurprinzen Friedrich Nichts übrig, als sich unter den Schlägen des Schicksals zu beugen. Er stellte den verlangten Revers aus und empfing dafür die Zusage des Kaisers schriftlich. Auch die Kurfürstin war hintergangen. — Die Zerstücklung Schlesiens war aber auch hintertrieben. Pater Wolff hatte den Einfluß protestantischer Fürsten nicht zu fürchten. Er wollte Schlesien katholisiren. So hatte Oesterreich doppelt gesiegt und es zerfiel das **zweite Testament** Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten.

Der große Kurfürst starb 1688. Pater Wolff war schon in der ersten Hälfte des Jahres 1686 nach Wien zurückgekehrt und hatte ein Jahr später sein Amt als Rector des Jesuitencollegiums zu Breslau angetreten, blieb aber stets längere Zeit als Gast am kaiserlichen Hofe. Er hinterließ indessen Spuren seiner Thätigkeit in Berlin, bei deren Beleuchtung die Verhältnisse jener Zeit zugleich in einem sehr sonderbaren Lichte erscheinen. Es sind freilich nur Annahmen, welche sich dem Beobachter aufdrängen, doch gewinnen sie sehr an Haltbarkeit, wenn man die Zeitereignisse mit den, wie wir gesehen haben, offenbar leitenden Persönlichkeiten in Zusammenhang bringt.

Es gibt in der brandenburgischen Geschichte nämlich zwei literarische Erzeugnisse, deren räthselhafte Entstehungsweise ein Jahrhundert lang und länger verschiedene Federn in Bewegung gesetzt hat. Da wir jedes der beiden Producte besonders betrachten wollen, so nennen wir vorläufig nur das zuerst auftauchende, nämlich ein am 29. April 1688 vom großen Kurfürsten auf seinem Sterbebette, also drei Wochen vor seinem Tode abgefaßtes **drittes Testament**. — —*)

Wie war es entstanden? Wer hatte es abfassen helfen? Auf welche Weise fand es seinen Weg in die ersten Kreise der Residenz? Es circulirte in den verschiedensten Abschriften und war von den Herren von Stephani, Freiherrn von Schwerin, Ernst von Krumkau, Franz von Meinders, Paul von Fuchs, Friedrich Retz und Ezechiel von Spanheim unterzeichnet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Testament **untergeschoben** und eine **Fälschung** ist, daß es nur darauf berechnet war, die Gemüther zu verwirren und einen im katholischen Sinne und zum Vortheil des Papstthums sich kundgebenden Einfluß auf den Kurfürsten Friedrich III. zu üben.

Die erste Bekanntschaft dieses Testamentes machte man in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, 1697 bis 1698. Es ist dies genau der Zeitpunkt, in welchem die Unterhandlungen um Erwerbung einer Königskrone für Brandenburg am kaiserlichen Hofe zu Wien besonders lebhaft betrieben wurden. Wir werden später den lebhaften Antheil schildern, welchen der

---

*) Moser, Patriotisches Archiv. Bd. 9. Stenzel, Bd. II. Menzel, Bd. 9, wo zugleich die Zeichen der Unechtheit nachgewiesen werden. Guhrauer, Die Weissagung von Lehnin.

Pater Wolff an dem Zustandekommen jenes großen Ereignisses hatte. Nun haben wir gezeigt, wie emsig der Pater auf die Verherrlichung seiner Religion bedacht war. Der Kurfürst bewarb sich um eine Königskrone — sollte bei dieser Gelegenheit nicht ein guter Brocken für die frommen Väter abfallen? Wolff ward, wie sich später zeigen wird, eine Hauptfigur in dem großen historischen Schauspiele der Königskrönung, es liegt nahe, daß der gewandte Mann für seine Dienste — Gegendienste beanspruchte, wobei er, seinen Grundsätzen getreu, das Beste des Ordens im Auge behielt. Zu dem Ende ward der Boden bearbeitet.

Das Testament enthält nämlich so viele überschwängliche Lobeserhebungen des Papstthums, katholischer Herrscher und Einrichtungen, daß man auf den ersten Blick die geschäftige Hand eines, im frommen Eifer wirkenden katholischen Priesters walten sieht. Friedrich Wilhelm, der Schützer des Protestantismus auf dem Continente, ein vorurtheilsfreier Fürst, an dessen Hofe sich freie Denker bewegten, der den bedrängten Glaubensbrüdern seinen Schutz anbot und angedeihen ließ, als der mächtige Ludwig das Edict von Nantes aufhob, derselbe große Fürst nennt in diesem Testament die Reformirten: „Eine Secte!!" Er rühmt sich, ein besonderer Freund des großen römischen Herrn, des Papstes, und zugleich ihm ein Vater zu sein. „Er gibt seinen Kindern Erlaubniß „ihren Glauben zu ändern!" — und bittet sie, „weniger auf Calvinii, Zwinglii und anderer Lehrer Worte, als auf ihre innere Stimme zu hören" und legt ihnen zugleich an's Herz, nach einem höheren Lichte zu streben." Höchst auffallend ist aber eine Stelle, welche dem Kurfürsten Friedrich III. zuruft: „Er wird gekrönet — er wird gesalbet."*)

Pater Wolff konnte diese Prophezeihung recht wohl thun, da er ein Leiter der Unterhandlungen war, die sich auf die bevorstehende Krönung des Kurfürsten zum Könige von Preußen bezogen. Diesen günstig für die Interessen der katholischen Kirche zu stimmen, war Wolff bemüht — ja zweifelsohne gingen seine Wünsche und Berechnungen noch weiter. Das Aufsehen, welches das räthselhafte Actenstück, — in welchem übrigens manche historische Unrichtigkeiten sich vorfanden, die man der Fieberhitze des erlauchten sterbenden Testators zuschrieb, — veranlaßte, fiel mit einer höchst folgenschweren historischen Begebenheit zusammen: Friedrich August von Sachsen trat 1697 zur katholischen Kirche über. — Nach diesem Uebertritte wirkten die Jesuiten sehr eifrig für August, der sich um die polnische Königskrone bewarb und seine Erwählung oder doch seine Unterstützung durch den Kaiser ist ihr Werk.*) Der polnische Königsthron war also gewissermaßen die Belohnung geworden.

Hauptagent hierbei war der geistreiche Pater Vota, ein italienischer Jesuit, ein Seitenstück zu Pater Wolff.**) Vota hatte den Uebertritt August's in Italien bewirkt und ihn verkleidet nach Dresden begleitet. Gegenseitiges Interesse veranlaßte den Kurfürsten Friedrich und den König von Sachsen, bei der Wahl des Letzteren zum Könige von Polen Hand in Hand zu gehen. Die Fürsten kamen auf Schloß Johannisberg in Preußen zusammen, woselbst sich auch Pater Vota einfand. Hier hat der schlaue Ordensmann, bereits von den Wünschen Kurfürst Friedrich's unterrichtet, seine Bekehrungsversuche begonnen. Er scheiterte aber an der religiösen Pflichttreue Friedrich's III. Der Pater Vota stellte unter andern wichtigen Erwerbungen besonders die der Königskrone in bestimmte Aussicht, wenn Kurfürst Friedrich sich dazu verstehen wolle, die ersehnte Krone aus den Händen des heiligen Vaters zu empfangen und somit der königlichen Würde die kirchliche Weihe aufzudrücken. Ueber die ganze Angelegenheit setzte er eine Denkschrift auf, in welcher er sagte, daß die Hohenzollern wohl von der Vorsehung bestimmt sein könnten, einen großen Einfluß auf Deutschland auszuüben, nur müßten sie alsdann in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren. — Da alle diese Mittel bei Friedrich III. wirkungslos blieben, so rieth der Pater ihm, wenn die Verleihung der Königskrone erfolgt sei, den Titel eines Königs

*) Moser, Patriotisches Archiv, Bd. 9. Der ganze Ton, in welchem der verkappte Testator redet, gleicht vollkommen dem der später zu besprechenden Weissagung von Lehnin.

*) Theatrum Europaeum. B. 15, S. 300.

**) Die Königin Sophie Charlotte spricht von ihm mit großer Anerkennung. Bibliothèque choisie p. Leclerc. t. 23. part. 2. p. 334.

der Wenden anzunehmen. Auch hierüber sendete er eine Denkschrift ein.*) — Der Kurfürst war aber einsichtsvoll genug, den Titel nicht zu wählen, dessen Führung ihn offenbar in Streitigkeiten mit Dänemark und Schweden verwickelt hätte, da die Fürsten genannter Länder die Titel: Könige der Wenden, ebenfalls führten.

Listig genug war freilich der Rath, denn nahm der Kurfürst ihn an, so loderte unfehlbar ein Streit zwischen den protestantischen Mächten empor, dessen Folgen unberechenbar nachtheilig wirken mußten. —

Um mit Pater Vota abzuschließen, sei hier noch erwähnt, daß derselbe im Jahre 1703 sich wieder in Berlin am königlichen Hofe einfand Wahrscheinlich sollte er die Vermittlung in den Streitigkeiten führen, welche zwischen König Friedrich I. und der Stadt Elbing ausgebrochen waren. Vota versuchte namentlich, bei der berühmten Königin Sophie Charlotte für seinen Orden zu wirken. Die geistreiche Fürstin ließ ihre beiden Hofprediger Beausobre und Lenfant kommen; es wurde in Gegenwart des Hofes eine Disputation zwischen Vota und den beiden Geistlichen veranstaltet, welche den Pater so in die Enge trieben, daß er unhöflich wurde. Endlich räumte er die Schranken und verließ Berlin, schrieb aber aus Stargard an die Königin einen Brief, der seine Rechtfertigung und die Bitte enthielt: ihn, wenn er wieder nach Berlin komme, vor den Zudringlichkeiten der Hofcaplane zu schützen. Die Königin gab diesen Brief an Lenfant, ebenso ihre Antwort auf Vota's Schreiben. Lenfant schickte Beides 1711 an Leclerc, der Brief und Antwort veröffentlichte. — Pater Vota hat Berlin nicht wieder betreten.

Bringt man mit diesen Bemühungen des Paters Vota, die fast gleichzeitig erfolgten des Paters Wolff in Zusammenhang, so ist die Annahme wohl erlaubt, ja fast geboten: daß die Herren in Uebereinstimmung planmäßig handelten, um die Interessen ihres Ordens und dessen Umfang, Beides von der Hebung der katholischen Kirche unzertrennlich, zu erweitern. Beide Männer bedienten sich sehr gewandt ihrer Waffen und das Testament, also das dritte, welches der große Kurfürst verfaßt haben sollte, diente neben den Vorschlägen des Pater Vota offenbar dazu, die Erlangung der Königswürde für den Kurfürsten von dessen Willfährigkeit gegen die katholische Kirche, ja — vielleicht von seinem Uebertritte zu derselben, abhängig, und das aufgeregte Gemüth des Fürsten etwaigen stärkeren Versuchen gegenüber weich zu machen. Daß dies nicht gelang, lehrt die Geschichte, und von welchem ungeheuren Einflusse auf die Entwicklung Europa's dieses Festhalten war, bedarf keines Beweises. Uebrigens waren diese Testamentsintriguen nur eine Drachensaat. Als der Streit zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia begann, bezog der König sich auf das unheilvolle zweite Testament von 1686. In den schriftlichen Verhandlungen, die dem großen Sturme vorausgingen, heißt es:

„Es ist der Wienerische Hof von Anfang an sehr embarassirt gewesen, wie er die hinterlistige und gefährliche Intrigue des kaiserlichen Gesandten justificiren und simulirte Tractate von Anno 1686 justificiren möge.“ Ferner: „Daß der Kaiser Leopold die innerliche Spaltung durch Annahme und Confirmation dieses schädlichen Testamentes fomentiret, die darinnen enthaltene Zergliederung der Länder protegiret, mithin den Untergang des Hauses dadurch zu befördern gesuchet habe.“ Weiter „habe der Wiener Hof nach des großen Kurfürsten Ableben sich alle Mühe gegeben, das bei demselben deponirte schädliche Testament und die darinnen contra pacta familiae festgesetzte Zergliederung der Länder zum Effect zu bringen, die Spaltungen der Familie zu unterhalten, und dadurch den Untergang des Kurhauses zu befördern, auch habe besagter Hof alle ersinnliche Intriguen unter der Hand gespielt, die Prinzen zweiter Ehe, nach des Testatoris Ableben zu animiren, daß sie auf das Testament bestehen sollten, welches bei dem kaiserlichen Hofe in gefährliche Hände gerathen sei.“*)

Es ist bekannt, daß Kurfürst Friedrich III. bei seinem Regierungsantritt das Testament

*) Friedrich der Große. Mémoires p. 175. Nicolai, Neue Berliner Monatsschrift. Augustin Theiner, König Friedrich's I. versuchte Rückkehr zur katholischen Kirche. Sugenheim, Geschichte der Jesuiten. Bd. II. p. 293.

*) Remarquen über die von Seiten der Königin in Ungarn und Böheim neuerlich publicirte sogenannte Beantwortung der kurbrandenburgischen Ausführung. 1741. Bd. 4. Moser's Patriotisches Archiv, Bd. 9. Im Auszuge bei Guhrauer.

umstieß und sich mit seinen Brüdern einigte. Ebenso ist es aber gewiß: daß das Wiener Cabinet die beiden letzten Testamente unterdrückte und mithin auch wohl um das nachgemachte, untergeschobene gewußt hat, an dessen Verfertigung der große Kurfürst nicht den geringsten Antheil hatte. —

Das Vorhandensein dreier Testamente war jedoch nicht das einzige Mittel, Verwirrung, Unruhe und Zweifel in der kurfürstlichen Familie verderblich durcheinander gähren zu machen. Pater Wolff hatte schon früher einen Bolzen geschmiedet, den er im richtigen Augenblicke, als es sich um die Königskrone handelte — abschoß.

Im Jahre 1697 tauchte jene wunderliche, vielfach commentirte, bald lächerlich gemachte, bald mit heiliger Scheu angestaunte Prophezeihung auf, die noch bis in die neueste Zeit ihre mystische Rolle spielen konnte und den meisten Lesern, wohl mindestens dem Namen nach, bekannt sein dürfte, das:

„Vaticinium Lehninense: d. i. Wunderbare Prophezeihungen des Abtes Hermann von Lehnin, die Zukunft des Hauses Hohenzollern betreffend." —

Es ist dies das vorerwähnte zweite dunkle literarische Erzeugniß aus jener bewegten Epoche und es ist wohl anzunehmen, daß der Verfertiger des untergeschobenen Testamentes auch die Prophezeihung des „Mönches Hermann" vom Jahre 1300 (!) verfaßt und in die Welt geschleudert habe. Diese Annahme festhaltend, erscheint uns wieder die geistige Gewalt und die Kenntniß der Menschen und Zeitverhältnisse des Paters Wolff in glänzendem Lichte. Ueber diese Prophezeiung berichten wir im nächsten Hefte.

Literarische Notiz.

Wer sich für das Fröbel'sche Erziehungssystem und Kindergärten interessirt, dem können wir die unter dem Titel „Kinderlust oder Spiel und Lied für Kindergarten, Schule, Haus und Spielplatz" von Henriette Leidesdorf, geb. Arnheim, (Verlag für erziehenden Unterricht in Leipzig) herausgegebene Sammlung empfehlen. Es läßt sich gar manches gegen die Grundsätze der Kindergärten einwenden; doch sind die gemeinsamen Lieder und Sprüche, die den Kindern spielend eingeprägt werden, auch außerhalb der Kindergärten jedenfalls ein gutes Mittel, um das Gedächtniß zu üben und edle Lebensregeln dem jungen Gemüthe einzuprägen.

Neues vom Büchertisch.

Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande. Hrsg. v. F. Schmidt. 2. Jahrg. 1. Bd. 8. Berlin, Boettcher. Cart. 5/6 Thlr.
Inhalt: Die Rädelsführer. Bilder aus dem Thüring. Bauernkriege. Von H. Schwerdt.

Kühne's, G., gesammelte Schriften. 4. Thl. Deutsche Charaktere. 1. Thl. 8. Leipzig, Denicke. 1 Thlr.

Bellermann, C. F., portugiesische Volkslieder und Romanzen. Portugiesisch u. deutsch m. Anmerkgn. 8. Leipzig, Engelmann. 1 1/4 Thlr.

Armand, der Sprung vom Niagarafalle. 4 Bde. 8. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 6 Thlr.

Rüstow, W., Annalen des Königreichs Italien 1861—1863. 2. Buch. gr. 8. Zürich, Meyer u. Zeller's Verlag. 1 Thlr. 18 Sgr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des franz. Kaiserreichs. 5. Aufl. 3. Lfrg. gr. 8. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1/2 Thlr.

Kurz, H., Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. 4. Aufl. 13. und 14. Lfrg. Lex.-8. Leipzig, Teubner. 1/4 Thlr.

Patuzzi, A., Geschichte Oesterreichs, dem Volke erzählt. 17. Hft. hoch 4. Wien, Wenedikt. 1/4 Thlr.

Vogel, J., Schweizergeschichtliche Studien. 8. Bern, Dalp'sche Buchh. 1 Thlr.

Gerlach, H., Gegen Renan, Leben Jesu. gr. 8. Berlin, Schlawitz. 1/3 Thlr.

Kessel, E. v., Schleswig-Holstein meerumschlungen. Historischer Roman aus den Jahren 1848—50. 8. Leipzig, Grunow. 1 Thlr.

Streckfuß, A., vom Fischerdorf zur Weltstadt. Berlin seit 500 Jahren. Geschichte u. Sage. 11. Lfrg. gr. 8. Berlin, A. Jonas. 3 Sgr.

Ebers, G., eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. 3 Bde. br. 8. Stuttgart, E. Hallberger. 3 Thlr.

Staats-Lexikon, das. Hrsg. von K. v. Rotteck u. K. Welcker. 3. Aufl. Hrsg. v. K. Welcker. 108. Lfrg. Lex.-8. Leipzig, Brockhaus. 8 Sgr.

Schenkel, D., das Charakterbild Jesu. Ein biblischer Versuch. gr. 8. Wiesbaden, Kreidel's Verl. 2 Thlr. 12 Sgr.

Eichendorff's, J. v., sämmtliche Werke. 2. Aufl. 36. u. 37. Lfrg. gr. 16. Leipzig, Voigt und Günther, à 4 Sgr.

Barthold, F. W., Geschichte der Kriegsverfassung u. d. Kriegswesens der Deutschen. 2 Thle. Neue Ausg. Leipzig. T. O. Weigel. 1 Thlr.

Levy, M. A., phönizische Studien. 3. Hft. gr. 8. Breslau, Schletter'sche Buchh. 1 Thlr.

Scherr, J., Mixed-Pickles. gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 1/3 Thlr.

Auerbach's, B., gesammelte Schriften. 2. Gesammt-Ausg. 8. Bd. 8. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 12 Ngr.



Die Meteorite.

Von

Franz v. Kobell.

Wie mag es mit der Natur der Sterne beschaffen sein, aus welcher Materie sind sie gebildet, hegen sie ein organisches Leben, gibt es dort uns Menschen ähnliche denkende Geschöpfe u. s. w., das sind Fragen, die sich wohl Jeder schon gestellt, wenn er den heitern nächtlichen Himmel betrachtet oder einen Stern durch ein Fernrohr als glänzende Lichtkugel dahinziehen gesehen hat.

Die Astronomie und die Physik geben wohl Aufschlüsse über die Bewegung dieser Körper, über ihre Größe und Dichtigkeit, und aus ihren Angaben über die bergige Oberfläche des Mondes lassen sich mancherlei Schlüsse ziehen, die nähere Bestimmung der materiellen Substanz aber vermögen diese Wissenschaften nicht zu ermitteln. Es ist daher die Beobachtung von größtem Interesse, daß wirklich von Zeit zu Zeit Steine und metallische Massen aus jenen fernen Regionen auf die Erde niederfallen, welche als Bruchstücke eines Sternes angenommen werden müssen, und wenn wir, wie es wahrscheinlich ist, dadurch auch nur die Trümmer eines Sternes kennen lernen oder nur die Substanz planetarischer Körper, die sich gegen die großen Himmelskörper der Nacht verhalten wie Sandkörner zu Welten, so bleibt immer noch genug daran, den Verstand wie die Phantasie reichlich anzuregen und zu beschäftigen. Die nähere Betrachtung der Geschichte dieser Steine gewährt aber auch einen Blick in das bunte geistige Treiben der Menschen und zeigt neben unbefangener Anschauung und scharfsinniger Combination in Erforschung der Wahrheit oftmals ein unerklärliches Verkennen des Zunächstliegenden und ein seltsames Aufkämpfen gegen das Unleugbare vorhandener Thatsachen.

Es sind im Allgemeinen zweierlei meteorische Körper zu unterscheiden, die eigentlichen Meteorsteine und die meteorischen Eisenmassen.

Die Meteorsteine haben auf dem Bruche das Ansehen eines feinkörnigen graulich weißen Sandsteins mit Rostflecken und Eisentheilchen, welche sie oft in zusammenhängenden Adern durchsetzen, auf der Oberfläche zeigen sie Spuren von Schmelzung und sind mit einer sehr dünnen meistens schwarzen geflossenen Rinde umgeben. Ihre Gestalt ist sehr verschieden, bald parallelepipedisch, bald pyramidal, rundlich und mit abgerundeten Kanten und Ecken. Sie sind nicht von homogener Substanz, sondern feine Gemenge verschiedener Mineralien, vorzüglich kieselsaurer Verbindungen, welche wir als gesonderte Species häufig auf unserer Erde antreffen. Da diese Species zum Theil in Säuren löslich sind und zum Theil nicht, und da die mikroskopische Untersuchung ebenfalls Andeutung zu ihrer Kenntniß gab, so war es in vielen Fällen möglich, sie zu bestimmen. Dabei hat sich herausgestellt, daß Chrysolith ein Hauptbestandtheil derselben ist, ein Stein, welcher nach unserer Convention zu den Edelstei-

nen gehört und an Meteoriten auch zuweilen in Krystallen von ziemlicher Reinheit beobachtet wurde. Dieser Stein ist ein ganz gewöhnlicher Bestandtheil des Basalts. Daneben sind augitartige und feldspath- oder labradorartige Verbindungen herrschende Gemengtheile dieser Steine und von metallischen Substanzen sind nickelhaltiges Eisen, Phosphornickeleisen und Schwefeleisen theils in Schnüren theils eingesprengt in den meisten dieser Steine vorhanden. Sie wirken daher gewöhnlich auf die Magnetnadel. Rechnet man die seltneren darin gefundenen Mischungstheile dazu, so ist ein Drittel der bekannten Elemente in den Meteorsteinen enthalten, aber keins, welches nicht auch auf unserm Planeten gefunden worden wäre. Von bekannten Metallen begegnen wir darin außer Eisen und Nickel in sehr geringen Mengen Kobalt, Kupfer, Zinn, Mangan, Chrom; Arsenik und Blei sind noch zweifelhaft, Gold und Silber aber hat man niemals in ihrer Mischung beobachtet.

Aus dem Gesagten erhellt, daß ein Meteorstein leicht zu erkennen, besonders wenn er noch mit seiner Schmelzrinde versehen ist. Das Eisen, welches diese Steine enthalten, kommt aber auch für sich in großen Massen und ebenfalls von meteorischem Ursprunge vor, und ist besonders durch seinen Nickelgehalt von künstlich reducirtem terrestrischen Eisen unterschieden, denn gediegenes Eisen, welches nicht vom Himmel gefallen, ist in unsern Gebirgen nur sehr selten in kleinen Mengen vorgekommen und die gewöhnlichen Eisenerze sind nickelfrei. Eine Eigenthümlichkeit des Meteoreisens ist auch, daß es auf angeschliffenen, mit Salpetersäure geätzten Flächen regelmäßige Linienfiguren zeigt, welche nach ihrem Entdecker Widmannstädten die Widmannstädt'schen Figuren heißen und welche daher rühren, daß die Säure das der Krystallisation entsprechend regelmäßig vertheilte Phosphornickeleisen weniger angreift als das übrige Eisen der Masse. — Daß Steine vom Himmel gefallen, wird schon in den ältesten Zeiten erwähnt und sie wurden im Orient theils als göttliche Wesen, theils als beseelte und von Göttern bewohnte Steine in hoher Verehrung gehalten. Der Name „Bethel, Bätylien," unter welchem sie in Phönicien, Palästina und Griechenland vorkommen, soll hebräischen Ursprungs sein und „Wohnung Gottes" bedeuten. Ein solcher heiliger Stein, welcher in Phrygien vom Himmel gefallen war und unter dem Namen „Ida," auch „Mutter der Götter" verehrt wurde, kam durch Unterhandlungen um 204 v. Chr. nach Rom, da nach einem Orakelspruche das Wohl des Reiches an seinen Besitz geknüpft war; aus ähnlichen Gründen wurde ein Stein, welchen Saturnus herabgeschleudert haben soll, in Delphi verehrt, andere im Tempel der Grazien zu Orchomenos. Plinius berichtet von einem (um 467 v. Chr.) in Thracien bei dem Flusse Argos gefallenen Stein von der Größe eines Wagens, dessen Fall Anaxagoras vorausgesagt haben soll; von einem andern, der in Macedonien bei Cassandria gefallen, und von einem dritten, welcher zu Abydos in Kleinasien aufbewahrt wurde. Bei den alten Schriftstellern der Chinesen werden mehrere solche Erscheinungen erwähnt, und fiel um 211 vor unserer Zeitrechnung ein Stern, welcher sich in einen Stein verwandelte. Die Bewohner des Ortes, wird erzählt, wollten das Wunder benutzen, ihren grausamen Herrscher Chy-Hoang-Ty zu schrecken, und ließen auf den Stein eine Inschrift eingraben, welche besagte, daß Chy-Hoang-Ty dem Tode nahe sei und sein Reich zerfallen werde. Obwohl der Tyrann hierüber erzürnt alles Volk des Ortes, wo der Stein lag, niedermachen und diesen zerstören ließ, so starb er doch kurz darauf und das Reich zerfiel. — An dem Sühnungstempel der Kaba zu Mekka ist an der äußern Wand in Mannshöhe ein Meteorstein eingefügt, welchen die Pilger küssen. Es heißt von ihm, daß er im Himmel schneeweiß gewesen, aber durch den Sündenhauch der Menschen kohlschwarz geworden sei.

Der erste wohl constatirte Fall einer solchen meteorischen Erscheinung in unserer Zeitrechnung begab sich im Jahre 1492 zu Ensisheim im Elsaß, wo ein Stein von 260 Pfund fiel. Der Kaiser Maximilian I. erwähnt seiner in einem Aufruf zu einem Zug gegen die Türken vom Jahre 1503. Es heißt darin: „Anfänglich so hat der Allmächtig Uns, als das Obrist Haupt der Christenheit vor etlichen Jahren mit einem harten Stein, ungeverlich zweyer Centner schwer, der auf einem

weiten Feld mit großer Ungestümmigkeit für uns, als wir an unsern Heerzug, zu Widerstand der Franzosen mutwillig fürneben, gewesen seyn, gefallen ist; den wir auch in die Kirche in unserer Stadt Ensisheim, dabei er sich niedergelassen hat, und da unser Regiment der vordern Lande gehalten wird, haben henken lassen; ermanet und erfordert, daß wir die Christenheit von ihren schweren Sünden und Unordnungen leiten und in ein erkenntliches seliges Leben gegen seine Gnade kehren, und dadurch seinen heiligen Glauben mehren, erreten und behalten sollen; hat uns auch das zu einem Exempel, damit wir in demselben also fortfahren, zu der Zeit als solcher Stein gefallen ist, in unserm Fürnehmen wider die Cron Frankreich, Sieg und Glück geben &c." In einer über den Fall aufgenommenen Urkunde heißt es unter Anderm: „Aber die Gelehrten sagten, sie wissen nicht was es wäre, denn es wär übernatürlich, daß ein solcher Stein sollt von den Lüfften herabschlagen, besonders es wäre ein Wunder Gottes, denn es zuvor nie gehört, gesehen noch geschrieben befunden worden wär." Der Stein war angeblich halb mannstief in den Boden gedrungen und wurde der Schlag in Lucren, zu Pfillingen und vielen andern Orten „so groß gehört, daß die Leut meynten, es wären Häuser umgefallen." Man glaubte, wer diesen Stein besitze, sei vor dem Blitzschlag sicher und er könne Häuser und Städte beschützen, wo er verwahrt werde. Im Lauf der Zeit ist viel von diesem Stein abgeschlagen worden, so daß jetzt nicht mehr die Hälfte an der alten Stelle sich befindet.

Daß noch gegenwärtig wilde Völker solche Steine für heilig halten, beweist ein Bericht des Dr. Barth in Calw, welcher bei Gelegenheit des Jubiläums der Akademie der Wissenschaften in München 1859, derselben einen in Ostafrika gefallenen Meteorstein zum Geschenk machte. Er sagt: „Im Jahre 1853 schrieb mir einer meiner Correspondenten im Wanikaland in Ostafrika, unter 4 Grad südlicher Breite, es sei im Turumagebiet unter einem starken Donnerwetter ein Stein vom Himmel gefallen; Hirtenknaben, die in der Nähe hüteten, hätten ihn fallen sehen und aufgehoben. Die Missionäre hätten alsbald ihre Leute hingeschickt, damit sie den Stein sähen und wegen der Erwerbung desselben unterhandelten. Mittlerweile hatten die in der Nachbarschaft wohnenden Wanikas den Stein, weil er ja vom Himmel gefallen, sogleich als einen Gott betrachtet, mit Oel gesalbt, bekleidet, mit Glasperlen verziert, und einen schuppenartigen Tempel darüber gebaut, um ihn daselbst göttlich zu verehren. Nicht einmal sehen durften ihn die Abgesandten der Missionäre. Ich gab unverzüglich meinem Correspondenten den Auftrag, er solle suchen, den Stein um jeden Preis an sich zu bringen und ihn mir schicken. Aber der Auftrag kam zu spät: die Wanikas waren natürlich entschlossen, diese Bätylie, die sie als ihren Schutzgott betrachteten, um keinen Preis aus den Händen zu lassen. Auch der Gouverneur von Mombas, an den sich die Missionäre wandten, vermochte in dieser Hinsicht nichts über den Aberglauben des Volkes. Die Aeltesten in der Stadt Kaya, eine Tagereise von dem heiligen Platz, die über den Besitz des Heiligthums zu disponiren hatten, wollten von keinem Anerbieten etwas hören. Erst drei Jahre später, als das wilde Wandervolk der Masai über die Wanikas herfiel, ihre Dörfer ausplünderte und verbrannte, und eine Menge Menschen um's Leben brachte, gestaltete sich die Sache günstiger. Das Volk sah nun ein, daß der vermeintliche Gott sie im Stiche gelassen habe und sein Schutz für sie werthlos geworden sei, und hörte nun mit mehr Geneigtheit auf die neuen Anerbietungen, welche die Missionäre, eingedenk meines Auftrags, machten. Eine Hungersnoth kam noch hinzu, um die Unterhandlungen zu erleichtern, und gegen eine schöne Anzahl von Maria-Theresia-Thalern verstanden sich endlich die Aeltesten dazu, ihr Heiligthum auszuliefern."

Wenn der Aberglaube an solchen Steinfällen reichliche Nahrung fand, so ist das nicht zu verwundern, denn die größern Phänomene dieser Art sind allerdings höchst imposant und zum Theil Furcht und Grauen erregend. Eine Feuerkugel erscheint mit blendendem Lichtglanz, unmittelbar oder aus einer Wolke hervorbrechend, und bewegt sich, oft Blitze aussendend und einen leuchtenden Streifen hinter sich wie ein Komet, in schrägem Flug mit großer Schnelligkeit gegen die Erde. Das Phänomen ist von wieder-

holten Donnerschlägen, Krachen und Beben der Erde begleitet, unheimliches Rasseln wie von geschüttelten Ketten, Sausen, Pfeifen, Lärm, wie von geschlagenen Trommeln findet dabei statt und das schwarze Ansehen des Steines, der oft mehrere Fuß tief in den Boden einschlägt, Alles dieses ist wohl geeignet, die Phantasie in die Nachtseite ihres Reiches zu treiben und ängstliche Gemüther zu beunruhigen. Als im Jahre 1821 zu Juvenas in Languedoc ein Stein von über 200 Pfund fiel, glaubten die Bauern, es fahre ein Heer von Teufeln durch die Luft, und erst acht Tage nach dem Fall wagte man, dem Orte zu nahen, wo der Stein lag, denn man fürchtete, der Teufel habe sich in der Nähe verborgen. Das Wunderbare an diesen Erscheinungen und die seltsamen Erzählungen, die darüber umliefen, waren denn auch Ursache, daß die Gelehrten bis an das Ende des 18. Jahrhunderts die bekannt gewordenen Steinfälle für Täuschung und Einbildungen erklärten, indem sie annahmen, diese Steine seien nur bei Gelegenheit eines Meteors beobachtet oder durch einen Blitz verändert worden. Der Mineraloge Patrin machte sogar den Vorschlag, man solle auf Felsenspitzen oder Thurmruinen eisenhaltige Mineralien mit Glas- oder Quarzunterlage mit einem senkrechten Eisenstab versehen, um die Wirkung eines darauf einschlagenden Blitzes zu beobachten, und es werde sich zeigen, ob sie nicht in Steine wie die vom Himmel gefallenen oder in ähnliche Eisenmassen umgestaltet sein würden.

Beiläufig will ich hier bemerken, daß man später Blitzwirkungen auf Gesteine beobachtet hat, wie sie Patrin gewünscht hatte, sie lieferten aber kein den Meteorsteinen vergleichbares Product. Namentlich bringen Blitzschläge, welche durch sandsteinartige, den Meteormassen oft ähnliche Gesteine gehen, in diesen röhrenförmige Bildungen hervor, deren innere Fläche verglast, die äußere aber rauh ist. An Meteorsteinen hat man dergleichen niemals beobachtet. Man kennt solche Blitzröhren bis zu 20 und 30 Fuß lang und hat sie auch, wenigstens mit Glaspulver, durch welches elektrische Schläge geleitet wurden, künstlich dargestellt. Es war übrigens eine alte Sage, daß der Blitz einen keilförmigen Stein herunterschleudere, den sogenannten Donnerkeil. Dergleichen Steine haben sich aber theils als Versteinerungen, Belemniten, theils als Steine altdeutscher Streitäxte erwiesen.

Als im Jahre 1790 zu Juillac und Barbotan im Departement des Landes eine große Feuerkugel platzte und Steine von 18 bis 20 Pfund und mehr niederfielen und ein amtliches Protocoll darüber aufgenommen wurde, besprach Bertholon, Professor der Physik zu Montpellier, das Ereigniß und beklagte dabei, wie traurig es sei, wenn eine ganze Municipalität durch ein Protocoll in aller Form Volkssagen bescheinige, die nicht nur von Physikern, sondern von allen Vernünftigen zu bemitleiden seien. Anders gestalteten sich die Ansichten, als 1798 am 19. December zu Benares in Bengalen eine große Feuerkugel gesehen wurde, welche mit Donnerschlägen bei ihrem Verschwinden viele Steine zur Erde schleuderte, deren einige bis 10 Pfund schwer waren. Die Erscheinung war vollständig beobachtet und mehrseitig constatirt worden. Das gelehrte Europa und vorzüglich das oppositionelle gelehrte Frankreich begann nun, die lange bestrittene Thatsache allmälig anzuerkennen. Bigot de Morogues, welcher 1812 eine solche schätzbare Arbeit über diesen Gegenstand veröffentlichte, berichtet, daß in demselben Jahre, als die Steine von Benares fielen, am 12. März ein 20pfündiger Stein bei Sales im Departement du Rhone gefallen und der Vorgang von mehreren Personen beglaubigt worden sei, daß es gleichwohl die Gelehrten nicht zugeben wollten und Stücke, welche man ihnen vorzeigte, mit Verachtung betrachtet hätten, nun aber, als die Barbaren Indiens ihre Blicke auf ein solches Phänomen gerichtet, seien die Meinungen plötzlich geändert worden. So wahr ist es, sagt er, daß der Mensch überall dasjenige geringschätzt, was ihn umgibt, und sich einen kindischen Ruhm über seine Ungläubigkeit vorspiegelt, dagegen Berichte aus fernen Ländern, welche oft genug erlogen sind, begierig annimmt und denen vorzieht, deren Wahrheit er selbst bestätigen könnte.

Der Graf Bournon und die berühmten Chemiker Howard und Vauquelin untersuchten die Steine von Benares und verglichen sie mit andern ihrer

Art, de Drée und Izarn sammelten und ordneten die bis dahin bekannten Fälle, und die französische Akademie, indem sie die verschiedenen Ansichten darüber discutirte, erwartete mit Ungeduld die Wiederholung eines solchen Steinregens. Und dieser Steinregen kam denn auch mit der überzeugendsten Gewalt im Jahre 1803, wo nicht fern von Paris am 26. April zu l'Aigle im Departement de l'Orne 2000 bis 3000 Steine, der größte von 18 Pfund auf eine elliptische Bodenfläche von 1 bis 2 Meilen Länge niederfielen. Die Explosionen, einem Musketenfeuer ähnlich, dauerten dabei 5 bis 6 Minuten und verbreiteten allgemeinen Schrecken.

Von nun an wurden die betreffenden Erscheinungen mit größtem Interesse verfolgt und Physik, Astronomie und Chemie vereinigten sich zu einem eingehenden Studium derselben, ein Studium, welches bis in die Gegenwart fortdauert und um so mehr Umfang gewinnt, als nun auch Meteorite als solche mit Sicherheit zu bestimmen sind, selbst wenn das Fallen derselben nicht beobachtet ist.

Man kennt gegenwärtig über 250 an verschiedenen Orten gefallene Meteorite und das neueste Verzeichniß des Hofmineraliencabinets in Wien zählt deren 200 auf, darunter 129 eigentliche Steine und 71 meteorische Eisenmassen. Ich will zu den obengenannten nur noch einige der bedeutendsten Meteorfälle anführen. Unter den Meteorsteinen gehören dahin:

Der Stein von Mauerkirchen im Innviertel, welcher 1768 fiel und 38 baierische Pfund wog. (Die Münchener Staatssammlung besitzt davon ein Stück von 15 Pfund.) Die Steine, welche 1794 zu Siena in Toskana und 1808 zu Stannern in Mähren fielen, letztere 200 bis 300 an der Zahl; der Stein von Schönenberg im Mindelthal vom Jahre 1846. Er wiegt 14 Pfund und ist eine Zierde der Münchner Sammlung. König Ludwig hat ihn für 600 Gulden angekauft und in die Sammlung geschenkt. Unter den meteorischen Eisenmassen, deren Fallen genau beobachtet ist, steht oben an der 80 Pfund schwere Eisenblock, welcher im Jahre 1751 zu Hraschina bei Agram fiel (in der Wiener Sammlung), ferner das Eisen, welches 1847 zu Braunau in Böhmen in zwei Stücken von 46 und 34 Pfund fiel. Andere dergleichen Eisenmassen, deren Fall aber nicht beobachtet ist, sind viele zum Theil von bedeutendem Gewichte bekannt, so das Eisen von Krasnojarsk in Sibirien, das sogenannte Pallas'sche, von 1600 Pfund, die Masse von Tucunan in Südamerika mit 300 Centnern, die vom Bache Bendego in Brasilien von 1800 Centnern und viele andere von 20 bis 30 Centnern.

Der Fall der Meteorsteine wurde zu allen Jahres- und Tageszeiten beobachtet und die Steine waren meistens so heiß, als sie auf die Erde kamen, daß man manche erst nach mehreren Stunden berühren konnte. Eine merkwürdige Ausnahme zeigte sich beim Fall der Steine von Dhurmsala in Ostindien vom 30. Juli 1860. Die Münchener Universität bekam durch die englische Gesandtschaft ein Stück als Geschenk nebst dem amtlichen Bericht, worin es heißt, daß einige Arbeiter, welche die Steine aufhoben, dieselben nach einer halben Minute wieder fallen ließen, da ihre große Kälte ihnen die Finger erstarren machte. Dessenungeachtet ist an der Oberfläche die Schmelzrinde sichtbar.

Waren die Gelehrten im Allgemeinen bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie gesagt worden, noch nicht darüber einig, ob es denn wirklich wahr sei, daß Steine vom Himmel fallen, so gab es doch immer einzelne, welche, davon überzeugt, nach dem Ursprung dieser Steine und nach den Ursachen und Verhältnissen ihrer Entstehung forschten. Da der Steinfall von Siena 18 Stunden nach einer Eruption des Vesuvs erfolgt war, so bildete sich damals die Meinung, die Steine könnten Auswürflinge dieses Vulcans sein; man erkannte aber bald, daß das nicht möglich sei, da der Vesuv vom Ort des Falles 50 Meilen weit entfernt und die erforderliche Wurfkraft nicht anzunehmen ist. Professor Soldani stellte daher die Ansicht auf, es hätten sich diese Steine durch Concretion verschiedener irdischer Ausdünstungen in der Atmosphäre gebildet, und der gelehrte Advocat King in London erinnert zur Unterstützung einer ähnlichen Hypothese an die Aschenregen, welche bei vulcanischen Ausbrüchen oft genug beobachtet werden. Bigot de Morogues bemerkt schon, daß die Adern, welche die Steine durchziehen, bei einer solchen Bil-

dung nicht erklärt werden könnten, und da sich der Fall der Meteorsteine ganz unabhängig von der Thätigkeit der Vulcane erwies, so wurde ihre Abstammung aus irdischen Feuerherden aufgegeben. Andere Hypothesen, wo die Steine aus den Polargegenden geschleudert oder durch Wasser- und Windhosen fortbewegt sein sollten, wie zum Theil auch die Meinung des Aristoteles war, zeigten sich noch unhaltbarer als die vorigen. In Erwägung dieser Verhältnisse mußte man zu der Annahme gelangen, die Heimath der Meteorite außerhalb der Erde zu suchen, und mehrere betreffende Hypothesen wurden fast gleichzeitig aufgestellt. Der deutsche Gelehrte Ernst Florens Friedrich Chladin, geboren zu Wittenberg, sprach im Jahre 1794 die Ansicht aus, daß die Meteorite aus dem großen Weltraum zur Erde herabkommen, daß sie wie die Planeten kosmische Körper seien. Es scheint die erwähnte sogenannte Pallas'sche Eisenmasse diese Idee in ihm zunächst angeregt zu haben. Pallas hatte diese Masse gelegenheitlich einer naturhistorischen Reise, welche er im Auftrag der Kaiserin Katharina im russischen Reiche unternahm, im Jahre 1772 in der Gegend von Krasnojarsk am Jenisei entdeckt. Der 1600 Pfund schwere Block lag frei und ohne ansitzendes Gebirgsgestein auf der Spitze eines Berges und wurde längere Zeit nicht fortgeschafft, da ihn die dortigen Einwohner als ein vom Himmel gefallenes Heiligthum betrachteten, bis ihn endlich ein Kosak nach seiner Hütte brachte, von wo er durch Pallas nach Petersburg gelangte. Chladin erwog die verschiedenen Ansichten über den Ursprung dieses merkwürdigen mit Chrysolithkrystallen verwachsenen Eisens und indem er alle Verhältnisse kritisch beleuchtete, erkannte er seine meteorische Bildung und begründete seine Hypothese, als weitere Beispiele das Eisen von Agram in Betracht ziehend und einen 300 Centner schweren Block, welchen Don Rubin de Celis bei Otumpa im südlichen Amerika im Jahre 1783 entdeckt hatte. Die Meteorite überhaupt bezeichnete er als Massen, welche sich gleich den andern Himmelskörpern bewegen, bis sie von einem von diesen angezogen mit der Erscheinung von Feuerkugeln auf ihn niederfallen. Aehnlicher Meinung über diese Kugeln war auch der englische Astronom Maskelynn. Es ist bemerkenswerth, wie Humboldt angibt, daß schon Diogenes von Apollonia (etwa vor 2000 Jahren) über die Meteorite sich dahin äußerte, daß sich mit den sichtbaren auch unsichtbare Sterne bewegen, die eben deshalb keine Namen haben. Diese fallen oft auf die Erde herab und erlöschen wie der bei Argos Potamoi feurig herabgefallene Stern.

Die Hypothese Chladin's wurde anfangs aus mancherlei Gründen bestritten, aber schon ein Jahr nach ihrer Publication schloß der berühmte Astronom Olbers eine ähnliche an, indem er die Idee äußerte, daß Auswürflinge von Mondvulcanen bei uns anlangen können, und Laplace sprach 1802 dieselbe Meinung aus, indem er und andere Physiker berechneten, daß die dazu nöthige Wurfkraft mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 7000 bis 8000 Fuß in der Secunde eine mögliche sei und eine Masse aus einem Mondvulcan mit dieser Kraft geschleudert nicht mehr auf den Mond zurück, sondern auf die Erde fallen müsse. Die angenommene Wurfkraft ist auch bei Eruptionen des Vesuvs und des Aetna beobachtet worden.

Dieser Ansicht über die Abkunft der Meteorite ist noch im Jahre 1834 der große schwedische Chemiker Berzelius beigetreten. Die Meteorsteine, sagt er, seien nach seinen Analysen Gemenge von Mineralien, und da es eine Ungereimtheit wäre, daß sich solche in der Luft aus ihren Bestandtheilen bilden sollten, namentlich, wie es vorkommt, mit durchsetzenden gangartigen Ausscheidungen, da sie auch nicht von irdischen Vulcanen abstammen könnten, so müßten sie von einem andern Weltkörper herkommen, der Vulcane hat und der auch, weil diese Steine geschmeidiges, nicht in Rost verwandeltes Eisen enthalten, ohne Wasser, vielleicht sogar ohne Luft sein müsse. Der nächste Weltkörper, welcher hier zu berücksichtigen, sei der Mond, denn er habe Riesenvulcane und ihm fehle eine umgebende Atmosphäre, wie die Astronomen anerkennen. Eine Abstammung der Meteorite aus dem Monde habe also die größte Wahrscheinlichkeit.

Bei genauerer Prüfung ließ sich aber für die geforderten Vulcane nicht viel mehr geltend machen, als daß die Mondberge

häufig ringförmig sind und das Ansehen von Kratern haben. Mehrere Astronomen und Physiker bestritten daher diese Hypothese, Gruithuisen hielt es gradezu für absurd, diese Ringberge, welche nach ihm 12 bis 50 deutsche Meilen im Durchmesser haben, für Krateröffnungen zu erklären, aus denen, wie er sagt, der Mond seinen ganzen Inhalt hätte ausspeien müssen. Die geringe Dichtigkeit des Mondes, dessen Masse nur etwa $3^1/_2$mal schwerer ist als Wasser, und in Folge davon die geringere Wirkung der Schwerkraft machen auch, namentlich bei Abwesenheit von Wasser, chemische Processe, wie sie für die Vulcane auf unserer Erde annehmbar, höchst zweifelhaft, während andererseits diese Dichtigkeit, welche nahe mit der der Meteorsteine übereinkommt, zu Gunsten ihrer Mondabstammung gedeutet wurde. Auch könnte bei der angenommenen Thätigkeit der Mondvulcane eine Atmosphäre um denselben nicht fehlen, es sei aber keine vorhanden, und Lichtenberg meinte ebenfalls, es sei nicht zu erwarten, daß die Erde einen so ungezogenen Trabanten habe, der mit Steinen nach ihr werfe. So wurde denn die Mondhypothese allmälig schwächer befunden und endlich aufgegeben, als man die Fallgeschwindigkeit der Meteorsteine näher in's Auge faßte. Diese Steine fallen mit einer Geschwindigkeit von etwa 5 Meilen in der Secunde gegen die Erde herunter, und müßten dem entsprechend nicht mit einer Wurfkraft von 7000 bis 8000 Fuß aus dem Mond geschleudert werden, sondern mit einer wenigstens zehnfach größern, welches Olbers selbst (1835) im allerhöchsten Grade als unwahrscheinlich bezeichnet. Die, wie oben erwähnt, beobachteten Wurfkräfte irdischer Vulcane kommen der in Rede stehenden auch nicht im Entferntesten nahe, dagegen stimmt die Geschwindigkeit der Bewegung an den Meteoriten mit der anderer Planeten, wie des Merkur und der Venus, nahe überein.

Aus allen diesen Untersuchungen geht hervor, daß die Meteorite Bruchstücken von Planeten zu vergleichen, welche um die Sonne kreisen, bis sie unter günstigen Umständen in die Anziehungssphäre der Erde gelangen und auf diese niederfallen müssen, die Hypothese Chladin's fand mithin ihre volle Bestätigung.

Es ist klar, daß bei der Schnelligkeit des Falls die Oberfläche der Masse durch die Reibung und Compression der Luft in Fluß kommen muß, denn man weiß nach einem bekannten Experiment, daß mit rasch comprimirter Luft Feuerschwamm entzündet werden kann; es erklärt sich daher die nie fehlende Schmelzrinde und daß der Körper als eine Feuerkugel erscheint, der ein Lichtstreifen folgt, theils von losgerissenen glühenden Theilchen herrührend, theils wohl auch von dem schnellen Ortswechsel des Meteors, welcher den Punkt gleichsam als Linie erscheinen läßt. Daß dabei Donnerschläge entstehen, ist gleicher Natur wie beim Blitz, und das Zerspringen und Nachlassen der Fallgeschwindigkeit zunächst der Erdfläche dem Druck der Luft zuzuschreiben, welcher in einer Höhe von $2^1/_2$ Meilen bis zu etwa 70 Centnern auf jeden Quadratzoll des Querschnitts eines Meteoriten angeschlagen werden kann.*) (R. v. Reichenbach.) Da der Sternenraum als leer und sehr kalt anzunehmen, so ist auch unter Umständen möglich, daß bei einem der Erde sehr nahen Platzen innere Theile der Masse noch kalt sind, wie ein Beispiel der erwähnte Fall von Dhurmsala darbietet.

Die Aehnlichkeit der Erscheinung der Feuerkugeln und der Sternschnuppen hat vielfach Veranlassung gegeben, letztere ebenfalls als fallende Meteormassen anzusehen. Die Zahl der beobachteten Sternschnuppen ist aber eine außerordentlich große und namentlich in der Zeit vom 12. bis 14. November und am 10. August (auf Laurentiustag) zeigen sie sich in regelmäßig wiederkehrenden Schwärmen, deren einer am 12. bis 13. November 1833 in Nordamerika beobachtet wurde, wo innerhalb 9 Stunden über 200,000 Sternschnuppen, wie Schneeflocken gedrängt, niederfielen. Wie müßte die Erde verhagelt werden, wenn jede Sternschnuppe einen Stein herunterschickte, selbst angenommen, daß der größte Theil in's Meer fiele. Gleichwohl wurde von sehr gelehrten Chemikern diese Ansicht verfochten. In Folge einer Disputation hierüber war ich einmal veranlaßt, den berühmten nun verstorbenen Professor Gauß in Göttingen um seine Mei-

*) Die Höhe der Erdatmosphäre wird zu 10 bis 12 Meilen angenommen.

nung zu befragen und theile hier mit, was er antwortete: „Wir haben," schreibt er, „durch Benzenberg's, Brandes' und Anderer Bemühungen mehrere interessante Aufschlüsse über die Bewegungsbeziehungen der Sternschnuppen erhalten (obwohl selbst unter diesen Manches viel zu leichtsinnig als erwiesen aufgenommen wurde, was es nicht ist), wir haben starke Gründe, die Sternschnuppen im Allgemeinen, und noch mehr die November- und Augusterscheinungen für kosmisch anzusehen, aber alle besonnenen Astronomen sind darüber einig, daß wir über das Physische der Sternschnuppen zur Zeit nicht viel mehr als Nichts wissen. Eine Annahme der Identität der Sternschnuppen mit Meteorsteinen beruht weniger auf positiven haltbaren Beweisen, als darauf, daß man die wichtigen dagegen sprechenden Gründe wenig beachtet hat. Ich selbst habe immer die Ansicht gehabt, daß wenn die Novembersternschnuppen den Meteorsteinen ähnlich wären, man bei so vielen Tausenden, die zur Erde kommen würden, sehr oft ihr Niederfallen erfahren müßte, wovon man im Gegentheil, meines Wissens, gar kein Beispiel hat." Der Brief ist vom Jahre 1842. Seitdem ist die Kenntniß der Sternschnuppensubstanz nicht gefördert worden, nur hat der Freiherr Karl von Reichenbach in Wien, der diese Gegenstände in neuester Zeit zu seinem Specialstudium gemacht, die Vermuthung ausgesprochen, daß diese Feuerstreifen doch wohl Steine liefern könnten, die nur sehr klein seien und deshalb nicht beachtet werden und auch beim Fall ganz geschmolzen und zerstäubt werden können, er hat aber auf andere etwas mächtigere Meteoritenlieferanten hingewiesen, nämlich auf die Kometen, die er dahin rechnet. Er glaubt zu der Annahme berechtigt zu sein, daß diese glänzenden Schwärmer aus äußerst kleinen aber festen Körpern bestehen, aus Körnern, die weit genug voneinander entfernt sind, um das Licht durchzulassen und welche sich frei im Weltraum bewegen. Auch die Meteorsteine bestünden aus Anhäufungen solcher Körner und die Kometen seien in Bildung begriffene Meteorite. „Wir finden uns," sagt er, „unabweislich dahin getrieben, die Kometen mit ihren Schweifen als Baumaterial für Meteorite anzusehen, ihr Geschäft in der Welt als Bauarbeit zu betrachten und ihr endliches Erzeugniß als den Aufbau eines Meteoriten zu erkennen." Ein Meteorit hat nun nach seiner Ansicht wieder das Verdichtungsgeschäft der Welt um eine Stufe weiter vorwärts zu bringen, das heißt allmälig größere Planeten zu bilden. Man habe beobachtet, daß die Kometenschweife abnehmen und dies geschehe, wie er meint, indem der Schweif dem Kern fort und fort von seiner Materie zulege. Zur Würdigung der Bedeutung der Meteorite bespricht er dann ihre Zahl, welche von Chladin und Greg jährlich auf zwei geschätzt wurde.

Reichenbach aber gibt zu bedenken, daß die Fälle, welche am Tage vorkommen und nicht beobachtet werden, wohl denen bei der Nacht an Zahl gleich seien, woraus sich jährlich 4 ergeben, da aber auch von den beobachteten die Steine nicht immer gefunden werden, so seien mindestens 12 solcher Fälle jährlich anzunehmen und da $^3/_4$ der Erdoberfläche aus Wasser bestehen und die da hinein fallenden Meteorsteine verloren gehen, so seien 4 mal 12 oder 48 jährlich fallender Luftsteine zu setzen. Aber diese Zahl müsse noch gesteigert werden, da gewiß Steine in Gegenden fallen, wo sie Niemand bemerkt, und z. B. Schweden, Norwegen, Dänemark, Portugal und Sicilien bis jetzt keinen einzigen Meteorstein geliefert haben, und dieses betrage sicherlich die Hälfte der vorkommenden Fälle, wodurch die Zahl auf 2 mal 48 oder 96 wachse, und nun komme dazu, daß wir von den Vorgängen auf der festen Erdoberfläche nur den 47sten Theil kennen und die Zahl der Steinregen sich daher auf 47 mal 96 oder nahezu 4500 steigere, das ist 12 auf jeden Tag. Da man meteorische Eisenmassen von einigen hundert Centnern kennt, so taxirt Reichenbach einen Aerolithenregen in den andern auf 100 Centner Gewicht, wodurch die Erde einen jährlichen Zuwachs von 4500 Centnern erhalten würde, also in 1000 Jahren $4^1/_2$ Millionen Centner. Wenn das so fortgeht und warum nicht, denn das Heer der Sternschnuppen und Kometen ist unermeßlich, so werde klar, daß die geringfügig scheinenden Meteorite am Ende die Weltstellung unseres Wohnsitzes anzutasten und noch unberechnete Eingriffe in seinen Haushalt zu machen drohen. Die

übrigen Planeten und der Mond seien in demselben Verhältnisse, überall mit Meteorhagel überschüttet, auch viele unserer Dolerit- und Basaltberge seien wahrscheinlich nur alte hereingestürzte Meteorite, der Kern der Erde bestehe wohl auch aus solchen, und die geologischen Umwälzungen datiren von ihrer Ankunft und ihrem Einschlagen u. s. w.

Der Freiherr v. Reichenbach wandelt hier, an der einen Hand von der Forschung, an der andern von der Phantasie geführt, er schaut aber wie so mancher Gelehrte lieber nach dieser letztern als nach der erstern, und hört lieber ihre pikanten Einfälle und farbigen Erzählungen als die trocknen, oft pedantisch scrupulösen Reden der andern Führerin.

Es wird sich zwar Niemand auf Millionen Jahre hinaus um das Schicksal unserer lieben Erde Sorgen machen, sollte es aber doch der Fall sein, so kann Einiges zur Beruhigung angeführt werden. Was nämlich die angenommene gleichheitliche Vertheilung der Meteorfälle auf der ganzen Erde betrifft, so ist darüber nichts constatirt, U. Shepard dagegen hat zwei Zonen vom 33. bis 44. Grade nördlicher Breite und 25. bis 50. Längegrade angedeutet, auf welche das Fallen sich hauptsächlich beschränkt, was aber den Einfluß der Kometen betrifft, so kann man wohl ersehen wie langsam eine auf sie basirte Weltschöpfung und Umgestaltung vor sich gehen muß, wenn man die Beobachtung berücksichtigt, daß diese Agenten so leichter Natur sind, daß nach einer Berechnung von Babinet (vom Jahre 1857) ein Komet so groß wie die Erde doch nicht mehr wiegen würde als 30 Kubikmeter Wasser, das ist etwa 600 Centner, von den kleinen aber einige nur auf wenige Pfunde zu schätzen sind. Da sie nun nach allen planetarischen Körpern sich vertheilen und das Gewicht der Erdkugel über 100,000 Trillionen Centner beträgt, so ist ihre Einwirkung auf die Bewegung und Weltstellung durch die Massenvermehrung als Null anzusehen oder in eine Ferne gerückt, von welcher wir keine Vorstellung haben. Wie viele Meteormassen durch das Verdichtungsgeschäft der Kometen in vergangenen Zeiten gebildet worden sind und wie viele davon sich noch im Weltraum bewegen, wissen wir freilich nicht, wohl aber wissen wir, daß ein 20pfündiger Meteorstein über 600 Gulden kostet und daß der Agramer Eisenblock von 70 Pfund auf 10,000 Gulden geschätzt ist, und können ohne weitere Anfrage daraus schließen, daß diese Meteorite doch ziemlich selten zu uns kommen, denn sonst wären sie gewiß wohlfeiler, da sie an sich nicht mehr werth sind als ein Stück Sandstein oder schmiedbares Eisen. —

Ich schließe diese Skizze, indem ich noch ein merkwürdiges Ergebniß der jüngsten betreffenden Untersuchungen erwähne, daß nämlich der Göttinger Professor Wöhler, ein Meister der Chemie, in dem Meteorstein, welcher zu Kaba in Ungarn 1857 fiel, und eben so in dem 1838 zu Bokkeveld im Capland gefallenen, eine kohlenstoffliche Substanz entdeckte, welche unzweifelhaft organischen Ursprungs ist und Andeutung organischen Lebens auf außerirdischen kosmischen Körpern gibt, eine Andeutung, welche schon Gruithuisen für den Mond anticipirt und bis zu kunstverständigen Bewohnern erweitert hat, freilich ohne andern Beweis, als daß er an gewissen Figuren auf dessen Oberfläche ihre Wohnungen und zum Theil großartige Bauten zu erkennen glaubte.

Wie dem auch sei, es liegt etwas Heimliches und Vertrauenerweckendes darin, daß wir die Elemente unserer Erde in den außerirdischen Steinen wiederfinden, daß, was im fernen Sternenraum schwebt, nicht fremdartig von unserer Heimath getrennt ist und Sendlinge von daher gleichsam wie Verwandte und Bekannte des Bodens erscheinen, auf welchem wir wandeln. Das große Band, welches die Dinge des Alls verknüpft, leuchtet in den Meteoren dieser Steine glänzend hervor und somit sind sie gewiß ein würdiger Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und Forschung.

Australische Skizzen.

Von

Dr. Joh. Pessler.

Sidney.

Auf das Commando des Lootsen und unter dem Rasseln der Ketten war der 63 Centner schwere Anker gefallen und nach

langer Seereise, deren Gefahren in Sturm und Feuersnoth nun hinter uns lagen, waren wir endlich in den Hafen von Sidney eingelaufen, mußten aber wegen der hereinbrechenden Nacht die Auffahrt zu der noch 1¹/₂ deutsche Meilen entfernten Stadt bis zum folgenden Tage verschieben.

Welche Unruhe, welche Aufregung unter 500 Auswanderern, die zuletzt das Ziel ihrer Wünsche, das neue Vaterland vor sich sahen, ein Land, dessen Vortheile sie gewiß mannigfach überschätzt hatten, wenn ich nach den Liedern urtheilen darf, in denen sie in übermüthiger Weise Australien zu preisen, das verlassene Deutschland gering zu schätzen pflegten, ein Land, welches zwar Allen bis jetzt noch neu und unbekannt, dennoch von dem folgenden Tage an, sobald es einmal betreten war, die Zukunft der Meisten unter ihnen erfüllen und ein Zeuge aller der Wechselfälle werden sollte, in denen die Lebensbahn der Einzelnen verlaufen mußte.

Den Renommisten und Uebermüthigen, deren künftige Herrlichkeit in reichlich ausgemalten Phantasiebildern einen großen Theil der Unterredungen seit unserer Abreise von Deutschland ausgemacht hatte, ging es dabei am schlimmsten, wie die nächste Zukunft lehrte; der alte Vater wurde von dem früher ausgewanderten Sohne nur mit Widerstreben aufgenommen, und der reiche Onkel, dessen Ansehen in der Colonie den Pfad des ankommenden Neffen ebenen und denselben in eine gesicherte Stellung einschieben sollte, hatte Bankerott gemacht und sah sich genöthigt, ein kümmerliches Brot in dem Innern australischer Wälder zu suchen, die seinem verletzten und gedemüthigten Ehrgeize eine willkommene Zufluchtsstätte darboten. — Ein Dritter, der einmal während der Dunkelheit der Nacht im Zwischendeck von unbekannten Händen dafür durchgeprügelt wurde, daß er die Aengstlichkeit eines ältern ungarischen Edelmannes verhöhnend, diesem ein Stück Holz in's Bette warf und ihn vermittelst einer großen zinnernen Spritze, die er wahrscheinlich für derartige Zwecke bei sich führte, mit Wasser übergoß, indem er ausrief: die Masten seien gebrochen und die Wellen schlügen über dem Schiffe zusammen, dieser sah sich ebenfalls in seinen Erwartungen getäuscht und suchte bald als Orgeldreher, bald als Hausknecht und Stiefelputzer seinen Unterhalt. — Seitdem sind Jahre verflossen und über Viele von denen, welche damals mit so überschwänglichen Hoffnungen und Aussichten den Boden der fernen Colonie betraten, ist vielleicht manche bittere Noth, wenn auch nur zeitweilig, hereingebrochen und manch thränenreicher Seufzer der Frauen hinübergeflogen in die verlassene Heimath, nach deren grünen Fluren und schattenreichen Wäldern sie sich vergeblich sehnten.

Jetzt aber, statt der Einförmigkeit der letztvergangenen Tage, war alles Leben und Regsamkeit, die Meisten eilten auf das Verdeck, in gespannter Erwartung hin- und hergehend und gegenseitige Vermuthungen und Hoffnungen austauschend, oder sie standen zu Gruppen vereinigt, in denen Jemand, der sich einer größeren Lebenserfahrung rühmte als die Genossen, diesen seine Ansichten zum Besten gab und das Wort führte. Unter ihnen waren besonders ein paar Leute, von denen der Eine sich ungewöhnliche seemännische und universelle Kenntnisse beimaß und durch tactvolle Geltendmachung seiner eingebildeten Ueberlegenheit die Bedeutung eines Orakels unter den Reisegefährten gewonnen hatte. Bei vorkommender Windstille in der nördlichen Hemisphäre pflegte er sich auf's Verdeck zu stellen und die um ihn versammelten mißmuthigen Passagiere zu trösten, indem er sententiös ausrief: „Meine Herrn! Die Erde ist eine Kugel, und bis zum Aequator müssen wir bergan fahren, daher geht es so langsam und wir kommen nicht recht von der Stelle, sind wir aber erst einmal auf der Höhe, dann geht es wieder bergunter und wir brauchen gar keinen Wind mehr, sondern rutschen ganz bequem, wie auf der Eisenbahn bis nach Australien."

Einzelne der Auswanderer blickten gedankenvoll über die Brüstung auf die plätschernden Wellen und die dunkeln Massen der nahen Felsen, welche den Eingang des Hafens bewachten, oder sie beobachteten den wechselnden Strahl, der vom Leuchtthurm herüberglänzte, wie er in regelmäßiger Drehung, bald zu uns gewendet das Bewußtsein der gewonnenen Sicherheit erhöhte, bald in entgegengesetzter Richtung das Dunkel der Nacht durchdringend, über das weite Meer seine freundliche Botschaft hinaustrug und dem portsuchenden Schiffer als willkommener Führer diente. — Während dem bewegte sich der Rest der

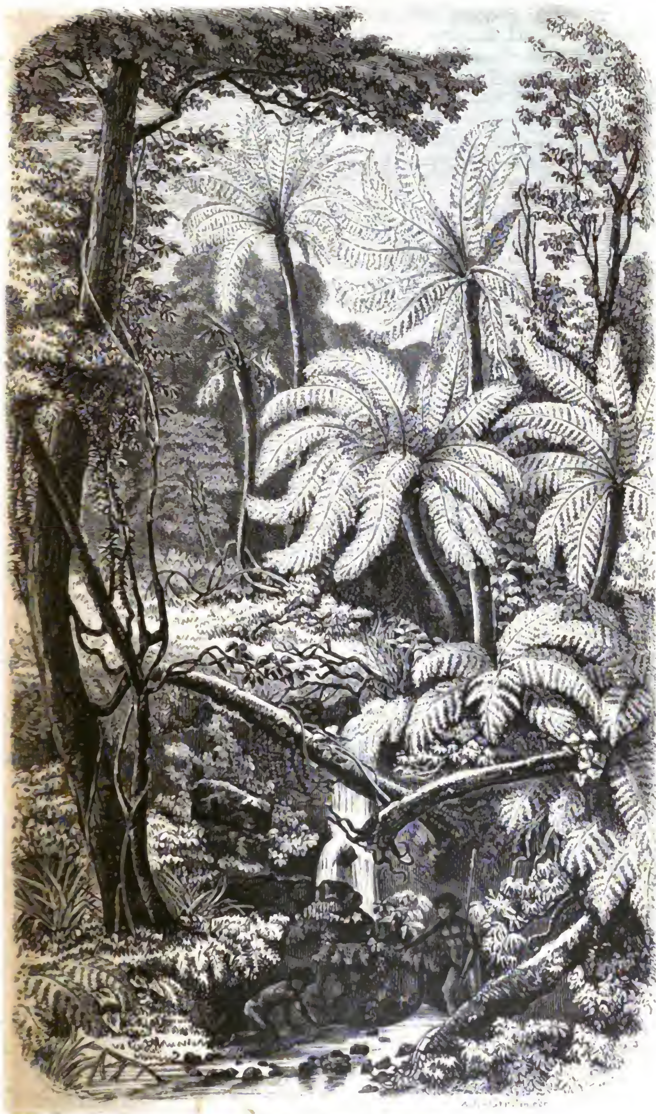
Passagiere im Schiffsraume, gleich einem Schwarme emsiger Bienen, trug die Habseligkeiten zum Einpacken zusammen, brachte die Schlafstellen in Ordnung und holte den Sonntagsstaat hervor, um morgen, beim ersten Auftreten in der neuen Welt, einen möglichst günstigen Eindruck hervorzurufen. Es war zwar jene, für ledige Frauenzimmer so glückliche Zeit längst verschwunden, in welcher das Schiff schon bei der Ankunft im Hafen von dichtgedrängten Böten umgeben wurde, aus denen einsam sich fühlende Junggesellen schon von fern den ankommenden Mädchen mit langen Sprachröhren ihre Liebesversicherungen und Heirathsanträge zuriefen und ebenso aus der Ferne durch Verbeugungen und Zeichen eine freudige Zustimmung erhielten, aber auch bei unserem Schiffe langten noch an demselben Abende einige Böte vom Lande an, da man unsere Ankunft erfahren hatte und Freunde der Cajütenpassagiere diese zu begrüßen wünschten. Später, als wir so lange nahe an's Land gelegt wurden, bis die Fracht ausgeladen und die Auswanderer alle ein wenigstens vorläufiges Unterkommen gefunden hatten, dauerte das Ab- und Zuströmen der Beamten, der Besucher, der Auswanderer und der beschäftigten Matrosen in ununterbrochener Reihe, vom frühen Tagesschein bis zur späten Abendstunde hin und die improvisirte Brücke, welche uns mit dem Quai in Verbindung setzte, war niemals leer.

Ein Paar Abenteurer, die sich als Droguisten einige Kenntnisse von Medicamenten erworben hatten, führten sich beim Capitän und mir als Aerzte ein, unter dem Vorwande, daß sie die chemischen Präparate verschiedener Alkaloide kaufen wollten, von denen sie wissen mußten, daß man dieselben auf keinem Auswandererschiffe vorräthig haben würde. Nach und nach kamen sie damit heraus, daß es eigentlich ihre Absicht sei, sich einiger schutzloser Mädchen anzunehmen, für deren Glück und Fortkommen sie, ich weiß nicht welche Opfer zu bringen bereit seien, und nach ihren Worten zu urtheilen, besaßen sie in ihrem Herzen einen solchen Schatz aufopfernder Liebe für alle ihre deutschen Landsleute, vorzüglich für den jüngeren weiblichen Theil derselben, daß es ihnen recht hart vorgekommen sein muß, als unser rechtschaffener Capitän ihren menschenfreundlichen Bestrebungen auf echt seemännische Weise ein Ziel setzte.

Am folgenden Morgen, beim ersten Grauen des Tages hatte uns das Dampfboot sieben englische Meilen weiter in den Hafen hinein, bis an die Ankerplätze der Colonie herangezogen und als die Schiffsgesellschaft erwachend sich den Schlaf aus den Augen rieb, wurde sie von dem Zauber einer neuen Welt begrüßt. Ein großartiger, imposanter Anblick, der sich wirklich kaum beschreiben läßt, stellte sich dem überraschten Auge dar. Am südlichen Ufer des Hafens, auf einem ungeheuren Felsen erbaut, der schon an sich durch seine natürliche Gestaltung von Berg und Thal, von Erhöhung und Vertiefung die äußere Form des Bildes und die Gruppirung der Gebäude bestimmt, deren Material zum großen Theil aus der massiven Grundlage gewonnen wurde, dehnt sich die prächtige Stadt weithin, der Länge nach über die Höhen aus. Vom Ufer an beginnend umringt sie dieselben in allmäliger, gradweiser Erhebung, wobei einzelne Häusergruppen eine freiere, hervortretende Stellung gewinnen, und in ihren Kathedralen und himmelanstrebenden Kirchthürmen die Eindrücke der Würde und des Malerischen im Herzen des Beschauers hervorrufen, wie denn überhaupt die Stadt, vom Hafen aus gesehen, unter den günstigsten Verhältnissen erscheint, weil sich dahin alle ihre Reize drängen.

Nach unten hin erstreckt sich die Stadt mit ihren Waarenlagern und der Masse hoher Schornsteine, aus denen der Dampf unzähliger Maschinen und Fabriken emporwirbelt, bis dicht an den Hafen heran, in den sie sich noch auf verschiedenen schmalen Landzungen so weit hinausschiebt, daß dadurch jene reizenden Buchten entstehen, welche der massiven Großartigkeit der obern Stadt eine so liebliche Abwechslung gewähren. Links breitet sich die große Bucht von Wullumullu aus, jener Schauplatz eines glänzenden Reichthums, von dem das Privatleben australischer Handelsfürsten umgeben ist, amphitheatralisch eingeschlossen von den emporsteigenden freundlichen Häusern und Straßen, die sich rechts bis in das kleine Thal von Hydepark hinabziehen, einstmals als Stätte der Gräber Wala Mala, ein wichtiger Begräbnißplatz der Wilden, welche in alten Zeiten diese Gegend bewohnten.

Auf den dichtbelaubten Hydepark und den Botanischen Garten, dessen hier wie überall angepflanzte Bäume der nächsten



Wildniß im Innern des Landes.

Umgebung ein orientalisches Ansehen verleihen, folgt zunächst auf einem Vorsprunge das schöne Palais nebst dem dazu gehörigen Garten des Gouverneurs von Neu-Süd-Wales. Bis zum Jahre 1861 bekleidete derselbe den bedeutenden Posten eines Generalgouverneurs von ganz Australien, seitdem aber Sir William Dennison unter den indischen Völkerstämmen ein ausgedehnteres Feld für seine milde und wohlwollende Politik gefunden hat und jede Regierung der verschiedenen Niederlassungen in directe Verbindung mit den Ministerien Großbritanniens gesetzt ist, genießt Sir John Young als jetziger und zwölfter Gouverneur des Landes nur einen gleichen Rang mit seinen Standesgenossen von Victoria, Südaustralien u. s. w.

Das Schloß selbst ist wegen seiner Lage, mit der weithin sichtbaren Flagge, seinen Thürmen und Basteien ein in die Augen fallendes Gebäude, welches durch den imposanten aber schwerfälligen Baustil aus der Zeit der Tudors einen gewichtigen Eindruck hervorruft.

Davon weiter rechts oder nach Westen zu, erhebt sich jetzt auf einer schmalen, weit vorschreitenden Landzunge, an derselben Stelle, wo ehemals das Haus des in mancher Hinsicht so interessanten Wilden Bennilong stand, das Fort Macquarie, dessen Thürme und sonstige Befestigungswerke den Hauptschutz für die Stadt gegen feindliche Angriffe gewähren sollen. Noch weiter nach vorn, der Mitte des Hafens näher, liegt auf felsigem Boden erbaut ein fester Thurm und ihm gegenüber am sogenannten North Shore eine Batterie, unter deren Kanonen jedes Schiff seine Einfahrt halten muß. Der Flächenraum, den das erwähnte Palais und das Fort Macquarie ausfüllen, trennt die weite Bucht von Wullumullu und die eigentliche Bucht von Sidney, welche letztere viel kleiner ist als jene, aber sonst in jeder Beziehung eine weit größere Bedeutung hat. Im Westen endet hier die Stadt auf dem südlichen Ufer des Hafens an einem Punkte, der nach dem Namen eines bei der Gründung thätigen Artillerieofficiers als Dawis Point bekannt, jetzt als eine der Hauptstationen für die Jollenführer gilt, durch welche die Communication zwischen den beiden Ufern des Hafens, nämlich zwischen der eigentlichen Stadt Sidney und den am sogenannten North Shore ansässigen Bewohnern vermittelt wird. Vom Westen aus erhebt sich hier in sanfter Abdachung der glatte, grüne Rasen, bis er vor den Gebäuden der Artilleriecaserne endet, mit Erdwerken bekränzt, aus deren Zwischenräumen die Mündungen der aufgepflanzten Kanonen hervorblicken.

Ebenfalls an diesem Ende der Stadt, aber weiter zurückgeschoben auf dem höchsten Punkte des Felsenbodens befinden sich die Sternwarte und der Flaggenbaum der Regierung, welche hier von allen Richtungen her der Beobachtung zugänglich sind und selbst von ihrer Lage aus das weiteste Seefeld beherrschen. Der Flaggenbaum verkündet dem handeltreibenden Publicum die Ankunft der in den Hafen eintretenden Schiffe, von denen durch geschickte Combination der aufgezogenen Flaggen ein ziemlich genaues Signalement gegeben wird, ehe noch die Bewohner Sidney's dieselben zu Gesichte bekommen, denn die erste Nachricht geht von einer andern Signalstange aus, welche sich neben dem Leuchtthurme am Eingange des Hafens befindet. Man erfährt auf diese Weise sogleich, ob das herankommende Schiff ein Kriegsschiff, Handelsschiff oder Walfischfänger ist, ob es Truppen an Bord hat oder Auswanderer, von welchem Lande oder Hafen es ausgelaufen ist und ob es bereits am Eingange des Hafens Anker geworfen oder sich noch außerhalb desselben auf dem Meere befindet. Auf der Sternwarte, welche sich unter 33° 52′ 30″ südlicher Breite und 151° 19′ 30″ östlich von Greenwich befindet, ist die Vorrichtung getroffen, den Bewohnern der Stadt täglich um 1 Uhr Nachmittags mit mathematischer Genauigkeit die Zeit anzugeben, denn in diesem Augenblicke fällt ein großer Ball an einer Stange herunter, von welcher er bis dahin über alle andern sichtbaren Gegenstände emporgehoben wurde. Im Momente des Falles wird durch denselben eine elektrische Batterie in Bewegung gesetzt, die von der Sternwarte aus mit einer Kanone auf Fort Macquarie in Verbindung steht und der in demselben Augenblicke abgefeuerte Kanonenschuß verkündet den Bewohnern die Tageszeit.

Als an diesem Orte, an welchem sich auch damals das erste Hospital und das Pulvermagazin befanden, unter der Aufsicht des erwähnten Mr. Dawes im Jahre 1788 die erste Sternwarte der Colonie erbaut wurde,

um den zu jener Zeit erwarteten Kometen beobachten zu können, war es grade diese Gegend, welche den häufigsten Angriffen von Seiten der damaligen schwarzen Bevölkerung unterlag, die freilich einer größeren Zahl vereinigter Europäer gegenüber weniger auf einen ordentlichen Kampf, als auf schnell ausgeführten Raub ausging.

So landeten einmal unvorhergesehen die Wilden an diesem Punkte in fünf Canoes und theilten sich in zwei Abtheilungen, von denen die eine auf den beim Baue beschäftigten Mr. Dawes und dessen Leute einen Scheinangriff machte, um deren Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Vorhaben abzulenken, während die andere Partei sich durch rasche Schwenkung auf das schutz- und wehrlose Hospital warf, in welchem sie reiche Beute vermuthen mochten.

Die abgemagerten, von Scorbut heruntergekommenen Kranken waren keines Kampfes fähig und so bemächtigten sich die Schwarzen denn einer wohlgenährten Ziege, die sie mit sich fortschleppten, obgleich einer der Matrosen, durch das Meckern derselben gerührt, sich aufraffte und ihnen einen verzweifelten Widerstand entgegensetzte. Diese Ziege, deren Milch den Kranken ein wichtiges, hochgeschätztes Labsal gewährte, war für die damaligen Zustände der Colonie, die nur wenige Hausthiere besaß, von solcher Bedeutung, daß der Gouverneur selbst in eigener Person die Räuber bei ihrer Flucht über den Hafen verfolgte, aber unverrichteter Sache zurückkehrte, denn er hatte weder diesen die Beute wieder abjagen, noch die Schuldigen bestrafen können.

Ueber dem reizenden Panorama, welches sich in der langgestreckten Stadt und den am Ufer malerisch gruppirten Landhäusern meinen Blicken darbot, wölbte sich klar und durchsichtig ein tiefblauer Himmel, die reine milde Luft, deren Einathmen hier an der Seeküste für manche Constitutionen etwas eigenthümlich Belebendes hat, trug auf zarten Schwingen die balsamischen Düfte der Blüthenbäume vom Lande her über die spiegelhelle Fläche des Wassers zu uns heran und kräuselte nur hier und dort als leichtes Lüftchen das dunkelgefärbte Element, aus dem der Himmel zurückstrahlte. Fast wie geschliffenes Glas zeigte sich diese stille, ebene Fläche, außer wo die hellere Färbung der Wellen den Weg des dahinschnaubenden Dampfbotes bezeichnete, dessen Glocke und schrilles Pfeifen weithin über die Gegend erschallte, oder wo die Segel der kleineren Schiffe langsam dahinglitten, um endlich hinter einem grünbelaubten Vorsprunge des Strandes zu verschwinden, in dessen engbegrenzten Buchten sich Schaaren von Delphinen tummelten.

Ein reges Leben verbreitet sich auch hier bei gewissen öffentlichen Festlichkeiten, wie z. B. am 26. Januar, dem Gründungstage der Colonie, am Ostermontage, der auf dem Lande durch Kletterstangen, Sacklaufen und Wettfahrten mit Schiebekarren, wobei die Augen verbunden sind, verherrlicht wird, sowie auch besonders am 24. Mai, dem Geburtstage der Königin Victoria, der in der Colonie als allgemeiner Feiertag gilt. Alle Läden und Banken sind dann geschlossen, indem die Beamten und Kaufleute sich die langersehnte Freiheit zu Nutze machen, um auf's Land zu gehen, der Revue des Gouverneurs in Hydepark oder der sogenannten Domaine zuzusehen oder wenn sie hoffähig sind, Abends an dessen großartigem Balle Theil zu nehmen.

Eins der Hauptschauspiele, welche an solchen Tagen, zu denen übrigens noch der zweite Weihnachtstag und der Neujahrstag gehören, das allgemeine Interesse aller Classen der Bevölkerung in Anspruch nehmen, ist die Regatta oder Wettfahrt in Kähnen, eine Sache, die nebst dem Namen aus Italien entlehnt ist, wo zuerst in der alten Lagunenstadt Venedig diese Wettfahrten bei hohen Festlichkeiten mit glänzender Pracht ausgeführt wurden, indem sie sich vom Marcusplatze aus über die größeren Canäle erstreckten und später als beliebte Volksfeste auf Engländer und Franzosen übergegangen sind.

Am Ufer des Hydepark oder der Domaine, welche nach dem botanischen Garten zu mit der vorspringenden Spitze endigt, die als Lady Macquarie's Chair bekannt und mit einer Batterie gekrönt ist, befinden sich die geräumigen Badehäuser der Stadt, die auf dem seichten Grunde des Hafens erbaut, auf einem Gitterwerke ruhen, welches zwar das Wasser eindringen läßt, aber den Haifischen, diesen Gourmands in Menschenfleisch, als ungebetenen Gästen den Eingang verschließt. Es behauptete zwar während meines Dortseins einmal einer der Badegäste, im Bade selbst von einem Haifische angegriffen zu sein und zum Belege seiner

Aussage wies er eine höchst unbedeutende Verletzung des Beines vor, allein es stellte sich schließlich heraus, daß er in böswilliger Weise die Absicht gehabt hatte, dem Bademeister zu schaden, und nach vielen Untersuchungen und bittern Zeitungsartikeln wurde die Sache beigelegt.

Ueberhaupt sind die Gewässer Australiens, wie alle unter einem wärmeren Himmelsstriche gelegenen Meere, reich an Haifischen, diesem Schrecken aller Fischer und Seeleute, deren Schiffe, wie ich es erlebt habe, sie auf weiten Meeresstrecken Tag und Nacht mit einer stillen Beharrlichkeit verfolgen, die wahrhaft empörend ist, und den gehässigen, ja tödtlichen Abscheu, welchen ihr Anblick in jedem Menschen erregt, theilen sie unter allen Thieren wohl nur mit den Schlangen. Wer einmal die Palisaden gesehen hat, die sich als sechsfache Reihe von Zähnen in dem Rachen dieser liebenswürdigen Geschöpfe präsentiren, der wird nicht daran denken, während der Seereise, auch bei herrschender Windstille, im Meere zu baden, in Sidney selbst jedoch habe ich es oft gesehen, daß Knaben und Mädchen in den kleineren Buchten des Hafens, da wo die einzelnen Landhäuser in verborgener Stille liegen, an einem Sommerabende am Strande baden und weder sie noch die Eltern scheinen die Gefahr groß zu achten, welche ihnen drohen könnte.

Bisweilen vereinigen sich eine Anzahl Männer zu einer Jagd auf diese gefährlichen Wächter des Fischfanges, die etwas im höchsten Grade Aufregendes haben soll, weil ein solches Unternehmen stets mit großer Lebensgefahr verbunden ist und nur ein ungewöhnlicher Grad von männlicher Kraft und Gewandtheit, von Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart sich hier bewähren kann. Es geschieht dies indeß nur zur Vertilgung der Haifische, deren Fleisch von den Europäern verschmäht wird, und auch die feinschmeckenden Chinesen bedienen sich nur der weichstrahligen Flossen als Leckerbissen.

Der Tigerhai, dessen breiter Rücken wie der des Leoparden gefleckt erscheint und dessen Bauch ein gelbliches Weiß zeigt, wird nur etwa 7 Fuß lang und gegen 300 Pfund schwer, aber weder Lanzen noch Harpunen durchdringen die zähe, warzige, schuppenlose Haut. Er sucht seine Beute nicht durch Verfolgung, wie viele Andere seines Geschlechts, sondern steht unbeweglich und verborgen unter einem Felsen oder zwischen dem Seegrase der australischen Küste und stürzt sich von da unerwartet auf seine Beute. Die Fischer von Sidney tödten ihn durch einen Beilschlag auf den Kopf.

Außer einer Menge von Fischen und Krebsen besitzen die Meere Australiens einen großen Reichthum an Walfischen und andern Fischsäugethieren, deren Fang, nebst der Bereitung des Thranes, eine große Anzahl Menschen beschäftigt, da diese Thiere in den südlichen Meeren eine sonst nicht vorkommende Größe erreichen und hier überhaupt noch häufiger vorhanden sind als an andern Orten, wo man sie schon längere Zeit ausgebeutet hat. An der Südküste von Australien befinden sich in einer kleinen Bucht mehrere solcher Etablissements dicht neben einander, deren Bewohner sich natürlicher Weise nicht ohne gegenseitige Eifersucht betrachten und sehr darüber aus sind, von dem Herannahen eines Walfisches zuerst oder wo möglich allein Kenntniß zu erhalten, um ihn ohne Wissen der Andern verfolgen und in Besitz nehmen zu können. Einst traf es sich, daß eins dieser Thiere von allen verschiedenen Parteien zugleich gesehen und verfolgt wurde, was mit so leidenschaftlichem Eifer geschah, daß dasselbe in die Bucht getrieben, auf den Strand gerieth und dort getödtet wurde. Die große Sonnenhitze erlaubte übrigens keine vollständige Benutzung des Fanges und die Bewohner der nächsten Hütten waren nur froh, als ein Trupp Wilder sich einstellte und den bedeutenden Rest verzehrte. Diese hatten von Weitem der ganzen Hetzjagd zugesehen und einen richtigen Schluß auf die Ursache gemacht, durch welche der Walfisch auf den Strand getrieben war, daher sie denn seitdem durch angezündete Feuer die Gegenwart eines solchen Thieres allen Parteien der Walfischfänger zugleich signalisirten, in der nicht unbegründeten Hoffnung, daß dadurch von Zeit zu Zeit ein ähnlicher Schmaus ihnen zufallen möchte.

Von den Seekühen bewohnt eine Species die australischen Küsten im Norden und im Osten, besonders von Moreton Bay aufwärts, und der runde, eigenthümlich geformte Kopf, sowie die an der Brust sitzenden Milchdrüsen verleihen dem Vorderkörper dieses Thieres eine auffallende Menschenähnlichkeit, wenn dasselbe aus der Tiefe des

Meeres emportaucht. Die australische Species wird nicht länger als 7 bis 8 Fuß, während andere Arten es bis zu 20 Fuß Länge bringen; die Wilden der Ost- und Nordküste verfolgen diese Thiere mit großem Eifer, als eine hochgeschätzte Speise. Die Gegenwart derselben erkennen die Schwarzen daran, daß von den unterseeischen Wiesen, auf denen diese Seekühe, von ihnen Yungun oder Dangul genannt, weiden, kleine Stücke einer bestimmten Algenart an die Oberfläche des Wassers heraufkommen, und sobald sie selbst dann sich erheben, um zu athmen, wird ihnen ein scharf zugespitzter, mit einem Widerhaken versehener Knochen, an welchem ein Seil befestigt ist, mit vieler Geschicklichkeit in's Fleisch getrieben und da man, auch wenn sie augenblicklich wieder unter Wasser sinken, doch durch das Seil die Stellung derselben ermitteln kann, so ist ihre Habhaftwerdung ziemlich sicher. Sobald der Fang an's Land gerollt ist, dient er allen Schwarzen der Nachbarschaft als Festessen, und eine weiße Frau, die mehrere Jahre unter solchen Wilden gelebt hatte, pries diese uncivilisirten Gastmähler als etwas Deliciöses und verglich den Geschmack des seltsamen Gerichts mit dem des Schweinefleisches.

Diese Frau war nämlich durch die gutmüthigen Schwarzen an der Küste von Carpentaria gerettet worden, als das Schiff, auf welchem sie sich befand, vom Sturme gegen Felsen getrieben, zertrümmert wurde und mit Mann und Maus zu Grunde ging. Als sie sich von Wilden umringt sah, mochte sie wohl im Uebermaße ihres Schmerzes sich fragen, ob nicht das kühle Grab der Reisegefährten ihrer Lage vorzuziehen sei. — Aber es kam besser, als sie gefürchtet hatte. Die dunkeln Gestalten, denen die mit künstlichen Narben geschmückte Brust und der durchbohrte Nasenknorpel ein so schreckliches Ansehen verliehen, zeigten sich mitleidig und freundlich, hegten und pflegten die Schiffbrüchige nach besten Kräften und wetteiferten unter einander in Beweisen von Theilnahme und Güte. Ungern lassen die Wilden einzelne Weiße, deren sie sich einmal bemächtigt haben, wieder entschlüpfen und als daher einstmals ein englisches Schiff in der Nähe der Küste erschien und die Frau bereits ihre Errettung nahe glaubte, wurde sie mit dem ganzen Stamme weiter in die Wälder geführt, damit sie von den europäischen Landsleuten nicht gesehen werden sollte. Nur einer der Wilden versuchte es, ihr zum Entkommen behilflich zu sein, und begab sich in einem Bote hinaus auf das fremde Schiff, um daselbst einige Worte zu wiederholen, welche ihm die Frau vorgesagt und er auswendig zu lernen versucht hatte. Leider war ihm die englische Sprache zu schwer geworden, denn der Capitän, an den er sich wandte, konnte ihn trotz der wiederholten Versuche nicht verstehen und unverrichteter Sache kehrte er zurück. Endlich aber im Jahre 1849 nahm sich der Häuptling ihrer an und vermittelte eine Flucht, auf welcher sie durch ein Schiff zu ihren Eltern zurückkehren konnte, nachdem sie fünf Jahre lang verschollen gewesen war. Nicht so gut erging es zweien Mädchen, welche im October 1859 von einer Insel bei Wide Bay in Queensland nach Sidney zurückgebracht wurden, nachdem sie mehrere Jahre unter der dortigen Bevölkerung verlebt hatten, welcher sie ebenfalls durch Schiffbruch in die Hände gefallen waren.

Man hatte ihre weißen Gestalten an der Küste gesehen und darauf ein Schiff ausgesandt, um die Sache zu untersuchen, allein es verursachte dem Capitän und seinen Begleitern die größte Mühe, sie aufzufinden, weil die Schwarzen, von denen die Mädchen zurückgehalten wurden, ihnen durch geschickte Ortsveränderung jedesmal wieder entgingen, sobald sie an einer Stelle gelandet waren. Endlich erfuhr man durch Bestechung eines Wilden ihren Aufenthalt, schlich sich an das Lager heran, von welchem zufällig fast alle Männer abwesend waren, und sah die, welche man suchte, unbekleidet wie die Uebrigen, im Kreise einiger Schwarzen stehen. Die geringe Schutzwache wurde überrascht, man stürzte von allen Seiten auf die weißen Mädchen zu, hob sie auf und trug sie davon, noch ehe ihre Gefangenwärter sich vom ersten Schrecken erholen konnten, und als diese endlich sich aufrafften und einen Angriff versuchten, wies man denselben durch eine kräftige Gewehrsalve zurück.

Es begann jetzt ein gefahrvoller und sorgenvoller Rückzug, denn der brave Capitän und seine muthige Mannschaft befanden sich zwei Tagemärsche weit von dem Ankerplatze ihres Schiffes entfernt, welches sie erst nach unsäglichen Mühseligkeiten er-

reichten, indem sie die beiden Geretteten bald trugen, bald unterstützten und mit sich fortführten. Man erreichte jedoch glücklich das Schiff und kehrte auf demselben in die Colonie zurück, wo das Erscheinen dieser beiden Mädchen, die so viele Jahre lang sich in der Gewalt der Schwarzen befunden hatten, das allgemeinste Mitleiden und die größte Theilnahme erregte.

Ihr Aussehen war sehr verändert. Die Augen waren halb geschlossen, wie bei Allen, welche längere Zeit ohne Schutz dem grellen Scheine des Sonnenlichts ausgesetzt gewesen sind; der in das Leere starrende Blick verrieth, daß auch ihre Geistesfähigkeiten theils unter dem Einflusse der glühenden Sonne, theils unter der Behandlung gelitten hatte, welcher sie so lange Zeit unterworfen gewesen waren. Die englische Sprache hatten sie bis auf ihre Namen, Kitty und Mary, vergessen und um sie den übrigen Schwarzen ähnlicher zu machen, waren ihre Gesichtszüge künstlich entstellt worden, indem der Nasenrücken zerbrochen und platt gedrückt und der Mund mit scharfen Muschelschalen in solcher Weise zerschnitten war, daß er einige Aehnlichkeit an Größe und Form mit der Mundbildung der Papuas gewonnen hatte.

Daß man die verschiedenen Gattungen der Delphine bisweilen in dem Hafen von Sidney sich herumtummeln sieht, habe ich schon erwähnt. — Man hat von jeher viel von den Geistesfähigkeiten derselben, von ihrer Liebe für Musik und von ihrer Anhänglichkeit an die Menschen gefabelt, denn wenn sie bisweilen, wie man es auf der Seereise sieht, die Schiffe in großen Schwärmen begleiten, dabei, als gelte es einem Wettrennen, mit unermüdlicher Rüstigkeit über die Höhen der Wellen hinüberschießen und sich oft aus dem Wasser emporschnellen, so geschieht diese Begleitung sicherlich nicht aus einer höhern Werthschätzung menschlicher Gesellschaft und menschlicher Geistesfähigkeiten, sondern aus reiner materieller Gefräßigkeit, weil aus der Küche und den Vorrathskammern eines so großen Schiffes immer Manches abfällt, was sie genießen können; eigenthümlich aber ist die Beziehung, in welcher diese Retter des Arion zu den wilden Bewohnern der Ostküste stehen. Sie treiben nämlich auf ihren Wanderungen ganze Schaaren kleinerer Seefische vor sich her bis unmittelbar an den Strand, an welchem dieselben dann leicht von den hungrigen Schwarzen mit Speeren und Netzen eingefangen werden können, und die Unbefangenheit, mit welcher die Delphine sich dann zwischen Armen und Beinen der badenden und fischenden Bewohner von Moreton Bay in der Brandung umhertummeln, ist höchst amüsant anzusehen. Die Schwarzen betrachten diese fischartigen Säugethiere mit einem hohen Grade von Verehrung und überreichen auch wohl bisweilen ihren Verbündeten beim Fischfange einen Fisch auf der Spitze des Speeres, der dann auch sogleich ohne viele Ceremonien angenommen und verschluckt wird. Von den zahlreichen Robben, welche von der Größe des gewöhnlichen Seehundes an bis zu der massenhaften Gestalt des 25 Fuß langen, aber harmlosen Seeelephanten ehemals die Küsten Australien's bewohnten, finden sich an den Meeresufern von Neu-Süd-Wales nur noch wenige Reste, da bereits nach und nach mehrere Millionen ihrer theuer bezahlten Felle in den Handel gekommen sind. Man fand diese amphibischlebenden Raubthiere oft in der Sonne schlafend oder die Jungen säugend auf den Klippen des Strandes vor, wo sie weder furchtsam noch scheu von den Matrosen mit Keulen erschlagen wurden. Selbst ein Flintenschuß erschreckte sie nicht weiter, als daß die erwachten Thiere den Mund zu einem schläfrigen Gähnen öffneten und indem sie den Kopf zurückwarfen, einen unterdrückten Laut hören ließen, der zwischen Bellen und Gebrüll die Mitte hielt, als ob die Ruhestörung sie verdrießlich mache, und darauf schliefen sie ruhig wieder ein. Ihr fröhliches, übermüthiges Spiel in den Wellen der Brandung hat manchen Beschauer ergötzt. Der berühmte Mr. Baß fand sie in großer Menge auf einer kleinen Insel, wo die Männchen von einander getrennt aber umgeben von vielen Weibchen und der zahlreichen Nachkommenschaft, auf den Klippen lagen, bei seiner Annäherung sich erhoben und mit einem drohenden Tone die Eindringlinge angriffen, während die Weibchen nicht etwa entflohen und sich in's Wasser stürzten, wie man wohl hätte erwarten sollen, sondern im Vertrauen auf die überlegene Weisheit und Stärke ihrer männlichen Herren sich nur ein wenig auf ihren Flossenfüßen aufrichteten, um mit dem sanften, sprechenden Ausdrucke, der

ihnen eigen ist, die Bewegung der Feinde zu beobachten, denen die Familienhäupter sich so muthig entgegenstellten.

Man hat das Klima von Neu-Süd-Wales lange Zeit für das gesundeste der Welt gehalten und pries die reine, balsamische Atmosphäre, in welcher man fast nichts von Krankheit wisse, denn das bald nach Gründung der Colonie hereinbrechende Elend mußte man dem Mangel guter und frischer Nahrung zuschreiben, wie denn allerdings mit der Beseitigung dieser äußern Schädlichkeiten der gesammte Gesundheitszustand so sehr gehoben wurde, daß man Jahre lang an verschiedenen der dortigen Militärstationen auch nicht einen einzigen Todesfall zählte. Die Leichensteine aus jener Zeit, wie z. B. auf dem Gottesacker von Paramatta geben zu erkennen, daß manche der deportirten Verbrecher das schöne Alter von 100 bis 105 Jahren erreicht haben, und es findet sich sogar das Grab einer Frau, die erst im 125sten Lebensjahre gestorben war.

Es kommt häufig vor, daß Schäfer, Reisende oder andere Leute während mehrerer Wochen oder Monate in freier Luft schlafen, ohne daß ihnen dies etwas schadet, ja es lebte bei Sidney mehrere Jahre lang ein alter Mann unter einem überhängenden Felsen, um, wie er sagte, die Hausmiethe zu ersparen, die ihm in der Stadt zu theuer geworden war, und er behauptete, daß er sich unter seinem Felsen einer bessern Gesundheit erfreue, als jemals vorher. Dabei ist die Temperatur je nach den Jahren höchst verschieden, während der letzten und ersten Monate aber zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags doch immer 96 bis 98° F. im Schatten. Bisweilen steigt dann der Thermometer während der Dauer heißer Winde und auch zu andern Zeiten bis 110, 120 und 130° F., ein Wärmegrad, den ich im ersten Jahre meines dortigen Aufenthalts im nordwestlichen Innern der Colonie selbst öfters beobachtet und der, wie ich aus Zeitungsberichten ersehen habe, in spätern Jahren auch noch wieder vorgekommen ist. Darauf folgt dann nicht selten in Sidney ein kühler, scharfer Südwind oder ein wahrhaft furchtbares Gewitter mit fast ununterbrochenem Donnern und Blitzen und so gewaltigen Regengüssen, daß das Wasser einmal in einen Keller der Hauptstadt drei Fuß hoch eingedrungen war und ein Zuckerlager von 1800 Pfund Sterling Werth verdorben hatte. Die Hagelkörner erreichen die Größe von Wallnüssen, tödten Vögel, Hühner und Lämmer, entblättern und zerschlagen die Bäume und zertrümmern die Fenster der Städte, während der Sturm in seiner Wuth die ganze Gegend durch dichte Staubwolken verfinstert, Wälder vor sich niederwirft und Dächer und Wände zerstört. Von einem solchen Hagelwetter berichtet uns die ältere Geschichte der Colonie und die Eiszacken, welche das Getreide und die Aupflanzungen mehrerer Farms im Jahre 1795 völlig vernichteten, werden als sechs bis acht Zoll lang und zwei Finger dick angegeben, so daß die übrig gebliebenen Baumstämme aussahen, als ob sie zur Zielscheibe für Gewehrkugeln gedient hätten.

Trotz dieser Gegensätze, von denen man einen bedeutenden Einfluß auf das Befinden der Menschen erwarten sollte, gibt es viele Liebhaber eines freien Naturlebens und ich habe am sogenannten North Shore von Sidney auf meinen Wanderungen einen Mann gesehen, der mit einigen andern männlichen und weiblichen Personen, wie die vertriebenen Bewohner von Tusculum bei Frascati, in Laubhütten wohnte. Er war zwar nicht von den Römern, sondern von seinen Gläubigern, den Hebräern, aus seinem Eigenthum vertrieben, ließ sich, ungebeugt, auf einer herrenlosen Stelle in der Nähe der Stadt nieder und erfreute sich in nächtlichen Schlachtgesängen einer heiteren Kampfeslust, die wohl noch etwas Anderem, als dem belebenden Einflusse der reinen australischen Luft zugeschrieben werden mußte. Sogar die höfliche, sonst so nachsichtige Polizei wurde aufmerksam und die fröhlichen Laubhütten mußten etwas weiter in den Busch verlegt werden.

Indeß wird das Urtheil über das Klima zum großen Theil sich nach der Körperconstitution der Individuen richten. Für gesunde Menschen ist der Aufenthalt in Australien gewiß sehr angenehm und das Einathmen dieser reinen Luft in der Nähe der Seeküste, deren Winter ohne Schnee und Eis einem schönen Frühlingstage Deutschlands gleicht, belebt und erheitert manche ältere Leute. In diese Zeit des Winters fällt denn auch, und zwar auf den 21. Juni, der kürzeste Tag des Jahres, dessen zehnstündige Helle nur von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends dauert.

Aber grade in Sidney wirkt das Klima während der heißen Sommermonate höchst nachtheilig auf alle solche Menschen, die an Schwindsucht und Asthma leiden, daher derartige Kranke wohl bisweilen von den Aerzten auf die Blauen Berge geschickt werden, wo sie sich viel wohler befinden. Außerordentlich nachtheilig wirkt das Klima von Australien noch auf alle diejenigen, welche zu apoplektischen Anfällen geneigt sind oder ihren Körper durch Ausschweifungen geschwächt haben, ganz vorzüglich Verderben bringend ist es aber denen, deren körperliche oder geistige Beschaffenheit sie zu seelischen Störungen und Unterbrechungen des vernünftigen Bewußtseins prädisponirt, denn diese gehen während der Gluth des Sommers bald zu Grunde, oder enden ihr Leben, umgaukelt von den trügerischen Bildern eines gräßlichen Wahnsinns in der Irrenanstalt, die zwischen Sidney und Paramatta am nördlichen Ufer des Hafens gelegen ist.

Daß übrigens auch die Gesundheitsverhältnisse bei den Urbewohnern dieses Landes nicht so durchaus günstig gewesen sein können, wie man sie wohl darzustellen versucht hat, zeigen die Berichte, welche man seit Gründung der Colonie, vom Jahre 1788 an, besitzt, aus denen hervorgeht, daß das Leben auch der Urbewohner nicht selten durch verheerende Krankheiten heimgesucht wurde.

Unter den fischessenden Bewohnern der Küste fanden die ersten Europäer eine Krankheit einheimisch, welche den Wilden unter dem Namen Dschibal-Dschibal bekannt war. Dieselbe hat mit unserer Krätze in mancher Beziehung auffallende Aehnlichkeit, scheint zu gewissen Zeiten ganze Stämme zu befallen und versetzt diese in den ekelhaftesten Zustand, der gedacht werden kann. Am zerstörendsten aber haben von Anfang an unter ihnen die Blattern gewüthet, von ihnen Galgalla genannt, ein Uebel, durch welches ganze Stämme dahingerafft sind. Im April des Jahres 1789 fand man überall an der Küste von Neu-Süd-Wales in Höhlen, unter Felsen und in dem Gebüsche des Hafens die Leichen der Wilden in so großer Zahl, daß durch sie die Luft weit und breit verpestet wurde und man einsah, daß die Verstorbenen von einer Epidemie hingerafft sein müßten. Welcher Art dieselbe sei, blieb indeß wegen der so schnell-eintretenden Verwesung der Leichen zweifelhaft, bis von umherstreifenden Verbrechern eine ganze Familie Schwarzer krank aufgefunden wurde, welche Gouverneur Phillip sogleich in das Hospital bringen ließ, da er gern jede Gelegenheit ergriff, um sich den Ureinwohnern freundlich zu erzeigen und durch Beseitigung ihrer feindseligen Furcht friedlichere Beziehungen einzuleiten, als bisher zwischen ihnen und den als Usurpatoren auftretenden Engländern möglich gewesen waren. Es zeigte sich nun, daß diese Krankheit, welche ihnen unter dem Namen der Galgalla schon von alten Zeiten her bekannt gewesen war, nichts Anderes sei als die Blattern, vor denen, wie die Kranken aussagten, Viele weiter in das Innere entflohen wären, um dem Tode zu entgehen. Die älteren Wilden starben bald im Hospitale, die beiden Kinder aber, ein Knabe und Mädchen, Namens Nanbarray und Burung, wurden wiederhergestellt und hatten während ihrer Leiden eine so lebhafte Zuneigung für ihre Pfleger und Wohlthäter gefaßt, daß der Knabe den damaligen Oberarzt des Hospitals, einen Dr. White, nicht wieder verlassen wollte und die kleine Burung zu einer Mrs. Johnson, der Frau des damaligen englischen Geistlichen übersiedelte. Unter den Europäern wurden aber zu derselben Zeit nur die Kinder von den Blattern befallen und unter den Erwachsenen derselben erkrankte und starb nur ein Matrose, der Jene besucht hatte und angesteckt worden war. Außerdem fiel als Opfer späterhin noch diejenige Schwarze, welche die Kinder in's Hospital getragen und bis dahin mit so aufopfernder Treue und Hingebung verpflegt hatte, daß ihr menschenfreundliches Benehmen allgemeine Bewunderung erregte.

Auch in neuerer Zeit fanden Reisende in dem damals noch wenig bekannten nördlichen Theile von Neu-Süd-Wales die Wilden von diesem Uebel befallen und in einem völlig hilflosen Zustande auf dem Rücken liegend, da neben einem Bache ausgestreckt, wo sie von dem Laube der Mimosen gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschützt waren, und jedwede Medicin, welche ihnen von mitleidigen Personen dargeboten wurde, nahmen sie gern und mit unbedingtem Vertrauen an. Auch bei den Bewohnern der Flüsse Bogan und Darling fand Major Mitchell beim ersten Zusammentreffen mit

denselben im Jahre 1835 die Haut ganzer Stämme von den zurückgebliebenen Spuren der überstandenen Pocken gezeichnet, die nach den zusammengeflossenen Narben zu urtheilen, jener Form angehörten, die unter den Aerzten als Variolais confluens bekannt ist. Den Ursprung der Galgalla schreiben sie dem Mindei zu, einem übernatürlichen Wesen, welches in Form einer großen Schlange das unbekannte Innere bewohnt und dessen Schwanz in den Staubwolken sichtbar ist, die der Wirbelwind im Sommer mit sich fortreißt. Von dem Strudel desselben ergriffen zu werden, gilt ihnen als sicherer Tod und die vermeintliche Gegenwart dieses schrecklichen Wesens erfüllt sie immer mit Entsetzen. Der Mindei, wenn derselbe durch Zauberformeln angerufen wird, hat die Macht, Krankheit und Tod über die verfolgten Stämme ergehen zu lassen, wie denn überhaupt alles Elend und Unglück durch ihn entstanden ist. Als seine vorzüglichste Geißel sendet er die Galgalla, welche sie daher auch Monola Mindei, d. h. den Staub des Mindei und die zurückbleibenden Narben Lillipuk Mindei, d. h. die Schuppen des Mindei nennen.

In der ersten Zeit meines dortigen Aufenthalts hörte man, Ophthalmien und chirurgische Fälle abgerechnet, fast nie von ausgebreiteten Krankheiten der Menschen, während doch zu derselben Zeit in mehreren auf einander folgenden Jahren im Umfange bedeutender Landstriche zuerst sämmtliche Hunde, dann viele Tausende von Schafen und endlich das Rindvieh durch so acut verlaufende Krankheitserscheinungen dahingerafft wurden, daß man auf allen Wegen, im Busche und auf den Weiden, bei den gefallenen, widerwärtig aufgeschwollenen Leichnamen vorbeikam, vor denen der Reiter auf dem Rücken seines Pferdes manchen Seitensprung mitmachen mußte. Die allgemeine Verpestung der Luft raubte selbst dem italienischen Himmel Australiens seinen Reiz und durch die bedeutenden Verluste kam es dahin, daß manche der früher wohlhabenden Grundbesitzer völlig verarmten.

In den letzten Jahren meines Buschlebens zeigten sich in manchen Gegenden auch tödtliche Epidemien unter den Menschen und Diphtheritis, Scharlach, Influenza und Ruhr rafften viele Menschen dahin, so daß also alle Anpreisungen des dortigen Klimas nur cum grano salis zu verstehen sind. Unter den Todesfällen der Stadt Sidney selbst kommen als die vorwiegendsten Leiden 18 Procent auf Krankheiten der Verdauungsorgane, je 17 Procent auf die der Respirationsorgane und des Nervensystems und je 8 Procent auf chirurgische Fälle und unerkannte Uebel. Am ungünstigsten zeigen sich die Monate December und Januar, denn sie entführen durch Krankheiten des Nervensystems und der Verdauungsorgane 23 Procent. — Bis zum zwanzigsten Lebensjahre sterben 40 Procent, 22 Procent zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre und 18 Procent zwischen dem vierzigsten und sechzigsten Lebensjahre.

Die Insel Baß und ihre Bewohner.

Die Insel Baß ist ein pikartiger Felsen, welcher sich einsam inmitten des Frith of Forth vierhundertundzwanzig Fuß hoch über den Meeresspiegel erhebt. Eine leichte und angenehme Reise von zwei Stunden bringt uns von Edinburg nach Canty-Bay, einem kleinen Fischerhafen an der Küste von East-Lothian, dem genannten Felsen grade gegenüber, welcher nur zwei Meilen von der Küste entfernt liegt und wo man mit einem Fahrzeuge bequem landen kann.

Man kann sich wohl wundern, so nahe an den fruchtbaren Gefilden von East-Lothian und Berwickshire, dreiundzwanzig engl. Meilen von der schottischen Hauptstadt einen einsamen Felsen zu erblicken, der dem Zoologen ein so belebtes Bild darbietet. Die Insel Baß dient Tausenden von Seevögeln zum jährlichen Sammelplatz, welche von den östlichen Gestaden Amerika's und den felsigen Küsten Grönlands und Labradors ihre weite Wanderung zu derselben ausführen. Von Canty-Bay aus gesehen, erregt die Insel Baß unsere Aufmerksamkeit durch ihre jähen Abhänge und ihr weißliches Schimmern in den Strahlen der Sonne. Aber in dem Maße, als man sich ihr im Schiffe nähert, sieht man sie immer höher und majestätischer am Horizonte emporsteigen, bis ihre hohen Abhänge, welche das Auge des Beschauers kaum zu überblicken vermag, wie alle großartigen Naturscenerien, diesen mit einem gewissen Gefühle banger Bewunderung erfüllen.

Gleichwie manche andere Felseninsel bei Großbritannien oder überhaupt auf irgend einem andern Flecke der Erde, hat die Insel Baß dem ewigen Angriffen von Sturm und Wellen nachgegeben. Große Felsstücke wurden allmälig auf der Ost-, Nord- und Westseite von ihr abgerissen, indem diese Stellen der Insel dem Aufruhr der Elemente am stärksten ausgesetzt sind. An diesen Seiten bietet die Insel Baß den Anblick einer fast senkrechten Steilheit und durchgängigen Zerklüftung, und erhebt sich in einer Weise aus dem Meere, welche jedes Landen eines Besuchers unmöglich macht. Man kann sie nur an der Südseite betreten. Man hat übrigens zur Zeit der Staatsgefängnisse auch nicht verfehlt, von dieser eigenthümlichen Formation der Insel Nutzen zu ziehen, und man kann noch die Ueberreste von Befestigungen, Casernen, Zellen und Wartthürmen sehen, welche einstmals von unglücklichen Gefangeren bevölkert wurden, über welche ein Gouverneur mit einer auf der Insel liegenden Besatzung sorgfältigst Wache hielt. Die Geschichte hat uns interessante Details über diese Staatsgefangenen und über die Ursachen ihrer Einkerkerung überliefert. Der Bericht über ihre Leiden füllt mehrere Seiten eines Buches an, welches unter dem Titel „Der Baßfelsen" Belehrung gibt über die bürgerliche und kirchliche Geschichte der Insel, über die Geologie, Zoologie und Botanik dieses einzigen Felsens von ungefähr einer Meile Umfang, der fast verschwindet in der Unendlichkeit des Oceans. Wenn es auch nur wegen der Reliquien aus früheren Zeiten wäre, würde der Baßfelsen den Besuch des Alterthumsforschers und des Künstlers lohnen, denn einige Zellen, in welchen Gefangene eingeschlossen gehalten wurden, sowie die Wohnung des Gouverneurs und die Festungswerke sind noch in ziemlich gutem Zustande. Wir sehen jedoch von alle diesem ab und wollen uns hier nur mit der Naturgeschichte der Insel und vor Allem mit den eigenthümlichen Gewohnheiten der zahlreichen Seevögel, die hier ihren Sommeraufenthalt nehmen, beschäftigen.

Mehrere Arten Geflügel nisten auf den Felsen von Baß; aber der Tölpel oder die Bassangans ist darunter am zahlreichsten vertreten. Diese Insel ist eine der wenigen Stationen an der Küste Großbritanniens, welche sich diese Vögel aussuchen, um ihre Jungen groß zu ziehen. Man trifft sie auf der Insel Lundy, an der Küste von Devonshire, bei Ailsa-Craig, an den Ufern von Ayrshire, zu Saint-Kilda, auf den Hebriden und zu Suliskerry, zwischen den Orkaden und der Ludwigsspitze. Einige lassen sich auch auf weniger bemerkenswerthen Plätzen nieder; da sie aber nur eine Ausnahme machen, so gehen wir stillschweigend darüber hinweg.

Als ich den Felsen Baß das erste Mal besuchte, wurde ich von der Neuheit des Anblicks, der sich mir darbot, in Erstaunen versetzt. Je mehr sich unser Fahrzeug der Insel näherte, um so deutlicher erkannte ich eine große Menge Tölpel, welche dieselbe überall umschwärmten; beim ersten Flintenschusse, den wir abfeuerten, wurde der Himmel fast verdunkelt von der ungeheuren Menge Vögel, welche aufflog. Schwärme dreizehiger Möwen (rissa tridactyla) verließen ihre Nester und stießen ein durchdringendes Geschrei aus, während die Taucherhühner und die langflügligen Fettgänse (alca torda) stillschweigend durch die Luft dahinschwebten, um die offene See zu erreichen. Was mich aber am meisten in Verwunderung versetzte, war die große Menge der Tölpel. Wenn man von dem Schiffe aus seinen Blick auf die Spitze der Insel richtet, so kann man kaum begreifen, wie eine solche Menge Vögel auf jenen so schmal erscheinenden Spitzen hinreichenden Platz finden kann, um mit Sicherheit ihre Nester zu bauen und ihre Jungen großzuziehen. Aber es ist die Steilheit des Felsens, welche das Auge täuscht und die Erscheinung der Gestände verändert.

Die Gewohnheiten des Tölpels von Baß oder Bassan sind ziemlich sonderbar. Diese Vögel leben schwarmweise. Sie finden sich im Anfang des Februars ein und kündigen sich. so zu sagen, durch einige recognoscirende Plänkler an; sie bleiben bis zum October, um zu brüten und ihre Jungen aufzuziehen. Die größte Anzahl davon wendet sich dann nach Amerika, die einen gehen nach dem Süden von Mexiko, die andern nach dem Norden von Grönland. Einige bleiben das ganze Jahr hindurch an den Küsten Schottlands; aber das sind verhältnißmäßig nur wenige. Man schätzt die Anzahl der Tölpel, die sich jährlich auf

Baß niederlassen, auf 10,000 Stück. Sofort nach ihrer Ankunft beginnen sie den Bau ihrer Nester, und das ist keine leichte Sache, wie man aus der Länge der Zeit, die sie darauf verwenden, und aus den weiten Ausflügen, die sie zur Herbeischaffung der Materialien unternehmen müssen, ersehen kann. Die Nester bestehen fast gänzlich aus Seepflanzen und um sie zu sammeln, muß der Vogel weite Wege machen, von wo er den Schnabel voll von solchen Meergräsern zurückbringt. Obgleich sie die Seepflanzen vorziehen, so benutzen sie doch auch bisweilen Holz und kleine Zweige. Sie müssen während ihrer Nistzeit die Nester fortwährend ausbessern, was ihnen Mühe genug verursachen muß, denn die Meergräser sind dem Einfluß des Wetters unterworfen und verkürzen sich, wenn sie austrocknen, schwellen dagegen auf und zersetzen sich, wenn sie von Feuchtigkeit durchzogen sind. Das Nest des Tölpels mißt ungefähr fünfzehn Zoll im Durchmesser und hat einige Zoll Höhe. Das Weibchen legt darin ein Ei von der Dicke eines Gänseeies, aber länger und mit einer dickeren Schale umgeben. Die ungestüme und linkische Bewegung des Thieres beim Verlassen seines Nestes würde das Ei unfehlbar zerbrechen, wenn es nicht mit einer so dicken Kalkschicht umgeben wäre. Bisweilen findet man auch zwei Eier in demselben Neste, aber man behauptet, daß in diesem Falle das eine Junge beträchtlich schwächer und kleiner werde als das andere. Obgleich der Tölpel auf der Erde ungemein linkisch ist und beim Aufsteigen von seinem Neste sich viel Mühe geben muß, so sind seine Bewegungen in der Luft hingegen voll Anmuth und Leichtigkeit. Er hat sechs Fuß Flügelweite und sein Flug besteht aus mehreren Flügelschlägen, nach welchen er eine Bogenlinie von etwa hundert Metern beschreibt, ungefähr wie die Schwalben. Manchmal macht es den Tölpeln Vergnügen, ganze Stunden lang ihre Insel zu umkreisen, wobei sie sich gegenseitig verfolgen; oft auch sieht man sie mit großer Eile von einer weiten Excursion zurückkommen.

Der Tölpel wandert bisweilen dreißig, fünfzig, neunzig Stunden weit hinweg, um für seine Jungen Nahrung zu suchen. Den Hauptbestandtheil derselben bilden Häringe; er stopft sich seinen Kropf damit voll und läßt sie von da in den Schnabel des Jungen gleiten. Seine Art zu fischen ist sehr merkwürdig. Die Natur hat ihn mit einem ungemein scharfen Blicke begabt und wenn er in den Lüften schwebt, kann er mit Leichtigkeit die Tiefe des Meeres durchforschen. Sobald er einen Fisch erblickt, hält er in seinem Fluge inne, schießt schnell wie eine Kugel hinab und ergreift mit außerordentlicher Sicherheit seine Beute mit den Fängen. Die Krallen seines Mittelzehes sowie die Ränder seines Schnabels sind ausgezackt, wodurch er sein Opfer ergreifen kann, ohne daß dieses zu entschlüpfen vermag. Es gewährt ein prachtvolles Schauspiel, wenn man mit ansieht, wie diese Vögel in der Luft schweben; wie sich dann plötzlich einer von den übrigen absondert, hinabschießt und untertaucht, einen Berg von Schaum hinter sich zurückläßt und in den Wellen einen Strudel erzeugt, den man in der Entfernung einer Seemeile wahrnehmen kann. Sie verfolgen sich auch bisweilen unter einander, wobei sie anmuthige Bogenlinien beschreiben, und jagen dabei gleichzeitig eine ungeheure Häringsbank vor sich her. Der Tölpel schießt von einer Höhe von sechs bis acht Fuß aus der Luft in das Wasser hinab, bisweilen aber auch aus einer Entfernung von zwanzig bis fünfzig Fuß. Ich habe sie niemals aus größerer Höhe hinabtauchen sehen, aber auch nicht bemerkt, daß sie in ihrem pfeilschnellen Niedersteigen innegehalten hätten, als wenn sie den Gegenstand ihrer Verfolgung aus den Augen verloren hätten. Wie die Falken, legen sie ihre Flügel an den Leib, wenn sie auf die Fische hinabschießen. Wenn sie wieder an die Oberfläche des Wassers heraufgekommen sind, ruhen sie einige Augenblicke aus und erheben sich dann langsam in die Luft. Selten sieht man sie noch einige Zeit weiterschwimmen; auch tauchen sie niemals beim Schwimmen; wenn sie sich aber zu sehr mit Fischen vollgestopft haben, bleiben sie oft stundenlang auf dem Wasser, bevor sie sich wieder erheben können, und in diesem Zustande geschieht es öfter, daß sie den Fischern in die Hände fallen.

Der Tölpel läßt die Nahrung in den Schnabel seines Jungen gleiten, welches dieselbe aber bisweilen auch selbst aus dem Schnabel der Alten herausnimmt. Die Färbung der Jungen ist anfangs ein schieferfarbiges Schwarz; sie sind gänzlich

ohne Vertheidigungsmittel, wie aus den Verfolgungen seitens ihrer Nachbaren hervorgeht, denen sie in Abwesenheit ihrer Alten oft zur Beute werden; dagegen hegen aber auch ihre Mütter die zarteste Sorgfalt für sie. Ich habe nicht bemerkt, daß das Männchen dem Weibchen beim Aufziehen des Jungen behilflich ist; ich glaube aber, daß es dem Weibchen Nahrung herbeiträgt, die es vor ihm hinlegt, denn ich habe Fische auf dem Rande des Nestes angetroffen.

Auf der Insel Baß gibt es mehrere gesonderte Colonien von Tölpeln, ungerechnet diejenigen, welche auf den Abhängen nisten, und wenn sie brüten, kann man sich ihnen bis auf einige Fuß nähern. Der Tölpel hat fast die Größe der gewöhnlichen Gans; abgesehen von der schwarzen Farbe der Schwimmfüße und von dem schieferfarbigen Halse, ist sein Gefieder vollkommen weiß. Beide Geschlechter sehen sich ganz gleich. Der Kopf ist dick, der Schnabel lang und spitzig, und die Kehle ist groß genug, daß ein Mann den Fuß hineinstecken kann. Man kann den Versuch leicht machen, wenn man seinen Fuß in den Bereich des Vogels bringt, vorausgesetzt, daß man mit Stiefeln von möglichster Dicke und Festigkeit bekleidet ist. Der Tölpel hat keine Nasenlöcher oder vielmehr man bemerkt bei ihm die Spur derselben nicht; die Kralle des Mittelzehs und die Ränder des Schnabels bedecken sich erst mit Verzahnung, wenn die jungen Vögel fliegen können. Die Jungen bekommen erst nach einigen Jahren ihre bleibende Färbung; sie gehen anfangs vom Schwarzen zum Buntgestreiften über, bis sie dann weiße Federn bekommen.

Der Tölpel schreit selten, wenn er fliegt; nur wenn er zu seinem Neste niedersteigt, stößt er einen rauhen Kehlton hervor, der von seinen Nachbarn erwiedert wird, vielleicht aus Eifersucht, denn gleichzeitig sind sie nicht sparsam mit drohenden Gesten. Bei der Annäherung eines Feindes lassen sie denselben Kehlton hören, den man durch die Silben kirra kirra oder kra kra darstellen kann und der von allen Nestern in der Nachbarschaft beantwortet wird. Dies sind die einzigen Gelegenheiten, wo ich den Tölpel habe schreien hören, es wäre denn etwa auch bei Gelegenheit eines Kampfes, der sich zwischen zweien von ihnen entspinnt.

Man sollte leicht glauben, daß so viele auf einem Felsen versammelte Vögel einen betäubenden Lärm verursachen müßten, und doch ist dies durchaus nicht der Fall. Ich habe mich im Gegentheil immer über die verhältnißmäßig große Stille gewundert. Es ist wahr, daß eine einzige dreizehige Möwe in ihrem Schrecken mehr Geräusch verursacht als zwanzig Tölpel; aber wenn es den Möwen beliebt zu schweigen, so ist das Geräusch sämmtlicher übrigen befiederten Bewohner der Insel nicht stark genug, um die Stimme zweier Personen, die sich unterhalten, zu übertönen. Ich habe sogar Augenblicke einer vollkommenen Stille wahrgenommen, während Hunderte von Tölpeln in der Luft segelten, aber natürlich kommt dies nur selten vor.

Es besteht eine Art hierarchischer Rangordnung in der Besetzung der Insel Baß durch seine geflügelten Bewohner; diese Aufstellung ihrer Nester erinnert an den ersten, zweiten, dritten Rang eines Theaters. Die Tölpel nisten auf der ganzen Oberfläche des Abhanges und der Felsen; die Möwen auf zwei Dritteln des Abhanges, indem sie also einen eigenen Höhenstrich einhalten. Das Taucherhuhn baut sein Nest fast in derselben Höhe wie die Möwen, die weitflügligen Pinguins in den Löchern der Festungswerke; die Larventaucher nehmen ihren Wohnsitz in den Erdlöchern der Kaninchen; ich wiederhole jedoch nur, was man mir erzählt hat, selbst habe ich es nicht gesehen. Außer diesen Vögeln brüten auch einige Paare von blaugefiederten (larus argentatus) oder auch schwarzgefiederten Seemöwen (larus marinus) und einige Seeraben auf den Felsen. Die letzteren haben die Tiefen einer Grotte oder eines Tunnels, welcher die ganze Insel durchzieht, in Besitz genommen, von wo sie von Zeit zu Zeit ein wahrhaft übernatürliches Heulen ertönen lassen. Selten hört man diese Töne anderswo als in dieser Höhle; sie hat auch bei abergläubischen Leuten einen gewissen Ruf dadurch erlangt. Die Matrosen denken, daß es die Stimme einer gewissen Art von Tauchern sei, welche diese Höhle allerdings auch besuchen, ich bin jedoch mehr geneigt, diese Töne den Seeraben zuzuschreiben, denn nie habe ich die Taucher einen andern Schrei hervorbringen hören als eine Art Krächzen, wenn sie von einer Kugel getroffen sind. Bisweilen kommt auch ein Paar

von Eidergänsen (sommateria mollissima) zum Brüten hierher; einige Paare Dohlen (corvus monedula) und ein Paar Wanderfalken (falco peregrinus) vervollständigen die Liste der Vögel, die ich hier beobachtet habe; es kann jedoch sein, daß mir einige entgangen sind. Ich jagte einmal einen Zaunkönig inmitten einiger Disteln auf, und aus der Ruhe, mit der er einige Schritte weiter sitzen blieb, um mein Weggehen abzuwarten, schloß ich, daß er hier ein Nest habe, wiewohl ich dasselbe nirgends erspähen konnte.

Die Insel Baß wird von ihrem Eigenthümer jährlich für eine beträchtliche Summe an einen Mann verpachtet, den man den Aufseher nennt. Das Einkommen besteht hauptsächlich aus dem Verkaufe der jungen Tölpel, welche 5 bis 10 Sgr. das Stück kosten; hierzu kommt noch die Steuer, die von den Besuchern der Insel erhoben wird. Man tödtet jährlich ungefähr 2000 junge Tölpel, welche man rupft und langsam kocht, nachdem man sie in Wasser eingeweicht hat; dann verpackt man sie und versendet sie nach verschiedenen Orten Großbritanniens; ein Theil derselben wird auf Baß selbst verbraucht. Wenn diese Gans gut gewürzt wird, gewährt sie ein vorzügliches Gericht, besonders kalt, und auch von den Eiern dieses Vogels wird, so viel ich weiß, jährlich eine Schüssel auf der Tafel der Königin von England servirt. Man muß sie etwa zwanzig Minuten lang kochen lassen und sie mit Pfeffer, Senf und Essig verspeisen. Ich kenne kaum ein wohlschmeckenderes Frühstücksgericht.

Dreimal jährlich vollführen die Nestsucher, welche man Cliffmen nennt, ihr gefährliches Hinabklettern an den Abhängen: 1. wenn die Eier der Möwen und anderer Vögel gut zum Ausblasen sind; 2. wenn es Zeit ist, die jungen Falken auszunehmen; endlich 3. wenn die jungen Tölpel groß genug geworden sind, um sie zu tödten.

Die Eier sind bei den Sammlern gesucht und man findet in Canty-Bay, wo das Stück mit 6 Pence bezahlt wird, stets ein vollständiges Lager davon. Dort sind auch die Eier von blaugefiederten Möwen, von Krabbentauchern, Taucherhühnern, Pinguins, auch wohl von schwarzgefiederten Seemöwen und von Seeraben, aber in geringerer Anzahl als von den dreizehigen Möwen.

Beim zweiten Hinabsteigen bringt der Cliffman die jungen Wanderfalken in einem Korbe herauf, den er an einem Stricke hängen hat. Man läßt ihn an einem Seile hinab, dessen eines Ende um seine Lenden geschlungen ist, während das andere am Felsen selbst befestigt wird, wo einer seiner Genossen sich befindet. Er gleitet dann an dem Seile hinab und mittelst einer zweiten Leine kann er seinem Gefährten, welcher ihn abwechselnd auf und niedersteigen oder stillhalten läßt, Signale geben. Man muß mit den jungen Falken umzugehen verstehen, wenn man nicht von ihren Krallen schwer verwundet werden will. Wenn sie den Cliffman sich ihrem Horste nähern sehen, erheben sie ein durchdringendes Geschrei, welches die Stimmen aller andern Bewohner der Insel übertönt, werfen sich dann auf den Rücken und bereiten sich zur Vertheidigung mit Klauen und Schnabel vor, wodurch das Ausnehmen derselben sehr gefährlich wird. Die Männer, welche sich damit beschäftigen, tragen gewöhnlich starke Handschuhe. Während man so die Jungen raubt, schwärmt die Alte in der Nähe umher oder läßt sich auf einem Felsen nieder, von wo sie traurig der Vernichtung ihrer Hoffnungen zusieht.

Endlich beim dritten und letzten Hinabsteigen, welches von Mitte August bis Mitte September dauert, läßt sich der Cliffman in der schon beschriebenen Weise hinab, aber bewaffnet mit einem starken Knüppel. Er dringt vorsichtig von Abgrund zu Abgrund vor, wobei er oft gänzlich in der Luft schwebt und erst etwas weiter hin wieder Fuß fassen kann. Er schlägt die jungen Tölpel auf den Kopf, was hinreicht, sie zu tödten, nimmt dann den Stock in die linke Hand, mit welcher er die Signalleine hält, und ergreift mit der Rechten den Vogel, den er über die Felsen in das Meer hinabschleudert. Ein Bot sammelt die Beute auf, und es ist zu bemerken, daß sich dasselbe in einiger Entfernung halten muß, damit die Tölpel nicht hineinfallen, denn sie könnten es durchbohren. M. John Macgellivray schrieb an William Macgellivray, den Verfasser der „Geschichte der britischen Vögel“ folgende Thatsache, welche diese Vorsicht erklärlich macht: „Die Kraft, mit welcher der Tölpel auf seine Beute hinabschießt, ist wahrhaft erstaunlich. Mehrere Leute von der Insel Kilda haben mir er-

zählt, daß vor einigen Jahren ein Bot Häringe an Bord hatte. Ein Tölpel nahm sie wahr und stürzte mit solcher Gewalt auf sie hinab, daß er den Boden des Botes durchbrach und bis zur Mitte des Körpers in das Loch fuhr. Ein Matrose hielt ihn in dieser Lage fest, damit der Leck verstopft blieb und das Bot seine Bestimmung erreichen konnte.“ Auch andere Beispiele, daß herabschießende Tölpel mit dem Schnabel Bretter durchbohrten, werden mitgetheilt. Die Kunst, diese Vögel in das Meer zu werfen, wird nicht mit dem ersten Versuche erlernt; man muß erstlich genügende Kraft besitzen, um sie weit schleudern zu können, und zweitens ein Auge, das in dem Messen der Distancen von großen Höhen herab geübt ist, um hiernach den erforderlichen Kraftaufwand zu berechnen. Man läßt den Mann bisweilen bis in das Bot hinab und zieht ihn an dem Seile wieder herauf; während des Regens aber ist das Alles so gefährlich, daß man es nur bei gutem Wetter vornimmt.

Ich nehme jetzt Abschied von der Insel Baß und ihren Bewohnern, obgleich ich nichts von den zahlreichen Kaninchen und den sechzehn Hammeln gesagt habe, welche von ihren magern Weiden erhalten werden. Von den Festungswerken herab ist die Aussicht herrlich und belohnt die Mühe, dieselben zu besteigen. Auch die Geschichte der Wartthürme ist sehr interessant. Wer gern das Schießgewehr handhabt, findet hier Gelegenheit, seine Geschicklichkeit an zwei Tölpeln zu zeigen, welche auf zwei Abhängen in hundertundachtzig Meter Entfernung sitzen. Der Pächter betrachtet sie als das rechtmäßige Ziel, auf welches jedem Besucher zu schießen unbedingt erlaubt ist; er verlangt dagegen für jeden andern Tölpel, den man schießt, eine Entschädigung von fünf Schillingen. Es sei daher dem Neuling empfohlen, nicht auf's Gerathewohl dareinzuschießen und die Gänse gut auf's Korn zu nehmen, die dem unentgeltlichen Schusse vorbehalten sind.

Die Berliner Wasserwerke.

Nach und nach fängt man an, in Berlin die Annehmlichkeiten der Wasserleitung durch alle Räume in den Häusern zu begreifen und in Folge dessen gestalten sich auch die Aussichten für die Gesellschaft dieses Unternehmens günstiger. Das Jahr 1863 brachte eine Einnahme von 164,854 Thaler, eine Mehreinnahme von 46,573 Thaler gegen das Vorjahr, während sie im Jahre 1862 gegen 1861 nur 25,506 Thaler betrug. Für das Jahr 1863 hat man einen Gewinnüberschuß von 65,522 Thaler, so daß man eine Dividende von 1⅓ Thaler pro Actie vertheilen konnte. In den letzten anderthalb Jahren hat man mit einem durch eine Anleihe aufgebrachten Aufwande von 295,000 Thalern in den neuen Stadttheilen 16½ Meilen Röhren gelegt. Im letzten halben Jahre wurden 625 Meldungen zu Wassereinrichtungen gemacht und davon 548 in Angriff genommen oder vollendet. 487 Häuser sind mit dem Röhrensystem neu in Verbindung gebracht worden, davon aber 342 noch nicht so weit, um bereits Einnahmen abzuwerfen. Die jährliche Einnahme aus diesen neuen Anlagen gewährt bereits eine angemessene Verzinsung des darauf verwendeten Capitals.

Die alten Minen in Mexico.

Die Franzosen lassen es sich sehr angelegen sein, den Reichthum Mexico's an edlen Metallen, der das Mittelalter in großes Erstauen setzte, wieder in Erinnerung zu bringen. Wir beschränken uns darauf, die Erträgnisse, der reichsten Minen anzugeben. Die Bergwerke von El Lacal und Biscaina, in der Provinz Mexico, producirten 1662 für 4⅓ Mill. Dollars. Bis 1774 warfen sie einen Reingewinn von 6 Mill. ab, und außerdem hatte man während dieser Zeit von dem Gewinn noch 1⅕ Mill. auf zwei Haciendas verwendet. Von 1794 bis 1801 belief sich der Reingewinn ebenfalls auf 6 Mill. Dollars. Die Veta Madre bei Guanajuato producirte von 1766 bis 1835 für beinahe 226 Mill. Dollars, also jährlich über 3¾ Mill. Ein Schacht, der mit einem Aufwande von 700,000 Dollars bis zu dieser Ader niedergebracht wurde, ergab in dem ersten Jahre 11 Mill. Dollars. Nördlich von Guanajuato wurde eine Mine von armen Leuten bearbeitet, als sie aber bis zu einer Tiefe von 240 Fuß gelangten, erbeuteten sie von 1788 bis 1810 jährlich im Durchschnitt über 1⅓ Mill. Dollars, von denen ihnen über ½ Mill. als Gewinn

blieb. Die Mine von Catorce, in der Provinz San-Luis-Potosi, gab dem Jesuiten P. Flores, der den irdischen Gewinn nicht verschmähte, auf seinen Antheil in den beiden Jahren 1782/83 die bescheidene Summe von $3^1/_2$ Mill. Dollars. Das Erz dieser Mine wurde Pfund für Pfund mit einem Dollar bezahlt. Aus den Bergwerken von Pavellon, in der Provinz Zacatecas, zog der königliche Schatz, der ein Fünftel der Gesammtproduction beanspruchte, in 10 Jahren 1,406,468 Mark Silber. Als man hier später einen neuen Schacht niederbrachte, förderte man in 8 Monaten für $11^1/_2$ Mill. Dollars, doch waren die Schmelzwerke so unvollkommen, daß man 9 Jahre an der Zugutmachung der Erze, die man in 8 Monaten gefördert, zu arbeiten hatte. Allerdings waren noch große Kosten aufzuwenden, bevor man zu den Schätzen gelangte. So kosteten z. B. die Schätze auf der einen Ader von Valenciana folgende Summen: die El Tiro Viejo de San Antonio 396,000 Dollars, die beiden Burgos und San Rumon 82,000 Doll., Notre-Dame-de-Gundaluga 700,000 Dollars und endlich El Tiro General, der 1801 angefangen und beim Beginn der Revolution in einer Tiefe von 1524 Fuß aufgegeben wurde, 1 Mill. Dollars.

Die englischen und französischen Colonien.

Die Colonien des die Meere beherrschenden Alt-England umfassen ein Gebiet von mehr als 190,000 Quadratmeilen, das von 145 Millionen Menschen bewohnt wird. Sie sind also 34 Mal so groß als das Mutterland mit Schottland und Irland und mehr als 16 Mal so groß als das gesammte Deutschland. Auf Indien kommen 40,940 Quadratmeilen mit 135,653,244 Einwohnern, auf die nordamerikanischen Colonien (mit Ausnahme der ungeheuren Territorien der Hudsonsbai und des Red-River) 20,445 Quadratmeilen mit 3,305,872 Einwohnern, auf die Besitzungen in Westindien 4165 Quadratmeilen mit 1,081,687 Einwohnern, auf Australien und Neuseeland 121,500 Quadratmeilen mit $1^1/_3$ Millionen Einwohnern. Die Staatseinkünfte dieses gewaltigen Gebietes beliefen sich im Jahre 1861 auf mehr als 374,4 Millionen Thaler, wovon allein 76,32 Procent auf Indien kommen. Die Einfuhr aller dieser Colonien mit Ausnahme von Hongkong und Gibraltar betrug 1861 mehr als $625^1/_3$ Millionen Thaler und davon kommen allein 50,40 Procent auf britische Boden- und Industrieerzeugnisse. Ausgeführt wurden dagegen für circa $573^2/_3$ Millionen Thaler. Der Schifffahrtsverkehr der Colonien berechnet sich auf 22,849,461 Tonnen für ein- und auslaufende Fahrzeuge. — Die französischen Colonien (Martinique, Guadeloupe, Guyana, Reunion, am Senegal, in Indien, Mayotta und St. Pierre-et-Miquelon) zählten 1861 nur 835,941 Einwohner. Der gesammte Handelsverkehr, der durch 3506 ein- und 3546 auslaufende Schiffe vermittelt wurde, betrug noch nicht $80^1/_2$ Millionen Thaler.

Neues vom Büchertisch.

Annalen der Physik u. Chemie. Hrsg. v. J. C. Poggendorff. Jahrg. 1864. Nr. 1. gr. 8. Leipzig, Barth. pro cplt $9^1/_3$ Thlr.

Zeis, E., Nachträge zur Literatur u. Geschichte der plastischen Chirurgie. Lex.-8. Leipzig, Engelmann. $^1/_3$ Thlr.

Schauenburg, C. H., Baunscheidt's Lebenswecker und die exanthematische Heilmethode. Zur Verständigung für Laien und Aerzte. 2. oder specieller Theil. gr. 8. Leipzig, Fries. 1 Thlr. 24 Sgr.

Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Neue Folge. 1. Bd. 1. Hft. Lex.-8. In Comm. Danzig, Anhuth. 2 Thlr.
Inhalt: Tafeln f. sämmtl. trigonometrische Functionen der cyklischen u. hyperbolischen Sektoren. Von J. F. W. Gronau.

Reise des Herzogs Ernst v. Sachsen-Coburg-Gotha nach Aegypten und den Ländern der Habab, Mensa u. Bogos. Mit 20 Zeichngn. nach der Natur aufgenommen u. chromolith. v. R. Kretschmer, 4 Photogr. u. 2 Karten. gr. Fol. Leipzig, Arnoldische Buchh. In engl. Einb. 32 Thlr.

Abhandlungen hrsg. v. der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft. 5. Bd. 1. Lfg. gr. 4. Frankfurt a. M., Brönner. $8^1/_3$ Thlr.

Berghaus, H., and F. v. Stulpnagel, Chart of the world on Mercator's projection. 2. Aufl. 8 Blatt. Gotha, J. Perthes. Chromolith. Imp.-Fol. 4 Thlr.; auf Leinw. u. in Mappe $5^1/_3$ Thlr.; auf Leinw. u. m. Rollen $6^1/_3$ Thlr.

Spieß, G., die preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862. 6. Lfg. Lex.-8. Berlin, Spamer's Verl.-Buchh. $^1/_3$ Thlr.

Gerst's, G., Reisen, Abenteuer u. Erlebnisse in Asien, Afrika und den indischen Meeren. 1. Lfg. Dresden, Schöpff. $^1/_6$ Thlr.



G. E. Lessing.

Von

Hermann Hettner.

Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet. Lessing ist der mannhafteste Charakter der deutschen Literaturgeschichte. Sein Leben und Streben war ein unablässiges Kriegen und Siegen.

Oft liebte Lessing den Krieg nur um des Krieges willen. Aber Lessing wirkte reinigend und fortbildend, auch wo er bloß verneinend war. Das furchtbare Strafgericht, welches er an den Lange, Klotz und Göze vollzog, wurde ein heilsamer Schreck für Alle, welche den hehren Tempel der Wissenschaft durch schnöden Trödelmarkt oder nichtigen Scheindienst entweihten. Auch im zermalmendsten Spott war Lessing immer nur von dem tiefsten Ernst sittlicher Begeisterung getragen. Gar Mancher dünkt sich ein Lessing und ist doch nur ein Thersites.

Und doch, was wären diese lustigen und kecken Streifzüge, wäre Lessing's Wirken nicht zugleich ein im höchsten Sinne schöpferisches, bahnbrechendes und zielzeigendes gewesen? In allen jenen großartigen Entwicklungskämpfen, durch welche das achtzehnte Jahrhundert die Deutschen so überraschend schnell aus der Schmach der kläglichsten Erniedrigung zum gebildetsten und geistig freiesten Volk der Erde emporhob, stand Lessing immer in vorderster Reihe. Nach allen Richtungen pflanzte er das Banner der neuen Zeit auf; so fest und unerschütterlich, daß man in Hinblick auf die Verirrungen der spätern Geschlechter treffend gesagt hat, fortschreiten heiße jetzt in vielen Dingen nichts Anderes als auf Lessing zurückgehen. Und diese Wahrheit bleibt ungeschmälert; wenn sich auch zeigen sollte, daß selbst Lessing sich den Schwächen und Schranken der von ihm bekämpften Anschauungen und Ueberlieferungen noch nicht immer völlig zu entziehen vermochte.

Lessing's Krieg und Sieg war die Eroberung unserer classischen Dichtung, war die Besitznahme der freien Wissenschaft und die Einführung derselben in die allgemeine Gesinnung und Denkart.

Was uns Lessing als Dichter, was er uns insbesondere als kritischer Kunstlehrer war, erhellt schlagend aus der Thatsache, daß zwischen Gottsched's sterbendem Cato und Goethe's Götz und Werther nur ein Menschenalter liegt. Wie war dieser wundergleiche Umschwung möglich? Es gibt nur eine einzige Antwort. Dieses Menschenalter war das Leben und Wirken Lessing's.

Als Lessing mit seinem befreienden Schaffen in die deutsche Literaturbewegung eintrat, standen sich zwei Richtungen scharf gegenüber, deren Ursprünge bis in das Zeitalter der Reformation zurückreichen. Es war derselbe Gegensatz, von welchem die Literatur- und Kunstgeschichte aller Völker Europa's in den letzten drei Jahrhunderten auf's Tiefste bewegt ist. Im Mittelalter hatte sich namentlich diesseits der Alpen aus dem lebendigen Zusammenwirken der christlichen Gemüthsinnerlichkeit und des germanischen Volksnaturells eine eigenartig nationale und christliche Kunst herausgebildet, deren reichste Entfaltung wir in der Gothik und in unserer altdeutschen Dichtung bewundern. Da kam mit der Wieder-

geburt der Alterthumsstudien jene Wiedergeburt oder Renaissance der antiken Formenhoheit, deren unwiderstehlichem Zauber sich die Herzen um so williger öffneten, je mehr in Staat und Gesellschaft, Sitte und Denkart bereits die Romantik des Mittelalters verblichen und verklungen war. Die italienische Renaissance beherrschte eine Zeit lang ganz Europa; Renaissance, freilich verfallende, ist auch die Kunst und Dichtung des Siècle de Louis XIV. und das Rococo. England und die Niederlande hatten im spornenden Glücksgefühl politischer Macht und Größe nach kurzer Uebergangszeit ihre eigenartig volksthümliche Kunst und Dichtung wiedergewonnen. Die gewaltige Dichtung Shakspeare's fußt fest auf den Anfängen der heimischen Volksbühne, bildet aber diese zur Erfüllung der höchsten und idealsten Kunstforderung empor; Rubens ist in der Schule der Italiener geschult und bleibt doch durchaus volksthümlich und niederländisch. Deutschland war nicht die gleiche Gunst zu Theil geworden. Jene anziehende Verschmelzung deutscher Eigenart und italienischer Formenschönheit, wie sie in den späteren Werken Dürer's und namentlich im jüngern Holbein hervortritt, wurde in ihrer verheißungsvollen Fortbildung gewaltsam unterbrochen und verkümmert durch die wüsten Religionsstreitigkeiten, welche der Reformation folgten, und durch den unglückseligen dreißigjährigen Bürgerkrieg, welcher Deutschland aus dem blühendsten Culturleben wieder in die ärgste Barbarei zurückwarf. Die bildende Kunst wurde in Deutschland bis auf die letzten Reste vernichtet. In der Dichtung herrschte einerseits die verfallende Renaissance, die sich zuletzt in die von Gottsched gepredigte sclavische Nachahmung der französischen Tragiker gipfelte, und andererseits eine verwilderte Volkspoesie, die sich an den niedrigsten Hanswurstiaden und an den verpöbelten sogenannten Haupt- und Staatsactionen ergötzte. Wie aber hätte dieser unnatürliche und verderbliche Zustand auf die Dauer Bestand haben können? Endlich hatte sich der deutsche Nationalgeist doch wieder von dem Leiden des dreißigjährigen Krieges erholt; ein wohlhabendes Bürgerthum war wieder erstanden. In Leibnitz und Wolf hatte die deutsche Wissenschaft sich bereits wieder zu europäischem Ruhm emporgeschwungen. Das deutsche Gemüth sehnte sich, auch in der Dichtung wieder bei sich selbst einzukehren. Was ist die Hinweisung Bodmer's auf Milton Anderes als das rührende Verlangen nach tieferer Gemüthspoesie? Das Streben, die Kunstdichtung, welche in ihrer Idealität berechtigt, aber in ihrer einseitigen Anlehnung an die Franzosen und in ihrer vornehmen Abwendung vom Volksleben entartet war, und die nicht minder berechtigte, aber in ihrer Vereinzelung und Erniedrigung durchaus aller Idealität beraubte Volksdichtung wieder zu ihrer naturgemäßen Einheit und Versöhnung zurückzuführen, war überall rege. Was ist Klopstock's religiöses Epos der Messiade und seine Flucht in die altnordische Mythologie und Bardendichtung, wenn nicht das Streben nach einer Dichtung, die ideal stilvoll und zugleich volksthümlich sei, obgleich ein sehr abenteuerliches und ergebnißloses? Was ist die Wirkung Gellert's und Rabener's als die Rückkehr zu echt deutschem Wesen, aber freilich nur in untergeordneten und zwitterhaften Dichtarten und mit philisterhafter Beschränktheit? Die Bedeutung Lessing's ist, daß er sich dieselbe Aufgabe stellte und siegreich durchführte. Was die Andern wollten, aber nicht konnten, das wollte er auch und konnte es. Er war zu gesund thatsächlich, um den Ikarusflug der Klopstock'schen Donquixoterien zu theilen, und zu feinsinnig und künstlerisch durchgebildet, als daß es ihm hätte wohl werden können in den Niederungen Gellert's und Rabener's.

Für Lessing's Richtung wurde es bestimmend, daß sich sein Streben nach der Versöhnung des Volksthümlichen und künstlerischen Idealen vom ersten Anbeginn vornehmlich am Drama entzündete. Der Gegensatz zwischen der sogenannten gereinigten Bühne Gottsched's und der verwilderten Volksbühne war am schreiendsten; und doch lagen in diesem Gegensatze die Mittel zur Abhilfe bereits deutlich vorgezeichnet. Schon in jener merkwürdigen Vorrede, welche der einundzwanzigjährige Jüngling im October 1749 zu seinen Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters schrieb, welche aber leider in Lachmann's Ausgabe fehlt, ist das klare Bewußtsein ausgesprochen, daß durch die ausschließliche Nachahmung der Franzosen unser Theater zu einer Einseitigkeit gebracht worden sei, die man auf alle mögliche Weise zu vermeiden sich hätte bestreben sollen; ja Lessing macht bereits

hier jene bedeutungsvolle Aeußerung, welche zehn Jahre später in den Literaturbriefen so viel Aufsehen erregte, es sei gewiß, daß, wolle der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eigenen Naturell folgen, unsere Schaubühne mehr der englischen als der französischen gleichen würde; und auch von unsern alten theatralischen Stücken hätten Viele einen allzu verächtlichen Begriff, es sei wahr, sie seien wenig regelmäßig, sie hätten nichts von den Schönheiten, die jetzt Mode seien; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich Deutsche, das Bewegende abspreche, der müsse sie entweder nicht gelesen oder seinen Geschmack allzusehr verekelt haben. Man muß sich hüten, bei dieser Hinweisung auf die Engländer schon ausschließlich an Shakspeare denken zu wollen. Obgleich Shakspeare in dieser Vorrede bereits erwähnt wird, so beschränkte sich damals Lessing's Shakspearekenntniß geschichtlich nachweisbar doch nur auf jene gereimte Alexandrinerübersetzung, welche 1741 Kaspar Wilhelm von Borck, preußischer Gesandter in London, von Shakspeare's Julius Cäsar gegeben hatte. Es waren vielmehr die neuern Dichter der englischen Restaurationszeit, welche Lessing zur Nachahmung empfahl. Diese Keime wurden befruchtet und fortgebildet durch die Anregungen des sogenannten weinerlichen Lustspiels, welches sich soeben in Frankreich unter Marivaux, Destouches und Nivelle de la Chaussée erhob, und durch das bürgerliche Trauerspiel Georges Lillo's, welches trotz seiner künstlerischen Schwäche die Gemüther um so tiefer ergriff, je inniger es den Gesinnungen und Anschauungen der moralischen Wochenschriften und der Richardson'schen Familienromane verwandt war; dazu traten die kritischen Erörterungen Diderot's, welcher schon jetzt in Romanen und Abhandlungen die Unumstößlichkeit und Alleingiltigkeit des französischen tragischen Kanons bekämpfte. Lessing schrieb 1755 Miß Sara Sampson. Mit diesem ersten deutschen bürgerlichen Trauerspiel waren die Schranken des französischen Classicismus, welcher, unter der Obmacht der emporkommenden fürstlichen Allgewalt und unter der Glanzfülle Ludwig's XIV. erwachsen, keinem tragischen Helden den Zutritt gestattet, welcher nicht hoffähig war, auf's Wirksamste durchbrochen. Natur und Wirklichkeit war auch der tragischen Muse wiedererobert. Nun kamen die mächtigen Einwirkungen des siebenjährigen Krieges, welcher nicht bloß, wie Goethe so trefflich ausgeführt hat, den Deutschen wieder nationalen Gehalt brachte, sondern auch eine völlige Umstimmung des dichterischen Formgefühls weckte. Indem man wieder Poesie erlebte, indem Thatkraft und Leidenschaft wieder in das eigene Herz trat, erwachte folgerichtig immer lebendiger die unabweisliche Einsicht, daß Poesie und Naturwirklichkeit einander nicht widersprechen, sondern untrennbar zusammengehören. Lauter und begeisterter, als es jemals geschehen war, priesen die Literaturbriefe die Herrlichkeit Shakspeare's. Es entstand Minna von Barnhelm, um Goethe's Ausdruck beizubehalten, die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges. Es folgten die großen Kämpfe der Hamburger Dramaturgie gegen Corneille und Voltaire, in denen Lessing die gefeierten Helden der französischen Tragödie zu Paaren trieb, wie einst der Sieger von Roßbach die französischen Heere zu Paaren getrieben hatte. Und wieder war es Lessing selbst, welcher zuerst und am reifsten die Früchte seiner Aussaat in die Scheuern trug. Der Kritiker der Hamburger Dramaturgie war der Dichter Emilia Galotti's und Nathan des Weisen.

Mensch sprach wieder zu Mensch. Die Stoffe waren aus der unmittelbarsten Gegenwart und Wirklichkeit geschöpft. In jeder Familie konnte sich die Tragödie Miß Sara Sampson's ereignen; viele verdiente Officiere theilten damals das Schicksal Tellheim's; die Verwickelungen in Emilia Galotti waren ein treuer Spiegel deutschen Fürstenlebens vor der französischen Revolution; Nathan der Weise war das Evangelium der Liebe und Duldung, das der innerste Nerv des gesammten Zeitalters war. Und noch wunderbarer und genialer war der tiefe Griff der Charakterzeichnung. Nicht mehr das starr Schematische, zu welchem der französische Classicismus die ruhige Einfachheit und Großheit der antik plastischen Tragik verzerrt hatte, sondern das volle Hineintreten in jene verwickelten, in sich getheilten, von den mannigfachsten, einander oft widersprechenden Zwecken und Stimmungen getragene Charaktere, aus welchen die moderne Tragödie, wie sie ihren ersten und für alle Folgezeit vorbildlichen Ausdruck in Shakspeare gefunden hat, immer ihre tiefsten Motive und Wir-

kungen suchen muß, weil in dieser Verschiedenheit der Lebens- und Charakterentfaltung die Grundverschiedenheit des Antiken und Modernen überhaupt liegt. Von welcher frischen Naturwirklichkeit ist bereits Mellefont, dieser schwache, schwankende, widerspruchsvolle und doch leider so echt moderne Mensch, dessen meisterhafte Charakteristik noch in Weislingen, Clavigo und ähnlichen Goethe'schen Charakteren vieltönig fortklingt; von welcher dämonisch ergreifenden Kraft ist Marwood, ist die Gräfin Orsina, ist Marinelli, an welche man immer denken sollte, wenn man jenes bescheidene Wort Lessing's, daß er kein Dichter sei, gedankenlos nachsprechen hört! Dazu die Strenge der Motivirung, die scharfe Geschlossenheit der Composition, der rasche, geistreiche und doch so lebenswahre Dialog! Die Wirkung war eine so großartige und mächtige, daß fortan die Macht der verzopften französischen Renaissancetragödie in Deutschland für immer geschwunden war, ja daß sogar schon nach wenigen Jahrzehnten Goethe und Schiller sich gedrungen fühlten, gegen die wilden Uebertreibungen und Ueberstürzungen, zu welchen die spätere Shakspearomanie die künstlerische Richtung und Einsicht Lessing's gemißbraucht hatte, wieder an das Maßvolle der französischen Bühne zu erinnern, ohne befürchten zu dürfen, daß mit dem unvergänglich Schönen derselben zugleich auch ihre Unnatur und Verkehrtheit wiederkehre. Und auch für unsere Schauspielkunst wurde die Lessing'sche Dichtung in gleicher Weise schöpferisch und zielzeigend. Der deutsche Schauspieler brauchte, wie Eduard Devrient so schön sagt, die Natur nicht mehr durch ein französich geschliffenes Glas zu betrachten, er brauchte sich nicht mehr nur in angelernten fremden Gewöhnungen und Herkömmlichkeiten zu bewegen; frei aus der eigenen Brust durfte der deutsche Schauspieler in deutscher Weise zum deutschen Zuschauer reden. Lessing ist auch der Vater unserer Eckhof und Schröder.

Aber so groß und gewaltig diese That Lessing's war, dennoch hat auch sie noch eine sehr bedeutende und verhängnißvolle Schranke.

Im Lustspiel hatte Lessing das Höchste erreicht. In der gesammten deutschen Lustspieldichtung ist Nichts, was der kecken Ursprünglichkeit der Minna von Barnhelm gleichkommt. Minna von Barnhelm ist ein echt deutsches Lustspiel, während selbst die besten neuern deutschen Lustspiele, wie Gutzkow's Urbild des Tartüffe und Freytag's Journalisten ihre französische Abkunft nirgends verleugnen können. Aber im Trauerspiel steht Lessing trotz aller seiner Vorzüge nicht auf gleicher Höhe. Die Schranke Lessing's ist, daß er die tiefe Bedeutung, welche in der modernen Tragödie der Begriff der tragischen Schuld hat, nicht fühlte, nicht kannte.

So groß die Bewunderung Lessing's für Shakspeare war und so unsterbliche Verdienste Lessing um die erste durchgreifende Einführung Shakspeare's in Deutschland sich erworben hat, in das innerste Compositionsgeheimniß Shakspeare's ist Lessing doch niemals gedrungen. Dieses eigenste Compositionsgeheimniß Shakspeare's besteht darin, daß er, aus dem vertieften Freiheitsgefühl der modernen protestantischen Weltanschauung erwachsen, durchweg mit allen überweltlichen Schicksalsmotiven, an welchen die antike Tragödie nach Maßgabe des antiken Schicksalsglaubens so reich ist, auf's Schärfste gebrochen hat und den tragischen Untergang des Helden immer nur als die naturnothwendige und unabwendbare Folge seiner tragischen Schuld behandelt und darstellt. Wir nennen die Shakspeare'sche Tragödie Charaktertragödie, weil in ihr Jeder seines Glückes Schmied ist, weil die Katastrophe immer nur aus der Schuld quillt, welche der Held mit seiner eigenwilligen, wenn auch aus den edelsten und berechtigtsten Beweggründen entspringenden Auflehnung und Ueberhebung gegen die Gesetze und Bedingungen der allgemeinen sittlichen Weltordnung auf sich geladen hat. Dieses innerste Wesen der Shakspeare'schen Charaktertragödie und deren tiefen Gegensatz gegen die antike Tragödie hat sich Lessing niemals zum Bewußtsein gebracht. Man sieht dies in der Dramaturgie, in welcher er sich immer nur bescheidet, der geistvolle Ausleger der Aristotelischen Poetik zu sein. Man sieht es auch in Lessing's eigenen dramatischen Dichtungen. Lessing war nicht Dichter genug, um die Enge und Unzulänglichkeit seiner theoretischen und kritischen Einsicht durch die unbeirrbare Sicherheit künstlerischen Schaffens zu ergänzen und zu berichtigen. Auch die Achillesferse aller Lessing'schen Trauerspiele ist, daß sie diese nothwendige Unterlage der tragischen Schuld

und der innerlich folgerichtigen Ableitung der Katastrophe aus derselben entbehren. Dem Dichter, dem der tragische Hintergrund des antiken Schicksals fehlte, und der sich doch ebensowenig zum Bewußtsein erhoben hatte, daß die moderne Tragödie dafür des Schicksals Sterne in der eigenen Brust des tragischen Helden zu suchen habe, war keine andere Art der tragischen Verwicklung zugänglich als die Verwicklung der Intrigue; es ist derselbe Grund, aus welchem auch Euripides mehrfach der Intriguentragödie anheimfällt. Miß Sara Sampson und Emilia Galotti sind Intriguentragödien. Die Intriguentragödie aber ist ihrer innersten Natur nach von dem Gebiet reiner Tragik ausgeschlossen. Die Aeußerlichkeit ihrer Motivirung besagt selbst, daß sie nicht innerlich nothwendige, ewige, allgemein menschliche Kämpfe und Gegensätze darstellt, sondern nur zufällige, rein persönliche, bei gutem Willen ausgleichbare; ja es liegt die Gefahr nahe, daß, wenn der tragische Untergang des Helden nur durch äußerlich angezettelte Intrigue herbeigeführt wird, das Recht als dem Unrecht oder, um in der moralisirenden Sprache des achtzehnten Jahrhunderts zu reden, die Tugend als dem Laster erliegend erscheint. Man kann sich nicht verhehlen, daß auch Lessing an diesen unvermeidlichen Klippen der Intriguentragödie gescheitert ist. Weil in Miß Sara Sampson nicht eine unsühnbare tragische Schuld, sondern nur ein sühnbarer Fehltritt das Grundmotiv der Handlung, die Schürzung des Knotens ist, muß zur Herbeiführung der Katastrophe, welcher der Grund innerer Nothwendigkeit mangelt, ein ganz fremdes Motiv, die Eifersucht einer gekränkten Nebenbuhlerin, als Deus ex machina herbeigezogen werden; und diejenige Gestalt, die im ganzen Stück die allein verworfene und unsittliche ist, verwaltet das hehre Amt der sittlichen Gerechtigkeit, der strafenden Rachegöttin. Und steht es in Emilia Galotti um die tragische Motivirung besser? Von Herder bis auf Börne hat sich immer wieder die Anklage wiederholt, gegen deren Unwiderleglichkeit sich nur thörichte Beschönigungssucht verblenden kann, daß die Motivirung der Katastrophe eine durchaus äußerliche und gewaltsame, und daher die Katastrophe selbst eine durchaus unsittliche und undichterische sei. Emilia wird erstochen, ihr Vater übergibt sich dem Gericht; sie, die alle Beide nichts gefehlt und nichts verschuldet haben; der Prinz dagegen, der Urheber all' dieses Unglücks, geht frei aus, und Marinelli wird in die Verbannung geschickt, aus welcher ihn der Prinz wahrscheinlich sofort wieder zurückruft, wenn er seiner Kunst zur Befriedigung einer ähnlichen fürstlichen Laune wieder bedürfen wird. Hier liegt auch der Grund, warum selbst der hohe Stil Nathan's zuletzt in die Genrebildlichkeit einer rührenden Familiengeschichte herabsinkt. Ja zuweilen schweift Lessing in die antikisirende Schicksalstragödie selbst hinüber. Unter den dramatischen Fragmenten Lessing's findet sich ein Entwurf, welcher an die verrufenen Schicksalstragödien der Müllner und Houwald, der Werner und Grillparzer sehr bedenklich erinnert. Er führt den Titel „Das Horoskop.“ Einem Vater ist geweissagt worden, daß ihn sein Sohn tödten wird, der Sohn erfährt diese Weissagung; um ihr zu entgehen, will er sich erschießen; durch einen unglücklichen Zufall trifft der Schuß den Vater und tödtet diesen; darauf sucht auch der Sohn den Tod. Aehnlich sind einige Stoffmotive, die in den Collectaneen Lessing's (Bd. 11. S. 390) aufbewahrt sind und deren Conception höchst wahrscheinlich der Breslauer Zeit angehört. Verirrungen dieser Art wären unmöglich, hätte Lessing in den streng ursächlichen Zusammenhang der tragischen Schuld und des tragischen Untergangs gehörige Einsicht gehabt.

Wir stehen vor den entscheidendsten Wendungen in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Dichtung. Lessing ist dadurch der Begründer und Ahnherr unserer Dramatik geworden, daß er uns von dem Joch des französischen Zopfes befreit, daß er uns zu der Bewunderung Shakspeare's, welcher Anfang und Gipfel der modernen Tragödie zugleich ist, geführt hat. Aber Lessing hat Shakspeare immer nur in seinem Gegensatz zum französischen Classicismus, nie in seiner eigensten Größe und epochemachenden Bedeutung betrachtet. Weil Lessing die antike Tragödie und die Tragödie Shakspeare's in gleichem Abstand von dem Zopf des französischen Classicismus erblickte, meinte er nun auch beide Arten der Tragik unter sich selbst übereinstimmend. Er erkannte nicht, daß die volksthümliche moderne Tragödie in der Art ihrer Motivirung durch die weite Kluft der antiken und modernen

Weltanschauung auf das Bestimmteste von der antiken Tragödie getrennt sei und daß grade in diesem scharfen Unterschied die eigenste Größe Shakspeare's und der tiefste Grund seiner packenden Volksthümlichkeit liege. Auch Wieland, auch Gerstenberg, dessen Abhandlungen über Shakspeare das Beste sind, was damals neben Lessing über Shakspeare in Deutschland geschrieben wurde, auch Herder hatte von dieser Grundverschiedenheit antiker und moderner Tragik noch kein Bewußtsein. Erst Goethe und Schiller haben das eigenste Wesen Shakspeare's und sein tragisches Compositionsgeheimniß wiedergefunden. Besonders aber bei Schiller sieht man, daß diese Einsicht noch eine durchaus neue war. Wie seine Jugenddichtung „Cabale und Liebe" noch harmlos nach dem Vorgange Lessing's sich in den Motiven einer Intriguentragödie bewegt, so greifen manche seiner spätern Stücke im Streben nach antiker Einfachheit und Großheit wieder nach antikisirenden Schicksalsmotiven.

Und genau in demselben Sinn und innerhalb derselben Schranke sind Lessing's Bemühungen um die bildende Kunst; nur mit dem Unterschiede, daß er der bildenden Kunst ungleich ferner stand als der Dichtung.

In der bildenden Kunst war die gewaltige That, welche Lessing für die Dichtung that, im Wesentlichen bereits gethan. Lessing's großer Zeitgenosse, Johann Joachim Winckelmann, hatte 1755 in seiner ersten Schrift, in seinen genialen „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" den Ausschweifungen der französischen Rococokunst auf das Entschiedenste den Krieg angekündigt; der einzige Weg, groß, ja, wenn möglich unnachahmlich zu werden, sei die Nachahmung der Alten, das heißt derselbe Weg, welchen auch Michel Angelo, Rafael und Poussin einst eingeschlagen. Aber allerdings war Winckelmann, indem er später zu vorwiegend geschichtlichen Studien überging und sein großes Werk der griechischen Kunstgeschichte schrieb, in dieser Bekämpfung des französischen Zopfes vor dem letzten Ziel stehen geblieben. Eine der verderblichsten Verirrungen dieses französischen und französirenden Stils war das hohle Allegorienwesen, die Personification allgemeiner und abgezogener Begriffe mit Hilfe des äußern Beiwerks der sogenannten Symbole und Attribute. Winckelmann, erwachsen in der Aesthetik Bodmer's und Breitinger's und unter der Leitung Oeser's, eines der allerärgsten Allegoristen, hatte der Allegorie in jener Jugendschrift auf's Wärmste das Wort gesprochen; schrieb er doch sogar nach der Vollendung der Kunstgeschichte noch eine besondere Anweisung zum geschickten Allegorisiren. Diese Schwäche Winckelmann's beruhte auf der Anschauungsweise jener Zeit, Dichtung und bildende Kunst unterschiedlos zusammenzuwerfen; es scheint nicht widersprechend, sagt Winckelmann, daß die Malerei eben so weite Grenzen als die Dichtkunst haben könne und daß es folglich dem Maler möglich sei, dem Dichter zu folgen, so wie es die Musik zu thun im Stande ist. Lessing's kritischem Scharfblick mußte eine solche Geschmacksrichtung widerstreben. Und aus diesem Widerstreben ist ein Theil jener tiefgreifenden Untersuchungen hervorgegangen, welche Lessing's Laokoon zur unumstößlichen Grundlage aller künstlerischen Stillehre machen. Lessing's Laokoon erfaßt das Uebel an der Wurzel. Der Hang der bildenden Kunst zur Allegorie war nur das entsprechende Gegenstück des Hanges der Dichtung zur beschreibenden Malerei, welche nach dem Vorbild Pope's und Thomsons eben damals durch Haller und Brockes, Kleist und Geßner auch in Deutschland auf's Ueppigste emporwucherte; dort will die bildende Kunst die Gedankenmäßigkeit der Dichtung, hier will die Dichtung das Schilderungsvermögen der bildenden Kunst erobern. Beide Verirrungen sind ein willkürliches Vermischen und Ueberspringen der Grenzen und Stilbedingungen, welche jeder Kunstart durch die Natur ihrer Darstellungsmittel unüberspringbar gestellt sind. Lessing spricht es selbst in der Vorrede aus, daß, indem er diese Grenzen und Stilunterschiede zu klarem kritischen Bewußtsein erhebe, er nicht bloß die Schilderungssucht in der Poesie, sondern auch der Allegoristerei in der Malerei, und allen falschen Geschmacksrichtungen und Urtheilen, welche aus der blendenden Antithese, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei, entsprangen, auf das Entschiedenste entgegentrete.

Dies ist der geniale Grundgedanke und das

bleibende Verdienst von Lessing's Laokoon. Dieses gewaltige Werk hat nicht bloß in der Dichtung den Zopf jener tändelnden Naturschilderungen für immer gestürzt; es ist auch für die bildende Kunst von der unendlichsten Förderung gewesen. Winckelmann hatte nur die Unnatur und freche Leidenschaftlichkeit der herrschenden Formengebung bekämpft und in dieser wieder die Idee des hohen Stils, der stillen Einfalt und Größe erweckt; Lessing ging weiter und drang bis in das innerste Compositionsgeheimniß. Ist es Lessing's Schuld, wenn auch heute wieder viele selbst unserer gefeiertsten bildenden Künstler auf der vermeintlichen Höhe tiefsinniger Gedankenbildung in die von Lessing so hart bekämpfte Unart eitlen Allegorienkrams zurückfallen, welchen sie freilich, da die Allegorie durch Lessing in verdienten Verruf gekommen ist, jetzt mit dem anspruchsvollen Namen künstlerischer Symbolik zu beschönigen suchen?

Wenn aber Lessing sogar in der Dichtung, welche doch sein eigenstes Gebiet war, keine klare Einsicht in den Unterschied des Antiken und Modernen hatte, was Wunder, daß dieser Mangel noch greller in der bildenden Kunst wiederkehrt, in welcher ihm die lebendige Anschauung, ja wohl auch das offene Auge und die warme Empfänglichkeit fehlte? Lessing ist in allen Fragen der bildenden Kunst scharf und untrüglich, wo ein denkender Kopf und künstlerische Feinfühligkeit ausreicht; seine unvergleichliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ gibt dafür das unwidersprechlichste Zeugniß. Jedoch wo das Auge als Auge sprechen muß, wo jene ungeheure Kluft sich geltend macht, welche nach Goethe's Ausdruck zwischen allem Literarischen, ja selbst zwischen dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, zwischen Poesie und Rhetorik einerseits und zwischen der bildenden Kunst andererseits liegt, da wird Lessing unsicher und schwankend und bleibt in der Manierirtheit seiner Zeitgenossen befangen oder wird höchstens der Nachbeter Winckelmann's, welcher in der genialen Einseitigkeit seiner antiken Natur keine andere Kunst als die antike bestehen lassen wollte. Wir wollen mit Lessing nicht rechten, daß er nichts von der Herrlichkeit der mittelalterlichen deutschen Kunst ahnte. Er, der als Knabe in Kamenz eine kleine, in ihrer Art nicht verächtliche gothische Kirche alle Tage vor Augen hatte, er, der seine Jugendzeit in der unmittelbaren Nähe des Meißner Domes und der Meißner Albrechtsburg verlebte, er, der in seinen Mannesjahren in Breslau und in den an mittelalterlichen Kunstwerken so reichen niedersächsischen Ländern verweilte, er sieht in der gothischen Baukunst nichts als ungeheure Massen von Stein, ohne Geschmack oder wenigstens in einem sehr kleinen Geschmack aufgethürmt, ihm ist das Gothische und Barbarische schlechterdings gleichbedeutend. Addison war aufgewachsen in Oxford, dem Eldorado der Gothik, und hatte gegen die Gothik dieselbe Abneigung; auch die französischen Aufklärer wissen die Gothik nicht herb genug zu verunglimpfen; erst in Herder und Goethe erwachte der Sinn für die mittelalterliche Kunst, und auch Goethe hat seit der Zeit seiner italienischen Reise seine Straßburger Jugendschwärmerei wieder verleugnet. Bedenklicher ist es, wenn Lessing sagt, daß die Sixtinische Madonna in Dresden nicht von Rafael's bester Manier sei; und noch bedenklicher, daß Lessing's italienisches Reisetagebuch über Italiens Kunstwerke nur höchst flüchtige Andeutungen gibt, während es doch auf Bibliotheken und andere Merkwürdigkeiten ausführlicher eingeht. Auch Lessing's Collectaneen beziehen sich überall mehr auf die biographische Künstlergeschichte als auf die eigentliche Kunstgeschichte. Nur aus diesem Umstand ist es erklärbar, daß Lessing, der in seinem Laokoon so fein und scharf die Stilunterschiede der Dichtung und der bildenden Kunst hervorhebt, in seltsamstem Widerspruch mit seiner eigenen Grundanschauung nun unter diesen bildenden Künsten selbst gar keinen Stilunterschied kennt, daß ihm die Gesetze und Bedingungen der Plastik und die Gesetze und Bedingungen der Malerei unbedingt gleich und übereinstimmend dünken; wie ja schon der erläuternde Nebentitel des Laokoon „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie“ den Begriff der Malerei für den Allgemeinbegriff der bildenden Kunst überhaupt gebraucht. Hatte die neuere Plastik bisher ausschließlich unter der Uebermacht der Malerei gestanden, so hatte Winckelmann, als ein begeisterter Schüler der Alten, und sein künstlerischer

Freund Rafael Mengs, die Malerei umgekehrt unter die Uebermacht der Plastik gestellt. Lessing theilte nicht nur diese Ansicht, sondern zog die nothwendigen Folgesätze derselben mit einer Unerbittlichkeit der Logik, wie der frische Natursinn Winckelmann's dieselbe niemals gebilligt hätte. Dies tritt schon im ersten Theil des Laokoon hervor, so daß bereits Garve in seiner einsichtigen Recension diese gewaltsame Vermischung des Bildnerischen und Malerischen rügte, noch mehr aber in den hinterlassenen Entwürfen des zweiten und dritten Theils. Aus dieser einseitig plastischen Anschauungsweise heraus ist Lessing ein Verächter der Farbe, so daß er wünscht, die Kunst, mit Oelfarben zu malen, möchte gar nicht erfunden sein. Ja, auch die Composition des Malers soll sich jedesmal nur auf die Darstellung einer einzelnen Idealschönheit, höchstens auf die Zusammenstellung von zwei oder drei Figuren beschränken; ein Gesetz, welches unstreitig aus den Pompejanischen Bildern gezogen war, welches aber seit der Entdeckung des großen Mosaikgemäldes der Alexanderschlacht gründlich widerlegt ist.

Es ist ungeschichtlich, sich diese Schwächen und Schranken Lessing's verschweigen zu wollen. Die großartige Bedeutung seiner geschichtlichen Stellung beeinträchtigen sie nicht. Was Goethe von Lessing's Laokoon sagt, daß die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe Alle, welchen mit solcher Nahrung gedient sei, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens beschäftigt und zu überschwenglichem Wachsthum geführt habe, das gilt von Lessing's gesammtem kritischen und dichterischen Wirken. Eine schöpferische Kritik so durchgreifender Art war in der Welt noch nicht gesehen worden. In Lessing überflügelte Deutschland die gleichzeitigen Bestrebungen Englands und Frankreichs mit einer fast unbegreiflichen Raschheit und Sicherheit. Deutschland, bisher so verachtet, war fortan nicht mehr bloß lernend und empfangend, sondern bestimmend und anführend.

Und wie der Befreier und Reformator der deutschen Dichtung ist Lessing auch der Befreier und Reformator unserer religiösen und philosophischen Bildung und Denkart.

Hier nur die allgemeinsten Umrisse.

Der religiöse und philosophische Entwicklungsgang Lessing's zerfällt in zwei Epochen; in eine Epoche des Werdens und in eine Epoche der abgeschlossenen Reife. Die Breslauer Zeit, welche man so gern als eine Zeit planloser Libertinage betrachtet, ist auch hier die entscheidende Wendung.

Lessing's erste Jugendeindrücke waren das schlichte und fromme Walten eines evangelischen Pfarrhauses. Als aber der Knabe zum Jüngling erwachsen war, wie hätte er, der unabhängige und strebende Geist, das wichtigste Anliegen aller menschlichen Bildungskämpfe, wie hätte er seine Religion nur als eine Sache des Zufalls seiner Geburt und Erziehung, nur als etwas von seinen Eltern auf Treu und Glauben Angenommenes prüfungslos auf sich beruhen lassen mögen? Vollends im achtzehnten Jahrhundert, dessen tiefstes Lieben und Hassen die religiösen Dinge waren, wie uns die politischen. Schon früh begann er, wie er sich selbst ausdrückt, klüglich zu zweifeln. Die theologischen Modeschriften wurden von ihm auf's Emsigste gelesen. Je bündiger ihm der Eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward er; je muthwilliger und triumphirender es der Andere zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte er sich, es wenigstens in seinem Herzen aufrecht zu erhalten. Wo war der Ausweg aus diesem Labyrinth? Aus diesem Drang ist ein großer Theil jener berühmten Rettungen entstanden, welche Lessing während seines Aufenthalts in Wittenberg schrieb; offenbar suchte er in der Geschichte der Religion jenen erlösenden Aufschluß, welchen er in der Lehre der herrschenden Dogmatik nicht finden konnte. Nichtsdestoweniger wendete sich Lessing bald auch an das Dogmatische selbst. Wir besitzen einige Bruchstücke aus der Zeit seines zweiten Berliner Aufenthalts, deren Bedeutung um so größer ist, da sie unbelauschte Selbstgespräche sind, welche erst nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit kamen. Die verschiedenartigen Standpunkte, welche in diesen hervortreten, bezeugen, wie selbständig und stetig vorschreitend seine innern Wandlungen waren. Das erste dieser Bruchstücke führt die Ueberschrift „Das Christenthum der Vernunft." Es kann kein Zweifel sein, daß C. Hebler völlig Recht hat, wenn er dasselbe in das Jahr

1754 setzt. Der Grundgedanke ist: das Christenthum hat Wahrheiten, auf welche die Vernunft für sich allein nicht hätte kommen können; aber diese Wahrheiten müssen sich nachträglich als mit der Vernunft übereinstimmend erweisen. Es ist der Standpunkt der sogenannten speculativen Theologie, wie dieselbe durch Leibniz angebahnt und begründet war. Der Glaube soll zum Wissen erhoben und durch dieses gerechtfertigt werden. Dieses Bruchstück hat hier namentlich die philosophische Begründung des christlichen Glaubenssatzes von der Dreieinigkeit versucht. Lessing hat sich an diesen sophistischen Fechterkunststückchen, welche später wieder durch Schelling und Hegel zu unverdientem Ansehen gelangt sind, nicht lange genügen lassen; er selbst war der Erste, welcher sie als philosophische Grillen bezeichnete. Das zweite Bruchstück ist jener herrliche Aufsatz über die Herrnhuter, welcher in Inhalt und Form zum Schönsten gehört, was Lessing jemals geschrieben hat. Es ist hier dasselbe fröhliche Gewahrwerden der eigenen Kraft und Selbständigkeit, das seinen gleichzeitigen kritischen und dichterischen Bestrebungen einen so unendlichen Reiz gibt. Es ist die Zeit seines ersten tiefgreifenderen Kampfes gegen die Gewaltherrschaft des französischen Classicismus, die Zeit seines ersten bürgerlichen Trauerspiels Miß Sara Sampson; denn die in dieser Abhandlung hervortretende Bekanntschaft mit Cardanus, mit welchem sich Lessing erst 1754 beschäftigte, und die Anspielung auf Schönaich's Aesthetik in einer Nuß, welche ebenfalls erst 1754 erschien, machen trotz der Einwürfe Hebler's (Lessingstudien S. 24) die Annahme Danzel's (Bd. I. S. 233), daß diese Abhandlung erst dem Jahre 1755 angehört, zur fast urkundlichen Gewißheit. Es ist ein verächtliches Zurückblicken auf die früheren Spielereien seines Aufsatzes über das Christenthum der Vernunft, wenn er meint, die jetzigen Zeiten seien — solle er sagen so glücklich oder so unglücklich? — daß man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht habe, daß man kaum noch mit Mühe und Noth die eine von der andern unterscheiden könne, während doch zu bedenken sei, daß auf diese Weise die eine die andere nur schwäche, indem diese den Glauben durch Beweise erzwingen, und jene die Beweise durch den Glauben unterstützen solle. Vom Glauben und von der Theologie dringt Lessing nunmehr ausschließlich auf das werkthätige und ausübende Christenthum; und die Herrnhuter haben trotz ihrer kleinlichen und engen pietistischen Ursprünge besonders darum seine herzliche Theilnahme, weil sie diese unmittelbare Werkthätigkeit, dieses schlichte Wesen des Urchristenthums aus den theologischen Zänkereien wiederherzustellen so emsig bestrebt seien. In diesem Sinne ist es kein Widerspruch, sondern nur eine Bestätigung der hier ausgesprochenen Grundanschauung, wenn wir von Moses Mendelssohn (Werke Bd. III. S. 6. Bd. II. S. 362 ff.) hören, daß schon damals Lessing vollständig mit der herrschenden Kirchenlehre gebrochen hatte, daß er, um Mendelssohn's eigene Worte zu gebrauchen, aus Eifer für die natürliche Religion keine geoffenbarte neben ihr anerkannte, daß er alle Lichter der Offenbarung auslöschen zu müssen glaubte, um die Beleuchtung einzig und ungetheilt aus dem Licht der Vernunft strömen zu lassen. Daher einerseits der leidenschaftliche Krieg, welchen jetzt Lessing gegen die Behauptung der Schriftsteller des nordischen Aufsehers führt, daß Sittlichkeit und Rechtschaffenheit ohne kirchliche Gläubigkeit unmöglich seien; es gilt die Unabhängigkeit der Moral vom Dogma zu behaupten. Und daher andererseits die durchaus andere Richtung, welche fortan seine Religionsforschung einschlägt. Wer das Christenthum verneint, hat die Aufgabe, das Wunder seiner Entstehung und seiner Macht und allgemeinen Verbreitung aus natürlichen Gründen zu erklären. Diese Aufgabe hat sich Lessing in einem dritten Bruchstück gestellt; es heißt: „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion," und fällt nach Hebler's Beweisführung ebenfalls in diese Zeit. Dieses Bruchstück geht ohne Weiteres von der Voraussetzung aus, einen Gott zu erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen, und auf diese würdigsten Begriffe in allen unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht zu nehmen, das sei der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion, zu welcher jeder Mensch nach dem Maß seiner Kräfte verbunden sei. Dieses Maß der Kräfte und Einsichten sei aber

verschieden. Als daher eine gemeinsame Staatsreligion nöthig geworden, habe man sich über gewisse Sätze und Begriffe einigen und diesen conventionellen Dingen dieselbe Wichtigkeit beilegen müssen, die die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selbst hatten. Man habe aus der Naturreligion eine positive Religion gemacht, wie aus dem Naturrecht ein positives Recht. Die beste geoffenbarte oder positive Religion sei also diejenige, welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthalte und die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränke. Das heißt mit andern Worten, Lessing nimmt zur positiven Religion genau dieselbe Stellung ein wie die englischen und französischen Freidenker, sie ist ihm eine menschliche Erfindung; nur mit dem Unterschied, daß diese Erfindung hier nicht als schlauer und eigensüchtiger Priestertrug erscheint, sondern als unumgängliche, politische Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit. An dieses Bruchstück schließt sich sowohl seinem innern Gedankengang wie der Zeit seiner Abfassung nach folgerichtig ein viertes Bruchstück an. „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion." Es sucht zu zeigen, daß diese Fortpflanzung und Ausbreitung des Christenthums durchaus natürlich und ohne Wunder, lediglich durch den Verfall des Heidenthums und Judenthums, und durch die Macht der Schwärmerei, welche auf diesem morschen Boden die triebkräftigste Empfänglichkeit gefunden, erfolgt sei. Diese Schrift ist wahrscheinlich um das Jahr 1760 entstanden; dies beweisen die vielfachen Hinweisungen auf Sophokles, mit dessen Leben und Wirken sich Lessing in dieser Zeit beschäftigte. Aber den Standpunkt dieser Schrift hat Lessing bis an seinen Tod festgehalten. Als Lessing Gibbon's Geschichte des römischen Reichs kennen lernte, war er, wie aus einem Briefe von Elise Reimarus vom 8. Jauuar 1779 (Watenbach. Zum Andenken Lessings, S. 23) hervorgeht, besonders von dessen Anschauung von der Ausbreitung der christlichen Religion erfreut.

Die zweite Epoche beginnt mit dem genaueren Studium Spinoza's, welchem sich Lessing seit 1762 in Breslau auf's Emsigste zuwendete.

Es ist eine alte Streitfrage, ob Lessing Spinozist gewesen. Wir stehen nicht an, mit Ja zu antworten, obgleich Lessing auch viel Leibniz'sche Anschauungen aufgenommen hatte und von einem vollständigen und durchgebildeten philosophischen System bei ihm überhaupt nicht zu sprechen ist. Von den beiden wesentlichsten Lehren Spinoza's, von der Leugnung der Außerweltlichkeit Gottes und von der Leugnung der Freiheit des menschlichen Willens sind in Lessing die unzweideutigsten Zeugnisse. Die nachgelassenen Papiere Lessing's enthalten ein Bruchstück aus der Breslauer Zeit: „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott." Offenbar ist der Titel von dem ersten Herausgeber, von Karl Lessing; denn diese kleine Schrift behandelt nicht sowohl die Unmöglichkeit, daß die Welt außer Gott, als vielmehr die Unmöglichkeit, daß Gott außer der Welt sei. Es ist die Verneinung Gottes als bewußter, über und außer der Welt stehender Persönlichkeit. Und was ist es Anderes als Leugnung des freien Willens, wenn Lessing in seiner Vorrede zu Jerusalem's philosophischen Aufsätzen das Gefühl von dem Zwang und von der Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten in uns wirke, für die menschliche Glückseligkeit weit zuträglicher nennt als die kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so bald anders handeln zu können? Ja, was ist es Anderes, als eine versteckte Anspielung auf Spinoza, wenn Lessing hinzusetzt, daß sich die Einwendungen, welche man gegen diese Ansicht mache, nur durch ein zweites, gemeinen Augen ebenso befremdendes System heben ließen? Was also haben wir für Grund, an der Urkundlichkeit jenes berühmten Gesprächs Lessing's mit Jacobi zu zweifeln, in welchem sich Lessing rückhaltlos als Spinozisten bekannte? Es ist in jenem Gespräch nichts enthalten, was nicht auch in Lessing's Schriften enthalten wäre. Wenigstens ist es nur die unabweisliche Schlußfolgerung aus den bereits gegebenen Sätzen, wenn Lessing in der Erklärung der Weltordnung sich Alles hübsch natürlich ausgebeten haben will und daher schärfer als er es öffentlich gethan hatte, ebenfalls wieder ganz in Uebereinstimmung mit Spinoza, das Entstehen und Bestehen der Welt nur aus wirkenden Ursachen, nicht aber aus Zweckursachen, d. h. aus bewuß-

ten Endabsichten ableitet, sondern es ausdrücklich als ein menschliches Vorurtheil bezeichnet, immer nur den Gedanken als das Erste und Vornehmste zu betrachten und aus diesem Alles herleiten zu wollen. Es ist bekannt, daß Lessing auch an die Wände des Gleim'schen Gartenhauses das Glaubensbekenntniß des Pantheismus, das *Ἓν καὶ πᾶν*, das Ein und All, als Wahlspruch einschrieb.

Nur aus dieser Spinozistischen Grundanschauung Lessing's fällt auf die theologischen Schriften Lessing's die richtige Beleuchtung.

Ueber Lessing's religiöse und theologische Denkweise hat sich bereits eine besondere reichhaltige Literatur gebildet. Wie schon zu Lessing's Lebzeiten auch seine nächsten Freunde die scheinbar verschiedenartigen und nicht selten einander widersprechenden Aeußerungen Lessing's nicht zu erklären und auf ihre innere Einheit zurückzuführen wußten, so gehen auch heut noch die Beurtheilungen derselben weit auseinander. Alle freisinnigeren Parteien ohne Unterschied meinen sich berechtigt, in Lessing ihren Vorkämpfer und ihr Parteihaupt zu sehen; und zuletzt begnügen sich Viele mit der Ueberzeugung, Lessing selbst sei zu einem eigentlichen Abschluß nicht gekommen, sondern habe seine theologischen Kämpfe nur als gymnastische Geistesübung betrachtet. Wie? Lessing sollte nichts als ein eitler Klopffechter sein? Grade hier, wo er sein Schwert am freudigsten und tödtlichsten schwingt? Es giebt nur eine einzige Lösung des Räthsels. Wir müssen in Lessing zwischen einer geheimen zurückgehaltenen und zwischen einer öffentlichen, in mannigfachen Anbequemungen und Zugeständnissen sich bewegenden Lehre unterscheiden. Mit andern Worten, wie Leibniz, so hat auch Lessing eine esoterische und eine exoterische Lehre.

Lessing selbst hat dafür gesorgt, denjenigen, der Augen hat zu sehen, über diese bewußte und absichtliche Doppelstellung nicht im Dunklen zu lassen. Allerdings behauptet Lessing noch 1770 in seiner Schrift über Berengarius die Pflicht, die Wahrheit ganz oder gar nicht zu sagen; aber einige Jahre darauf, nachdem er sich an dem lauten Tagesmarkt der theologischen Streitigkeiten betheiligt hatte, bereits 1773 in seiner Schrift über die Ewigkeit der Höllenstrafen, rühmt er an Leibniz, daß dieser willig sein System bei Seite geschoben und einen Jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen gesucht habe, auf welchem er selbst ihn gefunden; Leibniz habe darin nur das gethan, was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun gepflegt; er habe eine Klugheit beobachtet, für die freilich die neuesten Philosophen viel zu weise geworden. In der Erziehung des Menschengeschlechts ruft sich Lessing zu (§. 68): „Hüte Dich, Du fähigeres Individuum, der Du an dem letzten Blatt des Elementarbuches stampfest und glühest, hüte Dich, es Deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was Du witterst oder schon zu sehen beginnst." Ebendaselbst (§. 87 bis 90) tadelt er an den Schwärmern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, daß sie den göttlichen Erziehungsplan übereilen, daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung urplötzlich zu Männern machen zu können glaubten. In den Freimaurergesprächen (Bd. 10 S. 264) spricht Falk das tief bedeutsame Wort: „Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt." Aus einem Briefe von Elise Reimarus (Wattenbach a. a. O. S. 11) wissen wir, daß Lessing auch an seinen Freunden rügte, wenn sie mit Meinungen dieser Art zu frei herausgingen, sowohl um ihrer selbst als um der guten Sache willen. Lessing hat nie etwas gegen seine Ueberzeugung gesagt, er wollte nicht heucheln und täuschen; aber Lessing hat nicht Alles gesagt, was er dachte. Er hat sein letztes Ziel ausgesprochen; aber die Lahmen und Bequemen führte er nicht den kürzesten, sondern den ebensten Weg, und den Rüstigen gab er einzelne Fingerzeige, überließ ihnen aber, den Weg selbst zu finden.

Daher zuweilen das scheinbare Zurückgehen auf die Sätze der alten Rechtgläubigkeit, über welches seine Berliner Freunde so erstaunt und befremdet waren. Lessing, der Moses Mendelssohn anfeuerte, gegen Lavater's zudringliche Bekehrungsversuche scharf aufzutreten, da er allein es thun könne, während andere ehrliche Leute den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes nicht anderes befördern könnten, als unter dem Vorwand, es zu unterbauen, Lessing war am allerwenigsten gemeint, harmlos ein Gläubiger mit den Gläubigen zu sein. Aber wie konnte er, der freie und entschiedene

Denker, wie in der Kunst, so auch in der Religion und Philosophie aller unentschiedenen Vermischung und Abschleifung abhold, Genüge haben an jenen zahmen und gedankenlosen Vermittlungsversuchen der deutschen Aufklärer, welche von einem sogenannten Vernunftchristenthum sprachen, von dem Lessing sagte, daß man eigentlich nicht wisse, weder wo ihm die Vernunft noch wo ihm das Christenthum sitze? Wie konnte er Genüge haben an jenen zahmen und gedankenlosen Vermittlungsversuchen, die nur auf's Neue die Philosophie zur Magd der Theologie erniedrigten oder, wie Lessing in dem Fragment eines Gespräches (Bd. 11 S. 478) spottet, Herkules wieder in den Weiberrock der Omphale steckten, da ihm dieser auf dem nervichten Leib doch überall platze? Man kann zweifeln, ob es überall eine richtige Taktik war, wenn Lessing meinte, man könne sich besser mit seinen offenbaren Feinden als mit seinen heimlichen vertragen, man müsse die alte orthodoxe Theologie der neuen Aufklärungstheologie vorziehen, weil jene mit dem gesunden Menschenverstand streite, diese ihn aber bestechen möchte. Man kann zweifeln, ob es nicht doch zur Einführung der neuen Denkweise und zur Vorbereitung der Gemüther für die volle und ganze Erkenntniß der Vernunftwahrheit im Grunde zweckmäßiger war, wenn Reimarus, der Wolffenbüttler Fragmentist, das alte Gebäude lieber ganz abtragen wollte, während Lessing es vorzog, es nur allmälig und äußerlich fast unmerklich umzubauen. Gewiß aber ist, daß jene Vertheidigung der kirchlichen Glaubenslehre, welche namentlich in Lessing's Abhandlungen über Leibniz liegt, weit entfernt ist von jenem Standpunkt, welchen er einst in der speculativen Theologie seiner Jugendjahre eingenommen hatte. Lessing will nicht mehr die Glaubenssätze als an sich wahr und ewigbindend, sondern nur als Vorahnungen der Vernunftwahrheiten erweisen; er will, um Lessing's eigenes Bild zu gebrauchen, nicht sein Feuer im Kiesel verbergen, sondern vielmehr aus dem Kiesel das Feuer herausschlagen. Es gilt von Lessing selbst, was Lessing an Leibniz (Bd. 9 S. 163) rühmt; er nahm die Glaubenssätze nicht in dem rohen und wüsten Begriff, in dem sie so mancher Theologe nimmt; er vertheidigte sie nur, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimmen als die gegenseitige Lehre. Die Wirkung freilich war nur, daß, wie Nicolai (Bd. 13 S. 583) einmal an Lessing schreibt, die Theologen meinten, er sei ein Freigeist, und die Freigeister, er sei ein Theologe.

Und daher andererseits zugleich die vollste Wahrung der freien Kritik. Lessing hielt nach außen hin allerdings an dem hergebrachten Sprachgebrauch fest, die fortschreitende Erkenntniß der Wahrheit als eine fortschreitende Fortbildung und Vertiefung des Christenthums zu bezeichnen. Aber eben darum dringt er nur um so schärfer auf die Unterscheidung der Bibel und der Religion, auf die Unterscheidung der christlichen Religion, wie sie ungewiß und vieldeutig die Kirchenlehre sei, und der Religion Christi, wie Christus als Mensch sie erkannte und übte, und wie sie Jeder mit ihm gemein haben könne und solle. Es ist der Grundgedanke aller seiner theologischen Streitschriften, daß die Bibel zwar die Urkunde, aber nicht die Grundlage oder gar das Maß des Christenthums sei; die Bibel enthalte zwar die Religon, aber sie sei die Religion nicht. Und es war nur die folgerichtige Begründung dieses Grundgedankens, wenn Lessing in seiner „Neuen Hypothese über die Evangelisten als Geschichtschreiber," welche er selbst für seine gründlichste und sinnreichste Schrift zu halten pflegte, von diesem Standpunkt aus die Frage nach dem Ursprung der biblischen, namentlich neutestamentlichen Bücher in derselben Weise zum Gegenstand seiner Forschung machte, wie er einige Jahrzehnte zuvor die Frage nach den Ursachen der Fortpflanzung und Verbreitung des Christenthums zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hatte.

Wo aber liegt das Ziel? Lessing sagt es begeistert in jenem herrlichen Büchlein von der Erziehung des Menschengeschlechts: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Testamentes versprochen wird." Und was ist dieses neue ewige Evangelium? Es ist die Religion der Liebe, wie sie das Testament Johannis lehrt, es ist die Duldung, welche Nathan der Weise predigt, es ist die Idee der Humanität, die Idee des alle Unterschiede des Staates und der Gesellschaft aufhebenden reinen und freien Menschenthums,

wie es Lessing's Freimaurergespräche verkünden und begründen.

An uns ist es, dieses neue ewige Evangelium der Liebe, der Duldung, der reinen und freien Humanität zur That und zur Wahrheit zu machen.

Ich schließe mit den Worten Hoffmann's von Fallersleben:

Dank Dir,
Der Du unter den erhabenen Längstbegrabenen
Ein Meister den Kranz gezeiget den Meistern,
Und die Pfade gebahnt hast unsern Geistern!
Du
Der Kunsterscheinungen Kenner und Richter,
Der Wissensmeinungen Prüfer und Sichter,
Du Schrecken aller Perrückengesichter,
Der Wahrheit Verfechter,
Der Schönheit Wächter!
Dein sei in Lieb und Dankbarkeit
Heut gedacht und allezeit.

Porta Borsari in Verona.

Von

W. von Metzerich.

Das altrömische Stadtthor, welches mit seiner schwarzen, hohläugigen Mauer den Corso vecchio in zwei Theile trennt, hieß bei den Alten Porta Gallieniana und erhielt den gegenwärtigen Namen von einer edlen Familie und der danach benannten nahegelegenen Straße „de Bulsaris." — Man hielt es lange Zeit irrthümlich für einen Triumphbogen; ein solcher war der, weiter oben beim Castel Vecchio gestandene, von den Franzosen im Jahre 1805 vandalisch zerstörte Arco de' Gavi. Triumphbogen bestanden bloß aus einem oder drei, das Stadtthor dagegen, wie hier, immer aus zwei Bogen (Porta gemina), um, wie es in volkreichen Städten eingeführt war, die Volksmenge oder Heereszüge ohne Verwirrung herein- oder hinauslassen zu können.

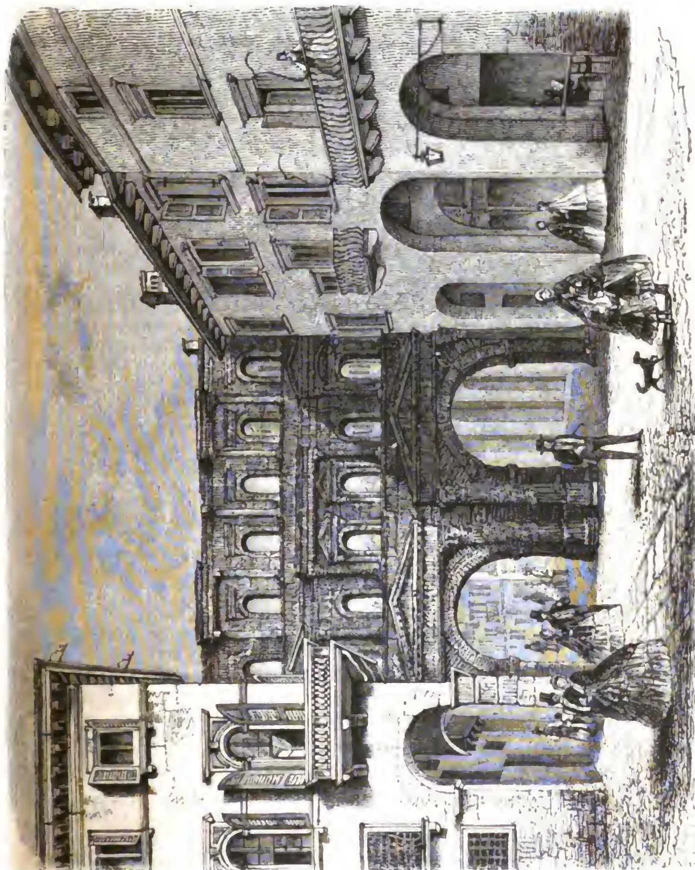
Porta Borsari existirte, wie Maffei behauptet, schon damals, als Gallienus die Mauern Verona's binnen acht Monaten wieder herstellte. Davon zeugen Eindrücke von Metallbuchstaben, welche an und über der gegenwärtigen Inschrift im Gestein der beiden Architrave bemerkbar sind;*) davon auch die reiche Verzierung des ganzen Baues, vornehmlich der gegen Castel Vecchio gekehrten Façade, welche es nicht wahrscheinlich erscheinen läßt, daß auch dieses reiche Werk in der kurzen Frist von acht Monaten aufgeführt werden konnte. Es wird daher wohl mit Unrecht dem Jahre 265 unserer Aera, als Kaiser Gallienus regierte, zugeschrieben und dürfte seine Entstehung eher, gleich jener des Amphitheaters, in den goldenen Zeiten der ersten römischen Kaiser, wahrscheinlich der Vespasians und Antonine, zu suchen sein. —

Das eigentliche innere Gebäude, in welchem sich die Thorwache und die Zöllner befunden haben mochten, ist, wie die nackte Kehrseite zeigt, ganz zerstört und abgebrochen, vielleicht in Folge jener großen Feuersbrunst, deren Gedächtniß eine Steintafel an dem unfern gelegenen Kirchlein San Giovanni in Foro mit den Worten aufbewahrt: „Anno MCLXXII combusta est civitas Verona." Wiewohl man sonach die Wahrheit der neueren Inschrift in gegründeten Zweifel ziehen muß und sich von der pomphaften Weise nicht beirren lassen darf, in welcher Gallienus von sich sagen läßt, daß er die Mauern der Stadt erbaut hätte, da er doch nur die bestandenen ausbessern und von hier bis zur Arena erweitern ließ, um diese in die Stadt einzuschließen, — so wollen wir ihm doch nicht ganz sein Verdienst absprechen und ihn dankbar als Restaurator der Mauern und des Stadtthors gelten lassen. Er hatte ja, wie bekannt, gleich nach Antritt seiner Regierung (253) dieses Werk mit aller Eile fördern lassen, um dem hereinbrechenden Strome der Barbaren, welche durch die anarchischen Zustände des verfallenden Roms herbeigelockt worden waren, einen festen Damm entgegenzustellen. Verona, die hochwichtige Grenzstadt, sollte unerschüttert dem ersten Anpralle begegnen.

Nach den beiden übereinander stehenden Fensterreihen zu schließen, war das Gebäude in zwei Stockwerken errichtet worden, wie wir es gleichfalls an dem halbvermauerten Fragment der Porta Leoni in der gleich-

*) Diese, in einer Doppellinie über beide Thorbogen fortlaufende Inschrift lautet: Colonia Augusta Verona nova Gallieniana, Valeriano II. et Lucillo Cons. Muri Veronensium fabricati et die III. Non. Aprilium dedicati Pr. Non. Decembris Jubente Sanctissimo Gallieno Aug. N. insistente Aur. Marcellino V. P. Duc. Duc. (duce ducenario) curante Jul. Marcellino.

namigen Contrada bemerken. Hier wie dort war die Basis der Thorpfeiler ungefähr eine halbe Klafter tiefer zu stehen gekommen wie heutzutage. Neuere Ausgrabungen haben dies ersichtlich dargethan und überhaupt gelehrt, um wie viel höher das jetzige Geschlecht über den verschütteten Schätzen des Alterthums hinwandelt. — Die cannelirten korinthischen Säulen, die Frontispize u. s. w. der Vorderseite zeigen eine herrliche nach den Regeln Vitruv's, eines Sohnes von Verona, harmonisch vollendete Arbeit. An der inneren kahlen Seite, welche zu ersterer einen so traurigen Gegensatz bildet, wird eine von Santo Prunati al fresco gemalte „Verkündigung" verehrt.



Porta dei Borsari.

Es ist kein Zweifel, daß die Porta Gallieniana oder Borsari mit ihren zwölf Fensterluken oftmals zur Vertheidigung gedient habe,

— — Troes contra defendere saxis
Perque cavas densi tela intorquere fenestras —

wie nicht minder, daß durch sie eine der alten römischen Heerstraßen geführt habe. Nach Maffei's Zeugnisse zählte Verona drei, deren Bau noch vor der Zeit, als es eine römische Colonialstadt geworden war, datirte. Man nennt eine Strada Postumia, welche von den Julischen Alpen bis an die Küsten von Genua führte, ferner die Strada Gallica und Claudia Augusta, welche, und zwar erstere von Turin nach Aquileja, letztere von Baiern und Tirol nach dem Po ziehend, Verona passirten. Eine von diesen ging ohne Zweifel hier durch.

Bei den Reparaturen des Corso hatte man unter Anderm Bleiröhren gefunden, welche vermuthen ließen, daß daselbst Thermen bestanden hatten; erst in neuester Zeit grub man bei Porta Borsari außer den mächtigen Trachytsteinen des alten Straßenpflasters, welche häufig die Einschnitte des Fahrgeleises wie bei der Porta Leoni wiesen, zwei mit zierlichen Basreliefs und römischen Inschriften versehene Grabsteine aus, da sich gleich an das Stadtthor der Heerstraße entlang die Begräbnißstätte anschloß, ferner einen kolossalen Pferdekopf aus feinem weißen Marmor. Wer weiß, welche Fundgrube von werthvollen Antiken der classische Boden noch berge, hier, wo er sich gegen die Rigasta zu hügelförmig erhebt, oder dort, wo (an der Ecke der via quattro spade) ein dem Jupiter Ammon geweihter Bogen gestanden und unweit davon das Forum der Stadt jenes schöne, mit Quadern belegte Rechteck eingenommen hatte, wo noch früher, bevor das Amphitheater gebaut war, Gladiatorenspiele gehalten worden waren und gegenwärtig der von den Palästen der gewaltigen Signori della Scala umstandene Frucht- und Gemüsemarkt (Piazza Erbe) sein geräuschvolles Leben entfaltet.

Literarisches.

Annalen der poetischen Nationalliteratur im 16. und 17. Jahrhundert. Von Emil Weller. Erster Band. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung.

Im gewissen Sinne dürfte es vollkommen richtig sein, daß die Bibliographie die Statistik aller Wissenschaften ist, welche unparteiisch das Material zur Erkenntniß des menschlichen Geistes enthüllt. Eine Bibliographie der historischen und Volksdichtung im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, wie sie Weller liefert, enthält daher sicher einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Geschichte, zum Verständniß jener Vergangenheit. Dem minutiösen, emsigen Sammler- und Forschergeist des vortheilhaft bekannten Autors gebührt volle Anerkennung. Die Gruppirung des Stoffs, der in dem ersten Bande behandelt wird, in drei Theile, erscheint übersichtlich und angemessen. In den ersten sind die historischen Lieder und Gedichte gewiesen, der zweite bringt die Volkslieder und Volksreime, der dritte endlich polemische, satirische und Lehrgedichte. Daran reihen sich in Beilagen Zusätze und Verbesserungen.

Das große illustrirte Prachtwerk „Bilder aus dem Orient,“ nach der Natur gezeichnet von A. Löffler mit Text von Dr. Moritz Busch, welches von der literarischen Anstalt des Oesterreichischen Lloyd in Triest unternommen wurde, liegt nun vollständig vor und ist in jeder Hinsicht empfehlenswerth. Die Ansichten sind schön ausgeführt und der beschreibende Text, der nach unmittelbarer Anschauung verfaßt wurde, geht weit über den Werth ähnlicher Beschreibungen hinaus.

Neues vom Büchertisch.

Denkmäler der Kunst, zugleich Bilderatlas zu Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte. Volksausg. 3. Lfg. Stuttgart, Ebner und Seubert. In Couvert 1 Thlr. 6 Sgr.

Shakspere's Werke. Hrsg. u. erklärt v. N. Delius. Neue Ausg. 1. Bd. 2. Hälfte. Lex.-8. Elberfeld, Friderichs. 1 Thlr.

Förster, E., Denkmale deutscher Baukunst von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. 96—100. Lfg. Fol. Leipzig. T. O. Weigel. à 2/3 Thlr.

Winterfeld, A. v., Shakespeare. Nach authentischen Quellen und eigenen Erfahrungen. 16. Berlin, Grosse. 1/6 Thlr.

Eye, A. v., und J. Falke, Kunst und Leben der Vorzeit vom Beginn des Mittelalters bis zu Anfang des 19. Jahrh. in Skizzen nach Originaldenkmälern. 2. Ausg. 3. Bd. 5. Hft. 4. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1 Thlr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 10. Aufl. 1. u. 2. Lfg. gr. 8. Marburg, Elwert'sche Univ.-Buchh. Geh. pro cplt. Subscr.-Pr. 1 1/3 Thlr.; Ladenpreis 2 Thlr.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1864. gr. 8. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 18 Sgr.

Gantter, L., the home treasury of british poetry. Hausschatz der brit. Dichtkunst v. Chaucer bis auf die neueste Zeit. 2. Lfg. Lex.-8. Stuttgart, Becher's Verlag. 3/4 Thlr.



Giftstoffe aus dem Theer.

Von

August Vogel.

Die Entwicklung der Naturwissenschaften, welche, wie wir gern zugeben, den Haushalt des Menschen mit reichen und angenehmen Gaben einerseits überschüttet hat, ist andererseits, — man kann es nicht leugnen — doch auch zur Quelle so manchen Verdrusses und Aergernisses geworden. So hat die Chemie, die aufdringlich genug sich in Alles mischt, uns die Freude an allen grünen Farben z. B. gründlich verdorben, lauert doch hinter einer jeden der Popanz des giftigen Arsen's; aus den grünen Tapeten und Maueranstrichen entwickelt das Schweinfurter Grün, laut dem Zeugnisse gelehrter Chemiker, ein feines Gift, so daß man in der That hoffnungsgrün gemalte Wände und Gegenstände, welche so lange allgemeine Freude gewährten, nunmehr nur mit geheimem Schauder betrachten kann und in deren Nähe kaum herzhaft zu athmen wagt. Mit wahrer Befriedigung und offenen Armen begrüßte man daher die Entdeckung des Anilin's, bekanntlich eines aus dem Theer herausgearbeiteten Farbstoffes, welcher nahezu in allen möglichen Farbnuancen, blau, roth, violett, grün, orange, schwarz u. s. w. aufzutreten vermag. Jetzt haben wir doch endlich, so hieß es allgemein, ein Farbmaterial mit brillanten Tönen, dessen man sich ruhig ohne düstere Hintergedanken perfider Vergiftung erfreuen kann, wird es doch aus unschuldigen Materialien gewonnen. Das Anilin, bis vor wenigen Jahren kaum noch als Seltenheit in den Laboratorien dargestellt, trat aus jenen stillen Küchen der Wissenschaft als vollkommen gefahrloses Präparat in Hunderten und Tausenden von Centnern heraus in den Bereich der farbenbereitenden Praxis, allenthalben in dem Gefühle der Sicherheit bewundert und gepriesen. Ja wohl! Die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein, — das schöne harmlose Anilin birgt unter seiner glänzenden Außenseite einen Stachel, es ist auch giftig! ja was noch mehr ist, der Kamerad und Bruder des Anilin's, mit ihm von denselben Eltern erzeugt, das Nitrobenzin, in der Parfümerie und Liqueurfabrication als Essence de Mirbane, künstliches Bittermandelwasser u. s. w. vielfach gebraucht, ist ebenfalls ein Gift.

Professor Letheby in London hat die Wirkung dieser Substanzen auf den thierischen Organismus untersucht und sie beide als heftige Gifte erkannt. Sie sind wesentlich von narkotischer, betäubender Wirkung, während sie auf den Magen und die Gedärme nur in geringem Grade reizend wirken. Obgleich die nachtheiligen Wirkungen in einzelnen Fällen sehr rasch eintreten und schnell zum Tode führen, so können doch beide, Anilin und Nitrobenzin, lange Zeit im Körper verweilen, ehe die schädliche Wirkung eintritt. Die Salze des Anilin's sind viel weniger giftig, als das freie Anilin. Im Londoner Hospital hat man das schwefelsaure Anilin versuchsweise als Medicament und zwar in

Gaben von 1 bis 7 Gran verwendet. Nach einigen Gaben färbte sich das Gesicht des Kranken bläulich, die Lippen und das Zahnfleisch wurden gleichfalls dunkel bläulichgrau gefärbt, die Nägel erschienen purpurfarben.

Wenn man eine kleine Quantität Nitrobenzin verschluckt hat oder längere Zeit den Dämpfen desselben ausgesetzt gewesen ist, so tritt Vergiftung ein, der Vergiftete erscheint wie betrunken, es folgt dann eine vollkommene Unempfindlichkeit, worauf endlich der Tod eintritt. Gleichzeitig beobachtet man eine Erweiterung der Pupille. Das Anilin, Katzen in der Menge von 20 bis 60 Tropfen beigebracht, erzeugte sehr rasch eine vollkommene Lähmung, worauf unter Krämpfen und Starrsucht der Tod eintrat.

Wir haben bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, uns von der Richtigkeit dieser Resultate, die wir indeß zu bezweifeln keinen Grund haben, durch eigene Versuche zu überzeugen. Doch wollen wir bemerken, daß ein mit wenigen Tropfen Anilin statt mit Bordeaux prachtvoll rothgefärbter Punsch bei einigen Mitgliedern der Gesellschaft starkes Kopfweh nach sich zog, wobei übrigens unentschieden bleiben muß, wie viel von diesen betrübten Folgen auf Rechnung der Quantität des genossenen Trankes zu schreiben sein dürfte. Leider können wir aber nicht verschweigen, daß nach unsern Beobachtungen das Anilin auch als Gift für das vegetabile Leben zu betrachten ist, worin allerdings schon eine bedenkliche Bestätigung der Letheby'schen Angaben liegt. Auf befeuchtetes Anilin gelegte Pflanzensamen zeigten auch nach Wochen unter übrigens günstigen Umständen durchaus keine Erscheinungen der Keimentwicklung. Dies ist um so eigenthümlicher, als das Anilin sich gar nicht in Wasser löst und daher den Samen nicht durchdringen kann.

Der gelehrte Professor Letheby, nachdem er also das Anilin recht störender Weise als Gift bezeichnet hat, gewährt uns dafür doch noch den allerdings traurigen Trost durch die Versicherung, daß man dasselbe, wenn es als Gift im thierischen Organismus tödtlich gewirkt hat, leicht bei gerichtlichen Untersuchungen im Mageninhalte nachweisen könne. Nach seinem etwas complicirten Verfahren, dessen Beschreibung wir aber unsern geneigten Lesern in der Hoffnung, daß sie doch nicht beabsichtigen werden, sich selbst oder Andere mit Anilin zu vergiften, erlassen wollen, gelingt es, noch $^1/_{2000}$ Gran Anilin mit Sicherheit zu entdecken. Was hilft uns das Alles auch, da nun einmal doch die behagliche Freude an allen Anilinfarben, so schön sie auch sein mögen, verdorben ist? Als eine kleine Beruhigung des weiblichen Geschlechts, — um nicht immer zu sagen „das schöne Geschlecht," — müssen wir zum Schlusse doch noch bemerken, daß die Anilinfarben auf Seide, Wolle, überhaupt allen damit gefärbten Zeugen sehr fest haften, so daß ein Abstäuben oder mechanisches Abreiben der Farbe kaum zu befürchten ist, daß ferner mit verschwindend kleinen Mengen unendlich große Stücke Zeug gefärbt werden können. Es dürfte demnach, wenn nicht grade Jemand die etwas ungewöhnliche Leidenschaft haben sollte, rothe oder violette Bänder u. s. w. in bedeutender Menge zu essen, die Gefahr zufälliger Vergiftung durch Anilin doch wohl nicht so drohend erscheinen.

Fortschritt in der Sammetfabrication.

Unter Sammet versteht man einen Stoff, der aus einem taffetartigen oder geköperten Grundgewebe und einer haarigen Decke, dem sogenannten Flor oder Pol, besteht. Dieser Flor besteht in der Regel aus gleich langen Fädchen, die, wenn sie kurz sind, aufrecht stehen, wenn sie aber lang sind, nach dem Striche niedergelegt werden, wie dies bei dem Velpel der Fall ist. In beiden Fällen können die Fädchen von zweierlei Art sein: entweder bilden sie gewöhnliche Schleifchen (Maschen) oder diese sind in ihrem höchsten Punkte aufgeschnitten und stehen oder liegen als Härchen da. Die erste Art bildet den ungeschnittenen, gezogenen Sammet (Velours frisé), die zweite den geschnittenen oder gerissenen (Velours coupé).

Die Sammetfabrication wurde schon zur Zeit der römischen Kaiser betrieben. Noch im 12., 13. und 14. Jahrhundert stand dieser Industriezweig in Italien in hoher Blüthe; die beste Sorte kam jedoch aus

Constantinopel. Von Italien verbreitete sich die Sammetfabrication allmälig nach anderen Ländern. So soll z. B. schon 1445 zu Nürnberg ein sehr kostbarer geblümter Sammet gefertigt worden sein. Heute ist Lyon einer der Hauptsitze der Sammetfabrication. Im Laufe der Zeit hat man zwar gelernt, dem Sammet das verschiedenartigste Aussehen zu geben, aber die Fabricationsweise, die Erzeugung des Flores beim Weben selbst, ist heute noch die alte.

Die erste wesentliche Verbesserung hat man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in England eingeführt. Schon seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts verfertigte man in England sehr starke Zeuge, sogenannte Fustians, die dem Barchent ähnlich waren und wie dieser halb aus Baumwolle und halb aus Leinen gemacht wurden. Diese Zeuge wurden in der Folge vielfach verbessert und endlich gingen daraus um 1760 die Velverets und einige Jahre später die Velvetins hervor, die zuerst in Manchester durch John Wilson angefertigt wurden. In ganz Europa fanden diese Zeuge so allgemeinen Beifall, daß man ihnen bald vorzugsweise den Namen Manchester gab, obgleich in dieser Stadt schon damals noch viele andere schöne Zeuge bereitet wurden. Anfangs war der Manchester fast ausschließlich nur schwarz, doch bald kamen auch andere Farben, sowie überhaupt mancherlei Abänderungen zum Vorschein.

Der Manchester ist ein baumwollener Sammet, dessen Gewebe jedoch eine durchaus glatte Oberfläche darbietet. Der Sammet darauf wird erst nach dem Weben durch verschiedene Manipulationen erzeugt. Baumwollener Sammet (Velours de Coton) wurde schon 1740 zu Rouen durch die Gebrüder Havart erzeugt, jedoch nicht mit Glück. Man war auch hier mit allerlei Verbesserungen beschäftigt, aber die Engländer blieben in der Vorhand. Nachdem der Manchester aber in den Handel gekommen war, wurde er auch bald in Deutschland, Frankreich und andern Ländern nachgemacht. Bei uns wurde die erste Manchesterfabrik 1765 von den Kaufleuten Lautensack und Hotho in Potsdam errichtet. Man hatte jedoch anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und erst 1782 kam die Fabrik in Flor.

Die Anfertigung des Manchesters bietet vor der des Sammets große Vortheile, indem dadurch mindestens die Hälfte des Materials und auch bedeutend an Zeit gespart wird. Trotzdem blieb man bis in die neueste Zeit bei der Baumwolle stehen. Erst im Winter 1860/61 hat man es in Lyon versucht, die Anfertigungsmethode auch auf die Seide zu übertragen. Die Resultate fielen sehr befriedigend aus. Diese Uebertragung kann man als einen wesentlichen Fortschritt bezeichnen. Durch die bedeutende Ersparung an Material und Zeit werden billigere Stoffe geliefert und diese einem größeren Publicum zugänglicher gemacht.

Man fertigt dergleichen Sammete als Westen- und Damenkleiderstoffe. Saint-Etienne erzeugt Bänder, welche der Länge nach Sammetstreifen enthalten, deren Flor nach dem Weben ebenso erzeugt wird wie bei dem seidenen Manchester. Um den Sammet zu erzeugen, werden nach dem Weben die flottliegenden Schuß- oder Kettentheile aufgeschnitten, die Haare aufgebürstet und dann die zu langen Fädchen rasirt. Zu diesem Ende passiren die Zeuge über eine Art Tuchscheermaschine, deren Messer die zu langen Härchen abschneiden.

Bei dem Sammet auf beiden Seiten, wie solchen gewisse Modeartikel zeigen, war man früher selbst bei der größten Aufmerksamkeit nie im Stande, einen vollkommen gleichmäßigen Schnitt zu erzielen. Durch Verbesserungen, die man neuerdings eingeführt hat, ist dieser Uebelstand gehoben. Allerdings fällt der Flor auf der Unterseite immer etwas länger aus als der der oberen, aber der Schnitt ist ein vollkommen gleicher und dann geht auch das Weben schneller von statten.

Sammet zu Besatz und dergleichen wird fast immer in zwei und noch mehr Stücken zugleich übereinander angefertigt, wobei jedes Stück einen andersfarbigen Pol haben kann. Von Zeit zu Zeit geht ein Messer, das durch einen Tritt dirigirt wird, zwischen den beiden Stücken Zeug hindurch, schneidet den Pol genau in der Mitte entzwei und trennt dadurch beide Stücke von einander. Während ein geübter Arbeiter auf dem gewöhnlichen Sammetstuhl täglich nur etwa $1\frac{1}{2}$ Meter ($4\frac{3}{4}$ Fuß) Zeug fertigt, macht er auf einem Stuhl mit der erwähnten Vorrichtung circa 7 Meter ($22\frac{1}{4}$ Fuß).

Umschau

auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und der Gewerbe.

Neue Art stereoskopischer Bilder.

Neuerdings fertigt man in Paris stereoskopische Bilder an, die kurz hinter einander aufgenommen werden, nachdem das Object seine Stellung der Art verändert hat, als habe es die Bewegung, die das erste Bild andeutet, vollendet. So zeigt z. B. das erste Bild einen Mann, der die Axt erhoben hat, um einen Holzblock zu spalten; auf dem zweiten Bilde dagegen steckt die Axt im Holze. Diese Bilder, die bei uns noch nicht sehr bekannt zu sein scheinen, führen den Namen Épreuves à mouvement. Bei der Beobachtung derselben muß man abwechselnd eines der Löcher, durch die man hindurchsieht, schließen und öffnen. Dies geschieht mittelst eines Fingerdrucks an einem seitlich angebrachten Knopf und dann hat man in der That den Anblick, als spaltete der Mann Holz, d. h. als ließe er die erhobene Axt auf den Holzblock fallen.

Oesterreichs Baumwollenindustrie.

1843 veranschlagte man den Werth der in Oesterreich erzeugten Baumwollenwaaren auf 47 Millionen Gulden östr. W. und das sind 7,65 Procent von dem Werthe der Erzeugnisse der gesammten Großindustrie. Heute nimmt man an, daß der Werth der erzeugten Baumwollenwaaren sich fast verdoppelt habe. Baumwollenspinnereien sind in den österreichischen Staaten 164 vorhanden und darin sind 5253 Spinnmaschinen und 1,497,142 Spindeln thätig, so daß auf eine Spinnerei im Durchschnitt 32 Spinnmaschinen und 9128 Spindeln kommen. Die Spinnereien und Spindeln vertheilen sich auf:

	Spinnereien. Procent.	Spindeln. Procent.
Oesterreich unter der Enns	29,87	36,86
Böhmen	45,73	36,65
Tirol und Vorarlberg .	12,80	14,50
Oesterreich ob der Enns	6,10	6,06

Der Rest von resp. 5,5 und 5,93 Procent kommen auf Steiermark, Istrien, Venedig, Krain, Ungarn und Siebenbürgen. In den drei letzteren Ländern sind nur je eine und in den anderen je zwei Spinnereien vorhanden. Die Zahl der Arbeiter in sämmtlichen Spinnereien beläuft sich auf 26,966 und davon kommen auf:

Böhmen	36,44	Procent.
Oesterreich unter der Enns	35,50	„
Tirol und Vorarlberg .	14,10	„
Oesterreich ob der Enns	5,23	„

Im Durchschnitt kommen auf jeden Arbeiter 55 Spindeln. Böhmen nimmt allerdings der Zahl der Spinnereien und der Arbeiter nach den ersten Rang ein, aber hinsichtlich der Leistung gebührt dieser Ehrenplatz Oesterreich unter der Enns, denn von dem Gesammterzeugniß des Baumwollengarns (577,826 Zollcentner) liefert Oesterreich unter der Enns 39,47 Procent und Böhmen nur 33 Procent. Im Durchschnitt fabricirt jeder Arbeiter jährlich 21,43 Centner und jede Spindel 38,59 Pfund Garn.

Roheisenproduction in den Staaten des deutschen Zollvereins.

An Roheisen, Rohstahleisen und Gußwaaren aus dem Hohofen wurden 1860 in den Staaten des deutschen Zollvereins mit Ausnahme von Sachsen 10,271,078 Centner erzeugt; davon kamen auf Preußen allein 7,894,201 Centner oder 76,86 Procent. Im Ganzen waren 367 Eisenhütten im Gange; davon kommen 184 oder die Hälfte auf Preußen. Obgleich in Preußen in dem Zeitraum von 1837 bis 1858 die Zahl der Eisenhütten nur von 129 auf 194, also nur um 50,39 Procent gestiegen ist, hat sich doch die Production mehr als vervierfacht. 1837 producirte eine Hütte im Durchschnitt noch nicht 15,000 Centner, 1858 dagegen mehr als 42,000 Centner. In den übrigen Staaten producirt eine Hütte im Durchschnitt noch nicht 13,000 Centner.

Die Nähmaschinen.

Etwa ein Dutzend Fabriken für Nähmaschinen sind in den Vereinigten Staaten von Nordamerika im Gange. Die drei größten Nähmaschinenfabriken sind die von Wheeler und Wilson, J. M. Singer und Comp. und Grover und Baker. In der ersten Fabrik sind 500 und in der zweiten über 400 Arbeiter beschäftigt. Bis zum Jahre 1853 waren 2529 Nähmaschinen gebaut, heute

beläuft sich ihre Zahl schon über 200,000. Wheeler und Wilson haben bis jetzt ungefähr 85,000, Singer und Comp. und Grover und Baker je 55,000 und Wilcox und Gibbs seit 1859 10,714 Nähmaschinen gebaut. Seitdem die erste Nähmaschine durch Zeichnung und Beschreibung veröffentlicht worden ist, d. h. seit 13 Jahren, sind in Nordamerika nicht weniger denn 358 Patente für Verbesserungen an den Nähmaschinen ertheilt worden. — In England sollen erst 25,000 Nähmaschinen im Gebrauche sein. — Ueber die Leistungen der Nähmaschine gegenüber der durch Menschenhand geführten Nähnadel geben amerikanische Journale folgende interessante Aufschlüsse:

Beim Steppen feiner Leinwand	das	26fache
„ „ von Taffet	„	22 „
„ „ „ Seide	„	18 „
„ Säumen feinen Zeuges	„	16 „
Patent-Leder, feine Steppnaht	das	25fache
Fertigmachen v. Damengamaschen	„	18 „
Steppen von Schuhoberleder	„	21 „
Einfassen von Hüten	„	11 „

Ebenso neu als eigenthümlich ist wohl die Betriebsweise der Nähmaschinen in der großartigen Schirm- und Stockfabrik von Hugo in Celle. Hier werden einige und zwanzig Nähmaschinen, welche Ueberzüge für Sonnen- und Regenschirme anfertigen, durch eine Dampfmaschine in Thätigkeit gesetzt. Mit jedem Tage finden die Nähmaschinen eine weitere Verbreitung und Anwendung, aber damit gehen auch neue Bedürfnisse Hand in Hand, deren Befriedigung durchaus geboten ist, soll anders diese nützliche Maschine das bereits eroberte Feld auch dauernd erweitern. Ein Uebelstand, der sich bereits sehr fühlbar macht, sind die Reparaturen. Zum Theil müssen sie ungeübten Mechanikern überlassen werden, dann klagt man über die hohen Preise, die man dafür an renommirte Mechaniker zahlen muß, oder es kommt sogar vor, daß die Arbeit auf längere Zeit ganz eingestellt werden muß, weil der nähere oder entfernte Helfershelfer anderweit oder mit bedeutsameren Arbeiten beschäftigt ist. Es ist daher ein sehr gerechter Wunsch, die einzelnen Theile der Maschine, die sich abnutzen, lahm werden, sich verbiegen oder zerbrechen, leicht, d. h. schnell und wohlfeil ersetzen zu können. Zu dem Ende müßte man die sämmtlichen einzelnen Theile der Maschine kaufen können und vielleicht nur nöthig haben, eine bestimmte Nummer zu nennen, um der schnellen Abhilfe sicher zu sein.

Nebelsignale für Leuchtthürme.

Wie bekannt besteht der Nebel aus kleinen mit Wasserdampf gefüllten Bläschen, die ähnlich wie die Seifenblasen von der Luft getragen werden. Besonders berüchtigt ist England wegen seiner häufigen Nebel im Frühjahr, Herbst und Winter. Schon Strabo spricht von dem über Großbritannien anhaltend liegenden Nebel. Außerdem werden noch die norwegische und niederländische Küste, die Azoren, die Gegend des Golfstromes, namentlich bei New-Foundland, sehr häufig von Nebeln heimgesucht. Allgemein bekannt ist, wie an solchen Tagen, wo man kaum einige Schritte weit sehen kann, selbst bei der größten Vorsicht in dem Londoner Straßenverkehr Unglücksfälle nicht zu vermeiden sind. Dasselbe ist auch bei dem Schiffsverkehr, besonders in der Nähe der Küsten der Fall. Das gewöhnliche Licht der Leuchtthürme kann hier den Schiffen nicht als sicherer Wegweiser dienen, weil das Licht beim Durchgang durch den Nebel außerordentlich geschwächt wird. Am leichtesten läßt der Nebel die rothen Lichtstrahlen durch. Deshalb hat man auf den Leuchtthürmen in England dunkelrothe Gläser angebracht, durch welche das Licht hindurchgeht. Aber häufig sind die Nebel so dicht, daß man selbst diese rothen Lichter in mäßiger Entfernung nicht sehen kann. Wirksamere Nebelsignale sind daher für die Schifffahrt von der größten Wichtigkeit. Man wendet schon jetzt auf Leuchtthürmen und Leuchtschiffen vielfach Glocken an, um während des Nebels den Schiffen Signale zu geben. Eine besonders wirksame Signalglocke befindet sich auf der Copelandinsel im Irischen Meere; dieselbe wird durch eine Maschine geläutet und soll bis auf 13 englische Meilen weit gehört werden. Auf dem Hafendamm zu Boulogne ist eine große Signalglocke im Brennpunkte eines großen, der See zugekehrten, parabolischen Reflectors angebracht. Sie wird bei Nebel abwechselnd durch drei Hämmer geläutet und diese werden durch ein Gewichtuhrwerk in Bewegung gesetzt. Obgleich es unsicher ist, die Richtung, woher man den Glockenton hört, zu bestimmen und danach zu steuern, so

pflegen doch die Dampfschiffe, die zwischen Folkestone und Boulogne fahren, auch bei dichtem Nebel ihren Weg in den letzteren Hafen zu finden. Diese Glockensignale können aber auch mißverstanden werden, da man nicht immer unterscheiden kann, ob die Glockentöne von einem Leuchtthurme oder von einer Kirche auf dem Lande oder von einem Schiffe herrühren. Um diese Mißverständnisse zu vermeiden, sind auf den englischen Leuchtschiffen vielfach große Trommeln (gongs) als Nebelsignale im Gebrauch und auf den Leuchtthürmen mitunter kräftige Dampfpfeifen; so z. B. auf der Partridgeinsel bei St. Johns in New-Brunswick, deren Töne man selbst bei landeinwärts wehendem starken Winde noch in vier bis sechs englischen Meilen Entfernung auf dem Meere hört. Neuerdings sind von verschiedenen Seiten anderweite Vorschläge gemacht worden. So hat z. B. Cowper eine große Dampftrompete für Leuchtthürme projectirt, die ähnlich wie die Laternen auf diesen drehbar ist. Eine solche Vorrichtung, von einer Ericson'schen Maschine getrieben, soll in Amerika bereits ausgeführt worden sein. Professor Holmes hat eine Dampftrompete construirt, womit man verschiedene summende Töne von wunderbarer Kraft hervorbringen kann. Sir John Herschel empfiehlt eine Reihe von harmonisch abgestimmten, kräftigen Dampfpfeifen, die entweder gleichzeitig oder nacheinander ertönen sollen. Besondere Beachtung verdient noch die Transmission der Töne durch das Wasser, da nach den von Colladon am Genfersee angestellten Versuchen die Töne mit großer Geschwindigkeit und in grader Richtung auf weite Entfernungen hin durch das Wasser fortgepflanzt werden. Colladon hat hierbei Glocken angewendet; aber deren Schwingungen finden im Wasser einen zu großen Widerstand. Mehr zu empfehlen sind die von Cagniard de la Tour construirte Sirene oder lange Glasröhren, die nach ihrer Längenrichtung schwingen. Als Mittel zur Fortpflanzung der Töne aus dem Wasser nach dem Ohre benutzte Colladon mit Erfolg einen Apparat in Form eines großen Löffels, dessen Handhabe eine Röhre bildet. Mit Hilfe dieser Vorrichtung kann man nicht nur auf die Richtung, sondern auch auf die Entfernung des Ortes, woher der Ton kommt, mit einiger Sicherheit schließen, unabhängig vom Wetter und vom Zustand der Atmosphäre, während sonst bei den gewöhnlichen durch die Luft fortgepflanzten Nebelsignalen die Resultate sehr verschiedenartig und oft einander gradezu widersprechend ausfallen.

Die auf der ganzen Erde circulirenden Goldmünzen.

Dieselben sollen nach neueren statistischen Angaben einen Block bilden, dessen Grundfläche 27 Quadratfuß und dessen Höhe 16 Fuß beträgt. Besäßen die Münzen alle denselben Gehalt wie die französischen Goldmünzen, so würde dieser Block 383,17 Kubikfuß reines Gold, im Gewichte von 4563,7 Centner und im Werthe von 198,154,000 Thaler, enthalten. Aus diesem Block könnte man 7,430,755 Hundertfrankenstücke, 14,861,550 Fünfzigfrankenstücke, 37,153,376 Zwanzigfrankenstücke, 74,307,753 Zehnfrankenstücke oder 148,615,506 Fünffrankenstücke schlagen. Mit den letzteren könnte man eine Fläche von 16,78 preußischen Morgen bedecken. Legt man alle diese Fünffrankenstücke neben einander, so bilden sie eine 337 Meilen lange Reihe, und legt man sie aufeinander, so erhält man eine mehr als 7¾ Meilen hohe Säule.

Neues vom Büchertisch.

Schultz-Schultzenstein, über Pflanzenernährung, Bodenerschöpfung und Bodenbereicherung, mit Beziehung auf Liebig's Ansicht der Bodenausraubung durch die moderne Landwirthschaft. gr. 8. Berlin, Springer's Verlag. ½ Thlr.

Preußen, die Provinz. Geschichte ihrer Cultur und Beschreibung ihrer land- und forstwirthschaftlichen Verhältnisse. Lex.-8. Berlin, Wiegandt u. Hempel. 3 Thlr.

Kuhn, J. A., Pettenkofer's Regenerations-Verfahren u. seine Stellung zur Gemälde-Restauration u. Conservirung. gr. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. ½ Thlr.

Handels-Marine, die preussische, im Anfange d. J. 1864. Zusammengestellt v. den Experten der Stettiner See-Assecuradeurs. 16. Stettin, v. der Nahmer. ⅓ Thlr.



Neuestes aus der Ferne.

Ein Paß in den Cordilleren von Chili.

Der gewaltige Gebirgsrücken, der sich unter dem Namen der Anden am Westufer Südamerika's hinzieht, bildet eine fast ununterbrochene, nur an wenigen Stellen passirbare Scheidewand zwischen den Staaten des Ostens und Westens. Am meisten wurde bisher der Mangel directer Verkehrsstraßen über die Anden in Chili empfunden, das seinen Handel mit den Laplata-Staaten auf weiten Umwegen vermitteln mußte. Die einzige zur Anlegung einer bequemen Fahrstraße geeignete tiefe Einsenkung des Gebirges bei den Seen Nahuelhuapi und Todos los Santos hatte den Nachtheil, daß sie am Südende der Republik belegen war, und daß ein von dort nach der Ostküste geführter Schienenweg durch die wüsten, von unabhängigen Indianerstämmen bewohnten Pampas von Nordpatagonien gelegt werden mußte. Neuerdings nun will ein Bergwerksingenieur Navarrete einen Paß in der Nähe von Santiago entdeckt haben, der sogar zur Anlegung einer Eisenbahn geeignet sein soll. Die in Buenos Ayres erscheinende „Nacion Argentina" baut bereits große Hoffnungen auf die „unberechenbarsten Folgen," von welchen diese Entdeckung für die commerciellen Verhältnisse von Argentina und Chili sein dürfte; eine Bahn würde möglicherweise von Buenos-Ayres durch die Provinzen San Luiz und Mendoza auf den neuentdeckten Cordillerenpaß — der bereits als „Paso de Navarrete" getauft ist — nach San Fernando in Chili geführt werden und von dort mit der Bahn in Verbindung gebracht werden können, welche Santiago mit Valparaiso bereits verbindet; die Vortheile, welche eine solche Bahn vorzugsweise der Provinz Mendoza bringen würde, würden jedenfalls die Nachtheile paralysiren, welche dieser Gegend durch die zerstörenden Erdbeben fortdauernd erwachsen. Trotz dieser siegesgewissen Anpreisung ist indeß die Navarrete'sche Entdeckung mit großen Bedenken entgegenzunehmen. Schon vor einer Reihe von Jahren ließen die Chilenen namentlich den mittlern Theil ihrer Anden zu dem besondern Zwecke der Anlegung einer Eisenbahn genau untersuchen; doch fand sich außer der seit Jahrhunderten bekannten, 11,427 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Gebirgsstraße Paso de la Cumbre kein Einschnitt, der zu einer neuen Verkehrsstraße, geschweige denn zu einer Eisenbahnanlage, geeignet gewesen wäre. Der neue Paso de Navarrete müßte, den ersten oberflächlichen Mittheilungen nach, etwa nur zwei Breitengrade südlicher als der Paso de la Cumbre liegen, was einiges Befremden erregt, wenn wir uns der öfteren frühern Untersuchungen grade jener Gegenden erinnern. Vielleicht, daß die ganze Entdeckungsgeschichte eine Ente oder Speculation war.

Von sehr hohem Interesse sind die Forschungen unseres Landsmannes Wilhelm Frick in dem südlichsten Theile der Chilenischen Anden. Dennoch befindet sich ganz in der Nähe des oben erwähnten Passes von Nahuelhuapi nicht nur eine zweite bedeutende Gebirgseinsenkung, sondern sogar eine directe natürliche Wasserverbindung quer durch das Gebirge. Der in den Stillen Ocean sich ergießende schiffbare Rio de Valdivia soll nämlich nicht, wie bisher ange-

nommen, in den Anden selbst, sondern jenseits derselben, in den anstoßenden hochgelegenen Pampas seinen Ursprung haben. Herrn Frick war es nun zwar nicht möglich, den Strom bis zu diesem seinem Ursprung zu verfolgen, doch scheinen die von ihm erhobenen Erkundigungen keinen Zweifel darüber zu lassen. Das Reisen unter den wilden Indianern jener Gegenden ist sehr gefährlich und noch viel mehr, wenn sie argwöhnen, daß es geschieht, um ihre Ländereien zu recognosciren. Zur Vollendung des von ihm begonnenen Forschungswerkes hält Herr Frick die Ausrüstung einer förmlichen Expedition für nothwendig, die unter andern intelligenten Personen auch einige Bergleute zählen und zur Bedeckung einige Truppen bei sich haben müßte, um den Indianern Respect einzuflößen. Es sei nicht der geringste Zweifel, daß, wenn während der Dauer der von einem Piket begleiteten Expedition ein Bataillon in Valdivia oder an der Grenze verbliebe, ohne die geringste Belästigung oder Gefahr nicht bloß der jüngst entdeckte Paß, sondern auch die Villarica, ihre Minen und ihr vor Jahrhunderten schon gerühmter fahrbarer Paß untersucht werden könnten. Der daraus entstehende Gewinn für den Fortschritt der Republik wie für die Wissenschaft würde dieses Opfer mit Wucher vergelten. Von unbedingter Nothwendigkeit wäre immerhin die Colonisation des ganzen Landstrichs zu beiden Seiten der Cordilleren, in Chili bis Valdivia, in Buenos-Ayres den Rio Limai oder Negro entlang bis zu seiner Mündung in's Meer. Der chilenische Antheil dieses Landstriches ist nach Fricke der passendste, den es für die Colonisation geben kann, nämlich jene ausgedehnten fruchtbaren und ebenen Gefilde, welche sich nördlich vom Callecallefluß zwischen dem Crucesfluß oder der Küstencordillere auf der einen und der Andencordillere auf der andern Seite befinden und welche nur in großen Abständen von einzelnen kleinen Bergpartien unterbrochen werden, die Inseln gleich sich mitten in ihnen erheben, die Landschaft wunderbar verschönernd. Aber auch die Berichte, die man über die Ländereien der transandischen Seite erhalten, lauten höchst günstig für das Geschäft der Colonisation. Wenn sich also die chilenische Regierung mit der von Buenos-Ayres in Vernehmen setzte und beiderseits alle möglichen Vortheile für die Ansiedler, so wie durch einige vorgeschobene Militärcolonien Schutz gegen die Indianer geboten würden, so wäre die Besorgniß durchaus unzulässig, daß sich nicht sehr bald irgend eine Compagnie finden sollte, welche die Colonisation des ganzen zwischen Valdivia und dem Atlantischen Ocean begriffenen Landstriches und vielleicht später auch die Erbauung der transandischen Eisenbahn unternähme.

Die Expedition zur Erforschung der Nilquellen.

Unter den Concurrenten der Engländer Speke und Grant, welche diesen die vielverhandelte Endeckung der Nilquellen streitig machen, steht bekanntlich der Venetianer Miani oben an. Sein lange gehegtes Project einer neuen Expedition schien zur Ausführung kommen zu sollen, nachdem sich die k. k. österreichische Regierung wiederum geneigt gezeigt hatte, für das Unternehmen eine namhafte Summe (wir hören von 6000 Gulden) zu verwilligen, und auch die Handelskammer in Triest ihre Unterstützung zugesagt hatte. Miani sollte von zwei wissenschaftlich gebildeten österreich. Officieren, H. v. Boleslawski und Fregattencapitän Millosich, begleitet werden, von denen der Letztere die genaue Aufnahme der Route, Höhenmessungen 2c. übernehmen sollte. Nachdem jedoch die geographische Gesellschaft in Wien sich gegen jede Begünstigung Miani's ausgesprochen, ist die vom Staatsminister verlangte Geldsubvention im Abgeordnetenhause verweigert worden.

Von den Sandwichinseln.

Seitdem sich die großen Massen von Walfischfängern aus den Gewässern der Sandwichinseln zurückgezogen, ist die Bevölkerung derselben mehr und mehr zu der Einsicht gekommen, daß ihre und ihres Landes Zukunft in der Cultur des Bodens liegt. Boden und Klima lassen nichts zu wünschen übrig, um Ackerbau, Schaf- und Viehzucht zu fördern und die Ausfuhr von Producten in ein richtiges Verhältniß zur Einfuhr zu bringen und mithin dem Lande eine eigene Existenz und eine gesunde Entwicklung zu schaffen. Unter den Producten der Inseln nimmt Zucker die erste Stelle ein; im Jahre 1862 wurden davon über 3 Millionen Pfund, und zwar ausschließlich nach der Westküste Nordamerika's exportirt. Zuckerrohr scheint vor allen andern nutz-

baren Pflanzen zu gedeihen und die Anpflanzungen desselben nehmen von Jahr zu Jahr an Ausdehnung zu. Die zur Zuckerfabrication nothwendigen Maschinen werden meistens von England und Amerika bezogen; neuerdings hat sich auch in Honolulu selbst eine Maschinenbauerei an der Lieferung derselben betheiligt. Die Anlegung von Zuckerplantagen ist mit großen Auslagen verbunden, die sich bei einer von gewöhnlicher Größe bis zur ersten Ernte auf circa 40,000 Dollars belaufen sollen. Da die Gesetze des Landes die Fabrication von Rum nicht erlauben — aus Furcht, daß dadurch Trunksucht und andere Laster unter den Eingeborenen verbreitet werden möchten, so ist die bei der Zuckerfabrication übrig bleibende Melasse auf keine Weise zu verwerthen. Die Plantagenbesitzer erleiden hierdurch einen bedeutenden Schaden. Der Genuß von Spirituosen ist den Eingebornen gänzlich untersagt und ihr Verkauf an dieselben mit sehr strengen Strafen, hohen Geldbußen oder harter Arbeit, bedroht. Ganz vorzüglich eignen sich die Inseln zur Schafzucht, einige kleinere Districte sind derselben sogar ausschließlich gewidmet. Die Qualität der Wolle bessert sich von Jahr zu Jahr und die Hawaii'sche Race wird durch deutsche und australische Schafe fortwährend verfeinert. Der Anbau der Baumwollenstaude dagegen ist bis jetzt noch nicht über verfehlte Versuche hinausgekommen; Klima und Boden scheinen dem Gedeihen der Pflanze günstig zu sein, doch ist auf keinen Erfolg zu rechnen, so lange nicht das Ungeziefer auf irgend eine Weise von ihr ferngehalten werden kann. Weizen wird ausschließlich auf der Hochebene von Maui gebaut und gedeiht dort sehr gut. Die Ernte war im Jahre 1862 größer, als die beiden Mühlen zu Honolulu zu verarbeiten vermochten. Das Hawaii'sche Mehl ging fast ausschließlich nach China, im Ganzen circa 2250 Barrel, außerdem wurden die Schiffe mit dem einheimischen Producte verproviantirt. Die Kaffeeernte deckte nicht allein den Consum der Inseln, sondern es wurden noch nahe an 150,000 Pfund nach Californien und Oregon ausgeführt. Taback wird nur so viel gebaut, als die Eingeborenen selbst verbrauchen, und ist übrigens von geringer Qualität; der Boden ist zu salpeterhaltig, um sich zum Tabacksbau zu eignen. Die Producte der Viehzucht, Häute, Talg, Hörner ꝛc., bilden einen bedeutenden Bestandtheil der Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten, sowie nach Bremen und Hamburg. Endlich sind die Erträge des Walfischfanges von ziemlicher Wichtigkeit für den Exporthandel. Im Ganzen läßt sich nicht verkennen, daß die Inseln Fortschritte gemacht haben und daß sie auf dem richtigen Wege sind, um zu der Stellung zu gelangen, welche Klima, Boden und Lage ihnen bestimmt haben. Der größte Uebelstand bleibt indeß immer der Mangel an Arbeitskräften, der von Jahr zu Jahr fühlbarer wird. Die Eingeborenen sind nicht nur ein indolentes Volk, das nur schwer zu angestrengter Arbeit anzuhalten ist, sondern sie sterben auch zusehends aus und der Zeitpunkt ist vielleicht nicht sehr fern, wo sie ganz verschwunden sein werden — es sei denn, daß die Bemühungen zur Herstellung eines geregelten Lebens und Verbreitung größerer Moralität, so wie ein beabsichtigtes durchgreifendes System der Gesundheitspflege noch zu rechter Zeit dem Aussterben ein Ziel setzen und die Race vom Untergange retten. Verschiedene Pläne, dem Mangel an Arbeitskräften durch Einführung von Eingeborenen von den südlichen Inseln abzuhelfen, sind nicht zur Ausführung gekommen. Chinesische Kulis haben sich nicht bewährt und dürften keine neue Uebersiedlungen derselben versucht werden. Daß indeß baldigst etwas geschehen muß, um Arbeitskräfte zu sichern, liegt auf der Hand, und im letzten Parlament ist diese Sache bereits ernsthaft zur Sprache gekommen. Von der Lösung dieser Angelegenheit wird die Zukunft der Sandwichinseln abhängen.

K. J. Hoffmann's Forschungen im Schneegebirge Californiens.

Seitdem ein blutiger Bürgerkrieg das Mark der Vereinigten Staaten erschütterte, hat man nur sehr selten von neuen geographischen Forschungen in Nordamerika gehört; indeß scheint doch jetzt, obgleich die Kriegsfurie noch immer fortwüthet, das Interesse für diese Arbeiten des Friedens von Neuem zu erwachen. Als eine solche haben wir die Forschungsreise unseres Landsmanns Karl J. Hoffmann zu betrachten, die derselbe im Sommer 1863 in Verbindung mit den Professoren Whitney und Brewer von San-Francisco aus in das californische Schneegebirge (Sierra Nevada) im Ge-

biete der Landschaften Tuolumne, Mariposa und Calaveras unternommen hat. Nach einem Briefe Hoffmann's an seinen Vater in Frankfurt am Main ging die Reise von Stockton am San Joaquinflusse zunächst nach Knight's Ferry am Stanislausflusse, Montezuma, Sonora, Columbia 2c., Städtchen im hügeligen Vorlande des Schneegebirges, dann nach Big Oak flat im Tuolumnethale, welches schon 4000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Von hier aus wurden die Marmorquellen besucht und in deren Nähe eine großartige Grotte, in welcher drei mächtige Ahornbäume wachsen und ein tiefer See sich befindet. In einem 7000 Fuß hohen Gebirgsthale fanden die Reisenden eine Gruppe der californischen Riesenbäume (Sequoia gigantea), deren mächtigster Stamm zu 23 Fuß im Durchmesser (also etwa 70 Fuß im Umfang) gemessen wurde. Nun ging's in das Yo-Semitethal — Thal des „Grauen Bären" —, welches als die wunderbarste und großartigste Gegend der Welt beschrieben wird. Gleich beim Eingange ist zur Linken der 3517 Fuß hohe, senkrechte Abhang des „El-Capitan," während zur Rechten der Wasserfall Bridal Veil sich 1100 Fuß hoch herabstürzt. Weiter nach der Mitte des Thales zu ist der Yo-Semitefall, welcher, ohne die Felsen zu berühren, 1550 Fuß hoch in die Tiefe stürzt, hier auf eine Felsenplatte trifft und erst von dieser wieder 1100 Fuß weiter in's Thal fällt. Im Hintergrunde des Thales befinden sich noch zwei gewaltige Wasserfälle von 800 und 400 Fuß Höhe. Nunmehr wurden mehrere der höchsten Gipfel des Schneegebirges bestiegen, zunächst ein 11,000 Fuß hoher mit herrlicher Rundschau, welcher von Whitney und Brewer unserem Landsmann zu Ehren Mount Hoffmann benannt wurde. Von hier wurde ein bisher unbekannter See, Tenaja (Name der Indianer), entdeckt. Man stieg in das Quellthal des Tuolumneflußes hinab, 10,000 Fuß über dem Meere. Das Hochgebirge ringsum ist mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Die höchste der erstiegenen Spitzen wurde 13,500 Fuß hoch befunden, durch eine Steinpyramide und das aufgepflanzte Sternenbanner der Union bezeichnet und Mount Dana genannt. Nur 30 Fuß minder hoch ward ein benachbarter Gipfel gefunden, den man Mount Lyell taufte; von ihm entspringen die Flüsse San Joaquin, Tuolumne, Merced und Owen's River. Die Berge Dana und Lyell sind die höchsten Spitzen des Schneegebirges nächst dem im Jahre 1862 von Herrn Hoffmann zu 14,000 Fuß Höhe bestimmten Mount Shasta. In diesem Hochgebirge verweilten die Reisenden 10 Tage, mit Forschungen beschäftigt. Durch die auf scharfigen steilen Schieferpfaden mit Blutspuren von den verwundeten Füßen der Lastthiere bezeichnete Blutschlucht (Bloody Cannon), stieg man zum Monosee hinab, lagerte unter den Indianern, besuchte die umliegenden ausgestorbenen Vulcane und die Inseln im See, deren eine noch einen thätigen Feuerberg trägt. Das Wasser des Sees ist untrinkbar, ohne Fische, überhaupt ohne Thiere mit Ausnahme einer Unzahl kleiner Würmer, welche die Indianer trocknen und essen — vermuthlich Maden einer Fliegenart. Die ganze Gegend ostwärts ist eine vollkommene Wüste. Man besuchte die noch auf keiner Karte angegebenen Silbergruben im Esmeraldadistrict und die Stadt Aurora, welche aus niedrigen Häusern mit vier Wänden von losen Steinen und übergespannter Leinwand und aus Zelten besteht, gleichwohl ein strömendes, rastloses Leben umschließt, Spielhaus an Spielhaus, überall Musik, unmäßige Preise. Die Silbergruben wurden untersucht und sehr reich befunden. Auf dem Rückwege wurde das Schneegebirge ungefähr 60 engl. Meilen nördlich überschritten, um die Stadt Murphys am nördlichen Arme des Stanislausflusses zu erreichen. Herr Hoffmann legt die reichen Resultate seiner hier nur kurz angedeuteten Forschungsreise in einem eingehenden Berichte nieder, der im Auftrage der californischen Regierung noch in diesem Frühjahr erscheinen soll.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 92. Mai 1864.



Ewige Liebe.

Erzählung

von Melchior Meyr.

(Fortsetzung.)

V.

Die Familie war noch in der ersten Hälfte des April nach Ellerburg heimgekehrt, und Hugo hatte sich gegen das Ende des Monats eingefunden. Als er an freundlichem Tage von dem alten, traulichen Gemach Besitz genommen und in das neugrünende Thal hinuntersah, hatte er in Wahrheit das Gefühl eines wiedergewonnenen Paradieses.

Die große Gefahr, die das Glück seines Lebens bedroht hatte, war abgewendet — Helene war ihm nicht entrissen worden. Er durfte sich der süßen Zuversicht hingeben, daß er sie gewinnen werde, um sie für ewig sein zu nennen.

Welch ein Wonnemonat ward ihm nun der Mai, der wieder einmal seinem poetischen Ruf entsprechend schöne milde Witterung brachte und, während er die durch Aprilregen feucht gewordenen Pfade trocknete, Gras und Laub zum saftigsten Grün entwickelte.

Frühling, Einsamkeit, und die Geliebte zum ungestörten täglichen Umgang! Die Poesie der wunderschön erwachten Natur in Gesellschaft mit ihr: welch überschwängliche Lust für den tief empfindenden Hugo!

Der wiederkehrende Lenz mit seinen Farben und Klängen, mit seinem holdfrischen Leben allüberall übt auf das fühlende Gemüth immer wieder einen bestrickenden Zauber. Wenn auch dieselben Reize schon oft in Aug' und Ohr gedrungen sind, — unser Sinn ist ein anderer geworden, und dem sich wieder in sie Versenkenden erscheinen sie in heiliger Neuheit. Und Hugo genoß sie zum ersten Mal als Liebender, im Ueberstrome seines Glücks!

In seinem Innersten gesichert ging er in seliger Ruhe umher und unterhielt sich oder schaute und lauschte mit inniger Zufriedenheit. Es war ihm, als hätte er nie vorher die Wunderpoesie der Blumen empfunden und niemals in ihrer Tiefe die Töne der befiederten Sänger aufgefaßt, die nun auf den belaubten Zweigen sich wiegend oder hin- und herhüpfend den mährchenleichten Traum ihres Daseins träumten.

Sein Verhältniß zu Helene hatte einen

eigenthümlichen Charakter erhalten. Er fühlte sich nicht nur als Liebenden, sondern schon als Verlobten, obwohl er einen förmlichen Antrag noch nicht gestellt, eine Zusage in Worten noch nicht vernommen hatte. Er kam nicht dazu, weil er es immer wieder als eine Störung des unschuldsholden Verkehrs empfand und — weil er es nicht mehr für nöthig hielt. Gab er sein Gefühl doch sonst auf jede Weise kund, und ließ zumal seine Augen die Geheimnisse des Herzens leuchtend offenbaren!

Unter diesen Umständen rückten die Studien, die er sich vorgesetzt hatte, allerdings nicht merklich weiter. Aber Lieder erklangen mehr und mehr in ihm, und er sprach sein Denken und Empfinden darin aus — für sich! Sie waren im Geist an die Geliebte gesungen, nicht an sie gerichtet: Erzeugnisse eines Dichters, der, indem er seine Gefühle ausspricht, sich und der Geliebten ein Ideal des Lebens vorhält. Freilich sollte die Erwählte sie auch noch erhalten und lesen; aber erst, wenn die Ringe getauscht waren, zu heiterer Wiederbetrachtung der Freuden und Leiden, die sein Herz bewegten. Sie waren zu ehrlich und zu eigen, um schon jetzt mitgetheilt werden zu können.

Helene lebte glücklich dahin und freute sich mit Hugo jedes Tages; — auch des Regentages, welcher die Heimlichkeit des Hauses empfinden ließ und zusammenhängenden Gesprächen günstig war. Von den Sorgen des Vaters hatte sie kaum eine Ahnung. Seine finanzielle Bedrängniß verbarg ihr dieser nach Möglichkeit, so daß sie nur ungefähr sah, daß er nicht mehr so reich sei wie früher. Den Kummer, den der Bruder ihm bereitete, konnte sie nicht würdigen, da sie bei nur oberflächlicher Kenntniß der Verhältnisse eine Verbindung Karl's mit Amalie von Wildau in jedem Betracht für ehrenvoll und glückversprechend halten mußte. Sie ergötzte sich an der schönen Zeit, ohne daß an dem Himmel ihres Glücks auch nur ein Wölkchen aufstieg.

Der Aufenthalt in der Residenz hatte sie doch entwickelt und in einer Hinsicht auch verändert. Ihr Horizont war erweitert, sie kannte die Welt. Ihr heller Geist hatte die Schwächen und Widersprüche der Menschen bemerkt — der Menschen, von denen sie selber als vollendetes Wesen gefeiert worden! — und damit war eine eigenthümliche überlegene Sicherheit in sie gekommen. Sie, die vorher nur die ansprechende Seite des Lebens gesehen, hatte nun auch ein gutes Theil der verkehrten und verschrobenen kennen gelernt; aber indem sie das heitere Licht ihrer Seele darauf warf, erschien es ihr belustigend und bildete nur eine Anlage zu launigen Bemerkungen und scherzenden Verurtheilungen aus. Die Gabe einer tiefern Anschauung der Dinge litt dabei nicht und durfte von dem Freunde nur eine Anregung erhalten, um zuweilen in Lichtern aufzuglänzen, die ihm selber Bewunderung abnöthigten.

Der Grundton ihres Geistes blieb die kindliche, schöne Heiterkeit; und ihr leichtbewegliches Wesen konnte sich von andern Gefühlen, wenn sie ihr Herz eingenommen hatten, immer wieder in sie herstellen.

Zur Abwechslung ging sie in der Unterhaltung gern in die Residenz zurück. Es ergötzte sie, die Bilder des dortigen Lebens und der hervorstechendsten Persönlichkeiten aus dem Frieden der Einsamkeit zu betrachten, und nicht selten hielt sie ein scharfes Gericht über sie.

Eines Tages sagte sie zu Hugo, mit dem sie nach Tisch im Saal allein war: „Ueber die Menschen, die sich für die Crême der Gesellschaft halten, muß man sich doch eigentlich wundern. Sie laufen dem Vergnügen nach und geben sich Gott weiß wie viele Mühe, um dann Gott weiß wie wenig davon zu bekommen. Sie treiben sich umher unter Aufregung und Lärm aller Art, bloß um die Zeit zu vertreiben — und oft das wirkliche Glück mit ihr!“

„Wobei sie aber,“ versetzte Hugo, „doch so glücklich sind, die Zeit los zu werden!

„Das ist freilich nicht zu verachten,“ entgegnete Helene, „bei Menschen, auf denen sie als eine schwere Last liegt!“

„Bedauern wir sie!“ versetzte Hugo. — „Die Kraft, die Zeit zu einer lieben Freundin zu machen, liegt im Innern; und das ist für die meisten ein unbekanntes Land, das zu cultiviren ihnen nicht einfällt. Am wenigsten schauen die Leute dahinein, die Alles, was ihnen erstrebenswerth scheint, draußen zu finden meinen!“

Helene nickte still und sah für sich hin. Dann, indem ihre Züge sich aufheiterten, fuhr sie fort: „Komisch ist die außerordentliche Selbsttäuschung, in der Manche sich wiegen. Ich habe nie die Gräfin Sandel

ansehen können, ohne in ein Erstaunen zu gerathen, das gar zu gern in Lachen ausgebrochen wäre. Eine Frau über Fünfzig, die sich nicht nur schminkt, sondern darin alle erlaubten Grenzen überschreitet, ihr volles Gesicht hochroth färbt und sich nun ganz im Ernst für jung und reizend hält, und ihre schwarzen Augen mit einer Unternehmungslust und Siegesgewißheit herumgehen läßt, als ob jeder ihrer Blicke einen Anbeter ihr zu Füßen herziehen müßte. Sie hat sich auf ihren Teint förmlich etwas zu Gute gethan und mich, als ich einmal etwas blässer aussah, mit einem Blick des Mitleids betrachtet, an den ich nur zu denken brauche, um vergnügt zu sein. Wie sie in der That Männern und Frauen erscheint, davon hat sie keine Ahnung. Die Artigkeiten, die man wegen ihres Bruders an sie richtet, nimmt sie für baare Münze, sogar wenn sie sich mit fast handgreiflichem Spott auf ihr vortreffliches Aussehen beziehen. Daß alle Welt von ihr wie von einer eiteln, aufdringlichen Kokette spricht, das kommt nicht auf's Entfernteste in ihre Gedanken!"

Hugo hatte mit Lächeln gehorcht. „Im Grunde," sagte er dann, „gehören solche Figuren doch auch in die Gesellschaft — zur vollständigen Assortirung!"

„O," rief das Mädchen, „ich hab' auch gar nichts dagegen. Mir machen sie Vergnügen — sie erwecken in mir Staunen über die Wunder der Einbildung!"

„Diese," versetzte Hugo, „ist auch wirklich ein Geschenk des Himmels, ohne das Leute der Art gar nicht zu leben vermöchten. — Gönnen wir," fuhr er mit einer gewissen Absicht fort, „den von der Natur Beraubten den ersetzenden Schein der Kunst — zumal wenn's Frauen sind! Greifen doch auch Männer zu diesem Mittel und halten sich, mit ihm ausgerüstet, für gefährlich, auch wenn sie noch älter sind als jene Gräfin. Oder sollten Sie nicht gesehen haben, daß die jugendliche Röthe des Generals Frankenberg eben so natürlich ist wie die Schwärze seines Haares und seines Schnurrbartes? Freilich war er einer Ihrer eifrigsten Verehrer, und es ist möglich —"

„Dies," fiel Helene heiter ein, „hat mich nicht abgehalten zu bemerken, wie weit die stattliche Erscheinung auf Rechnung des Kammerdieners kommt: die Schwärze des Haares hatte einen gewissen Stich in's Röthliche, und die Röthe der Wangen einen eigenen Glanz, der mir bei der ersten Huldigung, die er mir darbrachte, sogleich Mißtrauen einflößte."

„Der kokette alte Krieger scheint Ihnen doch nicht so burlesk vorgekommen zu sein, wie die kokette Gräfin!" bemerkte Hugo.

„Nicht mehr als billig," entgegnete Helene; — „die Dankbarkeit stimmt milde. Aber im Stillen bewunderte ich doch auch seine Thorheit. Ich frage Sie: gibt es etwas Schöneres, als das ehrliche Gesicht eines erfahrenen Mannes, eines würdigen Greises? Ich schaue, wenn Verstand und Güte daraus hervorsehen, fast in keines lieber! Und die Eiteln verderben sich selbst, indem sie sich zu verbessern meinen!"

„Das," versetzte Hugo, „thun sie freilich noch auf ganz andern Gebieten, als auf dem der Toilette!"

Helene stand nachdenklich. Dann versetzte sie: „Ich weiß, worauf Sie deuten. Allerdings, in diesen Kreisen ist überhaupt nicht Alles, wie es sein soll, und ich habe nach und nach Dinge erfahren, die mich sehr enttäuschten. Unsere Männer von Adel sind nichts weniger als immer edel, und wenn es sich darum handelt, den Einfluß oder das Einkommen zu steigern, so kann Einer und der Andere zu Mitteln greifen, die man im gewöhnlichen Leben schlecht nennt!"

„Die aber in ihren Augen durch den Zweck geheiligt werden! — Und im Grunde auch in den Augen der Welt! Hat so Einer Einkommen und Einfluß wirklich vermehrt, dann werden die angewandten Mittel, wie sehr man sich anfangs dagegen ereifert hat, endlich vergessen, und nur der Vortheil größerer Macht bleibt übrig. Das wissen die praktischen Köpfe, und darum lassen sie sich vorübergehende Unehre gefallen, um die dauernde Nutznießung und den soliden äußern Glanz zu erlangen. Scheinen sie nicht ganz Recht zu haben?"

Helene, mit dem ruhigen Ton der Ueberzeugung, antwortete:

„Wenn es keinen Gott gäbe, der's anders haben wollte, hätten sie auch wirklich Recht."

Hugo nickte.

„So aber," fuhr er fort, „sind die Klugen auch diesmal die Dummen, und beißen in den Köder, den ihnen ein Anderer legt!"

Ein Schweigen folgte. Dann, indem ihre Züge sich aufhellten, sagte Helene:

„Läugnen läßt sich nicht, daß es um ein großes gesichertes Einkommen eine schöne Sache ist! Das Geld macht nicht glücklich — das thut nur unser eigener Geist! — aber es kommt diesem doch sehr zu Hilfe, und zum Glück in dieser Welt scheint es nicht entbehrt werden zu können."

„Wenn nicht Zufriedenheit an seine Stelle tritt!" bemerkte Hugo.

„Nun ja," versetzte das Mädchen. „Glücklich macht überhaupt der Besitz nur, wenn man ihn von seinen Vorfahren überkommen oder durch ehrenhafte Arbeit selbst erworben hat. Sich um des Geldes willen erniedrigen, ist abscheulich; am abscheulichsten bei denen, die durch Geburt und Stellung verpflichtet wären, Andern zum Vorbild zu dienen."

„Einverstanden," rief Hugo, indem er die Geliebte, die bei den letzten Worten erröthet war, mit frohen Augen ansah.

„Darum," begann sie nach einem dankbaren Lächeln, „freue ich mich über meinen Bruder und die Festigkeit, die er den verlockenden Anerbietungen gegenüber bewiesen hat! Lilly von Rothenberg ist ein gutes Kind, und wenn sie sich auch weder durch Schönheit noch durch Geist auszeichnet, so hat mit Frauen dieser Art doch schon so Mancher glücklich gelebt. Es war für ihn doch eine Versuchung. Aber er hat sie bestanden und der armen, schönen, geistvollen Wildau seine Treue bewahrt! — Er wird sich einschränken müssen, wenn er sie heirathet — das geht nicht wohl anders; aber es thut nichts. Er kann doch leben, und eine solche Frau und ein gutes Gewissen haben mehr Werth, als alle Vortheile des Reichthums."

„Gewiß," rief Hugo; „und wir müssen uns das grad' heutzutage recht lebhaft vorstellen. Das äußere Glück ist nicht zu erzwingen, wenn man sich nicht verkaufen will! Wer also nicht reich ist von Haus aus und ein Mann von Ehre bleiben will, der richte sich auf ein stilles, mäßiges, einfach thätiges Leben ein, das aber eben den reinsten und dauerndsten Freuden am günstigsten ist!"

Hugo hatte dabei die Geliebte angesehen, und diese lächelte erröthend. Das war ihr also an seiner Seite verheißen! Wenn in ihrem Herzen auch nichts einer solchen Existenz widersprach, so machte doch die vorsorgende Absicht Hugo's einen heitern Eindruck auf sie. Sie betrachtete ihn mit einem leichten schelmischen Zug um die Lippen, und sagte:

„Passen wir unsere Wünsche und Bedürfnisse unsern Mitteln an, und es wird uns wohl gehen auf Erden! Wenn unsere Vorfahren mehr Geld und Gut gehabt haben, so besitzen wir dagegen mehr Wissenschaft und Geist — und können mehr in Gedanken glücklich sein! — Wer einem etwas gesunkenen Hause angehört, der muß sich jetzt schon auf diese Kunst legen!"

Das Erscheinen des Barons unterbrach die Unterredung, die Hugo gern noch ein wenig länger fortgesetzt hätte, um der Geliebten, die das „Glück in Gedanken" etwas ironisch zu behandeln schien, das wahre Gewicht desselben fühlbar zu machen. Er nahm sich vor, es bei nächster Gelegenheit zu thun.

Der alte Herr grüßte die Beiden mit einem Gesicht, das freundlich sein sollte, aber dem eingeweihten Hugo die ganze Gedrücktheit seiner Seele verrieth. Auch der Tochter entging sein Mißmuth nicht ganz; und von ihr beredet, schob ihn der gute Vater auf eine eben gehabte Scene mit dem Verwalter, die er vergessen wolle.

Hugo wurde durch den Anblick an jenes Gefühl erinnert: daß eben er der Retter der Familie werden müsse; und er erneuerte in sich das Gelübde. In dieser Beziehung festigte sich in ihm ein wunderbarer Glaube. Wie gering seine Anlage war, in der Welt namhaftes Glück zu erringen, und wie sehr ihm die Hauptsache, ein lenksames Gewissen, dazu abging: um der Geliebten und ihrer Familie, um seiner guten Absicht willen mußte die Welt einmal eine Ausnahme machen und ihn erreichen lassen, was so schön war an sich und ihm überdies zur Gründung eines Daseins die Macht geben sollte, woran sie selber ihre Freude hatte! Warum sollte er das nicht hoffen dürfen? Unter gewissen Voraussetzungen mußte man doch auch klug sein und durch Klugheit Weltzwecke erreichen können — mit Ehren! Und wenn es nicht die Regel war und die Aufgabe von den schwierigsten: um so größer der Reiz derselben, um so größer das Verdienst, sie zu lösen! —

Nicht lange, so ergab sich ein Anlaß, mit Helene auf ein Thema zurückzukommen, dessen überzeugende Beleuchtung ihm sehr am Herzen lag. Die Familie las einen

jüngst erschienenen Roman, und der zart ehrenhafte, darum von der Welt immer wieder zurückgestoßene bürgerliche Held wurde von der Gräfin mit Geringschätzung für prätentiös und „unpraktisch" erklärt. Hugo widersprach; aber auf die ersten Worte entgegnete Jene mit einem Blick, der ihm deutlich seine Verwandtschaft mit dem Romanideal vorhielt, und er begnügte sich, protestirt zu haben. Als er bald darauf mit Helene im Garten zusammentraf, nahm er die Frage wieder auf und sagte mit Beziehung auf jenen Abspruch:

„Man überzeugt sich doch immer wieder, daß es eigentlich zwei Gattungen von Menschen gibt, die sich nothwendig im Gegensatz befinden. Die kluge Frau nennt den braven Gottfried unpraktisch, und sie hat von ihrem Standpunkt aus Recht. Er versäumt wirklich das, was die praktischen Leute Glück nennen, — aber er gewinnt mehr als er verliert; und daß die Praktischen dies nicht auch sehen und in Anschlag bringen, das verurtheilt ihren Standpunkt."

„Sie meinen," bemerkte Helene, „er gewinnt statt des Glücks die Ehre?"

„Und mit ihr das innere Glück, das größer und beseligender ist, als das äußere!"

Helene schwieg einen Moment. Dann sagte sie:

„Aber das äußere Glück gehört doch zum innern, — und sollte eigentlich immer dabei sein!"

„Das letztere," meine liebe Helene, „kann ich nicht zugeben. Am Ende freilich müssen beide sich vereinigen; grade deswegen dürfen sie aber vorher nicht beisammen sein!"

„Wir sollen aber doch," entgegnete sie, „auch das äußere Glück zu erlangen suchen und uns Mühe geben darum!"

„Wohl! Doch nicht um jeden Preis, und nicht auf Kosten der Ehre und des innern Glücks!"

„Aber mit der Ehre und mit dem innern Glück!"

„Wenn es möglich ist!" erwiederte Hugo. „Wenn uns nicht eine Wahl geboten ist, in Folge deren wir das Eine um des Andern willen opfern müssen!"

Helene sah ihn an — und nickte.

„In diesem Fall," sagte sie mit einem ernsten Lächeln, „müssen wir dann das „bessere Theil" erwählen?"

„Ja wohl," rief Hugo; „und dieses „bessere Theil" ist wirklich das Bessere — und ist es unter allen Umständen! Wer Gut und Blut opfert um seinetwillen, der gewinnt; wer Leib und Leben läßt um seinetwillen, der gewinnt: wie sollte man dafür nicht den Ueberfluß, den äußern Prunk hingeben und sich mit dem Zureichenden begnügen können, das meist auch mehr äußeres Behagen bietet, als es die Masse der Glücksgüter zuläßt?"

„Das," erwiederte Helene, „kann für honette Menschen wohl keine Frage mehr sein!"

„Und ist's doch für Manche, die sich für sehr honett halten! Ist's, weil die Menschen im äußern Besitz alle Möglichkeiten des Glücks zauberhaft winken sehen, im Leben des Geistes bei reinem Gewissen aber nur einen dürftigen Trost zu haben meinen! — Man kennt die Freuden des Geistes nicht, und das Gebotene erweckt überdies eine Abneigung, während an Sinnenfreuden das Verbotene reizt. Die Entscheidung für den Geist erfordert ein Wollen, einen heroischen Entschluß, — und dessen sind aus reinen Motiven wenige Menschen fähig. Wer ihn aber faßt und ausführt, dem wird nothwendig unvergänglicher Lohn. — Es gibt," fuhr der Liebende mit Bedeutung fort, „kein größeres Glück, auch auf dieser Erde nicht, als das Glück in Gedanken — das Glück im Geiste! Was ist das Leben des Gelehrten, des Forschers, des Dichters und Künstlers im Vergleich zu dem des äußerlich thätigen Menschen anders, als ein Leben in Gedanken? Aber jene haben die feinere und reinere Lust; ihr Glück, wenn stiller und schlichter, ist zusammenhängender und dauernder. Wem es vergönnt war, beide kennen zu lernen, der wird immer dem geistigen den Vorzug geben. Wenn aber dem von Haus aus Geistlosen bei seiner Hingebung an die Sinnenwelt Nachsicht werden muß, so würde der Geistbegabte sich selbst verrathen, wenn er um ihretwillen die höhere Region verließe und für das Linsengericht das Recht der Erstgeburt hinwürfe; und er würde dem strengsten Gericht verfallen — von Rechtswegen!"

Hugo hatte dies mit Wärme und dem Schwung einer erregten Seele gesprochen; Helene, die während seiner Rede ernster geworden war, schwieg nachdenklich. Dann sagte sie mit einem anmuthigen Aufsehen zu ihm:

„Auf diese Art wären die Praktischen

zwar praktisch, indem sie etwas erreichen, die Unpraktischen aber noch praktischer, indem sie etwas Besseres erreichen?"

„Vortrefflich," erwiederte Hugo. „Nichts Anderes sagen auch die Lehren der Religion, die von der Philosophie durchaus bestätigt werden. Und nichts Anderes lehrt die Geschichte!"

„Die Geschichte?" entgegnete das Mädchen, indem sie ihn ansah.

„Die Geschichte," versetzte Hugo, — „weil der Segen der bessern Wahl immer erst aufkommt mit der Zeit! Wer wird zunächst klug und praktisch genannt? Wer der Welt sich fügt und sich dafür belohnen läßt! Wer konnte mithin unpraktischer sein, als jene Männer der Geschichte, die mit der Welt in Widerspruch traten und einen Kampf mit ihr kämpften auf Tod und Leben? Wer konnte unpraktischer sein als die Helden des Glaubens, die alles Glück des Lebens in die Schanze schlugen, um in die Geister der Menschen jenes höhere Licht einzustrahlen, dessen die Welt bedurfte, um einer höhern Entwicklung fähig zu werden? In Wahrheit aber waren eben sie die im höchsten Stil Handelnden; und nachdem ihre große Praxis eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hatte, konnten die Andern kommen und mit ihrer kleinen davon profitiren! Nachdem ihre große Praxis ihnen Drangsal, Noth und leidensvollen Tod gebracht hatte, konnten die Andern mit ihrer kleinen die Pfründen besetzen, deren Stiftung allein in Folge jener großen möglich geworden! Wie nicht mehr als billig mußten die Kleinen sie als Heroen und Heilige verehren, und sich in den Staub demüthigen vor ihnen!"

Von der Wahrheit dieser Worte getroffen, sah Helene zu dem Redner mit einem Blick ernster Anerkennung empor. Dann, mit bescheidenem Lächeln, versetzte sie:

„Das ist unbestreitbar. Aber zu solchem Kampf mit der Welt muß man berufen, auserwählt sein; und es ist doch auch möglich, daß Jemand sich für berufen hält, ohne es zu sein, und nun mit dem kleinen Erfolg, den er verschmäht, auch den großen, den er vergeblich erstrebt, und damit Alles zusammen verliert!"

„Das kann sein," erwiederte Hugo; — „solche hohle und überspannte Köpfe kann es geben. Sie handeln aus Eitelkeit, die sich der Unfähigkeit gesellt, — handeln verkehrt und leiden ihre Strafe. Verwechseln Sie aber mit ihnen nicht jene biedern Charaktere, die dem Ruf des Geistes nur in ihrem bescheidenen Kreise folgen, ohne mit ihrer Tugend an den Tag der Weltgeschichte zu dringen! Diese leisten im Kleinen, was die geschichtlichen Personen im Großen leisten; ihr Bewußtsein ist aber nicht minder beglückend, und ihr Wirken segensreich. An jedem Ort, in jedem Verhältniß hat das edle Wollen und Handeln seine nothwendigen Folgen; es erhöht den ganzen Menschen, reizt diejenigen, die ein Muster nöthig haben, zur Nacheiferung und fördert nach allen Seiten."

„Und die Güter, die wir dadurch erwerben," bemerkte Helene nach einem Zeichen der Beistimmung, „sind eben diejenigen, die wir mit hinwegnehmen von dieser Erde!"

„Diejenigen, die uns ewig bleiben! — Und es sollte unklug sein, für die ewigen die flüchtigen zu opfern, klug aber, um der flüchtigen willen die ewigen hinzugeben?"

„Die Vernunft," erwiederte Helene, „sagt dazu nicht Ja!"

„Nur der blinde Trieb materieller Naturen thut es! Er schwelgt in Fülle, um endlich Bankerott zu machen und dem Gericht zu verfallen, das unerbittlich sein wird!"

Nach diesen streng accentuirten Worten schwieg der Philosoph, und Helene ging schweigend neben ihm her. Jener, mit leichterm Ton, begann wieder:

„Die Menschen zeigen im Denken und Handeln eine Inconsequenz, die mich oft gewundert hat. Es kann Einer den Andern, der auf Kosten dessen, was er für Ehre hält, Vortheil zu suchen verschmäht, einen Phantasten und Narren schelten, und doch selber für eine Gattung von Ehre sein Leben zu wagen jeden Augenblick bereit sein! Ist es vom gemeinen Standpunkt aus betrachtet nicht auch sehr unklug, sich zu duelliren und sich um eines oft gar nicht erheblichen Wortes willen erschießen oder verstümmeln zu lassen? Aber hier ruft der Praktische: lieber todt oder krüppelhaft mit Ehren, als lebendig und gesund mit Schande! Hier zieht auch er den metaphysischen Besitz der Ehre dem physischen des Lebens vor und ist Idealist comme il faut!"

„Freilich," bemerkte Helene nach einem

Moment, „weil's eben meist nicht anders geht, und weil die Ehre in der Welt ebenfalls ein reeller Besitz ist, und die Schande in ihr eine reelle Schande!"

„Allerdings," versetzte Hugo lächelnd. „Der Idealismus ist hier ein besonderer; aber es ist doch immer Idealismus. Auch wer nur um der Weltehre willen das Leben in die Schanze schlägt, hat die Ehre der Verwandtschaft mit den Heroen, die Glück und Leben einsetzen, um die wahre, ewige Ehre zu erlangen und das Licht derselben der Menschheit zu erschließen."

Nach diesen Worten gingen Beide eine Zeit lang schweigend neben einander. Helene schaute auf die blühenden Bäume und Blumenbeete, ein Licht stillen Vergnügens ging in ihrem Gesicht auf, und sie sagte:

„Im Grunde trachten wir doch immer nach Glück; und das ist natürlich. Der Kampf mit der Welt, der gar nicht zur Ruhe und zur Freude des Lebens kommen läßt, ist doch eigentlich eine Ausnahme, und in der Regel kann es braven Menschen ganz gut auch auf dieser Erde schon wohl ergehen!"

„Das ist wahr," versetzte Hugo. „Aber Glück und Ehre sind doch immer „zwei Blumen!" Wenn wir sie auch beide zu brechen vermögen, so gibt es doch Fälle, wo man um der einen willen auf die andere Schwester verzichten muß. Entscheiden wir uns dann resolut für die edlere! Und was wir dabei versäumen mit Ehren, das holen wir zu anderer Zeit nach mit Ehren — was glücklicherweise möglich ist!"

„Das ist eine Auskunft!" entgegnete Helene mit frohem Gesicht, — „und so können wir uns vereinigen! — Sie werden nicht glauben, daß ich nach all' den Gesprächen, die wir mit einander geführt haben, den Geist nicht zu schätzen weiß und die Freuden des Geistes. Ich habe ja die Vergnügungen der Welt auch kennen gelernt, hab' es in ihr wahrlich gut genug gehabt, und ich kann vergleichen. Das Vergnügen in einer Gesellschaft, wo man uns zu gefallen strebt, ist süß, aber flüchtig. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen, ein steter Wechsel von Bildern, die an uns vorüberziehen; ein Taumel, worin wir uns zuletzt selber verlieren. Die Genüsse, die wir in geistigen Beschäftigungen finden, sind bescheidener, aber klarer und beständiger. Sie allein machen uns wahrhaft wohl und geben uns das rechte Selbstgefühl. Wir schauen von ihnen aus mit Heiterkeit auf die Welt zurück, und die Erlebnisse, die uns dort den Sinn verwirrt haben, machen uns jetzt erst wahre Freude. Man muß immer damit schließen, sich in dieses Asyl zurückzuziehen, um," fügte sie mit liebeheiterm Blick hinzu, „in ihm das „Glück in Gedanken" zu gewinnen, das wirklich das schönste Glück ist! — Ich danke Gott, daß er mir einige Anlage dazu gegeben, und Ihnen, lieber Freund, daß Sie zu uns gekommen sind, um sie durch gütige Belehrung auszubilden!"

Hugo hatte diesen Worten, die allerdings gesprochen waren, ihm Freude zu machen, mit Empfindungen gehorcht, die selig aus den braunen Augen sahen. Sein Herz pochte, die Liebe wallte in ihm empor, — er faßte die Hände des Mädchens und rief:

„Mit dieser Anlage, liebe, gute Helene, hat Dich Gott für mich geschaffen! Laß es mich endlich aussprechen, was Du schon lange weißt: mein Herz gehört Dir, gehört Dir seit dem ersten Augenblick, wo ich Dich gesehen habe! Wenn ich Glück suche in der Welt und mir Mühe gebe darum, so ist's nur um Deinetwillen! Und wenn ich fest glaube, daß ich's finden werde, so ist's nur, weil Du mir die Zuversicht gibst! — Nimm das Geständniß," fuhr er mit einem Lächeln innigster Liebe fort, „gütig auf, und frage Dich, was Du darauf erwiedern kannst! Meint es Dein Herz wie das meine? Kannst Du mich lieben? — Kannst Du mir vertrauen?"

Helene, von Röthe übergossen, stand in großer Verwirrung. Sie schwieg tief erregt. Als aber Hugo sie mit bittendem Aug' ansah, suchte sie sich zu fassen, und während ihre Hand in der seinen zitterte, antwortete sie mit der Festigkeit eines siegenden edeln Gefühls:

„Ich kenne keinen Mann, den ich mehr schätzte und liebte, als Dich, Hugo! Ich verehre Deinen Geist, Deinen Charakter und habe zu Dir unbedingtes Vertrauen —"

„O," fiel der Liebende, als sie ein wenig innehielt, überglücklich ein, „das ist Alles, was ich wünschen und hoffen kann! Jetzt hat mein Leben ein Ziel! Und welche Hindernisse sich mir entgegenstellen mögen, ich weiß, daß ich über alle triumphiren werde!"

Er preßte ihre Hände wieder und sah sie dabei mit freudefeuchten Blicken so zärtlich an, daß auch in ihren Augen ein immer süßeres Feuer sich entzündete und ein Strahl der Liebe in die seinen drang, der ihn auf die seligste Höhe seines Lebens erhob. Er wollte noch ein Wort hinzufügen, als ein Geräusch von Gehenden hörbar wurde. Beide wendeten sich um; — sie erblickten den Vater und die Tante, die von der Kastanienallee gegen sie herankamen.

„Sieh da," rief der alte Herr mit einem Scherzversuch, „unser Philosoph mit seiner Schülerin! — Diesmal," fuhr er nach einem Blick auf sie fort, „muß es aber ein erhabener Gegenstand gewesen sein, der Euch beschäftigt hat! Wie seht Ihr aus? — Als ob Ihr noch in höhern Sphären wäret!"

Die Gräfin betrachtete das Paar — und die Vermuthung, die in ihr aufstieg, kam der Wahrheit einen Schritt näher. Ihre Miene sprach ein gemischtes Gefühl aus, und Helene, die es wahrnahm, versetzte mit einem Blick auf sie, der nicht ohne einen gewissen Hinterhalt war:

„Wir haben freilich ein sehr ernsthaftes Gespräch gehabt! — Wir haben untersucht, was unsere Pflicht ist, wenn der Vortheil und das äußere Lebensglück in Widerspruch tritt mit der Ehre, und auf welche Seite wir uns dann schlagen sollen!"

„Nun," versetzte der Baron, „das scheint mir doch gar keine Frage mehr zu sein!"

Die Gräfin, welche in der Rede des Mädchens eine Absicht gefühlt hatte, warf einen etwas spöttischen Blick auf den Gutmüthigen, und sagte dann:

„Zu welchem Schluß seid Ihr gekommen?"

„Den Vortheil," entgegnete Helene, „zwar der Ehre zu opfern, aber statt des Aufgegebenen den Ersatz zu suchen, der mit Ehren errungen werden kann!"

„Sehr weislich!" bemerkte jene.

„Vortrefflich!" rief der Baron mit dem ehrlichsten Beifall.

„Wir haben Beide," fuhr das Mädchen fort, „die Ueberzeugung gewonnen, daß man nicht bloß nach Ehre streben müsse, sondern auch nach Besitz und Macht, und daß es eine sehr schöne Aufgabe ist, Beides so zu thun, daß wir zuletzt ein glückseliges Dasein und ein gutes Gewissen haben."

„Das sind allerdings ausgezeichnete Grundsätze," bemerkte die Gräfin, „und wer nach ihnen verfährt, dem kann das Glück unmöglich entgehen!"

„Ironie?" bemerkte Hugo.

„Weil mit solchen Reden nichts gethan ist," erwiederte die Gräfin. „Weil Alles auf gesunde Begriffe von Ehre ankommt, und auf die Ausführung, mein Herr Philosoph! — Was ist erlaubt und was darf man wagen? Auf diese Frage wird anders der überspannte und zaghafte Theoretiker, anders der Mann von Welt antworten, der sich berufen fühlt, oben zu stehen und am Regimente theilzunehmen!"

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen," entgegnete Hugo mit heiterer Ruhe. „Das Handeln entscheidet, und hier wie überall müssen wir die rechte Linie treffen. Aber diese vorher zu bestimmen, ist uns nicht gegeben. Wir müssen's eben wagen — und zuletzt unser Geschick hinnehmen, das nie bloß unser eigen Werk sein wird!"

Auf diese Erklärung erwiederte die Frau mit einem Nicken, das zum Handeln des Vetters nur sehr wenig Zutrauen verrieth, und man ließ das Thema, indem der Baron auf ein ökonomisches überging, dem er in den letzten Tagen seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte. — —

Wenn in der Gräfin über Hugo wieder eine minder günstige Meinung aufgekommen und bei dieser Gelegenheit deutlich hervorgetreten war, so hatte der Liebende doch keine Zeit, darüber nachzudenken. Seit der Erklärung, die sein Glück unzweifelhaft gemacht hatte, war er ein anderer Mensch geworden. Er hatte geglaubt, die Geliebte zu gewinnen — fest geglaubt, als ihm durch den Minister die rettende Aussicht gegeben war; jetzt aber wußte er's; jetzt hatte sie es ihm selbst geoffenbart, — und das war doch etwas ganz Anderes! Zu der Liebe, die ihn erfüllte, kam nun ein unendliches Dankgefühl gegen sie wegen der ihm bewiesenen Güte! Ihr holder Mund hatte das Wort der Liebe gesprochen, das Wort der Bevorzugung und Erwählung; und wenn sie nun auch wieder in einer gewissen Zurückhaltung sich gab, so schien durch den edeln Ernst ihrer Miene doch das Bewußtsein hindurch, daß sie ihm gehöre! Ihn erfreute die Scheu, die sie nach dem wechselseitigen Geständniß wieder an den Tag legte; sie erschien ihm darin verehrungswerther, höher, heiliger; und da

er in ihrer Seele die lieblichsten Bekenntnisse las, kannte seine Zärtlichkeit keine Grenzen.

Ein Huldigungseifer, eine Schwärmerei der Liebe durchdrang ihn, wie sie nur die minneglücklichsten Ritter alter Zeiten erfüllt haben mochte. Er war kein Mann des jetzigen Jahrhunderts mehr, dichterische Phantasie hatte ihn in die Region eines Denkens und Empfindens entrückt, welche mit der hellern kühlern Weise der gegenwärtigen Zeit in gradem Widerspruch stand. Seine Leidenschaft riß ihn hin, und er folgte ihr sehnsüchtig, wollend. Die Poesie des Cultus, die Wonne der Demuth war ihm aufgegangen, und die kleinsten Dienste, die er der Geliebten erweisen durfte, waren für ihn eben so viele Beseligungen. Er gab sich den Gefühlen seines Herzens ohne Rückhalt hin, und offenbarte sie ohne Rückhalt. Die Autorität des Lehrers, in der er sich früher unbewußt gegeben hatte, schien ihm jetzt unmöglich zu sein. Er vermied Gespräche, die seine geistige Ueberlegenheit an's Licht ziehen mußten, und wenn er philosophirte, so war es zum Lob der Frauen. Er schilderte, — indem er Züge des Ideals in sein Gemälde verwebte, — was das echte Weib ist und wirkt, mit einer Innigkeit und Farbenglut, mit einem Scharfblick für Alles, was an den Holdesten und Vollendetsten bezaubernd erscheint, daß vielleicht nie ein besserer Anwalt des Geschlechts aufgetreten ist. Nun dichtete und schrieb er auch Lieder nicht nur für sich, wie bisher, sondern für sie — Lieder, die er an sie richtete und ihr überreichte. Klänge der Zärtlichkeit, der Verherrlichung, der Anbetung, — die ihm selbst aber nie genügten und ihm nur ein schwacher Ausdruck seiner Welt von Empfindungen zu sein dünkten.

Ihm war so wohl bei diesem Dienst! Neue, reiche, wunderbare Gefühle erstanden in ihm; entzückende Lichter umglänzten, berauschende Wohlgerüche umströmten ihn! Das reinste Glück des Lebens hatte sich ihm erschlossen, und er wollte an nichts weiter denken, als es zu genießen von Grund aus!

Die Art, wie er sich gegen Helene benahm, wurde von ihr mit freudigem Dank aufgenommen. Was gibt es denn Holderes, als sich verehrt zu sehen wie ein höheres Wesen? Wodurch schmeichelt der Liebende mehr, als durch ein glückseliges Emporschauen in Demuth, welches die Erkorene immer wieder ihre Herrlichkeit, ihre Macht empfinden läßt? — Hugo wurde von seiner Leidenschaft aber zu weit geführt. Er ließ sich in ihr nicht nur gehen, er gehorchte und pflegte sie methodisch, und mußte nun Allen auffallen, die ihn beobachteten. Mit Willen gleichsam war er in jene erste Jugend zurückgetreten, welche die Vorherrschaft des Gefühls und der Phantasie charakterisirt; und die Art seiner Freude, seines Entzückens hatte eine Lebhaftigkeit, einen naiven Ungestüm, der mit seinem Alter und sonstigen Wesen nicht in Einklang stand. Offenbar vergab er sich damit etwas, und konnte nun wohl bei den Andern ein Lächeln auf seine Kosten hervorrufen. Wenn sich dieses zunächst die Gräfin vergönnte, so enthielt sich der Baron doch nicht, ihr zu folgen, und auch Helene gab endlich dem Reiz dazu nach.

Die unbedingte Huldigung und Hingebung hat immer die Folge, daß sie in dem verehrten Wesen das Gefühl der Machtvollkommenheit steigert. Auf das wiederholte freie Darbringen einer Gabe wird stillschweigend ein Anrecht gegründet, sie fordern zu können, so daß man sie fernerhin nicht mehr als ein Geschenk, sondern als schuldigen Tribut ansieht. Wie gut nun Helene war und wie freundlich ihr Herz für Hugo sprach, so trat doch unwillkürlich eine Aenderung in ihrem Benehmen hervor. Die Hochachtung, mit der sie immer zu ihm emporgesehen hatte, minderte sich einigermaßen, die Verehrung wich dem Gefühl der Huld, und aus der Schülerin wurde eine Herrin — eine liebevolle und gütige zwar, die aber doch nicht umhin konnte, in ihren Zügen eine schalkhafte Genugthung zu verrathen, wenn der Liebende sein Glück allzu innig kundgab und die wallende Güte seines Herzens über alle Schranken gebotener Haltung hinwegging.

Seltsam! Hugo war so eingenommen von seiner Leidenschaft, so bezaubert von der Geliebten, daß er ihr verändertes Betragen wohl fühlte, aber seiner Bedeutung sich nicht bewußt wurde. Ihn entzückte vielmehr die anmuthige Art, wie sie gleich einer Göttin der Schönheit mit ihm spielte; und wenn sie bei einem überschwänglichen Ausdruck seiner Zärtlichkeit mit gutmüthig

schelmischem Lächeln auf ihn schaute, meinte er sie nie holder gesehen zu haben.

Wochen vergingen in einem Flusse des Lebens, welcher durch Besuche und außergewöhnliche Arbeiten nur vorübergehend unterbrochen wurde.

Der Baron betrachtete Hugo als seinen Schwiegersohn. Er war eine Zeit lang nicht durch Mahnungen behelligt worden, und schmeichelte sich nun auch wieder mit einer Ordnung seiner Vermögensverhältnisse, indem er dabei eben auf Hugo seine Hoffnung setzte. Ihn kam es in Momenten erregter Einbildungskraft nicht hart an, sich zu denken, daß dieser in raschem Lauf zum Gesandten emporgehen und endlich als Minister das Land regieren werde. War das nicht verbürgt, so war es doch möglich, und er konnte sich wohl einstweilen der Aussicht hingeben.

Völlig entgegengesetzt dachte die Gräfin; — sie hatte dem Vetter den letzten Rest ihres Vertrauens entzogen. — Ein Diplomat, der sich in seinen Gefühlen verlor und über seinem Glück die Welt und die Pflichten des Weltmannes gänzlich vergaß! — Einem Zufall dankte er die Gunst des Ministers! Wenn er die verheißene Stellung nun auch erhielt — wie konnte er bei seiner Gesinnung, seinem träumerischen Wesen darin vorwärts kommen? — Er zeigte sich unfähig und blieb sitzen und schleppte in Dunkelheit ein beengtes, kleines Dasein.

Schwer dünkte sie's, dem Baron oder gar Helene dies gradehin zu sagen. Hugo war ein Freier — leider der einzige, der sich in die Schranken gestellt hatte! Keiner war mehr erschienen — das Auftreten eines Mitbewerbers höchst unwahrscheinlich! — Wäre doch die unselige Verbindung in Paris nicht geschlossen worden! Auch er, das Muster chevaleresker Männlichkeit, hatte sich vom Geist des Jahrhunderts verführen lassen, und griff nach der Million! — Die Zeiten des Adels sind dahin, und es ist Thorheit, emporbringen zu wollen, was dem Untergang verfallen ist!

Trotz ihrer Zweifel und Zurückhaltungsvorsätze mußte die Gräfin bei Gelegenheit doch reden, wie es ihr um's Herz war. Eines Tages, als Helene von einem längern Spaziergang mit Hugo zurückkehrte, fragte sie mit ruhigem Spottlächeln, das in den vornehmen Zügen fast berechtigt erschien:

„Nun, wie hat Dich der Seladon heut' unterhalten? In welchen Sphären ist man wieder herumgeflogen? — Machen die Schwärmereien des verliebten Philosophen Dir noch immer Vergnügen?"

„Welche Frage!" erwiederte das Mädchen nicht ohne Schalkheit. „Das größte, meine liebe Tante!"

„Ein aparter Geschmack," entgegnete die Gräfin mit einem Verziehen der Lippen. „Mir wäre ein Mann, der vor Zärtlichkeit in Thau sich auflöst, antipathisch; denn alle Uebertreibung ist mir gegen die Natur. Hat er nicht gestern über eine unbedeutende Bemerkung von Dir — nimm mir's nicht übel, chère nièce! — ein Entzücken an den Tag gelegt, als ob ein Engel des Himmels gesprochen hätte?"

„Er ist eben gut!" erwiederte Helene. „Und er liebt mich, — liebt mich, wie Niemand mehr in der Welt mich lieben wird!"

Die Gräfin zuckte die Achsel.

„Wenn es damit gethan wäre!"

„Das Andere wird kommen," entgegnete das Mädchen lächelnd. „Wie er jetzt ist, bleibt er nicht immer! Wenn er gegenwärtig aus Liebe schwärmt und singt, künftig, wenn es nöthig ist, wird er aus Liebe handeln!"

„Kommt darauf an!"

„Aus Liebe zu mir; — zu mir, liebe Tante!" entgegnete Helene.

„Geb' es Gott!" versetzte die Gräfin. — „Ich wünsch' es Dir, möchte darauf aber keine Häuser bauen. — Bist Du denn schon ganz einig mit ihm? Hast Du Dich förmlich — mit ausdrücklichen Worten gebunden?"

„Das eigentlich noch nicht!"

„Ah," rief die Tante; „das ist gut!"

Helene wurde ernst.

„Was willst Du damit sagen?" entgegnete sie.

„Man weiß nicht, was kommt, meine liebe Nichte; es ist immer gut, seine Wahl frei zu haben —"

Helene fiel ihr in's Wort.

„Daran denke ich nicht," rief sie. — „Hugo ist ein ausgezeichneter Mann, er liebt mich und gehört mir ganz und gar. Ist er zu gut für die Welt, — zu gut überhaupt, so wird sich das ändern. Ich liebe ihn grade mit dieser Güte, die immer mehr an Andere denkt, als an sich, und

gern die ganze Welt glücklich machen möchte. Nein! Wenn ich auch nicht ausdrücklich gebunden bin, so fühle ich mich doch gebunden. Hugo vertraut mir, und er soll sich nicht in mir täuschen! Es wäre abscheulich von mir, wenn ich jetzt noch an einen Andern dächte, der möglicherweise kommen könnte. Rede nicht mehr so zu mir, Tante, Du thust mir weh, und Du beleidigst mich!"

Die Wangen des Mädchens waren roth und ihre Augen feucht geworden. Sie nickte zum Abschied und verließ die Stube.

„Geh hin!" rief die Frau ihr nach. „Man hat Beispiele, daß man in solchen Aufwallungen mehr verspricht, als man später halten kann! Indessen, wenn Du Dir's in den Kopf gesetzt hast und Deine Ehre darin suchst, guten Rath zu verschmähen, so habe Dein Schicksal! — Und verkommt meinetwegen Alle miteinander, Ihr kindisch gewordenen Ellerburg's!" —

Ein paar Tage später suchte sie den Baron einer häuslichen Frage halber in seinem Arbeitszimmer auf, und traf ihn in einer Niedergeschlagenheit, die er umsonst hinter freundlichem Wesen zu verbergen suchte. Nachdem sie die gewünschte Auskunft erhalten hatte, sagte sie, ihn betrachtend:

„Was hast Du? Du bist verdrießlich!"

„Ich hab' einen fatalen Brief erhalten," erwiederte er. — „Verwünschte Affaire!"

Die Gräfin nickte, als ob sie weiter nichts zu wissen brauchte. Ein anderer Gedanke kam ihr.

„Sag' mir doch einmal," begann sie nach einem Moment, „was denkst Du von dem Verhältniß unserer jungen Leute?"

Der Baron sah sie verwundert an. „Ich halte sie für ein Liebespaar, das sich verständigt hat, und erwarte jeden Tag einen förmlichen Antrag."

„Um ihn gutzuheißen?"

„Kann ich anders?"

Die Gräfin sah mit ernstem Bedenken für sich hin.

Jener, indem er sie betrachtete, sagte:

„Bist Du nach jenem schlimmen Brief aus Paris nicht selber der Ansicht gewesen, aus ihnen ein Paar zu machen? Hofftest Du nicht für Hugo eine ehrenvolle Laufbahn?"

„Ich ließ mich auch blenden von dem Succeß, den ein zufällig entstandener Zeitungsartikel gehabt hat. — Jetzt seh' ich klar."

„Und bist gegen die Verbindung?"

„Mein Verstand ist dagegen!"

„Aber was soll dann —"

„Lassen wir das und halten wir uns an das Nächste. — Hugo, mein lieber Freund, hat nicht eine der Eigenschaften, womit man die Welt für sich gewinnt und emporkommt, alle dagegen, um sich mit ihr zu verfeinden und auch zufällig erlangtes Glück wieder zu verlieren!"

„Ach," rief der Baron ärgerlich, „das ist Schwarzseherei! Ganz ungerechtes —"

„Laß mich reden," fiel die Gräfin ein, „ich will's beweisen! — Unserm edeln Vetter geht vor Allem das Haupterforderniß ab: er liebt die Welt nicht, sie interessirt ihn nicht, sie langweilt ihn. Ihre Tendenzen und Formen sind ihm Schnickschnack, und die Ehre, die sie spenden kann, reizt ihn nicht. Wenn er sich in Gesellschaft begibt, sieht man ihm deutlich an, daß er nicht Theilnehmer, sondern nur Beobachter ist. Er hängt nicht am wirklichen Leben, er hängt an seinen Ideen und Phantasien, und zwar mit einer Leidenschaft, die nur immer wachsen kann. Wenn er der Welt etwas zu Danke macht, so ist's von ungefähr. Eine Pflicht gegen seine Neigung zu erfüllen, ist ihm unmöglich, und er wird immer wieder seine Berufsarbeit liegen lassen, um seinen Passionen zu fröhnen. Das ist ein Hang und eine Denkart für einen Mann mit gesicherten großen Renten: der Arme kommt damit nicht aus der Misère heraus, und wer sich mit ihm verbindet, der verbindet sich mit dem Elend. Glaub' mir, Schwager, ich kenne die Leute dieses Schlags. Sie versprechen Alles und können reden, als wären sie die Klügsten des Jahrhunderts. Aber das ist nur eine Komödie; das Interesse fällt sogleich wieder aus ihrem Kopf und vom Handeln ist keine Rede. Was gegen die Natur ist, das geht nicht. Hugo ist ein Philosoph — ein Mönch; und er thäte besser, auch als Mönch zu leben, seine Heirathsgedanken aufzugeben und uns Helene zu lassen. Wir hätten dann wenigstens noch eine Hoffnung!"

„Aber das ist ja zum Verzweifeln!" rief der Baron, außer sich gebracht. „Die Carriere Hugo's auch eine Täuschung! — Alles verloren — Alles nichts! — und

wir sollen noch eine Hoffnung haben? Was denn für eine? — Geh'! Du bist sehr unglücklich mit Deinen Hoffnungen, Frau Klugheit — das solltest Du nachgrade selbst einsehen!"

Die Gräfin stand ruhig und ihre Miene verrieth nicht die mindeste Empfindlichkeit.

„Ich weiß nicht," sagte sie dann; — „seit ich mich überzeugt habe, daß Hugo kein Schwiegersohn für Dich ist, meine ich immer, der rechte müßte unerwartet kommen. Wir haben zu viel Unglück gehabt in diesem Jahr, endlich kann auch das Glück wieder einkehren!"

„Nun," versetzte der Baron mit dem Sarkasmus des Unglaubens und einem entschlossnern Ton, als man sonst an ihm gewohnt war, „dann lass' es nur bald kommen, Dein Glück in Gestalt eines Millionärs zum Schwiegersohn! Sonst thu' ich den Kindern ihren Willen und verheirathe sie, was auch die Folgen sein mögen! Sie lieben sich und werden glücklich sein! Ja, das werden sie! Wenn auf die schönen Monate auch die Noth folgt, was thut's? Unser Leben ist ja doch nichts — voller Mühen, Sorgen und Verdruß, wo wir hinsehen! Und sie sind dann doch wenigstens glücklich gewesen!"

„Diese Reden," versetzte die Gräfin nach kurzem Schweigen, „sind das Erzeugniß desperater Aufregung. Laß uns besonnen bleiben und nach Einsicht handeln! Wer weiß —"

„Du mahnst mich recht!" fiel der Baron ein. „Ich will besonnen bleiben — und mich von Dir nicht über Hugo irre führen lassen! Du verkennst ihn ganz, weil er nicht auf Deiner Seite steht, und machst einen completten Thoren aus ihm, was er durchaus nicht ist. Er hat Charakter, Talent, Beobachtungsgabe, und wenn er's nicht so weit bringt, als mir's lieb wäre, so wird er meiner Tochter doch immer ein anständiges Loos bereiten können!"

Die Gräfin zuckte die Achseln und sah ihn mit einem Blick des Mitleids an.

Der Baron, ihn bemerkend, wurde roth.

„Du bist der Dämon unseres Hauses," rief er gereizt, mit funkelnden Augen! „Du hast uns noch keinen Vortheil gebracht; und Du wirst uns nicht zum Glück führen, wenn wir Dir folgen, sondern zum Ruin!"

„Wenn etwas in der Welt zum Glück führen kann," entgegnete die Gräfin unerschüttert, „so ist's die Vernunft!"

Ein Lachen des Aergers und Spottes war die Antwort.

„Guten Tag, liebe Schwägerin," rief der Erzürnte mit verabschiedendem Nicken, „guten Tag!"

Er setzte sich an den Schreibtisch. Jene, nachdem sie mit einem geringschätzigen Lächeln auf ihn gesehen, verließ das Zimmer.

Einige Zeit nachher trat sein Kammerdiener ein.

„Was giebt's?" rief der Baron aufsehend.

„Der Bote ist gekommen. Ein Brief an den Herrn Baron."

Jener nahm ihn, sah die Adresse, und warf ihn mißmuthig auf den Tisch.

„Hat er sonst nichts gebracht?"

„Einen Brief an die Frau Gräfin," erwiederte der Diener. „Es muß etwas sehr Gutes darin stehen! Denn wie sie die Adresse gelesen hatten, brachen sie ihn noch unter dem Thorweg auf, wo sie mir ihn abnahmen, und ich habe seit lange das Gesicht der Frau Gräfin nicht so vergnügt gesehen!"

Der Baron erhob sich.

„Was kann das sein?" fragte er sich. Er machte ein paar Schritte, hielt aber plötzlich inne. „Ich muß warten," sagte er sich. — „Wer weiß, ob es der Mühe werth ist!"

„Der Herr Baron befehlen nichts?" fragte der Diener.

„Nein," war die Antwort. Jener entfernte sich, und der alte Herr ging hin und her, indem er seinen Blick wiederholt auf die Thüre richtete.

Nach einer Weile ging diese auf und die Gräfin erschien mit strahlendem Gesicht.

„Ich will Gnade für Recht ergehen lassen," rief sie, „und Dir eine Nachricht mittheilen, die ich soeben von meiner Freundin Dumoulin erhalte!"

Der Baron, ahnend, starrte sie an.

„Die Verlobung Geierstein's mit Adele ist zurückgegangen, der Graf wird nächstens auf seine Güter heimkehren — frei, um von nun an im Lande zu bleiben!"

„Und Du hoffst —?" entgegnete der Baron. — „Ein Exbräutigam ist verdächtig!"

„Bah," entgegnete die Gräfin. „Seine Güter mögen etwas verschuldet sein —

aber was sind es für Güter? Einige Jahre Oekonomie an der Seite einer gescheidten Frau — und Geierstein ist der reichste Cavalier im Lande!"

„Wie Du vorwärts gehst! Wie Deine Phantasie arbeitet! — Und Du meinst, daß ich Hugo, den ich ungestört hoffen ließ, wenn der Herr Graf ein Auge auf meine Tochter werfen, ohne Weiteres aufopfern — daß ich nach der Neigung meiner Tochter gar nichts fragen werde? Du kennst mich schlecht, wie ich sehe!"

„Du wirst warten," entgegnete die Frau, „die Dinge ihren Gang gehen lassen und endlich thun, was Du nicht lassen kannst! — Ich traue Dir viel Gutmüthigkeit zu. Aber daß Du eine solche Wahl haben und falsch entscheiden könntest, das glaub' ich nicht! — Es handelt sich um das Geschlecht, um den Glanz unseres Namens, um die ganze Familie! — Mit Hugo gehen wir in die Rotüre hinunter, mit Geierstein zur nächsten Nähe des Throns empor."

„Bist Du denn aber dieses Mannes so ganz sicher?" versetzte der Baron, über ihre Zuversicht ordentlich aufgebracht.

„Ich habe meine Verbindungen, kenne den Grafen aus frühern Jahren — und seit diesem Brief ist mir's, als ob es nicht anders sein könnte!" Entschlossen setzte sie hinzu: „Wenn er Helene sieht, ist er unser!"

„Aber Helene?" entgegnete der Baron. „Wenn sie nun ihn nicht will? — Unter keiner Bedingung werde ich sie zwingen!"

„Ich hoffe, daß es nicht nöthig sein wird," versetzte die Gräfin mit Ruhe. „Helene hat Verstand und mehr Ehrgeiz, als Du glaubst. Sie wird mit meinen Augen sehen. Wenn sie Gräfin Geierstein ist, wird sie die ganze Familie emporbringen, und es beginnt eine neue Epoche des Geschlechtes von Ellerburg!"

VI.

Es war vierzehn Tage später. Die Junisonne schien vom wolkenlosen Himmel, aber ein wehendes Ostlüftchen bewirkte, daß die Wärme nicht übermäßig wurde. Man fühlte sich immer noch wohl in ihr und genoß die Herrlichkeit des Lichtes, während die Strahlen nur dazu dienten, die Lebenskraft aufzuregen.

Schloß Ellerburg zeigte an dem schönen Tag ein ungewöhnlich schmuckes Aussehen. Mehrere auffällig gewordene Schäden am Bewurf der Gebäude waren getilgt, äußerer wie innerer Hof sorgfältig gekehrt. Haus- und Wirthschaftsdiener trugen ihr bestes Gewand. Die Gräfin, die mit dem Baron und Helene im großen Hof die Runde machte, nickte zufrieden und spendete ein paar Mal gnädiges Lob. Sie selber erschien in gewähltem Anzug, ebenso Helene, und selbst der Baron, der sich zu Ellerburg in einer gewissen Nachlässigkeit gefiel, zeigte sich in einem neuen und feinen Rock.

Der Festtag, der schöne Pfingstmontag, erklärte dies nicht allein. Man erwartete einen ungewöhnlichen Besuch: den Grafen Anton von Geierstein, der seit drei Tagen auf dem nächstgelegenen seiner Güter sich befand.

Die Gräfin hatte ihn schriftlich eingeladen und zugleich dafür gesorgt, daß der Gast beim ersten Eintritt nur erfreuliche Eindrücke empfange.

Den Schwager hatte sie in einer neuen ernstlichen Unterredung dahin gebracht, ihr in dieser Angelegenheit freies Spiel zu lassen, indem sie ihm vorhielt, daß er ja immer noch thun könne, was er wolle, und ein freundnachbarliches Verhältniß zu Geierstein für ihn unter allen Umständen ehrenvoll und nützlich sein werde.

Gegen die Nichte hatte sie sich wohl gehütet, mit ihren eigentlichen Gedanken herauszugehen. Nur gelegentlich erzählte sie, wie sie den Grafen kennen gelernt; wobei sie ihn aber unvermerkt als das Musterbild eines adligen Herrn erscheinen ließ, der sich in Paris während eines zweijährigen Aufenthalts vollendet haben müsse.

Das Mädchen blieb nicht ohne eine gewisse Ahnung dessen, was die Kluge im Sinn trug. Sie verzog bei dem Lob den Mund und erwiederte:

„Da werd' ich also einen wahren Phönix kennen lernen! — Am Ende muß ich mich vor ihm in Acht nehmen?"

Jene entgegnete mit ruhiger Verweisung: „Wenn Graf Geierstein Dich bemerkt, kannst Du Dir etwas darauf einbilden!"

„Ah," rief Helene. „Welche Ehre steht für mich in Aussicht!" —

Die Thurmuhr schlug vier, der Graf konnte jeden Moment eintreffen; die Mienen der im Hofe Gruppirten drückten angenehme Erwartung, frohe Spannung aus. Das

einzige Gesicht, das eine Ausnahme machte, war das unseres Hugo. An der Seite stehend, sah dieser auf die Familie mit einer Resignation, die nicht ohne Schwermuth war. Er fühlte, daß in dem Erwarteten ein Störer seines Glücks, ein Feind in's Haus kommen könnte, und die neue Infragestellung seines Geschicks drückte seine Seele. Freilich meinte er der Geliebten und dem Vater Unrecht zu thun, wenn er die schlimme Möglichkeit gelten ließ; aber obschon er dagegen kämpfte, blieben seine Gedanken doch getrübt, und vergebens trachtete er nach der frühern Heiterkeit seines Geistes.

Ein Trab ließ sich hören, eine Bewegung entstand unter der Dienerschaft — und nach wenigen Secunden ritt Graf Anton, von seinem Reitknecht gefolgt, in den Hof.

Es war allerdings ein vollkommener Cavalier, und ein sehr schöner Mann dazu. Sein Aussehen und die Art seines Benehmens rief unter den Domestiken ein Murmeln der Bewunderung hervor. Der Baron und die Gräfin gingen ihm entgegen, mit freudiger Höflichkeit ihn willkommen heißend; er dankte und grüßte mit einer Anmuth, einer achtungsvollen Artigkeit, die des angenehmsten Eindrucks nicht verfehlen konnte.

Der Graf war dreiunddreißig Jahre alt, größer und schlanker als Hugo — gewachsen wie Apollo. Das Gesicht mit der Adlernase, die aber mäßig gebogen war, verrieth unternehmenden Sinn, und drückte jetzt frohes Selbstgefühl aus. Die männliche Röthe mochte zum Theil Wirkung des Rittes an dem warmen Tage sein, kam seinen Zügen aber zu statten, indem sie einige Falten überglänzte, welche sich zwischen Mund und Wangen bemerklich machten. An der Art, wie er sich gab, hätten kaum französische Augen etwas vermissen und den Deutschen herausfinden können; der Familie, die ihn in den Gartensalon geleitete, imponirte er unwiderstehlich, und auch Hugo konnte ihm seinen Beifall nicht versagen.

Die Unterhaltung wurde großentheils von dem Gast und der Gräfin geführt, indem diese durch wiederholte Fragen ihn bewog, eingehend von Paris und Frankreich zu erzählen. Er schilderte Männer und Frauen mit dankbarem Wohlwollen, aber nicht ohne das Gemälde durch ironische Streiflichter für deutsche Betrachtung ergötzlicher zu machen. Die Französinnen ließ er in allen Vorzügen der natürlichen Lebhaftigkeit und Grazie erscheinen, machte aber einen Vergleich zwischen einer französischen und deutschen Jungfrau, der sehr zum Vortheil der letztern ausfiel, indem der Kenner sie durch die „Poesie der Schönheit" über alle Gaben der erstern siegen ließ. Sein Auge gleitete dabei über Helene hin; diese erröthete und ein leichter Schauer erfaßte sie.

Die Gräfin zeigte die tiefste Genugthuung. Sie sah, daß der Nachbar Helene nicht bloß bemerkt hatte, sondern von ihrer Anmuth und Schönheit geblendet war.

Hugo, obwohl auch er in der französischen Hauptstadt gewesen, kam doch nur wenig zu Worte. Einmal warf er zwischen die Erzählung Geierstein's eine modificirende Bemerkung; dieser ging aber darüber hinweg, und die Familie glaubte ihre Aufmerksamkeit dem Gaste nicht entziehen zu dürfen. Ein zweiter späterer Versuch hatte denselben Erfolg, und so schwieg unser Freund, indem er still beobachtete.

Ein gewisser Unmuth stieg in ihm auf. Die Gastfreundschaft gebot zwar, vor Allem den Besuch zu ehren und ihn zum Mittelpunkt der Höflichkeit zu machen. Aber daß man sich ihm ausschließlich widmete und Wort und Blick nur für ihn zu haben schien, das hieß offenbar des Guten zu viel thun.

Gestehen mußte er sich, daß Geierstein sich den Aufenthalt in der Weltstadt viel mehr zu Nutze gemacht hatte als er selber. Er, indem er das Leben prüfend betrachtete und sich an das Wesentliche hielt, war dort nur immer deutscher geworden. Der Graf hatte seine deutsche Art formiren lassen und ohne sie zu verlieren, eine graciöse Leichtigkeit und eine Herrschaft über sich selbst erlangt, die einen unmittelbar wohlthuenden Eindruck machten. Kam dazu nun ein bestimmtes Interesse, wie gegenwärtig, — eine Begierde, zu erfreuen und zu gefallen, so war ihm allerdings kaum zu widerstehen.

Unser Philosoph konnte sich nicht enthalten, ihn im Stillen zu bewundern. Nach verschiedenen interessanten Mittheilungen verließ er seinen Gegenstand, zog den Baron und Helene in's Gespräch, machte sie reden und lenkte die Unterhaltung so, daß

nicht nur die Tochter, sondern auch der Vater sich darin auszeichnete. Helene sprach über den Winter in der Residenz, und zwar merklich anders als zu Hugo, indem die größte Pracht und Eleganz ihren höchsten Beifall zu haben schien und ihre satirischen Bemerkungen sich mehr gegen Ungeschick und pedantisches Wesen als gegen Unwahrheit und Gefallsucht richteten. Der Baron machte seine Autorität in Sachen der Jagd und Pferdezucht geltend. Obwohl Beides verschollene Passionen von ihm waren und seine Kennerschaft nie über allen Zweifel erhaben sein mochte, so hörte der Graf doch zu wie Einer, der sich reiferer Einsicht beugt und für ihre Belehrungen dankbar sein muß. Besonders schmeichelhaft wirkte die Art, wie er das Schloß, die Lage desselben und die schöne Gegend pries. Hugo hatte das auch gar oft gethan; aber sein Beifall galt immer nur der Sache selbst, wogegen der Graf Alles mit einer Miene hervorhob, als ob es eine Schöpfung des Besitzers und diesem eigentlich als Verdienst anzurechnen wäre! Er bezog Alles auf die Familie Ellerburg, als die Schutzmacht der Gegend, und der jetzige Repräsentant konnte nicht umhin, mit behaglichem Stolze zuzuhören.

Hugo sah wohl, daß der Gast die Absicht hatte, durch die warmcolorirte Artigkeit Vergnügen zu machen und zu gewinnen; aber er mußte auch einen natürlichen Trieb dazu in ihm erkennen und eine Freude am Effect, ohne die es ihm nicht gelingen konnte, seinen Zweck zu erreichen.

Nach einem gemeinsamen Spaziergang durch die Besitzung und einem kleinen Mahl verabschiedete sich der Graf. Er hatte die Familie zum Besuch auf sein Gut eingeladen und eine Zusage für die nächsten Tage erhalten. Als ihm sein Rappe vorgeführt war, trat er nochmal zu den Damen, gab erst der Gräfin, dann Helene die Hand und sagte zu dieser „Auf Wiedersehen!" mit einer Freundlichkeit in Ton und Blick, daß sie, davon betroffen, nur dieselben Worte zu wiederholen vermochte. Er bestieg sein Roß und sprengte hinweg.

Die Familie kehrte in den Gartensalon zurück. Nach einem Schweigen, wobei Jedes seinen Gedanken hingegeben war, begann die Gräfin das Lob des Nachbars und pries das Glück, einen solchen Herrn in der Nähe zu wissen. Der Baron stimmte zu, indem er es interessant fand, einmal in einem Mann alle Vorzüge beisammen zu sehen! Helene sah auf Hugo, der stumm dasaß. Dann sagte sie:

„Hat Dir der Graf nicht auch gefallen, Hugo?"

Diese Frage, mit einem etwas befangenen Lächeln und einem Tone gesprochen, der offenbar begütigen sollte, machten einen irritirenden Eindruck auf den Freund. Er antwortete gleichwohl:

„O ja. Seine Manieren sind scharmant."

„Aber er scheint mir auch gut zu sein," erwiederte das Mädchen.

Hugo zögerte mit der Antwort.

„Nun?" rief Jene.

„Wenn ich ehrlich sein soll: Zutrauen hat er mir nicht eingeflößt. Und um es grad herauszusagen, ich trau' ihm nicht."

Die Gräfin ließ einen Blick des Spottes über ihn gleiten. Sie empfand großes Verlangen, sein Urtheil für das zu erklären, was es nach ihrer innigsten Ueberzeugung war; aber sie beherrschte sich und ihre Miene offenbarte das Bewußtsein, Gnade für Recht geübt zu haben.

Was sie verschwieg, bewog ein neckischer Trieb, das Mädchen auszusprechen. Mit aller wiedergewonnenen Heiterkeit sagte sie:

„Weißt Du was, Hugo? Wenn ich Dich nicht besser kennte, würd' ich sagen, Du wärst eifersüchtig auf ihn!"

„Du hättest Unrecht!" erwiederte Hugo, nicht ohne eine Anwandlung von Empfindlichkeit.

„Darum sag' ich's auch nicht," versetzte Jene. „Du bist Philosoph, siehst auf die Welt aus höhern Sphären herab, und gönnst Andern, die in ihnen nicht zu Hause sind, die kleinen Triumphe und das Glück, das sie bei uns Weltkindern machen!"

Die Gräfin warf einen beifälligen Blick auf die Nichte, und auch der Baron konnte sich ein gewisses Schmunzeln nicht versagen. Hugo, sich zusammennehmend, versetzte:

„Das Letzte unter allen Umständen, meine liebe Cousine! Die Weltkinder sind auch gar nicht so schlimm, wie sie sich machen. Sie wechseln mit ihrer Aufmerksamkeit, und wer sie heute vermißt, dem kann sie morgen wieder zufallen. — Dem Ideal der Gerechtigkeit, Jedem das Seine zu geben, kommen sie eigentlich am nächsten!"

Helene, die Entgegnung würdigend,

schwieg. Dann ging sie auf ihn zu, gab ihm die Hand und sagte:

„Lassen wir den Scherz und bleiben wir gute Freunde!“

Hugo schüttelte die Hand und seine Miene zeigte, daß sein Herz von der Verstimmung frei geworden.

Der Tag war gleichwohl verhängnißvoll. — Ein seltsames Leben entspann sich von ihm ab in Ellerburg. Ohne nach außen auffällig zu erscheinen, war es innerlich dramatisch bewegt und reich, und hatte von dieser Seite eine Geschichte, die aber in ihrem Verlauf nur angedeutet werden kann.

Die Familie machte ihren Gegenbesuch bei dem Grafen. Hugo hatte eine Zusammenkunft mit Wildau verabredet und freute sich, die Einladung, die der Baron an ihn richtete, ablehnen zu können. Ueber die Ablehnung selber freute sich aber ihrerseits die Tante. Sie hatte den Grafen beobachtet, und erwartete nun auf seinem Gute nicht nur eine traulichere Annäherung an die Nichte, sondern ein Geständniß zunächst gegen sie, die natürliche Vermittlerin.

Die Annäherung erfolgte nicht in dem gewünschten Maße, da Helene sich ein gemessenes Betragen vorgenommen zu haben schien und meist nachdenklich und ernst war. Die zweite Hoffnung traf dagegen über Erwarten ein.

Der Graf hatte eine Großtante bei sich, eine verwittwete Staatsräthin, die seinem Hauswesen vorstand. Während diese den Baron und Helene im Garten zu den Blumenbeeten führte, blieb er mit der Gräfin absichtlich zurück. Er brachte das Gespräch auf Helene, rühmte sie mit Feuer und pries den Mann glücklich, dem es gelänge, sie als Gattin heimzuführen. —

„Wird es Herr Hugo sein?“ fragte er.

Die Frau schüttelte fast unwillig den Kopf.

„Sie gelten für verlobt!“ setzte Jener hinzu.

„Ein leeres Gerücht. Der Schöngeist ist verliebt, Helene hat seine Verehrung geduldet, sich aber in keiner Weise gebunden.“

Der Graf schwieg. Dann sagte er:

„Lichtenfels ist arm; aber der Baron Ellerburg hat eine schöne Besitzung und nur die eine Tochter!“

Jene, innerlich froh, den Bewerber in so gutem Glauben zu wissen, entgegnete mit scharfem Ton:

„Das ist kein Grund, sie an einen Vetter wegzuwerfen, der so gut wie nichts dagegen zu bieten hat!“

Eine neue Pause folgte. Endlich fragte der Graf ohne Weiteres:

„Sie glauben also, daß ich Chancen hätte, wenn ich mich in die Schranken stellte?“

Die Gräfin, hocherfreut über das endlich gesprochene Wort, schaute ihn verbindlich an und sagte:

„Alle, mein lieber Graf!“

„Ich gestehe,“ fuhr Jener fort, „daß mich dieses herrliche Mädchen bezaubert hat. Sie blüht wie eine Blume, und hat einen Duft der Unschuld, der um so entzückender ist, je seltener wir ihn im Leben antreffen. Ich habe ein ganz wunderbares Gefühl, und möchte fast sagen: es ist meine erste Liebe!“

Die Gräfin lächelte.

„Wir sind zufrieden, bester Graf, wenn es Ihre letzte ist!“

Jener sah sie heiter an.

„Sie sind sehr freundlich,“ entgegnete er. „Aber das Gefühl,“ setzte er ernster hinzu, „ist mir ganz neu, und ich habe keinen andern Gedanken, als sie zu gewinnen. — Zu welchem Verhalten rathen Sie mir?“

Die Frau besann sich.

„Gehen Sie vorsichtig zu Werke,“ sagte sie. „Wenn das Kind auch noch frei ist, so hängt sie doch an dem Cousin, der zugleich ihr Verehrer und Lehrer ist, mit den Banden der Gewohnheit und einer gewissen Dankbarkeit. Man muß ihr Zeit geben, sich loszulösen. — Besuchen Sie uns als Freund und Nachbar, so oft es Ihnen möglich wird; — eröffnen sie mit Lichtenfels einen Wettstreit! Das muß für Sie Reiz haben — und der Sieg ist Ihnen gewiß!“

„Sie haben Recht,“ erwiederte der Graf. „Wir wollen kämpfen. Je schwerer der Sieg, je größer die Freude!“

„Und die Ehre!“ fügte die Gräfin hinzu. —

Die Zurückkunft der Andern machte dem Gespräch ein Ende, in welchem Beide sich genug gesagt, wenn auch Manches absichtlich verschwiegen hatten.

Auf die Einladung, die der Baron zum Abschied gegen ihn wiederholte, kam der Graf einmal zu Wagen mit der Staatsräthin; dann, fast jeden andern Tag, allein zu Pferde. Der Kampf mit Hugo begann

und setzte die Herzen bald in große Bewegung.

Die wirksamern Vortheile waren auf Seiten des Grafen. Wer die Welt kennt, der weiß, daß äußerer Glanz auf die meisten Menschen einen unwiderstehlichen Zauber übt. Die Macht, die in Rang und Reichthum liegt, begreift man; sie scheint unfehlbar, und man huldigt ihr unwillkürlich. Einem Manne, der mit Weltehren geschmückt ist, die äußere Achtung versagen, wäre lächerlich. Mit der äußern erhält er aber meist auch die innere, und was er thut, ist das Rechte, weil es ihm ansteht und zusteht.

Wenn mit so Einem der bloß Geistbegabte sich messen soll, hat er einen schlimmen Stand. Wer Achtung anspricht, weil er die Macht hat, findet Verehrung; wer Achtung anspricht, weil er ein Mann von Ehre sei, fordert den Spott heraus. Es ist so leicht, an die unsichtbaren Güter nicht zu glauben, und so schwer, sie zu demonstriren! Sinnenfälliger Besitz dagegen erweist sich selbst; und ihn in Abrede stellen, hieße eine Albernheit begehen, deren kein Verständiger sich schuldig machen wird.

Wie bedeutungslos Hugo neben dem Grafen der Frau von Rabeneck erschien, sagt man sich selbst. Sie begann seine Ansprüche auf den Besitz ihrer Nichte als eine Prätension zu empfinden, die nachgrade beleidigend wurde. Schwer kam es sie an, ihre Geringschätzung zurückzuhalten; aber trotz der Gründe, welche ihr dies geboten, brach das Gefühl doch hier und da sehr merkbar durch, zumal für Hugo selber, dessen Menschenkenntniß in jenen Tagen eine schmerzliche Bereicherung erfuhr.

Der Baron, von den Vorzügen des Cavaliers geblendet, stand bereits auf der Seite Geierstein's; aber er erlitt Rückfälle, so daß er schwankte. Wenn er sich ein höheres Glück für Helene, als die Gemahlin des Grafen zu werden, nicht denken konnte, so hatte er doch auch wieder Augenblicke, wo ihm der Charakter Hugo's verläßiger erschien, und er stellte sich vor, wie er in prunklosern Verhältnissen sein Kind doch ebenfalls glücklich machen könnte. Freilich durfte Jener nur wieder erscheinen, um die Wagschale zu seinen Gunsten sinken zu machen. Aber wenn der alte Herr sich immer wieder für ihn entschied, so empfand er mit dem Vetter nur um so ehrlicheres Mitleid. Er sagte sich, daß er ihm Unrecht thue, und suchte ihn zu entschädigen, zu begütigen, indem er ihn rücksichtsvoller behandelte als bisher und namentlich seiner Stimme, wenn er mit ihm sprach, einen Klang wahrhaft väterlicher Herzlichkeit gab. Die Absicht, die Hugo darin wahrnahm, konnte natürlich auch keine angenehme Wirkung auf ihn hervorbringen.

Helene, den Eindrücken ihres Herzens nachgebend, war an einen Scheideweg geführt. Auf der einen Seite mit Macht von Hugo gehalten, fühlte sie sich auf der andern gleichwohl von dem Grafen angezogen. Ihre Hochachtung vor dem Geist des Lehrers hatte sich nicht verringert, und eine Stimme in ihrem Innern sagte: Du mußt ihm Treue halten! Aber in andern Momenten glaubte sie noch keineswegs so verpflichtet zu sein, daß sie die Lage der Dinge gar nicht mehr hätte in's Auge fassen und urtheilen dürfen! Sie sagte sich dann wohl: es geziemt mir, zuzusehen und mein Loos mit Bewußtsein zu ergreifen; für Hugo ist es nur um so ehrenvoller, wenn er die Prüfung besteht und ich mit sehenden Augen den Grafen ausschlage, um ihm meine Hand zu reichen!

Sprechen wir es aus: auf das Weib übt die äußerlich männliche Erscheinung immer eine ganz besondere Wirkung. Wer Herr ist, wem gehorcht wird, der erscheint ihr schon darum in imponirender Würde. Ihrer Natur nach sucht sie Schutz — und bei wem kann sie diesen mehr finden, als bei dem Gebietenden? Wen sie nun mit den Eigenschaften ausgestattet sieht, die in der Welt zum Siege führen, der erscheint ihr unwillkürlich als der männlichere Mann, und sie freut sich an dem Beweis derselben auch bei gewöhnlichen Anlässen. Die ritterlichen Fertigkeiten ergötzen ihre Phantasie, und sie kann dem, der sich darin auszeichnet, ihre stille Bewunderung nicht versagen. Trotz aller Emancipationsgelüste hat die heutige Frau noch immer das Gefühl, womit die ehemalige den Gemahl freudig ihren „Herrn" nannte. Und wenn derjenige, zu dem sie unmittelbar emporsieht, vor ihr sich demüthigt, ihr auf jede Weise zu gefallen sucht und sein Geschick aus ihren Händen empfangen will, — ist es möglich, ungerührt zu bleiben?

Wie sehr Helene befähigt war, den Geist nicht nur zu schätzen, sondern mit

dem denkenden Mann selber in seine Regionen emporzugehen, haben wir gesehen. Aber sie hatte auch Phantasie — die Phantasie des Weibes. Sie hatte den Hang ihres Geschlechts: gegen den geistig Ueberlegenen sich humoristisch aufzulehnen, ihn zu necken und im Kampfe den Gegner zu verstärken; und sie gab diesem Hange nach. Wie weit es Liebe, wie weit es ernstliche Parteinahme und vorübergehender Abfall war — wer ermißt es?

Die Gespräche, die man im Schloß Ellerburg führte, und in welchen die Gegner mehr oder weniger bewußt sich maßen, fielen meist zu Gunsten des Grafen aus. Geistreich, witzig, weltgewandt, behandelte der Cavalier die Gegenstände spielend und ergötzte damit, während Hugo, bei seinem Hang, in die Tiefe zu gehen und bei einem Thema zu verweilen, die lebhaften Seelen ermüdete. Im Wortstreit hatte Jener den Vortheil der Schlagfertigkeit und gewisser Hilfsmittel scherzhafter Wortverdrehung, zu denen Hugo aus Ehrlichkeit nie seine Zuflucht nahm. Gegen die tiefern Gründe des Philosophen stellte der Weltmann die nächstliegenden, aber eben darum einleuchtendern auf, und wenn es ihm auch daran fehlte, dann half er sich mit einer spottenden Bemerkung über den ganzen Streit und brachte Hugo dadurch viel besser zum Schweigen, als durch die unwiderstehlichste Logik. Denn eigentlich ist in der Unterhaltung der Ernst doch hors-d'œuvre, der Scherz am Platz. Wer die Geister, statt sie in die Sache einzuführen, ergötzlich darüber zu erhalten weiß, der versteht es, und er behält Recht.

Geierstein hatte die Welt vor Augen wie sie ist, Hugo machte sich immer ein Bild, wie sie sein sollte; und wenn Jener in Bezug auf höhere Bestrebungen der Epoche sich skeptisch verhielt, so sprach der Philosoph manchmal einen guten Glauben aus, der auch besonnenen Idealisten noch gewagt erschienen wäre, um wie viel mehr den Weltkindern, die ihn hörten! Wenn er nun hier, im Eifer des Streites, mehr versprach, als er später wohl selber gut heißen mochte, dann spielte um den Mund des Grafen ein spöttisches Lächeln, dessen Ueberlegenheit ansteckend wirkte, so daß auch Helene einen fast mitleidigen Blick auf den Guten richtete, der den Menschen viel zu viel Gutes zutraute! —

Mit einem besondern Glanz umgab sich der Graf durch die Art, wie er von seinen Bekanntschaften redete und über vornehme, berühmte Personen urtheilte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, die er dabei an den Tag legte, die Ungezwungenheit, womit er sich als einen in den höchsten Cirkeln Heimischen gab und durch seine Mittheilungen bewies, zeigte ihn in seiner ganzen Superiorität. Hugo hatte dagegen so wenig zu bieten! Seine Bemerkungen nahmen sich gradezu unscheinbar neben den Schilderungen des Grafen aus, worin gekrönte Häupter, Prinzen und Prinzessinnen, Herzöge, Marquis rc. rc. mit Celebritäten aller Art das brillanteste Ensemble bildeten. — Auch hatte er gut beobachtet, der deutsche Edelmann! Er hatte die schwächern Seiten an unsern liebenswürdigen Nachbarn jenseits des Rheins fein aufgefaßt und wußte sie sehr unterhaltend in Scene zu setzen. Die dortige Gesellschaft führte gleichsam ein Schauspiel vor den Deutschen auf, welches nicht nur an sich amüsirte, sondern zugleich dem Nationalgefühl schmeichelte.

Einmal kam der Graf auf ein Duell zwischen zwei Berühmtheiten zu sprechen, deren einer er als Zeuge gedient, und erwähnte dabei, daß er ein paar Tage später selbst einen Zweikampf bestanden hätte. Helene äußerte lebhaftes Verlangen, das Nähere zu erfahren, und Jener befriedigte sie. Der Grund war sehr ehrenvoll: Der Graf trat für eine Dame ein, die ein vornehmer Geck zu verläumden sich herausgenommen hatte. Der Verlauf des Kampfes wirkte aber um so anziehender und spannender, als der Bericht rein sachlich gehalten und das Duell gefährlich war. Der Gegner besaß Erfahrung und große Geschicklichkeit, und Geierstein sah dem Tod in's Auge, bevor es ihm gelang, jenen kampfunfähig zu machen und selber dem Tod nahezubringen. Das Mädchen, das mit dem größten Antheil gehorcht hatte, athmete bei diesem Schluß auf und konnte nicht umhin, mit Augen auf den Grafen zu sehen, die Bewunderung ausdrückten.

Ein neckischer Dämon trieb sie nach einer Pause an, Hugo zu fragen, ob er sich auch schon duellirt habe!

Die Miene, womit sie es that, und die Absicht, die, wenn auch unbewußt, der Apostrophe zu Grunde lag, konnte auf Hugo nicht anders als verstimmend wirken. Er

unterdrückte aber sein Gefühl und erwiederte: „Eigentlich nicht. Denn ein paar Duelle auf der Universität, wobei man höchstens einen Schnitt in's Gesicht erhalten konnte, will ich nicht in Anschlag bringen.“

„Und später, auf Deinen Reisen, bist Du nie in den Fall gekommen, Dich schlagen zu müssen?“

„Niemals,“ erwiederte Hugo, indem er unwillkürlich eine gewisse Geringschätzung gegen solche Interessen an den Tag legte. „Ich habe keine Händel gesucht, — und zufällig sind auch keine Händelsucher an mich gekommen.“

„Im Grunde,“ sagte der Graf lächelnd, „ist das natürlich. Wenn man nicht in gewisse Kreise kommt und nicht den Ehrgeiz hat, darin eine Rolle zu spielen, läßt sich der Zweikampf gar wohl vermeiden. Einem Philosophen, wie Herrn von Lichtenfels, ist auch nicht zuzumuthen, den Anlaß, den man ihm nicht gibt, zu nehmen! Es ist schon aller Ehren werth, daß er das Duell nicht überhaupt verdammt!“

„Das Duell,“ versetzte Hugo mit dem Stolz geistiger Ueberlegenheit, „hat seine zwei Seiten; und wenn es nach der einen verrückt erscheinen kann, so ist es auf der andern doch nicht zu umgehen und unter allen Umständen besser als etwas Schlechteres, das den Menschen auch sehr nahe liegt. Aus diesem Grunde kann es auch der Philosoph nicht überhaupt verdammen. Was aber mich persönlich betrifft,“ setzte er mit einem vollen Blick auf den Grafen hinzu, „so handl' ich nach meinem Gefallen, wie jeder Andere auch, und würde mir ein Vergnügen daraus machen, was ich bis jetzt versäumt habe, gelegentlich nachzuholen!“

„Bon sang ne peut mentir,“ erwiederte der Graf. „Und schon Hamlet hat bewiesen, daß man zugleich ein tiefsinniger Kopf und tapfer sein kann.“

Der Baron, der Hugo's Mund verachtend gerümpft sah, legte sich in's Mittel. „Bei einem Lichtenfels,“ bemerkte er, „versteht sich das Letzte von selbst. Mein Vetter wird Keinem die Ehre lassen, mehr Muth zu haben, als er!“

Der Graf, die Absicht des alten Herrn erkennend, versetzte mit Selbstüberwindung: „Nichts Anderes ist meine Meinung; und Baron Lichtenfels wird, ich darf es hoffen, nichts Anderes aus meinen Worten herausgehört haben.“

Helene, die bei seinen ironischen Reden in Sorge gerathen war, sah nach dieser begütigenden mit Beifall auf den Grafen. Er erwiederte mit einem Blick, der ihr sagte: „Es geschah um Deinetwillen!“ — und ging somit auch aus diesem kleinen Wortgefecht als Sieger hervor. —

Man könnte fragen: wie hielt es der offenbar Zurückgesetzte in dieser Lage überhaupt aus? Wie konnte er im Hause des Barons weilen, das an Gastlichkeit gegen ihn so viel verloren hatte? Wie konnte er zögern, eine Entscheidung herbeizuführen, die entweder den Grafen oder ihn selber vom Wahlplatze trieb?

Die Antwort darauf ist nicht so schwer, als sie scheint.

Hugo liebte, er liebte mit einer Innigkeit, die ihn auch in Schmerzen beseligte, und darum glaubte und hoffte er. Sein großmüthiges Herz verzieh der Geliebten die kleinen Unbilden, wie tief er sie im ersten Moment auch empfinden mochte, indem er sie aus einer Laune erklärte, die sie angewandelt und der sie nachgegeben habe. Ist's nicht alte Sitte der Liebe, daß sie gerne neckt? Und kann die scherzende immer das rechte Maß halten?

Wenn der Liebende nun trotz allem vertraute, so wurde er darin auch bestärkt durch die Art, wie Helene, wenn sie ihm unrecht gethan zu haben glaubte, ihn wieder zu entschädigen suchte. In dem bereuenden, gerührten Herzen trat dann alle Freundlichkeit wieder hervor und gab der Stimme eine Weichheit und den Augen einen Schmelz, daß Hugo, von ihr bezaubert, sich vielmehr wieder in ihrer Schuld fühlte! —

Was die Entscheidung betrifft, die Hugo bewirken konnte, so hatte er in seinem Innern einen Zeitpunkt festgesetzt, der noch nicht erschienen war; und die Gefahr, die ihm von dem Grafen drohte, änderte seinen Entschluß nicht, im Gegentheil, er wollte kämpfen mit ihm und sehen, ob echte Männlichkeit über die blendenden Eigenschaften des Weltlings nicht dennoch den Sieg davontragen würde! Die Geliebte sollte die Probe bestehen, die nicht durch ihn veranlaßt war, die er aber jetzt alle Ursache hatte, vor sich gehen zu lassen. Um wie viel tiefer mußte ihr Besitz ihn erfreuen, wenn er sie im Kampfe mit einem gefährlichen Nebenbuhler errang! Welch ein Schein der Treue mußte ihr Haupt umfließen, wenn

sie einer Versuchung widerstand, die wahrlich groß war, da seinem Gegner mit Wünschen und Mahnungen nicht nur die Tante, sondern, wie er leider fürchten mußte, auch der Vater zur Seite stand!

Seltsam! Wenn Helene sich in Gesellschaft befand, nahm sie fast immer gegen ihn Partei; wenn sie mit ihm allein war, gehörte ihre Seele ihm. Unter Menschen benahm sie sich als Weltkind; im Gespräch mit ihm wurde sie wieder seine Schülerin und stimmte mit ruhiger Herzlichkeit bei, wenn er, wozu Leben und Literatur immer wieder Gelegenheit boten, gegen die äußern und flüchtigen Güter die bleibenden hervorhob und sie als solche darlegte.

Die mit ihm allein war, das war die rechte Helene! In Gesellschaft der Weltmenschen nahm der Geist der Welt ihre Seele ein und veränderte ihre Denkart. Aber diesen Geist lernte sie mit ihm besiegen, um dann auch in Gesellschaft nur die Eine, wahre Helene zu sein! —

Eines Tages, als man wieder beisammen saß, lenkte eine Zeitungsnachricht das Gespräch auf Politik, und der Graf wurde veranlaßt, über die französischen Zustände in dieser Beziehung seine Gedanken auszusprechen.

Er schilderte das Julikönigthum nach seiner Art, indem er unter gewissen Bedingungen dafür Partei nahm. Aus seinen früheren Reden ging hervor, daß er am liebsten unter Ludwig dem Vierzehnten gelebt hätte. Da er aber den Verstand hatte, zu sehen, daß jene Zeiten nicht wiederkehren und auch die Wünsche der heutigen Legitimisten sich nicht mehr erfüllen würden, so lobte er den Bürgerkönig, der mit den Bestrebungen der Epoche sich verständigte, um von der guten alten Zeit doch so viel als möglich zu retten. Darin erblickte er seine Mission.

„Louis Philipp,“ sagte er mit der Sicherheit eines nicht erst seit gestern Ueberzeugten, „hat etwas Bürgerliches in seinem Wesen, das durch seine Schicksale ausgebildet wurde; aber er ist ein Bourbon wie nur einer. Herr will er sein und die Geschicke Frankreichs lenken, und ist nur klug genug, sich der Mittel zu bedienen, die jetzt reussiren. Seine Manieren, die ihn dem Bourgeois empfehlen, sind nicht bloß geheuchelt; es liegt so was in seiner Natur; aber ich bin überzeugt, er lacht im Stillen über die Maske, die er damit von Haus aus zur Verfügung hat. Hinter solch einer biedern Außenseite ist die Schlauheit am besten aufgehoben und kann am sichersten operiren. Und er operirt und hält sich und setzt seinen Willen durch. Meine legitimistischen Freunde verstehen das nicht. Da die Majestät ihren ehemaligen Zauber verloren hat und die Menschen ihr nicht mehr aus religiösem Instinkt gehorchen, so muß der Verstand den Schaden ersetzen. Das Wollen und Wünschen thut's nicht, man muß es auch können! Was helfen alle Prätensionen, wenn man davongejagt wird! Jedes Jahrhundert hat seinen Köder und sein Netz, womit man die Menge fängt und die zum Dienen Bestimmten zum Dienen bringt, damit die zum Herrschen Geborenen herrschen können. Daß das wieder erreicht wird, das ist die Hauptsache. Laßt ihn also nur machen, unsern Bürgerkönig! Er hält seine Franzosen am Zügel, und so lange er lebt, werden sie nicht mit ihm durchgehen. Und er wird, hoff' ich, so lange leben, bis er einen Nachfolger erzogen hat, der sein Werk fortsetzt, und es womöglich noch besser macht. Kann er uns nicht Alles wiederschaffen, so hält er doch die Canaille nieder, die uns nehmen möchte, was wir noch haben, und zeigt durch sein Beispiel, wie man in dem Zeitgeist, der uns die Wunden schlägt, auch die Mittel findet, sie zu heilen!“

Nach dieser ernsthaft abgegebenen Erklärung trat eine Stille ein, in der die Zuhörer das Gesagte zu überlegen schienen. Hugo, mit einem Blick auf den Grafen, entgegnete:

„Sie sehen also in Louis Philipp eine Art von Jesuiten des Königthums; — nicht einen Fürsten, der das Maß politischer Freiheit, welches er für heilsam hält, der Nation ehrlich erhalten will, sondern einen Herrscher, der es nur duldet, um hinter ihm seine egoistischen Zwecke zu verfolgen?“

„Sie drücken sich hart aus, mein lieber Baron,“ versetzte der Graf. „Seine Zwecke sind die vernünftigsten, die ich kenne, und seine Mittel wirksam. Er bändigt das wilde Thier, welches man das Volk nennt, — und das ist von jeher die Aufgabe der Regierungskunst gewesen!“

Hugo schüttelte den Kopf. „Ich denke besser von der Kunst zu regieren,“ erwiederte er, „und stelle ihr ein anderes Ziel.“

„Und das wäre?“

„Das Volk zur Freiheit zu erziehen, und es immer freier, immer selbständiger werden zu lassen!“

Der Graf sah ihn an. „Damit es den Stiel umdrehe und den Herrn zum Knecht mache?“

„Das wird es nicht!“ versetzte Hugo mit Nachdruck.

„Wenn es die Macht dazu hat?“ wandte Jener ein. „Es wäre sehr thöricht,“ wenn es diese nicht benutzte. Zum Ueberfluß lehrt die Geschichte, daß es das immer gethan hat.“

„Nicht so ganz, Herr Graf,“ entgegnete der Philosoph. „Und wenn auch, so wäre damit nicht bewiesen, daß es jetzt und künftig so handeln würde!“

Der Graf lächelte. „Sie denken zu gut von den Menschen, Baron Lichtenfels,“ sagte er dann. „Es ist dies ein Fehler, in welchen grade die besten Menschen verfallen; aber wie edel seine Quelle sein mag, die Folgen sind um nichts weniger verderblich. Ludwig der Sechzehnte war auch gut und dachte gut von dem Volk; wie hat er geendet?“

„Napoleon,“ fiel die Tante hier ein, „hat den Pöbel besser gekannt und richtiger behandelt; und er hielt ihn im Joch!“

„So lange es ging,“ versetzte Hugo. — „Der Ausgang, den er genommen hat, ist nicht eben viel besser, als der seines Vorgängers.“

„Der Unterschied ist groß,“ versetzte der Graf. „Indessen zugegeben: dem Soldatenkaiser fehlte etwas — er war zu herrisch und nicht klug genug. Darin hat der Napoleon des Friedens etwas vor ihm voraus. Er fährt nicht so grob drein, schont die Eitelkeit der Bürgerlichen und meint es doch viel besser mit uns. Er hält die Menschen für schwach und selbstsüchtig, bringt diese Eigenschaften bei seiner Rechnung in Anschlag, und rechnet richtig.“

„Wenn Louis Philipp so ist, wie Sie ihn schildern,“ erwiederte Hugo, „dann wird der auf einer Lüge errichtete Thron eines schönen Morgens auch einstürzen, und er selber das Weite suchen müssen, wie sein Vorgänger!“

„Wenn er so schwach wird,“ versetzte Jener, „von seinem Princip abzugehen und bei dem Volke auf Dank und Treue zu rechnen — einverstanden! Aber er wird kein Narr sein. Er weiß auch, wann Hiebe an der Zeit sind — und der Pariser Pöbel kennt ihn!“

Hugo schwieg. Der Graf, der ihn einwandlos glaubte, fuhr fort: „Die sogenannte Güte, mein lieber Baron, ist bei einem Fürsten eine der schädlichsten Eigenschaften. Der Gute ist vor Allem blind und wird schon darum fehlgreifen, weil er durch deplacirtes Vertrauen sich selber täuscht. Aber das ist noch nicht das Schlimmste; — er findet nicht nur, wo er auf gute angetragen hat, die Menschen schlecht — er macht sie schlecht. Haben Sie noch nie bemerkt,“ fuhr er mit einem hinterhältischen Lächeln fort, „daß die Gutmüthigkeit Geringschätzung erweckt und zur Anmaßung reizt? Sobald Sie nachgeben, rückt der Gegner vor, und wer an Terrain verliert, der verliert an Achtung. Wer macht sich respectirt? Wer Furcht einflößt. Die Liebenswürdigkeit macht beliebt auf Kosten des Respects; — über sie verfügt Jedermann. Gegen einen Herrn, der nur beliebt sein will, kommt aller Uebermuth, alle Anmaßung der Menschen heraus; und wenn er sich mokirt, wird er beseitigt.“

„Von Rechtswegen,“ setzte die Gräfin hinzu, „denn er hat's nicht anders haben wollen! — Der Stolz, zur Herrschaft geboren zu sein, und der Wille, die Unterthanen niederzuhalten und unten in Ordnung zu erhalten, die machen den Fürsten!“

„Und den Adel, der mit ihm zu herrschen berufen ist,“ setzte Geierstein hinzu. — „Indessen komme ich wieder auf meinen Satz zurück. Die Zeit verlangt, daß Kraft und Muth sich mit Klugheit verbinden. Der Wille sei derselbe; aber er bediene sich feinerer Mittel. Diese Concession sei dem Kinde, das man Volk nennt, gemacht, — weil es denn doch ein großes geworden ist!“

Hugo sah den Mann an, dessen Züge frivoles Behagen ausdrückten. „Und der Besitz der Gewalt,“ fragte er ihn, — „die Herrlichkeit über ein unterdrücktes Volk, wenn Fürst und Adel sie errungen hätten, würden sie bei ihnen keine Hoffahrt, keinen Uebermuth, keine Anmaßung erzeugen?“

Der Graf lachte. „Das will ich nicht in Abrede stellen,“ erwiederte er. „Aber nur so viel als uns zukommt und das Volk am Ende selber verlangt! Wer oben steht, dem geziemt der Stolz und den ziert der Uebermuth. Hat man die Ellenbogen frei, so kann man sich wohl auch gereizt fühlen,

einen tollen Streich zu machen — warum nicht? Aber das bringt grade Leben in die Welt, und ergötzt die Menge selber. Streichen Sie aus der Geschichte die genialen Excesse der höhern Stände, so haben Sie die Poesie herausgenommen. — Die Poesie, welche grade den niedern Ständen die beliebteste Erquickung bietet."

„Und dieser Segensquell der Poesie," entgegnete Hugo, „soll ausschließlich in den höhern Regionen springen? In den untern soll er verstopft sein?"

„Nichts weniger als das," replicirte der Graf. „Auch drunten mögen sie den Uebermuth cultiviren; nur gegen uns sollen sie ihn nicht richten! Untereinander und gegen diejenigen, die jeder noch unter sich sehen darf, mögen sie sich herausnehmen, was sie können; an diesem Schauspiel wollen auch wir uns ergötzen."

Hugo schwieg, nicht ohne den neuen Socialpolitiker seinerseits mit heiterm Auge anzusehen. „Das ist Alles recht schön," sagte er dann; „aber ich fürchte nur Eines!"

„Nun?"

„Daß Sie die Rechnung ohne den Wirth machen."

Der Graf sah ihn an. Jener fuhr fort: „Wenn das sogenannte Volk nun die Austheilung nicht gut findet und nicht mitthun mag?"

„Es muß!" versetzte Geierstein. „Die Fürsten sind mächtig und wissen, um was es sich handelt. Und der Adel ist noch nicht überall entartet. — Die Fahnenflüchtigen sind Ausnahmen. Wenn der Bürgerkönig uns die Franzosen im Zaume hält —"

„Daran," fiel Hugo ein, „hält also das ganze Gebäude! — Wenn ihm aber die Franzosen hinter die Schliche kommen? Wenn sie ihm in die Karten sehen, mit welchen Sie, Graf Geierstein, ihn spielen lassen? — Leben wir nicht in einer Zeit der Oeffentlichkeit? Kann heutzutage etwas auf die Länge geheim bleiben? Und das Blendwerk hat es überhaupt an sich, die Geister allerdings eine Weile zu berücken, dann aber, in seiner Hohlheit erkannt, Ekel und Verachtung einzuflößen und in Nichts zu vergehen!"

„Sie vergessen die Erfindung, mein bester Freund," erwiederte Jener. „Wenn der alte Köder nicht mehr zieht, muß der kluge Kopf neuen zu legen wissen. Vor allem aber, wie sich von selber versteht, muß er gerüstet sein zum Kampfe!"

„Alles das," entgegnete Hugo nach einem Moment, „kann aber fehlen. Der Spieler selbst kann entlarvt werden, und sein Verfahren so allgemeine Indignation hervorrufen, daß vor ihren Sturmwogen auch die gesichertste Macht erbeben und hinsinken wird."

Der Graf zuckte die Achsel. „Sie haben das Volk erst zu gut gemacht," versetzte er, — „nun machen Sie's zu gescheidt und zu mächtig! Wenn's einig werden könnte, ja, dann möcht' es furchtbar werden! Aber der verworrene Haufe, wenn er in blinder Wuth gegen die Burg der Macht anstürmt, wird nur um so gewisser von ihr zurückgeschleudert werden, und er wird froh sein, wieder seinem Tagewerke nachgehen zu können."

„Was Sie das Volk nennen," entgegnete Hugo, dessen Augen den Entschluß verkündeten, dem Streite durch einen ernstlichen Angriff ein Ende zu machen, „ist gut und gescheidt und einig."

„Ah," rief der Graf erheitert, — „da gratulir' ich!"

Hugo, ohne sich irren zu lassen, fuhr fort: „Wo ist heutzutage die Cultur? Wo ist die Wissenschaft und die Kunst und das praktische Geschick? Bei dem gebildeten Mittelstand, den Sie zum Volke rechnen. Wer hat die Presse in der Hand? Wer ist der Träger — in erster Linie Producent und Consument der Literatur? Ebenderselbe. Der gebildete Mittelstand ist die Seele des Volkes und mit ihm ist das Volk gescheidt und gut und mit ihm wird es einig werden."

„Enfin," entgegnete der Graf, „dann haben wir in ihm unsern Herrn."

„Der gebildete Mittelstand," versetzte Hugo, „will nicht Herr sein, er will nur den Antheil an der Herrschaft haben, der ihm zukommt. Was er für das Volk verlangt, ist gerecht und billig: die Fürsten müssen es gewähren!"

„Dann ist Alles verloren," rief Geierstein.

„Dann wird das Oberste zu unterst gekehrt," setzte die Gräfin hinzu, „und der Pöbel triumphirt."

Auch der Baron, sein Schweigen brechend, sagte zu Hugo kopfschüttelnd: „Ich fürchte, ich fürchte —"

„Nichts ist zu fürchten, mein lieber Baron," entgegnete dieser. „Guter Wille und offenes Spiel, das ist jetzt nicht nur

das Edelste, sondern auch das Klügste. Die bloße Güte sei verderblich — ich bin der Letzte, es zu leugnen. Aber die Güte, mit Festigkeit und Vorsicht gepaart, ist heilvoll, und gegenwärtig das allein Rettende. Ist die Presse zu unterdrücken? Nein. Wird vor ihren Luchsaugen auf die Dauer etwas verborgen bleiben können? Nein. Seien wir also lieber gleich offen, da doch Alles an's Licht gezogen wird! Und damit wir es mit Ehren sein können — seien wir ehrlich!"

„Lassen wir sie," fügte der Graf spöttisch hinzu, „in die geheimsten Falten unseres Herzens blicken, während sie hinter pathetischen Tugendphrasen ihre Gedanken verbergen! — Machen wir uns grün, damit uns die Ziegen fressen!"

Der Philosoph, nachdem er unwillig die Achsel gezuckt, fuhr fort: „Sie bleiben dabei, nur auf Gewalt zu bauen — ich vertraue der Stärke, die Gerechtigkeit und Billigkeit übt und das Ziel der Ausgleichung erstrebt. Sie sehen im Volke nur Selbstsucht und Herrschsucht — ich seh' in ihm ein Maß von Verstand und gutem Willen, womit man sich vertragen kann. Aber zugegeben, daß das Entgegenkommen eine Gefahr in sich schließt — ist es nicht männlich, der Gefahr die Stirn zu bieten? Ist es nicht ritterlich, zu wagen und zu kämpfen? Und was verdient mehr, daß man dafür wagt und streitet, als der edelste Zweck des Jahrhunderts? Unsere Vorfahren haben das Schwert gezogen für die Religion und die Civilisation! Nicht Standesvortheile zu wahren, sind die Ritterorden gestiftet worden; und so lange sie ihrem idealen Ziel treu nachrangen, waren sie eine Zierde der Christenheit! Haben wir gegenwärtig etwa ein geringeres Ziel? Nein, ein größeres. Ernst machen sollen wir endlich mit der Religion — die Grundsätze der Gerechtigkeit und der Menschenliebe in's wirkliche Leben verpflanzen und mit ihnen Staat und Gesellschaft organisiren, um der Welt die Harmonie, den Frieden, das Glück zu bringen. Ist es unmöglich, jedem das Seine zu geben und damit Jeden zu befriedigen und ihn zum freudigen, dankbaren Gliede des Ganzen zu machen? Der Selbstsucht, ja, dem Unverstand, ja; nicht aber dem edlen Willen, der mit Einsicht unablässig nach Verständigung und Ausgleichung trachtet. Die Selbstsucht ruft Selbstsucht hervor, und gegen den Haß entbrennt der Haß; aber Vertrauen erweckt Vertrauen und am Edelmuth entzündet sich der Edelmuth. Der Ausdauer in der Güte kann zuletzt nichts widerstehen. Wer für das Ideal unserer Epoche kämpft, der kämpft den ritterlichsten, den heiligsten Kampf, und die erhabenste Poesie wird seinen Geist umfließen. Stirbt er in diesem Kampf, so ist's der schönste Tod; siegt er, so ist's der schönste Triumph. Der Sieg aber ist nicht nur möglich, sondern auf die Dauer unausbleiblich. Die Harmonie der Gerechtigkeit gegen Alle ist das Ziel, auf welches die Menschheit Gott gewiesen hat und zu welchem er sie führen wird, was auch Egoismus und Bosheit in den Weg legen mögen. Das Wort, das bei der Geburt des Heilands erscholl: Friede auf Erden — endlich wird die Menschheit es verwirklicht schauen!"

Nachdem Hugo dies mit Begeisterung gesprochen, suchten seine Augen unwillkürlich die der Geliebten — und der freudige, gerührte Blick der erhobenen Seele antwortete, dankte ihm. Auch der Baron war ernst geworden, und seine Mienen drückten den Beifall aus, den man einer „schönen Rede" zollen zu müssen glaubt. Der Graf und Frau von Rabeneck wechselten Blicke des Spottes; aber diese waren nicht ganz frei, sondern durch eine gewisse Verlegenheit beeinträchtigt, und der Graf mußte sich erst ein wenig sammeln, bevor er entgegnen konnte.

„Sie haben," sagte er so leicht als möglich, „in der Rede, wozu ihr enthusiastischer Geist Sie hinriß, ein Gebiet betreten, in das ich Ihnen nicht mehr folgen kann. Sie sind Prophet geworden und verkündigen Dinge, die da kommen sollen. Nun, da bescheid' ich mich! Ihre Worte sind für die kommenden Geschlechter, und diese mögen urtheilen, was daran Wahres gewesen."

„Sage man," bemerkte die Tante mit stechender Ironie, „daß es nichts Neues unter der Sonne gibt! Diplomat und Prophet in einer Person: das ist noch nicht dagewesen!"

„Ei," rief Helene mit einem Blick auf sie, — „um so schlimmer dann! Gehört es nicht eben zum Beruf des Diplomaten, Prophet zu sein?"

„Ich sollt's meinen," versetzte Hugo.

„Prophet und Prophet ist zweierlei,"

entgegnete die Frau mit der Schärfe des Aergers. — „Die Prophetenschaft, von der hier die Rede ist, gäbe wahrlich eine neue Diplomatie!"

„Die Diplomatie der Zukunft!" bemerkte der Graf mit heiterer Miene.

„Die leicht ehrenhafter sein könnte, als die bisherige," versetzte Hugo. „Und nützlicher obendrein!"

„Wenn wir in Utopien lebten!" entgegnete die Gräfin. „Leider befinden wir uns aber auf der Erde, wo die Menschen sind, wie die Natur sie geschaffen hat, nicht wie der Poet sie träumt! — So lange die Welt steht, sind Prophezeiungen, wie diese da, Prophezeihungen geblieben!"

„Nicht so ganz," erwiederte Helene. „Etwas davon ist doch immer auch eingetroffen!"

„Sehr viel ist eingetroffen," fuhr Hugo fort, — „im Lauf der Zeiten. Wenn wir die Geschichte betrachten —"

„Mein lieber Baron," fiel der Graf nun ein, „meinen Sie nicht, daß wir heute genug theoretisirt haben und uns einen Cursus durch die Geschichte ersparen könnten? — Leben wir," fuhr er mit einem Blick auf die Damen fort, „in der Gegenwart — huldigen wir der Freude, der Schönheit! Alles Uebrige ist ja doch nichts! Das Leben ist Zank und Streit, Plage und Langeweile. Nur die Schönheit entzückt uns und gibt uns das himmlische Gefühl des Vollkommenen. Ihr zu dienen, ihre Huld zu erlangen, sei und bleibe der höchste Zweck unseres Daseins! — Darin, mein lieber Baron, werden wir hoffentlich einig sein?"

„Ich fürchte," entgegnete Hugo, „darin werden wir eben am weitesten auseinandergehen!"

Der Graf warf einen höhnischen Blick auf den Ehrlichen, gab aber seinem Gefühl alsbald den Ausdruck des Bedauerns und sagte: „Dann muß ich darauf verzichten, jemals Ihre Freundschaft zu gewinnen. — Es thut mir Leid, Baron Lichtenfels; von Herzen! —"

Eine Viertelstunde später, als der Graf sich empfohlen hatte, trat Helene zu Hugo und sagte: „Du hast mir heute recht aus der Seele gesprochen! Sei herzlich bedankt dafür! Ich kann nicht leiden, wenn immer Einer die Andern für schlecht hält und nun glaubt, gegen sie beständig auf der Lauer sein zu müssen. Wer von Andern nur das Schlimmste denkt, der gehört gewiß selber nicht zu den Besten. Soll einmal," fuhr sie mit einem Lächeln fort, „geirrt sein, dann ist's doch unvergleichlich besser, durch zu viel Vertrauen zu irren!"

„Um so mehr," versetzte Hugo mit einem Blick heitern Verständnisses, „als übertriebenes Vertrauen ein Fehler ist, der sich mit der Zeit von selber verliert!"

„Das kommt freilich drauf an," entgegnete das Mädchen. „Manche haben einen so unerschöpflichen Reichthum an Glauben, daß sie den schönen Fehler immer auf's Neue wieder begehen. — Und wenn ich's ehrlich sagen soll, mein lieber Hugo: ob Du als Diplomat Dein Glück machen wirst, das ist doch noch sehr die Frage!"

„Der Mensch," erwiederte der Liebende nach einem Moment, „ist complicirter, als Du glaubst, und kann oft auch das Gegentheil von dem, was er allein zu können scheint. Wer den Zweck liebt, der lernt auch das Mittel lieben; und wenn jemals," fügte er mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte hinzu, „ein Zweck das Mittel geheiligt hat, so ist's gewiß der meine!"

„Ach, Hugo," rief das Mädchen, indem sie ihm gerührt die Hand drückte, „Du bist gut! Du bist und bleibst der Beste der Menschen, die ich kenne!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Bürgerkriege in England
und
die Hinrichtung Karl's I.*)

Von H. Floto.

I.

Der erste Bürgerkrieg 1642 bis 1646.

Die Puritaner spalteten sich während des Bürgerkrieges in Presbyterianer und Independenten.

*) In der folgenden Darstellung folge ich hauptsächlich Carlyle's letters and speeches of O. Cromwell. Wo ich sonstige Werke benutzt habe, da sind dieselben stets angegeben. An Liebert's vortrefflichem Werke über Milton habe ich nur das zu tadeln, daß Liebert in der Kraft und Majestät des Milton'schen Satan Cromwell wiederzufinden meint. Daß Milton bei seinem Satan an Cromwell gedacht habe, kann ich nun und nimmermehr glauben.

Die Presbyterianer wurden regiert durch Synoden, wo Geistliche und Aelteste das bestimmten, was die Gemeinden thun oder lassen sollten. Auch nahmen die Presbyterianer im Jahre 1643 den Covenant oder Bund der Schotten an.

Die Independenten dagegen wollten weder von Synoden wissen, noch vom Covenant. Sie lebten in lebendigerer

haberstellen der Flotte, des Landheeres und der Festungen mit Männern zu besetzen, zu denen es Vertrauen hätte. Der König erwiederte: „Nein, bei Gott, nicht für eine Stunde!" Allerdings waren die Forderungen des Parlaments nicht verfassungsmäßig; aber es konnte nicht anders. Wollte es selbst nicht untergehen, so konnte es nicht weniger verlangen.



Oliver Cromwell.

Frömmigkeit, als die Presbyterianer. Sie verlangten Selbständigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden. Jede Gemeinde, jedes Dorf und so fort konnte nach ihrer Ansicht die Gebräuche beim Gottesdienst bestimmen.

Soviel zur vorläufigen Orientirung. —

Am 10. Januar 1642 verließ Karl I. sein Schloß Whitehall. Es waren die letzten Möglichkeiten einer friedlichen Ausgleichung zwischen König und Parlament verschwunden. Das Parlament forderte für einige Jahre das Recht, die Befehls-

Im Juni 1642 stellte das Parlament sein Ultimatum. Der König war damals in York. Als er die Bedingungen der Commissäre des Parlaments vernommen, sprach er, und eine hohe Röthe überflog sein Gesicht: „Wenn ich das annähme, was Ihr von mir begehrt, so würde ich weiter nichts als der eitle Schatten eines Königs sein."

Inzwischen kam es in Hull am Humber in der Grafschaft zur Entscheidung der Frage: ob man dem Könige oder dem Parlamente gehorchen sollte.

Strafford hatte Hull zum Hauptmagazin für die Armee zum Kriege gegen die Schotten gemacht. Nach dem Ausbruch der offenen Feindseligkeiten nun hatte das Parlament nach einem so wichtigen Platze einen Befehlshaber gesandt, dem es vollkommen traute, Sir John Hotham.

Hotham hatte am deutschen Kriege unter dem Kurfürsten von der Pfalz Theil genommen, war ehrgeizig und heftig. Mit dem Auftrage, keine andere Truppen, als parlamentarische daselbst aufzunehmen, zog er in Hull ein.

Am 19. März 1642 kam Karl I. nach York und er beschloß, vor Hull zu rücken. Zwar hatte er keinen Zweifel, daß Hotham jede Aufforderung eines Andern zurückweisen würde; aber Karl war immer noch so sehr vom Einflusse der königlichen Majestät durchdrungen, daß er eine Zurückweisung des Königs für unmöglich hielt.

Gegen Ende des April langten der Kurfürst von der Pfalz und der jüngere Sohn des Königs, Jakob, in Hull an, um (wie sie sagten) in Begleitung des Commandanten, die Befestigungen zu besichtigen. Sie waren noch dabei, als der König melden ließ, daß auch er zu kommen gedenke; man möchte Sorge tragen, daß auch er mit seinem Gefolge Unterkommen fände.

Er mochte gegen 300 Mann bei sich haben.

Aber Hotham meinte, wenn er auch nur 20 Mann einlasse, nicht mehr Herr der Stadt zu sein, in der es noch immer eine ansehnliche Zahl von Royalisten gäbe.

Sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Er ließ die Zugbrücke aufziehen und dem König, der bereits vor den Thoren erschien, erklären: er könne ihn nicht aufnehmen, ohne das Vertrauen zu verletzen, welches das Parlament in ihn gesetzt; — diese Erklärung wurde in den allerdemüthigsten Ausdrücken abgegeben, aber höchst unumwunden.

In einer Rede an die Einwohner von Hull erklärt Hotham es für seine Pflicht, für König und Parlament zu sterben; wenn aber ein Zwiespalt ausbreche zwischen beiden Gewalten, so müsse man dem Parlament gehorchen. Das Parlament sei vom König und Reich mit der Gewalt betraut, in Allem, was das öffentliche Wohl angehe, Anordnungen zu treffen: wenn es irgendwo Gefahr bemerkte, so wäre es seine Pflicht, dieselbe zu beseitigen. Niemand aber könnte ihm dann den Gehorsam versagen, und zwar bräche man dann nicht die Treue gegen den König, wenn man, wie er in Hull, den Befehlen des Parlaments nachkäme.

Der König erklärte Hotham des Verraths schuldig, aber das Parlament antwortete darauf mit dem Beschlusse, gegen ein Parlamentsmitglied dürfe solch ein Urtheil nicht ohne gerichtliches Verfahren ausgesprochen werden: dies sei ein neuer Bruch der Privilegien des Parlaments.

Die große Frage war nun, welche von beiden Parteien in England die Oberhand behalten würde, ob der König oder das Parlament, — und es war gar nicht möglich (unser armer Erdball ist einmal so organisirt), daß diese Frage anders hätte entschieden werden können, als durch das Schwert. —

Die Königin Henriette Marie (eine Tochter des ritterlichen Heinrich IV. von Frankreich) war bei sehr stürmischem Wetter nach den Niederlanden gefahren, versetzte dort ihre Juwelen und schickte theils baares Geld, theils Kriegsbedürfnisse, Sättel, Feuergewehre, Kanonen und Munition an ihrem Gemahl.

Sie war empört über das verrätherische Auftreten Hotham's in Hull. Wäre sie an der Stelle ihres Sohnes mit Hotham auf den Wällen von Hull gewesen, sie würde den Verräther ergriffen und über die Wälle geschleudert haben, oder er hätte mit ihr dasselbe thun müssen.

Gegen Ende des Jahres hatte sie wieder einen Vorrath von Kriegsbedürfnissen beisammen, die sie dem Könige in Person zuzuführen beschloß. Sie landete aber erst am 22. Februar 1643 an der Küste von Yorkshire. Einige englische Schiffe langten unmittelbar nach ihr an; sie schossen auf das Haus, in dem die Königin Wohnung genommen. Die Kugeln schlugen durch die Fenster ihres Schlafzimmers und flogen um ihr Bett her. Unter ihrem Pfeifen verließ sie das Haus und das Dorf, und flüchtete auf das freie Feld mit den Frauen ihrer Begleitung.

Dann begab sich die ritterliche Königin nach York mit einem langen Zuge von Kanonen, Mörsern und Pulverwagen und wurde dort im Triumph empfangen. *)

*) Obiges nach Ranke.

Uebrigens war vor Hull am Humber das erste Blut geflossen.

Am 22. August 1642 pflanzte Karl auf dem Thurme des Schlosses zu Nottingham seine Standarte auf, indem er durch eine Proclamation alle seine treuen Unterthanen aufforderte, sich hier mit ihm zu vereinigen. An dem Tage, wo dies geschah, berichtet Clarendon, sammelten sich am Himmel finstere Wolken, von Windstößen getrieben, einen nahen Sturm verkündend, und bevor es Abend ward, wuchs der Sturm zu einem Orkane, der die königliche Standarte zu Boden warf, gleich als wolle er die wilden Stürme des Bürgerkrieges andeuten, die über das Land sich ergießen sollten, und das Verderben, welches der unglücklichen Sache des Königs bevorstand.

Dies waren die verworrensten Monate, die England je sah. In jeder Grafschaft, jeder Gemeinde, in Rathhäusern, Bierhäusern, Kirchen, auf Märkten, wo nur Leute immer zusammen kamen, da spaltete sich England in zwei feindliche Hälften, die in Kurzem sich mit Pike und Kugel befehden sollten.

II.

Oliver Cromwell, jetzt 43 Jahre alt, wurde Capitän; sein ältester Sohn Oliver Fähnrich.

Am Sonntage, 23. October, war die Schlacht bei Edgehill. Sie blieb unentschieden. Cromwell sagte zu seinem Vetter Hampden: „Wir werden gegen Männer von Ehre mit armseligen Kellnern und Handwerkern nie etwas ausrichten. Gegen Männer von Ehre müssen wir Männer von Religion haben.“ Cromwell ging nun in seine Grafschaft und bildete sich ein Regiment aus Männern von Religion. „Die Tapferkeit der Hofpartei führte so lange zum Siege, wie ihr mehr oder weniger bewaffnetes Gesindel gegenüberstand, gegen das sie ihr Schwert gebrauchte wie eine Hundepeitsche. Vor den Männern von Religion aber, die da wußten, was sie wollten, wurde ihre Ritterlichkeit zu Schanden.“ (Liebert).

Cromwell's Vater war ein würdiger Edelmann, ein Gutsbesitzer von 300 Pfund Einnahme jährlich. Oliver wurde geboren zu Huntingdon am 25. April 1599; im Jahre 1616 ward er als Student zu Cambridge eingeschrieben, blieb jedoch nur ein Jahr dort, weil der Tod seines Vaters ihn nach Hause rief. Er war das fünfte Kind seiner Eltern und der zweite Sohn; aber sein älterer Bruder starb bald, und Oliver übernahm das Gut. Er war der einzige Sohn. Bald begab er sich nach London und erwarb sich bei einem dortigen Advocaten so viele Rechtskenntnisse, wie ein Landbesitzer nöthig hatte. Dort lernte er auch seine Frau kennen, Elisabeth Bourchier, die Tochter eines reichen Pelzhändlers, und vermählte sich mit ihr als junger Mann von 21 Jahren.

Aus dieser Ehe entsprangen neun Kinder, fünf Söhne und vier Töchter.

Cromwell war ein höchst zärtlicher Vater, Gatte, Sohn (denn seine Mutter lebte noch bis 1654) und es thut uns unendlich Leid, daß wir in diesen Skizzen nicht öfter darauf zurückkommen können.

Er lebte nun im flachen Marschlande des Ouseflusses zuerst in Huntigdon, seit 1631 in St. Ives, recht in der Mitte der Bruchgegenden der Ouse.

Bald trat nun auch an ihn die furchtbare Frage, die er sich mit ganzer calvinistischer Schärfe stellte: Bist Du von Ewigkeit zum Kinde Gottes erwählt oder bist Du unwiderbringlich verloren?

Wie lange sein Kämpfen und Ringen währte, wissen wir nicht; wohl aber wissen wir, daß endlich Licht über ihn kam. Am 13. October 1638 schrieb er an seine Cousine, die Gemahlin des Advocaten Oliver St. John: „Ich darf nicht sagen, daß Gott sein Antlitz vor mir verbirgt; Er läßt mich in Seinem Lichte das Licht sehen. Gepriesen sei Sein Name, daß er in ein so dunkles Herz, wie das meine, hineinleuchtet. Du weißt, wie ich gelebt habe. O ich lebte in der Finsterniß und liebte sie, und haßte das Licht; ich war der Vornehmste unter den Sündern. Ich haßte die Gottseligkeit, aber Gott erbarmte sich meiner. Welch ein Reichthum seiner Barmherzigkeit! Bete für mich, daß Er, der in mir angefangen hat das gute Werk, es vollende bis auf den Tag Christi.“ —

Im Jahre 1644 sah jener gute, aber etwas beschränkte schottische Geistliche Baillie Cromwell als Generallieutenant in General Manchester's Heere. Er schreibt: „Der General Manchester, ein sanfter, milder Mann, erlaubt dem Generallieute-

nant Cromwell die ganze Armee nach seinem Gefallen zu führen. Der Mann Cromwell ist ein sehr thätiger und kluger Kopf, allgemein beliebt als fromm und tüchtig; aber er ist ein bekannter Independent und begünstigt die Secten."

Cromwell war sechs Fuß hoch und hatte eine feste, würdige militärische Haltung, in welcher sich zugleich Energie und Zartheit ausdrückte. Er stand im 42sten Jahre, als er in das Parlamentsheer eintrat. Haar und Schnurrbart waren braun. Sein Kopf hatte etwas vom Löwenkopfe; eine Warze saß über der rechten Augenbraue; er hatte eine etwas große Nase und die Cavaliere spotteten darüber, daß die Nase roth war. Seine Lippen zeigten bald, daß er zitternder Empfindungen fähig war, bald, daß er furchtbar und streng sein konnte. Die Augen unter den buschigen Augenbrauen, mit ihrem ernsten, strengen, sorgenvollen Ausdruck, konnten doch auch wieder wie der lieblichste Sonnenschein freundlich leuchten.

In Cromwell's Frömmigkeit finden wir nur das Eine zu tadeln (wenn es zu tadeln ist), daß er mit Gott sprach und daß er glaubte, Gott antwortete ihm; wo denn auf der Hand zu liegen scheint, daß er seine eigenen Stimmungen und Wünsche für Eingebungen Gottes hielt.

Doch wissen wir nicht, ob man so urtheilen darf.

Merle d'Aubigné in seiner Geschichte des Protectors freilich urtheilt unbedingt so: „Enthusiasmus war der Grund von Cromwell's Irrthum. Dieser Irrthum in der Religion — daß er seine eigenen inneren Eingebungen für Gottes Stimme hielt — ist sein einziger Fehler." Aber wenn Merle d'Aubigné dann fortfährt von der Bibel zu sprechen als der lautern Quelle der Offenbarung, so müssen wir das weit von uns weisen. Aus der Bibel läßt sich Alles rechtfertigen, auch Verbrechen, namentlich aus dem Alten Testamente.

In so aufgeregten Zeiten, wie jene Jahre waren, glauben wir wirklich, daß Gott den Menschen näher tritt, daß der Mensch mit Gott sprechen kann — wenn dies aber ein Irrthum sein sollte, so ist doch schon der Umstand etwas Großes, daß Cromwell Gott beständig, nicht bloß täglich, sondern stündlich vor Augen und im Herzen hatte.

„Cromwell war Puritaner, aber nicht im Sinne des exclusiven schottischen Puritanismus. Er hatte den Covenant unterzeichnet, sah aber darin keinen Grund, fromme und tapfere Männer von seinen Kriegsschaaren auszuschließen, bloß weil sie in Bezug auf Kirchenregiment die schottischen Ansichten nicht theilten. Cromwell war zu liberal, er sah nur auf die innere Frömmigkeit, nicht auf die äußere Form, auf Begeisterung für die große Sache und gottseligen Wandel, nicht auf Uniformität. Er bildet seine Truppen aus frommen Männern und ehrenwerthen Bürgern, die für die höchsten Güter, Vaterland, Religion und Freiheit kämpften. Er führte die strengste Mannszucht ein. Todesstrafe war gesetzt auf Plünderungen und Mißhandlungen, Alles, was seine Truppen brauchten, mußte bezahlt werden. In seinem Lager hörte man keinen Fluch, kein unzüchtiges Wort. Trunkenheit war unerhört. Dagegen vernahm man brünstige Gebete, ernste Predigten, fromme Gespräche und Psalmsingen.

„So bildete Cromwell seine Schaar der finsterblickenden, todesmuthigen Eisenseiten, die mit dem Schlachtruf „Der Herr der Heerschaaren" anstürmten, und vor denen kein Feind Stand hält." (Schöll.)

Um diese Zeit schrieb er: „Wahrlich ich glaube, der Herr ist mit mir. Ich unternehme seltsame Dinge, aber ich bringe sie zu Stande zu großer Freude und Förderung der Werke des Herrn. Ich fühle mich von einer wunderbaren Kraft fortgetragen und kann nicht sagen, warum. Bei Nacht und Tag treibt es mich in der großen Sache fort. Wie Gott dem Joseph im Traum erschien und auch dem Jakob, also werde ich geführt. Ich thue nichts, ohne vorher den Herrn zu suchen."

Auf dem Schlachtfelde von Marston-Moor, nördlich von York, war Cromwell der Held des Tages. Prinz Ruprecht hatte sowohl den rechten Flügel, wie das Centrum über den Haufen geworfen; aber vor Cromwell's Eisenseiten hielt er nicht Stand. „Wir schlugen (schreibt Cromwell) die gesammte Reiterei des Prinzen aus dem Felde. Gott machte sie wie Stoppeln vor unsern Schwertern." Das Blutbad war mörderisch; denn Cromwell hatte verboten, Pardon zu geben. —

III.

Nun sah Cromwell, daß die Lords, welche die Parlamentsarmee führten, zu keinem entscheidenden Kampfe gegen den König zu bringen waren.

Am Mittwoch, dem 9. December 1644, erhob er sich im Parlamente — jetzt war er Generallieutenant — und sprach:

„Es ist jetzt Zeit zu sprechen oder für immer zu schweigen. Wir müssen die Nation retten aus der Verblutung, ja fast vom Tode; ohne eine schnellere, kräftigere und wirksamere Kriegsführung werden wir beim Volke verhaßt werden.“

„Denn was sagt der Feind? Ja was sagen die Leute, die von Anfang an des Parlamentes Freunde waren? Sie sagen: die Abgeordneten haben große Befehlshaberstellen und das Schwert in den Händen; und sie werden schon dafür sorgen, daß der Krieg nicht bald zu Ende ist. So sprechen sie. Ich für mein Theil weiß freilich, daß das Unsinn ist; ich kenne den Werth der Befehlshaber sehr wohl. Aber trotzdem muß ich frei heraussagen: Wenn der Krieg nicht kräftig fortgesetzt wird, so kann ihn das Volk nicht ertragen und wird Euch zu einem unehrenhaften Frieden zwingen.“

Kurz: eine Selbstentsagungsacte wird von einem obscuren Mitgliede eingebracht und vom Parlament angenommen, wonach kein Parlamentsmitglied als Officier dienen darf.

Commandirender General ist Fairfax. Fairfax nun erbat sich vom Parlamente Cromwell zum Reitergeneral: er könnte ihn nicht entbehren.

Am 14. Juni 1645 ward die Schlacht bei Naseby gefochten. Sie war für die königliche Sache vernichtend. Vor Allem wurden die Papiere des Königs erbeutet und veröffentlicht. Daraus ergab sich, daß der König nie den Frieden gewollt; daß in seinen Augen kein Zugeständniß bindend war, und daß er (trotz seiner tausend Mal wiederholten Versicherungen vom Gegentheil) an den König von Frankreich und den Herzog von Lothringen geschrieben, um fremde Soldaten in's Reich zu bringen.

Nun marschirte die Parlamentsarmee weiter und schritt zur Belagerung von Bristol, damals der zweiten Stadt in England. Prinz Ruprecht befehligte darin; er hatte sich verpflichtet, die Stadt drei Monate zu halten, und er hielt sie nicht drei Wochen. —

Nun hatte der König keinen Soldaten auf den Beinen. Er wollte nach Schottland gehen, wo der Royalist Montrose damals einen großen Sieg erfochten hatte. Aber um diese Zeit war Montrose schon wieder geschlagen. Mit Truppen, die aus England kamen, überraschte ihn David Lesley bei Philipphaugh, unfern der Grenze. —

Das Parlament in London hatte es für Hochverrath erklärt, den König aufzunehmen oder zu beherbergen. Es untersagte überhaupt den Royalisten den Aufenthalt zu London oder in dessen Nähe. Trotzdem war man bei Hofe in Oxford überzeugt, der König werde in London zwar auch nicht umhinkönnen, die Presbyterialkirche einzuführen, aber sein Gewissen werde doch freier sein, als bei den Schotten.

Als er im Frühjahr 1646 Oxford verließ, wollte er eigentlich seine Neffen mitnehmen; aber Ruprecht war zu hoch gewachsen und im ganzen Lande zu verhaßt. Montag, den 27. April, um Mitternacht verließ Karl Oxford mit seinem Caplan Hudson und einem Vertrauten Ashburnham, war allerdings schon auf dem Wege nach London, kehrte aber um und kam nach Newark in's Lager der Schotten.

IV.

Der König in Holmby, in Hamptoncourt und Wight.

Es war schwer gewesen, den König zu besiegen; aber nun nach seiner Niederlage einen Vertrag mit ihm zu schließen, erwies sich als unmöglich. Die Schotten, zu denen er geflohen war, baten ihn mit Thränen und auf den Knieen, wenn er nicht selbst Presbyterianer werden könnte, doch wenigstens dem presbyterianischen Gottesdienste seine Zustimmung zu geben; unter dieser Bedingung wollten sie bis zum letzten Mann für ihn fechten; unter keiner andern Bedingung wagte auch nur ein Einziger für ihn zu kämpfen.

Die englischen Presbyterianer beschworen ihn in derselben Weise.

Beide vergebens.

Der König hatte andere Pläne. Von Oxford aus, bevor er diese Stadt verließ, wollte er anfangs nach London gehen.

Damals schrieb er an Lord Digby: „Ich möchte nach London gehen. Ich habe einige Hoffnung, entweder die Presbyterianer oder die Independenten auf meine Seite zu ziehen, und zwar so, daß sie sich untereinander aufreiben — so daß ich dann wirklich wieder König sein kann."

Mit solch einem Manne ist nicht leicht ein Vertrag zu schließen. Der König hatte als kriegführende Partei jetzt keinen Soldaten auf den Beinen; doch sah er sich immer noch als allmächtig an.

Indessen obwohl die Schotten den König äußerlich voll Ehrfurcht behandelten, so ließen sie ihm doch nicht die mindeste Freiheit. Der Weg nach Newcastle wurde in größter Eile zurückgelegt. Zu Newcastle wurde sein Haus mit Wachen umgeben, denen man auf's Strengste befahl, sorgfältig des Königs Fenster zu bewachen, damit nicht etwa Briefe hinausgeworfen würden, die man unten aufnehmen könnte.

Am 24. Juli überreichen ihm die vereinigten schottischen und Londoner Parlamentscommissäre verschiedene Vorschläge. Sie haben Auftrag, von ihm ein einfaches „Ja" oder „Nein" anzunehmen, und sie hätten gar zu gern gesehen, wenn er „Ja" gesprochen hätte. Canzler Loudon aus Edinburg — derselbe, den er zu London 1639 bei einem Haar hätte hinrichten lassen — beschwört ihn und prophezeit die Folgen: „Ganz England wird gegen Euch aufstehen; die Independenten werden gegen Euch aufstehen; die Independenten werden Euch den Proceß machen und Euch absetzen, wenn Ihr diese Vorschläge nicht annehmt."

Der König antwortete: „Nein."

So vergeht das ganze Jahr 1646.

Nun verstanden sich die Schotten dazu, England zu verlassen gegen Zahlung von 400,000 Pfund Rückständen. Sonnabend am 30. Januar 1647 verlassen die Schotten Newcastle und die Engländer rücken ein: Nachmittag wird die schottische Wache vor des Königs Quartier durch eine englische abgelöst. Der König sollte nach Schloß Holmby gebracht werden in der Grafschaft Huntingdon.

Der König selbst bestimmte den Tag seiner Abreise — den 3. Februar; aber zu Holmby wurde Niemand eingelassen, der nicht die schriftliche Erlaubniß von den Parlamentscommissären bei den Wachen vorwies. Durch die Hände dieser Commissäre mußten alle Briefe gehen, welche an den König einliefen. —

Die Stadt London war Hauptsitz der Presbyterianer; die Armee bestand meist aus Independenten. Es war von Anfang des Jahres 1647 an im Parlament die Frage erörtert worden, was mit der Armee geschehen sollte. Die Ausgabe für eine Armee von 30,000 bis 40,000 Mann — die noch dazu so gut bezahlt wurde — war groß; und dann wußte man, daß in der Armee sehr Viele den Bund (Covenant) nicht unterschrieben hatten, und es war durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie ihn je unterschreiben würden.

Dieser letztere Punkt wurde allgemach der bedeutendste von allen und die Seele des ganzen Streites.

Zu Anfang des März 1647 beschloß das Partament, die Armee sollte aufgelöst werden; nur 12,000 Mann sollten zusammenbleiben und nach Irland gehen.

Die Armee dagegen verlangte: rückständigen Sold für 43 Wochen, Indemnität für etwa strafbare Sachen, die im Kriege vorgefallen; und kein Dienst in Irland, außer unter ihren alten Befehlshabern.

Darauf erklärte das Parlament in einer Declaration die Menschen, welche eine solche Petition verfaßten, für Staatsfeinde und Friedensstörer.

Die Armee lag um Saffron Welden; aber Staatsfeinde! Friedensstörer! ist ein starkes Wort, ist ungerecht, ist ein Schandflecken, der nicht leicht vergeben und vergessen werden kann von den Leuten, die damit bespritzt sind.

Unter den Armeen jener Zeit herrschte überhaupt große Ungebundenheit; vor Allem bei dieser englischen Armee, bei Leuten, die Haus, Hof und Familie verlassen hatten, um für ihre Rechte zu fechten.

Und dann bei Lichte besehen: Wer hatte denn bisher das Beste gethan? Doch sicher die Officiere und die Armee! Und nun sollten General und Obersten sich diesem Parlamente fügen, selbst wenn es Anordnungen traf, die ihnen unerträglich schienen?

Die Armee hatte die Waffen ergriffen gegen die bischöfliche Kirchenverfassung — und nun sollten sie die Waffen niederlegen, wenn das Parlament ihnen die

Presbyterialverfassung bot, die ihnen ein eben so schweres Joch schien? —

V.

König Karl war am 2. Juni 1647 in Holmby schon zur Ruhe gegangen, als ein paar Schwadronen Reiter aus Oxford vor dem Hause anlangten, unter Führung eines Cornet Joyce, der vor dem Kriege in London Schneider gewesen war. Sie lösten die Wachen ab und Joyce verlangte von den Parlamentscommissären Zutritt zum Könige. Die Commissäre fragten nach Joyce's Vollmacht, und erhielten zur Antwort, die Armee verlangte es so. Joyce trat mit so viel Nachdruck auf, daß ihm die Audienz, die er beim Könige zu haben wünschte, nicht wohl versagt werden konnte.

Er sagte zum Könige, die Armee fürchte, das Parlament würde ihn wegführen und in seinem Namen andere Truppen werben lassen; sie ersuchte ihn daher, daß er sich zu ihr begebe.

Die Commissäre konnten das nicht hindern. So ging denn der König mit der Mannschaft, nachdem er sich von ihr hatte versprechen lassen, daß sie ihn mit der gebührenden Rücksicht behandeln und in seinem Gewissen nicht bedrängen würden.*) Kurz: am Freitag, dem 4. Juni, geht der König zur Armee, zur großen Verzweiflung der Commissäre.

Fairfax schickt den Obersten Wallace mit einer starken Schaar heran, um ihn aus Joyce's Händen zu befreien und nach Holmby zurückzubringen. Aber der König will durchaus nicht: der Druck der Presbyterianer ist ihm unerträglich. Dagegen lassen ihm die Independenten doch mehr Freiheit.

Am Montag, den 7. Juni 1647, hat der König eine Unterredung mit Fairfax, Cromwell und den vornehmsten Officieren der Armee. Der König will nicht zurück nach Holmby; er zieht die Luft in diesen Gegenden vor: z. B. die Luft in Newmarket. —

Der König hofft eben in seinem Herzen, daß jetzt Presbyterianer und Independenten einander aufreiben werden.

Und fast hat es so den Anschein.

*) Nach Ranke.

Die ganze Streitfrage ist nicht mehr eine bloß ökonomische über Soldrückstände, sondern plötzlich eine politische geworden. Ein Civilparlament in Westminster und ein Armeeparlament in den östlichen Grafschaften, und nun ist die große Frage: Wie soll das Land beruhigt werden?

Im Juli 1647 rückt die Armee gegen London vor. Die Generale haben an den Lordmajor und den Rath der Stadt London ein Schreiben gesandt. Sie fordern darin:

1) Anerkennung ihrer gerechten Ansprüche als Soldaten.

2) Rüge gegen die, welche die Armee mit einem ewigen Schandfleck bespritzt haben.

3) Als Engländer verlangen wir, daß England Frieden und die Staatsbürger Freiheit haben, wie es das Parlament erklärt hat, ehe wir zu den Waffen griffen. Und jetzt, da der Krieg durch Gottes Segen zu Ende ist, glauben wir, wir haben eben so viel Recht darauf, daß ein rechter Friede hergestellt werde, wie auf unsern Sold.

4) Wir haben gesagt und sprechen es wiederholt aus: Wir wünschen keine Aenderung der bürgerlichen Regierung. Eben so wenig wollen wir uns in das Zustandekommen der Presbyterialverfassung mischen.

Wir sprechen es aus: wenn einmal der Staat zur Ruhe gelangt ist, so haben wir uns nur zu unterwerfen. Aber wir könnten doch wünschen, daß jeder gute Bürger und jeder Mann, der friedfertig einen tadellosen Lebenswandel führt, Freiheit und Ermuthigung habe (das heißt mit andern Worten, daß in Großbritannien allgemeine Glaubensfreiheit herrsche).

Um nun dies zu erreichen, rücken wir näher an eure Stadt. Ihr mögt freilich denken, eine reiche Stadt sei eine treffliche Lockspeise für arme hungrige Soldaten, aber wenn Ihr uns nicht herausfordert, so sagen wir: ehe Eure Stadt geplündert wird, sollen die Soldaten erst uns, die Officiere, abschlachten. Aber fürchtet nichts! Unsere Leute achten ihren Sold gering, aber sehr hoch halten sie ihre Rechtlichkeit, welche durch einige Parlamentsglieder angegriffen ist, den Frieden des Königreichs und ihre Freiheit als Engländer.

Wollt Ihr nun zu den Waffen greifen,

um uns mit Gewalt an diesen unsern gerechten Forderungen zu hindern, so haben wir durch diese unsere aufrichtige Erklärung Euch gewarnt, und legt uns dann die Zerstörung nicht zur Last, die vielleicht über Eure große und bevölkerte Stadt kommt. Wir waschen unsere Hände in Unschuld. —



General Fairfax.

Aber die Presbyterianer in London wagten nichts. Am 6. April 1647 zog die Armee in London ein, mit Lorbeerbüschen an ihren Hüten. —

VI.

Der König, der vergebens darauf gewartet, daß Independenten und Presbyterianer einander aufreiben würden, war die ganze Zeit über bei der Armee und jetzt residirte er in Hamtoncourt, noch immer widerspenstig.

Die Independenten behandelten ihn in der That weit besser, als die Presbyteriainer. Sie machten ihm Vorschläge, so liberal, daß man nicht begreift, wie er nicht hat darauf eingehen können.

„Sie schlugen ihm vor: das Parlament sollte nach Oxford verlegt werden und etwa binnen drei Monaten aufgelöst werden; die Truppen sollten sich aus London zurückziehen und die eingenommenen Posten wieder den städtischen Milizen überlassen; man wolle das Bisthum in seinen unzweifelhaften, den alten Gesetzen entsprechenden Rechten herstellen; zugleich aber allgemeine Gewissensfreiheit aussprechen; Niemand dürfte den Andern in Sachen des Gewissens beschweren. Endlich sollte eine einfachere, weniger kostspielige Justiz eingeführt werden."

Ranke, aus dessen englischer Geschichte diese Stelle entnommen ist, sagt von diesen Vorschlägen: „Sie trugen den Charakter des Independentismus an der

Stirn; wie sie vorlagen, konnte der König sie nicht annehmen." Ich für mein bescheidenes Theil kann den Grund nicht einsehen. —

Jene Vorschläge waren indessen nur von den Officieren der Armee ausgegangen; die Masse der Soldaten war damit keineswegs zufrieden.

Es gab damals in der Armee zwei Räthe: einen Kriegsrath und einen Rath der Armee. In dem ersten hatte Cromwell das Uebergewicht, nicht aber in dem zweiten. Im Rathe der Armee sahen die Soldaten mit Mißtrauen auf Cromwell: man habe ihn verehrt, so lange er es ehrlich gemeint habe, jetzt aber verkehre er mit den Uebelgesinnten aus der Umgebung des Königs. —

In einer ausführlichen Erörterung der eingetretenen Unordnungen erklärte Fairfax, er könne und wolle das Commando nicht weiter behalten. Im militärischen Gehorsam läge für eine Armee die unentbehrliche Bedingung ihres Bestehens.

In der zweiten Hälfte des November konnte der Gehorsam wieder hergestellt heißen. Das Parlament sprach den Generalen, die am meisten dabei mitgewirkt, seinen Dank aus.

Nun entfloh der König am 10. November Abends mit drei Personen nach Hamptoncourt. Nach mancherlei Schwanken ging er nach der Insel Wight, wo er vom Oberst Hommond auf das Schloß Carisbrook gebracht wurde.

Jetzt faßte das Parlament den Entschluß, keine Adressen mehr an den König zu erlassen, keine Briefe und Botschaften mehr von ihm anzunehmen; ohne Erlaubniß des Parlamentes aber schriftlich oder mündlich mit dem Könige zu verkehren, ward für Hochverrath erklärt.

(Schluß folgt.)

Sokrates

und seine

Stellung in der Geschichte des menschlichen Geistes.

Von M. Carriere.

Ursprünglich und bis zu den Tagen Solon's hin war die griechische Bildung eine religiös-poetische. Die Phantasie hatte den Gedanken des Göttlichen, wie es sich in der Natur, im Gewissen und im Geschick des Volkes offenbart, wie es sich in äußerer und innerer Erfahrung bezeugt, im Mythos dichterisch dargestellt, die Phantasie hatte in der Heldensage die Ideale des menschlichen Lebens immer klarer, immer voller herausgestaltet und zu den begeisternden Vorbildern für die nachwachsenden Geschlechter gemacht. Die Lyrik war anfänglich gottesdienstlicher Chorgesang, das Epos verherrlichte die Geschichte der Götter und Heroen, am Tempelbaue, am Tempelbilde entwickelte sich die Architektur und Plastik. Mit Solon, mit den sieben Weisen erwachte die denkende Betrachtung der Dinge. Die Jonier, in der Natur lebend, fragten nach dem Grunde derselben, und fanden in einzelnen Stoffen, im Wasser, in der Luft, im Feuer das Ursprüngliche, dessen Wandlungen alle Dinge sind; wie sie sich vornehmlich an das bewegte Leben, an das Werdende hielten, so richteten dorische Denker in Großgriechenland sich auf das Dauernde und Bleibende, und erklärten für das wahre Sein das Eine, ewig in sich selbst Beharrende, das Geistige. Sie geriethen in Kampf mit den sinnlichen Vorstellungen von den vielen Göttern, hatten aber noch keinen Einfluß auf das Volksbewußtsein, und der dichterische, der künstlerische Sinn war unter diesen Anfängern der Philosophie so mächtig, daß sie ihre Gedanken zum Theil in poetischer Form niederlegten, wie Parmenides, zum Theil durch kühne Bildlichkeit der Sprache, wie Heraklit, oder in großartiger, an die religiöse Ueberlieferung sich anschließender Symbolik, wie Pythagoras, ja selbst wieder in einer mythologisirenden dichterischen Weise ausdrückten, wie Empedokles. Einzelne Beobachtungen, einzelne Gedanken wurden mit der Macht und Freudigkeit des ersten Eindrucks ergriffen, und es war die Phantasie, welche auf ihrem Grunde sofort eine Weltanschauung aufbaute, ohne die Wirklichkeit in ihrer Fülle zu erforschen, ohne das Vernunftmäßige wissenschaftlich zu erweisen.

„Der da lehrte, daß der Geist wie in den lebendigen Wesen, so in der Natur die Ursache der Welt und ihrer Ordnung sei, ein solcher erschien wie ein Nüchterner unter Träumenden" — sagen wir mit Aristoteles von Anaxagoras. Es war nach den Perserkriegen, daß er und mit ihm die Philosophie aus Kleinasien nach Athen einwanderte, und Perikles gehörte zu den Freunden

des Denkers. Anaxagoras erkannte, daß das bewegende und gestaltende Princip der Welt die Vernunft sein müsse, da es ein leeres Gerede sei, den Zufall oder ein blindes Verhängniß für den Grund des Schönen und Guten anzunehmen. Sein Buch über die Natur begann: „Zusammen waren alle Dinge, da kam der Geist und ordnete.“ Er sah mit seinen ionischen Vorgängern, daß in der Wirklichkeit kein Ding aus Nichts entsteht oder zu Nichts wird, sondern daß überall vielmehr eine Veränderung, eine Scheidung und Verbindung des Seienden vor sich geht, das an sich weder vermehrt noch vermindert wird. So war ihm denn einmal das Uranfängliche, der Stoff, in einem chaotischen Durcheinander der Samen und Lebenskeim aller Dinge, und solche bezeichnete er als gleichtheilige (Homöomerien), denn Jegliches habe an Jeglichem Theil, Alles sei in Allem und könne aus Allem werden, und es sei in jedem Besondern eine Eigenschaft die vorherrschende, die ihm seine Eigenthümlichkeit gebe. Gleichursprünglich aber war dem Anaxagoras ein anderes Princip, das den Stoff bewegt, unterscheidend und ordnend die unendliche Fülle desselben durchdringt, im Umschwunge der Gegensätze das Lichte und Finstere, das Dichte und Lockere, das Warme und Kalte, das Trockne und Feuchte auseinander und dann wiederum miteinander in die mannigfachste Wechselwirkung treten läßt. Dies Princip ist der Geist (νοῦς), in sich einig und rein, immateriell, aber aller materiellen Dinge mächtig, in sich unendlich und für sich seiend, selbstherrschend. Er erkennt Alles und weiß zwecksetzend auch das Vergangene und Zukünftige auf einander zu beziehen, und bewältigt das Stoffliche in fortschreitender Wirksamkeit. „Was eine Seele hat, eine höhere oder niedere, über Alles herrscht der Geist, und über das ganze Universum, das er von Anfang an bewegte. Und zuerst begann er den Umschwung vom Kleinen, dann schwang er mehr um und wird immer mehr umschwingen. Und er weiß Alles, das Vermischte wie das Unterschiedene, und was geworden ist und was werden soll, und was jetzt ist, Alles ordnet der Geist, wie auch die Umkreisung, in welcher sich die Sonne und die Sterne bewegen. Er hat in Jegliches jegliche Einsicht, und erweist sich wirksam in allem Lebendigen und Beseelten, denn ihm wohnt er inne.“

So ist der freiwaltende, selbstbewußte Geist als das Göttliche, als der Grund der Weltordnung, als die Ursache des Schönen und Guten und Wahren erkannt; Himmel und Erde sind die Offenbarung seiner Macht und Weisheit. Und dieser Einsicht froh sagt der Denker, daß das Leben besser sei als das Nichtsein, während Heraklit's melancholischer Sinn die Geburt als etwas Unglückseliges betrachtete, da sie nur eine Geburt zum Tode wäre, und Parmenides meinte, es wäre besser im Schoße des Einen begraben zu bleiben. Anaxagoras sah in der Welt sein Vaterland und fand sein Glück in der Betrachtung des Himmels und der Weltordnung. Aber die Athener klagten ihn an, daß er an die Stelle des seine Rosse lenkenden Sonnengottes den Umschwung einer feuerglühenden Steinmasse setze, daß er Erscheinungen natürlich erkläre, welche den Priestern für Wunderzeichen gälten; und in der That brach er mit der mythischen, dichterischen Naturanschauung, und während seine Größe in der Erkenntniß des Geistes als des bewegenden, bildenden, beherrschenden Princips besteht, liegt seine Grenze oder sein Mangel darin, daß er denselben nun ganz von der Natur oder dem Stoffe getrennt hielt, wodurch er dem Dualismus verfiel. Im Geiste selber einen Naturgrund und in diesem den Quell der materiellen Welt und des Stoffes für die Formen der Schöpferkraft zu finden und damit Einheit im Unterschiede, Unterschied in der Einheit selbst zu haben, das wird die höhere Lösung sein. Anaxagoras wich aus Athen und zog sich nach Lampsakos zurück, und dort ward ihm zu Ehren ein Altar des Geistes und der Wahrheit errichtet. Mit Recht. Denn in Anaxagoras hat das philosophische Denken jene Wahrheit von Gott als dem Geiste gefunden, die als religiöse Offenbarung das Erbtheil der Israeliten war, wo sie im Gewissen Abraham's und Moses' erleuchtend aufgegangen und von den Propheten immer klarer, reiner und umfassender dem Volke eingeprägt worden war. Anaxagoras hat das sittliche Gebiet, in das hier der Einblick sich eröffnet, noch nicht betreten, aber die Pforte zu ihm aufgethan.

Anaxagoras hatte die Vernunft als das Kriterium bezeichnet und den Satz ausgesprochen: die Dinge seien einem Jeden das, wofür er sie nähme. Seither hatten die

Weisen sich unbefangen den Gegenständen hingegeben, jetzt, nachdem die Subjectivität, der Geist, als Princip erkannt war, begann er über sich selbst nachzudenken und zu gewahren, wie die aufnehmende Persönlichkeit Antheil habe an dem Bilde der Welt, das sie im Bewußtsein hervorbringt. Da die Geschichte überhaupt durch Gegensätze voranschreitet und ein neuer Gedanke gern seine Tragweite dadurch erprobt, daß er sich für die alleinige und ausreichende Wahrheit gibt, so lag es nahe, jetzt einmal die Subjectivität ausschließlich zu betonen, Alles als bloß subjectiv zu betrachten und in ihre Macht zu stellen. Das thaten die Sophisten. Der Name bezeichnet ursprünglich den Mann, der im Besitz des Wissens ist, während Pythagoras sich nur für einen Freund der Weisheit, einen Philosophen, erklärt hatte; im Gegensatz ihrer Einseitigkeit und Ausartung aber ward das Wort bald für jene gewissenlose Scheinweisheit gebraucht, die in gleicher Weise für alles ihre guten oder schlechten Gründe hat. Die Sophisten waren Lehrer der Beredtsamkeit, Begründer der Rhetorik. Aber der Rede muß das Denken vorausgehen, darum mußten sie dasselbe üben und schärfen. So wurden die Sophisten die Begründer der Verstandesbildung in Griechenland, und sie vergleichen sich den Aufklärern, Freidenkern und Encyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts. Die Subjectivität wollte sich geltend machen; so traten sie auch äußerlich mit dem Bestreben auf, sich zu zeigen und Aufsehen zu erregen. Sie sahen in dem Menschen, in seinen Gedanken und Zwecken das Höhere gegenüber der Natur, und wandten darum ihr Augenmerk auf die menschlichen Verhältnisse, und die Fertigkeit im Denken und in der Rede, die dialektische Gewandtheit, welche die Dinge von verschiedenen Seiten betrachtet, ward das Ziel der Bildung, kraft welcher die Persönlichkeit die Welt nach ihr selber bemessen und nach ihrem Belieben behandeln sollte. Wie der Wille in der Willkür seine Freiheit auch gegen das Gesetz zu bethätigen meint, ehe er lernt, in sich selber das Gesetz zu finden, so stellte sich auch hier die Subjectivität über das Herkommen, über die Satzungen der Religon und Sitte, die ja auch ihr Erzeugniß schienen, und das wohlverstandene Interesse des Einzelnen galt als der letzte Grund und Zweck des menschlichen Lebens. Keineswegs wollten damit die Sophisten überhaupt der Irreligiosität oder Frivolität das Wort reden; vielmehr die Tugend, die erfahrene Tüchtigkeit in privaten und öffentlichen Verhältnissen zu lehren zog Protagoras einher, und Platon, selbst der entschiedene Gegner, läßt ihn sagen: die Tugend sei weit das Schönste, und es sei sicherer, nicht allein für den Augenblick, sondern für sein ganzes Leben zu erklären, daß weder alles Angenehme gut, noch alles Gute angenehm sei; und Prodikos, in dessen Umgang auch Sokrates gern sich bildete, stellte in seiner Erzählung von Herakles am Scheideweg die Tugend und die Sinnenlust dar, wie sie um die Seele des Menschen streiten, aber er ließ den Helden den steilen Weg der Tugend wählen. Doch lag der Mißbrauch nahe und blieb nicht aus. Sind Religon und Gesetze von uns gemacht, so steht es bei uns, sie anzuerkennen oder zu ändern, so sind sie das Spinngewebe, das die schwachen Fliegen fängt, von den starken Wespen aber durchbrochen wird, und der Glaube ist eine Erfindung der Klugen, um über die Dummen leichter zu herrschen, und eine gewissenlose und tyrannische Natur wie Kritias verstand nun auf solche Art die eigene Schlechtigkeit zu beschönigen. Grade die reiche und gottlose Jugend, die damals im peloponnesischen Kriege zu gottlosen Banden und Bünden sich zusammenthat und den Staat zerrüttete und für sich ausbeuten wollte, zog sich solche verderbliche Folgerungen.

In philosophischer Hinsicht haben wir Protagoras und Gorgias zu nennen. Jener, ein Abderite, betrachtete mit Heraklit den ewigen Fluß und Wechsel des Lebens, und schloß daraus, daß es überhaupt nichts Festes, nichts Allgemeingiltiges gebe, sondern der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden wie sie sind, der nichtseienden wie sie nicht sind. Es liegt darin die große Einsicht, daß nur das Selbstseiende das wahre Sein, daß ohne eine empfindende und erkennende Subjectivität das Gegenständliche gar nicht als solches zu bezeichnen, daß es so gut wie gar nicht da ist, — die Einsicht, daß jeder Mensch im Zusammenwirken der äußern Eindrücke mit seiner eigenen Persönlichkeit sein Weltbild sich erzeugt, seine eigene Welt in sich trägt. Jeder bemißt die Dinge darnach, wie sie ihm erscheinen, ihm

zusagen. — Der Sicilianer Gorgias setzte die Dialektik fort mittelst welcher die Eleaten die Widersprüche der Erscheinungswelt hervorgehoben, um statt der Vielheit und des Werdens das eine ewige Sein als das wahre Wesen darzuthun. So hatte Zenon die Behauptung bewiesen, daß der fliegende Pfeil ruhe, daß Achilleus die Schildkröte nicht einholen könne, weil erst die Hälfte des Wegs zurückgelegt werden müsse, diese immer aber wieder ihre Hälfte habe; die Bewegung sei also nur Schein. Von da an gefiel die Sophistik sich in allerhand Trug- und Fangschlüssen, die von einer ungeprüft zugestandenen Annahme aus durch überraschende Folgerung den Andern verdutzt und lächerlich machten, oder auch häufig auf die Zweideutigkeit der Worte sich gründeten. Vielfach wird auf spitzfindige Weise ein Satz und Gegensatz bewiesen und der Geist damit auf formal logische Weise geübt und geschult. Gorgias suchte auf eine scharfsinnige Weise, die bereits an die Kantischen Antinomien der Vernunft anklingt, die Widersprüche darzuthun, die im Begriffe des Seins selber liegen, mag man es als Einheit oder Vielheit, ewig oder geworden, endlich oder unendlich betrachten; dann schloß er weiter, weil der Gedanke und die Rede von der Sache verschieden sei, könne man das Seiende als solches weder erkennen noch einem Andern mittheilen. Damit war allerdings ein bloß subjectives Meinen möglich und die einzelne Persönlichkeit erhielt die Aufgabe, das, was ihr gutdünkte, auch den Andern wahrscheinlich zu machen.

Ist der Geist einmal zu sich selbst gekommen, hat die Macht des Nachdenkens einmal sich der Autorität entzogen, dann ist es vergeblich, eine Umkehr zum Herkömmlichen zu predigen, dann gilt es vielmehr in der Vernunft selber und im Gewissen das Allgemeine und Gewisse zu finden und durch freie Ueberzeugung zum Idealen, zum Guten und Göttlichen als dem Vernunftgemäßen hinzuführen; dann gilt es das prüfende Denken gegen alle Vorurtheile und gewöhnliche Annahmen zu wecken, damit in eigener Geisteskraft jeder die allgemeine Wahrheit sich erzeuge und zum Bewußtsein bringe. Das erkannte, dafür lebte und starb Sokrates. Wie ein Blitz war in seiner Seele das Wort des Delphischen Gottes eingeschlagen: Erkenne Dich selbst! Er führte die Philosophie von der Betrachtung des Himmels und der Natur zur Erforschung des Menschen, er ward der Begründer der Ethik, der Wissenschaft vom sittlichen Geist; wie das Leben so das Denken, wie das Denken so das Handeln, war sein Spruch; das Wahre und Gute waren ihm eins, ihr Quell die eine göttliche Vernunft, die sich als Weisheit und Güte im All offenbart, an deren Wesen der Mensch Theil hat.

Sokrates war gründlich durch das Studium der vorhergehenden Philosophen, eines Heraklit, Parmenides, Anaxagoras gebildet. Er selber hat keine Schriften hinterlassen, wie er eine lebendige Persönlichkeit des Erkennens war, so galt es ihm auch darum, statt fertige Lehren wie Satzungen mitzutheilen, in den Schülern vielmehr den freien Trieb für das eigene Wahrheitsfinden zu erwecken, sie mehr durch Fragen zum Nachdenken zu bringen als durch Vorträge zu unterrichten, und wir würden in Verlegenheit über seine Ideen sein, wenn nicht Aristoteles uns den Maßstab gäbe, um aus den populären und mitunter trivialen Darstellungen Xenophon's und den tiefsinnigen Dialogen, in welchen Platon die Ansichten seines Lehrers fortentwickelt hat, das Echtsokratische zu erkennen. Gegenüber den Vorurtheilen und ungeprüften Meinungen der Menschen auf der einen Seite, und auf der andern gegenüber der sophistischen Behauptung, daß die subjectiven Empfindungen und Vorstellungen der Einzelnen das Maß der Dinge seien, suchte und fand Sokrates ein allgemeingiltiges, objectives Wissen in der gemeinsamen Vernunft und in den Begriffen, die sie bildet, wenn sie aufsteigend vom Besondern und den wechselnden Erscheinungen das Eine und Bleibende in ihnen erfaßt und dadurch die Wirklichkeit erkennt und ihre Begriffe bestimmt. Sokrates begründete das wissenschaftliche Verfahren der Begriffsbildung durch Induction und Definition; alles Wissen beruht auf ihr, und die Wahrheit liegt darin, daß der Vernunftbegriff nicht vom Wesen der Dinge getrennt, sondern dieses in ihm erfaßt und zum Bewußtsein gebracht wird. Die göttliche Vernunft ist im Vollbesitz des Wis-

sens, für uns aber ist es zunächst eine Aufgabe, und angesichts ihrer Unendlichkeit begann Sokrates mit dem Bekenntniß: er wisse, daß er nichts wisse, aber zugleich mit dem rastlosen Triebe, zum Wissen zu gelangen; er entdeckte das Princip, er fand den Weg und die neue Welt, von der zunächst Platon und Aristoteles Besitz ergriffen, und alle freien Forscher in der Philosophie sind seine fortarbeiten-Nachfolger. Ihm galt es zuvörderst um Selbsterkenntniß, um Sittlichkeit. Und das Sittliche war ihm das Vernünftige, oder die Tugend selber war ihm ein Wissen. Denn ein ganzer Mensch wie er war, und erfüllt von der ganzen Macht der Erkenntniß, hielt er es für unmöglich, daß Jemand gegen sein besseres Wissen handle, für nothwendig, daß die Einsicht des Rechten die widerstrebenden Begierden überwinde, und das ist sein Verdienst, daß er das Wesen der Sittlichkeit in die vernünftige Selbstbestimmung, in die selbstbewußte Gesinnung setzte, denn nur wer mit dem Bewußtsein der Pflicht gut handelt, ist gut, nicht wer das Rechte bewußtlos thut. So ist die Tugend allerdings ein Wissen, aber Sokrates beachtete zu wenig die Triebe und Neigungen, die Willens- und Gemüthsrichtungen, die sich schon vor der Entwicklung des freien Selbstbewußtseins gebildet haben, und verirrte sich zu der einseitigen Uebertreibung seines Princips, daß er meinte, wissentlich Unrecht thun sei besser als unwissend, während er doch in seinem edlen Sinne lieber Unrecht leiden als Unrecht thun wollte, und nicht bloß den Freunden Gutes erweisen wollte, sondern auch die Feinde so behandeln, daß sie zu Freunden würden. Unwissenheit war ihm der Grund aller Fehler, und Niemand, meinte er, thue wissentlich das Böse, weil ja das für ihn selber ein Uebel sei. Er glaubte, daß Niemand fromm, patriotisch oder tapfer sein und handeln könne, der nicht wisse, was Gottesfurcht, Vaterlandsliebe, Muth ist, und daß es darum Pflicht sei, die Begriffe denkend zu erkennen; dahin zu führen, hielt er für seine Mission.

Selbstbewußte sittliche Gesinnung, Vernünftigkeit ist Tugend und alle Tugend, die verschiedenen Tugenden sind nur besondere Formen ihrer Uebung nach verschiedenen Verhältnissen, lehrt Sokrates weiter; sie begründet das Glück des Menschen, in der Erkenntniß und im Vollbringen des Guten hat die Seele die Seligkeit. Sinnenlust und Eigennutz sind daher nicht die rechten Bestimmungsgründe für ihn, wenn er auch damit beginnen mochte nachzuweisen, wie das Gute zugleich das Angenehme und Nützliche sei. Alle Wesen verlangen, daß ihnen wohl sei, das kann auch die Idealphilosophie anerkennen, nur wird sie das Glück nicht in das Vergängliche, Aeußere, Scheinsame setzen, sondern mit Sokrates in die sittliche Selbstgenügsamkeit, in die sittlich selbstbewußte Lebensvollendung, in die Liebe.

In der Selbsterkenntniß, lehrt Sokrates weiter, ergreift die Seele auch ein Göttliches in sich. Wir erkennen die göttliche Vernunft in der Ordnung der Welt, in der zweckmäßigen Gestaltung der organischen Wesen; in der Fürsorge für uns durch Weisheit und Tugend erheben wir uns zu ihr. So verknüpft er das Wissen und das Gute mit der Religion, und die Menschen zur Vernunft zu bringen, betrachtet er als seine göttliche Sendung, als einen Lebensberuf, dem er sich mit religiösem Eifer unterzog. Ein delphischer Orakelspruch, der ihn für den Weisesten erklärte, brachte ihn nach peinlichem Geisteskampfe dazu, seine Weisheit an der Weisheit Anderer zu prüfen, und wie er im besten Fall ein bewußtloses Verfahren, ein instinktives Treffen des Rechten, meist aber Vorurtheile, blinde Annahmen und einen leeren Erkenntnißdünkel fand, da beschloß er, unter das Volk zu treten, um Alle und wo es auch sei zur Selbstprüfung anzuregen, das Streben nach dem vernünftigen Wissen zu erwecken, und ward ein unermüdlicher Menschenbildner, der durch Selbsterkenntniß und Einsicht zur Tugend führte und gleichmäßig durch sein Wort wie durch sein Beispiel von dem Jagen nach Besitz und Genuß zur Selbstbeherrschung und sittlichen Lebensweisheit führte. Der Zauber seiner Persönlichkeit war erstaunlich, Niemand war ihm in der geistvollen Rede, in der anregenden Fragestellung gewachsen. Sein Bekenntniß des Nichtwissens ruhte auf der Ueberzeugung, daß die philosophische Wahrheit kein fertiger Besitz, kein äußerlich überlieferbares Dogma sei, sondern in freier Selbstthätigkeit des Geistes

immerdar erzeugt werde. Damit trat er zu den Menschen heran, scheinbar um sich von ihnen belehren zu lassen, und seine Ironie bestand darin, daß er auch scheinbar auf ihre Meinungen einging, als ob sie das Rechte wären, bald aber durch Kreuz- und Querfragen, durch Beispiele, durch Einwürfe das Ungenügende, Unzulängliche derselben nachwies, um damit zunächst auch die Andern zum Gefühl ihres Nichtwissens, zur Einsicht von der Nothwendigkeit einer neuen Wahrheitsforschung zu bringen. Wenn er so die Nebel der Einbildung zerstreute und den Geist in Unruhe und Spannung versetzte, so verglich man das dem Berühren des Zitteraales; wie vom elektrischen Schlage getroffen fühlte der Hörer aus Zweifel und Unbehagen eine Sehnsucht nach Licht und Wahrheit erwachen, und diesen Zustand des Gemüths nannte nun Sokrates eine geistige Schwangerschaft, und wie er, der Sohn des Bildhauers, ein Seelenbildner geworden, so sagte er, daß er von seiner Mutter die Hebammenkunst habe, dem in den Geburtswehen des Gedankens ringenden Geiste unterstützend und helfend zur Seite zu stehen, und die zur Welt gebrachte Frucht sofort zu prüfen, ob sie lebensfähig sei. Er ließ in seinem Gespräche die Jünger durch gemeinsame Arbeit mit ihm die Wahrheit selber finden.

So wirkte Sokrates in der Orginalität seines Geistes und in der Stärke seines Charakters wie kein Anderer; arm und bedürfnißlos blieb er diesem Berufe treu, ohne sich seinen Bürgerpflichten zu entziehen; sondern dreimal im Felde als Krieger und einmal als Vorsteher im Rathe bewährte er seinen besonnenen Muth, seine Geistesgegenwart, dort Freunden ein Lebensretter, hier der Menge entgegentretend, die nach der Schlacht bei den Arginusen die Feldherrn auf verfassungswidrige Weise verurtheilen wollte. Froh mit den Fröhlichen wußte er auch in der Fülle des Genusses bei sich selbst zu bleiben und beim Becher ein Wort der Weisheit zu reden. Wie er die Vertiefung der Subjectivität in sich selbst lehrte, so konnte er von einer Idee erfaßt Stunden, ja Tage oder Nächte lang in sich versunken und der Welt vergessend dastehen. Wie er das Innere vom Aeußern unterschied, so stand er nicht mehr in der naturwüchsigen Harmonie der hellenischen Schönheit, sondern hatte die Seelenruhe erst den Leidenschaften abzukämpfen und sogar häßliche Züge des Gesichts durch einen edlen Ausdruck zu überwinden und zu verklären. Einer Silenosherme vergleicht ihn darum Alcibiades in Platon's Gastmahl, die in der unförmlichen Hülle ein herrliches Götterbild birgt. Damit vergleicht er auch seine Reden: sie gingen vom Besondern aus, um das Allgemeine zu finden und in dem Gewöhnlichen und grade Vorliegenden eine höhere Wahrheit, einen tieferen Sinn zu entdecken; sie handelten äußerlich von Schmieden, Lasteseln, Gemüse und ähnlichen Dingen, und wer ihnen folgte, dem lösten sich die Räthsel des Lebens und offenbarte sich die eine Alles durchwaltende göttliche Vernunft. Und statt der Naturorakel hörte er auf eine Götterstimme in der eignen Brust. Denn nur von etwas Dämonischem, einem göttlichen Zeichen oder einer innern Stimme spricht die urkundlich echte Ueberlieferung bei Platon und Xenophon, und das Stadtgespräch wie die spätere Sage hat erst, wie gewöhnlich, seinen Genius, Dämon oder Kobold mit allerlei Wundergeschichten daraus gemacht. Diese Stimme ist nicht das Gewissen, das auf selbstbewußte Weise das Wahre, Gute bezeichnet, sondern sie äußert sich über den Erfolg eines Vorhabens, sie bezieht sich also auf das, was nicht durch die Vernunft erschlossen, sondern nur durch Erfahrung erkannt werden kann, und macht sich abmahnend vernehmlich, sodaß er ihrer Zustimmung sicher ist, wenn sie schweigt. Wer auf sein Schicksal achtet, der kann leicht mit Fichte und Jung-Stilling einer ihn führenden Vorsehung inne werden. Und Sokrates glaubte mit den Griechen an eine Kundgebung des göttlichen Rathschlusses in Bezug auf die menschlichen Unternehmungen; an die Stelle der äußern Wahrzeichen im Orakel trat ihm aber das innere, eine unwillkürliche ahnungsvolle Gemüthsregung. Dies Vorgefühl ist etwas mehr als der individuelle Tact, der dem treuen und anhaltenden Beobachter der Welt und des Menschenlebens am Ende gleichsam zum unwillkürlichen Bestimmungsgrunde wird, — wie K. F. Hermann es erklärte; tiefer erfaßt Bunsen die Sache, wenn er an die hebräischen Propheten und ihr Schauen kraft des göttlichen Geistes

erinnert,*) und dabei bemerkt, daß, je selbstständiger und gottinniger zugleich die sittliche Persönlichkeit sich bildet, desto leichter sie auch eine Empfindung von dem haben könne, was ihren Lebenszweck fördert oder hemmt; diese Empfindung thue als sittlicher Lebenstrieb für den geistigen Menschen dasselbe, was der thierische Instinct für den leiblichen Organismus, er warne vor Schädlichem, er halte von Solchem ab, das an sich nicht verwerflich, aber der Entwicklung der Psyche nicht genehm ist. Wir müssen dabei nur bedenken, daß wir in Gott weben und sind, daß er sich in uns offenbaren kann, weil er in uns innerlich gegenwärtig, weil wir seine Organe sind, und daß überall das Große, der Begeisterung Werk, in einem Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit geschieht.

Wir sagen mit Hegel: „Sokrates steht vor uns als eine von jenen großen plastischen Naturen durch und durch aus einem Stück, als ein vollendetes classisches Kunstwerk, das sich selbst zu dieser Höhe gebracht hat. Durch sein Princip hat er einen Einfluß erreicht, der noch jetzt durchgreifend ist in Beziehung auf Religion, Wissenschaft und Recht, — daß nämlich der Genius der innern Ueberzeugung die Basis ist, die dem Menschen als das Erste gelten muß.“ Und zur Vollendung seines Lebens war ihm vergönnt, ein Schicksal zu haben, das ihn seine Lehre mit dem Opfertode besiegeln, die todüberwindende Macht der Idee, welche ihn beseelte, für Mit- und Nachwelt bewähren ließ.

Daß Sokrates Viele, die er geprüft und bloßgestellt, sich zu erbitterten Feinden gemacht, sagt er selbst. Indem er forderte, die herkömmlichen Ansichten zu bezweifeln und durch eignes Nachdenken die Wahrheit zu finden, indem er die Vernunft zur Richterin über das Gute und Rechte erhob und die Geistesfreiheit, die Subjectivität in den Mittelpunkt des Lebens und der Wissenschaft stellte, schien er gewiß nicht dem Aristophanes allein auf gleichem Boden mit den Sophisten zu stehen und hauptsächlich ein Urheber der neuen Sinnesweise zu sein, welche eine leere Aufklärung an die Stelle des Volksglaubens, Selbst- und Genußsucht an die Stelle der Vaterlandsliebe setzte, und ihr Treiben mit gewandter Rede beschönigte. Aber so ungerecht dies Urtheil war, auch der wahre Sokrates vertrat ein andres Princip als das seitherige Griechenland: an die Stelle der Sitte, des unmittelbaren Wirkens innerhalb der heimischen Ordnungen, des reflexionslosen Gehorsams der Gesetze trat der Autorität des Staats gegenüber die Entscheidung aus dem Innern des Selbstbewußtseins, die eigne Ueberzeugung, der kraft des Wissens sich selbst bestimmende Geist. Daß aber das noch zu Recht Bestehende sich zu behaupten strebt, darf uns nicht wundern, und im politischen Kampf der Gegenwart erfahrene Männer, der Engländer Grote, der Franzose Cousin, finden es vielmehr bemerkenswerth, daß Sokrates erst so spät zur öffentlichen Verantwortung gezogen ward und daß die ihn verurtheilende Mehrheit eine so kleine war. Nur das Perikleische Athen besaß im Alterthum diese Achtung für das Persönliche in seiner Eigenthümlichkeit; die Liberalität der demokratischen Gesinnung war auch für Sokrates während eines ganzen Menschenalters der ihn deckende Schild, anderwärts hätte man ihn früher zum Schweigen gebracht, und erst im achtzehnten Jahrhundert hätte er wieder ungefährdet bleiben können. Daß man in Athen die Beamten aus den Bewerbern um die Ehrenstellen erloste, weil die allgemeine Bildung es gestattete und weil man die Parteiregierung vermeiden wollte, fand Sokrates so seltsam, als ob man auch auf diese Art den Arzt, den Steuermann, den Handwerker annehmen wollte, statt ihn nach Kenntniß und Geschicklichkeit zu wählen. Als nun nach Vertreibung der dreißig Tyrannen die demokratische Verfassung in Athen wieder gegründet worden, da erschien grade den Männern, die für sie gekämpft hatten und die eine Herstellung und Bewahrung des frühern Lebens, seiner Sitte und seiner Größe hofften, Sokrates gefährlich genug, um eine Anklage gegen ihn ergehen zu lassen: daß er neue Götter einführe, die Jugend verderbe, und darum den Tod verdiene. Wenn Sokrates auch an den herkömmlichen Gottesdiensten Antheil nahm, daß ihm die Götter nur verschiedene Namen des Einen seien und daß dessen Stimme in seinem Gemüth ihm das Orakel geworden,

*) Siehe meine Darstellung des Prophetenthums im Buche: Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung Band I. S. 310 zc.

konnte auch er nicht leugnen. Eben so gab es Beispiele, wie junge Leute durch ihn zu Zweifel und Verwirrung und aus der rechten Bahn gekommen; die Freiheit ist ja stets gefahrvoll, und besonders machte man



Der Tod des Sokrates.

es ihm zum Vorwurf, daß der ruchloseste und geistreichste der Tyrannen, Kritias, vormals sein Schüler gewesen. Die Vertheidigungsrede des Sokrates, wie sie Platon überliefert hat, läßt uns nun deutlich erkennen, wie der fast siebenzigjährige Greis (Sokrates war 469 geboren und starb 399 v. Chr.) voll muthiger Freudigkeit den Tod nicht fürchtet, sondern sich und seiner großen Sache getreu die Ueberzeugung hat, daß er für sie sterbend ihr besser diene, als wenn er noch den kurzen Rest seines Alters für sie thätig bleibe. Er weist die Vertheidigungsrede zurück, die ihm Lysias geschrieben, und legt mit edlem Freimuth vor den Geschworenen, nahe an 600 Richtern, sein ganzes Wesen dar, wie er kraft göttlicher Sendung die Menschen zur Selbstprüfung, zum Denken, zum vernünftigen Handeln anrege, wie die Erfüllung dieses seines Berufs zu den größten Segnungen für Athen gehöre, und daß er davon nicht ablassen, sondern Gott mehr als den Menschen gehorchen werde. Keine Wehklage, keine Bitte, wie

sie üblich waren an die Richter, kommt über seine Lippen: er bekennt, daß es vielmehr seine Pflicht sei, sie zu belehren und zu überzeugen. Und so auch sprach nur eine Mehrheit von 5 oder 6 Stimmen das Schuldig aus. Der Strafantrag der Ankläger lautete auf Tod, das athenische Gesetz gestattete aber dem Verurtheilten, selber ein andres Strafmaß dagegen anzugeben, und das Gericht wählte dann zwischen beiden. Aber der Gegenvorschlag des Sokrates war, daß er mit Unterhaltung auf Staatskosten im Prytaneum belohnt werden möge, das sei es, was er als öffentlicher Wohlthäter wirklich verdiene. Daß er sich der höchsten Ehre für werth erklärte, mußte den Richtern, denen er von Anfang an mit stolzem Selbstgefühl gegenübergestanden, und die ihn eben verurtheilt hatten, wie ein Hohn klingen, sie erkannten auf Tod, und nicht auf die geringe Geldbuße, die auf Bitten und Bürgschaft einiger Freunde Sokrates allenfalls entrichten wollte. Und in der That, hätte er sich durch Verbannung oder Gefängniß bestraft, so hätte er sein besseres Wissen und Gewissen der Autorität unterworfen, so hätte er sich selber aufgegeben. Er betonte es wiederholt, wie sein ganzes Verfahren die Billigung seiner innern Stimme habe; und sie hat ihn recht geleitet. Er schied von den Richtern mit den Worten, daß es für den guten Menschen kein Uebel gibt, weder im Leben noch im Tode, und daß seine Sache niemals von den Göttern vernachlässigt wird. Großartig und ruhmreich schied er dahin, leuchtend wie die Sonne im Untergang. Daß er es abwies zu fliehen, war selbstverständlich. Heiter trank er den Schierlingsbecher, nachdem er die Freunde getröstet und mit ihnen über die Unsterblichkeit der Seele sich unterredet hatte. Ein Traumgesicht hatte ihm den homerischen Vers von der Heimkehr des Achilleus zugerufen, daß er am dritten Tag nach Phthia gelange, und als er den Athem aushauchte, sagte er den Freunden, daß sie dem Asklepios einen Hahn schuldig seien, das Opfer der Genesung. So war ihm der Tod der Eingang in sein Vaterland, die Verklärung seines Wesens. Schuldig vor dem Volksgericht, aber heilig gesprochen von dem Weltgericht der Weltgeschichte, ist er eine der Angeln geworden, um welche sie sich dreht, unter den Griechen mit seiner Lehre und seinem Märtyrerthume der philosophische Prophet für den, der vierhundert Jahre später in Judäa sich als den Messias erkannt und erwiesen hat.

Die Vernunfterkenntniß, das Gute, die Glückseligkeit waren für Sokrates eins; philosophische Schüler hoben den einen oder den andern Begriff einseitig hervor. So pflegten vornehmlich die Megariker, an deren Spitze Euklides stand, die Dialektik als eine streitlustige, in Fangschlüssen sich gefallende Secte, und in Erinnerung an das eine ewige Sein der Eleaten nannten sie dies das Sokratische Gute, und erklärten alles Andere für nichtig. Die Cyniker dagegen, so genannt, weil sie im Cynosarges, einem dem Herakles geweihten Ringplatze, lehrten, aber auch wegen roher Art „die Hündischen“ geheißen, — hielten sich vornehmlich an die Charakterstärke des Meisters, an seine Bedürfnißlosigkeit, und meinten, daß es zur Tugend nicht vieler Worte bedürfe, sondern der That; ihnen lag die Freiheit darin, sich über alle Aeußerlichkeiten hinwegzusetzen und dadurch sich innerlich unabhängig und selbstgenügsam zu erweisen, wie Antisthenes und Diogenes. Aristippos von Cyrene und seine Nachfolger machten die Glückseligkeit zum Zweck und fanden sie im weisen Genuß des Lebens, in der Heiterkeit der Seele, wozu ihnen die Erkenntniß ein Mittel war; auch sie wollten nicht sich den Dingen, sondern die Dinge sich unterwerfen, aber nicht dadurch, daß sie sich aus der Welt zurückzogen und sich mit Witz und Behagen freiwilliger Armuth ergaben, sondern indem sie aller Verhältnisse und äußeren Güter mächtig sich derselben erfreuten. Einem Jünger des Meisters aber war es beschieden, den ganzen Geist desselben sich anzueignen und auf Grundlage Sokratischer sittlicher Lebensanschauung die Vollendung der echt hellenischen Philosophie auf ähnliche Weise durch eine Durchdringung und Fortbildung der ionischen Naturlehre und der Geistesphilosophie, die im dorischen Großgriechenland sich entwickelt hatte, in einer höhern Einheit herbeizuführen, wie das ionische Epos und die dorische Lyrik im attischen Drama ihre Verschmelzung gefunden. Dies war Platon, zugleich Philosoph und Künstler, während sein Schüler Aristoteles gleichfalls auf dem Grunde, den Sokrates gelegt, als Denker wie als empirischer Forscher das ganze

Gebiet des Erkennens umspannt und ein Weltreich der Wissenschaft gründet. Wie der Sokratische Geist durch diese Beiden auf die Gestaltung der christlichen Lehre bei den Kirchenvätern und Scholastikern mächtig einwirkte, so erweist er sich fortwährend lebendig in der Philosophie der Gegenwart. Dem Alterthum aber gab er beim Verfall des Heidenthums Trost und Ersatz durch die Weisheit der Stoiker wie der Epikuräer, die den Menschen lehrten, das Aeußere gering zu achten und im Frieden des Gemüths, in der Ruhe der Seele, in der innern Freiheit des Geistes das wahre Glück zu finden. Als der selbstbewußte Mittelpunkt des griechischen Lebens knüpfte Sokrates dasselbe zugleich an die Fortentwicklung der Menschheit an.

Aus dem Tagebuche eines Diplomaten.

Von den Aufzeichnungen eines originellen Umherstreifers, welcher Zeuge war und bisweilen einen gewissen activen Antheil nahm an den Ereignissen in England sowie in Frankreich während der vorigen Regierung, wählen wir nachstehend einiges aus, was in den Zeitpunkt vom Jahre 1836 bis zum Anfang von 1847 reicht. Während dieses Zeitraums hatte der Verfasser Gelegenheit, Alles, was auf der Weltbühne vorging, hinter den Coulissen zu beobachten und die geheimen Triebfedern kennen zu lernen, nach welchen sich die verschiedenen Persönlichkeiten bewegten.

Eine sehr bekannte Persönlichkeit in gewissen Kreisen des damaligen Paris war Herr von Montrond, welcher in zahlreiche Intriguen dieser letzten Jahre verwickelt war, den aber vor Allem seine Verbindung mit Herrn von Talleyrand berühmt gemacht hat. „Montrond," sagt unser Gewährsmann, „welcher ungefähr zu dieser Zeit im Geruche der Frömmigkeit starb, gab durch ein einziges Wort die Erklärung seines Lebens. Der Abbé Petitot, welcher zu ihm berufen wurde, um ihn auf die letzten Augenblicke vorzubereiten, wozu seine Leidenschaft für das Spiel ihm vorher keine Zeit gelassen hatte, sagte zu ihm:

„Sie haben gewiß während Ihres Lebens viele Spöttereien mit der Religion getrieben?"

„O nein," entgegnete Montrond, „ich habe immer in guter Gesellschaft gelebt."

Die lange Intimität (sie dauerte fünfzig Jahre), welche zwischen dem Fürsten Talleyrand und Herrn von Montrond bestand, erklärt sich dadurch, daß Herr von Talleyrand sich nur in der Unterhaltung mit diesem „treuen Achates," welcher seit vierzig Jahren epigrammatische Ausfälle und Schelmereien mit ihm ausgeführt hat, gefiel.

Das Geheimniß der Verbindung dieser beiden Männer, die sich hochachteten und einander so gut kannten, verrathen vielleicht die beiden folgenden Aussprüche:

Herr von Talleyrand sagte eines Abends, im Ergusse vertraulicher Freundschaft:

„Frau Herzogin von Laval, wissen Sie, warum ich Montrond so sehr liebe? Es geschieht, weil er nur wenig Vorurtheile besitzt."

Montrond entgegnete sofort:

„Frau Herzogin, wissen Sie, warum ich Talleyrand so sehr liebe? Es geschieht, weil er gar keine Vorurtheile besitzt."

Zur Zeit seines letzten Erscheinens in der Gesellschaft, bevor er sich unter die Hände des Abbé's Petitot begab, war Herr von Montrond sehr blaß und mager geworden; seine Schwäche nöthigte ihn, sich auf einen Stock zu stützen. Jemand, der sich ihm angenehm machen wollte, sagte eines Tages beim Diner zu ihm:

„Ich finde, daß Sie heute recht wohl aussehen."

Worauf der Kranke antwortete:

„Meiner Treu! Sie sind nicht wählerisch."

Dieser Ausspruch erinnert an eine Antwort von Talleyrand, welcher zu einem seiner Lieferanten, der ihn fragte, wann er Zahlung erhalten werde, sagte:

„Sie sind sehr neugierig!"

Nachdem wir die Ursache der engen Verbindung dieser beiden Männer kennen gelernt, welche auf der Gleichheit ihrer Ansichten beruhte, wollen wir eine Anekdote über den größeren und berühmteren derselben anführen. Herr von Talleyrand beunruhigte sich sehr wegen einer Rede, die er im Institut halten sollte, um von seinen Collegen an der Akademie der moralischen Wissenschaften (dieser große Verbrecher ge-

hörte zur Akademie der moralischen Wissenschaften!) Abschied zu nehmen. Er hatte den Aufsatz mit großem Fleiße ausgearbeitet, auf die Gefahr hin, den Rest von Gesundheit, der ihm noch geblieben war, auf's Spiel zu setzen. Seine Rede wurde dermaßen von dem kleinen Hofe, der ihn umgab, gelobt, daß er sich entschloß, sie drucken zu lassen. Aber leider theilte diese Probe der Beredtsamkeit das Schicksal der letzten Homelie des Erzbischofs von Granada; unglücklicherweise hatte der Autor keinen Gil-Blas, um ihn zu benachrichtigen. Zwei Monate später, den 17. Mai 1838, war Fürst von Talleyrand todt.

Es scheint, daß der Priester, der sich am Dienstag Morgen im Hotel des Fürsten einfand, durch Fräulein Pauline von Perigord, Tochter der Frau von Dino, heimlich dorthingesandt worden war, daß aber der Sterbende keinen Verkehr mit ihm hatte und den Beistand der Religion zurückwies. Der Priester verfügte sich nun in das Vorzimmer, um zu warten, bis in den Gefühlen des Kranken eine günstige Umstimmung erfolge. In der letzten Nacht nun stellten der Fürst von Poix und andere Verwandte vor, welcher Scandal für seine Familie daraus hervorgehen müsse, wenn er bei einem Entschlusse beharre, in Folge dessen ihm der Klerus ein christliches Begräbniß verweigern werde. Nach einer langen Discussion, denn er behielt seine Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblicke, verweigerte er ihnen ihre Bitte für diese Nacht, setzte aber den folgenden Tag, fünf Uhr Morgens, zur Erfüllung ihrer Wünsche fest. Zur bestimmten Stunde empfing er in der That den Abbé Dupanloup, nnd that einen öffentlichen Widerruf seiner Irrthümer; hierauf erhielt er das heilige Abendmahl. Er unterzeichnete dann zwei Briefe, den einen an den Papst, den andern an den Erzbischof von Paris. Frau von Dino las dieselben den Anwesenden vor.

Morgens um halb neun Uhr machten ihm der König und Madame Adelaide einen Besuch; er bemerkte, daß drei Personen, die sich im Zimmer befanden, nicht präsentirt worden waren, nämlich die beiden Aerzte und sein Kammerdiener, und um noch in den letzten Zügen die Etikette zu beobachten, nannte er selbst sie alle drei dem Könige. Der Fürst bewahrte, obgleich er sehr heftige Schmerzen litt, eine große Festigkeit und viele Geistesruhe. Zwei Stunden nach seinem Tode langte Thiers an und faßte seine Hand, um sich zu versichern, daß der große Diplomat in der That nicht mehr lebe. Man versichert, daß das ungeheure Vermögen, welches man ihm zuschrieb, zu einer verhältnißmäßig geringen Kleinigkeit zusammengeschrumpft war, indem auf dem Gute Valençay Hypotheken lasteten, die den Werth desselben weit überstiegen.

Als Herr von Montrond auf seinem Sterbebette sich bei seinem Freunde beklagte, ließ er sich zu den Worten hinreißen:

„Ich leide wie ein Verdammter."

„Schon?" hatte ihm der Fürst geantwortet. Dieser selbst hatte einen Todeskampf, der ihm wohl Reue über diesen Witz hätte einflößen können. Die Entzündung, die er im Rücken hatte und die sich bis zu den Lenden hinzog, verhinderte ihn, sich niederzulegen oder sich auch nur in einer geneigten Stellung zu erhalten. Während der letzten achtundvierzig Stunden seines Lebens saß er auf dem Rande seines Bettes, sich ein wenig vorüber neigend und von zwei Dienern unterstützt, die alle zwei Stunden abgelöst wurden. In dieser Stellung wurde er von seiner Familie und einigen Freunden bedient, während die zahlreiche Dienerschaft seines Hotels in einem benachbarten Zimmer versammelt war. Man kann sagen, daß er öffentlich starb, wie die Könige von Frankreich. Die Bibliothek, die an sein Schlafzimmer stieß und von demselben nur durch eine Tapetenthür getrennt war, war fortwährend von seinen Clienten und Dienern angefüllt. Bisweilen stieß einer derselben, wenn es heimlich geschehen konnte, diese Tapetenthür ein wenig zurück und sagte zu denen, die im Zimmer waren:

„Hat er unterzeichnet? Ist er todt?"

Um Mittag verlor der Fürst die Sprache und um drei Viertel auf vier, in dem Augenblicke, wo Lady Sandwich sich nach seinem Befinden erkundigen wollte, kam ein Lakai die Treppe herab, um dem Schweizer des Hotels anzuzeigen, daß er so eben gestorben sei. Fürst Talleyrand war so oft krank gewesen und wurde so oft wiederhergestellt, daß er selbst in einem Alter von vierundachtzig Jahren es nicht glauben wollte, daß sein Zustand hoffnungslos sei. Diese Ueberzeugung war der Grund, warum er sich so lange weigerte, seinen Widerruf zu

unterzeichnen und einen Priester zu empfangen, denn er war fest entschlossen, diesen Beweis religiöser Gefühle, der mit seinem Leben in so großem Widerspruch stand, nur bei der äußersten Rothwendigkeit abzulegen.

Die Furcht, die ihn am meisten in seinen letzten Augenblicken quälte, war die vor der öffentlichen Meinung. Daher schien er in dem Augenblicke, wo er vor Gott berufen werden sollte, sich weit mehr damit zu beschäftigen, nicht dem öffentlichen Gespött anheimzufallen, wenn er zufällig etwa wieder genesen sollte, was freilich unmöglich war, als damit, angesichts des furchtbaren Richterstuhles seinen Frieden mit dem Himmel zu schließen. Endlich gab er den Bitten der kleinen Pauline nach, welche ihm betheuerte, daß, wenn er nicht unterzeichne, diese Verweigerung sie ihr ganzes Leben hindurch unglücklich machen würde. Die Bemerkungen der Welt über seinen Tod waren, wie man sich denken kann, sehr verschiedenartig. Die Legitimisten sagten: „Er ist wie ein echter Edelmann gestorben." Eine Dame vom vorigen Hofe meinte: „Kurz, er ist gestorben wie ein Mann, der Lebensart besitzt;" und Herr von Blancmenil fügte hinzu: „Nachdem er alle Welt betrogen hatte, wollte er schließlich auch noch den lieben Gott betrügen."

Es wurde behauptet, daß eine Cabinetssitzung darüber abgehalten worden, ob es nicht zweckmäßig sei, die Papiere des Fürsten mit Beschlag zu belegen; aber wahrscheinlich verhinderte die Nachricht, daß seine Papiere in England deponirt seien, die Ausführung dieser Maßregel. Einem Gerücht zufolge, das sich zur Zeit des Todes des Fürsten Talleyrand allgemein verbreitete, habe dieser in sein Testament eine Bestimmung aufgenommen, welche seinen Erben die strengste Verpflichtung auferlegt, seine Memoiren nicht eher zu veröffentlichen als dreißig Jahre nach seinem Todestage; dies würde also erst im Mai des Jahres 1868 geschehen können, und in diesem Falle darf die Welt einer reichen Ernte von Scandalgeschichten entgegensehen.

Während dem Leichenbegängniß des Fürsten Talleyrand wurden eine Menge mehr oder weniger pikanter Spöttereien laut. In dem Augenblicke, wo der Leichenzug einen andern Weg einschlug als den, den man angezeigt hatte, riefen die enttäuschten Zuschauer: „Wahrhaftig, er hat uns noch nach seinem Tode zum Besten!" Die Devise: „Nichts als Gott," die den Katafalk schmückte, gab gleichfalls zu den bizarrsten Vergleichungen Veranlassung.

Einige Einzelheiten über die Küche des Fürsten Talleyrand, die eine Ueberlieferung der Küchen des alten französischen Adels vor der Revolution war, sind interessant. Das Personal bestand aus vier Hauptpersonen: der Bratkoch (rôtisseur), der Saucenkoch (saucier), der Pastetenbäcker (pâtissier) und der Speisemeister (officier). Der Letztere hatte die Oberaufsicht über das Dessert, das Eis und das Confect. Sechs Lakaien wurden zum Serviren des Diners verwendet. Kurz, es war die einzige regelmäßige Tafel des alten Regimes in Frankreich, welche die Revolution überlebt hatte. Aus einer Menge anderer Eigenthümlichkeiten in dem Charakter und den Gewohnheiten des Herrn von Talleyrand wollen wir zur Unterhaltung unserer Leser noch Einiges mittheilen.

Die folgende Schilderung ist offenbar von der Hand eines sehr vertrauten Bekannten: „Talleyrand ist jedenfalls das außergewöhnlichste Wesen seiner Art, welches die Welt hervorgebracht hat. Man betrachte ihn nur von Seiten seiner physischen Gestaltung, und bedenke, wie lange er alles Große und Gute, das es unter seinen Zeitgenossen gab, überlebt hat. Er wurde verkrüppelt geboren und seine Glieder waren durch einen eisernen Apparat in die rechte Lage gebracht. Alle Augenblicke schlug er mit seinem Stocke auf diesen Apparat, was auf Alle, die ihn zum ersten Male sahen, einen unangenehmen Eindruck machte. Dieses Gefühl des Abstoßenden wurde nicht gemildert durch den durchdringenden Blick seiner grauen Augen, die unter dichten Augenbrauen hervorblickten, ebenso wenig durch sein unbewegliches Gesicht, welches durch einen üppigen Haarwuchs und seine enorme Mousselincravatte, auf welche seine von der Oberlippe weit hervorstehende Unterlippe herabfiel, eingerahmt wurde. Dies Alles gab dem Gesichte einen cynischen Ausdruck, den der Maler kaum wiederzugeben vermochte. Dazu kommt noch sein immerwährendes Schweigen, das nur hin und wieder durch einen mit einer Grabesstimme hervorgestoßenen einsilbigen Kehlton unterbrochen wurde. Der Puls des Fürsten Talleyrand schlug sehr voll und hielt regel-

mäßig nach dem sechsten Schlage etwas an; er machte beständig auf diese Anomalie als auf ein Ausruhen der Natur aufmerksam, welches ihm eine große Ueberlegenheit über andere Menschen verleihe; auch sagte er, daß die ausfallenden Pulsschläge der Gesammtsumme aller Pulsschläge seines Lebens wieder hinzugefügt werden würden, und seine Kraft und langes Leben scheinen gewissermaßen diese ungewöhnliche Theorie zu bestätigen. Er versicherte ferner, daß diese eigenthümliche Körperbeschaffenheit ihn befähige, des Schlafes zu entbehren. In der That sah man ihn oft um drei Uhr Morgens einen Whisttisch verlassen und nach der Ankunft in seiner Wohnung einen seiner Secretäre rufen lassen, um ihm Gesellschaft zu leisten oder von den Geschäften mit ihm zu sprechen. Um vier Uhr begab er sich zu Bett, auf welchem er fast gänzlich aufrecht saß; er verhüllte sich den Kopf mit Nachtmützen, die er eine über die andere zog, um, wie er sagte, den Sitz des Verstandes vor Kälte zu schützen, in Wahrheit aber, um Beschädigungen zu vermeiden, im Fall er während seines Schlafes umfallen sollte. Er setzte sich aufrecht in sein Bett wegen seiner Neigung zur Apoplexie, welche ihn jedenfalls überfallen hätte, wenn er sich würde seiner ganzen Länge nach in das Bett gelegt haben. Die Journale erzählten auch wirklich einmal, daß, als ihm einst sein Kopf auf die Kissen gesunken war, er am andern Morgen am Fußboden liegend und in seinem Blute gebadet gefunden wurde. Obgleich er sich immer sehr spät in der Nacht zur Ruhe begab, so klingelte er doch schon wieder um sechs oder spätestens um sieben Uhr nach seinem Kammerdiener. Er gefiel sich darin zu erzählen, daß seine Begabung, ohne Schlaf leben zu können, es ihm zu der Zeit, wo er Minister des Aeußern war, möglich gemacht habe, alle Abende die Salons zu besuchen, sei es, um Nachrichten einzuziehen, oder um an den Vergnügungen der Gesellschaft Theil zu nehmen. Er zog sich um Mitternacht oder ein Uhr zurück, begab sich in sein Cabinet und las alle Briefe durch, welche im Laufe des Tages angekommen waren, machte Randbemerkungen zu denselben, in welchen er die zu ertheilende Antwort andeutete, und um sechs Uhr Morgens las und unterzeichnete er alle Diejenigen, welche seiner Anordnung gemäß niedergeschrieben waren.

Wenn der Fürst von Talleyrand sich auf die Besprechung eines Protocolls eingelassen hatte, erschöpfte er durch seine Ausdauer alle seine jüngeren Collegen, und wir wissen mit Gewißheit, daß zur Zeit der Quadrupelallianz er die Augen vollkommen offen hatte, während Lord Palmerston eingeschlafen war.

Als die Julirevolution in Paris ausgebrochen, war er froh, Frankreich verlassen zu können, indem er eine Mission nach England übernahm. Man kann sich kaum des Lachens enthalten, wenn man sich an die Art und Weise erinnert, wie er hier auftrat. Er empfing seine Landsleute in seinem Salon in Hannoversquare mit einem runden Hute auf dem Kopfe, woran eine große dreifarbige Cocarde befestigt war, und hatte drei junge Julisieger bei sich, die er mit sich genommen hatte, um sich ein republikanisches Ansehen zu geben. Sobald aber der König Ludwig Philipp sich auf dem Throne gesichert hatte, wurde die dreifarbige Cocarde wieder bei Seite gelegt und die drei jungen Helden wieder nach Paris zurückgeschickt. Nachdem Talleyrand von seiner Furcht vor der Republik befreit war, ließ er seinem herrschsüchtigen Charakter wieder freien Lauf und sah dann alle Welt zu seinen Füßen. Der englische Adel suchte seine Gesellschaft mit vielem Eifer; die Diplomaten aller Länder neigten sich vor ihrem Meister; Palmerston allein leistete ihm Widerstand, und zwar nicht nur bei wichtigen Gelegenheiten, sondern auch bei Kleinigkeiten; er richtete es daher so ein, daß er mit Lord Grey und Lord Holland verhandeln konnte. Nichtsdestoweniger bereitete ihm Palmerston viele Verlegenheiten; als er daher durch ewige Discussionen über Dinge, die nicht der Mühe werth waren, ermüdet wurde und sich über die Art und Weise beunruhigte, in der die Angelegenheiten zwischen den beiden Parteien, in die sich der Staat spaltete und mit denen er in gutem Einvernehmen zu bleiben wünschte, verliefen, ergriff er die nächste Gelegenheit, um einen Urlaub erhalten und nach Frankreich zurückkehren zu können, wo er seine Entlassung nahm.

Wir können hinzufügen, daß Talleyrand kein Mann von Einbildungskraft war; niemals in seinem ganzen Leben war er im Stande, eine improvisirte Rede zu halten; seine ganze Kraft beruhte in seiner kalten

Unempfindlichkeit. Von Natur schweigsam und nur sprechend, um Andere über die wichtigsten Gegenstände des Augenblicks zum Sprechen zu bringen, besaß er eine große Geduld darin, ganze Stunden hindurch die Meinung der mittelmäßigsten Männer anzuhören, und aus Allem, was er erfuhr, spann er dann jene Spinngewebe, in denen sich die übrigen Politiker wie unbesonnene Fliegen fingen. Hierzu muß man noch einen andern Vortheil hinzufügen, ohne den ein Staatsmann nicht gut Erfolge erreichen kann, nämlich viel Glück.

— — Nach diesen Bemerkungen vom französischen Hofe finden sich einige Vorfälle bei der Reise der Königin Victoria nach dem Schlosse Eu verzeichnet.

Montag, 16. October 1843. — Lady Cowley hat mir einiges Nähere über den Besuch zu Eu mitgetheilt. Eines Tages, als die Königin im Garten war, kletterten die jungen Prinzen auf einen Baum, pflückten eine Frucht und boten sie der Königin dar, welche dieselbe sehr freundlich annahm. Aber der Prinz von Joinville sagte lachend zu Lady Cowley: „Ich fürchte, daß Ihre Königin uns ein wenig zu straßenjungenmäßig finden wird."

Die Königin von Belgien hatte ihrer Mutter gesagt, daß die Königin Victoria die Gewohnheit habe, alle Abend um zehn Uhr ein Glas kaltes Wasser zu trinken. Daher trat zur bezeichneten Stunde ein Diener herein, der auf einem Präsentirteller eine Caraffe nebst zwei Gläsern brachte, sie dankte aber und der Teller wurde auf einen Tisch gesetzt. Die Königin Marie Amalie, die dies bemerkte, errieth jedoch den Grund, weshalb die Königin Victoria das Wasser nicht annahm, gab dem Prinzen von Joinville einen Wink, daß er Ihrer Majestät dasselbe präsentiren solle; sofort nahm die Königin es an. In diesem Augenblicke erschien Lord Liverpool, der bei dieser kleinen Scene nicht zugegen gewesen war, mit einem andern Glas Wasser, aber es war nun zu spät, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen.

Die folgenden Mittheilungen über gewisse Details der Etikette bei den königlichen Ceremonien wurden unserm Autor durch den Herzog von Wellington gegeben.

Dienstag, 26. September 1843. — Diesen Morgen beim Frühstück sagte der Herzog: Wissen Sie, was bei der Vermählung Ihrer Majestät vorgefallen ist und was mir die Herzogin Auguste von Cambridge erzählt hat? Ich verneinte es. Da fuhr er fort: Als es sich darum handelte, zu den Unterschriften zu schreiten, hatte der König von Hannover den lebhaften Wunsch, vor dem Prinzen Albert zu unterzeichnen. Als er sah, daß die Königin sich dem Tische näherte, setzte er sich sogleich neben dieselbe, um die Gelegenheit wahrzunehmen. Ihre Majestät errieth seine Absicht und in dem Augenblicke, wo der Erzbischof ihr die Feder darreichte, ging sie durch den Saal, setzte sich neben den Prinzen, nahm die Feder aus der Hand des Erzbischofs, unterzeichnete mit Eifer, und gab sie dann dem Prinzen Albert, welcher nun nach ihr seine Unterschrift hinsetzte.

Die Königin wünschte eifrig, dem König der Belgier den Vortritt vor dem König von Hannover zu geben und fragte mich um Rath, wie sich dies arrangiren lasse. Ich antwortete der Königin, meine Ansicht sei, daß man in derselben Weise verfahren möge, wie bei dem Wiener Congresse. Und wie hielt man es dort, fragte sie, war es der erste Beste, der unterzeichnete? Nein, Ew. Majestät, entgegnete ich, Jeder wurde in alphabetischer Reihenfolge aufgerufen, und Sie wissen, daß B vor H kommt. Die Königin fand diese Auskunft nach ihren Wünschen und so wurde denn nach derselben verfahren.

Die nachfolgende Anekdote hat Lord Clanwilliam unserm Berichterstatter erzählt:

Clanwilliam theilte mir diesen Abend einen Vorfall mit, welcher von Neuem die große Schnelligkeit des Dampfwagens beweist. Herr Isidor, der Friseur der Königin, welcher jährlich 200 Pfund Sterling dafür erhält, daß er Ihre Majestät zweimal des Tages frisirt, war eines Morgens nach London gefahren in der Absicht, zur Toilettenstunde wieder in Windsor zurück zu sein; unglücklicherweise kam er fünf Minuten zu spät nach dem Bahnhofe und sah den Zug ohne ihn abfahren. Man kann sich seine Verzweiflung denken; er wußte, daß seine Unpünktlichkeit ihn augenblicklich um seine Stelle bringen werde, und er mußte zwei Stunden warten, bis ein neuer Zug abging. Das einzige Auskunftsmittel war nun, einen Extrazug zu verlangen, für den er 18 Pfund Sterling bezahlen mußte; aber die Beamten der Eisenbahn, welche die

ganze Wichtigkeit seiner Situation einsahen, ließen den unglücklichen Friseur 18 Meilen in 18 Minuten machen, wodurch er vollständig aus seiner Verlegenheit befreit wurde.

In der Folgezeit war unser Autor auf Schloß Walmer und in London der Gast des Herzogs von Wellington, welcher Alles aufbot, um den Ersteren durch seine persönliche Zuvorkommenheit und Herzlichkeit seines Wohlwollens zu versichern. Diese Gelegenheit benutzte unser Diplomat, um über diesen hervorragenden Mann interessante Notizen zu sammeln. Wir lesen daher in seinem Tagebuche:

Ich theilte dem Herzog einige Auszüge mit, die ich aus den damals noch nicht veröffentlichten Memoiren des Lord Malmesbury gemacht hatte, und er sagte mir, daß er nie etwas gelesen, was bemerkenswerther, geschickter dargestellt und wahrer gewesen sei; daß er selbst die Genauigkeit der Thatsachen bezeugen könne, daß er aber Malmesbury dringend rathe, seine Memoiren in der gegenwärtigen Zeit nicht zu veröffentlichen; ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der Herzog „Habershon über die Prophezeihungen" sowie den „Bischof Sanderson" gelesen, daß er den „Clarendon" zum zweiten Male gelesen habe und dadurch seine Meinung von Karl I. beträchtlich modificirt worden sei. „Ich hatte ihm," sagte er zu mir, „weit mehr Verstandeskraft zugeschrieben, als er in der That besessen hat. Ich bin gegenwärtig überzeugt, daß er ein starrköpfiger Mensch und ohne Urtheil war; er hatte anfänglich leichtsinnig gehandelt und beharrte in seinem Fehler aus bloßem Eigensinn." Er gab mir dann seine Ansicht über Karl II. und Jakob II. zum Besten, aber das Urtheil, das er über Napoleon fällte, war noch viel interessanter.

Als ich ihn eines Tages nach seiner Meinung über Napoleon als Feldherrn fragte, antwortete er mir: „Ich habe die Anwesenheit Napoleon's an der Spitze seiner Armee stets einer Verstärkung um 40,000 Mann gleichgeschätzt, erstens wegen seines Genies, und dann wegen des Enthusiasmus, den sein Name und seine Gegenwart seinen Soldaten einflößten. Diese Meinung ist von meiner Seite um so mehr uninteressirt, weil ich in allen meinen Feldzügen ihm niemals gegenübergestanden habe. Als ich 1814 nach Paris kam, drückte ich dieselbe Ansicht in Gegenwart einiger österreichischer und preußischer Generale aus, und ich kann Ihnen nicht beschreiben, mit welcher Genugthuung sie sich dem Gedanken hingaben, daß, wenn sie auch besiegt worden seien, sie doch mit einem so furchtbaren Gegner zu thun gehabt hätten."

Der Herzog sagte mir bei einer andern Gelegenheit, daß er Napoleon dem Turenne, Villars und andern Generälen der vorhergehenden Jahrhunderte sehr überlegen halte. „Aber Napoleon," setzte er hinzu, „hatte auch über alle Generale und über mich selbst einen Vortheil, der ihm eigenthümlich war, nämlich seine unumschränkte Macht. Er konnte über alle Dinge, an jedem Orte und bei jeder Gelegenheit solche Befehle ertheilen, wie sie ihm nützlich erschienen; wenn er Verstärkungen nöthig hatte, so wurden sie ihm geschickt; wenn er seinen Feldzugsplan ändern wollte, so wurde derselbe geändert ohne alle Opposition; endlich konnte er auf dem Schlachtfelde selbst für ausgezeichnete Dienste Ehrenzeichen und Beförderungen verleihen, wogegen andere Generale genöthigt waren, an die Minister ihres Landes zu berichten und deren Entscheidung oder wohl gar die des Parlamentes abzuwarten. Was mich betrifft, so habe ich niemals meinen Lieutenants auch nur die geringste Ehrenauszeichnung ertheilen können, so groß deren Verdienst auch gewesen sein mag."

Der Herzog von Wellington erzählte mir auch den Hergang bei seiner Installation als Canzler der Universität Oxford. „Als ich nach Oxford kam," sagte er, „wurde ich sehr in Verlegenheit gesetzt, als ich erfuhr, daß ich am Tage der Inauguration eine lateinische Rede halten müsse. Eine Rede zu halten, ist an sich schon eine schwierige Sache, aber eine lateinische Rede zu halten, war mir gradezu unmöglich. Um mich aus der Verlegenheit zu ziehen, wandte ich mich an meinen Arzt, den ich wegen seiner Recepte für die geeignetste Person hielt, mir zu Hilfe zu kommen. Er machte mir also eine Rede, die ich recht gut hersagte; ich glaube, daß die Rede recht schön war, aber ich verstehe mich zu wenig auf dergleichen Dinge, um es fest behaupten zu können."

Mit sehr ausführlichen Einzelheiten werden hierauf die Toilette und Gewohnheiten des Herzogs geschildert, woraus mehr als ge-

nügend hervorgeht, daß derselbe in dieser Beziehung die Vorzüge eines vollkommenen Gentleman besaß.

Wenn wir unter uns Männer waren, so heißt es, so trug er Stiefeln; wenn aber Damen erwartet wurden, und wäre es auch nur seine Tochter gewesen, legte er seidene Strümpfe und die Insignien des Hosenbandordens an. Er war ausgezeichnet höflich gegen Jedermann, widmete jedoch den Damen eine ganz besondere Aufmerksamkeit; er war mit einem Worte die Personification des alten Hofes.

Als im vergangenen Jahre der Herzog und die Herzogin von Cambridge ihm zu Strathfieldsaye einen Besuch machten, fand sich die Zahl der Schlafzimmer unzureichend. Lord Karl sagte mir, daß der Herzog gegen ihn geäußert: „Ich fürchte, daß ich gezwungen sein werde, Sie auf einige Tage Ihres Zimmers zu berauben.“ Der Erstere fand sich hierzu sogleich bereit; als er sich aber nach der neuen Wohnung, die er beziehen sollte, erkundigte, erfuhr er, daß ihm der Herzog sein eigenes Zimmer eingeräumt habe, der für sich selbst nur ein Toilettencabinet reservirte, wo er ein Bett hatte aufschlagen lassen und aus dem er in den übrigen Theil des Schlosses nur durch eine Glasthür gelangen konnte, die auf den Garten hinausging. Er hatte zu diesem Feste Fräulein Grisi, Lablache und die andern italienischen Sängerinnen einladen lassen und hatte zugleich angeordnet, daß für dieselben eine eigene Tafel servirt werden sollte. Als Fräulein Grisi ankam, fragte der Herzog sie, zu welcher Stunde sie zu speisen wünsche. „Nun, mein Gott,“ antwortete sie, „zu der Stunde, wo Sie selbst speisen.“ Der Herzog errieth, was sie damit sagen wollte, und er hatte die Artigkeit, den Wünschen der Künstlerin nachzukommen, so daß sie sich als Theilnehmerin an der Gesellschaft, die sie unterhalten sollte, ansehen konnte.

Bei dem Berichte über einen Besuch, den unser Autor auf Schloß Walmer abstattete, läßt er uns wahrnehmen, wie thätig der Herzog noch war und wie sehr er sich dagegen sträubte, an die Abnahme seiner Kräfte zu glauben. Grenville erzählte mir: Wenn der Herzog seinen Hut fallen läßt, so würde ich mich hüten, stehen zu bleiben und ihn aufzuheben, denn das würde ihn verletzen. Er zündet alle Abend selbst die Handleuchter an und überreicht sie einem Jeden, wenn die Zeit gekommen ist, wo man sich nach seinem Zimmer zurückzieht.

Mittwoch, den 19. — Lord Fitzgerald hat uns heute bei Tafel viel Gelächter durch eine sich auf Croker, dessen Starrsinn und Widerspruchslust hinlänglich bekannt sind, beziehende Geschichte erregt. Eines Tages discutirte er nach dem Diner mit dem Herzog von Wellington über gewisse Dinge und behauptete seiner Gewohnheit nach, daß er über Alles besser unterrichtet sei; er hatte sogar dem Herzog rundweg widersprochen, als dieser einen Vorfall aus der Schlacht von Waterloo anführte, nachdem die Unterhaltung auf die Einführung der Percussionsgewehre bei der Armee gekommen war. In demselben Augenblicke sprach Croker eine Ansicht aus, welche derjenigen, die der Herzog von Wellington verfocht, schnurstracks entgegen war. Der Letztere sagte endlich lachend: „Mein lieber Croker, ich gebe zu, daß sie von vielen Dingen eine überlegene Kenntniß besitzen und daß sie besser als ich eine Anzahl Vorfälle in der Schlacht bei Waterloo kennen. Aber als Sportsman werden Sie mir erlauben, meine Meinung hinsichtlich der Percussionsgewehre aufrecht zu erhalten.“ Die politischen Meinungen Croker's sind seit einigen Jahren vollständig in Mißcredit gekommen, aber er erhob immer seine Unfehlbarkeit dermaßen über jedes andere Urtheil, daß die theilweise Erfüllung einer seiner Vorhersagungen ihn vor Freuden außer sich brachte, selbst dann, wenn das vorausgesagte Ereigniß seinem Interesse und dem seiner Partei entgegen war.

Bezüglich der Schlacht von Waterloo erzählt unser Autor, wie die Nachricht davon in einer Gesellschaft aufgenommen wurde, wo er sich mit Sir Robert Wilson befand.

Im Jahre 1815, erzählt er, und besonders während der Hundert Tage, war Sir Robert Wilson ein wahrer Unglücksrabe und brachte nur schlimme Nachrichten; er gab sie als Mittheilungen aus seiner Privatcorrespondenz und von Autoritäten stammend, die nicht verworfen werden konnten. An dem Tage, wo die Nachricht von dem großen Siege bei Waterloo in London anlangte, speiste ich in Piccadilly bei Lord und Lady Willoughby d'Eresby; es war eine zahlreiche Gesellschaft dort und ich er-

innere mich, Miß Mercer, die heutige Frau von Flahaut, Sir Henry Cooke und Sir Robert Wilson gesehen zu haben. Der Letztere trat mit einer betrübten und wichtigen Miene in den Saal, als ob er mehr wisse, als er sagen wolle. Alle Welt war in der größten Spannung, die Resultate der Schlacht zu erfahren und als wir uns in den Speisesaal verfügten, fragte mich Miß Mercer ganz leise, ob ich keine Nachrichten erhalten hätte, und bemerkte dabei, daß sie, nach dem Gesichte Sir Robert Wilson's zu urtheilen, sehr fürchte, es möge ein Unglück geschehen sein. Ich theilte ihre Beunruhigung nicht, denn ich wußte, daß Rothschild einen starken Ankauf von Papieren gemacht hatte und daß die Fonds um zwei Procent gestiegen waren.

Als sich die Damen zurückgezogen und der Wein die Zunge Sir Robert's ein wenig gelöst hatte, gab er zu, eine Privatdepesche aus Brüssel erhalten zu haben, welche eine gänzliche Niederlage der englisch-preußischen Armee verkünde. Napoleon hatte mit dem Fürsten von Aremberg in Brüssel soupirt. Es erhoben sich Zweifel über die Richtigkeit der Nachricht; Sir Robert erklärte sich bereit, darauf zu pariren und es wurden augenblicklich mehrere Wetten von 500 und 1000 Pfund Sterling abgeschlossen.

In derselben Nacht fand bei Sir Georges Talbot ein Ball statt, wohin unser Berichterstatter sich um elf Uhr begab. Er fand das ganze Haus in Confusion; die Damen riefen nach ihren Wagen, andere fielen im Vorzimmer in Ohnmacht, noch andere geberdeten sich wie Verzweifelte. Diese Erregung war dadurch hervorgerufen, daß Lady Castlereagh in den Ballsaal eingetreten war mit der officiellen Nachricht der Schlacht und einer Liste der Todten und Verwundeten, wodurch die anwesenden Verwandten der letztern in die größte Consternation versetzt wurden. Die Lady kam von einem Diner, bei welchem der Prinz-Regent zugegen gewesen. Der Colonel Percy war dort in einem vierspännigen Wagen mit der officiellen Depesche des Herzogs von Wellington vorgefahren und hatte dem Prinzen den Sieg der verbündeten Armeen verkündet und zugleich einige französische Adler als Trophäen überreicht.

In Bezug auf den König Georg IV. von England finden wir folgende Mittheilung des Herzogs von Wellington verzeichnet: Als der König im Jahre 1828 den Herzog beauftragte, ein neues Ministerium zu gründen, war er bereits ernstlich krank und wollte nicht mit Wellington übereinstimmen. Der Herzog fand den König zu Bette, den Kopf mit einer Nachtmütze bedeckt und den Körper in einen Schlafrock gehüllt; beides sehr schmutzig, denn er war im Privatleben ebenso schmutzig und nachlässig wie er in der Oeffentlichkeit wählerisch und cokett im Aeußern war. Die ersten Worte, die er dem Herzog sagte, waren: Arthur, das Cabinet ist verstorben. Dann beschrieb er ihm die Art und Weise, wie jeder der Minister seinen Abschied von ihm erbeten habe. Diese Erzählung geschah mit so genauer Nachahmung der Redeweise und Bewegungen jedes einzelnen Mitgliedes, daß man sich kaum etwas Komischeres denken kann.

Das uns vorliegende Tagebuch enthält noch weitere Aufzeichnungen in Bezug auf Georg IV.

Freitag, den 31. — Ich empfing durch Briefe die Nachricht vom Tode der Madame Fitzherbert, deren Verlust Alle die, welche sie kannten, schwer empfinden werden. Sie war 61 Jahre alt, aber von so vollkommener Gesundheit, daß sie sich vorgenommen hatte, im nächsten Mai nach Paris zu reisen. Selbst in so hohem Alter hatte sie noch einige Züge ihrer großen Schönheit bewahrt und ihre Manieren waren natürlich und von äußerster Grazie. Sie war heimlich mit Georg IV. vermählt und obgleich ihr Ruf durchaus unantastbar war, so bildete ihr Leben doch nur eine Kette von Unglück und schweren Prüfungen. Kaum hatte sie im Anfang der Verbindung mit dem Prinzen, als seine Liebe noch nicht geschwunden war, einige frohe Tage genossen. Er war schön, ausgelassen und von heftigem Charakter, dabei pflegte er die Freuden der Tafel maßlos zu genießen und ausschweifend zu trinken. Madame Fitzherbert erwartete ihn stets und pflegte sich niemals eher zurückzuziehen, bis er von seinen Gelagen nach Hause gekommen war, aber es geschah wohl, daß sie sich dem Anblick ihres betrunkenen Gemahls und seiner Genossen entzog und sogar unter Möbeln versteckte. Dann zog der Prinz lachend seinen Degen, suchte damit nach allen Seiten und überall hin, bis das arme Opfer sein Versteck verlassen mußte.

Schon als Prinz-Regent hatte Georg IV. so viel Schulden, daß häufig öffentlicher Lärm deshalb entstand. Die Rechnung seines Hofjuweliers war zu einer sehr beträchtlichen Höhe gestiegen und es war dem Gläubiger unmöglich, sein Geld zu erhalten. Vergeblich stellte er sein Anliegen in Carlton-House vor, er erhielt nichts als leere Versprechungen, die niemals erfüllt wurden. Endlich wurden die Verhältnisse des Juweliers so zerrüttet, daß er sich entschloß, auf jede mögliche Art direct an den Prinzen zu gehen und zu diesem Zweck sich nach Breyton begab. Dort aber bestanden strenge Maßregeln gegen derartige Besuche und die Thür blieb dem Juwelier verschlossen. Der arme Mann wartete den Moment ab, als der Prinz ausfahren wollte; er drängte sich hinter eine Säule des Eingangs und in demselben Augenblicke, da der Prinz in den Wagen stieg, stürzte der Juwelier zu den Füßen seines erhabenen Schuldners und rief: „Wollen Ew. königliche Hoheit mir einen Augenblick Gehör schenken!“ Der Prinz war erstaunt, sah sich verstimmt um und sagte: „Was wollen Sie Vuliamy?“ „Jn des Himmels Namen, lassen Ew. königliche Hoheit mich bezahlen, oder ich werde morgen eingesteckt!“ rief Vuliamy. Der Prinz lachte laut auf und stieg in seinen Wagen; die Rechnung aber wurde erst bezahlt, als das Parlament sich über die Gläubiger des Prinzen erbarmte.

Georg IV. war von einer maßlosen Eitelkeit. Nach der Schlacht bei Waterloo genügte es ihm nicht, den Sieg der verbündeten Armee allein den englischen Waffen zuzuschreiben, er ging sogar so weit, sich selbst den Ruhm zuzuschreiben, daß er Napoleon gestürzt und der Welt den Frieden wieder gegeben habe. Der Satiriker Sheridan sagte damals: Er könnte sich ebenso gut den reichlichen Ertrag der letzten Ernte zuschreiben.

Von dieser colossalen und an Narrheit grenzenden Eitelkeit Georg's zeugt auch die Art seines Hinscheidens von dieser Weltbühne, auf welcher er sich als den ersten Schauspieler betrachtete. Man kennt die Geschichte jenes Prälaten, der eines Tages zu Versailles in Gegenwart des Königs Ludwig XIV. und des ganzen Hofes über den Tod predigte. Er wendete sich zu einem Theile der Anwesenden und sagte: Wir sind Alle sterblich; dann wendete er sich zu dem König und setzte hinzu: Fast Alle, Sire! Ludwig äußerte dem lächerlichen Schmeichler sein Mißfallen; in Windsor würde dieser Prälat besser aufgenommen worden sein. Kein Mensch hat vielleicht jemals größere Abneigung gegen den Tod gehabt als Georg IV. Als er schon gefährlich krank war und das Zimmer nicht verlassen durfte, gab er sich keinen Augenblick irgend einem Gedanken an Gefahr hin. Er machte Pläne für die Zukunft und schien gar nicht zu ahnen, daß es jemals mit ihm zu Ende gehen könne.

Am 27. Mai 1830 waren in allen Kirchen die Gebete zur Herstellung des Königs angeordnet, und obgleich der Moment der Auflösung mit Riesenschritten herannahte, glaubte doch der König selbst nicht im mindesten an ernstliche Gefahr. Endlich nahte der schreckliche Augenblick; er legte sich am 25. Juni zu Bett, ohne ein besonderes Anzeichen der Gefahr, um 3 Uhr Morgens erwachte er in größter Aufregung und rief nach Hilfe. Sir Wattiers Waller, der dienstthuende Kammerherr, näherte sich ihm und half ihm, auf seinen Befehl, aus dem Bette aufzustehen. Plötzlich rief der König: „Wally! Was ist das? — Ah! das ist der Tod! Man — hat mich getäuscht! —“ und in demselben Augenblicke verschied er ohne Todeskampf.

Der Maulesel im Kruge.

Ein türkisches Märchen.

Jn Bagdad lebte einmal ein Kadi, Namens Abu Hamud, der ein großer Verehrer der Maulesel war. Er hatte deren ganze Ställe voll und es verging selten ein Monat, in dem er nicht einen neuen Maulesel gekauft hätte, was oft sehr theuer kam. Sein Glück bestand darin, für die geliebten Esel in jeder Hinsicht zu sorgen, über ihre Nahrung und die Ordnung und Reinlichkeit der Ställe zu wachen, sie zu streicheln, ihr glattes Fell und ihre langen Ohren zu küssen, selbst auf die Gefahr hin, daß seine Zärtlichkeit durch einen gelinden Huftritt oder einen Schlag mit den Ohren vergolten wurde. Zuletzt wurde diese Vorliebe für die Maulesel so stark, daß der Kadi den

Begriff der Gerechtigkeit verlor und im Stande war, seiner Amtspflicht zuwider einen falschen Urtheilspruch zu fällen, sobald er dadurch hoffte, die Zahl seiner geliebten Thiere zu vermehren. Da beschloß Eblis, der böse Geist, ihm eine Falle zu stellen und der verblendete Kadi ließ sich fangen.

Eines Tages, als Abu Hamud in den Straßen von Bagdad spazieren ging und sich rechts und links umschaute, ob er nicht ein Maulthier erblicke, sah er plötzlich einen Mohren kommen, dessen Gesicht wie Ebenholz glänzte und der ganz nachlässig ein Maulthier am Zügel führte, welches so vollkommen schön war, daß der Kadi in Entzücken gerieth und im Anblick des Thieres schwelgte. Er blieb stehen und betrachtete den Maulesel, während der Treiber denselben in der Straße auf und ab führte.

Endlich konnte sich der entzückte Kadi nicht enthalten, den Mohren mit bebender Stimme zu fragen: „Wem gehört dieser Maulesel?“

„Er gehört meinem Herrn,“ erwiederte der Treiber, „und mein Herr ist ein Mohr wie ich, nur mit dem Unterschiede, daß er ein Fürst ist und ich sein Sclave bin.“

„Und wo ist dein Herr?“ frug der Kadi.

„Er ist nach dem Bazar gegangen, um dort Seidenstoffe und Juwelen zu kaufen und hat mir befohlen, ihn hier zu erwarten.“

„Mohrchen,“ sagte Abu Hamud, „willst Du mir den Zügel einmal überlassen, damit ich das Maulthier ein wenig führe? Der Prophet wird Dich für diese Freundlichkeit segnen.“

„Sehr gern,“ versetzte der Mohr, „ich bin Euch dankbar, wenn Ihr das Thier ein wenig führen wollt, da ich große Lust habe, einen Bissen zu essen. Ich sehe dort eine Pastetenbäckerbude, wo ich gern einmal einkehren möchte.“

Abu Hamud nahm die Zügel in seine vor Freude zitternde Hand und führte das Maulthier auf und ab. Es verging eine Stunde, er bemerkte es kaum. Seine Diener kamen, um das Maulthier nach Hause zu holen, da sie glaubten ihr Herr habe es gekauft, aber er schickte sie fort, denn er wollte sein Vergnügen Niemand Anderem gönnen. Endlich fand er doch auch, daß das Ausbleiben des Mohren bedenklich sei. Sollte er an einer Pastete erstickt sein! dachte er und ein freudiges Gefühl erfaßte ihn bei diesem Gedanken. Als noch eine Stunde vorüber war, überlegte er, daß der Mohr das Maulthier ja auch bei ihm abholen könne, und er beschloß, es vorläufig in seinen Stall zu führen.

Der Kadi that dies und gefiel sich in dem Gedanken, vielleicht habe irgend ein Kläger seine Gerechtigkeit durch ein so kostbares Geschenk bestechen wollen, wobei er eingestehen mußte, daß der Betreffende richtig beurtheilt habe, welches Geschenk ihm das angenehmste sei.

So saß Abu Hamud auf seinem Divan und gedachte des schönen Maulesels, nach dessen Anblick er sich schon wieder sehnte, als plötzlich der Gegenstand seiner Sehnsucht von selbst bei ihm eintrat und sich ganz zutraulich von ihm streicheln ließ. Der Kadi bot dem reizenden Thierchen eine trockene Rosinentraube, welche es mit aller einem Maulesel zu Gebot stehenden Anmuth verzehrte. „Ohne Zweifel hat das gute Thierchen auch Durst;“ sagte er hierauf mit zärtlicher Stimme und rief dann seinem Diener: „Hollah! Frisches Wasser!“

Der Diener des Kadi brachte einen Krug von schöner Form voll frischen Wassers. Abu Hamud goß das Wasser in ein Geschirr und wollte eben seinem geliebten Maulthiere zu trinken geben, als dasselbe sich dem Kruge näherte und während der Kadi es mit bewundernden Blicken ansah, hineinsprang und darin verschwand.

Beim Anschauen dieses unvergleichlichen Kunststückes blieb Abu Hamud wie versteinert mit offenem Munde stehen. Mit einem Male sah er aus dem engen Halse des Kruges die zwei langen Ohren des Maulthiers hervorlugen und sich schäckernd vor seinen erstaunten Augen hin- und herbewegen, gleichsam um zu sagen: hier bin ich, weshalb fängst Du mich nicht?

Abu Hamud stieß einen Freudenschrei aus und reckte die Hand, um die Ohren zu fassen, aber diese entschlüpften seinen Fingern und verschwanden im Kruge. Jedesmal wenn er darnach griff wiederholte sich dies Mannöver; sobald er zurücktrat, erschienen die langen Ohren wieder und gaukelten boshaft vor seinen sehnsüchtigen Blicken hin und her.

Dies Necken hielt so lange an, daß die Diener des Kadi, als sie eintraten, ganz erstaunt waren, ihren Herrn ungeduldig hin und her springen, nach dem Kruge fassen und getäuscht wieder zurücktreten zu

sehen. „Bei Mohamed," rief er, — „helft mir; mein Maulesel ist in den Krug gesprungen und macht sich über mich lustig."

Die Diener glaubten, ihr Herr wolle sich einen Spaß machen; sie sagten daher: „Aber gnädigster Herr, wie sollte ein Maulthier in diesen Krug gekommen sein?"

„Seht Ihr denn nicht, wie es die Ohren herausreckt?" frug der Kadi, aber seine Leute schüttelten die Köpfe, blickten ängstlich nach ihrem Herrn und meinten endlich, er müsse verrückt geworden sein.

Darüber wurde der Kadi sehr heftig und erhitzte sich in vergeblichen Versicherungen. Seine vier Frauen kamen, um ihn von der Haltlosigkeit seiner Idee zu überzeugen; er aber blieb dabei, daß er das Thier hineinspringen und die Ohren herauslugen gesehen habe.

Man rief die geschicktesten Aerzte der Stadt und nach einigen vergeblichen Versuchen, den Kadi zu überreden, erklärten dieselben ebenfalls, Abu Hamud habe den Verstand verloren. Sie verordneten ihm vorläufig eine tüchtige Tracht Prügel, sehr schmale Kost und drei Tage Einsperrung.

Vergeblich beschwor der Kadi beim Kameel des Propheten die Wahrheit seiner Behauptung; der Eifer, womit er dies that, verschlimmerte nur seine Lage. Man band ihn an Händen und Füßen und brachte ihn in eine Zelle, wo die Rasenden verwahrt zu werden pflegten.

Nachdem drei Tage vergangen waren, erschien ein alter Imam am Gitterfenster der Zelle, schüttelte mitleidig seinen langen grauen Bart und fragte: „Lieber guter Freund, bist Du nun überzeugt, daß kein Maulthier im Kruge ist?"

„Nein! nein!" schrie der Kadi voll Zorn. „Ich bin nicht überzeugt. Ich habe mit eigenen Augen das Maulthier hineinspringen und die Ohren herausstrecken gesehen."

In Folge dieser neuen Versicherung erhielt Abu Hamud nochmals dieselbe Portion Prügel und ward auf's Neue zu drei Tagen Einsperrung bei Wasser und Brot verurtheilt.

Nun begann er zu überlegen. Er fand seine Lage verzweifelt und sah ein, er werde bis zum letzten Athemzuge vergeblich beschwören, daß das Maulthier in dem Kruge sei; das einzige Mittel, sich zu befreien, sei also ein Widerruf.

Nach Verlauf des sechsten Tages erschien der alte Imam wieder am Gitter, schüttelte den Bart und wiederholte die Frage: „Lieber guter Kadi, ist Deine Vernunft zurückgekehrt?"

„Ja! ja!" erwiederte der Kadi; — „Allah und der Prophet seien gelobt, daß sie mich von meinem Irrthum geheilt haben. Ich gebe zu, daß kein Maulesel im Kruge ist.

„Allah il Allah!" rief freudig der Imam und lief fort, um die ganze Familie und sämmtliche Freunde Abu Hamud's zu rufen. Alle eilten herbei, priesen die Heilung, beglückwünschten den Kadi und veranstalteten sogleich ein großes Freudenmahl.

Nach dem Mahle legte sich Abu Hamud auf seinen Divan und schlief ein. Als er erwachte, fand er sich allein. An der Seite des Divans stand der verhängnißvolle Krug, aus dessen Hals die langen beweglichen Ohren des schönen Maulesels verführerisch hervorlugten. Der Kadi blickte wehmüthig darnach und sagte: „Recke Deine Ohren soviel Du willst, Maulthierchen, mein Schätzchen, ich bleibe bei meinem Schwur und habe nichts gesehen. Ich verspüre keine Lust, mich prügeln zu lassen und Hungers zu sterben um einer Wahrheit willen, die Niemand glauben mag."

Nach diesen Worten ergriff er den Krug und warf ihn zum Fenster hinaus, ohne weiter darnach zu sehen. Von seiner gottlosen Leidenschaft war er geheilt und hütete sich wohl, der öffentlichen Meinung in der Folge jemals zu widersprechen.

Tragsessel und Storch.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war der Gebrauch der Tragsessel und Sänften in Deutschland noch unbekannt. Der Mann, welcher dieses Transportsurrogat zu uns oder doch wenigstens nach Nürnberg brachte, heißt Friedrich Reuter. Er war „Einspänniger und Färber in der Bauernfarbe." Unter dem ersten Titel darf man sich jedoch keinen Lohnkutscher denken, den Namen Einspännige führte die reitende Nürnberger Stadtgarde. Dieser Friedrich Reuter, welcher in der Eigenschaft eines Dieners einige jungen Herren auf Reisen begleitet und auswärts den Gebrauch der Sänften kennen gelernt hatte, erhielt als industriöser Kopf im Jahre 1713 zuerst durch eine eigene

Resolution des ehrsamen Rathes zu Nürnberg das vordem noch unbekannte Recht, Sänften zu halten. Eine stand unter der Frauenkirche, die andere bei St. Lorenzen; das war für den Anfang mehr als genug, denn Niemand wollte sich derselben bedienen. Also machte Herr Friedrich Reuter kurzen Prozeß, ging mit dem guten Beispiel voraus und ließ, um die Nützlichkeit dieser Neuerung klärlich zur Einsicht zu bringen, seine eigene Person durch die Stadt hin- und hertragen. Das gab aber einen argen Scandal: Die Leute liefen schaarenweise mit und nannten es eine Sünde, daß ein Mensch des andern Esel würde, man warf sogar mit Koth und Steinen danach. Allgemach aber muß sich doch eine andere Ansicht geltend gemacht haben, denn fünf Jahre darauf, Anno 1718, wurde bereits die erste Sänftenordnung gegeben und die Träger unter das Rathhaus, dem Fünferhaus gegenüber, verlegt. — Eine weitere seltsame Obliegenheit erwuchs den Sänftenträgern, daß sie Acht geben mußten, wann in jedem Frühjahr der Storch in Nürnberg ankam, welcher auf einem gegenüberliegenden Hause sein Nest hatte. Seit dem Jahre 1764 hatten sie, ahnungslos welcher Nutzen daraus einst der zukünftigen Wissenschaft erwachsen könne! — ihre Beobachtungen mittelst Kreide an die Wand registrirt. Nur von den Jahren 1771 bis 1777 blieb eine Lücke, vielleicht absichtlich, um den Conjecturen späterer Forschung freien Raum zu geben? Obenan steht P. B. H., dann: „Der Storch ankommen:"

Ao. 1764	d. 8.	März	Ao. 1780	d. 12.	März
1765	„ 16.	„	1781	„ 12.	„
1766	„ 16.	„	1782	„ 4.	„
1767	„ 16.	„	1783	„ 10.	„
1768	„ 16	„	1784	„ 25.	„
1769	„ 9.	April	1785	„ 18.	„
1770	„ 8.	März	1786	„ 20.	„
1771	„ 28.	April	1787	„ 10.	„
1777	„ 28.	März	1788	„ 26.	„
1778	„ 17.	„	1789	„ 14.	April
1779	„ 12.	„	1790	„ 8.	März.

Mit dem Jahre 1790 bricht unser Gewährsmann ab. Ob sich vielleicht anderswo ähnliche Storchenannalen finden? Jedenfalls ist der vorliegende ein dankenswerther Beitrag zu den „Naturstudien" unseres Freundes Masius, welche auch in Rochholz' „Schweizersagen" und in Friedrich's „Symbolik" allerlei Ergänzung finden.

Neues vom Büchertisch.

Grün, A., Robin Hood. Ein Balladenkranz nach altengl. Volksliedern. 8. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 27 Sgr.

Mayer, K., Gedichte, 3. Aufl. 8. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 1 Thlr.

Riehl, W. H., Geschichten aus alter Zeit. 2. Bd. 8. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Bergson's Eisenbahnbücher. Nr. 67 und 68. 8. Leipzig, Bergson-Sonenberg. à $\frac{1}{3}$ Thlr.
Inhalt: 67. Wie man eine Herzogin heirathet. Von E. Scribe. — 68. Niko Veliki. Von v. Reinsberg (J. v. Düringsfeld).

Strauß, D. F., das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. gr. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus. Geh. 3 Thlr.; geb. 3 Thlr. 12 Sgr.

Rodenberg, J., Gedichte. 2. Aufl. 16. Berlin, O. Seehagen. In engl. Einb. m. Goldschn. 2 Thlr.

Feldbausch, F. L., Horatiana. gr. 8. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsh. 6 Sgr.

Raabe, W. (J. Corvinus), der Hungerpastor. Ein Roman. 1. u. 2. Bd. 8. Berlin, O. Janke. Geh. pro 3 Bde. 3 Thlr.

Siegel des Mittelalters aus den Archiven der Stadt Lübeck. 6. Hft. gr. 4. Lübeck, v. Rohden'sche Buchh. In Comm. 24 Sgr.

Schücking, L., ausgewählte Romane. 1. Bdchn. gr. 16. Leipzig, F. A. Brockhaus. $\frac{1}{2}$ Thlr.
Inhalt: Die Marketenderin von Köln. 2. Aufl. 1 Thl.

Guizot, M., Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Tome VI. 8. Leipzig, Brockhaus' Sort. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Giseke, H. L. R., Käthchen. Ein Roman. 4 Bde. 8. Breslau, E. Trewendt. 4 Thlr.

Gottschall, R., Reisebilder aus Italien. 8. Breslau, E. Trewendt. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Habicht, L., Kriminal-Novellen. 8. Breslau, E. Trewendt. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Holtei, K. v., erzählende Schriften. Suppl.-Bd. Noch ein Jahr in Schlesien. 2 Bde. 16. Breslau, E. Trewendt. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Baxmann, R., Schleiermacher's Anfänge im Schriftstellern. Eine historische Skizze. gr. 8. Bonn, A. Marcus. 12 Sgr.

Koenig, H., Von Saalfeld bis Aspern. Historischer Familien-Roman. 3 Thle. 8. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Herbert, L., Carlo Alberto und Louis Napoleon. Roman und Geschichte. 1. Bd. 8. Leipzig, F. W. Grunow. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Taylor, B., Hannah Thurston, die Emancipirte. Roman aus dem amerikanischen Leben. Autoris. Ausg. 3 Bde. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 3 Thlr.

Deißmann, A., die Waldenser d. Grafschaft Schaumburg u. Gründung d. Dorfes Charlottenberg. 8. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Bremer, J., Geschichte Schleswig-Holsteins bis zum Jahre 1848. gr. 8. Kiel, Schröder u. Comp. 2 Thlr. 6 Sgr.

da Ponte v. Ceneda, L., Denkwürdigkeiten. Aus dem Ital. v. E. Burckhardt. 2. Aufl. 8. Gotha, W. Opetz' Verlag. $\frac{1}{2}$ Thlr.



Tycho de Brahe.

Von

J. H. Mädler.

Drei Jahre nach dem Tode des Copernicus erblickte Tycho de Brahe das Licht der Welt. Die Namen beider großen Männer sind bekannt genug, doch die meisten begnügen sich damit zu wissen, daß Copernicus die Erde um die Sonne, Tycho umgekehrt die Sonne um die Erde sich bewegen ließ, und noch heute gibt es Schriftsteller, die sich darin gefallen, diesen Gegensatz ausschließlich und geflissentlich hervorzuheben in der stillen Hoffnung, es werde doch noch einmal dahin kommen, daß des Letztern Meinung den Sieg davontrage.

Und doch haben die großen und unsterblichen Arbeiten, die wir Tycho verdanken und die alle Zeiten ihm verdanken werden, mit diesem seinem „System“ gar nichts zu thun; aus seiner ganzen Lebensgeschichte ist — mit Ausnahme eines Briefes an Rothmann — nichts darüber bekannt, obgleich wir über sein öffentliches wie Privatleben viel genauer unterrichtet sind als über das seines Vorgängers. In Allem, was er bei seinen Lebzeiten veröffentlichte, kommt nicht ein Wort davon vor, und wäre nicht ein Jahr nach seinem Tode in Frankfurt ein Werk erschienen, dessen Herausgeber dieses System darstellt und es dem Tycho zuschreibt, so würde die Welt schwerlich von einem Tychonischen System etwas wissen. Wir halten es gleichwohl für wahrscheinlich, daß Tycho Antheil daran hat; eine vollkommene Gewißheit über diesen Punkt scheint uns aber nicht vorzuliegen, zumal mehrere andere Namen genannt werden, von denen es angeblich herrühren soll.

Möge es nun damit sich verhalten wie es wolle; der große Mann verdient es, auch nach dem, was er unbestritten gethan und gewirkt, und was seinen Ruhm für alle Zeiten sicher stellt, gekannt zu werden, und die folgenden Zeilen sind bestimmt, auch für das größere Publicum diese Bekanntschaft zu vermitteln.

Wenn die Voreltern des im niedrigen Stande geborenen Copernicus uns kaum bis zu seinem Großvater hin bekannt sind, so kann der Stammbaum des edelgeborenen Tycho durch acht Geschlechtsfolgen aufwärts verfolgt werden, bis zu Nils Wernemann zu Gillebod, der gegen Ende des 13. Jahrhunderts lebte. Sein Sohn Torchie ist der erste, der den Namen Brahe führt; er mußte wegen eines begangenen Mordes nach Schweden flüchten. Nun folgen Peter I., Axel I., Peter II., Axel II., Tycho, Otto. Dies ist der Vater unseres Astronomen, vermählt mit Frau Beate Bille; und auf dessen Gute Knudstrup wurde Tycho 1546 geboren. Sein Vater Otto starb 1571 als Commandant von Helsingborg.

Die Zahl der Himmelsforscher war auf unserm Planeten stets nur eine sehr mäßige; in jenen Jahrhunderten aber war ein Astronom so sehr eine rara avis, daß wohl nie ein Vater daran dachte, seinen Sohn dieser Wissenschaft zu widmen. So wurde

denn auch in dem Familienrathe, der über die Wahl des Lebensberufs unseres Tycho zu Rathe saß, für ihn die juristische Laufbahn erkoren, obgleich der Vater mehr dazu neigte, ihn die militärische ergreifen zu sehen. So kam er mit acht Jahren in die lateinische Schule, und die zahlreichen von ihm in dieser Sprache verfaßten Gedichte bezeugen es, daß dieser erste Unterricht kein erfolgloser gewesen. Der fähige und aufgeweckte Knabe bezog schon 1559, mit dreizehn Jahren, die Kopenhagner Universität, wo er eifrig studirte. Aber die 1560 eintretende große (in Coimbra totale) Sonnenfinsterniß und namentlich der seine höchste Bewunderung erregende Umstand, daß sie genau vorausberechnet war, bestimmte ihn, sich mit dieser Wissenschaft bekannt zu machen. Es war dies die erste derartige Himmelsbegebenheit, bei welcher die auf das Copernicanische System basirten Prutenischen Tafeln zur Vorausberechnung angewandt werden konnten.

Otto Brahe's zahlreiche Familie — Tycho war von zehn Kindern das zweite — war Veranlassung, daß sein kinderloser Onkel an seiner Erziehung wesentlichen Theil nahm und ihn ganz zu sich genommen hätte, wenn der Vater geneigt gewesen wäre einzuwilligen. Er bezog 1562 die Universität Leipzig und setzte hier seine juristischen Studien fort, während er heimlich — denn der vom Vater ihm zur Begleitung gegebene Hofmeister wollte nichts davon wissen — in stiller Nacht Astronomie trieb und unter Anderm die im August 1563 eintretende große Conjunction des Jupiter mit Saturn beobachtete. Sorgfältig versteckte er die astronomischen Bücher. Von dieser Universitätszeit datirt auch die Bekanntschaft mit Scultetus und Hommel, zweien gleichstrebenden Jünglingen.

Der Tod seines Onkels veranlaßte ihn, 1565 nach Hause zu reisen. Seine doch nicht ganz verborgen gebliebene Lieblingsneigung zog ihm im Vaterhause nur Spott und Verachtung zu; man betrachtete diese Beschäftigung als eine solche, die eines Edelmanns unwürdig sei. Nur sein Onkel mütterlicher Seite, Sten Bille, nahm seine Partei und erwirkte wenigstens, daß man ihm die Himmelsforschung nicht gradezu untersagte.

Im folgenden Jahre ging er nach Wittenberg, das er jedoch der Pest wegen bald wieder verließ und nach Rostock ging, wo er im Hause des dortigen Patriciers Backmeister wohnte. Auf einer Hochzeit in Backmeisters Familie gerieth er mit einem andern gleichfalls geladenen Edelmann, Manderup Pasberg, in Streit. Ob eine Tänzerin, oder wie andere wollen, ein mathematischer Satz die Veranlassung dazu gaben, bleibe unentschieden; genug, man erhitzte sich so, daß eine gütliche Beilegung nicht erfolgte. Die nahen Weihnachtsfeiertage bewirkten nur einen Waffenstillstand, und am 29. December, wo die Gegner an einer dunkeln Stelle zusammentrafen, flogen die Schwerter aus der Scheide, und Tycho ward der größte Theil seiner Nasenflügel abgehauen. Er ließ sie sofort durch eine silberne Nase ersetzen.

In den nächsten vier Jahren finden wir ihn auf verschiedenen Reisen, hauptsächlich an solchen Orten, wo er hoffen konnte, Belehrung für seine Lieblingswissenschaft zu erhalten oder interessante gelehrte Bekanntschaften zu machen. So ward er mit den Gebrüdern Jakob und Paul Hainzel zu Augsburg, mit P. Ramus, Leovitius und Andern bekannt, auch kehrte er mehrmals nach Hause zurück.

Von 1671 an nimmt er in der Heimath seinen festen Wohnsitz. Sein Vater war gestorben, und sein Onkel Bille räumte ihm auf seinem Gute Herrizwad nahe bei Knudstrup, ein Observatorium und Chemicum ein; doch sollte er bald für Beides noch besser gesorgt sehen.

Die Erscheinung des neuen Sternes 1572 konnte für Begründung des Rufs unseres Tycho zu keiner gelegeneren Zeit kommen. Er erschien urplötzlich zum Erstaunen aller Welt am 11. November Abends an einer Stelle, wo Niemand zuvor einen Stern gesehen. In der ersten Zeit war sein Glanz heller als der der Venus, und sein hoher Stand (in der Cassiopeja) machte ihn noch auffallender. Man sah ihn am hellen Tage, so wie Nachts durch Wolken, wenn sie nicht gar zu dicht waren. Daß ihn Tycho auf's Beharrlichste beobachtete, braucht kaum erwähnt zu werden. Er fand ihn anfangs glänzend weiß, dann gelb, später roth und endlich weißlich-grau. Schon im December hatte er nur noch die Helligkeit Jupiters; im

Jannar 1573 schon schwächer als Jupiter; im Februar war er dem Sirius, im März der Wega gleich. Im April und Mai zeigte er noch die zweite Größe, Juni bis August die dritte, September bis November die vierte, im December und Januar (1574) die fünfte, im Februar die sechste Größe. Im März bezeichnet ihn Tycho als „kaum noch sichtbar" und im April war er ganz verschwunden. Er veränderte seinen Ort gar nicht, wie Tycho aus genauen Vergleichungen mit benachbarten Fixsternen ermittelte, es war also gewiß kein Komet. — Leovitius führt zwar an, daß 945 und 1260 in derselben Gegend neue Sterne gesehen worden; leider bezeichnet er seine Quelle nicht. Tycho schrieb über ihn eine Abhandlung de stella nova, aber die noch immer nicht verschwundene Furcht seiner Familie, er möchte sich als Edelmann durch eine solche Schrift compromittiren, veranlaßte, daß er mit der Herausgabe lange zögerte. Den Druck besorgte 1588 Parisius.

Mit seiner Astronomie hatte sich die hochadlige Verwandtschaft allmälig ausgesöhnt, allein seine Heirath mit einem Bauermädchen, noch während der neue Stern im schönsten Glanze ihm als Hochzeitsfackel vom Himmel herabstrahlte, erregte ihren heftigsten Zorn. Der alte Stammbaum der Brahe, der noch in keinem seiner Zweige einen plebejen Namen erblickte, sollte jetzt eine Bauerdirne in sich aufnehmen! Der Mann, in dessen Adern kein Tropfen gemeinen Blutes pulsirte, der mit den Edelsten seiner Zeit, ja mit gekrönten Häuptern verkehrte, dessen Ruf schon weit und breit fest gegründet war, der, wenn er nur gewollt, das edelste Reis auf den Stamm hätte pfropfen können, schändet sich und sein Geschlecht durch eine Mesalliance der allergröbsten Art! Doch alle Ueberredung war fruchtlos, schon dachte man an eine gerichtliche Klage, um ihn zur Auflösung dieses Verhältnisses zu zwingen; und es bedurfte des Einschreitens des Königs, um die zürnenden Vettern und Basen nur einigermaßen zu beruhigen.*)

Seine Christine — den Vatersnamen erfahren wir nicht — war übrigens des neuen Standes, in den sie so unverhofft erhoben wurde, vollkommen würdig. Ihre Stellung war keine leichte: die grollenden Verwandten einerseits, und der heftige, schnell aufbrausende, zum Jähzorn geneigte Gatte andererseits, waren gewiß eine schwierige Aufgabe für ein in so einfachen Verhältnissen erzogenes Mädchen. Aber seinen Launen sich willig fügend und seiner aufrichtigen Zuneigung versichert, wußte sie sich diese in einer neunundzwanzigjährigen Ehe zu erhalten, und nie hat Tycho Ursache gehabt, diesen Schritt zu bereuen. Sie hat einen großen Mann glücklich gemacht — sie verdient ein Ehrendenkmal in der Geschichte.

Fast komisch klingt es, wenn Ph. v. Weistritz, einer seiner Biographen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, ein Motiv zu dieser Heirath darin findet, daß er mit seiner verstümmelten Nase kein ihm ebenbürtiges Fräulein dazu geneigt gefunden hätte (?). Etwas näher dürfte eine andere Vermuthung das Richtige treffen: er habe Bedenken gegen eine standesmäßige Ehe getragen, weil dann seine Frau, in den damaligen Adelsvorurtheilen befangen, seine unritterlichen gelehrten Beschäftigungen nicht mit günstigen Augen betrachtet und Versuche gemacht haben würde, ihn davon abzuziehen.

1574 ward er in Kopenhagen dem Könige Friedrich vorgestellt, der den lebhaftesten Antheil an seinen Arbeiten nahm, ihn seines Schutzes und jeder Unterstützung versicherte und ihm die Insel Hwen im

*) Nicht seine Verwandtschaft allein, sondern der gesammte Adel des Landes war so erbittert, daß trotz der offenkundigen und in ganz gesetzlicher Form vollzogenen Ehe Tycho's mit seiner Christine er sich beharrlich weigerte, sie als Frau v. Brahe anzuerkennen. So findet sich in dem von Elisabeth Bryske verfaßten Geschlechtsregister folgende Stelle:

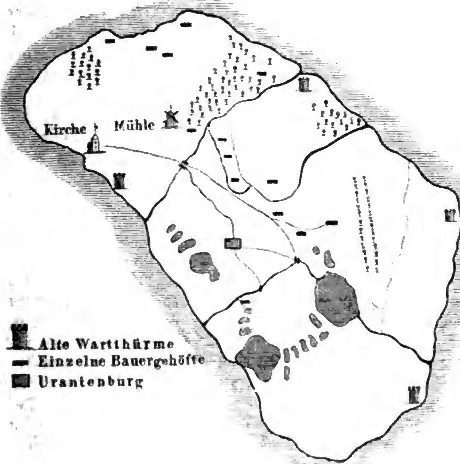
„Der älteste Sohn Otto Brahe's und der Frau Beate Brille, Tycho Brahe, war nicht verheirathet. Er war ein köstlicher Astronomus ꝛc." Und auf einer andern Geschlechtstafel heißt es wörtlich von Tycho Brahe:

„Daß er nicht verheirathet war, aber doch mit einer unfreien Weibsperson acht Kinder zeugete, welche mit ihm nach Deutschland zogen ꝛc."

Die wilde Zügellosigkeit, der der größere Theil des damaligen dänischen Adels sich hingegeben hatte, brachte es mit sich, daß Viele sich nicht verheiratheten, sondern mit einer sogenannten Frillekone (Concubine) lebten, die sie jederzeit ohne Weiteres wieder wegschicken konnten, was denn für ganz ritterlich und in der Ordnung angesehen wurde; und zu einer solchen Frillekone sollte nun auch Frau v. Brahe herabgewürdigt werden.

Kattegat als lebenslängliches Eigenthum schenkte, um dort eine Sternwarte zu erbauen und ungestört seinen Studien obliegen zu können. Die Damen des Hofes drangen in ihn, astronomische Vorträge zu halten, was er abzulehnen suchte, auf Zureden des Königs aber endlich zusagte, und großen Beifall von seinem Auditorium erntete.

führten. Doch nicht zufrieden damit, die besten Instrumente zu besitzen, unterwarf er sie sämmtlich einer eigenen genauen Prüfung, insbesondere untersuchte er die Eintheilung der Kreisbögen nach einer Methode, die noch heute als mustergiltig zu betrachten ist, entwarf sich Tabellen über die so ermittelten Theilungsfehler und brachte sie als Correction an seine Beob-



Die Insel Hwen im Kattegat, mit der Lage von Tycho's Uranienburg.

1575 sehen wir ihn auf einer Reise nach Deutschland und namentlich an den Hof des Landgrafen Wilhelm von Hessenkassel. Dieser kunstsinnige Fürst, gründlicher Kenner und warmer Freund der Wissenschaft, hatte in Kassel eine Sternwarte errichtet, auf welcher er selbst und seine Mitarbeiter Rothmann, Byrg und Christmann beobachteten. Ein lebhafter literarischer Verkehr Tycho's mit diesen Männern datirt von jener Zeit an. Da übrigens der Zeitpunkt heranrückte, wo seine neue Sternwarte sich erheben sollte, so nahm er, wie schon auf frühern Reisen, so auch dieses Mal, Rücksprache mit den besten damaligen mechanischen Künstlern, die auch, einer reichlichen Bezahlung gewiß, seine Bestellungen gern übernahmen und mit aller Sorgfalt aus-

achtungen an. So weit war noch nie ein praktischer Beobachter gegangen, aber auch noch nie war es gelungen, Beobachtungen von solcher Schärfe und Sicherheit zu erhalten als es Tycho gelang. Wie sehr muß man es beklagen, daß es einem solchen Manne versagt war, die Erfindung des Fernrohrs zu erleben!

Am 6. August 1576 ward auf Hwen durch Christian Danzaeus, den der König damit beauftragt hatte, der Grundstein zur Uranienburg gelegt. Es sollte eine Sternwarte werden, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gesehen — und sie ward es. Größere Kreise, umfangreichere Warten mögen Maragha, Samarkand und Delhi in der Blüthenzeit asiatischer Himmelsforschung gesehen haben; zweckmäßig

angeordnet, so vollständig mit den trefflichsten Hilfsmitteln ausgerüstet, so umsichtig benutzt als Tycho's Warte, war kein anderer der Urania gewidmeter Tempel.

Die Insel Hwen, welche Friedrich II. von Dänemark dem Tycho schenkte, liegt vier Meilen nördlich von Kopenhagen im Sunde, der hier schon etwas breiter ist, als weiter nördlich bei Helsingör. Sie ist gegen drei Viertel deutsche Meilen lang, und etwa halb so breit. Im südlichen Theile finden sich einige Seen und kleinere Wasserflächen, der nördliche Theil ist der am besten angebaute, es finden sich hier kleine Wälder und mehrere zerstreute Bauerwohnungen, so wie am Strande die Kirche und östlich daneben die Mühle. Vier alte Wartthürme liegen in Ruinen und von der Uranienburg ist nichts mehr zu sehen, denn als Huet 1670 die Insel besuchte, war sie schon von der Erde verschwunden, und nur ein Greis erinnerte sich, die Warte noch gesehen zu haben.

Sie lag auf dem höchsten Punkte der Insel nach den Weltgegenden orientirt. Der ganze Bau war symmetrisch, so daß die Fronten den gleichen Anblick darboten, und auch das Innere splendid eingerichtet. Da war für besondere Sommer- und Winterzimmer, Gastwohnungen und Gesellschaftszimmer, Bibliothek und Studierzimmer, wie für alle wirthschaftlichen Räume auf's Reichlichste gesorgt. Oben unter der Kuppel befand sich ein achteckiger Saal mit freier Aussicht nach allen Seiten, und das Ganze endete oben in einem Pegasus, der als Windfahne diente. Acht kleinere Zimmer waren für die Zöglinge bestimmt, die bei Tycho die Astronomie studirten, und natürlich auf der Insel nirgend anders wohnen konnten. Durch einen Mechanismus konnte man im großen Saale an zwei Zeigern sehen, was oben die Windfahne, so wie was unten die Uhr zeigte. Die weitläuftigen unterirdischen Räume, dienten theils zu Vorräthen, theils als chemisches Laboratorium. Denn Tycho trieb die Chemie mit gleichem Eifer als die Astronomie; auch war er, ganz wie Copernicus, ein geschickter und viel gesuchter Arzt und stets willig, den armen Kranken auch mit freier Arznei zu helfen.

Die beiden Pforten des Gartens nach Osten und Westen wurden von zwei großen Doggen bewacht und überhaupt für die Sicherheit des Ganzen auf's Beste gesorgt. Ein starkes rundes Gitter umgab den Platz des Hauses, und jenseit desselben erstreckte sich ein quadratischer Garten mit thurmartigen Eingängen. Die bogenförmigen Ausbuchten an den Seiten des Quadrats dienten zu einer Buchdruckerei und zu Wohnungen für das Dienstpersonal, und Lusthäuser befanden sich an verschiedenen Orten des Gartens, den eine 22 Fuß hohe und 1200 Fuß im Umfange haltende Mauer umgab. In den Thürmen der Uranienburg wurden die Instrumente placirt und für die Sicherheit der Aufstellung, wie für die Ruhe und Bequemlichkeit der Beobachter Alles vorgesehen. So waren z. B. die Schornsteinröhren so geleitet, daß ihr Rauch nie den Observator belästigen konnte. Besonders ein mittlerer Saal zu ebener Erde war auf's Glänzendste decorirt. An der Hauptwand bildeten die lebensgroßen Bildnisse: Hipparch, Ptolemäus, Purbach und Regiomontanus, einen großen Halbkreis; und in der Mitte desselben thronte, von Palmen und Lorbeeren umgeben, der von ihm am höchsten geschätzte Copernicus. Lateinische Verse, von ihm verfaßt, besangen das Lob dieser Heroen. Die dem Copernicus gewidmeten haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten; wir werden darauf zurückkommen.

Wiewohl der König den größten Theil der bedeutenden Kosten für Bau, Ausrüstung und Ausschmückung hergab, so hat doch Tycho von seinem Eigenen noch so viel dabei zugesetzt, daß er in einem Briefe an Friedrich's Nachfolger, Christian IV., darüber klagt und anführt, er sei dadurch in bedeutende Schulden gerathen, was denn den König bewog, ihm 6000 Thaler nachträglich auszuzahlen. Der 1576 begonnene Bau währte vier Jahre, allein schon gegen Ende 1576 hat Tycho in einem provisorisch eingerichteten Local beobachtet; überhaupt finden wir ihn während des Baues in nicht geringerer astronomischer Thätigkeit als nach Vollendung desselben.

Das war die Uranienburg, zu der man, wie zwei Jahrtausende früher zum delphischen Orakel, aus allen Gegenden Europa's wallfahrtete, um zu sehen, was man da-

mals nirgend sah, und den Mann persönlich kennen zu lernen, aus dessen Geiste alles dieses hervorgegangen. Vergleichen wir den Prachtbau und seine reichgeschmückten Säle mit dem bescheidenen Stübchen des Copernicus und den geringen Mitteln, die diesem zu Gebote standen, — welch' ein Abstand!

Tycho's hohe Verehrung des Copernicus, der ihm fast wie ein Halbgott erschien, war schon früh begründet. Er war nicht der Mann, der sich durch Autoritäten bestimmen ließ, er fand in sich die Kraft, selbst zu forschen und sich ein eigenes Urtheil zu bilden. So hatte er denn auch seine frühesten Beobachtungen — und sie datiren von seinem sechzehnten Jahre an — sorgfältig sowohl mit den Ptolemäischen, als mit den auf Copernicus' System basirten Prutenischen Tafeln verglichen, und sich je länger desto mehr von den großen Vorzügen der letztern überzeugt. Mehr noch galt für ihn die größere Leichtigkeit und Einfachheit des Systems im Ganzen sowohl, als in nothwendiger Folge auch der darauf gegründeten Berechnungen. Schon in den Vorträgen, die er, wie oben erwähnt, 1574 in Kopenhagen hielt, sprach er sich für Copernicus' System aus und zeigte, wie man nur dadurch zu sichern und bestimmten Resultaten gelangen könne. Die gänzliche Unhaltbarkeit des Ptolemäischen Systems darzuthun war in der That nichts geeigneter, als grade die Tychonischen Beobachtungen, die bei ihrer bis dahin unerreichbaren Genauigkeit einen so scharfen Prüfstein für ein System darboten, wie er früher nirgend zu finden gewesen wäre. Am schönsten hat er seine hohe Verehrung des Copernicus in einem Gedichte ausgesprochen, zu dem wir die Veranlassung hier kurz erzählen wollen.

Tycho wünschte, die nun mehr als ein halbes Jahrhundert ältern Beobachtungen des Copernicus mit den seinigen zu vergleichen, allein es ergaben sich bei der Reduction derselben Zweifel über die Richtigkeit der von Copernicus bestimmten Polhöhe von Frauenburg. Er schickte deshalb einen seiner Zöglinge Namens Olai mit geeigneten Instrumenten versehen nach Frauenburg, um auf der alten Warte die dortige Polhöhe wiederholt zu bestimmen. Es ergab sich in der That eine Differenz von drei Minuten, hauptsächlich herrührend von einer mangelhaften Refractionstafel, die erst aus Tycho's Beobachtungen verbessert werden konnte. Damit zusammenhängend stand auch eine fehlerhafte Bestimmung der Schiefe der Ekliptik, die nun gleichfalls berichtigt werden konnte. — Als Olai mit diesen Beobachtungen fertig und im Begriff war, sich von dem Frauenburger Domcapitel zu verabschieden, erhielt er von den Domherren das Beobachtungsinstrument, dessen Copernicus sich bedient hatte, als ein Geschenk für Tycho. (Die Leser finden eine Abbildung des Instruments in dem Artikel: Copernicus, im vierten Bande der Monatshefte, S. 377.)

Nichts konnte der Freude gleichen, die Tycho beim Anblick dieser schwachen Holzstäbe, die er nun sein Eigenthum nennen durfte, empfand. So geringe Mittel, und solche Resultate! In dieser feierlichen Stimmung verfaßte er folgendes lateinisches Gedicht:

In Copernici Parallacticum.

Is, qualem nec terra virum per saecula multa
Procreat, invidia tardans, quaeque optima, qualem
Ipsa sibi vix astra ferunt per mille recursus
Tot centrisque, polisque licet, totque orbibus orbem
Tam rapido involvant cursu, nec lassa fatiscant;
Ille is, qui Coelo genitus, coelestia terris
Progenuit, sed partu alio, quam prisca parentum
Fert veterum soboles, coelo nec forsitan ipsi
Degeneri, patriae proprios sub imagine vultus,
Sed magis atque magis referenti, quod omnis Olympi
Testatur facies, vulgi licet inscia turba
Non videat, quidnam revolutis congruat astris,
Ille et, qui coelo poterat deducere solem,
At prohibere loco, terrasque involvere Olympo,
Et lunam terris, mundique invertere formam,
Ne qua parte tamen, quamvis conversa, dehiscat
Sed concinna magis, longeque minoribus usa
Subsidiis, moti referat spectacula coeli;
Ille, inquam, tantos olim Copernicus ausus,
His levibus baculis, facili licet arte paratis
Aggressus, toti leges praescribere Olympo
Astraque celsa adeo vili subducere ligno
sustinuit, superum ingressus penetralia, nulli
Quam prope mortali concessam ab origine mundi est.
Quid non ingenium superat? sunt montibus olim
Incassum montes congesti, Pelion, Ossa,
Aetnaque testantur, simul hic glomeratus Olympus
Innumerique alii, necdum potuisse Gigantes
Corpore praevalidos, sed mentis acumine inertes

In superas penetrare domos. Ille inclytus, ille
Viribus ingenii confisus, robore nullo,
Fustibus his parvis celsum superavit Olympum.

O tanti monumenta viri! sunt lignea quamvis
His tamen invideat fulvum (si nosceret) aurum.
1584 Juli 13.

Deutsch nach der metrischen Uebersetzung meiner Gattin:

Solch einen Mann, gleich diesem, erzeugt wohl selten die Erde,
Weil Jahrhunderte lang sie harrt in verzögernder Mißgunst.
Er hat selber die Bahn dem Heere der Sterne verzeichnet,
Wo unzählige Pole und Centra und kreisende Globen
Unaufhaltsam und rasch den ewigen Wandel vollführen.
Er, der dem Himmel entstammt, entdeckte den Himmel der Erde,
Aber in anderer Art, als es vollbrachte der Vorfahr.
Er war der Alten Genoß. Er hob zur himmlischen Heimath
Forschend den Blick, daß nicht sie kränk' unwürdiger Irrthum,
Sondern daß mehr und mehr sein Bericht uns lehrend erzähle
Von des Olympos Gestalt, unfaßlich dem größeren Haufen.
Welcher, umnachteten Sinn's, den Lauf der Gestirne nicht wahrnimmt.
Er ist's, dem es gelang, dem Himmel die Sonne zu nehmen
Und sie zu bannen am Ort. Er führt um die Sonne die Erde,
Wie um die Erde den Mond, und wandelt ihre Gestalt so,
Daß sie, ob immer sich wendend, nach keiner der Seiten entweiche,
Sondern der Regel gehorcht. Des alten Himmels Erforschung
Ist ihm durch steten Gebrauch der einfachsten Mittel gelungen.
Dies hat Copernicus einst, ich sag' es euch, Alles geleistet
Mit drei Stäbchen allein, gefertigt mit weniger Mühe,
Ging er an's Werk, und schrieb Gesetze dem ganzen Olympos,
Ja, ihm diente zugleich die schlechte, die hölzerne Waffe,
Unterthan sich zu machen das Heer der erhabenen Sterne
Einzudringen mit ihr weit in die himmlischen Höhen,
Welches, seit Anfang der Zeit, Sterblichen nimmer vergönnt ward.
Was er begann, führt' er aus. Einst wurden die Berge den Bergen
Aufgethürmet in Haufen: Pelion, Ossa und Aetna,
Und viel Tausende noch erzählen vom Sturm des Olympos.
Doch die mächt'gen Giganten mit übergewaltigen Körpern,
Aber des Geistes Kraft und seiner Schärfe ermangelnd,
Drangen nimmermehr ein zur Wohnung der ewigen Götter.
Dieser herrliche Mann, vertrauend der geistigen Vollkraft,
Nicht seiner Körpergewalt, besiegte den endlosen Himmel
Mit drei Stäbchen allein. O Monumente des großen
Und des unsterblichen Manns! Ihr seid aus vergänglichem Holze,
Aber das glänzende Gold wird auf euch blicken in Mißgunst.

Nehmen wir hinzu, daß in jener Zeit noch nicht viele Astronomen — vom größern Publicum ganz zu geschweigen — sich für das System des Copernicus erklärten,*) so muß ein so begeistertes Lob, von einem Tycho gespendet, um so schwerer in's Gewicht fallen.

Er war bemüht, die Uranienburg auch für die Zukunft erhalten zu sehen und die Schenkung der Insel Hwen, die der König auf Tycho's Lebenszeit bestimmt hatte, zu einer permanenten zu machen. Er gefiel sich überhaupt in dem Gedanken, der Gründer und Patriarch einer Familie von Astronomen zu werden und gleichzeitig Stifter einer Schule, ähnlich den alten Philosophenschulen. Möglich, daß er bei längerm Leben, wozu seine kräftige Constitution zu berechtigen schien, und im ungestörten Besitz von Hwen, den er im dreißigsten Lebensjahre angetreten hatte, von diesen Plänen Einiges verwirklicht hätte. Es sollte leider anders kommen.

Seine Thätigkeit blieb sich stets gleich. Er hat in allem dreizehn Mondfinsternisse (von 1573 bis 1599); 11 Sonnenfinsternisse (1560 bis 1600); mehrere Ko-

*) Die größere Einfachheit, Ueberschaulichkeit und Bequemlichkeit für den Berechner, die das Copernicanische System gewährt, konnte freilich kein praktischer Astronom verkennen; und so adoptirt es auch Riccioli in seinem neuen Almagest als eine „bequeme Hypothese," meint aber, daß der bequeme Gebrauch nichts über ihre innere Wahrheit entscheide. Aehnlich urtheilten damals die meisten Astronomen; heute allerdings nicht ein einziger. Der Stein des Anstoßes in jener Zeit war die von Copernicus behauptete Bewegung der Erde, und zwar die translatorische, denn mit der rotatorischen hätte man sich noch eher befreundet. Noch im 17. Jahrhundert, und bis zur Bekanntwerdung der Newtonschen Gravitationstheorie stand es mit der allgemeinen Anerkennung noch schwach. Heute freilich sind die zahlreichen inzwischen aufgefundenen Beweise für das Copernicanische System absolut unwiderleglich, und wenn die Bauern in Hirsau diese Beweise nicht verstehen, so ist das ihre Schuld und nicht die der Wissenschaft.

meten und vieles Andere beobachtet. Seine zahlreichen und genauen Planetenörter, namentlich die zwanzig Jahre umfassenden des Planeten Mars, bildeten das Material, wodurch es Kepler möglich wurde, seine berühmten Gesetze zu entwickeln und zu erhärten; weder Kepler's eigene Beobachtungen, noch die des Copernicus oder anderer Zeitgenossen, wären dazu genügend gewesen. Sein Katalog von 777 Fixsternörtern war nicht allein weit genauer als alle frühern, sondern er ist auch über ein Jahrhundert hindurch der genaueste geblieben und erst im 18. Jahrhundert durch die Flamsteed'schen Beobachtungen, der das Fernrohr anwenden konnte, übertroffen worden. Nichts entging seinem Scharfblick: wir können versichert sein, ein vollständiges Bild des Himmels für das letzte Viertel des 16. Jahrhunderts und für den Horizont von Hwen in seinen Beobachtungen zu besitzen.

Er entdeckte die Variation der Mondbahn. Die Alten hatten nur die Evection, und diese ziemlich ungenau, gekannt, denn sie hatten den Mond nur im Vollmonde und außerdem nur in den Finsternissen schärfer beobachtet. Tycho beobachtete ihn auch in den Quadraturen und andern Phasen, und so fand er diese zweite Ungleichheit. Denn sollte es sich auch bestätigen, was Humboldt glaubt, daß schon die arabischen Astronomen die Variation gekannt hätten, so war doch dem Tycho dies ganz unbekannt, da die Kenntniß der arabischen Literatur bei den Occidentalen von weit späterm Datum ist. Aber noch mehr: er fand auch die jährliche Gleichung der Mondbewegung, die vor ihm Niemand hätte finden können, da zu ihrem Erkennen die Genauigkeit der Tychonischen Mondörter unumgänglich nöthig war. Zwar ist seine Erklärung, obgleich auch noch Kepler sie annahm, nicht richtig: er glaubte die Ungleichheit liege in der Erdrotation, die in der Sonnennähe rascher und in der Sonnenferne langsamer vor sich gehe. Damals war es freilich noch nicht möglich, die Unhaltbarkeit dieser Erklärung nachzuweisen.

Für die Schärfe seines geistigen Blicks liegen genug der Beweise vor, daß er aber auch körperlich sich eines sehr scharfen Auges erfreute, sieht man daraus, daß er es möglich machte, Venus am Tage mit der Sonne zu vergleichen. Hätte er, wie die alten Alexandriner, sich des Mondes zu Vergleichungen bedienen müssen, so hätte er uns so genaue Fixsternörter nicht liefern können.

Talentvolle Jünglinge, die den Wunsch hegten, sich zu Astronomen auszubilden, pilgerten aus allen Ländern zu Tycho. Sie fanden die bereitwilligste Aufnahme, wohnten auf der Uranienburg und wurden als zur Familie gehörend betrachtet. Nicht von Allen erntete er den gebührenden Dank: es fand sich unter seinen Jüngern auch ein Judas Ischarioth, der Dithmarsche Reimarus Ursus, der nicht allein die liebevolle Behandlung in Tycho's Hause durch schändliche Verläumdungen vergalt, sondern auch die Entdeckungen seines Lehrers für die seinigen ausgab, in der Hoffnung, der Tasche des Landgrafen Wilhelm Geld zu entlocken.

Die Wahrnehmung, daß die heftigen Winde seine und seiner Gehilfen Beobachtungen nicht selten beträchtlich störten oder auch ganz unthunlich machten, veranlaßte ihn 1584 zur Anlegung einer zweiten und zwar unterirdischen Sternwarte, der er den Namen Sternburg gab. Sie lag ganz in der Nähe der Uranienburg nach Süden. Man trat durch den Eingang, stieg eine Treppe hinab und gelangte zuerst in einen quadratischen Raum, in welchem Tycho selbst beobachtete und auch ein Bett für ihn bereit stand. Von diesem Zimmer aus gingen fünf Gänge zu fünf kreisförmigen Räumen, starke Gewölbe, deren Dach etwas über den Erdboden emporragte. Unter diesen Gewölben standen seine Radii subterranei, und hier beobachteten Gehilfen, die unter sich nicht direct, sondern nur durch das Mittelzimmer, communiciren konnten. Es scheint, daß er dadurch verhindern wollte, daß seine angehenden Observatoren keiner des andern Beobachtungen zu hören oder zu sehen bekomme, und also die seinigen nicht corrigiren könne. Wir finden indeß in den uns größtentheils erhaltenen Tagebüchern auch nach Erbauung der Sternburg noch Beobachtungen genug, die auf Uranienburg angestellt wurden, und es scheint, daß die vermehrte Zahl seiner Zöglinge, die er doch sämmtlich praktisch zu beschäftigen wünschte, ein Hauptmotiv zur Errichtung dieses zweiten Observatoriums gewesen sei.

Der Komet von 1577 ist der erste, den Tycho genau beobachtet hat, und so bildet er eine Epoche in unserer Kometographie. Die Sorgfalt, die er auf eine genaue Bestimmung dieses Kometen verwandte, ist wahrhaft bewunderungswürdig, und wäre nicht inzwischen das Fernrohr erfunden worden, wir würden auch noch heute keine bessere anstellen können. Er hat beispielsweise die Parallaxe seines Auges, bezüglich auf das Instrument, genau untersucht und berücksichtigt. Man konnte ihn schon kurz vor Untergang der Sonne erblicken, namentlich in der ersten Zeit seiner Sichtbarkeit. Tycho's Beobachtungen reichen vom 13. November bis 26. Januar, und die aus ihnen abzuleitende Bahnbestimmung bildete eine von Christian VIII. gestellte Preisaufgabe, die von Peters und Ssawitsch gewonnen wurde. Er bemerkte, daß der Schweif nicht genau die der Sonne entgegengesetzte Richtung nahm und überhaupt nicht grade verlief, sondern eine deutliche, mit ihrer Convexität gegen den Scheitelpunkt gerichtete Krümmung zeigte. Tycho gibt dem Kopfe des Kometen sieben Minuten Durchmesser und dem Schweife zweiundzwanzig Grad Länge, Beides für den Anfang der Erscheinung.

Für jene Zeit jedoch war ein anderes Resultat der Tychonischen Beobachtungen dieses Kometen noch wichtiger. Er hatte sorgfältig auf eine etwaige Parallaxe geachtet und sich überzeugt, daß sie bei diesem Kometen keine für sein Instrument wahrnehmbare Größe besitze, also höchstens auf zwei Minuten steigen könne, woraus denn eine Entfernung von unserer Erde folgt, die wenigstens achtundzwanzigmal größer ist als die des Mondes; folglich sei der Komet keine Lufterscheinung, sondern ein Weltkörper.

Alle Welt gleichsam erhob sich gegen eine so kühne Behauptung. Alle nur irgend ersinnlichen Argumente wurden gegen den Astronomen gerichtet, ja man ging so weit, seine Beobachtungen verdächtigen zu wollen, wobei denn seine lutherische „Ketzerei" recht geflissentlich hervorgehoben wurde. „Haereticis non est servanda fides!" Auch mochte ein dunkles Gefühl sich regen, daß es dann auch vorüber sein möchte mit aller Kometomantie. Und wie sollte die Welt bestehen ohne Unglücksprophezeiung? Wie fertig werden mit einem Menschengeschlecht, das nicht ab und zu einmal recht gründlich geängstigt werden konnte; und was hätte sich zu diesem Zwecke Willkommneres geboten als ein Komet?*)

Natürlich half Alles nichts, wenngleich Tycho während seines Lebens nicht die Genugthuung haben sollte, auch nur sämmtliche Astronomen zu überzeugen. Wie in solchen Fällen gewöhnlich, hat die Folgezeit noch evidentere Thatsachen an's Licht gebracht und den Sieg der Wahrheit zu einem entscheidenden gemacht.

Noch fünf Kometen: 1580, 1582, 1585, 1590 und 1596 konnte Tycho beobachten. Die meisten derselben wurden auch in Kassel auf der Sternwarte des Landgrafen observirt, was eine lebhafte Correspondenz zwischen beiden Instituten veranlaßte. Tycho spricht wiederholt seinen Tadel darüber aus, daß man in Kassel die nothwendigen Correctionen, namentlich Refraction und Parallaxe, nicht genau genug beachte oder sie ganz vernachlässige. Auch gegenwärtig, wo Alles der strengsten Prüfung unterworfen werden kann, muß man sich dahin aussprechen, daß die Kasseler Beobachtungen nicht entfernt mit den Uranienburger verglichen werden können.

Die Uranienburg, wie einsam auch gelegen, ward doch von Besuchern fast nicht leer. Friedrich II. wie Christian IV. haben sie, eben so wie ihre Familie und ihr Hof, wiederholt besucht und auch andere gekrönte Häupter finden wir hier. Der Herzog von Braunschweig hatte Alles genau untersucht und belobt, Tycho stand mit ihm auf freundschaftlichstem Fuße. Man saß bei der Tafel, und der Herzog äußerte, er werde jetzt absegeln müssen, worauf Tycho höflich scherzend sagte: das könne er als Hausherr nicht zugeben. Leider ward das rasche Wort ernster genommen als es gemeint war: der Herzog stand entrüstet auf, entfernte sich ohne Abschied und schritt dem nahen Strande zu; Tycho bald darauf ihm nach, um ihn zu

*) Es währte auch in der That nicht lange, bis der Spanier Sanchez es wagte, offen gegen die Kometomantie aufzutreten, dem dann auch bald andere, noch gewichtigere Namen folgten. Aber noch 1857 las man in einer viel genannten Zeitung (sie möge hier unbezeichnet bleiben) bei Gelegenheit der Laurentischen Weltuntergangslüge: „Ein wenig Kometenfurcht könne dem Volke gar nicht schaden."

begütigen, da dieser aber sich gar nicht einmal umblickte, so kehrte auch Tycho um, und mit allem Verkehr zwischen Uranienburg und Braunschweig war es aus.

König Jakob von Schottland (der später auch den englischen Thron bestieg) hat in gleicher Absicht in Uranienburg verweilt und unter andern Gunstbezeugungen zwei prächtige englische Doggen als Geschenk für Tycho zurückgelassen. Wer Lust hat, auch die übrigen vornehmen Besucher kennen zu lernen, mag sie in Philander von Weistritz' „Lebensbeschreibung des berühmten und gelehrten dänischen Sternsehers Tycho von Brahe, aus der dänischen Sprache in die deutsche übersetzt“ nachlesen.

Zu allen Zeiten war der Neid ein hungriger Rabe; er war es auch zu Tycho's Zeit. Lange jedoch wollte sich gar kein Anlaß finden, ihm etwas anzuhaben, und die Scheu vor dem großen Namen mochte schwere Bedenken erregen. Schon hatte man die Bauern auf Hwen dahin gebracht, sich bei dem Könige über Tycho's Bedrückung zu beklagen, womit jedoch nicht viel ausgerichtet ward. Aber als im Jahre 1596 ein Dr. Gellius um Tycho's Tochter Margaretha angehalten und die Zusage des Vaters wie der Tochter erhalten hatte, ward die alte Behauptung wieder hervorgesucht und Margaretha wie seine übrigen Kinder als unehelich verschrien. Wirklich gelang es dieser Partei, die Heirath rückgängig zu machen und Tycho noch überdies einen Proceß anzuhängen. Bald fand sich jedoch ein noch willkommener Anlaß.

Christoph von Walkendorp war einer der vier Räthe, die während der Minderjährigkeit Christian's IV., der beim Tode seines Vaters elf Jahr alt war, die Regierung von Dänemark führten. Ein kräftiger, energischer Charakter, der schon früher als Statthalter von Norwegen den in Bergen eingerissenen schweren Unordnungen gründlich zu steuern wußte; aber jähzornig, wie er denn einmal in der Uebereilung eine Hinrichtung vollziehen ließ, und später nach erkanntem Irrthum durch Geldspenden die Familie des Unglücklichen zu begütigen suchte. Ein langjähriger Freund Tycho's, den er stets begünstigt, und nicht Weniges dazu beigetragen hat, daß Tycho diese Stellung zu Theil wurde. Als er einst bei Tycho zum Besuche war, wollte er in ein Seitencabinet treten, um eine neue Einrichtung sich anzusehen. Einer der englischen Doggen lag vor der Thür und machte Miene, ihn daran zu hindern; Walkendorp stieß ihn mit dem Fuße zur Seite. Auf den entstandenen Lärm eilt Tycho herbei und fragt entrüstet, wer sich unterstanden hätte, seinen Hund zu mißhandeln! Rasch folgen von beiden Seiten harte und immer härtere Worte, und Walkendorp entfernt sich im heftigsten Zorne.

Der an sich unbedeutende Vorfall wäre wohl leicht auszugleichen gewesen, aber Tycho's Feinde hatten nun die längst erwartete Gelegenheit, beide Männer zu unversöhnlichen Feinden zu machen, und Tycho mußte bald genug fühlen, daß der mächtige Minister ihn nicht mehr begünstige, sondern verfolge. Man entzog ihm eine Präbende, die Friedrich II. ihm verliehen hatte, man ernannte eine Commission; um den Zustand der Uranienburg zu untersuchen (!), und diese berichtete, es sei Alles mit unnützen Dingen überladen und das Wesentliche vernachlässigt. Eine Quälerei folgte der andern; man entzog ihm die früher bewilligten Gelder, „denn die Kosten seien zu groß,“ und so fand Tycho für angemessen, der Uranienburg Lebewohl zu sagen.

Er ging nach Kopenhagen, wo er einige Häuser der Freigebigkeit Friedrich's verdankte, suchte sich hier zu Beobachtungen einzurichten und hoffte noch, daß sich die Sache beilegen lassen würde, aber sein Schreiben an den König ward ungnädig beantwortet, seine Klagen ihm als unziemlich vorgeworfen und nichts zu ihrer Abhilfe verfügt. Tycho glaubte es seinem Rufe schuldig zu sein, eine so demüthigende Bitte und Abbitte als man ihm zumuthete, nicht zu thun. Vielmehr sorgte er dafür, seine Instrumente und Bücher mit erster Gelegenheit nach Deutschland zu senden, um wenigstens diese in Sicherheit zu wissen. Hatte doch Walkendorp ihm durch den Kopenhagener Stadtvogt verbieten lassen, sich ihrer zu bedienen!

Kein Wunder, daß auch die Intercession mehrerer Fürsten, unter andern des Kurfürsten von Brandenburg, bei Christian IV. nichts zu Gunsten Tycho's fruchteten, da Walkendorp diese Sache ganz in seiner

Hand hatte. Im Sommer 1597 verließ Tycho mit seiner Familie Kopenhagen und ging zunächst nach Rostock, wo er viele Freunde hatte, sah sich jedoch bald durch die hier herrschende Pest vertrieben und folgte der Einladung eines Herrn von Ranzau zu Wandsbeck, auf seinem Gute Wohnung zu nehmen.



Tycho de Brahe.

Curtius von Semftenau, geheimer Rath des deutschen Kaisers und an dessen Hofe von großem Einfluß, hatte 1594 Tycho auf Hwen besucht und dieser ihm vertraut, daß er die Zeit herannahen sähe, wo er sich nicht länger gegen seine Feinde werde hier halten können. Im Reichsrathe seien eigentlich nur noch Kaaz und Rosenkranz seine Freunde und Beschützer, beides bejahrte Männer und kränklich. (In der That starben beide 1596). Curtius gab ihm die Versicherung, daß der Kaiser ihn mit Freuden aufnehmen und ihm Alles, was er wünsche, gewähren würde, wenn dieser Fall einträte. Jetzt erinnerte sich Tycho dieser Zusage. Zwar bekam er bald darauf die betrübende Nachricht, daß Curtius gestorben sei, gleichzeitig aber auch die, daß sein Nachfolger es sich angelegen sein lassen werde, das in's Werk zu setzen, was Jener ihm einst versprochen. Auch unterließ er nicht, an andern Orten Schritte zu thun, falls sich in Prag nichts erwirken ließe. Indeß zeigte sich der Kaiser, als ihm die Sache vorgetragen wurde, sogleich bereit, Alles zu thun, was Tycho wünschen könne, und nach Empfang dieser Nachricht reiste Tycho sogleich nach Wittenberg zu seinem Freunde Jessen, seine Familie einstweilen in Wandsbeck zurück-

lassend. Sofort nach Prag zu gehen, wohin der Kaiser ihn berufen hatte, war der noch herrschenden Pest wegen unthunlich; nach dem Aufhören derselben reiste er dorthin ab und ließ seine Frau und Kinder so wie diejenigen seiner Schüler, die ihn mit nach Deutschland begleitet hatten, dorthin folgen.

Die zahlreichen in dieser Zwischenzeit an ihn gelangten und von ihm ausgegangenen Briefe sind im Original wie in der Uebersetzung mehrmals durch den Druck veröffentlicht. Sie zeigen uns einen unausgesetzt thätigen Mann, der, wo er sich auch befinden möge, beobachtet, correspondirt, sich literarisch beschäftigt und Schüler unterrichtet. So schlägt er der Republik Venedig vor, einen Astronomen nach Alexandria zu schicken, um auf der Stelle des alten Museums die Polhöhe auf's Neue zu bestimmen, damit man sehe, ob sie sich in den 1500 Jahren verändert habe oder nicht. Er werde gern mit Rath und That an die Hand gehen, denn es gelte die Entscheidung einer wichtigen Frage. — Er vollendete das Buch de nova stella und sandte Exemplare desselben an verschiedene Orte, unter andern auch an den Prinzen Moriz von Nassau-Oranien, der hoch erfreut darüber war und gern gesehen hätte, daß Tycho nach Holland gekommen wäre und auf einer neuen Uranienburg gewirkt hätte. Doch die Unterhandlungen wegen Prag waren schon zu weit vorgerückt.

Im März 1599 kam er in Prag an. Der Kaiser ließ ihm das Haus einräumen, das er den Curtius'schen Erben für 20,000 Thaler abgekauft hatte, fügte noch ein anderes Haus hinzu, um es, während das erstere zur Sternwarte eingerichtet ward, zu bewohnen, und bot ihm drei seiner Schlösser, die in der Nähe von Prag lagen, zum Landaufenthalt an, falls Tycho dies vorziehe. In der That begab er sich, ungewohnt der Unruhe einer großen Stadt, nach Benach, einem dieser Schlösser.

Weitläufig wird der Empfang beim Kaiser Rudolph geschildert, aus dem wir hier nur erwähnen wollen, daß dieser ihm zur ersten Einrichtung 2000 Ducaten auszahlen ließ, ihm 3000 Gulden Gehalt zusicherte und noch andere große Versprechungen machte, die später doch nur zum Theil gehalten wurden. Zu seinem Assistenten ward Kepler berufen, der dies auch annahm und fortan mit Tycho zusammen auf der neuen Sternwarte wirkte. Auch ein chemisches Laboratorium ward für ihn hergerichtet und ein geschickter Mechanikus nach Prag gezogen, um Alles stets im besten Stande zu erhalten.

So vereinigte sich Alles, um hoffen zu lassen, daß dem noch im kräftigsten Mannesalter stehenden Tycho hier ein noch schönerer, durch Neid und Mißgunst nicht verbitterter Wirkungskreis bereitet sei. Eine treue liebende Hausfrau, sechs blühende Kinder (zwei waren schon auf Hwen gestorben) und ein Kreis von dankbaren Schülern — denn fast alle waren ihm gefolgt, — was konnte er mehr wünschen. Wohl war es ihm schmerzlich zu hören, daß sein geliebtes Uranienburg schon jetzt verfalle und wie absichtlich vernachlässigt würde, denn das Scipionische

„Ingrata patria, ne ossa quidem mea habebis“

konnte ihm, der nie aufhörte, sein undankbares Vaterland zu lieben, nicht zum Troste gereichen. Er hatte Ersatz gefunden und durfte sich der Gegenwart erfreuen. Doch

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der vergängliche Sohn der Stunde
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde.“

Am 13. October 1601 war er nebst mehreren andern Edelleuten beim Grafen Rosenberg in Prag zur Tafel gebeten. Es ward wacker getrunken, Tycho blieb nicht zurück: bald meldete sich ein Uebelbefinden, doch um nicht unhöflich zu scheinen, blieb er sitzen. Unterdessen jedoch nahm es so zu, daß er sich nach Hause begab und zu Bett legte. Nach fünf schmerzhaften Tagen schien Linderung einzutreten; doch war es eine trügerische Hoffnung. Vielmehr stellte sich Fieber mit Delirium ein, von wenigen lichten Augenblicken unterbrochen, wobei die Kräfte in beunruhigender Weise abnahmen. Am 24. stellte sich mehr Ruhe ein, das Delirium ließ nach, aber er fühlte den Tod herannahen.

Er empfahl Kepler die Bearbeitung der projectirten Rudolphinischen Tafeln, bat Gott inbrünstig, daß er das von ihm angefangene Werk nicht untergehen, sondern zu Seiner Ehre gedeihen lassen möge, dankte dem anwesenden schwedischen Grafen Erich Brahe von Wissingburg für alle

ihm erwiesene Liebe, nahm von seiner jammernden Familie rührenden Abschied und starb mit den Worten: „Ich habe nicht umsonst gelebt!“ Am 4. November ward sein Leichenbegängniß mit großer Pracht und fürstlichen Ehren begangen und er in der Theinkirche zu Prag beigesetzt. Seine Wittwe Christine, die der so unerwartete schreckliche Verlust auf's Krankenlager warf, erhielt nie ihre volle Gesundheit wieder; nach drei Jahren starb sie an der Wassersucht und ruht, wie es Tycho gewünscht, an seiner Seite in der Theinkirche.

Soll ich nun schließen? Wenn ich allein meinem eigenen Gefühle folgen dürfte, ja. Wie ich geschwiegen von den Nativitätsstellungen, Prophezeihungen und Wunderthaten, die man ihm zuschrieb — und welchem großen Manne wäre dergleichen erspart worden in jener Zeit der Thaumaturgie — so möchte ich am liebsten den Mann vollständig trennen von dem System, das seinen Namen führt. Aber ich habe nicht, wie einst Marc-Aurel, ein Ad me ipsum auf den Titel meiner Abhandlung gesetzt; ich sehe im Geiste Leser vor mir, die bis hieher mir gefolgt, die auf jeder Seite erwartet hatten, es werde endlich zur Sache kommen und nun, wo wir ihn bis in sein Grab geleitet, verwundert fragen: „Aber wo bleibt sein System?“

Und so möge denn hier ein zweiter Theil folgen und die Aufschrift führen:

Das Tychonische System.

Wie Tycho über Copernicus und dessen System urtheilte, haben wir oben gesehen, und in allen von ihm selbst veröffentlichten Werken, auch in dem letzten und ausführlichsten: Astronomiae instauratae Progymnasmata, finden wir nichts, was uns eine andere Ansicht fassen ließe. Zwar tadelt er 1588 in einem sehr umfangreichen Briefe an Peucer in Wittenberg (den später Rosenius veröffentlicht hat) den Copernicus, den er übrigens auch hier als vir incomparabilis bezeichnet, wegen der theilweise von ihm noch beibehaltenen Epicyklen, und zwar mit Recht, glaubt indeß, daß nur die unvollkommenen Beobachtungen, die Copernicus nur benutzen konnte, daran Schuld seien. Den Mars, der sich gar nicht recht fügen zu wollen schien, verspricht er fortwährend genau zu beobachten. Sonst hat er nichts gegen ihn einzuwenden.

In einem Briefe an Rothmann, von demselben Jahre, geht er indeß weiter. Er erblickt 1) in der Erde eine viel zu grobe und schwere Masse, als daß man sie wie einen Stern in den Lüften herumführen könne. Er glaubt 2) daß wenn die Erde sich von Westen nach Osten um ihre Axe bewegt, ein von einer Thurmspitze herabgeworfener Stein weit westlich vom Fuße des Thurmes niederfallen müsse. Er kann 3) die Kraft nirgends finden, welche die Erdaxe bei allen diesen Bewegungen sich selbst parallel erhalte und glaubt endlich 4) daß die Lehre von der Bewegung der Erde der Bibel und namentlich der bekannten Stelle Josua 10, 12 widerspreche.

Rothmann, ein entschiedener Copernicaner, antwortet darauf ziemlich eben so, wie wir noch jetzt antworten würden, abgesehen davon, daß wir jetzt im Besitz ganz anderer und weit evidenterer Beweise für Copernicus sind als Rothmann sie kannte. Er erinnert daran, daß nach Tycho's eigenen Angaben die Sonne 140 mal, Jupiter 14 und Saturn 22 mal größer als die Erde seien, und also noch viel ungeschickter zur Bewegung als die Erde. (Die heutigen Zahlen für diese Körper sind bekanntlich noch ganz andere und viel größere.) Und eben so treffend widerlegt er das Uebrige.

Wir fügen hinzu, daß wir es überhaupt nicht für correct halten, die uns zu ganz andern Zwecken gegebene Bibel als Lehrbuch der Naturwissenschaften zu mißbrauchen. Wer nicht einzelne Stellen, sondern die ganze Bibel vergleicht, wird Behauptungen genug finden, die, wenn die Absicht eines naturhistorischen Lehrbuchs vorgewaltet hätte, als schlimme Widersprüche bezeichnet werden müßten. So beispielsweise 1. Mose 1. die Erschaffung der Sterne nach der der Erde und Hiob 38. ihre Existenz vor der Erde. Und eben so Stellen, die mit demselben Recht für die Bewegung der Erde angezogen werden könnten, wie die in Josua für die Ruhe. — Jeder Gebrauch eines Schriftstellers gegen seine Absicht und seinen Zweck ist Mißbrauch seiner Worte, und

dies gilt von heiligen wie von profanen Büchern.

Wir wissen nicht, ob Tycho auf Rothmann's Antwort weiter replicirt hat, und können nur noch referiren, daß Tycho in seinen letzten Tagen Kepler die Berücksichtigung seiner Theorie empfahl mit den letzten Worten: Mein System ist von dem des Copernicus wenig verschieden, versuche doch, ob Du auch nach diesem den Beweis führen kannst."

Namentlich diese Aeußerung, die Tycho, schon mit einem Fuß im Grabe, an seinen Gehilfen richtete, lassen mich zweifeln, ob das System, welches nach seinem Tode „vollständig" erschien, wirklich das echte Tychonische sei, oder ob nicht von anderer Hand etwas darin verändert worden ist. Der Titel des erwähnten Werkes:

„De mundi aetherei recentioribus phaenomenis" (465 S. in 4[to]) enthält die Notiz, daß der Druck 1588 in Uranienburg angefangen worden; die Ausgabe erfolgte nicht früher als 1602.

Tycho besaß eine eigene Druckerei und es fehlte dieser nicht an Werkleuten. Wenn unter solchen Umständen vierzehn Jahre verfließen, so ist dies wohl nur dadurch erklärlich, daß das Manuscript im Anfange nur zum Theile vorlag, und erst im Verlaufe des Drucks allmälig hinzukam. Im ersten Bande dieses Werkes ist hauptsächlich die Rede von dem neuen Stern, außerdem aber von der Refraction, der Präcession, der Schiefe der Ekliptik, den Instrumenten, und in einem Capitel von dem vielbesprochenen System. Der zweite Band erschien erst 1603.

Gehört es ihm wirklich an in der Gestalt, wie es uns überliefert ist, so stehen wir nicht an zu erklären, daß dies System eines Tycho unwürdig ist; doch es mag für sich selbst sprechen:

Die Erde steht unbewegt, ohne weder zu rotiren noch im Raum fortzurücken. Um sie bewegt sich zunächst der Mond. Er hat eine doppelte Bewegung; eine tägliche und eine innerhalb siebenundzwanzig Tagen vollführte. Die Sonne steht in etwa zwanzig Mal größerer Entfernung, und beschreibt um die Erde Schraubengänge, 365 im Jahre; die Planeten, die in Beziehung auf die Sonne Kreise beschreiben und sich um sie als Mittelpunkt drehen, machen diese Schraubengänge mit, denn die Erde gehört nicht zu den Planeten und ist überhaupt kein Stern. Die Fixsterne jedoch, die gar nicht so weit entfernt zu sein brauchen, haben sämmtlich einen vierundzwanzigstündigen Umlauf um die Erde (die sogenannte octava sphaera).

Hat der sterbende Tycho wirklich dieses System im Sinne gehabt, als er Kepler versicherte, es sei wenig von dem Copernicanischen verschieden und ihn aufforderte, danach zu rechnen, so bleibt wohl nur die Annahme übrig, dieser Moment sei nicht frei vom Delirium gewesen. Denn wahrlich, ich möchte den Astronomen sehen, der nach einem solchen System, und ohne die „bequeme Hypothese" des Copernicus zu Hilfe zu nehmen, wirklich rechnet. Versucht hat es bis heute Niemand, auch Tycho selbst nicht, und diejenigen, die uns den Rath geben, einen neuen Aufbau der Astronomie auf Tychonischem Grunde auszuführen, fordere ich hiermit auf, irgend eine Planetenephemeride oder was sie sonst wollen, auf dieser Basis zu versuchen. *)

Wir wollen hier daran erinnern, daß bereits Apollonius von Perga vor fast 2000 Jahren ein System aufgestellt hat, das, bis auf die wunderlichen Schraubengänge, dem Tychonischen gleich ist. Er läßt den Mond in siebenundzwanzig Tagen, die Sonne in einem Jahre sich in Kreisen um die Erde bewegen; alle andern Planeten um die Sonne, und nur mit dieser um die Erde. Die tägliche Bewegung schreibt er dem primum mobile zu, das wir bei allen Alten finden und auch, wenn nun einmal durchaus die Erde ruhen soll,

*) Eine noch vor wenigen Jahren erschienene Schrift, die man als eine Schmähschrift gegen Copernicus charakterisiren kann, beginnt mit der Bemerkung: es gebe auch noch heute Astronomen, welche die Ruhe der Erde behaupten, denn (man höre!) Brandes habe Tycho gelobt, und das würde er nicht gethan haben, wenn er Tycho's System nicht annähme.

Wir versichern den Verfasser, der von ihm nichts als dies System zu kennen scheint, daß, wenn es sich um das Lob Tycho's handelt, nicht Brandes allein, sondern alle Astronomen ohne Ausnahme in dieses freudig einstimmen werden; daß jedoch, wenn von einer ernst gemeinten Anwendung des Tychonischen Systems bei ihren Arbeiten die Rede ist, sich nicht ein einziger findet, noch jemals finden wird, der darauf eingeht. Astronom und Copernicaner sind gegenwärtig unzertrennliche Begriffe; und wem die Ruhe der Erde wirklich zu lieb ist, um sie fahren zu lassen, dem rathen wir, auf alle und jede Himmelskunde zu verzichten.

immer noch annehmbarer ist als die Schraubengänge Tycho's.

Bis entschiedene Beweise vorliegen, daß das von seinem Schwiegersohn 1602 an die Oeffentlichkeit gebrachte Werk das wahre System Tycho Brahe's darstelle, werde ich an der Hoffnung festhalten, es möge sich anders verhalten. Müßte ich mich indeß bequemen, seine Urheberschaft nach dem ganzen Wortlaute anzunehmen, so würde ich, eingedenk des Horazischen

„quandoque bonus dormitat Homerus"

es in die Classe der bejammernswerthen Verirrungen setzen, vor denen auch die größten Geister nicht völlig sicher sind, wie dies unter andern die Chronologie Newton's und Huygens Cosmotheoro's beweisen.

Kepler, als er nach langen Bemühungen endlich in den Besitz der Tychonischen Beobachtungen gelangte, hat ausschließlich aus ihnen — denn keine andern waren dazu brauchbar — die ewigen Gesetze entwickelt, durch die das anfangs noch mit Mängeln behaftete Copernicanische System erst zu voller Wahrheit erhoben ward, und diese Gesetze waren es, die Newton veranlaßten, Kepler für seinen Lehrer zu erklären. Und so hat der Astronom, in dessen Hochschätzung, wie wir gesehen, Copernicus am höchsten stand, durch seine trefflichen Beobachtungen die Grundlage dargeboten zu dem System, welches nie veralten, nie erschüttert oder gar umgestoßen werden wird, so lange es noch ein Auge auf Erden gibt, welches gen Himmel blickt. — Ohne Tycho kein Kepler, wie ohne Kepler kein Newton, nach dem eigenen Geständniß beider großen Männer.

Der wahre und eigentliche Tycho, unbestritten der Größten und Edelsten einer, die jemals auf Erden gelebt, ist der, den wir im ersten Theile zu schildern versucht haben. Werden die Leser mir nun noch zürnen, daß ich Bedenken trug, ein so edles und herrliches Bild durch einen Flecken zu trüben? Werden sie es tadeln, daß ich bemüht war, von dem großen Namen, wenn möglich, auch diesen Flecken noch abzuwaschen?

Ich schließe mit den Worten, die leider nicht auf Tycho allein Anwendung finden:

„Eine Nation kann sich der großen Männer, die aus ihrem Schoße hervorgingen, nur dann wahrhaft rühmen, wenn es sie zu ehren, ihre Wirksamkeit bleibend zu fördern und zu ihrem Nutzen zu verwenden weiß. Im andern Falle gehen Ruhm und Ehre auf dasjenige Volk über, welches die Verkannten und Vertriebenen aufnimmt, sie in ihrem Wirken schätzt und ihnen darbietet, was ihrer würdig ist."

Der

Montserrat und die Teufelsbrücke

in Catalonien.

Von Dr. Reinhold Brehm.

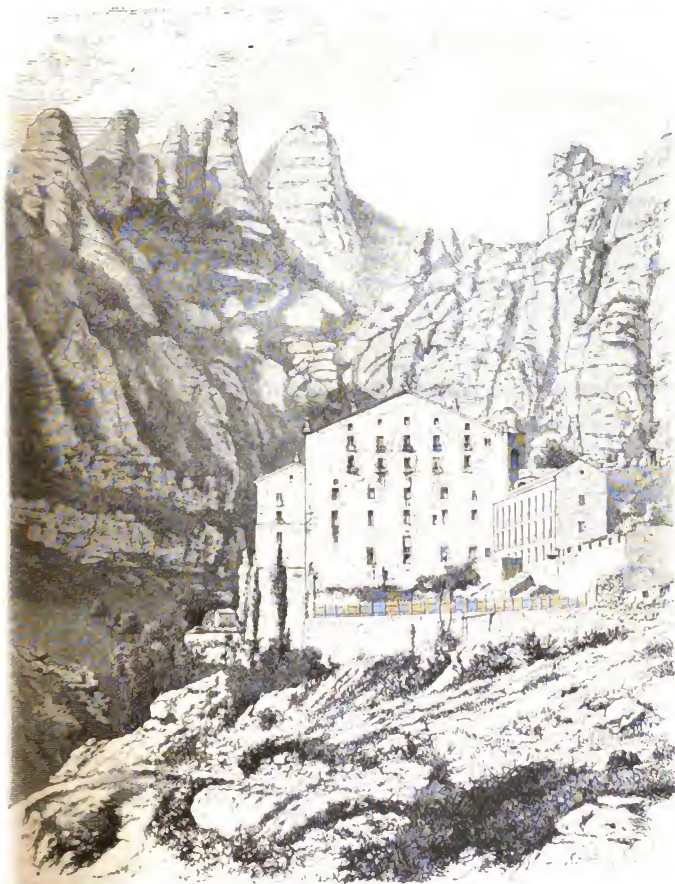
Sobald man zu Schiffe von Marseille kommend, den für die Schifffahrt Gefahr bringenden Löwengolf hinter sich hat, erblickt man vor sich und nach rechts Spaniens Küste. Es ist die Provinz Catalonien, die dem Reisenden zunächst zu Gesichte kommt.

Die Meeresküste ist hier im hohen Grade malerisch. An steilen Felswänden bricht sich donnernd die schäumende Brandung und spritzt ihren weißen Gischt bei stürmischem Wetter hoch an denselben empor. Mehrere kleinere Vorgebirge treten weiter heraus in's Meer; an dieselben schmiegen sich freundliche Dörfer und Flecken an, deren Bewohner zum Theil vom Fischfange leben. Hinter den Vorgebirgen finden die Kähne und Fischerbarken hinreichenden Schutz gegen die tobenden Wellen bei Unwettern. Mehr nach dem Lande zu ist die Küste von Pinien- und Korkeichenwäldern bedeckt, und über die Wälder erheben in größerer Entfernung die Pyrenäen ihre schneebedeckten Häupter.

Nähert man sich der Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, so tritt der südliche Charakter des Landes mehr und mehr hervor. Die steilen Felsen der Küste sind hier mit riesenhaften Aloë- (Agave americana) und Cactusgesträuchen (Opuntia) bewachsen. Anstatt der Eichenwälder erblickt man schattige Orangenhaine, welche mit einem dunkeln Gürtel die Berge umgeben; über ihnen ziehen sich Weinpflanzungen, Johannisbrot- und Feigenbäume bis zu dem Gipfel des Berges hinan.

Barcelona selbst, die gewerbthätigste Stadt

Spaniens, taucht jetzt immer deutlicher vor unsern Blicken aus dem Meere auf; wir können schon seine blanken Häuser mit den



Kloster von Montserrat.

platten Dächern, seine Festungswerke, den Monjuich, die freundlichen Landhäuschen auf den die Stadt umgebenden Bergen unterscheiden.

Lassen wir unsere Blicke über Barcelona und seine näheren Umgebungen hinausschweifen, so werden sie von einem zackigen Bergriesen, der den Hintergrund der Landschaft bildet, gefesselt. Dieser Berg heißt wegen seiner eigenthümlichen Gestalt Montserrat (monte serrado), Sägeberg.

Das Dampfschiff, auf welchem wir ankamen, hatte in dem Hafen Barcelona's geankert; bei Barceloneta steigen wir an's Land und bedienen uns eines zweirädrigen

Wagens, um nach einem Wirthshause in der Stadt zu gelangen. Unsre Tartana hält vor der Fonda de las Cuatro Naciones an der Rambla.

Von dem Balcon unsers Zimmers aus sehen wir uns noch einige Zeit das bunte Treiben auf der Rambla an, dem mitten durch die Stadt führenden Hauptspaziergange der Bewohner Barcelona's.

Nachdem wir einige Täge in Barcelona verweilt und alle's Sehenswerthe in Augenschein genommen haben, beschließen wir einen Ausflug nach dem Montserrat zu machen. Wir benutzen bis an den Berg die nach Zaragoza führende Eisenbahn und verlassen bei dem Dorfe Monistrol den Zug. Ein in gutem Zustande erhaltener Fahrweg führt uns dann auf der Nordseite den Berg hinan nach dem Kloster Montserrat.

Der Weg windet sich in mehreren Schlangenwindungen zwischen den hohen Felskegeln hindurch, aus welchen der Montserrat zusammengesetzt ist. Diese Kegel haben oft eine Höhe von mehreren hundert Fuß und stehen einer auf den andern gethürmt. Sie sind größtentheils ohne alle Vegetation und nur in den Mulden, welche zwischen den einzelnen Felspyramiden sich befinden, bemerkt man Strauchwerk aus Alpenrosen, hochstämmiger Haide, Rosmarin u. dgl. bestehend, und das Ganze gibt uns in schöner Abwechslung ein Gemälde, wie wir es nur selten finden: nackte, kahle Granitblöcke und daneben Schluchten, welche mit immergrünen, dunkelblättrigen, schönblühenden Gesträuchen ausgekleidet sind. In einer Höhe von ungefähr zweitausend Fuß über dem Meere erhebt sich auf einem Felsplateau das Kloster Montserrat, welches in früherer Zeit in ganz Spanien wegen seiner Schätze und Reichthümer berühmt war. In den Kriegen mit Napoleon wurde es jedoch geplündert und größtentheils zerstört. Jetzt steht nur noch die Kirche, ein größerer Flügel des früher kolossalen Gebäudes und einige kleinere Häuser, in welchen die Pilger Obdach finden. Das Muttergottesbild in der Kirche gilt als besonders wunderthätig. Die heilige Jungfrau ist der Sage nach hier oben einem Hirten als Mohrin erschienen, und ist auch in dieser Gestalt, mit einem schwarzen Christuskinde auf den Armen, in der Kirche dargestellt. Die Kirche bewahrt immer noch schöne Kunstschätze. Durch ein starkes eisernes Gitter wird sie in zwei Abtheilungen getheilt.

Das Kloster hat besonders deshalb ein historisches Interesse, weil in demselben Ignatius Loyóla (Ignacio de Loyóla) die Statuten des Jesuitenordens entwarf.

In unmittelbarer Nähe des Klosters, von welchem aus man eine herrliche Fernsicht genießt, befinden sich wohlgepflegte und sorgfältig bewässerte Gärten. Die Pilger finden in den Nebengebäuden gastfreie Aufnahme, müssen aber das Essen, die Betten u. dgl. so theuer bezahlen, daß man in dem ersten Wirthshause Barcelona's bedeutend billiger wohnt. Obgleich es in den Wohnungen der Mönche oder vielmehr der Geistlichen — denn bekanntlich sind die Mönchsklöster in Spanien schon seit länger als zwanzig Jahren aufgelöst — an keinerlei Bequemlichkeiten mangelt, so sind doch die für die Fremden und Pilger bestimmten Zimmer auf's Aermlichste ausgestattet. Ein hölzerner Stuhl, selten ein Tisch, das harte Bett bilden das ganze Meublement des Zimmers; anstatt mit Glas sind die Fenster mit Gaze oder dünnem Zeuge versehen. Das Klostergebäude schmiegt sich zum Theil an die schon beschriebenen Felskegel an, welche besonders hinter dem Kloster noch steiler und höher erscheinen und dasselbe wohl mehrere hundert Fuß überragen. Vom Kloster an beginnen die dreizehn Einsiedeleien, die sich bis auf den höchsten Gipfel des Berges hinanziehen. Die Hütten der Einsiedler kleben wie Schwalbennester an den steilen Felsen. Fast sämmtliche stehen leer und nur eine oder zwei werden noch bewohnt.

Auf die Einsiedler des Montserrat wurde während des Krieges Napoleon's I. mit Spanien von den Franzosen besonders Jagd gemacht, denn sie sammelten Guerillacorps unter den tapfern Cataloniern, gingen denselben mit dem Kreuze in der Hand voran, dem Feinde entgegen und fanatisirten ihre Leute auf eine solche Weise, daß diese dem französischen Heere empfindlichere Verluste zufügten, als manche geordnetere Regimenter.

Der Montserrat ist reich an Wasser; fast in jeder größeren Schlucht des Berges trifft man Quellen, in einigen auch wohl kleine Bäche an, welche dem Bette des Llobregat zueilen.

Am Morgen nach unsrer Ankunft verließen wir zeitig das Kloster, um auf den Gipfel des Berges zu steigen. Wir nahmen unsre Gewehre mit, denn die dichten Gebüsche, welche uns von oben entgegenschimmerten, versprachen uns reiche ornithologische Ausbeute; bis jetzt hatte uns der Berg wenig gewährt. Wir klommen in einer Mulde empor; ein krystallheller Wasserfaden diente uns zum Wegweiser durch das dichte Gebüsch von Alpenrosen und Haide. Nach einer halben Stunde weitete sich die enge Schlucht zu einem Thale aus, in welchem der Rosmarin mit besonderer Vorliebe Wurzel geschlagen hatte und schwer durchdringliche Dickichte bildete. Steile Felswände schlossen das Thal ein, und schon meinten wir keinen Ausgang zu finden, als mehrere Pilger mit dem Führer aus dem Kloster anlangten und uns einen schmalen felsigen Pfad zeigten, auf welchem wir nach oben gelangten. War der Weg nach dem Gipfel etwas beschwerlich gewesen, so lohnte uns doch reichlich für unsre Mühe die herrliche Aussicht, welche wir von hier oben genossen. Auf dem höchsten Gipfel des Berges, einem kleinen Felsplateau, stand die letzte Einsiedelei; dieselbe war unbewohnt, doch fand sich unter dem Schutze ihres noch gut erhaltenen Daches eine starke, frische Quelle, deren Wasser sich in einem ziemlich umfangreichen Bassin angesammelt hatte und uns zum Frühstücke trefflich mundete. Jedenfalls ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß sich auf dem höchsten Gipfel des höchsten Berges der Gegend, in einer Höhe von dreitausend Fuß eine so starke Quelle findet; wahrscheinlich steht dieselbe mit den ungefähr zwanzig Stunden entfernten Pyrenäen in Verbindung.

Nach eingenommenem Frühstück begannen wir die Rundschau. Ich gestehe, daß ich nur noch ein Mal in Spanien eine derartige Aussicht genossen habe, nämlich von dem Picacho de Veleta der Sierra Nevada. Zu unsern Füßen lag der zerklüftete Berg mit seinen phantastischen Formationen, seinen unzähligen auf einander gethürmten Felskegeln und Pyramiden. Am Fuße des Berges schlängelte sich der Llobregat in seinem felsigen Bette durch die mit Hügeln besäete Ebene dem Meere zu. Nach Osten zu erhoben sich die Berge der Küste, und über dieselben hinweg verloren sich die Blicke im Meere. Nach Süden tauchten die balearischen Inseln aus der blauen Fluth und nach Südwesten begrenzte das Thal des Ebro den Horizont. Nach Nordwesten hin unterschied man in weiter Ferne die dunkeln Gebirge Navarra's und der baskischen Provinzen, und nach Norden glänzten die Schneehäupter und Gletscher der Pyrenäenkette im hellsten Sonnenscheine. Den Pyrenäen konnten wir in ihrer gesammten Ausdehnung vom Atlantischen bis zum Mittelländischen Meere mit den Blicken folgen, und der Centralstock dieses Gebirges trat so deutlich hervor, daß wir mit unbewaffnetem Auge die hervortretendsten Formationen der Berge unterscheiden konnten.

Unser gutes Fernrohr machte uns näher mit den Schnee- und Eisfeldern der Pyrenäen und mit ihren bewaldeten, grünenden Abhängen bekannt. Barcelona selbst konnten wir nicht erblicken, da es durch zwischen uns und der Küste sich hinziehende Bergketten verdeckt wurde, dagegen übersahen wir eine unzählige Menge von Städtchen und Dörfern, fast die gesammten Ortschaften der Provinz Catalonien. Mehrere Stunden verweilten wir auf unserm Standpunkte und immer neue Ortschaften tauchten vor unsern Blicken auf. Als wir uns endlich von dieser wunderschönen Fernsicht trennen mußten, sagten wir dem Berge mit einer dreimaligen Salve aus unsern Doppelgewehren Adieu; tausendfach brach sich der Schall der Schüsse an den Felsen, welche uns das Echo zurücksandten.

Wir verweilten noch einige Tage in dem Kloster und durchstreiften von hier aus den Berg nach allen Richtungen. Am sechsten Tage nach unsrer Ankunft bepackten wir das Maulthier mit unserm Gepäck und den gesammelten Gegenständen, übergaben Alles einem Führer, welcher den nächsten Weg nach dem Dorfe Colbato einschlug. Wir selbst kletterten an den steilen Felsen hinab, dem engen felsigen Thale zu, durch welches sich der tosende Llobregat Bahn gebrochen hat. Gegen Abend langten wir todmüde im Wirthshause von Colbato an. Die Wirthin mit ihren schönen Töchtern empfing uns sehr freundlich, wies uns ein reinliches, nettes Zimmer an, wo wir nach acht Tagen zum ersten Male wiederum in einem ordentlichen Bette ausruhen konnten.

Des andern Morgens machten wir uns

zeitig auf den Weg, um zu Fuße nach Esparraguera zu gelangen und die in der Nähe dieses Städtchens über den Llobregat führende Teufelsbrücke zu sehen. Esparraguera selbst ist ein schmutziges Nest und in dem ersten Wirthshause des Ortes war unsers Bleibens nur so lange, um ein frugales Mittagsmahl einzunehmen. Der Gestank, welcher aus dem Maulthierstalle in das Gastzimmer hereinzog, das brutale Wesen des Wirthes, der unangenehme Geruch nach frischgeerntetem Johannisbrote, welches in den obern Zimmern aufgeschüttet lag und diese Wohnungen wenigstens für deutsche Nasen unwirthbar machte, veranlaßten uns, sobald als möglich aufzubrechen und den Ort zu verlassen.



Die Teufelsbrücke bei Esparraguera.

Ungefähr eine halbe Stunde von Esparraguera entfernt ist die Teufelsbrücke in kühnem Bogen über den brausenden Fluß gespannt. Die Brücke selbst ist carthaginiensischen Ursprungs und wurde von Hannibal erbaut und zwar, wie eine Inschrift an dem auf derselben errichteten Triumphbogen besagt, zu Ehren seines Bruders Hasdrubal. Das Volk schreibt ihre Erbauung dem Teufel zu und nennt sie deshalb Puente del diablo. Noch heute muß man diesem kühnen Bauwerke Bewunderung zollen, welches ein paar tausend Jahren Trotz geboten hat, ohne daß die Alles vernichtende Zeit einen Stein aus seinen Fugen gelöst hätte.

Die Brücke ist aus grauen Granitblöcken und Steinen erbaut, welche durch Kalk zusammengehalten werden, dessen Festigkeit der der Steine gleichkommt. Sie besteht aus zwei Bögen, einem kleineren auf dem rechten Flußufer und dem Hauptbogen in der Mitte. Auf der andern Seite ist sie gleichsam mit den Felsen des Ufers verwachsen. Sie ist schmal und dient deshalb hauptsächlich Fußgängern und Reitern zum Uebergang, bildet aber mehrere Stunden nach ab- und aufwärts die einzige Verbindung der beiden Flußufer.

Betrachtet man die Brücke vom Flußbette aus, nach abwärts zu, so erscheint sie doppelt so hoch. Vor den Blicken breitet sich dann eine sehr malerische Landschaft aus, deren Hintergrund der zackige Montserrat bildet.

Wir folgten noch einige Zeit lang dem Laufe des Llobregat, gelangten gegen Abend nach Molins del Rey und bestiegen hier den Dampfwagen, um nach Barcelona zurückzukehren.

Das meteorologische Bureau zu London.

Durch den XI., XII. und XIII. Band der Monatshefte geht eine Reihe von Aufsätzen, die über die Ermittelung der Witterung handeln. In dem XII. Stück (Bd. XIII., S. 339) ist auch die Rede von den Diensten, welche die elektrische Telegraphie hierbei leistet. Da die telegraphische Meteorologie, wie sie in England durch den Admiral Fitz-Roy mit so großem Erfolge eingerichtet ist, von Tag zu Tag eine erhöhte Wichtigkeit erlangt, so werden einige nähere Nachrichten über das meteorologische Bureau in London hoffentlich für den Leser von Interesse sein.

Bei seinem Studium der physischen Geographie des Meeres hatte der bekannte nordamerikanische Marinecapitän Maury vorzugsweise auch die Meteorologie in's Auge gefaßt. Unterstützt durch mannigfaltige Witterungsbeobachtungen, die von intelligenten Kauffahrteicapitänen auf ihren Reisen angestellt worden waren, gelang es ihm, Wind- und Segelkarten zu entwerfen, in denen er die Witterungsgesetze praktisch zur Anschauung brachte. Diese Karten sind durch die Liberalität der Unionsregierung allen seefahrenden Völkern zugänglich geworden und haben der großen Schifffahrt sehr bedeutenden Nutzen gebracht. Durch sie sind die Reisen in dem Indischen und Atlantischen Ocean um wenigstens ein Viertheil verkürzt worden.

Auf einem wissenschaftlichen Congreß zu Brüssel brachte Maury diese Angelegenheit zur Sprache und in Folge dessen entschied sich die englische Regierung 1854 in London ein meteorologisches Bureau zu errichten, dessen Aufgabe es war, die meteorologischen Berichte aus einem großen Gebiete zu sammeln und zu erörtern; namentlich sollte man die Vorgänge in's Auge fassen, die zugleich an weit von einander entfernten Orten eintreten. Bald darauf erklärte der Admiral Fitz-Roy, daß es diesem Bureau möglich sein würde, für gewisse Orte das Wetter im Allgemeinen um einen oder zwei Tage und mitunter auch noch früher vorher zu bestimmen. Anfangs hörte man darauf nicht, aber man konnte sich nicht verhehlen, daß diese Worte durch den Mann, der sie ausgesprochen, ein gewisses Gewicht erlangt hatten. Fitz-Roy hatte fast alle Meere befahren, sich als wissenschaftlicher Forscher in den verschiedensten Ländern der Erde aufgehalten und, was noch mehr in's Gewicht fiel, war die Thatsache, daß Fitz-Roy mit einem kleinen Schiffe von 235 Tonnen eine Reise um die Erde ausgeführt hatte, und obgleich er im Laufe dieser sieben Jahre von manchem Sturm überfallen worden und auch Cap Horn umsegelt hatte, so war doch das Schiff selbst nicht von dem geringsten Unfall betroffen worden. Dieser glückliche Ausgang war wohl verdient und zwar dadurch, daß Fitz-Roy von seinen meteorologischen Kenntnissen einen praktischen Gebrauch zu machen wußte.

Im Jahre 1857 unterhielt Fitz-Roy einen lebhaften Briefwechsel mit Maury, um sich alle nur möglichen Belehrungen über die telegraphische Meteorologie zu verschaffen. 1859 brachte er diese Angelegenheit auf der Versammlung der britischen Naturforscher zu Aberdeen, wo der Prinz-Gemahl selbst den Vorsitz inne hatte, zur Sprache. Seine Vorschläge wurden von dem Ausschuß der Versammlung befürwortet und endlich zu Anfang des folgenden Jahres von der Regierung angenommen. In Folge dessen setzte sich das meteorologische Bureau in London mit den Telegraphenstationen in Verbindung, man versuchte sich in der Vorherverkündigung des Wetters und endlich erschienen im Februar 1861 die ersten meteorologischen Zeichen in den Häfen.

Bald nach der Versammlung in Aberdeen erhob man von Holland aus Reclamationen hinsichtlich der Priorität, doch verging noch ein Jahr, nachdem Fitz-Roy sein System in verschiedenen Broschüren, die vom Board of Trade herausgegeben wurden, offen dar-

gelegt hatte, bevor man in Holland oder anderswo Aehnliches versuchte. Als Admiral Fitz-Roy 1859 und 1860 darauf drang, die Vorhersagungen des Wetters zu veröffentlichen, erhielt er von dem Astronomen Le Verrier in Paris einen Brief, der ihn davon abzubringen versuchte. Aber im Herbst des Jahres 1862 schickte der französische Marineminister Officiere nach London, um Einsicht von den dortigen Einrichtungen zu nehmen und das meteorologische Bureau zur Beihilfe aufzufordern, damit man an den französischen Küsten ein ähnliches System einrichten könne, da man die großen Vortheile desselben in England schon genügend erkannt hatte. Seit dem December 1862 wirken England und Frankreich wirklich zusammen und auf diesem Gebiete ist das Einverständniß ein herzliches. In Italien hat sich Matteucci der Sache angenommen. Das Londoner Bureau hat ihm bereitwillig alle nur möglichen Aufschlüsse gegeben.

Die wissenschaftlichen Grundlagen, auf denen diese Vorherverkündigungen des Wetters beruhen, sind bereits a. a. O. erörtert worden und ebenso auch die Art ihrer Veröffentlichung. Im Allgemeinen kann man eine Aenderung des Wetters, namentlich herannahende Stürme, auf einen oder zwei Tage vorhersagen und selbst wenn die Veränderungen der meteorologischen Instrumente ganz plötzlich eintreten, bleibt doch noch immer Zeit zur Benachrichtigung. In England ist man von der Nützlichkeit der telegraphischen Zeichen bereits der Art überzeugt, daß sich schon mehr als 60 Häfen mit dem Londoner Bureau in Verbindung gesetzt haben. Auch in den französischen Häfen äußert sich dieses Verlangen schon sehr lebhaft. So schreibt zum Beispiel Capitain Mouchez aus Paris an Fitz-Roy: „Beständig gehen neue Forderungen wegen Uebersendung Ihrer Telegramme aus den Häfen an mich ein.“

Allerdings hat man sowohl in Amerika wie auch in Europa schon zur Zeit der optischen Telegraphen Vorschläge gemacht, mit Hilfe derselben die Stürme vorherzusagen, ebenso hat man auch seit der Einführung der elektrischen Telegraphen diese wichtige Angelegenheit vielfach erörtert, aber zu einer Ausführung ist es nicht gekommen. Le Verrier in Paris und Buys-Ballot in Holland riefen zwar gleichzeitige meteorologische Beobachtungen, die durch den Telegraphen vermittelt wurden, in's Leben, und sie dachten auch daran, dieselben für die Schifffahrt und den Handel nützlich zu machen, aber die holländischen Stationen umfassen ein viel zu geringes Gebiet, während das, von dem die Sternwarte in Paris tagtäglich Nachricht erhält, wiederum viel zu groß ist. Um diese Nachrichten nutzbar zu machen, bedurfte es erst eines eingehenden Studiums. Für England und Frankreich sind hinsichtlich der Stürme namentlich die Telegramme aus Irland von der größten Wichtigkeit.

Die wissenschaftliche Meteorologie selbst zieht aus dieser Einrichtung einen bedeutenden Nutzen, denn dadurch ist die Beobachtung der meteorologischen Instrumente weit verbreitet worden. Alle Hafenstädte, groß und klein, die darum gebeten, sind mit guten Instrumenten und mit leicht faßlichen, eigens zu diesem Zweck geschriebenen Anweisungen versehen worden. Die Zahl dieser Städte ist bereits sehr groß. Die gleiche Einrichtung ist auch an der französischen Küste getroffen worden.

Täglich gehen bei dem Londoner Bureau von allen Seiten aus England, Schottland und Irland, sowie von den Inseln Man, Jersey und Helgoland Telegramme ein; aus Frankreich zweimal am Tage, und zwar aus Rochefort, Lorient und Brest früh Morgens und aus Paris, Bayonne und Brest am Nachmittage. Am letztern treffen auch die Telegramme aus Lissabon, vom Helder und Kopenhagen ein. Ebenso sendet das Londoner Bureau täglich Berichte von verschiedenen Orten an das Marineministerium und die Sternwarte in Paris und um 11 Uhr Mittags speciell für die französische Küste nach Calais. Außerdem gibt es auch von Zeit zu Zeit besondere Nachrichten über einen bevorstehenden Sturm, wenn eben die französische Küste und die englischen Inseln in dem Canal bedroht sind.

Endlich hat man auch bei uns — freilich spät — die Bedeutung der telegraphischen Witterungsberichte erkannt. Kürzlich hat nämlich das preußische meteorologische Institut, dem sich verschiedene andere deutsche Staaten angeschlossen haben, auf „vielseitiges Verlangen“ erklärt, sich an dem System der täglichen telegraphischen Witterungsberichte betheiligen zu wollen. Der Vor-

steher des Instituts, der bekannte Professor Dove in Berlin, hat daher an sämmtliche Vorstände der meteorologischen Stationen ein Schreiben gerichtet, mit der Aufforderung, täglich die Morgenbeobachtungen durch den Telegraphen an ihn einzusenden. Wie man aber diese Berichte praktisch nutzbar machen will, darüber verlautet nichts.

Für unsere Nord- und Ostseeküste wäre eine ähnliche Einrichtung, wie sie in den britischen und französischen Häfen besteht, sehr wünschenswerth. Es ist nämlich wahrscheinlich, daß man bereits nach einigen Jahren dahin gelangen würde, auf Grund der zahlreichen Beobachtungen die hier herrschenden Witterungsgesetze festzustellen und dadurch die Fahrten in diesen Meeren nicht unbeträchtlich zu verkürzen. Wäre selbst dies nicht der Fall, so würden doch die Seefahrer in Folge dieser Einrichtung die Wichtigkeit der sorgfältig geführten Wetterbücher mit der Zeit erkennen und sich dadurch vor vielem Schaden bewahren.

Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß diese auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden Vorherverkündigungen des Wetters durchaus nichts gemein haben mit den Verkündigungen der Wetterpropheten, die jetzt wieder so viel von sich reden machen. Jene zeichnen sich vor diesen durch eine große Bescheidenheit aus. Es fällt ihnen nicht ein, außergewöhnliche strenge Winter, heiße Sommer, große Ueberschwemmungen u. s. w. Monate lang vorher prophezeihen zu wollen, wie es in der jüngsten Zeit wieder sehr Mode geworden, wodurch ganze Gegenden in Schrecken gesetzt wurden, obgleich alle Wetterpropheten dieser Art ohne Ausnahme Fiasco gemacht haben. Die wissenschaftlichen Vorherverkündigungen, fore cast, wie sie Admiral Fitz-Roy nennt, nehmen nicht, wie die Prophezeihungen der Weltpropheten, die Gewißheit in Anspruch, sondern nur die Wahrscheinlichkeit, aber nichtsdestoweniger wird die Wahrscheinlichkeit in neun unter zehn Fällen zur Gewißheit, wenn sie nämlich von einem einsichtsvollen Beobachter, der sich schon lange Jahre mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, herrührt, während die Wetterpropheten trotz ihrer kecken Zuversicht ebenso oft zum Lügner werden. Erstrecken sich diese wissenschaftlichen Vorhersagungen auch nur über zwei Tage, so haben sie doch schon in der kurzen Zeit ihres Daseins den Häfen mehr Nutzen gebracht als alle Wetterpropheten der alten Art, die nie auszusterben scheint, zusammengenommen.

Neues vom Büchertisch.

Heller, K. B., Mexico. Andeutungen über Boden, Klima, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich ꝛc. gr. 8. Wien, C. Gerold's Sohn. 16 Sgr.

Simmler, R. T., die Chemie in ihren Beziehungen zur Landwirthschaft und zum Nationalhaushalt. Vortrag. gr. 8. Bern, Huber u. Co. In Comm. 1/6 Thlr.

Berge's, F., Schmetterlingsbuch oder allgemeine Naturgeschichte der Schmetterlinge und besonders der europäischen Gattungen. 3. Aufl. 9. Lfg. gr. 4. Stuttgart, K. Thienemann's Verlag. 12 Sgr.

Bronn, H. G., die Klassen und Ordnungen des Thierreichs wissenschaftlich dargestellt in Wort und Bild. Fortgesetzt von W. Keferstein. 3. Bd. Weichthiere: Malacozoa. 32. Lfg. Lex.-8. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsh. 1/2 Thlr.

Paléontologie française ou description des animaux invertébrés fossiles de la France. Terrain crétacé. Livr. 14. gr. 8. Paris, V. Masson et Fils. 1 Thlr. 18 Sgr.

Jahrbuch, neues, für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Gegründet von K. C. v. Leonhard und H. G. Bronn und fortgesetzt von G. Leonhard u. H. B. Geinitz. Jahrg. 1864. 1. Hft. gr. 8. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsh. pro cplt. 5 2/3 Thlr.

Reinhard, H., das Mikroskop u. sein Gebrauch für den Arzt. 2. Aufl. gr. 8. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsh. 1 Thlr.

Verhandlungen der kais. Leopoldino-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher. 30. Bd. gr. 4. Jena, Fr. Frommann. In Comm. geh. 10 Thlr.

Stulpnagel, F. v., u. J. C. Bär, Deutschland, Königreich der Niederlande, Belgien und die Schweiz nebst Theilen der angrenzenden Länder. Zum Reisegebrauch eingerichtet unter Mitwirkung von F. M. Diez. Neue Ausgabe. Kpfrst. u. color. Imp.-Fol. Gotha, J. Perthes. Auf Leinw. u. in Carton 2 2/3 Thlr.

Ruge, S., Geographie für Handelsschulen u. Realschulen. gr. 8. Dresden, G. Schönfeld's Buchhandlung. 24 Sgr.

Wunderlich, G., die Thierwelt in naturgeschichtl. Schilderungen, Biographien, Charakterbildern ꝛc. 7. Lfg. gr. 8. Leipzig, E. Wilfferodt. 8 Sgr.



Die

bedeutsamsten Ruinenplätze Asiens.

Von Julius Braun.

I. Babylon.

Schon seit längerer Zeit ruhen die Ausgrabungen, die an den großen Ruinenplätzen Asiens, zu Babylon, Ninive, Susa, Tyrus und Sidon von Frankreich und England aus unternommen wurden. Mit der Ausbeute an Sculpturen, Inschriften rc. sind die Museen von Paris und London angefüllt. Jetzt gilt es, diese Inschriften lesen zu lernen, und ihren Inhalt zu vergleichen, sowohl mit den Denkmalresten selbst, als mit den Angaben, die durch papierene Ueberlieferung uns von Alters her gerettet sind. Es kann nicht fehlen, daß auf solchem Weg manche voreilige Annahme in Religions- und Denkmalgeschichte weichen muß, und es wird nicht zuviel sein, wenn der Versuch, die verlorenen Lebensbilder aus jenen großen Culturplätzen herzustellen, immer wieder aufgenommen wird. Dank den Arbeiten in London und Paris, ist in der That die Aussicht, einer historischen Wahrheit nahe zu kommen, mit jedem Jahr größer geworden. Wir wollen die bedeutendsten jener Denkmalreste im Trümmerfeld von Babylon, Ninive, Susa rc. wieder berühren und dabei namentlich hervorheben, was die dort gewonnenen Thatsachen für's Verständniß biblischer Anschauungen leisten.

Nach Babylon kommt man gewöhnlich von Bagdad, also von Norden her, durch den schmalsten Theil von Mesopotamien, zwischen Tigris und Euphrat. Es ist jetzt ein vollkommen ödes Land, von alten vertrockneten Canälen durchschnitten. — Eine Dürre über ihre Gewässer, und es vertrocknet — heißt es bei Jeremia (50, 38). Festungsähnliche Chane, für die Karawanen gestiftet, und aus altbabylonischem Backstein erbaut, bezeichnen den Weg. Ein solcher Chan ist eine viereckige Anlage von hoher Mauer und mit runden Thürmen auf den Ecken. Durch ein starkes Thor tritt man in den Hof, der von gewölbten, vorn offenen Gemächern für die einzelnen Gesellschaften und Güter umgeben ist. Eine große Plattform erhebt sich in der Mitte des Hof's für Schlaf bei Nacht und Gebet am Tage. Zwischen der Zellenreihe und der Außenmauer läuft noch ein Gang im Viereck herum, der mit weitgewölbten Arkadenbogen gesäumt ist, und die Ställe für Pferd und Kamel bietet. Auf dem Dach der Zellenreihe ist eine Terrasse zum Aufenthalt, und verhältnißmäßig sauber gegen unten, und ein Aussichtsthurm über dem Thor. Der Chan hat einen Brunnen, das Wasser schmeckt aber wie eine Lauge von altem Leder. In seinen Hof rücken natürlich auch die Leichenkarawanen ein, die nach den heiligen Begräbnißstätten Meschhed Ali und Meschhed Hussein jenseits des Euphrat in der Wüste westlich und südlich von Babel bestimmt sind. Dort in der Nähe ihrer Heiligen Ali und Hussein wollen fromme Perser, zumal solche, die ein sehr böses Gewissen haben, begraben sein, und lassen ihre Leiche aus dem innersten Persien dahin bringen. Gewöhnlich

trägt ein Maulthier von diesen filsgedeckten Särgen zwei auf jeder Seite, oder nur einen, und obenauf sitzt der Treiber. Abends häuft man 60—80 dieser Särge auf einander. Man kann denken, wie tödtlich die Ausdünstung, die sie nach monatlangen Reisen unter persischer Sonne aushauchen. Aber diese Särge und Leichen sind fast der einzige Handelsartikel, den der Boden Babels, diese Stadt der Kaufleute (Ezech. 17, 4) heute noch zu sehen bekommt.



Leichenkarawane.

Am zweiten Tag erreicht, wer von Bagdad kommt, zuerst einen vierseitigen Trümmerhügel, den sogenannten Berg Babel, am nördlichen Eingang in den Trümmerbereich des alten Stadtbodens. Der gewaltige Terrassenklotz aus ungebranntem Backstein, aber mit gebranntem einst bekleidet, ist an seiner steilsten Ecke noch etwa 150 Fuß hoch. Von seiner Höhe sieht man den Spiegel des Euphrat zwischen Palmensäumen, und südwärts die anderen noch formloseren Trümmerberge. Längst hat man an den Propheten erinnert (Jesaia 13, 19), der schon beim Falle des letzten Chaldäerkönigs durch die Perser, glaubte vorhersagen zu dürfen: „Und so wird Babel, die Zierde der Königreiche, die stolze Pracht der Chaldäer, wie die Umkehrung Gottes von Sodom und Gomorra. Sie wird nicht bewohnt in Ewigkeit und nicht bevölkert von Geschlecht zu Geschlecht; nicht zeltet daselbst ein Araber, und Hirten lagern sich nicht daselbst. Es lagern daselbst Steppenthiere und Uhus füllen ihre Häuser. Es wohnen daselbst Strauße und Waldteufel tanzen da. Es heulen Schakale in ihren Palästen und Goldfüchse in den Lustgebäuden. ꝛc." Allerdings war sie später noch eine gewaltige Stadt und von Alexander zur Hauptstadt der Welt bestimmt. Erst sein Nachfolger Seleukus nahm die Bevölkerung hinweg, um die neugegründete Stadt Seleucia drüben am Tigris damit zu füllen. Seither arbeiten die Steinbrecher, die mit Hilfe der Canäle die Ausbeute der Backsteinhügel auch in die Ferne verwerthen konnten, und in Folge ihrer Bemühung ist ein Schutt von 60—80 Fuß Tiefe am Rumpf der alten Burgen und Pyramidenthürme aufgehäuft. Es kostet nun allerdings Mühe, eine Anschauung herzustellen wie Nebukadnezar selber sie hatte, der (nach Daniel 4, 26) auf seinem

königlichen Palast wandelt und spricht: „Ist das nicht die große Babel, die ich erbauet zum königlichen Sitz durch meine große Macht und zum Ruhm meiner Herrlichkeit?"

Er hat in der That auch diesen Berg Babel, auf den wir uns stellen, erbaut oder wenigstens die Bekleidungswände und Pfeiler ihm umgelegt, die aus dem niederfließenden Schutt noch zu Tage stehen. Die Backsteine tragen seinen Namensstempel. Dieser Berg Babel war die unterste Stufe jener gewaltigen Stufenpyramide, die nach Strabo einst 600 Fuß, nach Ktesias gleichfalls unmäßig hoch war. Aber keiner hat sie gesehen, da sie bereits von Xerxes zerstört wurde. Sie war das Grab des Stadtgründers Belus, jenes Belus, der, heißt es, erst ein Mensch war und dann ein Gott wurde. Xerxes fand seinen menschlichen Leichnam in der erbrochenen Pyramide; der Sarkophag war von Glas und halb mit Oel gefüllt. Weil der Bau von nun an ein wüster Trümmerstumpf blieb, hat Herodot ihn gar nicht erwähnt. Er gab damit Anlaß zu dem Mißgriff, die Grabpyramide des Belus für Eins und dasselbe zu halten mit dem Belusthurm (gleichfalls einer Stufenpyramide mit dem Tempel zu oberst), den Herodot auf der anderen Euphratseite, in der westlichen Stadthälfte beschreibt und dessen Kern in dem heutigen Birs Nimrud noch erhalten ist. Von jenem bemerkt Herodot ausdrücklich, daß er bis auf seine Zeit unversehrt war. Darin scheint die Andeutung zu liegen, es habe mit einem anderen ähnlich großen oder größeren Bau, der einstigen Beluspyramide, sich anders verhalten. Derselbige wüste Trümmerberg war störend für Alexander, der in Babylon residiren wollte, und dessen Residenzschloß, Nebukadnezar's große oder neue Burg, im Angesicht der zerstörten Pyramide lag. Diese Burg wird nämlich bezeichnet durch den nächsten großen Trümmerberg, der euphratabwärts oder südlich auf den Berg Babel folgt. Alexander befahl, die Pyramide herzustellen. Während seiner Abwesenheit in Indien machten die Chaldäer sich der Nichtbefolgung seines Befehls schuldig. Nach seiner Wiederkehr aber wurde das Werk mit 10,000 Arbeitern aufgenommen. Sie hatten zwei Monate zu thun, um nur den Schutt wegzuschaffen. So viel Schutt hätte es beim Birs Nimrud, dem einzigen Ruinenhügel, der noch in Frage kommen kann, nicht gegeben, denn er hat heute noch fast seine alte Höhe. Auch hätte Alexander schwerlich solche Sorge um einen Ruinenberg gehabt, der nicht wie Berg Babel vor seinen Fenstern, sondern meilenweit entfernt auf dem andern Ufer in der Südwestecke des einstigen größten Mauervierecks lag. Jene zwei Monate aber waren die letzten zwei Monate von Alexander's Leben und mit seinem Tod unterblieb das Weitere.

Einen großartigen Denkstein hatte Belus, der in der Pyramide begraben war, allerdings verdient. Dieser Stadtgründer von Babel, Erbauer der Burg und der ältesten Mauer, Erfinder oder Lehrer der Astronomie (nach Diodor ein egyptischer Colonieführer, der egyptische Sternkunde, Priesterschaft rc. in's Land brachte) ist Eins geworden wie so mancher andere Religionsstifter mit seinem eigenen höchsten Gott, Belitan, dem Herrn der Ewigkeit, dem Urzeitgott der Egypter. Er gewann vollends darum eine so großartige Bedeutung, weil in ihm, dem zu Babylon verklärten Urzeitgott Kronos nicht nur die Babylonier selbst, sondern alle von Babylon aus cultivirten Völker ihren Stammvater verehren und nach diesem oder jenem seiner Namen sich nennen. Er ist als Chaldäus (Cheled, Zeit) Stammvater der Chaldäer; als Elam (Ulomos, Zeit, Ewigkeit) Stammvater der Elamiten (Susa rc.); als Aram (der Höchste) Stammvater der Syrer; als Jao (chaldäischer Kronosname) Stammvater der Jaones oder Jonier; als Hellen (Hellen, der Gigant, der den babylonischen Thurm erbaut, chaldäisch Eljon, der Höchste) Stammvater der Hellenen; als Romus, der Höchste, (Samem-Rum, der Himmelshöchste, in Tyrus; Baal-Ram, Ab-Ram, Abu-Rom, Herr und Vater der Höhe in Syrien und Mesopotamien) Stammvater der Römer, denn auch Rom ist Saturnsgründung und die älteste Stadt auf dem capitolinischen Hügel hieß Saturnia. Alle jene mit ihrem Volk gleichnamigen Patriarchen wie Pelasgus, Danaus, Italus (Itanus, Bel-Itan, Herr der Ewigkeit), Tros, Ilos rc., sind nichts weniger als leere Abstractionen aus dem Volksnamen, sondern bezeichnen den höchsten Gott, den das Volk mit sich führte und von dem es seine Herkunft leitet, den alten Saturn. Zum Nichtverständniß aller Volks-

namen trägt namentlich das Vorurtheil bei, diese Volksnamen müßten ethnographische Bedeutung haben und verschiedene Racen bezeichnen. Sie haben aber alle nur religiöse Bedeutung. Wir nennen uns Christen, obgleich das Wort Christen weder eine germanische Sprachwurzel hat, noch eine einzige Race umfaßt. Man wird nicht erwarten, daß wir die ungeheure Tragweite unseres Satzes, alle Völkernamen seien Götternamen, (und zwar zumeist Kronosnamen) hier erschöpfen. Das soll ein andermal geschehen. Für jetzt galt es nur anzudeuten, wie im Bel von Babel (El, Elohim, Allah) alle Völker Eins sind. Wenn die biblische Ueberlieferung vom babylonischen Thurm die Sprachentrennung ausgehen läßt, so können wir mindestens bestätigen, daß von der Beluspyramide aus die Völkernamen sich getrennt haben.

Diese bedeutsame Pyramide stand unweit vom Strom und unweit von der Nordwestecke des zweiten oder inneren Mauervierecks. Dieser innere Mauerrahmen, sagt Herodot, war nicht viel schwächer und nur etwas enger als der äußere Panzer. Jener aber hatte 480 Stadien Umfang, war also auf jeder Seite des Vierecks 6 Stunden lang. Seine Höhe von der Tiefe des Grabens betrug 200 Ellen, also 300 Fuß. Wenn die Mauer eine so unabsehbare Ausdehnung hatte, dann mußte sie allerdings wohl eine entsprechende Stärke haben, denn auf solche Weiten war sie nicht mit Vertheidigern zu besetzen, und mußte sich selbst vertheidigen können, bis Hilfe kam. Auf der Höhe dieser 50 Ellen dicken und mit vielen Thürmen verstärkten Mauer standen übrigens an beiden Rändern Wächterhäuschen, während der freie mittlere Raum eine Straße für die Viergespanne bot. Von dieser Mauer spricht auch Nebukadnezar in der großen Londoner Inschrift, wo er seine architektonischen Thaten aufzählt: „Um die Stadt zu sichern gegen feindlichen Angriff, ließ ich eine Mauer bauen in Bitumen und Backstein, die Mauer von Babylon, die unzerstörbare Mauer, lang 480 Stadien, den Einschluß der Heiligthümer von Babylon, den Schild von Babylon,“ (Oppert, Moniteur 1859). Von diesen Mauern ist allerdings nichts mehr übrig, und es gibt keinen Anhaltspunkt auf die ungeheure Weite, um ihren Lauf zu bestimmen, als zuweilen einen Trümmerberg, der die alten Thorthürme vorstellen mag — Trümmerberge, die aber in dieselbe grade Linie fallen. Nach solchen versucht Oppert's Plan (Expédition en Mesopotamie) einen Ueberblick herzustellen. Außer den beiden äußersten Mauervierecken braucht es noch ein drittes, bedeutend engeres, um die innerste Stadt. Der chaldäische Geschichtsschreiber Abydenus versichert, Nebukadnezar habe die Stadt mit einem dreifachen Walle umgeben, und man würde nicht einsehen, warum nicht der werthvollste Kern mit verhältnißmäßig geringem Aufwand besonders geschützt sein sollte.

Josephus spricht von 6 Umwallungen und Nebukadnezar in seiner eigenen Inschrift (nach Oppert) desgleichen. Damit konnte er nur diese drei in einander eingeschachtelten und drei andere meinen, welche zwischen der zweiten und dritten Mauer das königliche Palastgebiet besonders umschlossen haben. Dieses Palastgebiet am Euphrat mit den großen Ruinenbrocken der Beluspyramide, der Nebukadnezarburg und eines dritten Hügels, der vermuthlich die hängenden Gärten vorstellt, ist heute noch durch eine vollkommen zu verfolgende dreifache Umwallung ausgezeichnet — also ein Palastgebiet zwischen der zweiten und dritten Mauer, das mit seinen unregelmäßigen Wallzügen die rein quadratische Anordnung der übrigen Stadt unterbrach. In der Außenmauer nämlich standen 100 Thorthürme mit ehernen Thoren, und von ihnen aus liefen parallele Straßen durch das ganze ungeheure Stadtgebiet von 36 Quadratstunden und kreuzten sich in rechten Winkeln. So gab es ein halbes Tausend Quadrate, die aber nur zum kleinsten Theil von den Quartieren der Bevölkerung eingenommen waren, im Uebrigen Ackerfeld und Dattelwald genug enthielten, um in Belagerungsnoth die Stadt nicht verzweifeln zu lassen. Die Häuser waren groß, wie Herodot versichert, drei- und vierstöckig, aber nicht an einandergedrängt, wenigstens außerhalb des innersten Kerns, sondern mit Gärten untermischt. Von einer Ecke nach der andern, gleichfalls zwischen hohen Mauern und ehernen Thoren, floß der Euphrat. Diese Thore wurden offen gefunden durch die Perser des Cyrus, die im Euphratbett her-

aufdrangen, wo sie das Wasser durch Ableitung hatten fallen machen. Die Babylonier überhörten bei einem ihrer geliebten Gelage die Einnahme der Stadt. Auf jene Weitläufigkeit der Stadt und auf das blinde Vertrauen zu ihrer Einschachtelung beziehen sich die Worte Jeremia's 51, 31: „Läufer läuft dem Läufer entgegen und Bote dem Boten, um Botschaft zu bringen dem König von Babel, daß seine Stadt erobert sei an allen Enden. Und die Furten sind eingenommen und die Seen haben sie ausgebrannt mit Feuer, und die Kriegsleute sind bestürzt." Jener ehernen Thore gedenkt Jesaia (45, 2), wenn Jehova dem Cyrus ankündet: „Ich will vor Dir hergehen und die Höcker ebenen; eherne Pforten will ich sprengen und eiserne Riegel wegschlagen."

Unübersehbar war eine solche Stadt selbst von der Höhe der Beluspyramide. Auf dieser Höhe, als oberster Stufenabsatz der etwa in 6 Kolossalstufen ansteigenden Pyramide, stand ein Tempelgemach, in welchem nach Ktesias die goldgetriebenen Kolossalbilder von Zeus, Hera und Rhea standen. Zeus war schreitend, Rhea im goldenen Wagen sitzend mit zwei ungeheuren silbernen Schlangenfiguren zur Seite, Hera stehend dargestellt. Von dem Ausbau dieses obersten Gemachs und seinem kostbaren Schmuck sprechen auch die Inschriften Nebukadnezar's (bei Rawlinson, Oppert, Talbot). Daß der verehrte Gott nicht der Bel von Babel, der alte Bel, sondern Zeus, in den Inschriften Merodach, der zweite Bel, sein Sohn, ist, wird uns nicht wundern wenn wir erwägen, wie sehr verflüchtigt und zur Urgottheit aufgelöst der ältere Bel in Babel bereits war. Er kehrt wieder als Assur zu Ninive, als Zaruam bei den Parsen, als Brahma bei den Indern, als Kronos in Griechenland, hat aber unter allen diesen Namen so wenig einen wirklichen Cultus erlebt, denn als Bel zu Babel.

Von den breiten Stufenflächen sah man südwärts zunächst hinüber auf jene Nebukadnezarburg, die in bunten Glasurfarben und reichem Goldglanz sich aus dem Cypressenhain erhob. Jetzt ist diese Burg ein unermeßlicher Schutthaufen, aus dessen Höhe die blaßgelben Backsteinwände und Pfeiler noch hervorstoßen. Sie danken ihre Erhaltung nur der untrennbaren Festigkeit, mit der die Backsteine im Kalkverband haften, denn seit Jahrhunderten und Jahrtausenden wird hier Backstein gebrochen. Ein einziger dürftiger Baum steht auf der Höhe, die vielgenannte Athela, ein Baum, an den die Araber alle möglichen Sagen knüpfen und der einzig in seiner Art sein soll. Er ist aber nur eine Tamariske, wie es vormals deren Viele gab. „An Babels Strömen saßen wir und weinten, heißt es (Psalm 137). An den Weiden im Land hingen wir unsere Harfen auf."

Wie es scheint, haben wir Nebukadnezar's Burg (mit Oppert's Plan) als Mauerviereck zu denken mit einem Thurm auf jeder Ecke. Die Wände zwischen diesen Thürmen zeigten nach außen riesenhafte Jagdgemälde in glasirtem Backstein. Da sah man Semiramis zu Pferd nach einem Pardel mit dem Speer werfend, und Ninus neben ihr, wie er einen Löwen durchstach. Semiramis, wörtlich die Himmelshöchste (weibliche Form zu dem bereits genannten Kronos Samem-Rum) ist Venus Urania, Astarte, jene Kronosgemahlin, die zur Kriegs- und Jagdgöttin der Phöniker und Chaldäer geworden ist. Ihr und des Kronos Sohn ist der Kriegs- und Jagdgott Typhon, in Babylonien Nimrod oder Ninus genannt. Von diesen Backsteingemälden sind Reste gefunden worden und jetzt im Louvre, nämlich Backsteine mit Pferdehufen, Kinnbacken von Löwen, Schweif und Pfote von Hunden, feingepflegte Bartlocken, menschliche Augen &c., Alles in lebhaften Farben. Andere Backsteine mit Keilschriftzeichen, weiß auf blau, haben das Bild einst erklärt. In der Mitte dieses Mauervierecks aus dem Burghof erhob sich die Palastterrasse selbst, und von der Stromseite führte, wie es scheint, ein ansteigender Gang um die beiden Hinterecken der Terrasse herum nach der Mitte ihrer Nordseite hinauf. Wie es dort aussah, ist nicht mehr zu bestimmen. Die Inschriften reden viel vom reichen Schmuck der Cederdecken in Ninive und Babylon. Die Cedern kamen vom Libanon. Drum heißt es in dem Spottlied auf den letzten König von Babel (Jesaia 13, 8): „Auch die Cypressen freuen sich über Dich, die Cedern des Libanon: Seit Du daliegst, kommt Niemand herauf, der uns abhaue!"

Unnützer Prunk war übrigens Nebukad-

nezar's Sache nicht. Außer der Herstellung von Tempeln und Stufenthürmen als Tempelunterbau melden sowohl die Inschriften als die historische Ueberlieferung (Abydenus ꝛc.) nur von großartigen Werken politischer Oekonomie. Von Nebukadnezar wurde der Nahr Malcha, der Königscanal, eröffnet, der den Handel vom Tigris nach Babylon leiten sollte, und ein Canal, der von Babylon aus parallel mit dem Euphrat bis an's Meer hinabführte. Dort wurde der Hafen Teredon gegründet. Um seine „Stadt der Kaufleute“ zu heben, suchte er Tyrus zu vernichten, und ließ „sein Heer einen sauern Dienst vor Tyrus thun, bis jedes Haupt kahl war und jede Schulter abgerieben.“ (Ezech. 29, 18). Ob seiner nationalökonomischen Sorge hätte er mindestens verdient, daß die erste Locomotive, die künftig durch die babylonische Ebene gehen wird, den Namen Nebukadnezar trage. Auch die Quais von Bagdad, wo der Bahnhof einer künftigen Tigris-Euphrat-Bahn stehen müßte, zeigen noch seinen Namensstempel.

Für einen Luxusbau könnten die hängenden Gärten gelten, die Nebukadnezar (nach Berosus) für seine medische Gemahlin erbaute, damit sie den Reiz ihrer Bergesheimath in der babylonischen Ebene nicht vermisse. Terrassenförmig stiegen diese Gartenbeete an, von Bogenstellungen in immer höheren Stockwerken getragen, bis zu einer Höhe von 50 Ellen. Auf der anderen Seite war senkrechter Abfall, und wurde dort das Wasser durch Schnecken, wie Strabo sagt, d. h. durch archimedische Schrauben aus einem Euphratcanal heraufgezogen. Es galt aber nicht nur einen Gartenwald in einiger Höhe über der Stadt zu gewinnen, sondern auch kühle Gemächer unter den Terrassen. Solche unterirdische Räume, Serdabs genannt, hat heutzutag jedes Haus in Bagdad für den Aufenthalt im Sommer. Nach diesen hängenden Gärten ließ der fieberkranke Alexander sich bringen. Es war kurz vor seinem Tod, der in Nebukadnezar's Burg erfolgte. Den Rest der hängenden Gärten sucht man in dem dritten der großen Ruinenhügel, welche am Euphrat hin die Länge des einstigen besonders umschanzten Palastgebiets bezeichnen. Er ist noch ausgebreiteter und formloser als die anderen und der Schutt so tief, daß es bis dahin nicht möglich war, von den Unterbauten des künstlichen Gartenbergs irgend etwas zu entdecken.

Weiter abwärts, im innersten Kern des einstigen ungeheuren Mauervierecks liegt die heutige Stadt Hillah auf beiden Ufern des Euphrat und verbindet beide Ufer durch eine schlechte Schiffbrücke, auf alten, bitumengetünchten Boten. Diese Brücke mit ihrer durchlöcherten Bedeckung von Dattelholz soll mehr einer Leiter, als einer Brücke gleichen. Hillah birgt manche babylonische Erinnerung, z. B. in seinen westlichen Dattelgärten, wo die Moschee Mesched es Schems schon mit ihrem Namen Schems, Sonne, auf den alten Sonnentempel deutet, der einst hier stand. Die Moschee ist durch eines jener hohen, spitzen, Tanzknopf ähnlichen Kuppeldächer gedeckt, wie sie in Mesopotamien so häufig vorkommen, z. B. am Grab der Zobeid, Harun Arraschid's Gemahlin, auf dem rechten Tigrisufer oberhalb Bagdad. Fern im Südwesten von Hillah, jenseits einer salzigen Steppe, aber immer noch innerhalb der Südwestecke des einstigen größten Mauervierecks zu denken, steht Birs Nimrud, ein gewaltiger Ruinenhügel, der einzige große auf der Westseite.

Weil er so auffallend und fern sichtbar ist, war man von jeher geneigt, einen Rest des babylonischen Thurms in ihm zu vermuthen. Aus dem dürren Kegelberg ragt zu oberst eine wettergraue Mauerzacke, 37 Fuß hoch, die von oben bis unten gespalten ist, so daß man hindurch sehen kann. Sie erhebt sich aus seltsam verglasten, blaudunkeln Backsteinmassen und Brocken. Schon Benjamin von Tudela (im 12. Jahrhundert) sah in dem Spalt und der Verglasung die unverkennbaren Spuren von Jehova's Blitz, als er herabfuhr, die Sprachen zu verwirren, obgleich von einem so gewaltsamen Niederfahren die biblische Urkunde nichts erwähnt. Aber den babylonischen Thurm in der Wirklichkeit irgend eines Denkmalrestes suchen zu wollen, oder anzunehmen, die Sage sei hervorgegangen aus der Anschauung irgend eines himmelanstrebenden Bauwerks, davon kann bei umfassenderer Einsicht in die Naturgeschichte der Sage keine Rede mehr sein. Der babylonische Thurm ist ein Rest der egyptischen Götterkampfsage, wonach Kronos mit den Giganten es versucht hat, den Himmel des Agathodämon-Uranos zu erstürmen. Da die Babylonier das Volk des Kronos sind, konnte

dieser alte Götterfeind zwar sich großartig verklären, hat aber gleichwohl nicht alle Erinnerungen an seine zweideutige Vergangenheit abgestreift, und der ihm eigene Planet, der Planet Saturn, ist ewig unheimlich geblieben. In allen chaldäischen Sagen vom Thurmbau, wie Eusebius sie gesammelt und in ihrer heidnischen Gestalt gerettet hat, sind es die Giganten, die den Thurm zur Erstürmung des Himmels bauen, von den Göttern aber daran gehindert, zerstreut und vernichtet werden, und ist es Bel-Kronos selbst, der überwunden das Weite suchen muß. Der babylonische Thurmbau ist also nur ein anderer Ausdruck für die Vorstellung von der Empörung und dem Falle des großen Engels. Von dem Volk der Teufelsanbeter in den Gebirgen des nördlichen Mesopotamiens wird dieser gefallene große Engel heute noch mit Innigkeit verehrt. Sie sind also unmittelbare Erben einer altbabylonischen Auffassung. Die Sage vom Thurmbau selber aber hat sich gleich der Fluthsage (die Fluth war nach heidnischer Auffassung zur Vertilgung jener himmelstürmenden Giganten bestimmt) von Babylon aus über die ganze Welt verbreitet. Nichts Anderes ist die hellenische Sage von Otos und Ephialtes (Kronos und Typhon), welche Berge auf einander thürmen, um den Himmel zu ersteigen; die Sage von den indischen Asuren, die eine Stadt auf der Erde, eine in der Luft und eine im Himmel bauen und den Göttern dermaßen gefährlich werden, daß diese keinen andern Rath wissen, als jene bis dahin tugendhaften Asuren zur Ketzerei, zum Buddhismus, und damit zu ihrem Verderben verleiten zu lassen. Gleich der Fluthsage ist der babylonische Thurmbau sogar über den großen Ocean bis nach Mexiko gewandert. Die 177 Fuß hohe Stufenpyramide von Cholula, die nach babylonischem Vorbild einen Tempel auf ihrem Gipfel trug, ist nach einheimischer Sage von den Riesen gebaut, die der Fluth entkommen waren. Sie wollten den Bau bis in die Wolken führen; das erzürnte aber die Götter, welche Feuer herabwarfen und die Riesen abzustehen zwangen. Auch dort war eine Form des Kronos, der wie Kronos schlangengestaltige Votan, der Anführer, und auch dort war Völkertrennung die Folge des vereitelten Thurmbaus.

Daß der Birs Nimrud niemals höher war als jetzt, d. h. 153 Fuß hoch, haben die Ausgrabungen Rawlinson's erwiesen. Sie fanden schon 1854 statt. Ein vollständiger Bericht erschien aber erst 1861 im Londoner Asiatischen Journal. Darnach wurden wenigstens von den unteren Stufen einige so weit aufgedeckt, um ihre Höhe und die Tiefe ihrer Fläche messen zu können. An der dritten Stufe (Südostseite), erreichte man im tiefen Schuttgeröll auch beide Ecken, konnte also die Länge einer Seite (an dieser dritten Stufe 188 Fuß) bestimmen. Aber diese Ecken versprachen noch mehr. Die Erfahrung an zwei ähnlichen Pyramidenthürmen am unteren Euphrat hatte gelehrt, daß die Inschriftcylinder (jene in Keilschrift geschriebenen Urkunden von gebranntem Thon in Gestalt einer kleinen Tonne) in den Ecken der Stufe, wo ein kleiner Raum für sie gelassen wurde, niedergelegt sind. Darum konnte Rawlinson auch am Birs Nimrud genau die Stelle bezeichnen, wo man hineinbrechen müsse. In der That fand sich der kleine hohle Raum. „Thue den Sand hinweg und nimm den Cylinder heraus!" rief Rawlinson dem Arbeiter zu. Dieser griff hinein, und hatte die unversehrte Inschriftwalze Nebukaduezar's in der Hand. Dasselbe Wunder wiederholte sich in der andern Ecke. Natürlich war das Staunen groß, der Ruf des Zauberers verbreitete sich, wie gewöhnlich in arabischen Ländern, reißend schnell, und später in Bagdad wurde Rawlinson noch öfter um seinen magischen Compaß angegangen, um da oder dort einen Schatz zu heben.

Die gefundene Inschrift (nach den im Wesentlichen zusammentreffenden Uebersetzungen von Rawlinson, Oppert, Talbot) meldet, daß ein alter König diesen Bau, den Tempel der 7 Sphären (der Planeten) 42 Klafter hoch aufgeführt, aber nicht vollendet habe. Durch die Wirkung der Regenwasser, heißt es, seien die Massen von ungebranntem, und die Bekleidungswände von gebranntem Backstein zerfallen und der Bau habe in Trümmern gelegen bis der große Herr Merodach (Bel-Zeus, Planet Jupiter) den Nebukadnezar zur Herstellung und Vollendung des Tempels berief 2c. Weniger sicher als der Sinn der Inschrift ist die einstige Gestalt der Tempelpyramide selbst. Nach Rawlinson's Ausgrabungen und Messungen (die aber nichts weniger

als vollständig sind) soll es eine Stufenpyramide gewesen sein, die von hinten steiler anstieg als von vorn, also eine verschobene Stufenpyramide. Auf den breiteren Stufenflächen nach vorn (Nordosten) saßen, wie es scheint, noch andere Gebäude, Pfortensysteme rc., und ein Tempel stand am Fuß. Dort ist jetzt Alles zertrümmert und zu einer breiten Vorterrasse des Thurmkerns geworden. Doch hindert uns nichts, in diesem den Kern des Belusthurmes zu erkennen, den Herodot beschreibt — jenen Thurm von 8 Absätzen, dessen oberste Stufe ein Tempelgemach, das Absteigegemach des Belus (Zeus-Bel, Merodach) war. Ausdrücklich bemerkt Herodot, daß dieser Belusthurm nicht auf derselben Euphratseite mit der Königsburg stand. Da diese Burg der Ostseite angehört, ist der Thurm natürlich auf der Westseite zu suchen und hier ist Birs Nimrud der einzige entsprechend große Ruinenbrocken. Auch die Einschlußmauern des Heiligthums, die mit ihren ehernen Thoren von Herodot erwähnt werden, sind in den Mauerzügen zu erkennen, wie sie heute noch um den Birs herumlagern.

Zur Entstellung haben auch hier die arabischen Steinbrecher wesentlich beigetragen. An 100 Stellen fanden sich die Bekleidungswände der Stufen angebrochen, die besseren Backsteine entfernt. Auch jene seltsame Verglasung des obersten Theils kann doch wahrhaftig nichts bedeuten als einen Versuch derselben Arbeiter, die untrennbaren Backsteinmassen durch ein gewaltiges Feuer mürb und einsturzfähig zu machen. Daß der Hügel aber dermaßen ausgebeutet wurde, ist um so begreiflicher, als noch in der Chalifenzeit ein ganzer Kranz von blühenden Städten westlich und südlich vom Birs Nimrud lag, wo jetzt nichts mehr als Sumpf und Wüste ist. Nur im fernen Süden erblickt man von seiner Höhe aus bei Sonnenaufgang einen leuchtenden Punkt. Es ist die goldene Kuppel der 20 Stunden entfernten Moschee Meschhed Ali, Ali's Grab, und dorthin ziehen jene Pilgerkarawanen (jährlich an die 80,000 Pilger) mit den Leichen ihrer Angehörigen, die in der Nähe Ali's, dieses großen Heiligen der Perser, ruhen wollen. Er war der Schwiegersohn des Propheten und vierter Chalif. Aber die Schiiten, zu denen namentlich das persische Volk gehört, verfluchen täglich noch von ihren Minarets die drei ersten Chalifen und behaupten, Ali, welcher der vierte war, hätte gleich der erste sein müssen. Bei einzelnen Secten (den Ali Illahi's, den Nasairiern rc.), ist Ali gradezu Gott und ein neues Beispiel für das Bedürfniß, im Religionsstifter die Gottheit selber verkörpert zu denken. So geschah es mit dem sterblichen Belus, dem Stadtgründer von Babel, und in Indien mit den gleichfalls historischen Propheten Buddha, Kapila rc. Wenn die Särge, jährlich 5- bis 8000, zu Meschhed Ali nach mehrmonatlicher Reise angekommen sind, beginnt erst das Unterhandeln mit der Geistlichkeit der Moschee um die Gräber, welche theuer und je näher beim Prophetengrab um so theurer sind. Noch kein Nichtmoslem ist in das Innere des Grabesdoms eingedrungen, wo der ganze Boden von Gold sein soll. Dieser Dom mit seiner vergoldeten Kuppel und seinen vergoldeten Minarets steht in einem Hof, dessen Außenwände und Portale bunte Ornamente in Ziegelschmelz, also nach altbabylonischem Vorbild, zeigen. Auch das ganze Bedürfniß, die Leichen von fern her an einen heiligen Begräbnißplatz zusammenzubringen, ist altbabylonisch. Unter den Trümmerstätten des südlichen Chaldäa's ist die bedeutsamste Wurka (Nimrod's Erech). Dort findet man in ganzen Pyramidenbergen Tausende und Hunderttausende thönerner Sarkophage in losem Sand übereinander geschichtet. Also wurden sie auch dorthin aus ganz Mesopotamien, wo sonst die Gräberspuren äußerst selten sind, zusammengebracht. Jenes Wurka (Erech) gehörte dem Gott der Unterwelt Anu (der griechische Gigant Anytos) und der Name Urka (in den Inschriften heißt Anu „Herr von Urka") hat sich erhalten in den griechischen Unterweltgöttern Phorkys und Orkus. Nicht minder heilig als das Grab Ali's ist das Grab seines Sohnes Hussein, nordwestlich von Birs Nimrud und jenseits der großen Seen und Sümpfe, die westwärts zunächst auf ihn folgen. Dort war Hussein einst als Märtyrer gefallen und von den Pferden zertreten worden, ein Schicksal, das jährlich noch in den Mysteriendramen der Perser vorgeführt wird und unermeßliche Thränenströme erregt. Auch hier ist nur

ein anderer Name an die Stelle des vormals zu Babel in wiederkehrender Feier beweinten Tammuz (Osiris, Adonis rc.) getreten. Auch bei Hussein's Moschee, die eine vergoldete Doppelkuppel hat, werden die persischen Leichen beigesetzt und sind sicher, daß in solchem Fall die schwersten Sünden ihnen nicht angerechnet werden. Inzwischen bemächtigen sich die Hyänen der Leichen und die ganze Gegend soll mit herausgescharrten Fetzen und Gebeinen bedeckt sein.

Levin Schücking.

I.

Wohl kein Theil Westdeutschlands ist im Ganzen so wenig vom Hauche des modernen Zeitgeistes berührt worden, als das nördliche Westfalen, das man nach der Hauptstadt gewöhnlich als „das Münsterland" bezeichnet. Die Natur des Landes und die Sitte des Volkes hat hier vielleicht mehr als irgendwo anders in den deutschen Gauen jenen alterthümlichen Charakter bewahrt, wie ihn uns Tacitus in seiner Germania so anschaulich gezeichnet hat: noch immer finden wir hier die vereinzelten Bauernhöfe mit ihrem bunten Kranze von Wallhecken, Eichenkampen, Wiesen und Aeckern — „ut fons ut nemus placuit" — noch immer die kleinen Dörfer und Städtchen mit ihren schlechten Wegen dazwischen, noch immer die alte derbe Sprache und Sitte eines tüchtigen Volkes. Außer der Hauptstadt selbst gibt es bis auf den heutigen Tag noch keine Stadt von irgend welcher Bedeutung dort; und selbst diese Hauptstadt hat in der Masse ihrer Bevölkerung noch sehr wenig specifisch moderne Elemente in sich aufgenommen. Die einzelnen Höfe des Landes aber, die kleinen Kirchspiele und Bauerschaften, die äußerst ländlichen Dörfer und Städtchen sind umgeben und verbunden durch eine eigenthümliche, nicht reizlose, aber im Ganzen höchst monotone Natur. Wälder von weiter Ausdehnung, Haiden mit unermeßlichen Fernsichten in welchen oft stundenweit kein Haus, kein Baum, kein Hügel, kein Strauch die erhabene Einförmigkeit des Gesichtskreises unterbricht, Moore und Sümpfe, in welchen alles Culturleben zu erlöschen und nur den Amphibien und Wasservögeln eine öde Stätte übrig zu bleiben scheint — diese landschaftlichen Bilder sind gradezu charakteristisch für die Natur des nördlichen Westfalens. Nur selten unterbrechen niedrige, meistens waldbedeckte Höhenzüge die melancholische Stimmung dieser Landschaft. Und dieser vorherrschende Charakter einer Haiden- und Moorgegend prägt sich immer entschiedener aus, je mehr der einsame Wanderer sich in nördlicher Richtung dem Meere nähert. Kommt er, dem Laufe der Ems folgend, über die Grenze des jetzigen Westfalens hinaus, gleich hinter der Eisenbahnstation Rheme, in den Theil des jetzigen Hannover, der früher noch zum Bisthum Münster gehörte — hier hat Schücking's Wiege gestanden — so sieht er bereits eine Art Uebergangsformation vom Lande zum Meere sich allmälig immer entschiedener geltend machen. Nach Süden dagegen, jenseits der Lippe und über die Ruhr hinüber, beginnt das westfälische Land einen mehr gebirgigen Charakter anzunehmen, und hier gibt es denn landschaftliche Partien von großer, aber ebenfalls etwas wilder und urwüchsiger Schönheit. „Das malerische und romantische Westfalen" mit seinen alten Schlössern, seinen düsteren Ritterburgen, seinen seltsamen Sagen, wie es so oft unserem Dichter zum Schauplatz seiner westfälischen Adelsgeschichten hat dienen müssen, ist vorzugsweise in diesem südlicheren Theile zu suchen.

Die Masse des Volkes im nördlichen Theile der „rothen Erde" hängt fest an altem Glauben und alter Sitte. Es ist ein tüchtiger Menschenschlag, so hochgewachsen, daß die preußische Garde sich vorzugsweise aus den westfälischen Bauernsöhnen rekrutirt; dabei starkknochig, breitschulterig und von festem, soliden Muskelbau. Die frische Gesichtsfarbe deutet auf ein energisches Blutleben; die Haare sind gewöhnlich blond oder lichtbraun, die Augen fast immer blau oder blaugrau — ganz, wie der alte Römer den deutschen Typus überhaupt geschildert hat. Beim eigentlichen Volk und beim Adel herrscht kirchliche Gesinnung in einem Maße vor, daß andere Richtungen des Geistes kaum verstanden werden: der katholische Clerus ist noch der unbeschränkte Gebieter der Geister, bis in die höchsten Unterrichtsanstalten hinein, und er trägt redlich

das Seinige dazu bei, die conservative Grundrichtung des schwerbeweglichen westfälischen Volkscharakters vor allen störenden Elementen zu bewahren.

Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Boden zunächst keineswegs günstig ist für die freiere Bewegung des modernen Lebens und noch weit weniger für die reichere Entfaltung der höchsten geistigen Thätigkeit in Kunst und Wissenschaft.

Es verbinden sich aber mit der zähen Schwerfälligkeit und alterthümlich strengen Religiosität des westfälischen Volkes so ansprechende Züge von unverdorbener Naturkraft und sittlicher Gesundheit, sowie eine so charakteristische, für den naiven Humor wie geschaffene Sprache und Anschauungsweise, daß die feinere und freiere geistige Beweglichkeit dadurch einigermaßen ersetzt wird. Ein scharfer und handfester Verstand und eine gewisse reale und stets ihrer selbst sichere Kraft des Körpers und Geistes, überhaupt eine gewisse ursprüngliche und unverwüstliche Gesundheit und Natürlichkeit des ganzen Wesens ist in dem Grundcharakter des echten Westfalen nie zu verkennen. Der Sinn und das Gemüth dieser Menschen ist durchgängig ernst, schweigsam, zurückhaltend, in besonders mächtigen Charakteren trotzig verschlossen, finster, drohend. Tiefe Gemüthsbewegungen werden innerlich ohne vielen Lärm durchgearbeitet und überwunden. Niemand schließt sich leicht an, besonders nicht an Fremde. Wenn aber einmal eine Verbindung angeknüpft oder gar Freundschaft geschlossen ist, dann weiß man, woran man ist mit den Leuten, dann kann man sich auf sie verlassen in Allem und Jedem. Diese treuherzige und zuverlässige Ehrlichkeit, die nur die graden Wege liebt und wählt und mit keinerlei Raffinirtheit etwas zu thun haben will, ist nicht der schlechteste Zug in dem Charakter des echten Westfalen.

Mit Einem Worte: die sittlichen, die natürlichen und religiösen Kräfte der Menschenseele prävaliren in diesem Lande mächtig über die künstlerischen und intellectuellen Richtungen. Gelingt es nun trotzdem einem Einzelnen, bedeutende Gaben der letzteren Art zu entfalten und darin die freiere und feinere Weltbildung unserer Zeit mit jenen soliden Vorzügen seines kernhaften Stammes zu vereinigen, so könnte diese Vereinigung leicht zu einer Vollendung führen, welche allen auf weniger soliden Grundlagen Emporstrebenden, bei aller geistreichen Beweglichkeit und trotz der vielseitigsten Anregung von Jugend auf, meistens unerreichbar bleibt.

II.

Unter den wenigen Westfalen, welche diese freiere Weltbildung erreicht und damit die Schranken ihrer Herkunft überwunden haben, ohne doch an dem wirklich Guten und Gediegenen ihrer provinziellen Natur irgendwie Schaden gelitten zu haben, nimmt der Dichter Levin Schücking eine hervorragende Stellung ein. Er ist ein westfälischer Dichter vor Allem dadurch, daß er in seiner ganzen Art und Weise, in seinem Realismus und in seiner Richtung auf Geschichte und Tradition, die westfälische Natur wiederspiegelt und daß er uns den ganzen landschaftlichen und volksthümlichen Charakter seiner Heimath in der Scenerie und den Charakteren seiner besten Romane auf's Anschaulichste vorführt, namentlich auch den originellen Adel des Landes auf seinen einsamen Gütern — „die Ritterbürtigen" — und den westfälischen Bauer — den „Wehrfester" — auf seinem isolirten Hofe. Wie versteht er die wortlose Kernigkeit, die ehrenfeste solide Stabilität des Letzteren zu zeichnen! Er ist ferner ein westfälischer Dichter durch den gesunden Humor seiner Sprache und Darstellung, die nie um pikante Wendungen, neckische Schlaglichter und ironische Seitenhiebe in Verlegenheit ist: die Scene in Paul Bronkhorst z. B., wo der Husarenunterofficier auf der Bauernhochzeit eine große pathetische Toastrede halten will und nun mit seinem Berliner Deutsch von den Bauern mißverstanden und zuletzt förmlich hinausgeworfen wird, gehört zu den köstlichsten komischen Genrebildern, welche unsere Literatur besitzt. Ebenso sprudelt wahrhaft von durchschlagenden komischen Wendungen „die Marketenderin von Köln," namentlich in all den Scenen, welche die hilflose Gelehrsamkeit eines der letzten Professoren der absterbenden Kölner Universität karrikiren. Derartige Beispiele seines wie in den alten Radirungen energischen Griffels begegnen dem Leser in jedem Bande seiner zahlreichen Werke: ein wahres Nachtstück à la Rembrandt ist, um nur noch dies eine zu er-

wähnen, die Scene im „Sohn des Volkes," wo dieser am Abend, während eben das Schwingfest gefeiert wird, zurückkehrt und nun vom Heerde seines alten Vaters zurückgewiesen wird, weil er ein französischer Officier und damit ein Landesverräther geworden. Das ist meisterhaft ausgeführt: es könnte ein wundervolles Gemälde daraus geschaffen werden.

Mit diesen Vorzügen aber, die unseren Dichter für den charakteristischen Stil des modernen Romanes vorzugsweise befähigen und die ihn vor Allen als ein westfälisches Talent im besten Sinne des Wortes hinstellen, mit diesen Vortheilen seiner Abstammung verbindet er nun jene durchgebildete Freiheit des reifen Geistes, welche mit aufgeschlossenem Sinne sich allen Problemen der modernen Gesellschaft zuwendet und an ihrer fortwährenden Lösung mitarbeitet. Er unterscheidet sich dadurch specifisch von einer anderen westfälischen Dichternatur, die ebenfalls in der letzten Zeit allgemeine und wohlverdiente Anerkennung gefunden und die auf den ersten Bildungsgang Schücking's den bedeutendsten Einfluß ausgeübt hat — Annette von Droste. Diese merkwürdige Dichterin steckt bei großem Reichthum des Gemüthslebens und sehr bedeutendem Talent für originelle Formen in Lyrik und Epik dennoch wie festgebannt in einer ganz bestimmten, engumgrenzten, streng kirchlichen Weltanschauung. Vor unserem Dichter aber ist die Welt erschlossen in ihrer freien Schönheit, die Zeit und die Geschichte dem Blicke aufgethan mit all ihren reichsten Interessen. Der Grundgedanke seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist ein durchaus liberaler: es ist das Princip der Emancipation von allen Fesseln unberechtigter Autorität — mögen diese nun in der Form der Familie, oder des Standes, oder des Staates auftreten. Ueberall ist es die souveräne Berechtigung einer gesunden und edlen Subjectivität, die sich selbst zu finden und zu realisiren strebt: ihre Geschichte, ihre Entwicklung zur Reife, ihr Sieg oder tragischer Untergang ist es, was den eigentlichen Inhalt, was die Idee von Schücking's Romanen bildet. Namentlich gilt dies auch für die mit besonderem Geschick und mit besonderer Vorliebe von ihm behandelten weiblichen Charaktere. Er hat fast immer als Heldinnen seiner Erzählungen starke, willenskräftige, selbstbewußte Frauen: und fast alle ringen, ohne darum unweiblich zu werden, mit den hundert Fesseln, welche Vorurtheil, conventionelle oder philiströse Gewöhnung und engherzige Vorstellungen und Befürchtungen den Frauen überall anlegen wollen, um sie unter das Niveau des Mannes und seiner gesellschaftlichen Stellung niederzudrücken. Damit einerseits und mit der eigenen echt westfälischen Natur unseres Dichters andererseits hängt es wohl auch zusammen, daß seine Charaktere meistens einfache Gestalten sind, die ihren graden Weg consequent und mit fester, selbstgewisser Zähigkeit verfolgen, ohne viel rechts und links zu sehen. Oft sind es nur gewöhnliche, schwache, thörichte Menschen mit einem guten inneren Kerne, wie sie das gewöhnliche Leben eben täglich bietet, aber raffinirt sind sie eigentlich nie. Nebenbei kann hier bemerkt werden, daß dieser Grundton auch die kritischen Arbeiten unseres Dichters charakterisirt: auch hier verfährt er nie radikal und bloß negirend; Gerechtigkeit und humanes Wohlwollen vereinigen sich vielmehr in der Weise, daß das Letztere entschieden vorwiegt, wie das bei den meisten Kritikern der Fall ist, die selbst produciren und dabei des Autors Mühen kennen und respectiren lernen. Es ist in Schücking's Kritiken Nichts von jener unausstehlichen Recensenten-Superiorität zu finden, die selbst Nichts zu schaffen weiß und vielleicht grade deshalb sich negativ gegen alle fremden Schöpfungen wendet. Kein echter Poet verfährt so — es wäre gegen seine innerste Natur: er ist eine „Ja-Natur," keine „Nein-Natur" — die Erscheinungen imponiren dem Dichter, sie umkleiden sich ihm leicht mit dem Zauber des eigenen inneren Reichthums; er sieht das Beste aus der Seele der Dinge heraus, er schaut daher ihre Vorzüge eher als ihre Schwächen — alles Böse in der Welt ist ihm nur ein verschwindendes Moment des überwiegenden Guten. Er hat etwas von jenem bewunderungswürdigen Geiste in sich, der von dem todten, faulen Hunde, von dem sich Alle mit Ekel abwandten, mit stillem, sinnenden Lächeln vor sich hin sagte: „Die Zähne sind doch so schön wie Perlen!" —

Was die politische Richtung Schücking's anlangt, nach welcher man bei der neu erwachten Energie unseres öffentlichen Lebens gegenwärtig jeden Mann nur zu oft aus-

schließlich beurtheilt, so ist sein Vaterlandsgefühl kräftig, leidenschaftlich, ja man darf wohl sagen radikal. Dennoch ist unser Autor Nichts weniger, als einer von den Stürmern und Drängern, welche mehr mit redlichem Willen als gutem Erfolge ihre ganze Persönlichkeit für einen bestimmten Parteizweck einsetzen zu müssen und damit die ewige Unvernunft factischer Zustände endgiltig beseitigen zu können wähnen. Schücking ist eine durchaus milde, vermittelnde, alle Extreme vermeidende und mit dem Kerne seines Strebens nur auf das Schöne und auf sein poetisches Schaffen gerichtete Dichternatur. Er ist überhaupt eigentlich, obschon durchaus freisinnig, nicht politisch erregt, wie Freiligrath z. B., mit welchem er ebenfalls lange intim verbunden gewesen und noch jetzt befreundet ist. Er steht in dieser Beziehung vermittelnd da zwischen den Extremen, welche Freiligrath einerseits, Annette von Droste andererseits vertreten. Viele seiner poetischen Gestalten machen sogar den Eindruck, als sei er in seinem innersten Fühlen und Denken mehr Tory als Whig — um mit diesen alten Benennungen einmal den gemeinten Gegensatz möglichst einfach zu bezeichnen — und als habe er von seinem ruhigeren Standpunkte aus ein besonders scharfes Auge und einen äußerst satirischen Blick für alle die Schwäche und Halbheit und Unfähigkeit, welche das erste redselige Auftreten der entschiedenen Demokratie gewöhnlich zu begleiten pflegt. Wir denken dabei besonders an seinen Roman: „Der Held der Zukunft," in welchem der etwas vulgäre Demagoge Mellheim sofort zum Aristokraten sich umwandelt, sobald er erfährt, daß er ein geborner Graf Merwing sei. Der geheime Egoismus der lautesten Schreier in politischen Dingen bekommt hier seine Hiebe. Darum kommen aber die Junker, die Feudalen, die bloß geborenen Aristokraten bei ihm nicht besser weg: namentlich ist sein darstellender Humor unerschöpflich in der ironisirenden Zeichnung jener antediluvianischen Sorte derselben, welche eben der westfälische Adel repräsentirt. Das eigene Ideal des Dichters in politischen Dingen ist offenbar die englische Verfassung mit ihrer energischen parlamentarischen Vermittlung aller jener Extreme, welche in einem gesunden Volke und Staate nun einmal Leben haben und behalten werden. Ein Mann der Intelligenz wird freilich auch in einem solchen wirklich constitutionellen Staatsleben noch die Aristokratie der Intelligenz über die des großen Güterbesitzes mehr prävaliren zu sehen wünschen, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, für Deutschland wenigstens; aber dieses höchste Ideal eines vernünftigen Staates wird wohl immer in der Region der frommen Wünsche bleiben. In den harten Kämpfen des Völkerlebens zählt die Intelligenz nur dann wesentlich mit, wenn sie die Macht zur Grundlage hat: der genialste Privatverstand ist und bleibt hier ohnmächtig und wirkungslos, so lange er sich nicht mit dem großen Besitz, der bewaffneten Macht oder den gewaltigen Kräften des revolutionären Volksgeistes zu verbünden weiß. —

Es wird nicht uninteressant sein, dem Leben und dem Bildungsgange eines so gereiften und zugleich so fruchtbaren Geistes ein wenig sorgfältiger nachzugehen und dabei seine sämmtlichen Schöpfungen in Bezug auf ihren künstlerischen Werth etwas schärfer in's Auge zu fassen, als es bis jetzt geschehen ist. — — —

III.

Christoph Bernhard Levin Schücking wurde geboren am 6. September 1814 zu Clemenswerth, im nördlichsten Theile des früheren Bisthums Münster. Clemenswerth war ein Lust- und Jagdschloß der ehemaligen Fürstbischöfe des Landes: es liegt bei Meppen, im jetzigen Hannover. Hier hatte der Vater des Dichters als Amtmann inmitten seines Jurisdictionsbezirkes seine Amtswohnung. Derselbe lebt noch jetzt hochbetagt in Bremen. Die Mutter des Dichters, Katharina Schücking, starb schon 1831. Von ihr hat dieser, wie so viele Dichter, seine erste Anregung zum poetischen Schaffen bekommen: sie war ihrer Zeit eine in ihrem Kreise gefeierte sinnige Dichterin; ihre Jugenderinnerungen fielen noch in die Zeit des berühmten Ministers Fürstenberg, und als Mädchen hatte sie viel in den Kreisen verkehrt, welche unter dem geistigen Einflusse der Fürstin Gallitzin, Hamann's, des Magus aus Norden, und der Brüder Stollberg standen und fortwährend geistig angeregt blieben. Kurz vor dem Tode seiner Mutter, im Jahre 1829, kam Schücking auf das Gymnasium zu Münster, und hier

lernte er nun bald die etwa achtzehn Jahre ältere aristokratische Dame kennen, die ihm bald wie eine zweite Mutter werden sollte — die bereits erwähnte Dichterin Annette von Droste. Er selbst hat vor Kurzem in einer geistreich geschriebenen Skizze das Lebensbild dieser seltsamen Erscheinung zu zeichnen versucht und darin auch die näheren Umstände erzählt, welche das erste Zusammentreffen mit derselben begleiteten; da dieses treffliche kleine Buch*) Alles enthält, was über das Verhältniß beider zu sagen wäre, so verweisen wir unsere Leser auf die eigene Lektüre desselben. Nur das Eine möchten wir noch hervorheben, daß ein gewisser weiblich zarter und aristokratisch feiner Grundton im Stile Schücking's dem Einflusse dieser genialen Dame vorzugsweise wird zuzuschreiben sein.

Nachdem er seine Gymnasialstudien in Münster und Osnabrück glücklich beendigt hatte, bezog er im Jahre 1833 die Hochschule zu München, um Jurisprudenz zu studiren, dann die zu Heidelberg und Göttingen. Während dieser Gymnasialstudien, wie später auf der Hochschule, machte sich ein rastloser Drang nach allgemeiner Bildung geltend; er studirte neuere Sprachen, mittelhochdeutsche Literatur, die Culturgeschichte des Mittelalters, die provencalischen Dichter und versuchte sich in einem größern historischen Roman „Kunz von der Rosen," der nicht veröffentlicht ist. — Das Triennium wurde beendigt, ohne daß, wie er selbst in der angeführten kleinen Schrift sagt, „sein Herzensbündniß mit der Jurisprudenz je über die Grenzen einer gewissen kühlen Hochachtung hinausgegangen wäre — wie bei jungen Leuten, die man zu früh mit einander verlobt hat." Er hatte aber „nebenbei in allerhand andern Disciplinen geschwelgt, welche, wie z. B. das Provencalische, die genaue Bekanntschaft mit den Abenteuerfahrten des Sängers Ulrich von Liechtenstein und mit den Ideen Ludwig Tiek's über die Darstellung des Hamlet, nicht grade unumgänglich nöthig waren, um in einem juristischen Examen zu bestehen, für welches offenbar der alte Mackeldey alle Literaturheroen, sogar Dante, Shakespeare und Goethe, an Bedeutsamkeit weit übertraf." Als er daher im Jahre 1837 nach Münster zurückkehrte, um die nöthigen Examinationen zu bestehen und seine amtliche Laufbahn zu beginnen, veranlaßte ihn sein zweifelhaftes Bürgerrecht in Preußen, der juristischen Carriere ganz zu entsagen und sich ernstlich der literarischen Thätigkeit zuzuwenden. Er selbst erzählt diese entscheidende Wendung seines Schicksals mit all dem Humor eines Mannes, der von dem erreichten Ziele aus mit wohlbegründeter innerer Befriedigung auf den Scheideweg zurückblicken muß, an welchem ein inneres Gefühl und ein herzhafter Entschluß über alle Bedenklichkeiten guter Freunde in Bezug auf „die so unsichere Carriere eines Schriftstellers" gesiegt und seinen Genius auf die einzig richtige Bahn geführt haben. „Leider" — sagt er in dem angeführten Lebensbilde — „überhob mich das neidische Schicksal, das uns sonst so viele Prüfungen vorbehält, der königlich preußischen Auskultaturprüfung. Meine Wiege hatte zwar nicht neben einem Webstuhl, aber neben einem königlich hannoverschen Amtstische gestanden — mein allerengstes Vaterland war ein Stück des alten Münsterlandes, welches bei der großen Theilung an Aremberg, dann an Hannover gefallen war. So wurde der arme deutsche Jüngling in seinem „engeren Vaterlande," dem preußischen Münsterlande, mit Hinweisung auf sein engstes Vaterland „als Ausländer" betrachtet und von den Stufen zum Tempel der Themis zurückgewiesen. Ein blaues Cabinetsschreiben weiland Seiner Majestät Friedrich Wilhelms III. wies mich ab. Was war zu machen? Ich mußte die Jurisprudenz ihrem Schicksal überlassen. — Annette von Droste aber bewies mir in dieser Zeit, daß sie noch immer jene Art Verpflichtung zu haben glaubte, welche sie beim Tode meiner Mutter überkommen zu haben erklärte. Sie war voll Sorge um meine Laufbahn und sehr unzufrieden damit, daß ich in meinem jugendlichen Glückvertrauen mit Hoffnungträumen und Luftschlösserbauen die Zeit verlor, den kostbaren angesammelten Schatz von juristischen Begriffen und schönen tiefsinnigen Pandektenstellen verzettelte und mit der glühen-

*) „Annette von Droste. Ein Lebensbild von Levin Schücking." Hannover 1862. (Karl Rümpler.) — Vgl. auch die Gedichte der Droste an Schücking, S. 39, 165 und 168 in der bei Cotta 1844 erschienenen Ausgabe. — Auch Freiligrath's Gedicht „die Rose" an seinen „Freund Levin mit den Gespensteraugen" ist interessant. („Freiligrath: Zwischen den Garben.")

den Begeisterung eines ausschließlichen Dranges Literatur trieb. Dies hielt sie aber nicht ab, an solchen Literaturversuchen mit einem Ernste Theil zu nehmen, der, wie oft! ihre kleine mikroskopisch kritzelnde Hand zur werkthätigen Beihilfe beflügelte. So bei dem Buche: „Das malerische und romantische Westfalen" (1839), für welches



Levin Schücking.

sie die hauptsächlichsten Sagenstoffe und einzelne historische Episoden in poetischer Form behandelte und die landschaftliche Physiognomie der oberen Weserufer skizzirte. Für ein zweites Büchlein: „Der Dom zu Köln und seine Vollendung" dichtete sie die Ballade: „Meister Gerhard."" —

Die bedeutende Anregung, welche Schücking in diesem Verkehr mit der genialen Dame schon in jugendlichem Alter erhielt, kann gewiß nie hoch genug angeschlagen werden: solch eine leitende Hand zur rechten Zeit führt den jungen Genius immer am sichersten auf die rechten Bahnen und bewahrt von Anfang an vor unzählichen Mißgriffen, welche andere, vom Glück weniger begünstigte junge Schriftsteller oft so schwer und so lange zu büßen haben. Wie dieselbe Verbindung auch auf seine äußeren Lebensverhältnisse günstig einwirkte, werden wir sogleich sehen. Außerdem halfen aber noch manche andere Einflüsse mit, ihn sofort energisch in die Literaturbewegung jener Zeit hineinzuziehen. Die Berührung mit der Feuerseele Freiligrath's entzündete den Drang nach literarischem Schaffen immer intensiver; das junge Deutschland zog ihn in die liberale Strömung der Zeit hinein: Gutzkow gewann ihn zu einem der fleißigsten Mitarbeiter an seinem Journal: „Der

Telegraph.“ Alles dies wirkte zusammen, jene energische Productivität in unserem Dichter zu entwickeln, welche, im Anfang freilich schwächer auftretend, sich erst später voll entfaltete und steigerte: solch ein westfälisches Talent ist eben nicht wie die Minerva, die fertig und gewappnet aus dem Haupte Jupiters springt, es will Zeit zu seinem Wachsthum, es reift allmälig, um dann desto länger vorzuhalten.

Noch stand der Mond der modernen Romantik am Himmel — eben erst begannen „die Hallischen Jahrbücher“ den methodischen Kampf gegen dieselbe: auch Schücking mußte ihr noch seinen Tribut zahlen. Seine ersten drei Werke haben diesen gezollt. In Verbindung mit Freiligrath gab er zuerst die erwähnte Schilderung seiner Heimath heraus: außer einigen Seiten von Freiligrath ist aber der Text ausschließlich von Schücking. Es war das erste größere Werk, mit welchem er sich in die Literatur einführte: er hat darin der Liebe zu seiner Heimath ein werthvolles Denkmal gesetzt, er hat sich den Boden gleichsam durchgearbeitet, auf welchem später seine reifsten Früchte wachsen sollten. Im folgenden Jahre erschien die Broschüre über den Kölner Dom und in ihr auch das hübsche Gedicht: „Der Bettler am Rhein,“ in welchem er für die Fortsetzung des Baues Tribut verlangte. — Im Jahre 1843 endlich trat er mit seinem ersten Roman vor das Publikum: „Ein Schloß am Meere.“ Damit war denn die Bahn gebrochen. In rascher und ununterbrochener Folge reihten sich diesem seitdem nun die weiteren, immer bedeutender werdenden Schöpfungen des fruchtbaren Autors an, und es dauerte kaum ein Jahrzehnt, so stand er in unserer vielschreibenden und daher dem aufstrebenden Talente nicht eben günstigen Zeit schon da als einer der anerkanntesten und beliebtesten Schriftsteller. Das zweite Jahrzehnt seiner literarischen Thätigkeit aber hat diese allgemeine Anerkennung entschieden festgestellt; und wie sehr mit Recht, das beweist vor Allem der Umstand, daß seine drei letzten größeren Romane — Paul Bronkhorst, die Marketenderin von Köln, die Geschworenen und ihr Richter — in Composition und Ausführung die bedeutendsten Fortschritte gegen die früheren Romane kundgeben. Nachhaltige Fruchtbarkeit aber, in Verbindung mit fortschreitender Entwicklung in den eigentlich künstlerischen Elementen der Production sind unserer Ueberzeugung nach der untrügliche Beweis tüchtiger Natur und wahren Genies.

Die eigentliche Wendung zu dem, was in aller Kunst und im Roman ganz besonders unserer Zeit noththut — zum eigentlich modernen Ideal und dem diesem allein entsprechenden charakteristischen Stile — diesen Uebergang von der verblassenden Romantik weg zu einer durch und durch gesunden und kräftigen historisch-realistischen Richtung vollzog Schücking in dem 1846 erschienenen dreibändigen Romane: „Die Ritterbürtigen.“ Diese Bilder des westfälischen Adels und ihres seltsamen Lebens und Treibens verschafften dem Verfasser in den weitesten Kreisen Namen und Ansehen: jeder Leser fühlt noch jetzt, wie hier Alles dem wirklichen Leben abgelauscht ist. Dann erschienen ferner in rascher Folge:

5. Eine dunkle That. 1846. — Gedichte von L. Sch. 1846.

6. Gesammelte Novellen. Pesth. 1847. 2 Bde.

7. Eine Römerfahrt. 1849. — Heinrich von Gagern. 1849.

8. Ein Sohn des Volkes. 1849. 2 Bde.

9. Der Bauernfürst. 1851. 2 Bde.

10. Die Königin der Nacht. 1852.

11. Ein Staatsgeheimniß. 3 Bde. 1854.

12. Ein Redekampf zu Florenz. Ein Schauspiel. 1854.

13. Der Held der Zukunft. 1855. 2. Auflage 1859.

14. Geneanomische Briefe. 1855.

15. Der Sohn eines berühmten Mannes. 1856.

16. Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. — Von Minden nach Köln. 1856. (In Brockhaus' Reisebibliothek.)

17. Die Sphinx. 1856.

18. Günther von Schwarzburg. 1857.

19. Paul Bronkhorst oder die neuen Herren. 1858. 3 Bde.

20. Aus den Tagen der großen Kaiserin. Novellen. 1858 und 1862. 2 Bde.

21. Die Rheyder Burg. 1859. 2 Bde.

22. Gesammelte Erzählungen und Novellen. 1859. 4 Bde.

23. Die Marketenderin von Köln. 1861. 3 Bde.

24. Die Geschworenen und ihr Richter. 1861. 3 Bde.

25. Eine Aktiengesellschaft. 1863. 3 Bde.

Die F. A. Brockhaus'sche Buchhandlung hat eine Gesammtausgabe der bedeutendsten Romane unseres Autors begonnen.

Außerdem ist Schücking kritisch thätig gewesen in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung," im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" und seit mehreren Jahren ist er der literarische Berichterstatter im „Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd." —

IV.

Es war, wie bereits angedeutet, die Vermittlung der Freiin von Droste, der mütterlichen Freundin unseres Dichters, durch welche es ihm nach Vollendung seiner beiden ersten Werke möglich wurde, seine Heimath wieder zu verlassen und in einem wechselvolleren Leben die mannigfaltige Anregung zu erhalten, die jedes aufstrebende Talent zu seiner vollen Entfaltung bedarf. Im Herbste 1841 siedelte er zuerst für den Winter nach einem Schlosse am Bodensee über, der „Meersburg," um hier die kostbare und reichhaltige Bibliothek des berühmten Schwagers der Droste, des Freiherrn von Laßberg, zu ordnen und zu katalogisiren. Die Dichterin pflegte hier, wie Schücking in ihrem Lebensbilde erzählt, öfters eine Art Alpencur zu gebrauchen — und diese Cur schlug um so besser an, als sie im Schoße der Familie, im Hause der lieben Schwester und des tausend poetische Anregungen darbietenden Schwagers genossen werden konnte. So war sie auch im Sommer 1841 „ihren Freunden in der Heimath wieder einmal entschwunden, um ihre poetischen Gedanken wie Falken um die Thürme der alten Bischofsburg kreisen oder wie wilde Schwäne über die silberne Unendlichkeit des weiten Gewässers schwärmen zu lassen." Auf ihre Aufforderung folgte Schücking ihr dahin, um die Katalogisirung der „Laßberg'schen Sammlung" zu übernehmen. Wie der junge Dichter in diesen seltenen, in den Augen eines jeden Germanisten ganz unbezahlbaren Schätzen der altdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur geschwelgt hat — dazu auf dem seltsamen, von alten Erinnerungen umwebten Schlosse am See und in der Gesellschaft so eigenthümlich interessanter Menschen — das sehen wir noch aus seinem schönen Gedichte „Die Meersburg," in welchem er seinem Aufenthalte dort ein Denkmal gesetzt hat. Wir setzen ein paar Strophen her — sie nehmen ihre Motive von dem Aufenthalte Conradin's auf dem Schlosse in den Jahren 1262 und 1267, kurz vor seinem tragischen Zuge nach Italien:

„O diese Burg; ein fabelhaftes Haus
Als ob's ein Mönch gemalt in seinem Psalter!
Mich senkt der Anblick dieses stolzen Bau's
In bunte Träume aus dem Mittelalter!

Ein Hornesstoß! — Es rasselt unter'm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelstiegen:
Dort auf der Warte flattert hoch empor
Und schlägt die Lüfte, die den Habicht wiegen,

Des Staufen Conradin Panier! Es fängt
Den Sonnenstrahl in seine goldnen Falten —
Da kommt er selbst. — Er hat das Thal durchsprengt
Und auf der Faust das Federspiel gehalten —

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm gestützt,
Blickt er hinab, vom blauen See gespiegelt,
Sein träumend Haupt vom Abend angeblitzt,
Vom weichen Föhn Italia's umflügelt!

Italia's! — Es kommt wie Gruß geweht,
Wie laue Bergesluft der Apenninen:
War's nicht, wie süßer Harzesduft, wenn spät
Die Sonne noch den Pinienwald durchschienen?

Er fährt empor — ein Fall, der Beute sieht! —
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen!
Da liegt's — da glüht's, Apuliens Gebiet! —
Und nun ein heiß, ein königliches Jagen!" —

Diese erste Partie des Gedichtes schließt dann mit einer Andeutung des traurigen Unterganges des Hohenstaufen. Und dann folgt als zweite Abtheilung das Bild des alten Burgherrn und eines besonders werthen Besuches aus dem Schwabenlande:

Das war vordem! — Jetzt schüttelt Euch die Hand
Ein grauer Rittersmann und spricht: Willkommen!
Und fragt nach jeder Burg in Eurem Land
Und weiß Geschichten, wie Ihr nie vernommen!

Er kennt sie all'; der Welfenlöwe steht
Vor seines Auges leis verhülltem Sinnen;
Er sieht des sechsten Heinrich Majestät
Den Reichsaar pflanzen auf Palermo's Zinnen.

Die Sänger kennt er, die ihr Haus gestellt
Einst auf den Bergen hier nach allen Seiten:
Er kann zu ihnen hin, wie's ihm gefällt,
Und sie zu ihm zum Morgenimbiß reiten.

Was sie gedacht, gedichtet, jedes Blatt,
Es ist als ihr Vermächtniß ihm geblieben:
Das Buch von Barlaam und Josaphat
Hat ihm von Ems Herr Rudolph aufgeschrieben.

Der alten Meister Selde und ihr Leid,
Sie haben's seinem „Liedersaal" gesungen;
In alten Mähren ist ihm „viel geseit" —
Da seht es selbst: „Das Buch der Nibelungen!" —

Und so wie einst, so öffnet sich noch heut'
Vor edlen Meistern seiner Thore Gitter:
Und wie ein Bild aus längst verscholl'ner Zeit
Tritt ernst der Sänger zu dem grauen Ritter.

Es ist kein Traum! — Neigt Eure Stirne tief
Vor dieser Stirn, die eine Welt getragen!
Was in dem Herzen seines Volkes schlief,
Was in der Brust des Einzelnen geschlagen:

Der hat's gefühlt, gesungen und gesagt!
Der hat der Zeit ihr altes Recht gefodert!
Der hat das Wort, das flammende, gewagt,
Das wie ein leuchtend Osterfeu'r gelodert.

Süß wie das Herz, das Coucy's Knappe trug,
Entströmten die Gesänge seinem Munde,
Doch auch vernichtend, wie der „Sängerfluch."
Scharf wie der Schwerthieb seiner „Schwäb'schen Kunde."

Geräuschlos und bescheiden tritt er ein,
Demüthig fast, den Wanderstab zur Seiten.
Viel „sanfte Tage" lassen ihren Schein —
Ein rosig Wehn — um seine Stirne gleiten.

So kennt Ihr ihn, geht er auch still einher:
Der Uhland ist es — prunklos, ohne Flitter —
Ein hoher Gast! — Doch auch ein Wirth wie der! —
Gott segne beide — Laßberg heißt der Ritter!"

Man sieht an diesem Gedichte, in welchem Grade Schücking schon damals die Fähigkeit besaß, der nächsten, ihn unmittelbar umgebenden Wirklichkeit ein poetisches Interesse abzugewinnen und ihre Erscheinungen künstlerisch zu verklären.

In dem Lebensbilde Annettens von Droste ergänzt Schücking diese Mittheilungen über die Meersburg und ihren Besitzer noch weiter. Auf die Dichterin Annette von Droste muß Schücking's Gegenwart hier sehr anregend gewirkt haben, worüber die Gedichte derselben und die weiteren Mittheilungen ihres Lebensbildes interessante Aufschlüsse geben. Hoffentlich werden unsre Leser sich durch uns angeregt fühlen, sich die werthvolle Broschüre selbst näher anzusehen.

Nachdem in dieser anregenden Weise der Winter von 1841 auf 1842 verlebt war, begab sich Schücking nach Ellingen in Franken, der Residenz des Fürsten Wrede. Dieser hatte ihm die Erziehung seiner zwei Söhne anvertraut. Die Stellung brachte manches Angenehme mit sich. Besonders fand er in derselben Gelegenheit, gründlich einen großen Theil Oesterreichs und die Hauptstadt Wien selbst kennen zu lernen, indem er den Fürsten auf seine Schlösser in Oberösterreich begleitete und von diesen aus mit ihm Abstecher nach allen Seiten machte. Der Aufenthalt in Wien vermittelte die Bekanntschaft mit Nicolaus Lenau. Auf einem dieser Schlösser, der sehr schön gelegenen fürstlichen Sommerresidenz „Mondsee" entstand Schücking's erster Roman („Ein Schloß am Meere"), in welchem er manche seiner damaligen Erlebnisse und Beobachtungen poetisch verwerthet hat. Zu dem gewählten Titel gab der vorhergehende Aufenthalt auf der Meersburg wohl die Veranlassung, wie denn auch die prächtigen landschaftlichen Bilder und Schilderungen vom Meere und vom Gewittersturm um das alte Schloß ohne eigene Beobachtung in einer ähnlichen Umgebung wohl nicht diesen stimmungsvollen Farbenton hätten erhalten können. Bald darauf knüpfte sich eine Verbindung an, welche den jetzt dreißigjährigen Dichter zur Gründung eines eigenen Hauswesens veranlassen sollte: er lernte durch einen gemeinsamen Freund (Freiligrath) wie er selbst erzählt,*) zunächst freilich nur brieflich, eine der geistreichsten Frauen und talentvollsten Schriftstellerinnen kennen — Louise von Gall. Diese Verbindung führte bald zu einem warmen und innigen gegenseitigen Interesse, aus welchem ein Bund für das Leben wurde, als Schücking im Frühjahr 1843 nach Darmstadt kam. Der Sommer wurde von beiden am Rheine und in Darmstadt verlebt, und im Oktober desselben Jahres fand bereits die Vermählung statt. Die jungen Eheleute ließen sich zunächst in Augsburg nieder und blieben dort anderthalb Jahr: Schücking war von der Redaction der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" zur Theilnahme an derselben eingeladen worden. Ueber die Aufnahme, die das junge Paar dort fand, spricht Schücking sich sehr befriedigt aus; außer den um die Zeitung sich gruppirenden Freunden — Gustav Kolb, Friedrich List und Karl Ritter —

*) In der Einleitung zu den von ihm herausgegebenen Novellen und Erzählungen seiner Gattin: „Frauenleben." 1856. Für das frühere Leben der Verfasserin verweisen wir auf diese Einleitung.

lernte er hier auch manche berühmte Namen kennen, welche auf der Durchreise den gesellschaftlichen Kreis derselben belebten. So H. Koenig, F. Lißt, Fallmerayer, Hormayer, Zedlitz und Andere. Eine Reise in die Schweiz und ein zweiter kurzer Aufenthalt auf der Meersburg vermittelte die persönliche Bekanntschaft seiner Frau mit der Droste (1844). In Augsburg aber wurde sein zweiter Roman geschrieben, weit bedeutender als der erste: „Die Ritterbürtigen." Dieser führte ihn vollends in die Republik der Schriftsteller ein und verbreitete seinen Namen in die weitesten Kreise literarischer Bildung.

Diesem Romane, der übrigens erst 1846 als selbständiges Werk erschien, war es denn auch wohl vorzugsweise zuzuschreiben, daß Schücking im Jahre 1845 die Redaction des Feuilletons der „Kölnischen Zeitung" übertragen wurde; eine Badereise nach Ostende und ein kürzerer Aufenthalt in Bonn hatte die persönliche Bekanntschaft mit dem Herausgeber und Hauptredacteur dieses damals schon bedeutenden liberalen Organs vermittelt. Schücking verlegte deshalb seinen Wohnsitz nach Köln und blieb hier bis zum Jahre 1852. —

V.

Das Jahr 1847 erfüllte einen lange gehegten Lieblingswunsch des dichterischen Paars — es führte sie zu einer größeren Reise nach Italien. Die Reise berührte Paris, das südliche Frankreich, Genua, dessen stille elegische Majestät einen unbeschreiblichen Zauber auf die dichterisch gestimmten Seelen der Reisenden ausübte — dann Livorno, Pisa, Civita Vecchia. Einem längeren Verweilen in Rom folgte endlich auch noch ein kurzer Besuch Neapels, so daß fast das ganze Italien von ihnen durchstreift worden war. Bei der vielseitigen und gediegenen Bildung beider Reisenden und dem weiten Umfange ihrer Kenntnisse und Interessen mußten sie die tiefsten Eindrücke von dieser Reise und namentlich von dem Aufenthalte in Rom empfangen — mochten dieselben nun durch die Denkmale des classischen, die großen Schöpfungen des christlichen, die Kunst des neuen oder die politischen Hoffnungen des neuesten Roms und den damals vergötterten Ausdruck der letzteren, den milden und edlen Pio nono zunächst erregt werden. „Wird ja ohnehin Jedem" — so berichtet Schücking selbst in der angeführten Einleitung — „welcher den Winter von 1847 auf 1848 in Rom verlebte, diese Zeit unvergeßlich sein. Ein günstiger Zufall führte zudem damals einen Kreis geistreicher und liebenswürdiger Menschen in Rom zusammen, der den Reiz des Aufenthaltes dort um Vieles erhöhte: ich nenne Wilibald Alexis — Gustav zu Puttlitz — Jerichaus — Bodenstedt, wozu sich einheimische Freunde, wie Dr. Emil Braun, Professor Orioli und Andere gesellten. Interessante musikalische Kreise bildete Abbate Santini und der norwegische Stiftshauptmann von Thyggesen, in deren Salons sich ein bedeutender Bruchtheil dessen, was Rom von ausgezeichneten Namen besaß, regelmäßig versammelte. Und so waren denn die Eindrücke, welche besonders auch das tiefe und unbeschreiblich lebhafte Gefühl meiner Frau aus Italien heimbrachte, ganz unauslöschlich. Gehörte doch ihre eigne Natur mit ihrem sonnig heiteren Idealismus, ihrer seltenen Erregbarkeit und dem vollen warmen Herzen selbst so ganz dem Süden an! Auch blieb ein wahres Heimweh dahin seitdem in ihrer Seele zurück. Wie oft noch traten später Rückert's Verse auf ihre Lippen:

„O könnten wir wandern allzugleich
Gen Süden aus dem Norden! — —
O daß ein leichtbeschwingter Wind
Uns beide nähm' auf die Flügel
Und trüge dahin uns frühlingslind
Zur Stadt der sieben Hügel!"

Hier in Rom war es denn auch, wo Schücking mit dem Marchese Massimo d'Azeglio, dem berühmten Dichter und Staatsmanne des neueren Italiens bekannt wurde; als derselbe bald darauf — im Mai 1849, nach der unglücklichen Schlacht bei Novara — von dem jungen Könige Victor Emanuel zum Ministerpräsidenten ernannt wurde, widmete Schücking ihm seinen 1850 geschriebenen Roman: „Der Bauernfürst." Auf diese Widmung machen wir besonders aufmerksam für die Beurtheilung von Schückings politischem Charakter. „Erinnern Sie sich noch, Herr Marchese" — so beginnt dieselbe — „wie wir zusammen auf einem öffentlichen Platze Roms standen und einem jener Ausbrüche des nationalen Selbstgefühls und der Vaterlandsliebe zuschauten, welche den Lenz des Jah-

res 1848 so erhebend und so unvergeßlich gemacht haben?" Und nachdem der Dichter dann dem tiefen Schmerz über all' die gescheiterten Hoffnungen dieses Völkerfrühlings Ausdruck gegeben, fährt er fort:

„Wir haben dieselben Aufgaben zu lösen, mit denselben Mächten zu ringen. Denn die Feinde Deutschlands sind die Feinde Italiens, mögen sie an unsern Grenzen lagern oder innerhalb derselben ihre Zelte aufgeschlagen haben. Erkennen dies die Staaten der Initiative in beiden Ländern? . . . . . Ich mag vom deutschen Piemont nicht reden, und vom italienischen Preußen brauche ich Ihnen nicht zu reden! Aber ist es unmöglich, daß der Einheitsdrang der deutschen Nation den Degen Friedrich des Großen und daß das Unabhängigkeitsbedürfniß des italienischen Volkes das Schwert Emanuel Philiberts zusammen und für immer verbündet in die Wagschale der europäischen Geschicke würfe — nicht mit dem „Vae victis!" eines Brennus, sondern mit einem „Wehe den Unterdrückern!" Die Zukunft wird es entscheiden! — Es ist vermessen, irgend eine Hoffnung auszusprechen in einer Epoche, deren charakteristisches Merkmal es ist, daß sie alle Hoffnungen vernichtet. Doch nein, nicht alle! Aus dem Boden, der mit den verwelkten Blättern zu früh entfalteter Lenzesblüthen bedeckt ist, und öde und erstorben scheint, sprossen einzelne Keime, wächst hier und dort ein Gebilde empor, das große Verheißungen enthält und auf welchen besorgt unser Auge ruht. Sie, Marchese, sind der Hüter eines solchen Keimes: in der Zeit der Zerstörung und Verneinung wissen Sie durch Wahrheit und Redlichkeit zu schaffen, während der erlauchte Fürst, der Sie zum ersten seiner Räthe berufen hat, vor Europa auf's Tiefste jene Staatslenker beschämt, welche die Aufgabe der Monarchie im 19. Jahrhundert zu lösen glauben, wenn sie die Standarte der Gewalt zu einem großen verbündeten Kreuzzuge wider die Begriffe von Gerechtigkeit und Wahrheit und das tiefe Rechtsgefühl der Menschenbrust erheben."

Diese großen Worte haben noch heute ihre volle Geltung: sie zeigen, daß unser Dichter den Geist der Zeit verstanden hat und mit ihm vorwärts schreitet durch alle Schmerzen und Enttäuschungen hindurch, welche nun einmal die ewige Tragödie des politischen Lebens wie ein untrennbares Gefolge finsterer Dämonen begleiten.

Wir haben der Biographie unseres verehrten Autors nur noch wenig hinzuzusetzen. In Cöln, in dem rebenumsponnenen, in einer grünen Gartenwelt wie eine Idylle liegenden Hause neben der schönen Apostelkirche, wurden von Schücking selbst die sämmtlichen Werke geschaffen, welche bis 1853 erschienen, namentlich also außer dem „Bauernfürsten" — nächst Paul Bronkhorst vielleicht dem bedeutendsten seiner Romane — noch „Ein Sohn des Volkes" und die „Königin der Nacht." Seine Gattin aber schrieb hier, neben der treuesten Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter, ihre beiden trefflichen Romane: „Gegen den Strom" (Bremen 1851) und „Der neue Kreuzritter" (Berlin 1853), und außerdem eine Reihe der feinsten kleinern Novellen und Erzählungen. Auch ließ sie mehrere Lustspiele aufführen, welche entschiedenen Beifall fanden; so besonders: „Ein schlechtes Gewissen" und „Ich hab's gewagt." Doch hatte das Leben in Cöln zu viel des Zerstreuenden, so daß endlich beide im Grunde stillumfriedeten und tief innigen Dichternaturen sich nach einem ruhigern Asyle zu sehnen begannen. Sie zogen sich deshalb im Jahre 1852 nach Schücking's Heimath zurück und lebten von jetzt an abwechselnd in Münster und auf einer ländlichen Besitzung (Sassenberg bei Münster), einem alten Familiengut, das Schücking an sich gebracht hatte. Aus dem Boden seiner vaterländischen Erde schöpfte der Dichter neue Kräfte, und jedes Jahr erschienen nun mehrere Bände seiner bereits allbeliebten Novellen und Romane. Leider konnte aber die zarte Constitution der Frau das neblige Klima nicht recht vertragen; und da sie sich mit einer zu rückhaltlosen Hingabe ihren mütterlichen Pflichten unterzog und trotzdem ein im Herbst 1854 geborenes Kind nicht am Leben blieb, so trat allmälig eine ernstliche Krankheit ein, der sie am 16. März 1855 erlag. Der Schlag muß den Dichter um so schwerer getroffen haben, je bedeutender und geistvoller die herrliche Frau nach dem Urtheile Aller, die sie näher gekannt haben, gewesen ist: ihr ganzes Wesen bot in der That eine seltene Vereinigung schriftstellerischen Talents mit häuslicher Thätigkeit und geselliger Liebens-

würdigkeit dar. Seitdem lebt Schücking still und ziemlich zurückgezogen nur seiner literarischen Thätigkeit und der Erziehung seiner talentvollen Kinder, geliebt und geachtet von Jedermann in Westfalen und hochverehrt von Allen, welche ihm näher zu treten das Glück haben und sein schönes Talent gebührend zu schätzen wissen. Seine äußere Erscheinung und sein gesellschaftliches Auftreten hat durchaus jene ruhige und einfache Natürlichkeit, der man auf den ersten Blick den echt westfälischen Widerwillen gegen jede Art von Phrasen und Künsteleien ansieht. Wir wünschten ihm nur eine Stellung und einen Wohnort, wo er mehr Anregung von Außen fände, als die Hauptstadt Westfalens nach ihrem ganzen Charakter zu bieten vermag: wer weiß, zu welchen Flügen sich dieser sinnige Genius noch erheben würde, wenn ihm eine glänzende Stellung in einer großen Hauptstadt gesichert würde, wo denn doch die Welt mit reichern Bildern und tiefern Interessen dem spähenden Dichterauge entgegentritt, als in der melancholischen Armuth und Einsamkeit des frommen Westfalenlandes. — — —

Zur Culturgeschichte der Tanzkunst.

Von

Albert Czerwinski.

Das Gefallen an dem, was unter den verschiedenartigsten Modificationen „Tanz" genannt wurde, ist uralt und tief in der menschlichen Natur begründet. Alle Nationen, alle Himmelsstriche kennen den Tanz, und überall hat er sich eigenthümlich, dem Lande, dem Charakter des Volkes, dem Clima, den Vorstellungen und Umgebungen der Menschen gemäß, ausgebildet. Man könnte den Tanz eine Musik des Körpers und der Formen nennen und den kunstvoll ausgebildeten als das Drama der Mimik bezeichnen. Wir verstehen aber unter dieser Bezeichnung nur jene herrlichen Nationaltänze der verschiedenen Völker, welche sich aus ihrer bewußtlosen Rohheit nach und nach zur bewußten Schönheit entwickelt und als echte Volkspoesie des Körpers und der Formen mit ihrem graziösen Adel in kunstreicher Einfachheit sich seit Jahrhunderten erhalten haben, während die Menge der vom modischen Gelüste aus diesen Urtypen geschaffenen Abarten eben so schnell verschwindet wie sie entsteht.

Die Historiker sind gar zu sehr geneigt, nur den Erscheinungen ihre volle Aufmerksamkeit zu schenken, welche durch weitreifende Folgen und Wirkungen hervorragen. Erst in der jüngsten Zeit hat sich die Geschichte mit größerem Interesse der Beachtung des Culturlebens zugewandt und eingesehen, wie einseitig es ist, wenn sie nur Staatsumwälzungen, Kriege und Schlachten, den religiösen Glauben, die Werke der Kunst und der Wissenschaft als das Wichtige im geistigen Leben der Völker schätzt, dagegen die Gebräuche und Sitten, wie sie das Familienleben, die mannigfachen Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft, die geselligen Verhältnisse beherrschen, als werthloses Beiwerk behandelt, was eben so gut der Vergessenheit übergeben werden könnte. Der Tanz ist vorzugsweise ein Moment des gesellschaftlichen Lebens, und so mögen denn diese Zeilen ein Beitrag sein, für die Erkenntniß dieser bisher wenig beachteten und doch höchst wesentlichen Seite des menschlichen Culturlebens.

Nachdem die mönchische Weltflucht des Mittelalters, welche den bösen Feind als den Schutzpatron des Tanzes betrachtete, einigermaßen überwunden, entfaltete das Culturleben der christlichen Völker eine üppige Mannigfaltigkeit nationaler Typen auch auf dem Gebiete der Tanzkunst. Schon früh, und zwar seit dem 12. und 13. Jahrhundert, waren in Deutschland wie in Frankreich, Italien und den nordischen Ländern zwei Hauptarten von Tänzen üblich, nämlich Schreit- oder Schleiftänze und Springtänze. Der ruhigere, bloß getretene oder gegangene Tanz wurde als der vorzugsweise höfische betrachtet. Der Tänzer faßte eine oder zwei Tänzerinnen bei der Hand und hielt mit schleifenden Schritten einen Umgang im Saale, unter dem Getöne von Saiteninstrumenten und Tanzliedern, welche letztere von dem voranschreitenden Vortänzer oder der Vortänzerin angestimmt wurden. Während jene das Lied vortrugen, stimmte die Menge nur in den Refrain ein oder sang die einzelnen Verse nach. Der Tannhäuser, der sein Leben in Spiel und Lust mit schönen Frauen

hingebracht, sagt von sich, daß er mit der Geige dem Tanz voranzuschreiten gewohnt sei, bis ihm die Saite zerspringe und der Bogen breche. Von ihm erfahren wir auch, daß Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich, der Freund der Dichter und Sänger, seiner hohen Stellung ungeachtet, selber den Bogen zur Hand nahm und singend und spielend den Tanzenden voranschritt. Er dichtete auch Tanzlieder, von ganzen Saal bedeckten und den Herren zwischen die Füße geriethen.

Häufig pflegte man einen Rundtanz zu machen, indem die Gesellschaft einen Kreis schloß und mit sanfter Bewegung singend in der Runde ging, und den Inhalt des Gesanges durch irgend eine einfache Handlung auch äußerlich darzustellen versuchte. Der Vortänzer, der zugleich Vorsänger war, nahm seinen Nachbar bei der Hand, dieser



Schreit- oder Schleiftanz (carole).

denen aber keine bis auf uns gekommen sind, während wir zahlreiche von Andern haben. In einer Strophe des alten Gedichtes „Tandarios und Flordibel" heißt es:

Die ritter danzten vnd sprungen
Mit den Frauwen, vnd sungen
Zu Danz mannich hüpsche liet.

Dabei haben wir uns die Tanzenden in der ganzen Ueppigkeit und widerspruchsvollen Mannigfaltigkeit mittelalterlicher Trachten vorzustellen, als ziemlich steife und bunte Figuren; die Männer kriegerisch, roh und blöde, die Frauen affectirt, sittsam und zimperlich. Die Frauen gingen rechts und wurden entweder bei der Hand oder am Aermel geführt; die Haltung der Tänzer war steif und gemessen, die Bewegung der Füße nur ein Treten und Schleifen, was schon durch die langnachwallenden Oberkleider der Damen geboten wurde, die den wieder den Nächsten, und so bildete sich die lange Reihe, welche dem Führer in allen Windungen und Bewegungen nachfolgte, sich bald zum Kreise schloß und dann wieder auflöste. Diese dramatische Gattung der Rundtänze war durchaus mannigfach, und kam schon früh bei Vermählungsfeierlichkeiten vor, wo man durch sie die Feier des Verlöbnisses nachbildete. Dürfen wir aus einer Stelle in „Tristan und Isolde" einen allgemeinen Schluß ziehen, so wurden auch die Trauungen der Vornehmen während des Hochzeitstanzes vorgenommen. Tristan und Isolde tanzen vor und die übrigen Paare schließen sich ihnen an. Während alle fröhlich tanzen, tritt der Bischof in seiner vollen Kirchentracht herein, und die Tanzenden lösen ihren Reigen, um einen Kreis zu bilden. Der Vater der Braut führt sie mitten in den Ring, Tristan stellt sich neben sie, und der Bischof

gibt ihm die Geliebte zum Weibe. Einen weitern Beweis für die Annahme, daß die Trauung der Vornehmen häufig während des Tanzes geschah, gibt uns ein altes Deckengemälde in der Incoronata zu Neapel, welches der alte Florentiner Meister Giotto gemalt hat und das eine Tanzfestlichkeit auf einer Hochzeit darstellt. Während im Hintergrunde bei Trompetenschall die Trauung vor sich geht, tanzen im Vordergrunde zu den sanften Tönen einer Viola und Oboe Ritter und Damen einen Reigen. Die Häupter und Blicke der Tänzerinnen sind züchtig gesenkt, die Tänzer fassen in ritterlicher Courtoisie kaum die Fingerspitzen ihrer Damen, die Bewegungen des Tanzes scheinen eben so anmuthig als ruhig und decent.

Auch unter der Dorflinde, dem Tanzplatz der Bauern, scheint der höfische Schleiftanz im 13. Jahrhundert zu Hause gewesen zu sein, wie uns die zahlreichen Tanzlieder des Minnesängers Nithart bezeugen. Besonders beliebt war die Stadelweise, ein Tanz von sanftem und sentimentalem Charakter; ferner der Ridewanz, dessen Namen Wackernagel von dem französischen rotuenge (prov. retroensa) ableitet, während Weinhold meint, Wort und Sache seien aus dem Slawischen aufgenommen, und den altdeutschen, in den „Minnesingern" mehrmals erwähnten Ridewanz mit dem böhmischen Rejdovák (radowa, radawaczka) für identisch hält. Freilich scheinen die lustigen „Törper" (Dorfbewohner) die gemessenen Bewegungen des Schleifers gerne mit den lebhafteren und ausgelassenern des Hoppers vertauscht zu haben. In ihm wetteiferten beide Theile in kunstreichen weiten und hohen Sprüngen. Wenn uns berichtet wird, daß Mädchen im Reihentanze klafterweite Sprünge gethan:

Si sprank
Mer danne eines klafters lank
Unt noch hoher,

daß sie wie ein Vogel in die Höhe flogen oder höher als eine Hinde hüpften, und daß die Tanzenden wie Kraniche, Bären und Böcke durcheinander gewirbelt, so können wir uns leicht vorstellen, daß diese Reihentänze weder schön, noch auch der weiblichen Zucht angemessen sein konnten. Die Schilderungen in den epischen Gedichten so wie die Tanzlieder und die höfische Dorfpoesie des 13. Jahrhunderts gewähren uns eine reiche Ausbeute für diese Tänze. Eine Art war der krumme Reihe; er wurde gesprungen und gehinkt und scheint sehr wild gewesen zu sein. In einem Tanzliede heißt es:

Da schrieen sie allzugleich nach einem Spielmann:
„Mach uns den krummen Reihen den man hinken soll.
Das gefällt uns allen wol
Und Löchlein ist es der ihn führen soll."
Der Spielmann stimmt die Pauken,
Die Reifen fest er wand,
Da nahm sich auch der Löchlein
Ein Mädchen an die Hand.
„O Du frecher Spielmann, mach uns den Reihen lang!
Ju heia wie er sprang!
Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang."

Als im 16. Jahrhundert die sogenannten Springtänze (éspringales, éspringeries), in Deutschland Reihen genannt, und in ihrer Ausgelassenheit meist auf Straßen und Anger von dem niedern Volke aufgeführt, den höfischen Tanz zu verdrängen begannen, gab ein Domherr von Langres, Jehan Tabourot, unter dem Pseudonym Thoinot Arbeau (Anagramm seines Namens) ein Werk heraus „Orchesographie" betitelt, „durch welches alle Personen die ehrbare Ausübung des Tanzes leicht erlernen konnten." Der Verfasser sagt in der Vorrede dieses Buches, welches 1588 in Langres (Frankreich) erschien, er habe dasselbe geschrieben, „weil er wünsche, wenn auch zu alt und schwerfällig, um sich selbst fröhlich darin zu üben (der Autor war als er sein Buch herausgab 69 Jahre alt!), daß die ehrbaren Tänze wieder erhoben werden möchten, an Stelle der unzüchtigen und schamlosen, die man statt ihrer eingeführt, zum Bedauern der achtbaren Herren und Damen von verständigem und züchtigem Urtheil." Das Buch scheint bei den Zeitgenossen großen Beifall gefunden zu haben, denn der Verfasser trat acht Jahre später mit einer zweiten vermehrten Ausgabe seines Werkes vor das Publikum.

Aus dem höfisch-ritterlichen Tanze des Mittelalters, dem vmme gênden tantz (carole) entstanden im 16. Jahrhundert in Frankreich die niedrigen Tänze, über die, außer dem bereits genannten Buche von Thoinot Arbeau, ein aus dem Besitz Margarethens von Oesterreich, Herzogin von Savoyen und Tochter Philipp's des Schönen, in die Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel übergegangenes seltenes

Manuscript „le livre des basses danses“ umständlichen Bericht gibt.

Bei einem näheren Eingehen auf die Tänze des 16. Jahrhunderts machen wir nun zuerst die Bemerkung, daß immer zwei Tänze zusammen gehören, der langsame, gravitätische Vortanz, dem der lebhafte und feurige Nachtanz mit seinen stürmisch dahineilenden Rhythmen folgt.

Die Spielleute hatten alle die Gewohnheit, die Tänze bei den Festlichkeiten mit einem Doppel-Branle (Branle double) zu beginnen, den sie den gewöhnlichen Branle (Branle commun) nannten, und welchem ein einfacher Branle (Branle simple) folgte. Darauf kam der lustige Branle (Branle gai) und zum Schluß der Burgunder Branle (Branle de Bourgogne), von einigen auch Branle de Champagne genannt. Diese vier Arten von Branles wurden von allen Personen getanzt, die sich an dem Tanz betheiligen wollten, und zwar von den Alten mit ernster Miene der doppelte und der einfache Branle, von den Neuvermählten der lustige Branle und von den Jüngsten, leicht und gewandt der Burgunder Branle.

Der junge Schüler des scherzhaften Thoinot Arbeau*) sagt sehr naiv: „Die Branles gefallen mir, da so Viele daran Vergnügen finden.“ Und sein Lehrer, indem er seinen Unterricht hinsichtlich dieses Tanzes fortsetzt, erwiedert ihm darauf: „Wenn Du einen Branle anfangen wirst, so pflegen sich verschiedene Andere, sowohl junge Herren als Damen, mit Dir zu vereinigen, und zuweilen wird es geschehen, daß die letzte Dame Deine linke Hand ergreift, wodurch sich ein Rundtanz bildet.“ Der Autor der Orchesographie spricht bei der Beschreibung dieses Tanzes noch von folgendem Gebrauch. Capriol: Bleibt Derjenige, welcher den Tanz anführt, immer der Erste, wenn keine Ronde stattfindet? Arbeau: Ja, sehr häufig, denn es würde sich unter den Uebrigen schwerlich Jemand finden, der sich mit seiner Dame darnach noch den ersten Platz anmaßen möchte, es sei denn, daß es irgend ein großer Herr wäre, dem Niemand etwas zu sagen wagte.

Ein anderer Vortanz, bei dem

Fünf Schritte machten einen musikal'schen Vers
Und mit fünf Schritten schloß der Tanz sich an,

war die Pavana oder Pavane, ein ernsthaft feierlicher Tanz, der vorzugsweise der „Große Tanz“ hieß. Fürsten tanzten ihn in ihren Gallamänteln, die Ritter mit Mantel und Degen, Magistratspersonen in der Robe, Damen mit langen nachschleifenden Schleppkleidern. Man ahmte dabei den radschlagenden Prunkpfau (pavo), oder die kalekutische Henne (spanisch pava) nach, woher der Name entstanden sein soll. Ob dieser Tanz, wie man gewöhnlich annimmt, in Spanien erfunden, oder ob sein Ursprung von der Stadt Padua (pavana verstümmelt aus paduana) herzuleiten, bleibe hier unerörtert; genug, daß die Pavane in Deutschland, wie im übrigen Europa lange Zeit Modetanz war, und immer in Verbindung mit der Gaillarde getanzt wurde, deren leichtere Musik gewissermaßen eine Variation des schwerfälligen Pavanenthemas bildete. Wie sich die Erinnerung an sie noch lange nach ihrem Verschwinden von den Bällen zu erhalten vermochte, und wie die in ihr vorkommenden Tanzschritte später sprichwörtlich angewandt wurden bei Personen, die sich in einem gespreizten, affectirten Gang gefielen, ersehen wir unter Andern auch aus einer Stelle im alten Hamlet von Eckhof, in welcher der Prinz die Schauspieler ermahnt, fein natürlich und nicht in gravitätischen „spanischen Pfauenschritten“ einherzuschreiten.

Immer folgte auf die Pavane die Gaillarde als Nachtanz. Eine Art derselben war die Volte oder Gaillarde provençale, ein Lieblingstanz König Heinrich's IV. von Frankreich und der Königin Elisabeth von England, bei dem die Cavaliere, Tänzer von Profession nachahmend, Sprünge machen mußten, und die Damen kurze Kleider tragen, damit man sehen konnte, ob sie auch den Tanzschritt hielten. Sie scheint unserm deutschen Walzer ähnlich gewesen zu sein, denn sie wird von einem Sachverständigen, Sir John Davies, folgendermaßen beschrieben:

Wo Arm in Arm zwei Tänzer sind verschlungen
Und sich umarmend um sich selber drehend
Mit ihren Füßen einen Anapäst erzielen.

Die Volte war es vornehmlich, die das Verdammungsurtheil der strengen Sittenrichter auf die Tanzkunst lenkte und die Angriffe der eifernden Zeitgenossen gegen den Tanz gewissermaßen rechtfertigte. Von ihr sagt ein deutscher Schriftsteller, Johann Prätorius, in einem 1668 zu Leipzig gedruckten Buche über den Blocksberg, gradezu,

*) Ueber Thoinot Arbeau vergl. „Geschichte der Tanzkunst von Albert Czerwinski.“ Leipzig bei J. J. Weber

daß sie vom Teufel erfunden worden. Es heißt daselbst: „Von der neuen Gallairdischen Volta, einem welschen Tanze, wo man einander an schamigen Orten fasset und wie ein getriebener Topf herumhaspelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien und Frankreich ist gebracht worden, mag man auch wohl sagen, daß zu dem, daß solcher Wirbeltanz voller schändlicher, unflätiger Geberden und unzüchtiger Bewegungen ist, er auch das Unglück auf sich trage, daß unzählig viele Morde und Mißgeburten daraus entstehen. Welches wahrlich bei einer wohlbestellten Polizei ist wahrzunehmen und auf's allerschärfste zu verbieten." — Das strenge Urtheil des guten Leipziger Magisters über diesen Tanz wird durch Johann von Münster in seinem gottseligen Traktat vom ungottseligen Tanz bestätigt. Der gelehrte Verfasser, badischer Rath und Obervogt zu Pforzheim, kommt, nachdem er umständlich aus den alten Autoren, der heiligen Schrift und den Concilienbeschlüssen die Verwerflichkeit des Tanzes nachzuweisen versucht hat, auch auf diesen Tanz zu sprechen. Er sagt in seinem Buche (1594, 2. Aufl. 1602): „Wie fleißig die Franzosen die fünf Passus (die noch heute in der Tanzlehre üblichen fünf Positionen oder Fußstellungen) lernen, und ihren Gaillard darnach zu richten, ihre Füße und Beine bisweilen hierher, bisweilen daher, dann vorn, dann zurück zu lenken und die Capriolen dazwischen zu mengen, auf's Höchste sich bemühen, dasselbe ist auch jetzt mehr Leuten in Deutschland bekannt, als es gut ist. Denn nunmehr fast ein Jeder in Deutschland den Gaillard tanzen will. Insonderheit aber ist unter ihnen ein unflätiger Tanz, la Volte geheißen, welche den Namen hat von dem französischen Worte voltiger, d. i. in einem Wirbel herumfliegen. In dem Tanz nimmt der Tänzer mit einem Sprung der Jungfrau (die auch mit einem Sprung, aus Anleitung der Musik, herankommt) war, greift sie an einen ungebührlichen Ort, da sie etwas von Holz oder anderer Materie hat machen lassen, und wirft die Jungfrau selbst und sich mit ihr, etlich viel mal sehr künstlich und hoch über die Erde herum, also auch, daß der Zuschauer meinen sollte, daß der Tänzer mit der Tänzerin nicht wieder zur Erde kommen könne, sie hätten denn beide die Hälse und Beine gebrochen." — Die Führung der Dame beim Tanz der Volte war eine durchaus andere als heute gebräuchliche. Der Herr unterfaßte nämlich mit der linken Hand den rechten Arm seiner Tänzerin, um sie über ihrer rechten Hüfte an sich zu drücken, und hielt sie mit seiner rechten Hand unten am Corsett-Blankscheit, um ihr daran sowohl wie mit dem Drucke seines linken Schenkels beim Springen zu helfen. Die Dame legte ihrerseits ihre rechte Hand entweder auf den Rücken oder auf den damals üblichen großen Halskragen ihres Herrn, und der alte Tanzmeister, der uns dieses lehrt, fügt noch den jedenfalls nützlichen Rath hinzu: daß kluge Mädchen gut thun würden, ihren Rock oder ihr Kleid mit der linken Hand zu halten, damit der Wind sich nicht darin verfange, und sie auf diese Weise in die Verlegenheit käme, ihr Hemde oder bloßes Bein den Zuschauern zu zeigen. —

Wir konstatiren schließlich noch die Thatsache, daß bei den Tänzen der Alten die Geschlechter völlig getrennt erschienen, und entweder Männer und Weiber allein, oder beide zusammen, aber jedes Geschlecht für sich, tanzten. Die Vereinigung beider Geschlechter beim Tanz gehört erst dem Mittelalter an, welches an die Stelle der religiösen Bedeutung des Tanzes ein anderes Princip, die Liebe setzte. Dieser Grundzug der neueren Tänze ist es, welcher den charakteristischen Unterschied zwischen dem antiken und romantischen Tanze bildet.

Neues vom Büchertisch.

Stern, A., u. A. Oppermann, das Leben der Maler nach älteren und neueren Kunstschriftstellern für Künstler und Kunstfreunde. Vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. gr. 8. Leipzig, H. Matthes. 3 Thlr.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Briefe aus den Jahren 1830—1847. 2 Bde. gr. 8. Leipzig. H. Mendelssohn. Geh. 4½ Thlr.

Kneschke, E., zur Geschichte des Theaters und der Musik in Leipzig. gr. 8. Leipzig. C. F. Fleischer. 1½ Thlr.

Brunier, L., Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künstler- u. Lebensbild. 8. Leipzig. J. J. Weber. 2 Thlr.

Rötscher, H. Th., Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden enthüllt und entwickelt und allen Bewunderern des Dichters gewidmet. Lex. 8. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1 Thlr.



Die

Bodencultur nach den Entwicklungsstadien der Menschen

und die vorgetreidliche Zeit.

Von

Karl Fraas.

Man sagte, die Civilisation eines Volkes stehe mit seiner Weizencultur im graden Verhältniß. Andere sagten auch, aus dem Verbrauch von Gedrucktem lasse sich der Grad der Civilisation erkennen. Wieder Andere: an dem Verbrauch von Seife, oder Kohlen, oder Dampf u. s. w. Man könnte unschwer noch mehrere andere Gegenstände unabweisbar nöthigen Bedarfes für civilisirte Menschen, vielleicht auch Stiefeln, Handschuhe und Hüte als Maßstäbe aufführen, immer mit gleichem Rechte. Daß aber der Getreidebau die Civilisation von Europa bedingte, wird Niemand in Abrede stellen, denn er bedingt sie selbst jetzt noch, was man auch immer von der Möglichkeit aller Werthtäusche sagen mag. — Das Getreide aber ist ein auf wenige Arten der großen Familie der Gräser beschränkter Begriff; es sind Pflanzen mit unscheinbaren Blüthen, mittelgroßen Samen ohne besondern Geschmack, hohlen und knotigen Stengeln, schmalen Blättern, faserigen, seichten Wurzeln, so daß kaum zweifelhaft erscheint, daß die Menschen sehr lange Zeit gebraucht haben müssen, bis sie von den zwar wilden aber fruchtbeladenen Obstbäumen, Trauben, Feigen, Granaten ꝛc. des östlichen Taurusgebietes oder Vorderasiens auf diese harten Grassamen als Nährstoffe verfielen, und sie anbauten, wenn sie nicht wirklich ein Geschenk der Götter direct waren, wie davon die ältesten Mythen der Völker berichten. Dergleichen gilt jedoch nichts in der Naturforschung. Aber der heilige Kern der Demeter sättigt grade so, daß bei einer gewissen mit dem Körpergewicht im Verhältniß stehenden Menge das Gleichgewicht des Körpers ohne Ueberdruß oder Nachtheil erhalten werden kann. Und nicht bloß am Pflanzenfresser, auch am Fleischfresser hat sich das neuerlich erprobt und Brot ist wirklich die Normalspeise des Erwachsenen, wie die Milch die des Säuglings — die Speise — βρῶμα ganz vorzugsweise — kurz „das tägliche Brot" — das ein großes Culturmittel ist. Dem entgegen gibt es Völker, die einen gewissen Grad von Civilisation haben, ohne Getreidebau zu treiben. Ich erinnere nur an die Thran essenden Polarvölker mit der Rennthierzucht und der Rennthierflechte, an die auf ihres Nebenmenschen Nierenfett so erpichten Australier oder die von Pisang, Datteln, dem Brotfruchtbaum und der Cocosnuß lebenden Völker Afrika's und der Südsee, an die Gauchos von Südamerika, denen wie den Mongolen die Rindshaut das Zelt, der Schädel den Stuhl und das getrocknete und gepulverte Fleisch Brot gibt. Grade so weit in der Cultur mögen auch die Weizenbrot schmähenden Macrobier Herodot's gewesen sein.

Es gab auch eine vorgetreidliche Zeit mit Civilisation! Es ist in-

dessen sehr schwer, in die Geschichte der Culturpflanzen und der Grasarten als Getreide, die so Großes dem Menschengeschlecht ermöglichten, Klarheit zu bringen.

Aehnlich wie über die erste Entstehung und Verbreitung des menschlichen Geschlechtes läßt sich über jene der Thiere und Pflanzen nichts historisch Authentisches sagen, wie schon Swainson und selbst Prichard — freilich erst nach großem Aufwande compilatorischer Gelehrsamkeit und geringer Naturkunde — ausgesprochen haben. Dergleichen gelangt weiter mit dem Glauben als mit dem Wissen. Um so weiter haben es Darwins neuerliche Conjecturen gebracht.

Nachdem einmal in dem natürlichen Verbreitungsbezirke jeder Speciesgruppe oder Sippe von Thieren oder Pflanzen diese Species selbst an vielen Orten und in vielen Individuen und Varietäten entstanden war, änderte sie natürlich und künstlich diesen Bezirk sehr verschieden. Der Mensch hat unter allen Geschöpfen den größten natürlichen Verbreitungsbezirk, den er aber auch durch Kunst noch viel mehr erweitert hat. Wie die in Deutschlands Ebenen heimischen Pflanzen, der gemeine Wachholder oder Quendel auf die Alpenmatten des westlichen Taurus oder der hellenischen Gebirge künstlich gebracht — das schöne Edelweiß oder die Alpenenzianen über so viele Hochgebirgskuppen Europa's und Asien's von Einem Punkte aus, — sei er wo immer gewesen — verbreitet worden sein sollen, ist uns außerdem eben so unerklärlich wie das Vorkommen der Aldrovanda im Becken des Po und der Rhone und zahlreicher kosmopolitischer Wasser- und Landpflanzen.

Die Annahme besonderer Ueberschwemmungen zur bessern Erklärung der Verbreitung derselben ist jedenfalls allzuschwer, gezwungen und verschwommen noch obendrein. Einmal entstanden gibt die Art den Typus für eine meist große Zahl von Individuen, die untereinander nicht bloß sehr verschieden sind (bald mehr bald weniger, je nach den Familien!), sondern an ihren äußersten Enden in die Individuen nächster Species oder Darwin'scher Varietäten übergehen. So werden allerdings neue Arten gebildet und so entsteht auch eine Wanderung der Pflanzen; auf zwei Wegen aber verfolgt dies die Natur, einmal auf dem langsamen aber sichern Wege der Umänderung des Klima's und Bodens in der Zeit, — der Factoren der specifischen Unterschiede, die nie constant sind — dann nach einem innern Gesetze nie rastender Entwicklung und Fortbildung, das sich zunächst in der Zeugung kundgibt. Die nach und nach im veränderten Klima behaart werdende Quercus robur bildet zuletzt in ihrem Samen einen Embryo, der sich entwickelnd die ertheilten Eigenschaften seiner Mutterpflanze mitbringt — d. h. zu Quercus pubescens wird. Nicht allen Familien scheint aber eine so leichte Beweglichkeit ihrer Merkmale innezuwohnen, — es ist Sache der Forschung, dies durch Zusammenstellung von vielen Individuen aus den verschiedensten Standorten zu finden.

Der zweite Weg ist der rasche, aber vom Klima und Boden (im höhern Sinne der letztere genommen) bald wieder verwischte Weg der Kreuzung verschiedener Species miteinander. Es wäre hier der Ort, über Bastarderzeugung ein landwirthschaftliches Votum anzubringen, und zwar scheint dies um so wichtiger, als die Naturforscher noch weitaus nicht im Reinen sind, was constantes specifisches Merkmal sei.

Die Unfruchtbarkeit der Bastarde, das heißt die nur allein innerhalb der Art sichere Fortpflanzung, ward allein bis jetzt als das höchste Criterium betrachtet. Wir glauben aber, daß dies viel besser in einem Capitel über die Heimath der Hausthiere verhandelt wird, und verlassen hier den Gegenstand.

Es gibt eine Art, wie es eine Gattung oder Familie gibt — aber sie ist nicht unveränderlich und selbst die Zeugung schützt sie nur mäßig, Klima und Boden aber wandeln sie wie sich selbst.

Die weitesten Folgerungen für die Entwicklungstheorie der Art und des Organischen im Großen mußte erst Darwin ziehen, um die deutschen Forscher daran glauben zu machen, obgleich wir selbst schon vor fast zwanzig Jahren die Umwandlung von Pflanzenarten in der Epoche von Theophrastus Eresius bis jetzt, also binnen zweitausend Jahren, und somit in historischer Zeit, nachwiesen. (Klima und Pflanzenwelt in der Zeit. Z. B. Leontodon Taraxacum des Theophrast ward Leontodon gymnanthum Link).

Wie groß müssen erst die Aenderungen

mit nicht wilden, sondern schon in viel längerer Zeit cultivirten Pflanzen gewesen sein! Aber nicht bloß in verschiedenen Ländern gibt es sehr verschiedene Culturpflanzen, sie waren auch verschieden in der Zeit.

Immer aber begleiteten sie in Raum oder Zeit höhere Culturstufen und geistige Entwicklung.

Zwei Länder verdienen vor Allen in Betracht gezogen zu werden, wenn es sich um den Rang im Alter des Getreidebaues handelt; es sind die Euphratländer und das Nilgebiet oder Egypten.

In Letzterm ist eine Periode Culturlebens nachweisbar, wo Getreide noch gar nicht oder doch nicht vorherrschend gebaut ward, aber doch Bodencultur stattfand, — die Periode des Lotosbaues; im Erstern war seit je schon der Getreidebau vorhanden, — gleich mit dem Auftreten der Geschichte — und da man in die höher gelegenen Gegenden dieses Gebietes die Heimath wenigstens des Spelzes, des Weizens und der Gerste von Seite angesehener Botaniker, die daselbst reisten, verlegt hat, so verdient das Land im Doppelstromgebiet des Euphrat und Tigris zuerst nähere Betrachtung in einer Geschichte der Cerealien, wenn auch Aegypten schon vor deren Einführung Cultur kannte.

Aber selbst das Euphratgebiet hat seine Kraft für Cerealienproduction mit dem Verfall der Bewässerungssysteme und einer geregelten Feldcultur überhaupt jetzt verloren und den Rang der königlichen Palme abtreten müssen! In den besten Getreideländern der alten Zeit findet nirgends ein so intensiver Getreidebau mehr statt, wie im noch jungfräulichen Lande der Sarmaten, der Ungarn oder in Amerika, oder aber in den „highfarmed“ Ländern von Deutschland und England.

Galt in Mesopotamien auch die Palme sehr viel, so war doch in der alten Zeit der bestehenden Bewässerungssysteme der Cerealienbau vorherrschend, und in so fern verhielt sich der älteste Culturzustand Egyptens, das, wie schon erwähnt, eine vorgetreidliche Zeit kannte, sehr verschieden. Hier gelten als erste Nahrungspflanzen der in der Nähe befruchtenden Süßwassers, üppiger Seeufergelände und schlammreicher mehr periodischer Sümpfe wohnenden Helobier Uregyptens die egyptische Bohne, Nelumbo speciosum, die schön rothblühende Seerose mit der eigentlichen Heimath in Indien, deren Samen und Wurzeln gegessen wurden.

Sie wuchs in aus Nilüberschwemmungen zurückbleibenden stagnirenden Wassern und ward von Theophrast und Andern als wildwachsend in Aegypten bezeichnet, ist aber in neuerer Zeit in den passenden Standorten nirgends wieder gefunden worden. Dieses Verschwinden einer uralten Culturpflanze ist sehr interessant, steht wohl weniger mit klimatischen Aenderungen im Zusammenhang, obgleich die Pflanze ehedem auch in Syrien und selbst Tessalien — freilich nur einzeln — wild gefunden worden sein soll. Da man sie neuerlich in Südsibirien und am kaspischen Meere gefunden hat, so ist der Lotos vielleicht der größern Trockenheit Afrika's gewichen und nordwärts gewandert. Auch die Arten Nymphaea coerulea und Nymphaea Lotos wurden ihrer Früchte und Wurzeln halber angebaut. Eine vierte Sumpfculturpflanze war Arum Colocasia, die noch jetzt dort wild vorkommt und deren Wurzelmehl damals bis Rom kam. Das Colocasion ist ein ständiges Bodenproduct der vorgetreidlichen Cultur, welches fleischessende Makrobier lobten, während sie andere „Weizenbrotfresser“ schalten, wie etwa der Bewohner des Taygет noch heutzutage „Lupinophagos“ verächtlich betitelt wird.

Der Papyrus war endlich nicht bloß eine Handelspflanze der alten Helobier, seine jungen Triebe wurden auch als Gemüse gegessen. Dieses Halbgras stand indessen nicht allein in der vorgetreidlichen Cultur, der Cyperus esculentus und Hydra waren seine Genossen. Die Halbgräser der Sümpfe, Cyperoideen zunächst, vertraten noch die ächten Gräser oder Cerealien der Getreidezeit. Mit dieser und dem Hinauswachsen der Cultur aus den Sümpfen und Stromgebieten begann die eigentliche Cultur der geschichtlichen Zeiten, begann die höhere Civilisation, weil die Arbeit des Anbaues und des Ersatzes. Und da noch verschieden, je nach den Arten.

Unsere Getreidearten sind von den wilden Stammracen so sehr verschieden, daß ihre Einführung allerdings schon sehr alt sein muß. Ich glaube, daß sie wenigstens das Alter der Pyramiden erreicht — daß die ältesten Mythen von

Ninus und Semiramis ihre erste Einführung und zwar im Euphratgebiete feiern. Sie folgten hier, wie später im Nillande, der ihnen vorhergehenden Sumpf- und Seecultur — der Cultur ohne Düngung oder Ersatz, welche die Flüsse übernommen hatten. Diese auch in Europa durch die Pfahlbauten, dann die celtischen Hochäcker repräsentirte Cultur mag viele Jahrtausende vor jener der Cerealien stattgefunden haben, aber sie war schon wirklich eine Culturstufe, auf welcher nicht wenige Völker noch jetzt stehen. Ihr ging der culturlose Zustand des Nomadenthums und, wo dies nicht möglich war, der Jagd auf Höhen und Bergen und in den Wäldern vorher. In dieser Zeit mochte der Mensch ein allerdings vom Affen wenig verschiedenes Leben geführt haben, — seine körperliche und geistige Bildung hat ihm entsprochen.

Je näher Culturpflanzen ihren noch wilden Stammracen stehen, um so jünger sind sie in Cultur. So sind z. B. Rothklee und Espar, der Inkarnatklee, die Lupine, der Spörgel, noch mehr der Hopfen, am jüngsten, — und sie gehören der germanisch-romanischen Cultur an; zunächst stehen die meisten Hülsenfrüchte, — sie gehören der aramischen, — der pelasgisch-hellenischen Cultur. Wie sich die großen Culturfysteme der Menschheit in der Zeit folgten, so liegen sie im Raume nebeneinander. Sumpfculturen mit Cerealienbau zeigt der äthiopische Culturkreis in dem Anbau von Reis, Durrha, Mangoos, Grundnüssen, Yams, ja selbst die große Familie der Cucurbitaceen streift dort durch Bewässerung in's Gebiet derselben. Die Cultur der Hülsenfrüchte neben jener der Zwiebeln blüht wie nirgends in Vorderasien und Südeuropa. Die altamerikanische Cultur kannte nur Maniok, Bataten, Yams, Taro, Quinoa, Cactusfeigen, und außer dem Mais kein Cereal. Dattel- und Cocospalme, Brotfruchtbaum, Adansonien und Pisang bilden noch jetzt den Culturreichthum ganzer Völker.

Und diese Alle ersetzen regelmäßig dem Boden nicht, was sie ihm entzogen! Sie sind nicht allein keine Räuber mit Raffinement, sondern üben einfachen — Mord und Todtschlag? — Nein, — sie benutzen überall die reiche Pflanzennahrung zuführenden Flüsse, am heiligen Strom wie im Marschland des Osiris oder der Hertha, wie sie es von den ältesten aller Culturanten, den Sumpfbewohnern, gelernt hatten; sie benutzten die große Gunst ihres Klimas in Bezug auf raschere Verwitterung, — endlich düngen sie wenigstens Hausgärten und Reisfelder. Wenn es unmöglich ist, den ganzen Acker zu düngen, dann gräbt man wenigstens einige Löcher aus, füllt sie mit stark gedüngter Erde und legt Melonenkerne hinein, deren Ranken dann weithin und üppig das ganze Feld bedecken. Man benutzt ihre zahllosen aber kurzen Saugwurzeln, die überall Nahrung einnehmen und sehr rasch verarbeiten. Was wird die Zukunft unserer Getreidecultur sein? Wird sie je verlassen und durch Besseres ersetzt werden können?

Je mehr die Veränderungen der Arten — zunächst durch Cultur — zunimmt, um so leichter wird diese Veränderung selbst, um so schwächer wird das Festhalten am ältesten Arttypus. Aber auch um so schwächer wird seine Zeugungskraft. Demgemäß würde Aegylops triticea einen stärkern Artcharakter als Tritic. Spelta, und dieses einen stärkern als Triticum sativum — dieses einen constantern Charakter als Triticum sativum var. fastuosum und noch viel mehr als Triticum sativum var. fastuosum mit weißen Körnern — haben. Aber Aegylops triticea hat mehr fruchtbare Samen als die letztgenannte Variation der Varietät von Triticum sativum var. fastuosum oder vom Wunderweizen. Wie leicht können schon Wärme oder Feuchtigkeitsmasse diese leichten Merkmale alteriren!

Diese Schwäche der Zeugungskraft hört mit der völligen Acclimatisation — mit der vollkommenen Artbildung — auf, und die neuen Arten sind dann so fest in ihrer Vererbung, wie es die alten zu Grunde gegangenen waren. Aber der Wechsel beginnt von Neuem und die Entwicklung ist ewig! Hooibrenk's Befruchtungssystem der Cerealien hat daher für gewisse Varietäten von Culturpflanzen einen Sinn und praktische Bedeutung.

Es mögen einzelne unserer Culturpflanzen aus dem Anbau verschwinden, andere bessere werden ihre Stelle einnehmen und das Gesetz des allmäligen Fortschrittes in der Entwicklung und Bildung neuer Variationen, Varietäten und Arten wird sich vollziehen wie bisher.

Pettenkofer's

Regenerations-Verfahren

und seine Stellung zur Gemälderestauration und Conservirung.

Neuerlichst veröffentlichte Dr. J. A. Kuhn eine kleine Schrift,*) worin derselbe, gestützt auf eigene genaue Kenntniß des Verfahrens, und auf sorgfältige Beobachtung der zu restaurirenden Bilder vor und nach der Operation nachweist, daß das Verfahren Pettenkofer's nicht allein in jeder vorsichtigen Hand völlig gefahrlos ist, selbst für alte, sehr durch die Zeit beschädigte Bilder, Alles, was noch von dem Originalgemälde vorhanden war, erhält und der Zukunft aufbewahrt, sondern auch alle ältern wie neuern noch gut erhaltenen Gemälde vor den Schäden bewahrt, welche die Macht der Alles successive zerstörenden Zeit nothwendig heraufbeschwört und sie auch gegen die unheilbaren Krankheiten und das lange Siegthum schützt, in welches sie die Kunst der Restauratoren versetzen könnte. Mit andern Worten, Pettenkofer hat das Mittel gefunden, auf leichte Weise noch unverdorbene Gemälde mit Sicherheit auf immer zu erhalten, und bereits durch die Macht der Zeit angegriffene, wieder herzustellen. Die gewichtigsten Autoritäten der Kunst und Wissenschaft Kaulbach, Zimmermann, Piloty, Schrandolph, Carriere, Schleich, Radlkofer, Hefner-Alteneck, Liebig, Steinheil, Seidel sprechen sich eben so unbedingt günstig über die Leistungen von Pettenkofer's Regenerationsverfahren in officiellen Documenten aus; die Künstler, wie die Naturforscher erklären es für unmöglich, daß die Gemälde in irgend einer Weise durch das Verfahren leiden, weder in künstlerischer noch in materieller Hinsicht, daß Contouren, Lasuren, Haltung, so wenig wie die Farben, Oele, Firnisse, welche zur Malerei benutzt werden, dadurch benachtheiligt werden können.

Bei dem großen Interesse, welches jeder gebildete Mensch an der Erhaltung der Kunstwerke nehmen muß, darf für ein eingehendes Referat über die Schrift des Dr. Kuhn wohl ein etwas größerer Raum beansprucht werden, zumal bereits, ehe irgend eine Mittheilung über Pettenkofer's Verfahren veröffentlicht ist, einige blinde Verdammungsurtheile darüber, mit großer Selbstzufriedenheit ausgestattet, verbreitet worden sind.

Es geht dieser wichtigen Entdeckung, wie Liebig als Regel für Alle in seinen chemischen Briefen eben so heiter als wahr geschildert hat: Im ersten Stadium wird bewiesen, daß die aufgestellte Behauptung nicht wahr sei; im zweiten, daß die Erfindung schon längst dagewesen, aber nichts tauge; das dritte Stadium tritt ein, wenn man sie duldet und anwendet ohne mehr davon zu sprechen. Demnach kann Pettenkofer nicht klagen, denn die beiden ersten Stadien scheinen bereits fast abgelaufen und zwar in wenigen Monaten.

Ohne die Details, welche Kuhn's Schrift enthält und welche grade am schlagendsten bei jedem Unbefangenen die Ueberzeugung begründen, daß die Kunst der Entdeckung Pettenkofer's unendlich viel zu verdanken haben wird, hier alle mittheilen zu können, wollen wir uns in dem Referate doch treu dem Gang seiner Schrift anschließen, da daraus die Unbefangenheit des Autors und der Ernst mit dem er seine Ueberzeugung zu gewinnen erstrebt hat, am deutlichsten hervorgehen werden, wodurch der Leser selbst zu der gleichen Ueberzeugung gelangt.

Der Autor stellt uns zuerst dar, wie traurig es bislang mit der Restauration der Gemälde bestellt war, daß der erste Proceß, den man als unvermeidlich ansah, in einem zeitweiligen Abnehmen der Firnißdecke bestand, um mit dieser obersten braun und undurchsichtig gewordenen Decke den abgelagerten und eingefressenen Schmutz möglichst zu entfernen.

Leider sind die angewandten Mittel, theils chemische, theils mechanische, sämmtlich der Art, daß sie nicht lediglich auf den Firniß, sondern auch auf die mit Oel angeriebenen Farben wirken. Die feinen Lasuren werden dabei am leichtesten mit angegriffen oder sogar entfernt. Bedenkt man, daß die Niederländer zum Theil liebten mit Firniß zu malen, die Franzosen nicht selten auf dem Firniß restaurirten, so ist klar, daß solche Bilder bei Wegnahme des Firniß unfehlbar auch der aufgesetzten Farben verlustig gehen. Der Restaurator bekommt nach Hinweg-

*) Braunschweig, Vieweg und Sohn.

nahme des Firniß, wobei nicht allein mit Auflösungsmitteln und auch mit Schleifmitteln, z. B. gepulvertem Harz, der Angriff hantirt, sondern Abziehen und Schaben mit dem Messer benutzt zu werden pflegt, gar nicht mehr das ursprüngliche Bild zu sehen, die Oberfläche ist abgeschliffen, die zartesten, den Schmelz, das Feuer dem Bilde verleihenden, letzten Vollendungen des Kunstwerkes bleiben nie ganz unangegriffen bei der Entfernung des Firnisses, oft werden sie von etwas rauher Hand gradezu vernichtet. Diese, sowie etwa stärker beschädigte Stellen, malt der Restaurator frisch auf das Bild. Ist er ein denkender Künstler, der durch viele Reisen und Anschauungen den Charakter vieler Maler genau kennt, ist er selbstlos genug nur den Meister wiedergeben, nichts von sich selbst hineintragen zu wollen, fehlt ihm also weder Talent, noch Studium, noch scharfes Auge und große Urtheilskraft, so mag ihm eine Restauration gelingen, wenig Fremdes dem Originale aufgedrückt werden. Aber nicht häufig sind die Restauratoren so ausgezeichnete Künstler und Kunstkenner. So begabte Leute pflegen Fähigkeit und Freude am selbständigen Schaffen zu haben, und die meisten werden es dankbarer finden ihre eigenen Ideen kunstgemäß zur Anschauung zu bringen, als ihre besten Kräfte auf die Erhaltung der Werke Anderer zu verwenden, wobei sie weder die Freude des Selbstschaffens noch die Anerkennung oder auch nur den pecuniären Lohn finden, wie bei selbständiger neuer Production. Kuhn erwähnt der Gebrüder Boisserée, deren unendliche Verdienste um die Kenntniß der mittelalterlichen Malerei und Kunst, er wie alle Welt mit größter Achtung anerkennt. Sie gingen von der Ansicht aus, daß alle Gemälde mit der Farbenpracht und tiefen Glut der alten Glasgemälde wetteifern sollten und ließen daher alle Gemälde ihrer reichen und erlesenen Sammlung retouchiren, das Fleisch, die Draperien, z. B. mit Zinnober lasiren. Der Zinnober ist gewachsen und manche Figuren solcher Gemälde haben jetzt eine Farbe wie gesottene Krebse. Ist nach solcher Restauration dem Kunstwerk noch irgend ein reeller Werth geblieben? Aehnliche und schlimmere Beispiele der Leistung von Restauratoren hat jede Galerie aufzuweisen.

Da tritt Pettenkofer auf, erkennt bei genauer Untersuchung von Gemälden, die durch den Einfluß der Zeit so gedunkelt haben, daß man kaum mehr die einzelnen Partien unterscheiden kann, die wie mit Schimmel überzogen scheinen, daß dieses nicht eine chemische Veränderung der Farben, nicht einmal des Firnisses, daß es nur eine moleculare Veränderung ist, hervorgerufen durch die Wechsel von Temperatur und Feuchtigkeit der Luft, wodurch der Firniß seine klare Durchsichtigkeit verloren hat, die Farben das Licht falsch reflectiren. Unterstützt von seinen reichen chemischen Kenntnissen gelingt es ihm, ein Mittel zu finden, womit er, ohne das Bild zu berühren die glasartige Beschaffenheit des Firnisses, den Reflex der Farben wieder hervorrufen kann. Da er die Ursache des Uebels wissenschaftlich erforscht, so hat er alsbald die Medicin dafür gefunden. Noch mehr, er hat gelernt in wenig Minuten willkürlich jede Stelle eines neuen Bildes in den traurig entstellten antiquirten Zustand zu versetzen, aber auch eben so rasch ihn wieder zu heben. Benno Adam vertraute ihm ein von ihm selbst gemaltes Bild an; es stellt das lebensgroße Brustbild eines Fanghundes dar. Es machte natürlich nach dreißig Jahren nicht mehr den Eindruck eines ganz neuen Bildes. So wie ein Theil desselben aber dem Pettenkofer'schen Verfahren unterzogen worden, erscheint dieser Theil als ob er eben von der Staffelei komme. Ein Theil dieser restaurirten Fläche wird künstlich antiquirt. Er sieht so grau und verschimmelt aus, daß dem Künstler bangt, ob das so maltraitirte Gemälde je wieder herzustellen sein wird; aber dies bietet keine Schwierigkeiten, ja man versteht sich zuletzt dazu, mehrmals das Bild zu antiquiren und zu restauriren, es leidet nicht darunter.

Jetzt verlangt Pettenkofer: erhaltet eure Bilder, soweit sie noch nicht krank sind, so lange sie noch klar sind und Frische haben, in solchem Zustande, gewöhnt euch nicht daran das Feuer und den anmuthigen Schmelz nur noch im Gedächtniß zu haben, sondern erhaltet eure Bilder in vollem Glanze.

Piloty übergab Bilder und Skizzen, die er seit 1851 zu verschiedener Zeit gemalt hatte und zum Theil schon Trübung erkennen ließen, zum Theil noch sehr neu waren,

der Behandlung; selbst die neuern lassen deutlich erkennen, daß sie dadurch aufgefrischt worden. Pettenkofer erklärt, daß sein Verfahren nach theoretischer Betrachtung nicht schädlich auf die Bilder einwirken könne, ausgezeichnete Physiker und Chemiker erklären das Gleiche, viele berühmte Künstler und Kunstkenner bekunden, in officiellen Schreiben, daß sie, nachdem sie Kenntniß von der Behandlung erhalten, die gleiche Meinung hegen, daß trotz sorgfältigster Beobachtung vor und nach der Behandlung sie keine Vergrößerung von Sprüngen, kein Fortsetzen derselben, kein Sprödewerden des Firnisses haben wahrnehmen können. Man gibt sich daran, vor der Regenerirung mikroskopisch die Sprünge und Fehler zu untersuchen, man zeichnet dieselben mit äußerster Mühe ab, man regenerirt und siehe, es sind keine Erweiterungen, keine Verlängerungen, keine neuen Verästelungen der Sprünge zu finden. Aber leichter findet man sie; man erkennt sie besser, weil die ganze Fläche klarer geworden, vollständiger das Licht reflectirt; man bemerkt die Discontinuität des Firnisses und der Farbenschicht an den wirklich verletzten Stellen des Bildes, weil das Ganze in Continuität gebracht, weil die ursprüngliche Glätte auf der Oberfläche wiederhergestellt ist. Freilich, wo die Sprünge vorhanden, wo sie bis in die Farben, bis in den Grund gerissen, da kann Pettenkofer nicht helfen, wo mechanische Gewalt die Farben abgeschabt hat, da kommen dieselben von selbst nicht wieder. Auch die chemischen Veränderungen sind nicht zu beseitigen. Wo grüne Töne aus Blau und Gelb gemischt, durch Lichteinwirkung die gelbe Tuschfarbe eingebüßt haben, da bleibt die blaue Farbe; wo Lasuren mit Carmin verblichen, da ruft die Regenerirung den zarten rosigen Schimmer nicht wieder hervor. Aber das Bild ist rein, der geschickte Restaurator übersieht das Ganze, er kann den Effect seiner Nachhilfe sofort beurtheilen, auf dem trüben Bilde vermag er es erst, nachdem er ein gutes Theil vollendet hat.

Ueberdies hat sich bei dieser Regeneration gezeigt, daß man viel zu geneigt gewesen, chemische Veränderung der durch Firniß und Oel eingehüllten und geschützten Farbstoffe anzunehmen. Selbst Bilder die so dunkel geworden waren, daß man viele Theile gar nicht mehr erkennen konnte, traten durch die Regeneration so klar wieder hervor wie sie der Maler producirt hatte. Diese Urtheile fällen Künstler wie Kaulbach, Zimmermann, Piloty u. s. w., sie erklären, daß die vollste Gefahrlosigkeit des Verfahrens vernünftigerweise nicht angestritten werden kann und daß von mehr als fünfzig Bildern verschiedenen Alters, zum Theil sehr verdorben, an denen Pettenkofer die Regeneration vorgenommen, bei Weitem die Mehrzahl so hergestellt wurde, daß jede andere Restauration überflüssig erschien. Mitunter fand eine Nachhilfe durch Auffetzen eines leichten Firnisses statt. Auf den regenerirten Bildern widersteht die Oberfläche den atmosphärischen Einflüssen besser, als auf mit frischen Firnissen überzogenen, und Herr Frey fügt nach eigenen Versuchen hinzu, daß der regenerirte Firniß besser und sicherer von solchen Stellen alter Bilder abgenommen werden könne, wo dies der Restauration halber zum Nachmalen erforderlich werde, als bevor er dem Proceß unterworfen worden sei.

Trotz alledem und alledem fehlt es nicht an Zweiflern, noch weniger an Neidern und Spöttern. Die erstern sind bis zu einem gewissen Punkt zu entschuldigen, das Verfahren ist bis heute geheim gehalten; es kann also nicht jeder sich selbst die Ueberzeugung verschaffen, welche die obengenannten damit bekannt gemachten künstlerischen und wissenschaftlichen Autoritäten erlangen konnten. Unter den sechzig und mehr Bildern die regenerirt wurden, ist ein alter sehr beschädigter Wouwermann gewesen; einige Leute behaupten, er habe vor der Regeneration minder zersprungen ausgesehen; freilich hatten sie das Bild eben nur in der Erinnerung, ohne es etwa darauf vor der Regeneration genau und zu dem Zweck geprüft und beobachtet zu haben. Sie bleiben dabei, die Unmöglichkeit ist nicht erwiesen, daß das neue Verfahren nicht doch mit der Zeit schädlich wirke. Die künstlerisch und wissenschaftlich allbekannten Männer, welche das Verfahren kennen, erklären zwar, daß sie von der Unschädlichkeit überzeugt sind; aber wer das Verfahren nicht kennt, behält das Recht zu zweifeln; dreist darf man es aber wohl nennen, wenn er die Schädlichkeit als sicher annimmt und in Zeitschriften ausposaunt, daß sein kluges Raisonnement über

ein ihm notorisch unbekanntes Verfahren dasselbe zu verurtheilen zwinge.

Als Angreifer der heftigsten Gesinnung ist ein alter Restaurator aufgetreten, sein Verdammungsurtheil hat Kuhn abgedruckt; er hat dem Mann damit sehr wehe gethan, denn wer demselben heute noch, wenn er sein Promemoria gelesen, ein werthvolles Bild anvertraut, der muß den innigen Wunsch haben, zu sehen, wie barbarisch man mit einem Bilde umgehen kann, ohne es zu vernichten.

Hoffentlich wird Pettenkofer's Verfahren bald bekannt gegeben und da es sehr leicht auszuführen sein soll, uns Alle in den Stand setzen, die Oelbilder, welche wir etwa besitzen, fortdauernd in ihrem besten Zustande erhalten zu lassen, den Glücklichen aber, die Eigenthümer werthvoller Kunstwerke sind, denen Alter und Atmosphäre bereits feindliche Wunden beigebracht haben, wird es möglich sein, sie wieder beleben zu lassen, ohne fürchten zu müssen, daß der geliebte Rest, von dem sie nur den Rauch der Zeit entfernt zu sehen wünschten, durch die Schminke des Restaurators als fremde, kunst- und interessenlose Leinwand zu ihnen zurückkehre.

Wirkungen der nordamerikanischen Wirren.

Seitdem durch den Bürgerkrieg in der nordamerikanischen Union die Hauptquelle der Baumwolleneinfuhr für längere Zeit versiegt ist, rüstet man sich aller Orten sehr eifrig, um den Ausfall zu decken. So hat man auch seit zwei Jahren in Italien große Anstrengungen gemacht, um die Baumwollencultur weiter auszudehnen. Auf der Insel Sicilien und in Neapel hat man bereits seit alter Zeit Baumwolle gebaut und zwar mehr, als man gewöhnlich geglaubt hat. Für das Jahr 1859 wird die Ernte für die Insel Sicilien auf 120,000 Ctr. und für Neapel auf 132,000 Ctr. angegeben, aber diese Angabe ist auch wohl wieder übertrieben. Neuerdings hat man aber versucht, in Toscana und auf der Insel Sardinien Baumwolle zu bauen, und wie die erste Ausstellung italienischer Baumwolle, die zu Anfang dieses Jahres zu Turin eröffnet worden ist, zeigt, mit einem ziemlich guten Erfolge. Die Zahl der Aussteller betrug am 25. Januar 208. Allerdings ist Italien nicht im Stande, die nordamerikanische Union, die circa 3/4 der Baumwolle lieferte, die in Europa verarbeitet wurde, zu ersetzen, aber wenn die Baumwollencultur in Italien in Zukunft in demselben Maße fortschreitet, wird sie schon nach einigen Jahren keine ganz untergeordnete Stelle einnehmen. Zeit zum Festsetzen hat die Baumwollencultur in Italien vollauf, denn wie auch der Krieg in Nordamerika enden möge, sobald werden die alten Verhältnisse nicht wiederkehren. — Wie unsere Baumwollenindustrie sich hauptsächlich auf die Union stützte, so hatte man auch in Bremen höchst einseitig die Handelsbeziehungen mit Nordamerika gepflegt, doch ist man hier weniger hart gestraft worden wie dort. Obgleich die südlichen Häfen der Union, woher Bremen bislang grade seine wichtigsten Stapelartikel bezog, im vorigen Jahre alle verschlossen waren, hat sich doch der Verkehr in Bremen gegen das Vorjahr nicht unbedeutend vermehrt. 1862 kamen 2775 Schiffe mit 269,803 Lasten an, 1863 dagegen 2947 Schiffe mit 282,119 Lasten; ausliefen 1862 3146 Schiffe mit 286,343 Lasten und 1863 3437 Schiffe mit 308,556 Lasten. Die Einfuhr hat sich also um 6,2 Procent in der Schiffszahl und um 4,57 Procent in der Tragfähigkeit gesteigert; bei der Ausfuhr dagegen betrug die Steigerung respective 9,25 und 7,76 Procent. Dem rührigen Unternehmungsgeist der Bremer Kaufleute ist es daher besser gelungen, die Nachtheile, mit denen die nordamerikanischen Wirren ihren Handel bedrohten, abzuwenden, als den Baumwollenindustriellen. Man beeilte sich, die Handelsbeziehungen auf andere Gegenden, so wie auf andere Artikel und Geschäftszweige auszudehnen, wobei man jedoch den vorwiegend transatlantischen Charakter des bremischen Handels zu bewahren suchte, und diese Bemühungen haben einen entschiedenen Erfolg gehabt. Namentlich hat der Verkehr Bremens mit Britisch-Ostindien, Brasilien, Birma, Neugranada, Venezuela, Jamaika, der afrikanischen Westküste und dem britischen Nordamerika zum Theil beträchtlich zugenommen; selbst eine Ladung aus Japan ist im letzten Jahre in Bremen angekommen. So kamen z. B. 1862 aus

Brasilien nur 43 Schiffe mit 7584 Lasten, dagegen 1863 70 Schiffe mit 11,552 Lasten, aus Britisch-Ostindien 1862 nur 21 Schiffe mit 11,622 Lasten und 1863 31 Schiffe mit 13,882 Lasten, aus Birma 1862 nur 16 Schiffe mit 7916 Lasten und 1863 22 Schiffe mit 10,258 Lasten. Ebensowenig wie bei der Baumwollenindustrie sind auch hier die Unheil verkündenden Prophezeihungen, mit denen man beim Ausbruch der nordamerikanischen Wirren so freigiebig war, und auf welche man im Lager der Rebellen die größten Hoffnungen setzte, in Erfüllung gegangen. Für Bremen sind sie sogar in das directe Gegentheil umgeschlagen. Die neuen Verbindungen, die Bremen angeknüpft hat, werden für alle Zeiten dauern und sich hoffentlich immer mehr und mehr erweitern.

Leipzigs Pelzhandel.

Im X. Bande S. 210 sind einige Notizen über den Londoner Pelzhandel gegeben; wir wollen diesen einige Angaben über den Leipziger Rauhwaarenhandel hinzufügen. In den Leipziger Pelzlagern findet man die Pelzarten aller Erdstriche in ungeheuren Vorräthen aufgestapelt. Hier und in der Umgegend werden die kostbaren Rauhwaaren, welche die elegante Welt in Paris, London, New-York und Petersburg trägt, zubereitet. Den Glanzpunkt der Pelzlager bilden die Seeotterfelle, die mitunter per Stück mit 300 bis 350 Thaler bezahlt werden. Ueberaus reich vertreten sind die Füchse; da gibt es weiße, blaue, Kreuz-, Silber- und schwarze Füchse. Das Fell eines Silberfuchses kostet bis zu 125 Thaler und das eines schwarzen bis zu 250 Thaler. Die letztere Pelzart ist das Höchste im Luxus der fashionablen russischen Welt. Leipzigs jährlicher Umsatz in sibirischen Eichhörnchen wird auf nicht weniger denn $1\frac{1}{2}$ Millionen Stück geschätzt. Auch Deutschland selbst ist noch lange nicht so arm an Pelzthieren wie man wohl glaubt. Marder, Füchse, Iltisse, Fischottern und Dachse kommen jährlich für über eine Million Thaler nach Leipzig. Am besten aber lernt man die Bedeutung Leipzigs als Handelsplatz für Rauhwaaren, sowie den Aufschwung, den der Handel in diesem Artikel in den letzten 25 Jahren genommen hat, aus den Zollregistern kennen. Im Jahr 1837 wurden 5308 Centner Rauhwaaren verzollt, 1859 dagegen 10,827 Centner. Neuerdings aber scheint es, als sei der gesammte Pelzhandel ziemlich ernstlich bedroht. Die Pelzjäger im arktischen Amerika haben sich nämlich in Kammerjäger verwandelt. Man hat das edle Waidwerk aufgegeben und zum Gifte gegriffen und in dieser Hinsicht förmlich wissenschaftliche Studien gemacht. Am wirksamsten hat man das Strychnin erkannt. Neben den Giftpillen streut man ringsum noch getrocknetes Fleisch in kleinen Brocken aus, damit sich das Thier in der Gegend aufhält und das Gift zur Wirkung kommen kann. Die Pelzjäger haben sich also mit den Wilden, welche den Baum fällen, um die Früchte zu erlangen, auf eine Stufe gestellt. Greift diese unehrliche Jagdmethode auch auf andern Pelzgebieten um sich, so kann eine gänzliche Ausrottung der Pelzthiere kaum ausbleiben.

Neues vom Büchertisch.

Beckers, A., das Gesammte der Färberei und Druckerei mit Anilin-Farbstoffen auf Wolle, Baumwolle und Seide. 5. Lfg. Lex. 8. Berlin, Th. Grieben. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Chateau, Th., die Fette. Lehre von den natürl. Fettkörpern, welche technische Anwendung finden. Bearbeitet und mit Zusätzen vermehrt von H. Hartmann. gr. 8. Leipzig, W. Gerhard. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Jacobsen, E., chemisch-technisches Repertorium. Uebersichtlich geordnete Mittheilungen der neuesten Erfindgn., Fortschritte und Verbesserungen auf dem Gebiete der techn. u. industriellen Chemie. 2. Jahrg. 1863. 2. Halbjahr. gr. 8. Berlin, R. Gaertner. $^{1}/_{2}$ Thlr.

Freeden, W. v., Handbuch der Nautik und ihrer Hülfswissenschaften. Lex. 8. Oldenburg, Schulze'sche Buchh. 3 Thlr.

Kunst-Industrie. Musterzeichnungen als Vorlagen f. die Gewerke. 2. Ausg. 9. Hft. Fol. Carlsruhe, J. Veith.

Weber's illustrirte Katechismen. Nr. 50. 8. Leipzig, J. J. Weber. $^{1}/_{3}$ Thlr.

Inhalt: Katechismus der Photographie. Von J. Schnauß. 2. Aufl.



Neuestes aus der Ferne.

Neue Entdeckungen in Westaustralien.

Durch Frank Gregory's erfolgreiche Forschungen im nördlichen Theil von Westaustralien, welche diesen ganzen, bisher unbekannten Abschnitt des australischen Continentes als überaus fruchtbares und wasserreiches Land kennzeichneten, ist eine ganze Reihe von weitern Expeditionen hervorgerufen worden, welche theils die wissenschaftliche Mappirung der neu erschlossenen Gegenden, theils aber und vornehmlich eine gründliche Untersuchung zum Zweck haben, in wie weit sich dieselben für Agricultur und Schafzucht eignen. Die eine dieser Expeditionen ist jene, welche im Anfang des vorigen Jahres unter Lefroy's Leitung von Perth aus in das Innere bis weit über die fernsten östlichen Punkte bisheriger Forscher in Westaustralien vordrang. Die Route hielt sich zwischen dem 31. und 32. Grade südlicher Breite und reicht im Osten bis zum 122. Grade östlicher Länge von Greenwich, und führte größtentheils durch flaches Alluvialland, welches aber, äußerst arm an Wasser, nur in der Nähe kleiner Granitberge mit Gras, Kräuterwerk und wenigen Bäumen bewachsen ist. Er berührte an mehreren Stellen ein breites, flaches Thal, das durchzogen wurde von einer unzusammenhängenden Kette kleiner See- oder Teichbetten, von denen zur Zeit nur wenige etwas Wasser enthielten. Das Thal aufwärts bis zu seinem Ursprung verfolgend, gelangte die Expedition in eine hügelige aber äußerst wasserarme Gegend, von wo sie ihren Rückzug anzutreten gezwungen war. Auf der ganzen Reise wurden nur zwei Mal einige Eingeborne angetroffen; das animalische Leben des durchzogenen Striches war so traurig und öde wie das Land selbst; nicht einmal ein Känguruh wurde gesehen, und nur Känguruhratten und einige kleine Kakaduarten angetroffen.

Trotz dieser wenig versprechenden Schilderung des neu entdeckten Landes hat es Herr Lefroy nicht unterlassen können, am Ende seines, wissenschaftlich gewiß reichen Reisejournals, sich einer Schwärmerei für glänzende Aussichten des durch ihn erschlossenen Gebietes hinzugeben, die oft an Absurdität grenzt. Er träumt z. B. bei Betrachtung der kleinen Granitfelsen, welche ohne Ordnung hier und da aus der dünnen Alluvialbodenschicht hervorragen, wie dieselben in gar nicht langer Zeit die „pleasure grounds“ für die Bevölkerung der Städte abgeben würden, welche in der Umgegend erstehen werden; an einer andern Stelle sieht er im Geist den größeren von zwei nebeneinander stehenden kahlen Hügeln gekrönt mit der imposanten Residenz des Eigenthümers aller der rings umher liegenden, tausend und aber tausend Aecker enthaltenden Ländereien, während auf den kleinern Hügeln und Anhöhen die Wohnungen der zahlreichen Bauern und Schäfer verstreut liegen. Selbst australische Zeitungen, die immer gern geneigt sind, neu erschlossene Strecken ihrer Colonien besser zu schildern als sie sind, haben diese übertriebenen Speculationen Lefroy's scharf getadelt und das Komische und Lächerliche derselben hervorgehoben. — Bei weitem günstiger ausgefallen ist eine Untersuchung des Landes in der Nähe der Mündung des Glenelg River, an der Nordwestküste von Australien,

welche von Mr. Brown und Andern am Ende des vorigen Jahres unternommen wurde. Die Hauptmündung dieses Flusses in Doubtful Bay liegt unter 15 Grad 47 Minuten südlicher Breite und 124 Grad 40 Minuten östlicher Länge von Greenwich. Das Schiff, dessen Leiter die Aufnahme des Flusses besorgten, verfolgte letztern 20 englische Meilen aufwärts, wo schöne Cascaden sie vom weitern Vordringen zurückhielten. Die Uferebenen des Flusses werden als ausgezeichnet für alle Erzeugnisse der Agricultur und der Schafzucht geschildert, da Wasser zur Genüge vorhanden, die Vegetation und das animalische Leben reich ist und sich über ein großes Gebiet erstreckt. Ferner wurde die Collier-Bay genau untersucht und zwei in dieselbe mündende Flüsse entdeckt, deren Lauf zwar nicht in das Innere verfolgt wurde, deren Aehnlichkeit aber mit dem Glenelgfluß auf gleiche Fruchtbarkeit ihrer Uferlandschaften mit Sicherheit schließen ließ. Die genaue Untersuchung der Küsten erstreckte sich noch vornehmlich auf Camden Harbour im Innern der Brecknock Harbour, welcher sich besonders als Haupthafen für das ganze Glenelg Land eignen dürfte, da er alle Vortheile in sich vereint, welche für eine regelmäßige Communication mit dem Indischen Archipel erforderlich sind.

Der Ertrag der Goldfelder Victoria's*) im Jahre 1863.

Nach der Melbourner „Germania" wurden aus der Colonie Victoria im Jahre 1863 1,627,066 Unzen Gold gegen 1,658,285 im Jahre 1862 exportirt, somit im Jahre 1863 31,219 Unzen weniger als im Vorjahre. Das am 1. Januar 1862 im Besitze der neuen victorianischen Banken befindliche Gold belief sich zusammen auf 83,212 und am Schlusse desselben Jahres, am 31. December, auf 113,657, also ein Mehrbetrag von 30,445 Unzen. Im Schatzamt befanden sich am 1. Januar 1862 1318 und am 31. December desselben Jahres 15,730 Unzen. Diese Summen addirt geben für 1862 einen Ertrag von 1,702,460 Unzen. Während nun die exportirte Quantität Goldes sich im Jahre 1863 auf 1,627,066 und das im Besitze der Banken sich am 1. Januar 1863 befindliche Gold auf 116,411 Unzen belief, betrug der Besitz der Banken am 31. December desselben Jahres nur 74,100 Unzen, was, mit der am 1. Januar 1863 verglichenen Quantität und der hierdurch entstehenden Bilanz gegen die Goldausbeute, für das Jahr eine Abnahme von 42,311 Unzen zeigt. Am 1. Januar 1863 befanden sich im Schatzamt 15,048 Unzen, während am 31. December desselben Jahres nur 8372 Unzen darin waren, somit eine weitere Abnahme gegen 1862 von 6676 Unzen. Diese beide Bilanzen von dem während des Jahres 1863 exportirten Goldbetrage abgezogen, stellt die Ausbeute auf 1,578,079 Unzen fest, also einen Minderbetrag von 124,381 Unzen gegen das Vorjahr. Im Jahre 1862 waren in den victorianischen Goldfeldern 97,942 Miner beschäftigt; das Resultat ihrer Arbeit bestand in 1,702,460 Unzen Gold, so daß auf jeden Miner ein wöchentlicher Lohn von durchschnittlich 1 Pfund Sterling 3 Schilling 9 Pfennige kommt. Im Jahre 1863 dagegen betrug die Zahl der beschäftigten Miner nur 92,292, so daß trotz der Abnahme der letztjährigen Goldausbeute der Ertrag für jeden einzelnen Arbeiter kein wesentlich geringerer geworden ist.

*) Vergl. Monatshefte XIV. Band S. 671 und Band XV. S. 445.

Der Baumwollenhandel des Jahres 1863.

Die Baumwolle ist einer der wichtigsten Artikel des Welthandels. Von großem Interesse ist eine Uebersicht des Verbrauchs der letzten Jahre, in denen er sich um ein Beträchtliches vermindert hat. Es wurden nämlich Ballen verbraucht in

	Großbritann.	Frankreich.	ganz Europa.
1857	2,031,000	447,000	3,254,000
1858	2,175,000	517,000	3,624,000
1859	2,297,000	529,000	3,846,000
1860	2,524,000	621,000	4,212,000
1861	2,364,000	578,000	3,942,000
1862	1,186,000	311,000	1,950,000
1363	1,378,000	342,000	2,324,000

Die Verminderung des Verbrauchs ist aber thatsächlich noch größer, als diese nackten Zahlen angeben. Die Baumwollballen haben bekanntlich je nach den Jahren und den Ursprungsländern ein sehr verschiedenes Gewicht. Die nordamerikanischen Ballen schwankten von 1857 bis 1863 zwischen 438 bis 443 Pfund, die westin-

dischen zwischen 175 bis 200 Pfund, die egyptischen zwischen 313 bis 447 Pfund, die chinesischen zwischen 353 bis 387 Pfund; das durchschnittliche Gewicht der Ballen betrug im Jahre 1857 404 Pfund, im Jahre 1863 dagegen nur 358 Pfund, also 12 Procent weniger.

Die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten ist in den letzten Jahren auf ein Minimum herabgesunken. Während noch im Jahre 1861 von dorther nach britischen Häfen fast zwei Millionen Ballen ausgeführt wurden, betrug die Ausfuhr 1863 nur 133,000, 1862 sogar blos 72,000 Ballen. Dagegen hat sich die Einfuhr aus Ostindien im Jahre 1863 gegen 1860 und 1859 mehr als verdoppelt, ebenso die aus Egypten.*) Ganz neu ist die Einfuhr aus China und um so überraschender, da dieses bisher immer ein Einfuhrland für Baumwolle war. Der englische „Economist" schätzt die für das Jahr 1864 bevorstehende Zufuhr nach britischen Häfen im voraus auf 2,780,000 Ballen. — Die Preise der Baumwolle haben im Jahre 1863 wieder einen verhängnißvollen Aufschwung genommen. Ein Pfund mittelguter Baumwolle kostete nämlich durchschnittlich 7 Pence (à 3 Kreuzer oder $^5/_6$ Silbergroschen) mehr als 1862, und 14 Pence mehr als 1861; und von 1854 bis zum vorigen Jahre ist der Preis eines Pfundes von durchschnittlich 5 auf 22 Pence gestiegen! —

Forschungsreise nach Asien.

Der Herzog von Luynes ist als Leiter einer wissenschaftlichen Mission am 9. Februar in Marseille für Beirut eingeschifft. Er beabsichtigt zunächst das Todte Meer zu besuchen und führt unter anderm einen vollständigen Apparat für Versuche submariner Navigation auf dem genannten Meer, speciell für wissenschaftliche Zwecke, bei sich, welcher von vier Matrosen bedient werden soll. M. Vigne, Schiffslieutenant, und ein Ingenieur, Mr. Lartet, werden dem unternehmenden und kühnen Forscher zur Seite stehen. Nach Untersuchung der Küsten von Syrien und des Todten Meeres gedenkt der Herzog sich nach dem Asow'schen und Caspischen See zu begeben, um deren Küsten, die Küstenlandschaften und die Natur des Meeresbodens zu studiren, und wird später die Resultate seiner wissenschaftlichen Arbeiten herausgeben. —

Der Verkehr auf der Landenge von Nicaragua.

Die letzten in New-York eingetroffenen Nachrichten aus Nicaragua melden die endliche Beilegung der Transitfrage. Die „Central American Transit Compagnie" fußt nunmehr auf einem Freibrief der Regierung der Republik Nicaragua, welche ihr das ausschließliche Recht einer Transitroute über den Isthmus für 25 Jahre gewährleistet. Das Stammcapital der Compagnie ist auf vier Millionen limitirt. Für einen namhaften Betrag erstand die Compagnie von der Regierung die Ueberbleibsel der früheren Compagnien, z. B. Werften, Dampfer, Lagerhäuser ꝛc., sämmtlich innerhalb des Gebiets von Nicaragua. Die Compagnie ist bereits im Besitz von zwei Binnendampfern, von denen ein jeder hinreichenden Raum für 1000 Passagiere hat, sowie eines starken Dampfers von entsprechender Größe, die sich augenblicklich auf dem San-Juan-Fluß befinden und sofort verwandt werden können. Der Localverkehr findet auch in diesem Jahre alle vierzehn Tage statt. Der über Land gehende Theil der Route befindet sich in gutem Zustande. Die Compagnie ist verpflichtet, innerhalb vier Jahren den Nicaraguasee mit dem Stillen Ocean durch den Bau einer Eisenbahn auf der Straße, welche sich von Virgin Bay bis San Juan del Sur erstreckt, zu verbinden, wodurch eine große Ersparniß an Transportkosten für Fracht und Passagiere unzweifelhaft erzielt werden wird. Die Eisenbahn wird sofort in Angriff genommen werden und kann innerhalb sechs Monaten vollendet sein, sobald die Schienen an der Küste des Stillen Oceans abgeliefert sind. Durch ihre Lage im Centrum der centralamerikanischen Staaten ist es unausbleiblich, daß diese Route den ganzen Handel von Guatemala, San Salvador, Honduras, Nicaragua, sowie den Handel in Kaffee und andern Produkten Costarica's an sich ziehen wird, welcher jetzt nach Panama geht. Was den Handel zwischen den östlichen Staaten und Californien anbelangt, so ist der Schlußpunkt der Nicaraguaroute am Stillen Ocean bei San Juan del Sur 600 Meilen näher nach San Francisco als via Panama, und bei

*) S. Monatshefte Band XV. S. 564.

einer klugen Leitung des Geschäfts und durch richtige Benutzung ihrer geographischen Vortheile steht der Compagnie eine glänzende Zukunft bevor.

Die Gestaltung des Seebodens um Nordwesteuropa.

Seit wenigen Jahrzehnten ist die Erdkunde um einen neuen wichtigen Zweig reicher geworden: die physische Geographie des Meeres, von deren wissenschaftlicher Behandlung noch im Anfange dieses Jahrhunderts wenig oder gar nicht die Rede war. Mit ihr geht die Topographie des Seebodens Hand in Hand, für die nun freilich noch so wenig thatsächliche Messungen und Beobachtungen vorliegen, daß wir fast sämmtliche Meere der Erde bezüglich ihrer unterseeischen Beschaffenheit noch als „unbekannte Gegenden" bezeichnen können. Nur verhältnißmäßig geringe Meerestheile, welche von zahlreichen überseeischen Verkehrsstraßen durchfurcht sind, machen eine Ausnahme, so namentlich die Nordsee. Aber die Hunderttausende von Tiefenmessungen, welche seit einer Reihe von Jahren die Engländer, Franzosen und Niederländer in diesem Meere gemacht, fanden sich bisher nur wenig übersichtlich auf weitschichtige Admiralitätskarten eingetragen, auf denen sie wohl dem Steuermann werthvolle Winke abgaben, für den Geographen aber, dem es um eine Gesammtanschauung zu thun ist, fast werthlos waren. Erst kürzlich hat es Professor Petermann versucht, das große Material übersichtlich auf ein kleineres Blatt zusammenzutragen, und wir dürfen diesen Versuch nicht nur als im höchsten Grade gelungen, sondern gradezu als einen gewaltigen Schritt nach vorwärts in der darstellenden Erdkunde bezeichnen. Die Anschauung, welche wir durch diese treffliche „Karte von den britischen Inseln und dem umliegenden Meere"*) gewinnen, läßt sich kurz so andeuten. Das Seebodenplateau, auf dem die britischen Inseln stehen und welches in der Hundertfadenlinie eine gute Begrenzung findet, fällt in einer Entfernung von durchschnittlich 20 bis 50 englischen Meilen (4 englische Meilen = 1 deutsche) von den Westküsten Irlands und Schottlands rasch ab und erreicht schon 80 Meilen westlich von Erris Head in etwa $54\frac{1}{3}$ Grad nördlicher Breite die Tiefe von 1380 Faden oder 8280 Fuß, beinahe doppelt so viel als die Höhe der höchsten Berge Britanniens. Im Osten erstreckt es sich bis Dänemark, im Süden bis Frankreich und im Norden bis zu den Shetlandinseln, im Nordosten aber wird es durch eine tiefe Einsenkung von Skandinavien getrennt, welche in einer Breite von 30 bis 60 Meilen die skandinavische Küste bis zum Meridian von Christiania umgibt und Tiefen bis zu 430 Faden oder 2580 Fuß aufzuweisen hat. Das so umschriebene Seebodenplateau hat eine große Mannigfaltigkeit von geringeren Unebenheiten in sich aufzuweisen: in allen möglichen Formen und Ausdehnungen bilden sich hier verhältnißmäßig tiefe lange Rinnen, dort rundliche Löcher, selbst hufeisenförmige Senkungen, an anderen Stellen erhöhte Platten, breite Terrassen und lang gestreckte Bänke. Die bedeutendsten Unebenheiten befinden sich jedoch an der Westküste von Schottland, von ihrem südlichsten bis zu ihrem nördlichsten Vorgebirge; hier ist der Seeboden an vielen Stellen tiefer als 100 Faden und weist Lothungen bis zu 149 Faden auf.

*) In der 27. Lieferung der neuesten Ausgabe von Stieler's Handatlas, Gotha, J. Perthes, 1864.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 93. Juni 1864.



Ewige Liebe.

Erzählung
von Melchior Meyr.

(Fortsetzung.)

VII.

Bei dem nächsten Besuche des Grafen zeigte Helene gegen ihn eine sichtliche Zurückhaltung und nahm sogar eine Artigkeit, die er an sie richtete und die allerdings etwas übertrieben klang, mit einem ablehnenden Verziehen des Mundes auf. Jener sah sie an, wurde roth, und da sie ganz ruhig blieb, warf er einen Blick auf sie, der allen Unmuth eines verletzten Herzens verrieth. Mit dem Ausdruck einer stolzen Resignation unterhielt er sich den Abend nur mit dem Baron und der Gräfin. Helene konnte zuletzt nicht umhin, wieder seinen Blick zu suchen, und rief ihm beim Abschied einen Gruß zu, der nach Ton und Wortlaut begütigen, versöhnen sollte.

Am selben Abend noch hatte die Gräfin eine Unterredung mit dem Baron. Als sie sich von einander trennten, konnte man aus der zufriedenen Miene des Weibes abnehmen, daß sie bei dem Schwager etwas durchgesetzt habe.

Vier Tage vergingen, ohne daß der Graf seinen Besuch wiederholte. Auch am fünften erschien er nicht. Statt seiner traf Karl von Ellerburg ein.

Er begrüßte die Familie mit einem Ernst, der etwas Feierliches hatte, und Hugo nahm an, daß er gekommen sei, um eine letzte Auseinandersetzung mit dem Vater zu haben. Während des Abendessens unterhielt man sich über Neuigkeiten aus der Residenz und gewöhnliche häusliche Gegenstände. Dann folgte Karl der Tante auf ihr Zimmer, wo er bis in die Nacht mit ihr allein blieb.

Am andern Morgen suchte der Bruder die Schwester in ihrem Gemache auf. Er grüßte mit einem Tone, der nicht ohne Befangenheit war, und wollte mit einigen scherzhaften Bemerkungen über seine Stimmung hinwegkommen. Aber es gelang ihm nicht. Mit plötzlichem Anlauf sagte er daher:

„Meine liebe Helene, ich bin nicht zufällig in Ellerburg. — Ich hab' mit Dir zu reden!"

Das Mädchen sah ihn an. „Was hast Du?" rief sie. „Du bist so eigen diesmal! — Was gibt es?"

„Deine Miene," entgegnete Karl, „zeigt mir, daß du ahnst, um was es sich handelt!" — Und entschlossen fuhr er fort: „Der Graf Geierstein hat der Tante seine Absicht gestanden, um Deine Hand anzuhalten. Aber er wagt es nicht. Du benimmst Dich gegen ihn, daß er verschmäht zu werden fürchtet!"

Helene erröthete und konnte die Bewegung ihres Herzens nicht bemeistern. — Sie erwiederte:

„Meine Hand ist nicht mehr frei. Hugo hat mir seine Liebe erklärt, er hofft auf mich, ich schätze und liebe ihn, und hab' es ihm gestanden!"

„Diese Verbindung ist unmöglich!" rief der Bruder mit Heftigkeit. Auf ihre erstaunt fragende Miene setzte er mäßiger hinzu: „Sie wäre Dein und Hugo's Unglück!"

Helene, nachdem sie ihn betrachtet, entgegnete:

„Also auch Du führst diese Sprache? — Auch Du, Bruder Karl? — Das hätt' ich nicht von Dir erwartet!"

„Ich kenne die Welt," versetzte Karl wie Einer, der sich in einen Gedanken hineineifern will, „und ebenso Vetter Hugo. Er wird nie in die Lage kommen, einem Mädchen von Deiner Erziehung eine Existenz bieten zu können, wie Du sie fordern mußt!"

„Wenn ich nun aber darauf verzichte?" entgegnete Helene. „Wenn ich mit einem stillen, bescheidenen Glück vorlieb nehme?"

„Es würde Dich reuen!" versetzte der Bruder. „Doppelt und dreifach, weil Du Dir immer sagen müßtest, daß Du ein glänzendes Dasein haben konntest und es leichtsinnig hingabst!"

Helene schüttelte den Kopf.

„Und dann," fuhr Jener fort, „handelt sich's nicht um Dich allein — es handelt sich um die ganze Familie."

„Ach so!" rief Helene.

„Der Graf bringt uns Alle empor!"

„Und bewirkt vielleicht auch," fuhr jene fort, „daß der Rittmeister von Ellerburg Amalie von Wildau heirathen kann?"

Karl wurde roth. Dann, mit halbem Lächeln, erwiederte er: „Es wäre nicht die schlechteste Folge einer Verbindung, wofür sonst alle Gründe sprechen!"

„Du also," fuhr das Mädchen fort, „willst Deinen Kopf durchsetzen und dem Ruf der Ehre und der Liebe folgen! Du willst glücklich sein! Ich aber soll gegen mein Herz handeln und mich opfern!"

Der Bruder verzog die Lippe. „Gräfin Geierstein zu werden, scheint mir das größte Opfer nicht zu sein!"

„Und warum hat der Herr Rittmeister nicht der Gemahl der reichen Lilly werden wollen?"

„Das ist etwas ganz Anderes, meine liebe Schwester! Ich habe mich mit Amalie feierlich verlobt — Du, wie mir die Tante sagt, bist noch nicht gebunden. Dann ist Lilly kein Mädchen, um die man eine Amalie aufgibt, Geierstein aber ein Mann, der für einen Hugo entschädigt!"

„Das ist Deine Ansicht!" versetzte Helene mit Ernst. — „Genug, ihr wollt Recht haben, ich soll mich unterwerfen — und Hugo soll unglücklich werden!"

„Das wird er nicht," entgegnete Karl. „Sage was Du willst, er wird es nicht. Eine kurze Zeit, und er wird getröstet sein. Ich habe mir Alles — Charaktere und Verhältnisse — reiflich überlegt. Hugo ist ein Idealist, wie je einer gelebt hat. Die sind aber grade dann am glücklichsten, wenn sie nicht erlangen, was sie wünschen, und den Besitz, ohne den wir Andern nicht existiren können, sich nur vorträumen. Wenn sie nicht verlangen und schmachten können, dann entbehren sie ihr eigentliches Lebenselement. Erfüllung ihrer Wünsche ist für sie das Verderblichste: sie sehnen sich im Besitz nach Sehnsucht — und machen unglücklich, was sie besitzen!"

„Geh, geh," rief Helene, „das hat Dir die Tante vorgepredigt!"

„Die Erfahrung," erwiederte Karl, „hat mich's gelehrt und die Vernunft. Ich spreche im höchsten Ernst zu Dir — und, wie ich hinzusetzen muß, im Einverständniß mit dem Vater! Es handelt sich um Sein und Nichtsein unseres Hauses. Prüfe Dich, liebe Schwester, und erwäge die Lage der Dinge! Die Familie verlangt ein Opfer, welches für Dich keines ist! — Keine Widerrede! Du liebst Hugo nicht — liebst ihn nicht mit jener unwiderstehlichen Leidenschaft, wie man liebt, was man nicht lassen kann!"

„Ich verehre und bewundere ihn, und lieb' ihn freilich nicht so, wie Du meinst, — ich lieb' ihn besser! — Hugo ist das treueste, wahrste Herz! Er hat den Geist und das Gemüth eines Engels! Wenn man sich einen Scherz gegen ihn erlaubt

hat, schämt man sich nachher und sieht mit um so größerer Hochachtung zu ihm hinauf. — Aber der Graf —! —" Sie hielt inne.

„Der Graf," erwiederte der Bruder, „ist ein Cavalier, — ein Mann von Ehre. Er hat in Paris eine der reichsten Partien ausgeschlagen, weil er (vielleicht in übertriebenem Verdacht!) für seine Ehre fürchten zu müssen glaubte. — Kurz," fuhr er mit einem fast trotzigen Tone fort, „Geierstein ist ein Mann. Im Wirbel des Lebens hat er sich umgetrieben und sehnt sich jetzt nach einer schönen, ruhigen Häuslichkeit, — nach einer Häuslichkeit mit Dir, die er leidenschaftlich liebt und mit der er glücklich sein wird!"

Helene mit einem spöttischen Lächeln versetzte:

„Wie lange?"

„Das ist Deine Sache!" erwiederte der Bruder. — „Auf Dich allein wird's ankommen!"

Jene entgegnete: „Du hältst mich für sehr kindisch, daß Du mir solche Dinge vorsagst, als ob ich sie nur hören müßte, um sie zu glauben! — Ich soll also den edlen und reinen Mann aufgeben, um den zu nehmen, der Gott weiß wie viele schon so leidenschaftlich geliebt hat, wie er jetzt mich lieben soll! Ich soll den Treuen aufgeben, um das Weib eines Mannes zu werden, den nur eine Thörin glauben kann für immer zu fesseln! Und um eines ungewissen Looses willen soll ich einen Treubruch begehen! — Beschönige es, wie Du willst, es ist nichts Anderes! Wenn wir Treue hoffen lassen und beweisen sie nicht, dann brechen wir die Treue! Und das verlangt mein Bruder? — Der Edelmann, den ich für so edel gehalten habe?"

Karl's Gesicht verdunkelte sich; er sah beschämt — unwillig und verlegen auf die Schwester. Aber er faßte sich wieder und entgegnete nicht ohne Würde:

„Helene, ich will Dir's gestehen: ich fühle sehr gut, was wir von Dir verlangen, und hab' es mir schon selber gesagt. Man kann aber in dieser Welt nicht anders, wenn man wählen muß, — und wir müssen wählen. Entweder die einzige Möglichkeit der Rettung versäumen — oder ein kleines Unrecht begehen! Ein kleines! — Denn um ein großes handelt sich's hier nicht. Sich aber davor zu scheuen, wenn es um das Wohl einer Familie geht, das ist nicht Tugend, sondern Schwäche, um nicht zu sagen Verbrechen! Wer ganz rein bleiben will, der kann gar nicht leben! — er kann keinen Schritt vorwärts thun, denn immer, wenn er eine Hoffnung erfüllt, wird er eine andere täuschen. Wir müssen die Augen aufmachen und uns für das entscheiden, was uns die Vernunft, was die dringendste Pflicht gebietet; und darüber kann gegenwärtig kein Zweifel sein. An Deine Vernunft, Schwester Helene, appellir' ich. Sei nicht scrupulöser im Punkte der Ehre, als wir es sind. Wir stehen für Dich ein — wir übernehmen die Verantwortung. Folge uns, und eine dankbare, glückliche Familie wird Dir zum Altar folgen!"

Helene stand mit erröthetem Angesicht; dann erhob sie ihr Haupt und sagte: „Mein Bruder, Du hast nun ohne Zweifel Alles gesagt; aber mich nicht überzeugt. Ich will aufrichtig gegen Dich sein. Ich bin nicht unempfindlich gewesen gegen die glänzenden Eigenschaften des Grafen. Er ist wirklich der Mann, ein Mädchenherz einzunehmen, ich leugn' es nicht. Aber ich trau ihm nicht — ich fürchte mich vor ihm! — Dagegen hat Hugo mein ganzes Vertrauen. Ich darf nur an ihn denken, um eine Sicherheit zu fühlen, als ob alle guten Geister mir ihren Schutz zugesagt hätten! Ich sehe das Glück und die Ehre auf seiner Seite, und halt' es für das kleinere Unrecht, Eure Wünsche unerfüllt zu lassen. Die Hoffnung, die Hugo uns gewährt, verspricht mehr als der Besitz, den der Graf uns anbietet — ich entscheide mich für die Hoffnung!"

„Das," entgegnete Karl mit Unwillen, „thut in Dir nicht die Pflicht und nicht die Liebe, sondern der Eigensinn des enfant gâté! Ihr wollt es? Nun geschieht's erst recht nicht! — Es ist gradezu kindisch!"

Mit glühendem Gesicht wendete er sich von ihr weg und ging im Zimmer auf und ab. Dann, plötzlich, stellte er sich vor sie hin und rief:

„Wie hab' ich's nun mit Dir? Soll ich mit dieser Antwort zum Vater gehen?"

„Geh, ja," rief Helene. „Ich bleibe bei meinem Wort!"

Karl sah sie an, mit scharfen, prüfenden Blicken. Seine Miene hellte sich auf und er sagte: „Es wird nicht Dein letztes sein! — Du liebst den Philosophen nicht — Du achtest ihn bloß! Der Graf ärgert Dich,

aber er hat Dich gefangen! — Spare die Einwendung! — Adieu!"

Er verließ die Stube. —

Hugo, der angenommen, daß Karl mit den Seinen zu reden habe, blieb aus Discretion den Vormittag auf seinem Zimmer und arbeitete. Als er zum Essen gerufen wurde, sah er die Gesichter verdrossen und gespannt, und bedauerte den Freund, der nach seiner Ansicht wieder eine stürmische, nutzlose Scene gehabt. Die Unterhaltung bei Tische war höchst einsilbig und blieb ganz auf der Oberfläche. Als man aufgestanden war, benutzte Hugo einen Moment des Alleinseins mit Helene, um seine Vermuthung gegen sie auszusprechen und sie zu fragen, ob für den Bruder nichts geschehen könne.

„Karl und mein Vater," entgegnete Helene mit einem wehmüthig bittern Zug um den Mund, „sind im besten Einverständniß. — Es handelt sich um ganz was Anderes!" Hugo schaute sie betroffen an. Als er aber das Nähere erfragen wollte, kam die Gräfin, sagte ihr, daß sie mit ihr zu reden habe, und nahm sie mit sich fort.

Hugo trat zu Karl und zum Baron. Während des kurzen Gesprächs, das er mit ihnen führte, nahm er eine Befangenheit, einen durchscheinenden Verdruß und eine gezwungene, aufgetragene Höflichkeit wahr, daß er eine deutliche Ahnung der wirklichen Sachlage erhielt.

Sich völlige Gewißheit zu verschaffen, war nicht schwer. Noch im Laufe des Tages konnte er aus den Mienen, die er darum ansah, abnehmen, daß er überflüssig, überlästig sei. Der Baron offenbarte sein Gefühl mit Bedauern, ja mit Beschämung; in dem Rittmeister kämpfte mit neuem Unmuth die alte Freundschaft, die den Ausdruck milderte; die Gräfin dagegen that sich gar keinen Zwang mehr an. Sie sprach nicht in Worten aus, was sie gern hätte sagen mögen; aber ihre Haltung und ihr Blick machten ihre Gesinnung so anschaulich, daß Hugo den Widerwillen mit Händen greifen konnte.

Er war in peinlicher Verlegenheit. Auch Helene, wie es ihm schien, vermied, mit ihm allein zu sein. Ihre Miene war traurig — er sah sie einmal in tiefes Nachdenken verloren, und ein Argwohn flüsterte ihm zu, daß auch sie von ihm abgefallen sein könnte. Was sollte er thun? Bleiben, um Beleidigungen zu erfahren? Gehen, um das Feld dem Gegner zu überlassen? — gehen, um die Geliebte zu verlassen, wenn sie den Ihrigen dennoch Stand halten wollte, und sie seines Beistandes zu berauben?

Er hätte freilich jetzt auch entschlossen vor den Vater treten und förmlich um die Tochter anhalten können. Aber noch war die Hoffnung, die ihm der Minister gegeben hatte, nicht Gewißheit! Und ohne sie, in der jetzigen Stimmung der Familie, an diese einen solchen Antrag richten, mußte das nicht Alles verderben? —

„Nun," sagte er endlich zu sich selbst, „wenn es denn sein muß, so will ich bleiben trotz alledem, und den Dämonen, die gegen mich aufgestanden sind, die Stirn bieten. Ich habe alle diese Menschen gegen mich gut, freundlich und liebenswürdig gesehen; nun will ich sie auch widerwärtig und ungastlich sehen und dem Schauspiel, das sich ungerufen vor mir aufführt, bis zu Ende folgen, indem ich thue, was die Pflicht mich heißt. Die Dinge stehen so, daß eine Entscheidung kommen muß. Es gibt ein gewisses Maß von Mißgeschick, von dem aus man wieder hoffen kann, weil Alles ein Ende haben muß; — und bei Gott, ein solches Maß ist mir hier zu Theil geworden!"

Zwei Tage vergingen. Der Graf zeigte sich noch immer nicht, und man hörte, er sei unpäßlich. Am dritten ritt Karl zu ihm auf Besuch. Hugo, der sich denken konnte, was Beide mit einander verhandelten, war in Verzweiflung. Er ging in der größten Aufregung umher, gemartert, keinen Rath zu wissen, der freilich in seiner Lage theuer war. Mit der Geliebten zu reden, wagte er nicht. Durfte er ihr sagen, was sie besser wußte als er? Durfte er sie zum Ausharren ermahnen wollen? Das war kränkend, wenn sie zur Treue entschlossen war, und unnütz, wenn ihr Herz dem Grafen sich zugewandt hatte. Er schwieg, ein gewisser Trotz, dem unberechenbaren Schicksal gegenüber, erhob sich in ihm, eine dumpfe Ruhe der Entsagung nahm in seiner Seele Platz.

In der Abendstunde ging er spazieren; die Straße hin, die zur Stadt führte. Er verlor sich in seine Gedanken. Die eigenthümliche Erfahrung, daß die Möglichkeit des Unheils ein edles und männliches Herz zum Kampf aufruft und damit fast etwas

Süßes hat, machte auch er. Er vertiefte sich in seine Gefühle, und ging instinktmäßig vorwärts. — Nahende Tritte schreckten ihn auf: er sah den Postboten auf sich zukommen — und eine jähe Hoffnung ergriff ihn.

„Du hast Etwas für mich!“ rief er mit größter Bestimmtheit.

„Ja, Herr Baron,“ war die Antwort. „Hier ist es!“

Er übergab ihm ein Schreiben, Hugo nahm es, betrachtete das Siegel, und sein Herz pochte: es war vom Minister!

Den Boten belohnend, daß dieser ihn überrascht ansah, rief er ihm, der sich in's Schloß aufmachte, noch nach: „Unter uns!“ Jener nickte und ging weiter.

Hugo entfaltete den Brief und las:

„Mein lieber Herr Baron!

Endlich ist eine Stelle für Sie frei geworden. Ich habe Sie vorgeschlagen, und das Decret ist bereits unterzeichnet. Meinen herzlichsten Glückwunsch zu diesem ersten Resultate! Es ist aber jetzt nöthig, daß Sie sich dem Herrn vorstellen: kommen Sie sobald als möglich, damit wir das Weitere miteinander besprechen können!“

„Ah,“ rief der Glückliche, tief aufathmend, „Gott sei Dank! Das ist Hilfe in der Noth! — Nun,“ setzte er mit freudigem Selbstgefühl hinzu, „hab' ich einen Beistand, mit dem ich etwas unternehmen kann, das Aussicht hat!“

Hätte sich Hugo in diesem Moment bei dem Baron befunden, er würde ihm das Schreiben sofort mitgetheilt und seinen Antrag gestellt haben. Aber auf dem Heimwege kamen ihm Gedanken. — Wenn er mit der erlangten Gewißheit das Jawort des Vaters doch nicht erhielt? Wenn er überraschte, verstimmte und durch die Nothwendigkeit sofortiger Entscheidung in den Herzen den Widerspruch aufregte? Wenn trotz Anstellung und Aussichten der Unbegüterte durch den Begüterten doch überglänzt war und blieb? — Konnte der Bruder sich nicht mit dem Rival verständigt haben und sein Antrag nur eine Scene herbeiführen, in Folge deren er kläglich aus dem Schlosse ziehen mußte?

Verstand und Ehre geboten ihm ein anderes Verfahren, und er kam mit sich überein, nur einen Theil des Briefes zu bekennen — von der Familie Abschied zu nehmen und schriftlich um die Hand der Geliebten zu werben. Dabei konnte er sich eingänglich und klar aussprechen, die Geister überzeugen, die Herzen gewinnen. Das Ja, wenn es ihm bestimmt war, gewann er leichter und schöner; das Nein war mindestens nicht von dem Schimpf einer offenbaren Niederlage begleitet und ein peinlicher Abzug ihm erspart.

Er suchte den Baron auf, traf ihn im Gartensaal mit der Gräfin und eröffnete ihm, daß er morgen abreisen werde. Der Minister habe ihm geschrieben und ihn eingeladen, schleunig in die Residenz zu kommen.

„Sie haben also —?“ rief der Baron.

„Große Aussicht!“ fiel Hugo ein.

Die Gräfin konnte nicht umhin zu lächeln. Ihr Gesicht wurde beinahe freundlich, und sie sagte:

„Ich wünsche von Herzen Glück, mein lieber Cousin! Reisen Sie mit Gott, werfen Sie sich in's thätige Leben und wenden Sie die Gaben und Kenntnisse, wodurch Sie sich auszeichnen, zum Ruhme des Fürsten und zum Nutzen des Landes an!“ —

Unmittelbar nach diesen Worten trat Karl ein, der von seinem Besuch zurückgekehrt war. Er wechselte mit der Gräfin einen bedeutsamen Blick und sagte zum Vater:

„Der Graf läßt danken. Er befindet sich besser und hofft in den nächsten Tagen ausreiten zu können.“

„Weißt Du denn schon,“ versetzte der Baron, „daß Vetter Hugo uns verläßt? Der Minister hat ihn gerufen!“

„Alles Glück!“ rief Karl, indem ein Strahl aus seinem Auge ging, der die Erleichterung seiner Seele verrieth. — „Siehst Du, mein Freund?“ setzte er, ihm die Hand schüttelnd, hinzu; — „endlich kommt Alles! — Ich sehe Dich im Geiste schon als Gesandten!“

„Wenn man den Fuß,“ bemerkte die Gräfin mit Würde, „auf die erste Sprosse gesetzt hat, dann ist das Uebrige nur eine Frage der Zeit. Sie werden gewiß hinauf kommen, Vetter Lichtenfels, und die Wünsche Ihrer besten Freunde werden sich erfüllen!“

Hugo konnte nicht umhin, von diesen Reden sich wohlthuend berührt zu fühlen. Hatten die Gemüther sich schon durch die näher gerückte Aussicht freundlicher stimmen lassen? Edel war es nicht, aber — menschlich, und er wollte sich, von dem Grund absehend, an die erfreuliche Wirkung halten.

„Schade," fuhr die Gräfin gradezu wohlwollend fort, „daß Helene nicht da ist. Aber ich will ihr die gute Nachricht mittheilen! — Sie ist ein wenig leidend," bemerkte sie auf einen fragenden Blick Hugo's, „und bleibt auf ihrem Zimmer."

„Ich hoffe nicht —", rief der Liebende.

„Ein leichter Husten," fiel jene ein, — „der morgen vorüber sein wird!"

„Es ist nichts, lieber Hugo," versetzte der Baron. „Sie hätte wohl auch hier sein können; aber die Tante ist zu ängstlich!" —

Am andern Morgen, nachdem die Habseligkeiten Hugo's gepackt waren und die Kutsche des Barons für ihn bereit stand, kam Helene von ihrem Zimmer in den Hof. Sie sah angegriffen und bleicher als sonst aus; aber die laue Morgenluft des Julitages schien sie zu erquicken, und als sie Hugo's ansichtig ward, ergoß sich eine lebhafte Röthe über ihre Wangen. Der Mund lächelte wehmüthig und liebevoll. „Meinen herzlichsten Glückwunsch," rief sie indem sie ihm die Hand reichte. „Mögest Du im praktischen Leben wenigstens einen Theil Deiner Ideen ausführen können!"

„Ich hoff' es, liebe Helene," erwiederte Hugo. Und leiser fügte er hinzu: „Das Nächste geht Dich an! — Du wirst von mir hören!"

Das Mädchen ward roth und lispelte: „Es wird mich freuen!" — Nachdem sie ihm nochmals die Hand gedrückt, rief sie mit einem Blick aus feuchten Augen: „Leb wohl! — Sei glücklich!" — Sie winkte mit der Hand und ging in's Schloß zurück.

Hugo nahm Abschied von Allen, dankte dem Baron für die bewiesene Gastfreundschaft, — und der Wagen rollte aus dem Hofe.

Das Ziel der Fahrt war das Forstamt in der Stadt. Wenn sich der Oberförster, aus naheliegenden Gründen, auf dem Schlosse nur wenig hatte sehen lassen, so war doch Hugo, der sich zu ihm hingezogen fühlte, um so öfter bei ihm gewesen; und er wollte nun in seinem Hause den Brief abfassen, der das Geschick seines Lebens entscheiden sollte.

Von dem Ehepaar freundlich empfangen, theilte er die günstige Nachricht mit und bat um Schreibmaterialien. Man führte ihn in's Gastzimmer und versorgte ihn. Er setzte sich und schrieb.

Den Brief wörtlich mitzutheilen, ist nicht nöthig. Hugo schilderte dem Vater die Entstehung und die Art seiner Liebe, wie wir sie kennen. Er habe gezögert, sich gegen ihn auszusprechen, weil er gefühlt, welche Ansprüche Helene machen dürfe; aber der Vater werde seine Gefühle doch erkannt haben; und da er nun ein gesichertes, wenn auch vorerst bescheidenes Loos anbieten könne, so wage er es, um die Hand der geliebten Cousine anzuhalten, deren Herz nach seiner innigen Ueberzeugung ihm gehöre. Die Stelle nämlich sei ihm nicht bloß versprochen, sondern das Decret bereits unterzeichnet. Er fühle ein außerordentliches Verlangen, thätig zu sein für ein geliebtes Weib! Jede Faser an ihm trachte nach Arbeit, welche den Seinen Glück und Segen, dem Lande sicher keinen Schaden bringen werde! Bei den Absichten, die seinen Geist von jeher beschwingten, habe er einsehen lernen, daß die Guten heilig verpflichtet wären, in's Getreibe der Welt einzugreifen und den Egoisten den Vorrang streitig — sie zu Werkzeugen zu machen, damit auch sie heilvollen Zwecken dienen müßten. Er habe sich gelobt, dies mit Umsicht, Vorsicht und Schonung zu thun; und die Ausdauer, deren er sich fähig wisse, werde ihn an's Ziel führen.

„Verehrtester Mann," schloß der Brief, „erwägen Sie meinen Antrag! Erwägen Sie ihn mit Helene, die mich so gänzlich kennt, daß ich durch ein besonderes Schreiben die theure Seele zu verletzen geglaubt hätte. Wenn die tiefste, treueste Liebe, — wenn eine Verehrung, wie man sie einer Heiligen widmet, — wenn ein Geist, der Alles und Jedes auf die Erwählte bezieht und beziehen wird, jemals ein Weib glücklich gemacht haben, so werde ich Helene glücklich machen."

„Ich erwarte die Antwort hier. Möge Gott Ihr Herz zu der Entschließung lenken, die das Glück zweier Liebenden gründen und heiligen wird für Zeit und Ewigkeit!"

Hugo trug den Brief selber auf die Post und kehrte dann zu dem wackern Paar zurück, dessen freundliche Einladung, einen Tag zu verweilen, er schon angenommen hatte. Mit der Aufregung, die so natürlich war, fühlte er doch zugleich einen eigenen Schwung der Seele und in diesem eine freudige Zuversicht. Das Bild häuslichen Glücks in schlichten Verhältnissen, das ihn

im Forstamt anlachte, ließ keine Sorge in ihm aufkommen. Das war ein Muster, dem er in anderer Sphäre nachzutrachten hatte! — und die Wirklichkeit, die er mit Augen sah, ließ ihn die Möglichkeit, die ihm vorschwebte, bereits auch als Wirklichkeit schauen.

Der erste Tag verging, und ein großer Theil des folgenden. Gegen Abend regte sich in dem Liebenden unvermerkt die Sorge wieder und machte sein Herz pochen; denn er sagte sich, die zustimmende Antwort würde sobald als möglich ertheilt werden! — Auf seinem Zimmer sitzend faßte er die Möglichkeiten in's Auge, die an einer Verzögerung Schuld sein konnten; und er hatte sich schon wieder beruhigt, als die Magd hereintrat und ihm ein Schreiben überbrachte, das er von Weitem als das erwartete erkannte.

Er nahm es ihr ab. Während jene sich entfernte, erbrach er es mit glühendem Angesicht, entfaltete es mit bebenden Fingern und las:

„Mein lieber, theurer Vetter! Mit Gefühlen, die ich nicht zu schildern versuchen will, mit wahrer, tiefer Betrübniß melde ich Ihnen, daß der ehrenvolle Antrag, den Sie an mich richten wollten, meine Tochter nicht mehr in der Lage getroffen hat, über ihre Hand verfügen zu können. — Graf Anton von Geierstein hatte bereits ihre und unsere Zusage! — Der Graf hatte meiner Schwägerin schon sehr bald, und später auch meinem Sohne Karl seine Liebe zu Helene gestanden und die Hoffnung ausgesprochen, mein Schwiegersohn werden zu können. Gestern Nachmittag kam er selbst und stellte an mich den förmlichen Antrag. Bei der Neigung, die Sie meinem Kinde gewidmet haben und die uns freilich nicht entgangen war, stand ich an, sogleich eine Antwort zu geben. Die Gräfin, mein Sohn und ich beriethen uns ernstlich und lange. Die Verhältnisse der Familie, die Ihnen, verehrter Freund, wohl zum Theil, aber nicht ganz bekannt sind, zwangen uns zur Entscheidung für den Grafen. Wir machten Helene mit dem Antrag und unserer Entschließung bekannt. Sie erschrak, widersetzte sich und bezog sich mit Thränen auf die Hoffnungen, die sie in Ihnen erregt und genährt habe. Aber wir schilderten ihr die Lage des Hauses — die Gräfin und Karl drangen mit allen Gründen, Bitten und Mahnungen auf sie ein — und die gute Tochter fügte sich. Mein Sohn ritt sofort zum Grafen, ihm die Nachricht zu überbringen. Da kam Ihr Schreiben an!

„Mein hochverehrter, lieber Vetter Hugo! Sie haben ein edles Herz und werden meiner Tochter und mir verzeihen! In der Lage, in der wir uns befinden, konnten wir nicht anders — das sei mein letztes Wort! — Leben Sie wohl! — Sie werden die Zwecke, denen Sie so männlich zustreben, erreichen. Das Leid, das wir Ihnen anthun mußten, wird im thätigen Leben sich mildern und endlich ganz verschwinden. Und wenn Sie dann glücklich sind — glücklich mit einer liebenden und geliebten Gattin, — denken Sie ohne Groll an die Familie zurück, bei der Sie immer im verdientesten Andenken stehen werden!" —

Hugo war nach den ersten Zeilen dieses Schreibens blaß geworden wie ein Marmorbild. Sein Herz klopfte heftig — und das Blut stürmte wieder in sein Haupt empor. Er las den Brief zu Ende. Nach dem letzten Worte legte er ihn bei Seite und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Endlich, vor sich hinblickend, rief er:

„Das Ziel meines Daseins ist versunken — wofür leb' ich noch?"

VIII.

Die nächsten Tage gaben Antwort auf die Frage, welche die Verzweiflung unserm Freund entrissen hatte. „Wofür leb' ich noch?" — Für den Schmerz! Für das Erdulden des herbsten Leides, das jemals ein fühlendes Menschenherz getroffen!

Die Erschütterung, in welche die grausame Nachricht ihn geworfen, war nicht das Härteste, was Hugo zu ertragen hatte. Peinlicher war dem krankhaft Erwägenden das Gefühl, sich um eines Andern willen, den er so tief unter sich erblicken mußte, verschmäht zu sehen; der Gedanke, sich in der Familie, die er hochgehalten — in der Geliebten, die er gleich einer Himmlischen verehrt, so gröblich geirrt zu haben!

Der Verlust des Glücks ist in Wahrheit nicht das Schlimmste, was uns widerfahren kann: schmerzlicher brennen die Wunden, die der Ehre geschlagen werden. Die Zurücksetzung, die Heruntersetzung, das Weggeworfenwerden, das ist's, was im Mann die bittersten Gefühle aufregt. Die Phan-

tasie stellt die Niederlage sich vor und malt sie aus, und das Herz empfindet die Beschimpfung in peinlichen Stichen. Kommt dazu noch das Gefühl eines öden, leeren, hoffnungslosen Daseins, dann kann das Leben allerdings als eine Last empfunden werden, die man abzuwerfen sich getrieben fühlt.

Eine Hilfe ist der Zorn gegen das erlittene Unrecht, und er stand denn auch unserm Freunde bei. — — „Der Mann des Scheines — der Oberflächliche," rief er sich zu, „hat gesiegt und triumphirt! Die Liebe und Treue, die Tugenden des Mannes, die Einführung in die Region des Geistes haben nichts gefruchtet! — Es ist also richtig, daß das Herz des Weibes der Erde gehört; — daß das Verbotene sie reizt und der Flitter sie besticht! — Thorheit, unverzeihliche Thorheit ist's, das Weib für idealistisch zu halten. Sie lassen sich erheben und begeistern für Ideen, aber nur um, wieder in's Gewöhnliche zurückgesunken, über sie als über wesenlose Träume zu lächeln, und wenn die Wahl vor sie tritt, an die Welt abzufallen. Wir, die Männer, sind die Idealisten! Wir sind die Gutmüthigen, die Vertrauensseligen — die Narren der Großmuth! Weil wir es sind, leihen wir ihnen eine noch edlere und göttlichere Seele, um uns von ihnen dann betrogen und verlacht zu sehen!"

„Ist es möglich, daß sie den Weltling nicht durchschaut hat? — Wohl hat sie ihn erkannt! Wohl hat sie geahnt, was sein einziges Trachten ist — das bezeugen mir ihre Worte. Aber eben das hat sie bestrickt! — So ist's und so wird es bleiben! Der Frevel des Oberflächlichen erscheint genialer als der Ernst des Denkers, die Anmaßung des Egoisten männlicher als die Würde des edeln Mannes — und die Schwäche des Weibes erliegt dem Zauber, der aus der Hölle stammt."

„Wozu mich grämen über den Verlust? Wozu mich schämen? — Freuen sollt' ich mich, daß ich verschont geblieben bin vom Gewinn des Scheines, den ich thöricht für Wahrheit gehalten. Daß ich erwacht bin aus dem sinnverwirrenden Traum und genesen kann. Preisen sollt' ich die Ungetreue, die mich geflohen hat, anstatt sich zu stetem Schimpf an mich zu heften."

„Es ist nicht möglich! — Die Wunden des Herzens können nicht durch Worte geheilt werden, so wenig als die Wunden des Leibes! Was Gedanken begütigen können, das sind keine Wunden! Die rechten bluten und brennen und nur die Zeit kann sie heilen, — wenn wir nicht an ihnen zu Grunde gehen!" — — —

Seelen, wie die Hugo's, können aber im bloßen Groll nicht verharren. Ein anderer Geist erhebt sich in ihnen, rügt das Verdammungsurtheil, das der Zorn gefällt hat und treibt sie auf die entgegengesetzte Seite.

„Ich bin irr," sagte er ein andermal zu sich, „und weiß nicht mehr, was ich denken soll! — War die Freude, die während unserer schönsten Gespräche aus ihren Augen strahlte, Lüge? Waren die Reden, durch die sie das Verständniß des Besten, was ich zu geben vermochte, mir bewies, Lüge? War die Rührung, die Begeisterung, die sie dabei gezeigt hat, Lüge? — Nein! Ich hab' es ja mit Augen gesehen und mit Freudeschauern in der Seele empfunden! Sie war so lieblich dabei und so herzlich! Die Wahrheit lebte in ihr und leuchtete aus ihr mit himmlischem Licht! — — Sie kann also doch sein, wofür der Vater sie erklärt hat: das Opfer der Familie, das Opfer der Nothwendigkeit! Sie reicht dem Grafen ihre Hand gegen die Neigung ihres Herzens, das mir gehört, um die Ihrigen vom Ruin zu retten! Dieser steht drohender vor den Erschreckten, als ich's weiß, und nur der Graf kann ihn abwenden! — — Ich bin ungerecht gegen die Familie, — ungerecht gegen Sie, die sich selbst überwunden hat, um leidvoll und heroisch die Pflicht des Kindes zu erfüllen!"

Diese Entschuldigung und Selbstbeschuldigung konnte aber vor dem prüfenden Geist ebensowenig Stand halten. „Nicht um Sein oder Nichtsein hat es sich gehandelt," rief er sich zu, wie über sich selbst aufgebracht, „sondern nur um den größern oder geringern Vortheil! — Man hat überlegt, und man hat sich für das Mehr entschieden! — Ich war im Stande, mit Helene zu leben ohne jede Mitgift — und ich hätte mich auch in den Stand gesetzt, die Familie zu erhalten! Nichts war nöthig als das Vertrauen der Liebe — einstweilige Verzichtleistung auf den Glanz und Freude am stillen, wahren Glück! — Aber eben das hat gefehlt — und ich mußte beseitigt werden!"

„Das Opfer bin ich — ich allein! — Die Ungetreue wird mich vergessen. Ihr

Gewissen, wenn es in der ersten Zeit auch einige Worte geflüstert hat, wird verstummen, und sie werden mit einander leben herrlich und in Freuden! — Mögen sie's! — Ich habe sie meiner werth geachtet, sie ist es nicht mehr — und ich werde mich trösten!" — —

„Wenn ich sie vergessen könnte! Wenn sich mir das bezaubernde Bild nicht immer wieder vor die Seele stellte und unendliche Sehnsucht anfachend mir zuriefe: Sieh, Alles das hättest du haben können zum unermeßlichen Glück; — aber nun hat's ein Anderer, und dir ist's auf ewig verloren!' — O, dieser Schmerz wird nur vergehen, wenn mein Leben vergeht — wenn dieses Gehirn aufhört zu denken und dieses Herz aufhört zu schlagen!" —

Leid und Zorn, Anklagen und Klagen gingen durch die Seele des Guten und erschütterten ihn, den gereiften Mann, der es mit Allem so tief ernsthaft nahm, auf's Wehevollste.

Alles das geschah im Hause des Freundes, wo der Schlag ihn getroffen hatte. Der Oberförster war bald nach dem Eingang des Schreibens auf sein Zimmer gekommen und hatte, von seinem Anblick erschreckt, ihn gefragt, was ihm widerfahren sei. Hugo, auf den Brief deutend, antwortete: „Helene von Ellerburg wird Gräfin Geierstein." Jener, der seine Gefühle und Hoffnungen kannte, ging auf ihn zu, umarmte ihn mit feuchten Augen und rief: „Armer Freund, das ist grausam . . ." — „Nichts weiter!" fiel Hugo ein. „Lassen Sie mich ein paar Tage in Ihrem Hause weilen, bis ich fähig bin, einen Entschluß zu fassen; — und, schweigen wir darüber!" —

Das Forstamt war für Hugo ein Asyl, in dem seine Seele am ersten sich wieder sammeln konnte. Die stille Theilnahme des braven Mannes konnte nur wohlthuend auf ihn wirken. Auch die Frau war ernster als gewöhnlich und behandelte ihn mit einer eigenen gütevollen Zartheit. Hatte der Oberförster ihr gleichwohl einen Wink gegeben — oder zog sie nur einen Schluß aus der Miene des Gastes und aus seinem vielen Alleinsein? Wie sich's verhalten mochte, Hugo empfand nur die guten Folgen davon, indem auch sie ihn mit Fragen verschonte und ihn so viel als möglich sich selbst überließ.

Sein Herzeleid wurde milder. Nach dem Sturm kam eine Ruhe, die schon als solche etwas Wohlthuendes mit sich führt, — und es öffneten sich in ihm die Quellen des Trostes. Das verlorene Lebensglück scheint eben in den edelsten Seelen, die es am lieblichsten, verklärtesten zu sehen vermögen, unheilbaren Schmerz hinterlassen zu müssen; aber in ihnen findet sich auch in höchster Macht der Ersatz. Nicht gleichgiltig wird die Seele; das Bild der geschwundenen Freude stellt sich immer wieder in seinem Zauber vor sie und regt tiefe Wehmuth an. Aber der Geist ermannt sich, fühlt sich — und fühlt, was ihm bleibt. Das ist er selbst mit allen seinen Fähigkeiten! Er selbst mit der Kraft zu denken und zu schaffen, zu geben und zu beglücken. Er selbst mit der Fähigkeit, das Schöne der Welt in sich aufzunehmen, ob auch einsam, und an die Stelle des fröhlichlauten Glücks, das für immer dahin ist, das stille, milde fruchtbringender Entsagung zu setzen.

O es ist wohlthuend, wenn das Gefühl des Schimpfes entweicht und der Geist, seiner Stärke gedenkend, wieder an sich selber glauben kann! Wenn die Gewißheit der Ehre im ungebrochenen Adel des Wollens Balsam träufelt auf die Wunden des Herzens! — Auf sich allein angewiesen, an sich selbst appellirend, ruft der Mensch die Wunder aus seinem tiefsten Innern hervor, entfaltet sich mit ihnen zur höchsten Stärke und setzt dem unendlichen Schmerz die unerschöpfliche Kraft der Selbstüberwindung entgegen! — Schön ist das Glück — schön und lieblich! Aber das Leid, von mächtigem Geist getragen und bewältigt, ist erhaben, und der Mensch, der sich herrschend ihm vermählt, geht in die Sphäre der Heroen über.

Was sollte er nun aber beginnen? Wohin sollte er sich wenden? — Hatte er noch eine Ursache, eine Laufbahn zu betreten, für die er sich nur im Hinblick auf die Geliebte bestimmt hatte? Sollte er das Mittel aufrecht erhalten, nachdem der Zweck ihm geraubt war, und eine Arbeit übernehmen, die jetzt der Sanction und der gehofften Versüßung entbehrte? Sollte er die tiefe Neigung bezwingen, die ihn zum Dichten und Denken trieb, und sich einem Amte widmen, in dem er jetzt ohne Lust und Liebe, mithin ohne wahren Erfolg thätig sein würde? —

Er war schnell entschieden, dem Minister für die angebotene Stelle zu danken und künftig nur seiner Neigung und sich selber zu leben. Dazu reichten seine Einkünfte hin; und die Mäßigkeit, die sie ihm zur Pflicht machten, war ihm vielmehr eine angenehme Vorstellung. Er wollte seine Studien fortsetzen, seinen Geist gewähren lassen auf den Gebieten der Dichtkunst und der Philosophie, und auf ihnen die Schuld des Lebens abtragen. Geistig schaffend konnte er wahr sein durchaus; er konnte, die Frohnarbeit lassend, mit Wahrheit und Schönheit der Welt eben am ersprießlichsten dienen. Wie viel ihm darin zu leisten gelang — einerlei! Werthlos war es nicht, und unter allen Umständen das Beste, wodurch er seine Existenz zu rechtfertigen vermochte.

Der edle, productive Geist ist nicht zu vernichten. Wenn die Pfeile des Wehs tiefer in ihn eindringen und empfindlichere Organe vorfinden, so entfaltet eben er in der Bedrängniß die ewigen Schwingen, die ihn darüber emportragen und der Freude des Sieges in die Arme führen.

Durch die Zeit, durch sein Wollen und die gefaßten Entschlüsse war Hugo nicht geheilt: denn der Geist, der die Macht des Trostes besitzt, ist nicht immer im Menschen, und wenn er sich aus ihm entfernt, sinkt der Verlassene wieder dem Leid an's Herz. Aber er hatte die Ueberzeugungen erlangt und die Kräfte erkannt, die ihn erlösen und der Krankheit, der schmerzvollen Leidenschaft immer wieder begegnen konnten! — Er war nicht geheilt: aber er war gerettet — und konnte mit neuer Hoffnung in's Leben schauen.

Ruhigern Denkens fähig, schrieb er an den Minister. Er glaubte ihn durch Offenheit ehren zu müssen und erzählte ihm sein Geschick. Die Trauer seiner Seele, die Entmuthigung seines Geistes und die Unfähigkeit, ihm und dem Lande in der angebotenen Stelle würdig zu dienen, — das unüberwindliche Verlangen nach Entfernung, Einsamkeit und Ruhe schilderte er in den entschiedensten Ausdrücken, um das Gesuch daran zu knüpfen, daß der Minister das Amt einem Bessern übertragen und ihn bei dem Herrn nach Möglichkeit entschuldigen möge. Nie werde er die Güte vergessen, womit der hochgestellte Freund seines Vaters für ihn habe sorgen wollen; aber die Ehre gebiete ihm, seine jetzige Untauglichkeit zu erklären und den Posten für eine nützlichere Kraft frei zu machen. Nachdem er den festen Entschluß gefaßt, werde er sobald als möglich das Land verlassen, um es vielleicht lange nicht wieder zu sehen!

Nach diesem zwar offenen, aber doch immer an bestimmte Formen gebundenen Schreiben konnte sich's Hugo nicht versagen, sein Herz rückhaltlos auszuschütten in einem Brief an den Professor, dem er früher seine Freuden und seine Hoffnungen mitgetheilt hatte. Er ließ sich darin völlig gehen, malte Leidenschaft und Leid mit den glühendsten Farben, schrieb unter Thränen, die sich ihm in die Augen drängten, und entlastete seine wieder gepreßte Seele nach ihrem innersten Verlangen. Dann, ruhiger geworden, fuhr er fort: „Ich habe früher meine Standesgenossen, die ich mit dem Auge der Liebe — der Vorliebe, wenn Du willst — angesehen, zu günstig beurtheilt. Die Erfahrung hat mich widerlegt; ich bin gestraft und beschämt. Niemand ist edel außer durch Gott, mit dem er sich in lebendiger Verbindung erhält! Alle anderweitige sogenannte Tugend ist zweideutig und kann sofort in ihr Gegentheil umschlagen. — Ich möchte auch jetzt noch in den Abkömmlingen alter Familien eine natürliche Fähigkeit erblicken, dem höhern Geist zur Form, zum Gefäß zu dienen. Sollen sie aber in der That edel werden, so muß dieser Geist auch in sie einziehen und die Form beseelen! Ohne ihn zeigen sie nur den hohlen Schein der Tugenden, die sie für sich ansprechen, und sind dem größten Selbstbetrug ausgesetzt. Sie reden von Ehre, von Pflichten und Opfern — und handeln blind nach den Forderungen der Selbstsucht! Und wenn sie dieses thun, meinen sie doch die Ehre rein erhalten zu haben, weil sie die Handlungen, zu denen sie sich gezwungen achten, durch ihre Neigung und ihr Bedürfniß geadelt glauben. Es sind Masken und übertünchte Gräber der Ehre, und halten sich für erwählte Gefäße der Ehre!"

„Das Leben ist ein grausames Räthsel. Müssen denn Glauben und Werke sich immer widersprechen? Muß denn immer der Theorie, durch deren Aufstellung man die Forderung des bessern Ich befriedigt, eine Praxis zur Seite gehen, in der die Wünsche des schlechtern und schlechtesten sich er-

füllen? Ist es ganz und gar unmöglich, nach den Grundsätzen, die man bekennt, auch zu leben und zu handeln, — zu handeln in großen Fällen, wo es gilt, seine Entscheidung zu treffen für die Ewigkeit? — Unmöglich ist es nicht; aber freilich, schwer ist es, sehr schwer, weil man den Entschluß fassen muß, das, was man gern auch noch behielte, dafür hinzugeben. Dieses ist aber grade das Nächstgelegene, Einleuchtendste, scheinbar Verlässigste. Man glaubt Unersetzliches zu verlieren, wenn man es opfert, und schmeichelt sich, wenn man es behielte, das Edlere nachholen und beide zusammen besitzen zu können. Mit dem Gewinn des Ewigen allein glaubt man beraubt zu sein. Man stößt den Satz der Schrift um und sagt vielmehr: Trachtet zuerst nach dem Andern, dann wird euch das Reich Gottes auch zufallen! — „Man muß ja doch vor Allem leben — gut und zufrieden leben!" — Nein, nicht nur nicht gut — gar nicht leben muß man, wenn durch das Leben dem Ewigen Schaden und Schmach widerfährt!" —

„Ich mag es überlegen, wie ich's will, ich mag die größte Gerechtigkeit und Billigkeit üben: ich muß die Familie, die mich erst angezogen, dann hat fallen lassen, groben Unrechts zeihen. Allen muß ich vorwerfen, daß sie, vom Schein geblendet, diesem zu Ehren das Echte von sich gestoßen haben. Es handelte sich bei ihnen nicht um Bestand oder Untergang, sondern nur um müheloses Behagen oder Anstrengung und Kampf. Sie wollten nicht kämpfen und hoffen mit mir, sie wollten Besitz ergreifen mit Jenem und feiern! — Und sie, die geistbegabte Helene, hat im besten Fall einer falschen Wahl der Ihren sich gefügt, die sie hätte als solche erkennen und umstoßen sollen. Das ist das Urtheil, das die Gerechtigkeit in mir fällt!" —

„Ich gehe nach Italien. Dort werde ich schauen und wieder schauen können, was mir jetzt besonders wohlthun wird. Land und Volk sind jetzt so recht für mein Herz. Ich will Naturmenschen sehen, die zugleich nobel, gebildet sind oder doch Stil haben. Meine Seele wird sich erquickt fühlen durch die Unmittelbarkeit ihrer Leidenschaften, mein Sinn ergötzt und befriedigt durch die zierliche und pathetische Art ihrer Formen. Natur und Kunst sollen mich umströmen und die südliche Leichtfertigkeit auch mich das Leben leichter nehmen lehren. — Siehst Du, Freund, wie sehr ich eigentlich schon geheilt bin? Wie schon so gut ich weiß, was mir gut ist? — Ja, wenn die Sehnsucht nicht wäre, zu der ich, wie ich leider fühlen muß, eine verhängnißvolle Anlage besitze! Das Recht auf Glück, das die schmachtende Seele zu haben glaubt! Die bösen Träume, die mit dämonischer Erfindungskraft mir vorspiegeln, was einem Andern zu Theil geworden! — Und mit alledem stets wiederkehrende Rückfälle in scheinbar überwundenes Herzeleid!"

„Leb' wohl, theurer Freund! Fühlt mit mir, Ihr glücklich vereinten Beide, und bedauert mich!" — —

Nach dem herzlichsten Abschied von seinen Wirthen reiste Hugo in die Residenz. Er hatte vermieden, dem Oberförster aus dem Schreiben des Barons Näheres mitzutheilen, weil es eine Schuld Karl's gegen ihn aussprach; und Wildau, der eine der Wahrheit sehr nahekommende Vermuthung über die Mitwirkung seines künftigen Schwagers hatte, vermied zu fragen. So lebte man, von dem, was stören konnte, absehend, ein Leben reiner Theilnahme und freundlicher Erweisungen, das zur Beruhigung des Gastes gar viel beitrug. Die Frau, die ihn lieb gewonnen hatte, drückte ihm zum letzten Gruß die Hand mit Thränen in den Augen.

Während Hugo in der Hauptstadt seine Angelegenheiten ordnete und sich reisefertig machte, lief das Antwortschreiben des Professors ein. Der klare, entschiedene, aufrichtige Mann beklagte den Freund, nicht ohne ihn auch freundschaftlich anzuklagen. Mit Schonung, aber deutlich genug hielt er ihm die maßlose Generosität seines Herzens vor, mit der er immer bereit sei, die Menschen von der schönen Seite zu sehen und diese noch dazu phantastisch idealisirend auszumalen. Der Geist wolle gerecht sein und die Wahrheit erkennen; aber die Güte des Herzens werfe täuschendes Licht über den Gegenstand und berücke das Auge. „Wird aber das Unrecht, wenn es aus der Güte fließt, zum Recht? Offenbar nicht. Es bleibt Unrecht und schadet als Unrecht, mithin ist solche Güte Schwäche. Man muß ihr einen Schutz geben, indem man sie dem Scharfblick vermählt — damit ihre holden Geschenke nicht weggeworfen werden, sondern an die würdigen Empfänger gelangen! — — Nimm mir den Sermon nicht übel,

lieber alter Freund! Der Apostel spricht nicht unweise, wenn er sagt: ermahnet Euch unter einander! Wir haben's Alle nöthig, dergleichen bei Gelegenheit wieder zu hören, damit wir uns an die Pflichten erinnern, die wir nicht überhaupt, wohl aber für uns vergessen haben. — — Auch mit Deinem Entschluß, das Vaterland zu verlassen und dem gekränkten Herzen durch Natur- und Kunstanschauungen zu schmeicheln, bin ich nicht ganz zufrieden, indem ich wohl mit Recht vermuthe, daß es lange dauern und in einen Rückzug von zusammenhängender Thätigkeit überhaupt enden werde. Siehst Du, Freund, darin bist Du eben doch noch Aristokrat. Ich, der Bürgerliche, der Abkömmling von Menschen, die sich's Generationen hindurch haben sauer werden lassen — ich hätte mich in Deinem Fall nach einer kleinen Erholungsreise grade an eine harte Arbeit geschmiedet. An ihr hätt' ich meinen Zorn ausgelassen und mich gestählt und, meiner Kraft sicher, mit dem Leben und den Menschen mich wieder versöhnt. Du suchst das Süße auf, die „melancholische Nahrung“ des träumenden Herzens. Du flüchtest in eine schönheitumflossene Einsamkeit, um für das verlorene Glück — wieder Glück zu finden, das Dich zu verweichlichen droht! — Ich werd's nicht ändern, also in Gottes Namen! Du bist eben Poet, ein beschaulicher Genius, der für sich zu sein vermag, während unser einer nicht leben könnte, wenn er nicht auf Andere wirkte und den Effect mit Augen sähe! Wenn er nicht vom Katheder herab täglich in die Geister einer wißbegierigen Jugend die Lehren pflanzte, die sie tüchtig machen sollen für das Leben, für ein gesundes und rüstiges Handeln im Leben! — Meine Frau bedauert Dich von ganzer Seele und wird nicht müde, auf Dein Mißgeschick zurückzukommen. Sie hätte Dir das Glück der Liebe und Ehe so gern gegönnt! — — Aber, aber — Ihr Idealisten seid am Ende doch selber daran Schuld, wenn Ihr Unglück habt! Ihr geht an den wackern, frischen, hübschen, zu Hausfrauen so recht geborenen Mädchen vorüber, um Euch von irgend einer Fee bezaubern zu lassen, die Euch in ein Märchenland verlockt und endlich nach überirdischen Freuden der ungestillten Sehnsucht und der Schwermuth in die Arme wirft. Es gibt eine ätherische, eine Blüthenschönheit, die nicht für die Erde ist und die wir auch nur sehen und als vorübergleitende bewundern sollen. Weh dem, der an sie sein Herz verliert. Er geht ihr nach und kann sie nicht erringen, denn sie flieht vor ihm; aber auch nachdem sie ihm entflohen, hält sie ihn noch gefesselt und zwingt ihn zu einem einsamen, fruchtlosen, markauszehrenden Cultus, derweil sein Leben vergeht und die Nacht kommt, wo er nicht mehr wirken kann. — Leb wohl, mein Freund! Sei meiner herzlichsten Theilnahme, aber auch meiner innigsten Wünsche zu einem neuen Leben versichert!“ —

Hugo, nachdem er den Brief gelesen, nickte wie einer, der vernommen hat, was er erwartete. „Er hat nicht Unrecht, der gute Freund,“ sagte er dann; „aber ich kann doch nicht thun, was er fordert. Die Welt hat Leute genug, die sich ihr widmen; es fehlt eher an Stellen, als an Bewerbern, und es kann wohl einer auch als Mönch leben, wenn ihn sein Herz aus dem Säculum treibt und er Heilung sucht, indem er einem höhern Ziele des Geistes nachstrebt.“

Er ging in seinem Zimmer auf und ab, in Nachdenken verloren. Auf einmal entschlossen aufschauend, rief er: „Laßt uns ein anderes Volk aufsuchen, ein anderes Leben und Treiben! — Die Heimath, wo Sie mit Ihm glücklich ist, duldet mich nicht mehr. Ich muß das Gefühl der rettenden Flucht, ich muß das Bewußtsein haben, daß Berge und Meere zwischen ihr und mir liegen; — dann kann ich nach und nach wieder genesen und zusehen, wie ich mich auch der Pflichten gegen die Heimath entledige!“ —

Wenige Tage, und Hugo befand sich auf der Wanderung. Sein Geist sollte aber doch noch einmal zurückgelenkt werden zu den Stätten seines Glücks.

In der ersten Stadt, wo er übernachten wollte, langte er gegen Abend an. Auf einem Spaziergang durch die Hauptstraße hörte er einen Gruß von bekannter Stimme, schaute auf und erblickte zu seiner Ueberraschung einen alten Bauer aus dem Dorfe Ellerburg, mit dem er sich oft und gern unterhalten hatte. Er dankte und drückte seine Verwunderung aus, ihn hier zu sehen.

„Ich verwunder' mich auch, Herr Baron,“ versetzte der Bauer. „Ich hab' einem Wagner Eichenholz hergefahren. Aber wie kommen Sie her, wenn man fragen darf?“

„Ich reise, mein guter Freund! — Weit, weit fort von hier!“

Der Alte stand mit ernster Miene.

„Ich kann's mir denken, Herr Baron,“ sagte er dann. Und als ob ihn die Gerechtigkeit zu reden triebe, fuhr er fort: „Nehmen Sie mir's nicht übel, — aber man hat auf dem Schloß nicht recht gegen Sie gehandelt. Im Dorf und in der Umgegend spricht man von nichts Anderm, und Fräulein Helene, die man sonst nur gelobt hat, könnte jetzt böse Reden hören.“

„Man weiß also, was vorgegangen ist?“ fragte Hugo.

„Nun freilich, Herr Baron. — Wir haben lange gemerkt, was Sie im Sinn gehabt haben, und es ist Niemand im ganzen Dorf gewesen, der sich nicht darüber gefreut hat. — Wenn man Sie mit Fräulein Helene zusammen gesehen hat, es ist ein Vergnügen gewesen!“

Hugo machte eine Bewegung, als ob er sagen wollte: das ist nun vorbei!

„Man nimmt's ihr allgemein übel,“ fuhr der Alte fort, „daß sie dem Grafen den Vorzug gegeben hat. Nur ein Paar naseweise Dirnen, die letzthin bei meiner Tochter waren, haben gemeint, er sei eben doch jünger als Sie, Herr Baron ...“

„Und schöner und reicher, viel reicher!“ setzte Hugo hinzu.

„Nun ja,“ sagte der Bauer; „das mag sein; aber das ist kein Grund. Der Herr Baron hat ja auch Vermögen — und eine schöne Stelle!“

„Das wißt Ihr auch schon?“ versetzte Hugo.

„Man erfährt Alles,“ erwiederte der Bauer. — „Nun, ich mein', wenn man einmal Einem gut gewesen ist, dann darf man nicht einen Andern nehmen bloß darum, weil er reicher ist. Bei uns Bauersleuten da kommt's wohl vor; aber ich hab' geglaubt, die Herrschaften wären in dem Stück anders als wir!“

Hugo sah dem gewürfelten Alten in's Gesicht und nahm darin einen deutlichen Zug von Ironie wahr. Er nickte und sagte: „Jeder handelt eben nach seinem Dafürhalten, und Geld und Gut weiß man überall zu schätzen. — Nun, und ist sie gesund, — vergnügt, das Fräulein von Ellerburg?“

„Das schon,“ erwiederte der Bauer; „da fehlt nichts.“

Eine Röthe ging über Hugo's Wangen.

„Ich sah sie vorgestern auf dem Anger, nicht weit vom Schloß. Sie war mit ihrer Base an der Eller spazieren gegangen, und drüben kam der Graf die kleine Straße hergeritten. Als er die Herrschaften sah, sprengte er über den Anger grad auf sie zu und setzte über die Eller, wo sie am breitesten ist. Er hätte es nicht nöthig gehabt; denn wenn er über die Brücke geritten wäre, so hätte er keine fünf Minuten länger zu ihnen gebraucht. Aber er wollte eben zeigen, wie groß seine Lieb' ist, und was er für ein guter Reiter ist!“

Hugo lächelte melancholisch zu dieser Erklärung.

„Fräulein Helene,“ fuhr der Alte fort, „wurde roth über und über, als er glücklich herüber war. Die alte Gräfin rief Bravo, und das Fräulein sah ihn mit Augen an, die glänzten wie zwei Fackeln.“

Hugo fuhr bei diesen Worten zusammen wie von einem Pfeil durchbohrt. „Sie liebt ihn!“ rief's in ihm. „Sie liebt ihn! — — O wie schrecklich hab' ich mich getäuscht!“

Der Bauer, der vor sich hingesehen und seine Bewegung nicht beachtet hatte, fügte mit der grausamen Ehrlichkeit, die Seinesgleichen sich manchmal beikommen läßt, hinzu:

„Alles was recht ist, Herr Baron. Ein vornehmer Reiter ist er, und schön nimmt er sich aus, wenn er auf dem Rappen sitzt, der sich ordentlich etwas einbildet auf ihn. Er sieht drein, als ob ihm die ganze Welt gehörte und als ob er mit ihr anfangen könnte, was er wollte. Man begreift — Aber ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Baron,“ rief er nach einem Blick auf Hugo. „Ich rede da ungeschickt!“

„Keineswegs, lieber Thomas,“ entgegnete dieser, der seines Gefühles wieder Herr geworden. — „Es ist ja ein Trost für mich, wenn der Mann, der mir den Rang abgelaufen hat, so viele Tugenden besitzt!“

„Das ist auch wieder wahr,“ versetzte der Bauer.

„Nun,“ fuhr Hugo fort, indem er ihm die Hand reichte, „leb' wohl, Alter; — und behaltet mich in gutem Andenken!“

„O Herr Baron,“ rief Jener fast gerührt, „das geschieht schon von selber; — es ist kein Mensch im ganzen Dorf, der Sie nicht gern hätte. — Leben Sie wohl, und behüte Sie unser Herrgott!“ —

Als der Bauer sich entfernt hatte, konnte Hugo sich nicht enthalten, zu stöhnen. Alles Weh seines Herzens war wieder aufgewacht, und dieses pochte schmerzhaft. „Fort, fort," rief's in ihm. „Fort aus Deutschland! — — Es wäre besser, wenn ich sagen könnte: fort aus der Welt!" —

Ein paar Tage später, und das Blut floß wieder in sanfterer Wallung. Es war ihm selber auffällig, wie die bloße Entfernung ihn dabei unterstützte und wie er mit jeder zurückgelegten Meile sich leichter fühlte. Die Bilder des Lebens in Stadt und Land zogen ihn an — zogen ihn ab von seinen Gedanken und zerstreuten ihn freundlich.

Der unmittelbare, physische Druck des Leides verlor sich nach und nach. Es blieb und wuchs aber freilich das geistige Leben: das liebe Leid, das gepflegte Leid, das der Einsame auch nicht hätte entbehren mögen!

Die letzten größern Städte Süddeutschlands, die auf seinem Wege lagen, besah Hugo nur flüchtig. Er eilte, das Gebirg zu erreichen.

Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zwischen den riesigen Höhen hinging. Wenn die Natur dem Menschen in allen Formen ihre Ruhe mittheilt, so wirkt die große Natur in ihm eine großartige Ruhe. Der Geist vergleicht sich unwillkürlich mit ihr, und es ist dem Herzen unmöglich, neben den Kolossen, die zum Himmel emporstreben, klein zu empfinden.

Eine erhabene Stille nahm in der Seele des Wanderers Platz. Die Beobachtungen, die er machte und aufzeichnete, beschäftigten ihn und seinem Gefühl geschah dadurch kein Eintrag. Er schweifte nach seiner Laune hin und her und überschritt die Höhen auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen. Wohlthuend war's, wenn er in der tiefen Einsamkeit sich sagen konnte: „Niemand weiß jetzt, wo Du bist, außer Gott! Für die Menschen existirst Du nicht mehr — sie können Dich, wie Du bist, nicht einmal denken!" Es war ein Gefühl unnahbarer Geborgenheit, wie in einer Burg, an deren Mauern die Wogen anstürmender Feinde sich brechen und ihr wüstes Geschrei machtlos verhallen muß!

War er hoch oben stundenlang gegangen und geklommen, ohne Menschen zu sehen, dann muthete es ihn wieder freundlich an, wenn er hinabgehend einen Ziegenhirten traf und die jungen Thiere so neugiertraulich zu ihm hersahen, — oder wenn sich ihm eine Sennhütte öffnete, in der er vorübergehend weilen, sich erfrischen und Worte und Grüße tauschen konnte. Die Strapazen des Auf- und Niedersteigens kräftigten nicht nur den Leib, sondern auch die Seele. Eine erreichte Höhe ist immer ein Sieg und gibt das Gefühl eines Triumphes; und wenn nach hartem Tag die ermatteten Glieder das ländliche Wirthshaus erreichen, dann labt der Sitz auf der Bank, es mundet das einfache Mahl, wie es homerischen Helden gemundet haben mag, und ein Schlaf erwartet den Müden, der ihn traumlos den wiederherstellenden Mächten der Natur überläßt. Wie erquicken den in der Morgenfrühe Erwachenden die Thauperlen an Baum und Gesträuch, und die endlich hervorkommenden Strahlen der Sonne! Rüstig schreitet er weiter; erfrischte Sinne eignen sich Formen und Farben inniger an, und neue Unternehmungslust führt in muthiger Ausdauer zu neuen Erfolgen.

IX.

Hugo zog wochenlang im Alpengebirg umher. Endlich gesättigt, stieg er die lombardische Ebene hinab. Andere Laute, andere Tracht, andere Natur und andere Cultur gaben ihm das Gefühl einer ganz neuen Welt, obwohl er das Land vor Jahren schon durchwandert hatte. Fremdes und Bekanntes umgaukelte sein Auge in reizender Mischung; Erinnerungen aus jenen frühern Reisetagen, wo er mit freiester Seele die reichen, feinen Bilder des Lebens und Treibens in sich aufgenommen, erwachten in ihm und verbanden sich mit den Eindrücken des zum ersten Mal Erscheinenden: es wäre schwer gewesen, dem Zauber zu widerstehen und sich nicht in die Poesie der romantischen Reisegefühle einspinnen zu lassen.

Um ein fremdes Land ist's eine wunderbare Sache. Menschen und Dinge sind schon als andere von einem dichterischen Licht umflossen; denn das Andere ist immer ergänzend und erfreut, liebevoll aufgenommen, unsere Seele. Zum ersten Male gesehen erscheinen alle Gegenstände reizender als sie wirklich sind, und von den ungewohnten aus können wir den gewohnten in der Heimath Unrecht thun. Wenn sie

nun aber wirklich feiner und schöner sind, dann kann sich die Wirkung nur steigern. — In Italien stellt sich Alles in einem eigenen künstlerischen Gepräge dar. Die Landschaft mit den Villen und den aus hellem Stein erbauten Dörfern nimmt sich zierlicher aus, die altberühmten großen Orte muthen uns stilvoller an — die Menschen aller Stände geben sich ungezwungen in plastischern Formen. Der Bursch in Lumpen tritt mit einem Anstand auf, der einem Gentleman keine Schande machen würde, und das Dienstmädchen hat das Aussehen und den Gang einer Dame. Die Oeffentlichkeit des Treibens und die Erregbarkeit des südlichen Temperaments führen dramatische Scenen herbei, welche die akademischen Gestalten beleben und bei dem Schick, der sie auch hier charakterisirt, auf den Reisenden höchst ergötzliche Eindrücke hervorbringen. Gewisse vielbesprochene Uebelstände wirken doch nicht störend. Nur prosaische Naturen nehmen sie tragisch, hellere Geister rufen den Humor in sich auf, und der Kampf gegen ihre Unbequemlichkeit endet in Lachen.

Wer hier von Ort zu Ort wandert, muß die besänftigende, befreiende Einwirkung der Außenwelt erfahren, welche Last sein Herz auch bedrücken mag. Schon das immer neue Sehen immer neuer Menschen erhebt den Reisenden über den Horizont seines individuellen Looses. Sie leben und streben, fühlt und sagt er sich, haben Leid und Freud, wie Du! Sieg und Niederlage, Ruhm und Unehre wechseln in ihrem Leben, wie in Deinem! Und ihrer sind so viele! Die Welt ist so groß! — Mach' nicht zu viel aus Dir und Deinem Geschick, Du Einzelner! — —

Es kann nicht meine Absicht sein, den Wanderer auf seinen Kreuz- und Querzügen zu begleiten und die Eindrücke, die er empfing, irgend näher schildern zu wollen. Meine Aufgabe ist, die Richtung anschaulich zu machen, die unter ihnen seine Seele nahm.

Er durchzog die ganze Halbinsel. Nachdem er sich mit den Reizen der Natur erfüllt und die berühmtesten Landschaften wieder gesehen und genossen hatte, concentrirte er sich auf die Kunst. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, lebte er hier für sich und widmete sich den großen Schöpfungen, die dort vereinigt sind, mit zusammenhängendem Fleiße.

Und noch mehr als auch die größten und blendendsten Erscheinungen der Natur ergriffen ihn hier die Gebilde, die in Menschengestalt und Menschenantlitz göttliches Leben zur Anschauung bringen! In ihnen ist es eben der Geist selbst, der zu uns redet — seine Hoheit, Heiligkeit und heilige Liebe selbst, die in uns eindringt und den Beschauer unwiderstehlich zum Beschauten erhebt. Gegen die Fülle des Geistes und Gemüthes, die uns lebendig in den edelsten Formen erscheint, hilft kein Widerstand. Die Seele wird himmlisch angezogen, erleuchtet, erhöht, vergöttlicht!

Welche Erweisungen ewiger Kraft und Tugend stellen die Werke des Meißels und Pinsels, aus alter und neuer Zeit, in Rom vor Augen! Welch' einen Reichthum erhabener und lieblicher Schönheit entfalten sie vor uns! — Wir müssen nur dafür sorgen, daß sie uns nicht überfluthen, und mit Selbstbeschränkung von einem zum andern gehen, damit die unendliche Fülle, statt uns eine unerschöpfliche Quelle von Freuden zu werden, uns nicht erdrücke.

Hugo, der das Land aufgesucht hatte, um sich von seinem Leide zu befreien, lernte hier endlich den Segen des Leides erkennen. Die schmerzlichen Erlebnisse, die sich dem einsam Gedenkenden wieder darstellten, öffneten ihm das Verständniß jener Kunstschöpfungen, welche göttlichen und menschlichen Schmerz verklären; ließen ihn tiefere Blicke thun in die christliche Religion, in christliche Kunst und christliche Ideale. Diese dagegen klärten ihn wieder über sein eigen Leid auf. Der große Gedanke, daß irdische Noth himmlischen Reichthum, irdischer Verlust himmlischen Gewinn, ja zeitliche Erniedrigung und Schmach ewige Erhöhung und Herrlichkeit einschließe, war ihm nie so tief in die Seele gedrungen, als jetzt, wo ihn gotterfüllte Gestalten, die in Martern vergehend den Himmel offen sahen, über alle Drangsale der Zeitlichkeit emporschwangen. Ja, Leid ist eine Ehre und Leid ist ein Gewinn! Das erkannte Hugo; und er segnete die Schmerzen, die er erduldet — segnete Den, der ihn derselben gewürdigt hatte. —

Der Moment, wo der Mensch in seiner wahren Tiefe den Schmerz verstehen lernt, macht die größte Epoche in seinem Geistesleben. Man kann, was hier vorgeht, wohl eine Wiedergeburt nennen. Was man von

sich zu thun mit Anstrengung, mit Aengstlichkeit bemüht war, das erscheint nun als ein Besitz, den man sich nicht rauben lassen möchte, weil nur auf ihm der Geist sich zum Gefühl ewigen Werthes und ewiger Freude erhoben hat. — Es ist der Punkt, von welchem aus, in sittlicher Benutzung des Leides, der Mann allein der höchsten Stärke gegenüber der Welt, der vollendeten Reife zugehen kann.

Hugo, nach einer Fülle von Anschauungen, baute sich gleichsam selbst wieder auf. Er gedachte seiner Ziele und Ideale, seiner Kenntnisse und Projecte, und richtete sein Absehen darauf, sie in Zusammenhang und Einklang zu bringen. Monate lang hatte er vorzugsweise Kunstwerke betrachtet und seine Gedanken darüber zu Papier gebracht; jetzt verband er damit historische und philosophische Studien, ergänzte durch sie die Anschauungen und faßte ernster als irgend sonst den eigenen Lebenszweck in's Auge.

Was wollte, was sollte er? — Nach ernster Erwägung gab er sich die Antwort: das Leben eines Entsagenden mit fruchtbringender Thätigkeit ausfüllen; seine Kräfte in vollster Unabhängigkeit der Menschheit, dem Vaterlande weihen; — an dem großen Werke der Verständigung und Weltausgleichung mitarbeiten, das er als die eigenthümliche Aufgabe der Gegenwart und Zukunft erkannt hatte. Er besaß dazu den Willen, er hatte die Freude daran, und überdieß uneingeschränkte Verfügung über sich selbst. Waren seine Einkünfte unzureichend, eine Familie zu gründen, so genügten sie doch, ihm seine Zeit für uneigennützige Pflichterfüllung freizulassen. Welche Macht war ihm damit gegeben, wenn er sie nur benutzen wollte! Was konnte er ausgehen lassen aus dem schlichten Gemach, das er überall fand, wenn er gewissenhaft nach Wahrheit und Recht forschte, um die Ergebnisse auszusprechen ohne Rückhalt! — Das war seine Art, für die Welt zu arbeiten, und so wollte er der Forderung nachkommen, die der Freund im Vaterland an ihn gerichtet hatte. Nicht an eine unliebsame Pflicht wollte er sich ketten, nur um Selbstvergessenheit zu finden und Dienste zu thun, die jeder Andere eben so gut oder besser verrichten konnte, — die edelsten Kräfte des Geistes und Herzens wollte er anstrengen, um durch Schrift und, wo es sein mußte, durch Wort der Sprecher des Geistes zu werden, den er zum Herrscherthron der Zukunft berufen sah.

Er studirte, producirte und erfüllte sich mit Ideen, schrieb Einzelnes nieder, verglich und ordnete, bis sein Geist die Macht gewann, das Material wissenschaftlich organisiren zu können. Er fühlte: es war nicht eine Macht, die er sich erarbeitet hatte, sondern die er vielmehr geschenkt erhielt. Es war ein Licht, ein Lichtquell in seinem Haupt, welcher sich zwanglos ergoß — ein freudiges Wollen und Können der schönen Gliederung. Wie viel hatte er in seinem Leben gedacht, erfahren und getrieben; wie manches hatte er darstellend ausgeführt! Aber stets war er dem einzelnen Gegenstand, mit dem er sich befaßte, hingegeben, und er vergaß darüber der andern. Jetzt hatte sein Geist sich in eine Höhe gehoben, von der aus er alles Einzelne, was er früher durchdrungen, überschaute, und ihm die Zusammenbeziehung, der Bau des Ganzen ein so liebes Geschäft wurde, als ihm sonst die Hingabe an ein Thema war, das ihn leidenschaftlich angezogen hatte. Es war eine freudenreiche Vermählung des Geistes und des Stoffes, des Geistes und der Glieder, die sich in ihm vollzog. Seine Ideen über die Kunst und ihre höchsten Ideale verbanden sich mit seinen Ideen über Gott und Welt, über die Entwicklung und Ziele des Menschengeschlechts, und namentlich diese stellten sich in begeisterndem Licht vor seine Seele. Er vertiefte sich in jenen großen Gedanken freier Einheit, der den gerechten und guten Menschen so nahe liegt. Denn eben sie erkennen und sagen sich: Jede Lebensrichtung, die sich Geltung verschafft hat, ist etwas für sich und hat etwas vor den andern voraus. Soll die eine nur der andern geopfert, soll sie von ihr niedergehalten, verzehrt werden? Nein! Sie sollen vielmehr alle sich erhöhen und erneuen und als erneute sich fügen und zu einem Ganzen zusammentreten, wo jede an dem gefundenen rechten Orte mit freier Liebe das Ganze und sich selbst im Ganzen will. Das ist das Ideal für alle Gebiete des Lebens! Und dieses Ideal zu verwirklichen, wie allmälig immer, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft, in der Culturwelt, — in der ganzen Menschheit, das wird die Arbeit der kommenden Jahrhunderte, Jahrtausende sein!

Friede, Friede soll in die Welt kommen!

Aber ein Friede, der nicht den Wettkampf, ja nicht den Kampf im Einzelnen ausschließt! Der männliche, gesunde, lebensvolle, schöpferische Friede! Der Friede, der eine Zeit bringen wird des Producirens und Gestaltens im größten Stil, — eine Zeit des Lichtes, das den Erdkreis erhellen soll! —

In der Stadt, wo die Jahrhunderte zweier Weltperioden zu ihm gesprochen, wo das Erhabenste und Schönste, was gottgeleitete Menschenkraft hervorgebracht, ihn aus der Zeitlichkeit hinweggenommen und in die Sphäre des Ewigen versetzt hatte — in Rom war es, wo er den letzten Trost für sein beraubtes Leben, die eigentlich wunderwirkende Arznei für das gekränkte Herz fand — in eigner Productivität und im Denken großer Wahrheiten! — Entweder, oder! Entweder dauert die Krankheit und schwächt den Geist und läßt ihn nicht zu sich selber, nicht zum Erweis seiner Kraft gelangen. Oder aber der Geist, von göttlichen Mächten genährt, gekräftigt und beschwingt, erhebt sich über die Krankheit, lebt über ihr sein eigenes schaffendes, schaffensglückliches Leben, und das leidende Herz, von seiner Heilkraft durchdrungen, muß endlich ganz genesen.

Ganz! Wenn die andern Mittel beschwichtigen und in Vergessenheit tauchen, wenn sie entsagen und aus dem Leide Gewinn ziehen lehren, so existirt dieses doch immer fort, und in Stunden der Ermattung kann das Gefühl des verkümmerten Daseins wieder schmerzenerregend und niederdrückend hervortreten. Die schöpferische Thätigkeit heilt von Grund aus. Sie macht das Leid selber zum Gegenstand, verwandelt es und läßt es in verklärter Gestalt das neue Leben mitleben. Sie, das eigene Dasein zur Freude, zur Glorie erhöhend, bringt für das verlorene Glück und die gekränkte Ehre den positiven Ersatz, — den Ersatz nicht nur für den Geist, sondern in dem Geist selber, der sich gottähnlicher Macht erfreut.

Das Glück entbehren zu müssen an der Seite eines geliebten Weibes, an der Seite der einzig Einen, die das Herz gewählt, war für Hugo ein Gedanke, der ihn mit Wehmuth erfüllte, so oft er wiederkehrte. Aber sein Geist blieb nicht stehen bei der Vorstellung dieses Glücks. Er dachte sich die Geliebte als Mutter, er dachte sich holde Kinder, die gemeinsame Erziehung derselben und alle die heiligen Freuden des Hauses. Daß auch alles das ihm genommen sein, daß er einsam und fruchtlos durch's Leben gehen und sein Stamm mit ihm erlöschen sollte, das fiel ihm noch schwerer und schmerzlicher auf die Seele. Ist die Familie nicht das Schönste, was wir in diesem Leben erlangen können? Die reichste Quelle edelster Genüsse — die vollste Abtragung des Dankes, den wir den schaffenden Mächten für das eigene Dasein schulden — und gleichwohl ein so allgemeines Glück, daß es nicht zu finden zu den Ausnahmen gehört? Und Du sollst es nicht finden! Du sollst zu den Ausnahmen gehören! Zu den tiefer getroffenen Ausnahmen, weil Du fühlst, was Du verloren! Du sollst Dein Leben versehnen, vertrauern, um endlich spurlos zu verschwinden! —

Gegen diese bittern Gedanken, die immer wieder erstehen können, hilft bei Menschen von der Art Hugo's nicht Zerstreuung, nicht momentane Verzückung, ja nicht gewollte Ergebung, — sondern allein die Thätigkeit, die sich in höchster Sphäre zu schaffen bewußt ist. Die Thätigkeit, welche Wahrheit und Schönheit in die Welt fördert, daß sie dauern in ihr! Die Thätigkeit, welche die Geister erleuchtet, die Herzen erfreut und bildet, so daß der Schaffende sich einen Antheil zusprechen kann an den von ihm Aufgeklärten und Geformten und er mit der Menschheit ebenso wie der natürliche Vater durch ein Band des Lebens verbunden ist!

Der productive Geist ist nicht einsam und geht nicht fruchtlos durch das Leben — nicht bloß empfangend und egoistisch genießend, was dem Edeln unerträglich ist: er wuchert mit seinem Pfunde; er gewinnt in Freunden und Schülern eine Familie; er beglückt und ihn belohnen frohe, glückliche, liebende Gesichter; — ihm schafft der ununterbrochene Tausch des Gebens und Empfangens tiefste Befriedigung.

Das Reich der Ideen wurde Hugo's eigentliche Heimath. Er durchforschte den Kreis derselben, um diejenigen, durch welche die Welt und die jetzige Ordnung der Dinge sich erklärt, immer tiefer und lebendiger sich anzueignen. Welche Freude nun, wenn die Sachen, die stumm in Dunkelheit gelegen hatten, im Licht ihrer Ursachen erglänzten — wenn die goldenen Strahlen sie in ihren

Farben erscheinen ließen und jeden Winkel freundlich aufhellten, so daß das Dunkel, welches übrig blieb, als gefordertes Element des Ganzen, selber erquicklich und lieb wurde! Die Unzahl der Dinge, die sich wechselseitig fremd geworden waren und sich widerspruchsvoll durch einander bewegten, zeigten dem Philosophen, der ihre gemeinschaftlichen Ahnen erkannt hatte, ihre Verwandtschaft und wurden ihm so zu einer großen Familie. Eben indem er sie aus einem ewigen Grunde stammen sah, konnte er auch erkennen, wohin sie gelangen sollten, und der Welt, der Menschheit ihre höchsten Ziele weisen.

Von dem gewonnenen allgemeinen Ueberblick aus fertigte er mehrere Arbeiten, die, wenn sie für sich etwas waren, doch zugleich als Theile eines größern Ganzen erschienen. Ihm hob sich der Widerspruch auf, der zwischen Ideal und Wirklichkeit bestand, und vor seinem Geist erblühte die Harmonie der Kunst und des Lebens. — Was ist die Kunst? Erhöhung, Vollendung, Verklärung des Lebens. Der Künstler leistet für jetzt im Bilde, was im Lauf der Zeiten mehr und mehr und am Ende der Dinge allgemein in Wirklichkeit geschehen wird. Die Schönheit, zu welcher der Gehalt des Lebens im Kunstwerk sich verklärt, ist das Ziel aller Dinge, der Endzweck des Schöpfers. Und wenn die Genien, die Er jetzt schon zur Darstellung des Vollkommenen im Bilde befähigt, uns einen Vorschmack des Himmels gewähren, so sollen sie uns damit nicht nur beglücken, sondern uns ein Muster vor Augen stellen und uns anfeuern, die wirkliche Welt und uns selber der Schönheit mehr und mehr entgegenzuführen. Können wir auf Erden damit nicht zur Vollendung gelangen, so müssen wir doch auf ihr anfangen und fortfahren und das Unsere thun, damit das Begonnene in andern Sphären zum Vollkommenen erhöht werde. Die Entwicklung der Menschheit auf Erden ist die Entwicklung zu einer Ordnung, die der wahren Schönheit näher und näher kommt. Diese Entwicklung zu fördern, ist die höchste Pflicht jedes Fähigen; und ihr wird, bewußter und lichtvoller als bisher, die Kunst selber sich widmen lernen.

Bei seinen Grundüberzeugungen war es dem in Fluß Gekommenen einerlei, ob er forschend oder producirend, wissenschaftlich oder poetisch thätig war. Er folgte seinem innern Drange, trieb jede Arbeit mit Lust, und fand in jeder seine Befriedigung.

Und nun erschlossen ihm die großen Schöpfungen menschlicher Kunst in der ewigen Stadt erst ihren letzten, tiefsten Sinn. Indem er ihnen selbständiger gegenüberstand und den Genien, die sie hervorgebracht hatten, verwandter, konnte er sie nicht nur schärfer beurtheilen, sondern auch liebevoller sich ihnen hingeben. Der Wechsel von seligen und öden Stimmungen, den er früher in sich zu beklagen hatte, wich in heiterer Vertiefung zusammenhängenden Genüssen.

Wenn er im stillen Gemache saß, am sonnigen Morgen oder dämmernden Abend, und die Bilder der Heimath vor seine Seele traten, — die Bilder des einzigen Glücks, das er dort erfahren, und Sie, die es ihm geschaffen hatte, — dann schaute er mit Empfindungen hin, die, wenn auch nicht ganz ohne Wehmuth, im Grunde doch heiter, und lieb und wahrhaft süß waren. Seine Phantasie ging weiter — er sah sich mit ihr im Garten zu Ellerburg, oder im Dorf und auf traulichen Pfaden in der Nähe; das Leben, das er mit ihr gelebt hatte, erschien ihm wie ein Märchen und wirkte auf ihn auch wie ein Märchen, reizend und melancholisch zugleich. Er erblickte die Geliebte in ihrer höchsten Schönheit und Holdseligkeit, und freute sich innig darüber und empfand es als ein Lebensglück, daß er dieses Wunderbild in sich hatte aufnehmen dürfen. Ja, er sah sie als glückliche Braut, als Gattin und Mutter, — und sein Herz litt dabei nicht; nein, er freute sich ihrer Freude. War sie doch über Alles lieblich und schön darin! Lächelte sie doch selig in der Fülle des Glücks — und unschuldig in ihrer kindlichen Vergessenheit!

„Denke so groß,“ rief er sich zu, „sie des Glücks genießen zu lassen, das ein Anderer ihr bereitet! Gönn' ihr das Ihre, da man dir das Deine gönnt! Wer kann für Neigung, für die Entscheidung des Herzens? Das ihrige hat für Ihn entschieden! — Und es lebt sich am Ende leichter mit demjenigen, der das Leben selber leicht nimmt und den die Anschauung des Jenseits nicht immer wieder abzieht von der Sorge für das irdische Dasein!“

Die Bilder des Glücks, welche dem

phantasievollen Geist sich darboten, waren für ihn auch ein Jenseits — Vorgänge, die zu ihm wie aus einer andern Welt herübersahen. Schön, aber fern; ätherfern wie die Sterne des Himmels, die so golden herniederfunkeln auf die Erde, und die man doch nicht begehrt, da es genügt, ihrer Pracht sich zu freuen.

Durch zusammenhängendes Denken, das ihm die Welt unterwarf, gefestigt und erhellt, betrachtete Hugo das Leben selber mit neuen Augen. Seine geistige Sehkraft war sowohl geschärft als erweitert; er konnte Alles, was ihm entgegentrat, ergreifen und für sich nützen. Und wie er nun dem Treiben des Volkes wieder größere Aufmerksamkeit widmete, zog ihn die politische Bewegung ganz besonders an.

In dem alten Italien gährte es wieder; die Rufe nach Freiheit, nach Einheit ließen sich hören, und die rasch zu entflammenden Geister wollten nicht nur haben, was die vorgeschrittensten Völker schon besaßen, sondern mehr und Besseres. Wie sollte sich aber das Ideal der freien Einheit, welches unserm Philosophen sich dargestellt, in einem Lande verwirklichen, das zum Mittelpunkt den Kirchenstaat mit dem Papst hatte? Er sah, wenn die liberale Partei auch emporkam und von Worten zu Thaten schritt, nur Kämpfe und Erschütterungen voraus, die ein gedeihliches Ende nicht absehen ließen. Aber zu kämpfen und in Extremen sich zu bewegen, das war die Aufgabe der romanischen Völker! Sie sollten in stürmender Bewegung den Germanen einen Anstoß geben, den diese nöthig hatten, um sich zur Erfüllung ihrer eigenen höchsten Mission aufzumachen. Konnte die alte Roma, konnte das System, das für lang entschwundene Zeiten aufgerichtet war, mit seinen gebieterischen Ansprüchen in die neue Zeit hineindauern? Unmöglich! Konnte aber in der Nation, welche durch dieses System Jahrhunderte lang geschult und im Zaum gehalten war, der Geist emporkommen, der die Bedingungen freier Einheit in sich trug? Der Geist, der jedem das Seine zu geben nicht nur den sittlichen Adel, sondern auch den unterscheidenden Verstand besaß? Der deutsche Denker konnte das nicht annehmen. Die Fähigkeit dazu hatten nur die germanischen Nationen, vor Allem die deutsche, welche durch Naturgaben, Erfahrung, allgemeine Cultur und speciell philosophische Bildung recht eigentlich berufen war, zu jenem Ideal hin die ersten positiven Schritte zu thun. Sie, nachdem sie der Entwicklung anderer Nationen in den letzten Jahrhunderten nachgefolgt war, sollte zu dem höchsten und letzten Ziel vor allen andern den Vorgang haben.

Was nun die Zeit auch bringen mochte in dem Wunderland Italia, wo die Satzungen früherer Jahrhunderte mitten in Strömungen der jüngsten Doctrinen prunkend aufrecht standen, wo die keckste Negation auf den kindlichsten Glauben und Aberglauben stieß und die Vertreter der schärfsten Gegensätze bunt durch einander liefen — das Heil, das eine neue Weltzeit herbeiführen sollte, konnte diesmal nur von den Deutschen kommen. Die materiellen Voraussetzungen durch Angriff und Streit mochten andere Völker bieten, die geistige Arbeit der Organisation, der schöpferischen Durchführung im Laufe der Zeiten, konnte nur dem Deutschen gelingen.

Indem er dies so recht bedachte und aller Tugenden der Nation sich wieder bewußt wurde, erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Gegen zwei Jahre hatte er nun in dem Lande der Schönheit verweilt, an dem Zauberborn, der hier sprudelte, sich vollgesogen, Heilung gefunden und neuen, dauerfähigen Lebensmuth gewonnen. Der Zweck, der ihn hierher geführt, war erreicht. Und wie er sich nun bei seinem Eintritt an der höchst anziehenden Besonderheit des italienischen Lebens ergötzt hatte, so erschienen ihm die Bilder der Heimath mit einem Mal überaus lockend und versprechend. Ihn verlangte aus der sonnigen italienischen Landschaft in den grünen deutschen Wald, aus dem Strom der theatralisch eleganten Südländer zu den derbern Gestalten und Naturen über den Bergen, von der Musik der fremden Laute hinweg zu dem kräftig trauten Klang der Muttersprache. — Mochten hier die Formen edler sein und dem Aug' unmittelbar imponirender erscheinen, dort waren die Menschen frischer, mannigfaltiger, tiefer, und aus den gröbern oder unregelmäßigen Zügen schaute der Humor eines complicirtern Wesens, einer reichern Begabung. Der Vorzug des Italieners in der äußern Erscheinung und an unmittelbarem Talent war unläugbar. Aber der Deutsche hatte dermalen vor ihm nicht nur die markigere

Kraft, sondern den gründlichern, umfassendern — überlegenen Geist voraus. Das erkannte unser Freund jetzt auf's Klarste. Und wenn sein schönheitgewohntes Auge zunächst verlor — dieses Volk der Deutschen, sein Volk mußte er wieder sehen!

Auch eine andere Sehnsucht erwachte in ihm, die ein schlichtes Volkslied am herzlichsten ausgedrückt hat. Er wollte in die Heimath — nicht um die Geliebte dort zu lieben und liebend zu begehren, sondern nur um zu sehen, wie es ihr gehe! —

Da er Heilung gesucht in möglichstem Vergessen, so hatte der aus Deutschland Abreisende dafür gesorgt, daß er für die dortigen Freunde gänzlich verschwand. Keiner von ihnen sollte erfahren, wo er sich aufhielt, und Keiner erlangte auch wirklich Kunde davon — mit Ausnahme des Geschäftsfreundes, der ihm die Anweisungen zuzusenden hatte. Da sich dieser aber nicht berufen sehen konnte, ihm unverlangte Neuigkeiten zu schreiben, und der Wanderer selbst, wenn er in Italien zufällig auf Landsleute traf, jede Nachfrage vermied, so war ihm von den Schicksalen der Familie Ellerburg in der That nicht das Mindeste bekannt geworden. Er hatte sich dafür an den Bildern geweidet, die in seiner Seele erstanden waren und mit der Entfernten in einer Märchenwelt verkehrt, welche seine Phantasie geschaffen hatte.

Die Geliebte — die es in einem eigenthümlichen Sinn auch im Besitz eines Andern noch blieb! — war aber auf der Erde, in bestimmtem, wirklichem Dasein, und hatte Geschicke, nicht wie die Einbildungskraft sie erfand, sondern wie Fügung und Natur sie ihr zutheilten. Und diese Geschicke des wirklichen Lebens und der wirklichen Verhältnisse kennen zu lernen, fühlte er nun plötzlich ein Verlangen, über das er selber erstaunte. — Er wollte sie sehen, ob auch wie ein Geist, selber ungesehen; — er wollte das eine Gelüst noch befriedigen, die eine Prüfung, die er sich damit auferlegte, noch bestehen, dann aber, mit gänzlich befreiter Seele, an sein Tagewerk gehen und alle Kräfte des Geistes und Herzens dem Vaterlande, der Menschheit, dem erkannten Gotte widmen!

Er packte seinen Koffer und fügte zu seinen Habseligkeiten, nicht ohne ein Lächeln der Genugthuung, die fertigen Reisetagebücher und Manuscripte in Versen und in Prosa. Ein zierliches Heft steckte er in die Reisetasche. Es enthielt Gedichte, die meist in Ellerburg entstanden waren und sein Liebesleben von Anfang bis zu Ende poetisch darstellten. In den letzten Wochen hatte er sie wieder gelesen, verbessert und so zusammengestellt, wie es seinem Herzen entsprach. Die Versenkung in sie, wenn sie ihn auch traurig machte, war dennoch eine Lust für ihn und ließ ihn besondern Trost finden in dem Gedanken, daß das erfahrene Glück nicht nur in seiner Erinnerung, sondern zugleich in Gebilden fortbestand, welche auch in andern fühlenden Herzen liebende Sympathie erregen konnten; — daß von Freud und Leid eine Frucht blieb, süß für ihn, süß für Alle, die des Mitgefühls fähig, der Mittheilung würdig waren!

Er gedachte sich in freien Stunden auf der Heimreise damit zu beschäftigen, sie wo möglich zu vermehren, und wollte sie daher immer zur Hand haben.

Nachdem er Alles besorgt und von den wenigen Bekannten, mit denen er Umgang gepflogen, Abschied genommen hatte, fuhr er aus der Stadt, die auch ihm historisch geworden war — die Deichsel dem Vaterlande zugewendet.

X.

Unter schönen, sanften Empfindungen durchreiste Hugo das sommerlich klare Land. Da er es verlassen mußte, so erschien es ihm wieder lieblicher; aber die Heimath lockte zu mächtig, als daß in ihm ein Bedauern hätte aufkommen können. Er hatte eine Empfindung wie beim Abschied von einem Freunde, zu dem man sagen kann: „Wir haben viel mit einander erlebt, wir haben einander kennen gelernt, und hoffentlich sehen wir uns einmal wieder. Leb' wohl!"

Seine Hauptbeschäftigung auf dieser Heimfahrt, die er sich so bequem als möglich einrichtete, war die Lectüre der Gedichte an Helene und die gelegentliche Vollendung derselben. Sonderbar mischten sich in ihm die Gefühle des Verlassenen mit denen des Autors, dem es gelungen war, einen Theil seines Lebens, und zwar trotz allem den schönsten und poesievollsten Theil, in reinen Gebilden darzustellen. Die herrschende

Empfindung war eine Lust und Leid verklärende, wobei er die Wahrheiten, die er in den Gedichten ausgesprochen hatte, reiner faßte, als im Moment der Darstellung. Er fühlte den Reiz des Lebens und die Fülle des Glücks, das dem Menschen darin vergönnt sein kann; aber zugleich tiefer als je das Flüchtige, Schwankende, Traumartige desselben. Gegen ihn hatte sich die Welt so ungewöhnlich karg bezeigt, daß sein Geist Alles allein thun mußte. Auch das Glück der Liebe und der Poesie, die er jetzt genoß, war einseitig; die Wirklichkeit, die er vom Ideal aus erreicht hatte, war ihres Lebens entkleidet und wieder Ideal geworden! Doch nein, das hieß dem Geschick unrecht thun: die Wirklichkeit war Erinnerung; und das ist mehr, das ist das Ergebniß alles Lebens — es ist loderndes Leben selbst, wenn Geist und Herz es in sich anzufachen wissen. —

Es findet sich vielleicht ein ander Mal Gelegenheit, eine Auswahl der Gedichte mitzutheilen. Für jetzt begleiten wir den Autor.

Italien lag hinter ihm — er fuhr zwischen den Bergen dahin — und mit Freuden begrüßte er die ersten deutschen Gesichter, die ersten deutschen Laute. Aber gleichwohl reiste er auf dem nächsten Wege so schnell als möglich durch das Land der Alpen. Das eine Verlangen, das sein Herz wieder ergriffen hatte, war übermächtig geworden, — er eilte, ihm Genüge zu thun. —

In einer altedeln Stadt Süddeutschlands beschloß er einen Tag zu verweilen. Er hatte seinen Geschäftsfreund beauftragt, ihm hierher eine Sendung zu machen, und wollte außerdem einen Studiengenossen besuchen, der seit Jahren in dem Ort angestellt war. Seine Augen weideten sich an den alten und neuen Gebäuden, die so gut mit einander in Harmonie gebracht waren, und seine Seele gab sich ganz der Heimlichkeit der Eindrücke hin.

Der erwartete Brief war noch nicht angekommen. Er suchte den Beamten auf. Dieser war nicht in der Stadt, auf mehrere Tage verreist, und er mußte auf das Wiedersehen verzichten. Dadurch wieder zum Gefühl seiner Einsamkeit gebracht, kehrte er etwas melancholisch in den Gasthof zurück. Als er in den Thorweg trat, hörte er aus dem Hof eine bekannte Stimme. Er sah hin — und erblickte den Oberförster. „Wildau!“ rief er fast erschreckt. Dieser wandte sich um, starrte ihn an, und ging ihm rasch entgegen.

Die Freunde umarmten sich auf's herzlichste. Nach den ersten Grüßen, allgemeinen Fragen und Antworten, nahm Hugo den so unerwartet Gefundenen auf sein Zimmer und bat ihn, wenn es ihm möglich sei, ihm den Abend zu widmen. Der Oberförster erklärte sich dazu bereit. Das Geschäft, das ihn hierher geführt, sei abgemacht und er reise erst morgen. Die Miene, womit er dies sagte, war aber so ernst und der Blick seines Auges dabei so eigen, daß Hugo ihn mit seltsamen Gefühlen ansah.

Zunächst erkundigte er sich nach der Familie des Freundes. Das braunrothe Gesicht erhellte sich. Er theilte mit, daß ihm die Frau zu dem Erstgebornen ein gesundes hübsches Mädchen geschenkt habe. Hugo, seine Freude ausdrückend, schüttelte dem beglückten Vater die Hand und hörte noch die Antwort auf eine nähere Frage über Mutter und Kind. Dann entstand ein Schweigen. Der Heimkehrende, mit einem sonderbaren Lächeln, sagte endlich:

„Und unsere Freundin — Helene — was macht sie? — Ist sie glücklich?“

Wildau sah ihn an, und wiederholte mit einem Ton traurigen Befremdens:

„Glücklich!“

„Wie!“ rief Hugo; — „Behandelt der Graf sie nicht gut? — Wär's möglich —“

Jener schüttelte den Kopf. Aber als ob er für das, was er zu sagen hatte, nicht das Wort zu finden wüßte, schwieg er — und sah betreten für sich hin.

Das Herz des Liebenden klopfte.

„Sprechen Sie es aus, mein Freund!“ rief er entschlossen. „Ich muß es wissen, was es auch sei! — Geierstein —“

„Kann ihr nichts mehr zu Liebe und zu Leide thun,“ versetzte der Oberförster. „Er ist todt!“

„Und Helene Wittwe?“ rief Hugo rasch.

„Helene,“ erwiederte Jener, „ist was sie gewesen: Fräulein von Ellerburg.“

Hugo wechselte die Farbe.

„Geierstein ist also vor der Hochzeit gestorben?“

Wildau, nach einem Blick auf ihn, machte eine Bewegung wie einer der entschlossen ist, ohne Weiteres Alles zu sagen.

„Der Graf,“ entgegnete er mit Nachdruck, „ist vor der Hochzeit von Karl im Duell erschossen worden, weil er sich ge-

gen die Unglückliche schmachvoll benommen hatte!"

„Ah!" rief Hugo auffahrend. „Dennoch, dennoch! — Ich hab' es geahnt, aber mein Gefühl unterdrückt, weil ich es für eine Geburt der Eifersucht hielt. — Geierstein ein Betrüger! — Geierstein ein Schurke! — Schreckliches Loos! — Aber wie hat sie's getragen? Wie lebt sie?"

Wildau faßte die Hand des Tieferregten, drückte sie mit einem Blick zärtlicher Freundschaft und sagte traurig:

„Mein lieber Freund, ich darf nicht dulden, daß Sie sich einer falschen Hoffnung hingeben. Erfahren Sie es gleich jetzt: Helene lebt nur noch, um zu sterben. Nach der schrecklichen Katastrophe hat die Krankheit sie angefallen, der ihre Mutter erlegen ist, und trotz aller Sorge und Pflege Fortschritte gemacht, daß die Aerzte sie verloren geben."

Hugo war todtenbleich geworden, er athmete hörbar.

„Ist es möglich?" rief er mit ergreifendem Schmerz. „Keine Hoffnung mehr? — Nicht einmal Hoffnung?"

„Keine!" versetzte Wildau mit schmerzlichem Ernst.

Die Augen Hugo's füllten sich mit Thränen.

„Jammervoll! Jammervoll!" rief er aus. „Dieser Engel an Schönheit und Lieblichkeit! Diese Zierde des Menschengeschlechts! Das Holdseligste, was meine Augen je gesehen haben! — Kann es sein? Ist das Geschick — ist die Natur so grausam? Zerstört sie das Vollendetste, was ihr gelungen ist, so mitleidslos?"

Er stand einen Moment, indem seine Züge bittern Schmerz ausdrückten. Dann richtete er sich auf und sagte zu Wildau:

„Erzählen Sie, Freund! — Sagen Sie mir Alles — Alles wie es war! Ich kann's tragen! Fürchten Sie nicht, daß Sie mir wehe thun, — im Gegentheil, ich habe einen wahren Hunger darnach; sättigen Sie mich!"

Wildau, nach einiger Ueberlegung, versetzte:

„Ich will Ihnen Alles erzählen — das ist auch das Beste für unsere armen Freunde — und ganz von vorn beginnen. — Sie hatten damals unser Haus kaum einen Tag verlassen, als Karl von Ellerburg bei uns eintraf. Er erkundigte sich nach Ihnen; und als ich ihm sagte, daß Sie im Sinn hätten, eine große Reise zu unternehmen, war er sichtbar froh. „„Jetzt wird Alles gut gehen!"" rief er. „„Helene macht eine ausgezeichnete Partie — und ich werde mich in den Stand gesetzt sehen, Deine Schwester früher heimzuführen, als es sonst möglich gewesen wäre."" — Ich konnte mich über diese Aussicht nicht freuen. Es ist freilich wahr, daß im Leben schon Manches gut ausgefallen ist, wo man Unglück prophezeiht hatte; aber hier war mir's, als ob's nicht gut gehen könnte. Karl sah mir das an, suchte die Verbindung im besten Licht darzustellen, und sagte zuletzt: „„Was willst Du, Freund? Helene liebt den Grafen!"" — Als ich dazu ein bedenkliches Gesicht machte, fuhr er fort: „„Ist es denn noch nie vorgekommen, daß man den einen Mann hochschätzt und den andern liebt? — Helene hat recht gethan. Sie ist eine gute Tochter, eine gute Schwester, und sie wird glücklich sein."" — Ich schwieg; denn was konnt' ich erwiedern?"

„In den ersten Wochen nach der Verlobung sah es wirklich aus, als ob diese Prophezeihung Recht behielte. Man lebte sehr fröhlich in Ellerburg. Karl hatte mir gesagt, daß er seine Angelegenheit erst zu betreiben gedächte, wenn Helene verheirathet wäre; und diese scheute sich vielleicht vor mir wegen meiner Freundschaft zu Ihnen, kurz ich wurde nicht in's Schloß geladen. Einmal sah ich aber die Familie zufällig mit dem Grafen. Dieser hatte eine Jagd auf seinem Gute veranstaltet und die Damen von Ellerburg abgeholt. Er ritt dem Wagen, in welchem sie fuhren, zur Seite, als ich eben aus dem Walde, rechter Hand von Ellerburg, auf die Straße trat. Helene fiel mir auf. Sie hatte mehr Farbe als sonst und ein stolzeres, heroischeres Aussehen. Es stand ihr auch das gut, und Mancher hätte sie vielleicht so grade am schönsten gefunden. Mir gefiel sie aber weniger, als ehemals in Ellerburg. Wie sie mich erkannte, wurde sie blutroth. Ich grüßte, und sie dankte in sichtlicher Aufregung. Da dacht ich bei mir: wenn diese auch ihren Bräutigam liebt, so fühlt sie doch, daß sie gegen meinen Freund unrecht gehandelt hat!"

„Armes Mädchen!" rief Hugo. „Um dessentwillen hätte sie können glücklich sein!"

„Ein paar Monate, kann man sagen,

war sie es. Das ging wenigstens aus den Erzählungen hervor, die gelegentlich an uns kamen. Sie erhielt Gratulationsbesuche von den angesehensten Personen der Umgegend, und es wurde viel gesagt, wie blendend schön sie sei in ihrer Freude, wie ausgezeichnet sie sich benehme und welch' glänzendes Loos ihrer warte. — Sie wissen ja, die Menschen vergessen nichts leichter als das Unrecht, das Jemand begangen hat, wenn er trotzdem im Glück ist!"

Hugo zuckte die Achsel.

„Sie finden das Glück natürlich," erwiederte er, „das sie mit Augen sehen. Kommt aber das Unglück, dann finden sie das auch wieder natürlich!"

„Allerdings!" versetzte Wildau mit Ernst. „Unsere Leute," fuhr er fort, „wurden übrigens schon vorher bedenklich. Man begreift einen Brautstand von einigen Monaten, auch wenn der Trauung nichts entgegenzustehen scheint. Man muß sich einrichten, es gibt Familienrücksichten, die nicht bekannt geworden sind, und was nicht sonst Alles! — Wie nun aber der Winter kam, ohne daß der Graf Hochzeit machte, da begann man sich zu wundern. Und wie er vorüberging, ohne daß man etwas davon hörte, da verzweifelte man daran. Man wollte wissen, daß Helene im Stillen weine, der Graf kaltsinnig geworden sei und nur darauf denke, wie er das Verhältniß wieder lösen könne."

„Die Wahrheit hab' ich von Karl erfahren. Es war nämlich so: Graf Geierstein, verschuldeter als man wußte, hatte den Baron für wohlhabender gehalten als er war, und Frau von Rabeneck hatte ihn absichtlich in der Täuschung erhalten. Als er einmal von Karl die Wahrheit vernahm, war er im ersten Moment sehr betroffen und verstimmt, faßte sich aber wieder und behandelte die Sache als gleichgiltig. Karl, der natürlich öfter mit ihm zusammenkam, behauptet nun, daß er erst von da an auf unehrenhafte Gedanken gerathen sei. Wäre sein Vermögen weniger zerrüttet gewesen oder hätte Helene eine Mitgift erhalten, wie er sie brauchte, so würde er sie geheirathet und eine Ehe geführt haben, wie so Mancher sie geführt hat. Denn er liebte sie leidenschaftlich und wurde mit der Zeit nichts weniger als kaltsinnig, seine Leidenschaft nahm vielmehr zu und senkte sich in sein Wesen nur um so tiefer. Er sah das Mädchen zuweilen mit Augen an, in denen eine verzehrende Glut loderte, und wenn sie zu ihm trat, bebte er und gerieth in Verwirrung, er, der Weltgewandte! Er war förmlich bezaubert, — und eben damit fing ihn der böse Feind. Die Unmöglichkeit, mit einer Frau ohne Vermögen sein bisheriges Leben fortzuführen, erkannte er klar. Da er sich der nöthigen Einschränkung unfähig wußte, sah er es zum Bankerott kommen, und er beschloß nun, im Stillen sich nach einer reichen Partie umzusehen. Bei einem Besuch in der Residenz hatte er Frau von Rothenberg kennen gelernt und ihrer Tochter gelegentlich Artigkeiten gesagt, die man wohl aufgenommen. Er erinnerte sich ihrer und beauftragte einen entfernten Verwandten, einen pensionirten Officier, der Mutter einstweilen beizubringen: er sei von den Ellerburgs getäuscht worden, über die Unredlichkeit ihres Verfahrens empört, warte nur auf eine Gelegenheit, mit ihnen zu brechen, und würde sich glücklich schätzen, mit einer Familie sich verbinden zu können, die der seinen an Rang und Reichthum gleichkomme und, wie sie, an den Grundsätzen der Ehre halte! Die Rothenberg — ich erzähle Ihnen natürlich, was wir erst später erfahren haben! — seit dem Korb, den sie von Karl erhalten, gegen die ganze Familie gereizt, nahm den Antrag nicht mit der Indignation auf, die sie vielleicht sonst gezeigt hätte, ließ sich von dem Unterhändler begütigen und versprach zu warten. Der Gedanke, die erfahrene Kränkung den Ellerburgs zurückgeben und über sie triumphiren zu können, scheint auch der sonst gutmüthigen Frau süß gewesen zu sein. Der magisch angezogene, von seiner Leidenschaft gestachelte Graf konnte sich aber nicht entschließen, das Verhältniß mit Helene aufzulösen. Er gestand der Gräfin Rabeneck zum Theil ein, wie seine Güter belastet seien, zeigte ihr die Nothwendigkeit, eines oder zwei davon mit Vortheil zu verkaufen, und erwirkte sich damit wiederholtes Hinausschieben der Hochzeit. Obwohl der Baron endlich den Kopf schüttelte und in Helene bange Ahnungen aufstiegen, lebte man so dahin und wartete mit Ergebung. Endlich kam aber ein Tag, der der Ungewißheit ein schreckliches Ende machte."

„Die Staatsräthin, die Sie kennen, hatte ihr sechzigstes Jahr erreicht. Geierstein,

der ihr Dank schuldig war und sonst Ursache hatte, sie bei gutem Willen zu erhalten, ordnete für den Tag ein Fest an und lud die Ellerburgs mit wenigen, ihm besonders nahestehenden Familien dazu. Es war im Juni, der Tag wunderschön, — so ein Tag, wo man alle Sorgen vergißt und wieder ohne Einschränkung an Glück und an die Freude des Lebens glaubt. Man soupirte in einem schön decorirten Saale, der auf der Gartenseite gelegen war, die Herren tranken auserlesene Weine, und unter allgemeiner Fröhlichkeit wurden auch die Damen bewogen, dem Champagner etwas herzhafter zuzusprechen. Man brachte Toaste aus und sagte sich die schönsten Artigkeiten. Trotz der Staatsräthin wurde der Hauptgegenstand der Huldigungen zuletzt doch Helene, und der Graf benahm sich gegen sie mit einer eifer- und achtungsvollen Zärtlichkeit, die Alle für ihn einnahm und den frühern Glauben bei Allen wieder herstellte."

„Helene fühlte sich endlich heiß und sprach den Wunsch aus, einen Gang in den Garten zu machen. Der Graf erhob sich, bot ihr den Arm, entschuldigte sich mit Anmuth gegen die übrigen Gäste, und führte sie hinaus."

„Daß ein erklärter Bräutigam mit seiner Braut, welche Luft schöpfen zu müssen glaubt, im Mondschein lustwandelt, ist nicht besonders auffällig. Jedenfalls nahm die Gesellschaft, die der Graf geladen hatte, daran keinen Anstoß, und nur ein paar ältere Damen lächelten schlau für sich, als das Paar den Saal verließ."

„Ich will mich nicht mit den Liebesbezeigungen aufhalten, welche die Verlobten mit einander tauschten, obwohl mir Karl, dem Helene gebeichtet hatte, zur Erklärung dessen, was nun folgte, genauen Bericht erstattete. — Was das war," setzte der Erzähler hinzu, indem er Hugo ansah, „ahnen Sie vielleicht!"

Hugo, dem sich unwillkürlich die Rechte geballt hatte, rief mit bitterm Verziehen des Mundes:

„Allerdings, mein Bester! — Aber fahren Sie fort! Wir wollen sehen!"

„Ich glaube durchaus nicht," begann Jener, „daß der Graf, was er auszuführen unternahm, von Anfang an beabsichtigt hatte; denn das wäre bei der von ihm so gut wie beschlossenen Untreue gradezu teuflisch gewesen. Er ließ sich den Gedanken von der Gelegenheit eingeben und sich reizen, diese zu mißbrauchen; — ist auch das schon niederträchtig genug."

„Das mein' ich!" rief Hugo mit Hohn.

„Der freche Hochmuth," fuhr Wildau fort, „den er im Umgang so gut zu verbergen gewußt hatte, fand bei der Exaltation seiner Sinne in ihm keinen Widerspruch der Ehre mehr — die Hölle lockte und drängte ihn — und er folgte —!"

„Erzählen Sie!" rief Hugo.

„Das Paar, indem es in der Aufregung des Weines und des Festvergnügens durch die Baumgänge spazierte, vergaß unter Liebesreden und Zärtlichkeiten der Gesellschaft gänzlich. Man war endlich in die Nähe eines eingerichteten Gartenhauses gekommen, und da Helene sich müde fühlte und die Luft kühler geworden war, trat man in dasselbe ein, um sich zum Rückgang auszuruhen. Beide ließen sich auf dem Sitz des Gemachs nieder, das der Schein des Mondes erhellte. Kaum war das geschehen, als der Graf unter wilden Betheuerungen sie umschloß, an sich riß und — ihr Gewalt anzuthun suchte."

„Helene, bei der ersten Bewegung, die sie als unsägliche Mißhandlung empfinden mußte, wurde nicht nur über seine Absicht erleuchtet, sondern über seine Gesinnung und seinen Charakter überhaupt. Sie erkannte mit einem Male den schandbaren Egoismus, der in ihr nur einen verächtlichen Gegenstand erblickte — und das rettete sie. Später hat sie mit heißen Thränen Gott dafür gedankt; denn wenn der Verführer seine Absicht erreicht hätte, sie würde sich ermordet haben!"

Hugo, erschüttert, nickte, indem ein Strahl des Beifalls aus seinem Auge ging.

„Mit der tiefsten Entrüstung gewaffnet, widersetzte sie sich und glaubte durch den Zuruf, den das beleidigte Ehrgefühl ihr eingab, den Frechen lähmen zu können. Aber dieser hatte nur seinen Triumph im Auge, war für das Wort der Indignation taub und wollte die Beleidigte zur Mitschuldigen machen. Dadurch verdoppelte sich die Wuth des unendlich gekränkten Weibes, und an ihr brach die Kraft des Mannes. Sie riß sich von ihm los und schrie mit einem Jammerton um Hilfe, daß er innehielt und sie entsetzt ansah. Die Rufe wurden nicht gehört; aber der Verbrecher fürchtete, daß sie gehört werden

könnten — er dachte sich die Schmach, die ihm drohte, und bat nun, flehte, entschuldigte sich mit seiner unwiderstehlichen Leidenschaft, dem sinnverwirrenden Zauber, den sie auf ihn geübt, und was dergleichen mehr ist, indem er die Empörte auf jede Weise zu begütigen suchte. Aber Helene, mit unendlicher Verachtung, rief: „„Gehen Sie! Machen Sie sich nicht noch verächtlicher durch Feigheit und Lüge! Sie sind ein Teufel! — Gehen Sie im Moment,““ setzte sie hinzu, „„oder ich trete vor die Gesellschaft, wie ich bin, und erzähle Ihre Infamie! — Bei Gott dem Allmächtigen,““ rief sie mit erhöhter Stimme, „„ich thu's, wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen!““

„Der Graf ging. Helene ordnete ihren Kopfputz und ihr Gewand so gut es ging, und kehrte in den Saal zurück.“

„Hier war das lange Ausbleiben der Beiden trotz der Unterhaltung, die sich wieder entsponnen hatte, endlich doch aufgefallen. Die Unbetheiligten lächelten und zischelten sich in die Ohren. Der Baron wurde unruhig, saß verlegen, und sogar die Gräfin machte eine sehr bedenkliche Miene. Sie wissen, im Leben gibt es Momente, wo man eine Ahnung von dem Unglück hat, das einem droht; und bei dem Vater war ein solches Gefühl jetzt gewiß natürlich. Das Mißtrauen, das sich schon früher in ihm gemeldet batte, kehrte verstärkt wieder — eine Möglichkeit, die der Wirklichkeit sehr nahe kam, stellte sich vor seine Seele — und als Helene hereintrat, — mit Fassung zwar, aber doch mit einem Nachglanz der tiefen Entrüstung in ihrem Gesicht, auf ihn zuging und ihn mit einem schmerzlich heroischen Blick ansah, da war er derjenige, der sich am wenigsten über sie wunderte. „„Vater,““ sagte das Mädchen, indem sie ihn bei der Hand faßte, „„laß einspannen. Das Fest ist zu Ende. Dem Festgeber ist unwohl geworden, und er hat sich zur Ruhe begeben.““

„Niemand täuschte sich über den Sinn dieser Worte, obwohl, durch ein sonderbares Zusammentreffen, der Kammerdiener des Grafen erschien und der Gesellschaft, unter Entschuldigungen von Seiten seines Herrn, dasselbe meldete. Man sah, daß zwischen den Verlobten eine Scene stattgefunden hatte, rieth der Wahrheit ziemlich nah und rüstete sich mit vielsagenden Mienen zum Aufbruch.“

„In kurzer Zeit war das Schloß von den Gästen verlassen, und der Graf konnte ungestört über die doppelte Schmach des mißlungenen Verbrechens nachdenken.“

„Der Baron, den die Erzählung seiner Tochter in Verzweiflung stürzte, rief Karl, der sich bei seinem Regimente befand, nach Ellerburg, und dieser erschien in kürzester Zeit. Der genaue Bericht machte ihn beben, und zum ersten Mal schreckte ihn der Gedanke, daß Geierstein hinter dem ritterlichen Aeußern die schwarze Seele eines rücksichtslosen Egoisten verborgen haben könnte. Man hielt einen Familienrath für nöthig, sah aber, daß Helene nicht dazugezogen werden dürfe. Die Arme vergoß Ströme von Thränen. Sie fühlte ihre Schmach im Lichte der Ueberlegung nur um so tiefer, sah darin die gerechte Strafe für ihre verkehrte Neigung und ihre Blindheit — für das Leid, das sie Ihnen angethan, und wurde nicht müde, dies mit leidenschaftlicher Selbstpeinigung gegen die Ihrigen auszusprechen. „„Oh,““ rief sie, „„welcher entsetzliche Schimpf ist mir widerfahren! Mich zu seiner Dirne machen wollen! Mich!““ Und ein Thränenguß hemmte ihre Rede. Dann fuhr sie schneidend fort: „„So mußt' es aber gehen! Ich habe den besten Mann verlassen, um mich dem schlechtesten in die Arme zu werfen — ich hab' alle Folgen verdient und bin noch nicht einmal genug gestraft. Es muß noch besser kommen; und es wird schon kommen!““ Sie sagte das mit einer Bitterkeit, die dem Bruder in die Seele schnitt. Wenn sie den Schimpf auf's Quälendste empfand, so war sie doch nur trostlos wegen des Unrechts, das sie sich vorwarf — und ich darf Ihnen wohl sagen, lieber Freund, größer vorwarf, als es war! — Hätten Sie den Schmerz gesehen, den ich später selbst noch mit Augen schaute — die unendliche Reue, die sie niederdrückte, die grenzenlose Selbstverachtung, die sich in der Miene des leidenschaftlichen Wesens aussprach — Sie würden ihr verzeihen!“

„Oh,“ rief Hugo mit Thränen in den Augen, „still davon! — still!“ — Er ging heftig bewegt auf und ab. Dann stellte er sich vor Wildau und sagte düster: „Fahren Sie fort!“

„Bei der Berathung, die ohne Helene gepflogen wurde, suchte Karl den Grafen nicht zu entschuldigen, aber seine Hand-

lungsweise doch aus den am wenigsten unehrenhaften Gründen zu erklären. Da er seine Absicht, mit der Schwester zu brechen, noch nicht kannte, so lag dies auch nahe. Er wies auf die Verwöhntheit des Grafen hin, auf sein leidenschaftliches Temperament, auf die sinnlich erhöhte Stimmung, in die Wein und Fröhlichkeit ihn versetzt hatten, und suchte sein Vergehen ganz auf Rechnung einer übermächtig gewordenen Wallung zu bringen. „„Seien wir offen!““ sagte er. „„In gewissen Momenten, wenn die Sinne über den betäubten Geist Herr werden, sind wir eben Thiere! Wir Andern auch — der Graf ist nicht der einzige. Das Attentat auf die Ehre meiner Schwester ist eine Beleidigung, — eine grobe, ich fühle das so gut wie Ihr; wir müssen sie aber doch verzeihen, wenn er sie bereuen und wieder gut machen will. Benutzen wir die Gelegenheit, die Verbindung zu beschleunigen. Die Einwendungen des Grafen können jetzt nicht mehr gelten. Ist sein Vermögen geringer, als wir dachten, so muß er sich eben einschränken. Er muß sich nach der Decke strecken, wie Andere auch! Ich gehe, wenn Ihr damit einverstanden seid, heute noch zu ihm. Seine Verirrung halt' ich ihm streng vor, und dictir' ihm die Bedingungen. Er muß Helene um Verzeihung bitten und ihre Verzeihung erlangen. Er muß alle Reue — alle Ehrerbietung beweisen, die sie besänftigen kann, und sie dann sogleich zur Trauung führen. Helene muß sich fügen. Natürlich wünscht sie sich auch nichts Besseres, trotz aller Lamentationen, die ich übrigens vollkommen billige. Nur die Ehe löscht den Schimpf aus, der ihr widerfahren ist, und bringt die bösen Zungen, die schon geschäftig sind, zum Schweigen. Eine Widersetzlichkeit von ihrer Seite ist unmöglich.““

„So räsonnirte der Bruder. Die Gräfin stimmte seinen Vorschlägen bei, wieder mit Hoffnung; der Baron mit einer Ergebung, die nichts mehr zu glauben wagte. Der Muth des alten Herrn war gebrochen; und wie ich Ihnen wohl sagen kann, an seiner tiefen Niedergeschlagenheit hatte das Gefühl seines Unrechts gegen Sie nicht den geringern Antheil!“

„Karl ritt zu Geierstein. Dieser ließ ihn eine Zeit lang warten, ehe er ihn empfing, und entschuldigte sich dann, indem er seine Verlegenheit durch weltmännische Ruhe zu decken suchte, mit einem Kopfweh, das ihn seit mehreren Tage plage und ihn ganz verwirrt mache. Der Bruder sah in diesen Worten ein Bewußtsein der Schuld und ging unmittelbar zur Sache über. Er rügte das Benehmen des Grafen mit Energie, hörte seine Entschuldigungen, obwohl sie auf seine eigene Ansicht der Sache hinausliefen, mit vorwurfsvoller Miene und stellte dann seine Forderungen. Jener sah ihn an, und das Blut stieg ihm in's Gesicht. Er bezwang sich aber und sagte:

„Mein Lieber, ich werde Ihre Schwester um Verzeihung bitten, das versteht sich von selbst. Was aber die Heirath betrifft, so bestehen die Gründe, die mich bewogen haben, sie hinauszuschieben, noch immer!“

„Diese Gründe,“ erwiederte der Bruder, „haben jetzt kein Gewicht mehr! Sie fallen zu Boden vor der Nothwendigkeit, die Ehre meiner Schwester wieder herzustellen!“

Der Graf machte eine Pantomime des Bedauerns.

„Sie müssen Opfer bringen!“ fuhr Karl fort. „Ihrer Neigung einigen Zwang anthun und minder kostspielig leben —“

„Mit einer Frau?“ warf Jener ein.

„Mit einer Frau, wie es meine Schwester ist, ja. Helene verachtet den Prunk!“

Geierstein zuckte die Achsel. Dann sagte er:

„Den Prunk — es sei! Aber auch das Wohlsein? Den einfachen Anstand?“

„Sie sind nicht bei Troste, Graf,“ entgegnete Karl unmuthsvoll. „Was wollen Sie? Handelt sich's etwa darum?“

„Allerdings, mein lieber Baron, handelt sich's darum,“ versetzte Jener. „Sie kennen das Derangement nicht, in das ich gerathen bin; — hab' ich's doch selber erst erfahren, als ich zu rechnen anfing! — Das neue Babel hat enorme Summen verschluckt; von meinen Gütern gehört mir nicht mehr der zehnte Theil!“

„Unmöglich,“ rief Karl erschreckt. — „Das ist ein Märchen!“ setzte er hinzu.

„Ich will Ihnen die Papiere vorlegen,“ erwiederte der Graf mit Ruhe.

Der Bruder zitterte vor Aufregung, und Verzweiflung befiel ihn. Jener fuhr fort:

„Als ich um die Hand Ihrer Schwester warb, kannte ich diesen Stand der Dinge noch nicht; — und dann hatte ich auch auf eine Mitgift gerechnet, die, wie sich jetzt zeigt, nicht gereicht werden kann!“

Karl, wie er später gestand, fühlte in diesem Moment den brennendsten Stich der Reue über den von ihm begangenen Mißgriff, den er zum ersten Mal als ein unentschuldbares Unrecht erkannte. Aber das ging wie ein Blitz vorüber, und er entgegnete dem Grafen:

„Wir haben uns Alle geirrt, wie sich zeigt; aber das ist jetzt einerlei. Wie es mit Ihnen stehen mag, Graf Geierstein, — Sie müssen Hochzeit machen, und zwar in kürzester Zeit! — Sie müssen!“ setzte er mit ergrimmtem Nachdruck hinzu.

Der Graf maß ihn mit funkelnden Augen. Aber er faßte sich wieder und sagte:

„Es geht nicht, Baron Ellerburg.“

„Es muß gehen,“ rief Karl. „Ich fordr' es im Namen meiner Schwester!“

„Und ich,“ entgegnete der Graf entschlossen, „verweigr' es im Namen der Vernunft!“

Karl sah ihn an; und daß nun der schlimmste Argwohn in ihm sich erhob, war nicht zu verwundern. Bebend vor Zorn rief er:

„Graf, das sieht nicht aus wie eine Vertagung der Hochzeit, sondern wie ein Bruch mit der Braut!“

„Und wenn es das wäre?“ erwiederte Jener.

„Dann wären Sie ein Schurke!“ versetzte Karl gelassen.

Geierstein fuhr auf, machte einen Schritt gegen ihn, hielt aber inne und sagte mit allem Stolz, dessen er fähig war:

„Mein lieber Baron, Sie sollten besonnener schließen! Ich bin ein gefährlicher Gegner, wenn meine Rache gereizt ist; und einen Mann, dem ich wohl will, warn' ich vor mir!“

„Gut,“ erwiederte Karl. „Ich will besonnen sein, und zu diesem Ende vor Allem sehen, wie die Sache steht. — Sie wollen also die Verlobung mit meiner Schwester rückgängig machen?“

„In ihrem eigensten Interesse,“ versetzte der Graf, — „was hier keine Phrase ist! Ich habe nicht gelernt, bettelhaft zu leben; und ich lern's auch nicht mehr. Wenn ich am Hungertuch nage, bin ich ein schlechter Ehemann, wie ich Ihnen ehrlich bekennen will; und es ist nur eine Rücksicht, die ich Ihrer Schwester beweise, wenn ich sie jetzt mit mir verschone! — Was mich betrifft, ich hab' ein Recht, zurückzutreten! Ihre Tante ist mir als Unterhändlerin Ihrer Familie entgegengekommen und hat mich in eine Falle gelockt, indem sie mich über das Vermögen Ihres Vaters täuschte, oder um es grade heraus zu sagen, belog!“

„Graf Geierstein,“ erwiederte hierauf Karl, „wenn ich Sie einen Teufel nennen würde, so wäre das zu viel Ehre für Sie. Sie sind ein Hundsfott! — Ich gehe nach Ellerburg, und erwarte dort Ihre Antwort.“

„Schön,“ rief der Graf mit beleidigendem Hohnlächeln. „Auf Wiedersehen!“ —

„Der Bruder kehrte nach Hause. Sein tief düsteres Gesicht ließ die Beiden, die ihn erwarteten, das Ergebniß der Unterredung ahnen. Als er den Bericht erstattete, knickte der Vater zusammen; Schmerz, Wuth und Scham verzerrten das Gesicht der Gräfin. Diese mußte nun glauben, was sie immer in Abrede gestellt hatte, und sich einer grauenhaften Widerlegung beugen.“

„Nach und nach sammelte sie sich doch wieder. Sie meinte, Karl hätte den Grafen zu scharf angelassen, den stolzen Mann verletzt und zur Wuth gereizt. Sie sprach die Erwartung aus, daß der Welterfahrene bei ruhiger fließendem Blut sich doch besinnen und einen Vorschlag machen werde, auf den eine Versöhnung möglich wäre. Allein ein Schreiben, das aus der Residenz von einem Kameraden an Karl eintraf, machte auch dieser letzten Hoffnung ein Ende. Es meldete nichts Geringeres, als die Bewerbung des Grafen um die Hand Lilly's von Rothenberg.“

„Karl wurde nun ganz und gar wüthend, fühlte aber eine Art Wollust, die Rache in seiner Hand zu haben. „„Diese letzte Schändlichkeit,““ rief er fast triumphirend, „„wollen wir verhindern! Ich schieß' ihn nieder wie einen Hund, so wahr ein Gott im Himmel lebt!““ — Und mit schauerlicher Ruhe setzte er hinzu: „„Es ist beschlossen!““

„Zwei Tage darauf ging das Duell vor sich. Ich secundirte Karl. Der Abstand war zehn Schritte, und die Gegner schossen auf Commando. Karl hielt sein Wort: Der Graf stürzte tödtlich verwundet zusammen und lebte nur noch wenige Tage. Der Rächer seiner Schwester erhielt aber selbst einen Schuß in den rechten Arm; dieser mußte ihm abgenommen werden, und er ist gegenwärtig — Invalide!“

„Um Gotteswillen!“ rief Hugo bei dieser neuen Unglücksmeldung. „Also auch Karl —“

Wildau zuckte traurig die Achsel.

„Grausames Geschick!“ fuhr Jener fort! „Wenn es einmal im Gang ist, schont es Niemanden!“

„Am schrecklichsten,“ versetzte Wildau, „traf es das arme Mädchen. Bei der Nachricht von dem Ausgang des Duells fiel sie wie todt nieder. Sie wurde zu Bett gebracht; aber nun entlud sich das Unheil in ihrer Brust. Sie brach Blut; — und wenn die Ihrigen hofften, wenn sie selbst wieder hoffte — sie geht dem Grabe zu.“

Hugo, von unendlicher Trauer bezwungen, warf sich dem Freund um den Hals und weinte laut. Dann, sich wieder aufrichtend, rief er:

„O Menschenleben! O Elend dieses Daseins! — Eine Blume, kaum dem Licht erschlossen! Sich sehnend, glücklich zu sein und glücklich zu machen — und geknickt am Morgen ihres Tages! — Ein Gebäude der Wohlfahrt, in dem man so freudenreich zu wohnen gedachte, mit einem Male jammervoll zusammengestürzt! — — Und der Baron? Und die Frau, die das Unglück durch ihre Rathschläge herbeigeführt hat?“

„Der Frau von Rabeneck,“ entgegnete Wildau, „ist die Nemesis nichts schuldig geblieben. Sie litt in der Familie, die sie nach Verheißung der höchsten Glorie in Jammer und Schmach gestürzt hatte, Höllenpein. Ihr Gesicht, hager, todtenbleich, drückte ein Qualgefühl der Scham und stillen Verzweiflung aus, daß ich selber mich bei ihrem Anblick eines tiefen Bedauerns nicht erwehren konnte. Ihr Stolz war gebrochen, ihr Glaube an ihre Art von Klugheit zerstört, und da sie keinen andern Halt hatte, so war sie Nichts mehr. — Man fand sie eines Morgens todt im Bette: ein Herzschlag hatte sich ihrer erbarmt!“

Hugo machte eine Bewegung mit den Armen, als ob er sagen wollte: in Gottes Namen! —

„Aber der alte, schwache, gutmüthige Vater?“ rief er dann. „Mit Schmerzen denk' ich an ihn! Das Unglück muß ihm fürchterlich zu Herzen gegangen sein!“

„Allerdings,“ versetzte der Freund. „Aber es hat seinen Geist auch abgestumpft. Er lebt jetzt nur wie ein Träumender, und geht wie ein Kind in Ellerburg umher.“

Hugo, nach einem Blick des Verständnisses, nickte. —

„Also die ganze Familie vernichtet!“ rief er. „Ein Haus, wie dieses, dem Untergang geweiht — unrettbar verloren!“

Wildau sah ihn an, und ein Blick des Trostes ging aus dem treuen Auge.

„Das hoff' ich doch nicht,“ versetzte er mit herzlichem Ton. „Karl, wenn auch mit künstlichem Arm, ist gesund und wohl — und seit drei Wochen mit meiner Schwester vermählt!“

„Ah!“ rief Hugo mit einem frohen Aufblick. „Ein Lichtstrahl! — — Wie wurde das möglich?“

„Durch ein Legat,“ erwiederte Jener, „welches ein Bruder meines verstorbenen Vaters uns Beiden in seinem Testament ausgesetzt hatte. Da ich von meinem Gehalt leben kann,“ fügte er mit der unsichern Stimme einer gewissen Scham, dies gestehen zu müssen, hinzu, „so hab' ich auf meinen Theil verzichtet, und das Ganze reichte eben hin, für Karl die gesetzlichen Bedingungen zu erfüllen.“

„Edler Mann!“ rief Hugo, indem er seine Hand ergriff und schüttelte. „Braves Mädchen, die dem Armen die Treue gehalten hat!“

„Karl,“ fuhr Jener fort, „nachdem er seine Haft ausgehalten, ist zu den Invaliden versetzt worden, und lebt nun ein stilles, aber nicht unglückliches Leben. Der Tod des Grafen kann sein Gewissen nicht belasten. Wir haben von diesem Dinge vernommen, die ihn der Sichel reif machten. Er hat in Paris unter andern einem wackern Mann die Frau verführt, dann den Entehrten im Zweikampf zum Krüppel geschossen; und eben in Folge davon ist seine Verlobung mit der Tochter des reichen Hauses zurückgegangen!“

„Fort mit ihm!“ rief Hugo mit flammenden Augen. „Und wenn ihn keine Schuld befleckt hätte, als die gegen Helene, so war er dem Tod verfallen! — Möchten Alle, die gleich ihm unsern Stand schänden, in die Hölle verschlungen werden!“

Er ging mit heftigen Schritten auf und ab. Wildau folgte ihm mit den Augen und schwieg. Dann sagte er:

„Ich will den Grafen nicht entschuldigen; aber im Grund ist's doch Schade um diesen Mann! Schade, daß er so verderbt worden und daß sein besseres Ich in Selbstsucht untergegangen war! Bei dem Duell hat er sich sehr gut benommen. Auch hör'

ich, daß er durch sein Testament früheres Unrecht wieder gut gemacht hat. Er besaß gesellige Tugenden, Geist und Kenntnisse — wie hätte er sonst eine Helene einnehmen können? Ja, es war sogar etwas Edles in ihm. Aber Reichthum und Müßiggang ließen ihn in ein Genußleben versinken, und da blendete auch ihn der Wahn des Hochmuths: wenn er Böses thäte, so wär's gut, und wenn er schimpflich handelte, dann wär's ehrenvoll! — Hätte ihn von Jugend auf ein hartes Geschick in Zucht genommen, er würde vielleicht jetzt auf einem der ersten Posten glänzen!"

Hugo hatte sich vor den Freund gestellt und der Spruch des natürlich gerechten Verstandes und der Milde traf ihn in's Herz.

„Sie haben Recht," versetzte er. „Lassen wir ihn — er steht vor Einem, der ihm sein Urtheil sprechen wird!" — Nach kurzem Schweigen sagte er: „Wann werden Sie reisen?"

„Morgen früh mit Tagesanbruch," erwiederte der Oberförster. „Ich sehne mich, die Meinen wiederzusehen!"

„Das begreif' ich, lieber Freund!" entgegnete Hugo. „Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau!" Und indem er seine Hände faßte, setzte er bewegt hinzu: „Es thut mir unendlich wohl, Sie und die Ihrigen glücklich zu wissen!"

Wildau, mit einem Blick herzlichen Dankes, drückte ihm die Hand. Dann sagte er:

„Und Sie? — Was werden Sie thun?"

Hugo sah für sich hin, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Ich weiß es nicht," erwiederte er. „Ein Verlangen hab' ich wohl; aber es geht nicht — ich muß mir's aus dem Sinn schlagen!"

Der Freund errieth ihn.

„Sie möchten nach Ellerburg?"

„Allerdings," versetzte Hugo. „Aber ich darf nicht! Mein Anblick würde den Unglücklichen Pein verursachen!"

„Ohne alle Vorbereitung möchte ich Ihnen den Besuch auch nicht rathen! Aber jetzt kann ich in's Mittel treten. Ich werde ihnen dort erzählen, wie ich Sie getroffen, welche treue Freundschaft Sie der Familie bewahrt haben, und Ihren Besuch hoffen lassen. Dann gewöhnen sie sich an die Vorstellung, und wenn Sie erscheinen, wird es ihnen Freude machen."

Hugo schwieg einen Moment.

„Geb' es Gott!" erwiederte er dann.

„Sie werden," fuhr Wildau fort, „das schöne Gut in einem traurigen Zustande finden. Der Baron konnte dem Andrang seiner Gläubiger nicht widerstehen, und wir mußten uns entschließen, die größere Hälfte der Grundstücke zu verkaufen, um ihm nur einige Ruhe zu verschaffen. Der frühere Verwalter, den wir als einen Betrüger entlarvten, ist fortgejagt und ein ehrlicher Mann eingesetzt; aber was hilft's? Das Ganze reicht jetzt nur noch hin, den Armen das Leben zu fristen! Die Gebäude kommen herunter, und Karl und ich können mit dem besten Willen nicht helfen. — Doch das ist jetzt das Geringste!"

„Allerdings, mein Freund!" erwiederte Hugo mit schmerzlichem Verziehen des Mundes.

Beide schwiegen. Endlich fragte Wildau:

„Könnten wir nicht eine Strecke zusammen reisen?"

Hugo besann sich.

„Unter Umständen, ja," versetzte er dann. „Ich erwarte hier eine Sendung von meinem Banquier und wund're mich, daß sie noch nicht eingetroffen ist!"

„Ich würde Sie," fuhr Jener fort, „zu uns einladen. Aber es ist am Ende doch zu nah —"

„Ich geh' in die Hauptstadt," fiel Hugo ein. „Dort will ich mich der Einsamkeit ergeben — und Ihre Meldung erwarten."

Während er dieses sagte, trat ein Kellner ein und übergab ihm ein Schreiben. Nach einem Blick auf die Adresse sagte er zu Wildau: „Wir reisen zusammen!"

Er erbrach das Couvert, nahm einen Wechsel und einen Brief heraus, entfaltete diesen und las. Ein Ausruf des Staunens, wie über etwas gänzlich Unverhofftes, entfuhr seinem Mund und eine Röthe flog über seine Wangen. Er legte das Papier zusammen und sah für sich hin wie Einer, der seine Zukunft in's Auge faßt.

„Was schreibt man Ihnen?" rief Wildau mit erregter Neugier. — „Es hat Sie überrascht!"

„Es ist auch wahrlich überraschend," versetzte Hugo mit einem eigenen Ausdruck. „Ein Onkel, Baron von Grollfeld, ist gestorben und hat mir den größten Theil seines Vermögens hinterlassen. Ich bin, was ich niemals gewesen: ein wohlhabender Mann!"

„Sie!“ rief Wildau mit einem Aufleuchten der Freude. „Empfangen Sie meinen Glückwunsch, bester Freund! Bei Ihnen ist's in den besten Händen, und wir können uns freuen —“

Hugo sah ihn mit einem traurig bedeutsamen Blick an, und Jener, nickend, fuhr fort:

„Es ist wahr, — es ist zu spät! Aber in Gottes Namen! Nehmen Sie Ihr Erbe in Besitz, kommen Sie dann wieder und versüßen Sie wenigstens die letzten Tage der Geliebten! Sie ist Ihrer Liebe nie so würdig gewesen als jetzt, und wenn sie Ihre Vergebung — Ihre Achtung wieder hat, dann wird sie ruhig sterben.“

Hugo, mit nassem Auge, umarmte den Freund und rief:

„So sei es! — Ich will meinem Herzen gütlich thun und Freude machen, so viel ich noch vermag. — Ehre dem guten Mann, der an mich gedacht und mich dazu in den Stand gesetzt hat!“

XI.

Es war an einem Septembermorgen, als Hugo sich auf dem Wege nach Ellerburg befand. Er hatte seine Erbschaft angetreten, war Herr eines kleinen Gutes und eines größern Vermögens an Capitalien geworden, als er sich vorgestellt hatte; während er seine Angelegenheiten ordnete, ging die Regenzeit vorüber, und am ersten Tag, der nicht nur selber schön war, sondern auch eine Reihe schöner verhieß, machte er sich auf die Reise.

Ungefähr eine Meile von Ellerburg, in einem Marktflecken, wo er sein Mittagsmahl einnahm, hieß er den Kutscher verweilen und erst später in's Dorf nachfahren. Er selber wollte still in das Haus ehemaligen Glücks eintreten und den ihm so wohlbekannten Weg durch Wald und Feld allein zu Fuße machen.

Mit wunderbaren, seltsam gemischten Empfindungen ging er auf den trauten Steigen hin. Er sollte die Geliebte, die er in blühender Schöne verlassen hatte, gewelkt, abgezehrt wiedersehen! Aber er sollte sie wiedersehen — und ihre Seele liebender finden, als er sie verlassen! Er sollte ihr Freude machen, ihr Herz rühren und beglücken, und den Dank aus dem Auge strahlen sehen, das tiefer und schöner blicken würde als irgend vorher! — Sie lebte noch, sie bedurfte seiner, er konnte die ganze Seele an sie hingeben und ihr Herz gewinnen, daß es sein war in ewiger Liebe. Und wenn sie dem Grabe zuging, — seine Blicke richteten sich über das Grab hinaus zu Anschauungen ewigen Lebens.

Trauer füllte sein Gemüth; aber die Trauer hatte etwas Süßes, ja beinahe Tröstliches.

„Traum des Traumes!“ rief er hinwandelnd aus. „Das Leben ist ein Traum, — die Jugend ist der Traum des Lebens! — Wie rosig, süß und wunderhold ist sie! Aber eben die holdeste geht vorüber wie ein Traum, — und die in ihr beglückte Seele erwacht zur Anschauung des Verlustes! — Unglaublich in den Stunden der Freude und des Glücks! Doch diese fliehen dahin — und das Unglaubliche steht vor dem erschreckten Sinn als Wirklichkeit!“

Er ging still weiter. „Gottlob,“ sagte er sich nach einer Pause, „nur das Vergängliche ist vergangen! — Es ist ein tiefes Weh, das Wunderliebliche hinschwinden zu sehen! Aber nur der Schein schwindet, das Wesen bleibt, und wird ewig bleiben!“ —

In solchen Gedanken des Leides und des Trostes legte der Treue den Weg zurück. Wenn Schwermuth sein Herz durchdrang und in seinen Mienen sich ausdrückte, so ging er doch nicht unter in ihr. — Die Sonne, die durch die Blätter des Waldes hereinschien oder den gelben Stoppeln einen lichten, den Wiesen einen goldenen Schimmer gab, half seine Empfindungen klären, so daß in der liebenden, phantasievollen Seele zuletzt gar die Hoffnung für's Leben sich wieder erhob! — —

Er trat aus dem letzten Waldstück heraus — da lag sie, die trautschöne Burg! — Dort sah der Eckthurm her, den er bewohnt und von dem er so glückselig in das Thal hinabgeschaut hatte! —

Indem er auf dem offenen Fußpfad weiterging, begann sein Herz doch mächtig zu klopfen; die Phantasien wichen der Wirklichkeit. Verlangen und Bangen erfüllte ihn, als er in's Dorf eintrat — Leute des Dorfes, die ihn wieder erkannten, nicht ohne scheue Verwunderung grüßten, und der Fuß ihn über die Schloßbrücke trug.

In dem großen Hof erblickte er Niemand. Ein Hund fuhr aus der Hütte heraus, die rechts an der Scheune lag, und bellte ihn

an. Hugo rief ihn im Tone freundlichen Vorwurfs mit Namen, der Hund erinnerte sich des alten Wohlthäters und wedelte mit dem Schweife.

Wenige Blicke überzeugten den Ankömmling, daß Gebäude und Anlagen fast pflegelos ihrem Schicksal überlassen waren. Nicht nur die Mauern an Stallungen und Scheunen zeigten an großen Stellen die nackten Steine, auch am Schloß war Bewurf abgefallen und nicht wieder erneuert worden. Der Garten, dem offenbar kein Gärtner mehr vorstand, ging der Verwilderung entgegen. Auf den Blumenbeeten stand Kraut und Unkraut durcheinander, Gras wuchs auf den Kiesgängen, und an dem schönen Zaun, der den Garten vom Hofe schied, fehlten Stacketen.

Hugo ging zum Schloß. Als er in den Thorweg treten wollte, kam ihm der alte Diener des Barons, der jetzt sein einziger war, daraus entgegen, erkannte ihn und stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. „Um Gotteswillen, Herr Baron," rief er — „Sie kommen zu uns?" — Er stand in abgetragener Livree und magerer von Gesicht mit einer gewissen Verlegenheit vor ihm; aber aus dem Auge sah doch Freude und ein Ausdruck von Dankgefühl.

„Ist der Baron zu Hause?" fragte Hugo.

„Ja, Herr Baron," war die Antwort.

„Und Fräulein Helene, wie befindet sie sich?"

Der Alte machte auf diese Frage eine Bewegung respectvollen Bedauerns. „Etwas besser, Herr Baron!" erwiederte er. „Sie sind beide im Garten; — in der Laube hinter dem Schloß!"

„Helene muß also nicht das Bett hüten?" rief Hugo rasch, mit einem Schein der Hoffnung in seinen Zügen.

„Seit zwei Tagen ist sie wieder auf. Aber —" Er schwieg und sah zu Boden.

„Melde mich," rief Hugo entschlossen. „Doch sag' ihnen, daß ich nicht lästig fallen wolle. Ich kann in's Dorf zurückgehen und warten, bis es ihnen genehm ist, mich zu empfangen."

Der Diener ging. Nach wenigen Minuten erschien er wieder und sagte: „Der Herr Baron sind willkommen!"

Hugo trat in den Garten und lenkte seine Schritte zu der Laube. Um ein Buschwerk biegend, sah er die Gesuchten am Eingang aufrecht stehen, Helene mit dem linken Arm auf die Schulter des Vaters gelehnt.

Der Baron schien wenig verändert; das Gesicht hatte weder an Rundung noch an Röthe verloren, nur die Haare waren grauer geworden. Ein näherer Blick ließ aber erkennen, daß die Züge ausdruckslos geworden und ein Gepräge dumpfer Ergebung angenommen hatten.

Helene war blaß und schmaler von Wangen; aber das Gesicht hatte noch immer einen Glanz der Jugend. Die Kranke war noch immer schön, und die Züge, die jetzt in Wehmuth und Verlegenheit doch auch einen Schein der Freude zeigten, hatten einen rührenden Reiz.

Hugo trat grüßend zu ihnen, schüttelte dem Baron die Hand und faßte dann die bleichen Finger der Geliebten. „Mit großer Beruhigung," sagte er herzlich, „hab' ich von Christoph gehört, daß Du Dich wieder besser fühlst, liebe Helene! — Fahre fort — und nimm dazu meine innigsten Wünsche!" — Er sah sie an, mit einer Liebe, einer so tief ehrlichen Theilnahme, daß die Wangen des Mädchens sich färbten und ihre Finger unwillkürlich die seinen preßten. Die Augen, die sich auf ihn richteten, wurden naß, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. „Ist's möglich?" rief sie tiefbewegt und staunend, — „kann man so gut sein, wie Du es gegen mich bist?"

„Was fällt Dir ein!" rief Hugo. „Nicht so, Helene!" setzte er bittend hinzu.

Der Baron wandte sich zur Tochter und in seinen Augen erglänzte Mitgefühl, Ergriffenheit. Mit einer Würde, die an seine bessern Tage erinnerte, bat er Hugo, Platz zu nehmen, faßte die Hand des Kindes, und geleitete sie zum Sitz. Er sah sie dann mit einem Blick des Schmerzes und der Zärtlichkeit an, der auf Hugo den rührendsten Eindruck machte.

„Sie treffen Ellerburg anders, als Sie's verlassen haben," sagte er dann zu diesem. „Damals war's unterhaltend und schön bei uns! — Jetzt," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „ist es ein Haus des Unglücks geworden!"

Hugo wandte sich mit achtungsvoller Theilnahme zu ihm. „Nach dem Unglück," versetzte er mit einem Ton der Güte, der förmlich den Klang der Wahrheit hatte, „wird auch das Glück wieder kommen!"

Der Vater schüttelte den Kopf. Dann

schaute er eine Zeitlang für sich hin. Er schien nichts mehr hören zu wollen und versank in theilnahmloses Brüten.

Helene, zu Hugo gekehrt, lächelte durch die letzten Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren und sagte mit Liebe: „Du bist rüstiger, ich möchte sagen männlicher geworden, Hugo! — Von dem guten Wildau haben wir auch gehört, daß Dein Onkel Dich zu seinem Erben eingesetzt hat! — Dir geht's gut, wie Du's verdienst. Es gibt doch eine Gerechtigkeit in der Welt!“

Hugo faßte ihre Hand und sah ihr in's Gesicht. Ihre Wangen waren von einem rosigen Schein überhaucht, ihre Augen drückten bei rührender Demuth zärtliche Freundschaft aus. Dem Ergriffenen kam sie nun so schön vor, daß es ihm war, als müsse sie wieder genesen! — als müßten sein Wille und seine Liebe sie wieder genesen machen!

Er sagte: „Liebe Helene, Du siehst viel besser aus, als ich mir's nach der Schilderung, die ich vernommen habe, vorstellen mußte. Unvergleichlich besser! — Ich hoffe und glaube, daß die Wendung, die in diesen Tagen eingetreten ist, Dich wieder zur völligen Gesundheit führen wird.“

Das Mädchen fuhr wie erschrocken auf, und rief unwillkürlich: „Ich hoffe nicht! — Ich habe das Glück verwirkt,“ setzte sie dann mit sinkender Stimme hinzu, „und dem Leben entsagt!“

„Diesen Gedanken,“ entgegnete Hugo, „mußt Du aufgeben! — Du mußt leben wollen!“

Der Baron sah hier auf; aber als ob er das Wort nicht begriffen hätte, ließ er nach momentanem Hinstarren den Kopf wieder sinken und zeigte die alte Apathie.

„Wie!“ rief Hugo mit gedämpfter Stimme zu Helene, „Du willst nicht mehr glücklich sein?“

„Nein, lieber Hugo,“ erwiederte sie; — „wie Du meinst, nicht. Das einzige Glück, das ich gewünscht habe, ist mir heute zu Theil geworden: Dich noch einmal zu sehen! Und,“ setzte sie gerührt hinzu, „Dich so gut zu sehen, wie Du früher gewesen bist!“

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt; Hugo ergriff ihre Hände und preßte sie zärtlich. Die Beglückte lächelte süß, und tieferes Roth flog über ihre Wangen. Die Thränen sich aus den Augen wischend, machte sie eine Bewegung, als ob sie den Entschluß gefaßt hätte, ihre Empfindung niederzuhalten, und begann wieder: „Ich danke Dir für Deine Freundschaft, Hugo! — Was ist es doch Schönes um ein edles, großmüthiges Herz! — Nur das ist etwas — alles Andere ist Nichts!“ Sie mußte Gewalt anwenden, um ihres Gefühls Herr zu bleiben; aber es gelang ihr; sie lächelte und sagte: „Wirst Du heute unser Gast sein? — oder vielleicht auf einige Tage?“

Während dieser Fragen war der Diener erschienen. Er sagte dem Baron, der Verwalter habe ein Anliegen an ihn: ob er hieher kommen dürfe oder ob der Herr Baron sich in den Hof bemühen wollten!

Der Angeredete hatte den Kopf erhoben, wie einer, der aus einem Traum erwacht. „Was willst Du?“ fragte er.

Christoph wiederholte seinen Auftrag.

„Ich komme,“ versetzte jener, warf einen Blick auf die beiden, nickte, und ging mit dem Diener weg.

„Nun?“ wiederholte das Mädchen zu Hugo.

Dieser erwiederte: „Ich habe meine Angelegenheiten in's Reine gebracht und bin ein freier Mann. Macht es Dir Vergnügen, und wollt ihr mich hier beherbergen, so bleibe ich längere Zeit in Ellerburg.“

„Ah!“ rief Helene, indem ein Licht der Freude in ihren Zügen aufging, welches Leid und Trauer wunderbar überstrahlte. Sie schwieg. Dann, indem ihre Brust sich hob und senkte und ihre Augen fest auf Hugo gerichtet waren, sagte sie mit Rührung: „So weit geht also Deine Großmuth! — Du willst bei der Armen, Verlassenen, Verachteten — Sterbenden bleiben! Bei einer, die Dir wehe gethan, Dich gekränkt und verlassen hat! — O mein Gott,“ rief sie von ihrem Gefühl übermannt aus, „was gibt es für Menschen in Deiner Welt! Teufel — und Engel in Menschengestalt! Menschen, die Engel übertreffen, weil sie als Menschen thun, was kaum von Engeln erwartet werden kann!“

Hugo ergriff sie bei den Armen und rief: „Rege Dich nicht auf, liebe Helene! — Dein Irrthum ist menschlich gewesen — mache kein Verbrechen daraus! — Du hast grausam gebüßt! — Richte Dich auf! Hoffe wieder!“

Das erschütterte, leidenschaftliche Mädchen, welches tiefer als je das begangene Un-

recht fühlte, entgegnete mit schmerzlichem Verziehen des Mundes: „Entschuldige mich nicht, Hugo — Du wirfst Feuer in meine Seele! — Nein, ich bin das armseligste Geschöpf unter der Sonne — und mit Recht vernichtet! Daß ich Dich nochmal gesehen, ist viel zu viel Glück für mich. Ich verdien' es nicht, und hätt' auch das nicht haben sollen!"

Sie schwieg und ihr Haupt senkte sich. Hugo umfaßte sie, die sich an seine Schulter lehnte, um ihre Thränen fließen zu lassen. Unbeschreiblich waren die Gefühle, welche durch die Brust des Mannes wogten. Unendliche Rührung; — unendliches Leid und unendliches Glück! — War sie nicht wieder sein? Ganz und gar sein? Hatte er nicht ihre Seele gewonnen, daß sie ihm gehörte, ihm allein und auf ewig?

Das Weinen erleichterte das gepreßte Herz; sie erhob das Haupt wieder, sah ihn an, und ein Schein von Trost ging über ihr Gesicht. „Und es ist wirklich so?" rief sie. „Du willst in Ellerburg bleiben? Bei mir bleiben? — Welch ein Mann bist Du! — Unglaublich!"

Sie schwieg, indem ein Feuer unendlicher Zärtlichkeit in ihren Augen sich entzündete.

Wer, der ein edles Herz hat, kann der Reue, dem Leid, der Demuth — der Liebe widerstehen? —

Hugo erwiederte mit innigem Ernst: „Mein Hierbleiben ist nicht verwunderlich. Ich liebe Dich, Helene! Und ich bleibe bei Dir —"

Das Mädchen war aufgefahren. „Rede nicht so," fiel sie ein. — „Du kannst mich nicht lieben! — Du hast mich geliebt, ja; — aber auch das ist schon zu viel für mich!"

„Nein," entgegnete Hugo mit tiefer Empfindung, „ich liebe Dich! — liebe Dich jetzt, — liebe Dich in diesem Augenblick mehr als ich Dich je geliebt habe!"

„Still, still," rief das Mädchen bebend. — „Es ist Rührung, Mitleid!"

„Es ist Liebe," erwiederte Hugo, „klare, tiefe, ewige Liebe. Ich habe Dich nie so schön gesehen, wie jetzt — und nie so würdig der Liebe! Was Du gefehlt hast, ist verzehrt von Deinem leidvollen Geschick bis zum letzten Atom! Du bist rein — rein und geweiht durch das Unglück, das Du erduldet hast. Nie hat Deine Seele so liebeschön aus Deinen Augen gesehen! — Glaub an Dich, glaub an mich — und lebe!"

Helene hatte tief Athem geholt, — ein unbeschreibliches Lächeln der Wonne flog um ihren Mund. „Nun," erwiederte sie, — „in Gottes Namen! Deine Großmuth will's nicht anders, Du mußt mich übermäßig beschenken — und ich ergebe mich drein! Ich nehme Deine Liebe an — die heilige Liebe eines Freundes! — Es gibt also doch nicht bloß Gerechtigkeit in der Welt, sondern auch Gnade! Nicht nur Leid und Buße, sondern auch Vergebung! — Ich habe gesündigt, — ich hab' unverzeihlich gefehlt; aber ich hab' doch auch viel gelitten, und ich mußte den Kelch leeren bis zum letzten Tropfen! — Ich habe von dieser Welt, die mir so viel verheißen hat, wenig gehabt. Die schönen Tage sind vergangen wie ein Traum; ich bin noch so jung — und muß vom Leben scheiden! — Sprich nicht dagegen! — Jetzt bin ich zufrieden und glücklich; ich danke Gott und ich segne mein Leben."

Sie reichte Hugo die Hand. Er, mit Thränen in den Augen, führte sie an seinen Mund und bedeckte sie mit Küssen.

Helene schaute auf ihn herab und nickte. „Welchen Abgrund von Seligkeit und Leid öffnest Du vor mir, Hugo! — Aber das Leben geht ja für Jeden dahin! — und Viele haben ein langes Leben hindurch nicht das Glück empfunden, wie ich es jetzt empfinde! — Mög' es Gott mir noch einige Zeit erhalten — und Dir's vergelten, Hugo!"

Sie gab ihm nochmal die Hand und erhob sich mit ihm. Dann sagte sie: „Führe mich in's Haus zurück. Ich fühle mich glücklich, aber ich bedarf der Ruhe. — Dein Zimmer," fuhr sie nach kurzem Innehalten fort, „das seit Dir Niemand mehr bewohnt hat, wird die alte Martha einrichten, die mit Christoph jetzt unsere ganze Dienerschaft ausmacht. — Komm! — Nehmen wir eben die Freude an, die wir noch haben können!"

Hugo hatte ihr den Arm gereicht und geleitete sie in's Schloß.

(Schluß folgt.)

Pater Wolff der Jesuit.

Eine historische Studie.

Von George Hiltl.

II.

Bruder Herrmann,

der Mönch von Lehnin und seine Weissagung über das Haus Hohenzollern.

Im Jahre 1697 ward der kurfürstliche Hof zu Berlin in eine sehr trübe Stimmung versetzt. In verschiedenen Kreisen der höheren Gesellschaft zeigte man verstohlen, später dreister, die Abschriften einer Prophezeiung, welche die nähere und fernere Zukunft des aufblühenden Fürstenhauses in sehr dunkeln Farben schilderte und endlich den Untergang desselben in Aussicht stellte. Das Gedicht war in lateinischer Sprache abgefaßt. Doch gab es auch bald nach dem Erscheinen deutsche Uebersetzungen.

Heutzutage wird darüber gelächelt, besonders da die Prophezeiung mit dem Jahre 1850 Fiasco gemacht hat. Anders war es zur Zeit ihres Auftauchens. Im siebzehnten Jahrhundert existirten eine Menge Vorhersagungen. Sie waren eine Folge der ungeheuren Aufregung, in welche der größte Theil der Bewohner Deutschlands durch die fortwährenden Kriegs- und Staatshändel versetzt wurde. Unser Vaterland hatte dreißig lange Jahre im inneren Kriege sich selbst zerrissen, dann nach kurzer Ruhe sah es die Reichskriege gegen Ludwig XIV., die Verwüstungen der Pfalz, Türkengefahr und Bedrohung seiner nordischen Grenzen. Eine düstere Stimmung bemächtigte sich der Gemüther und verschaffte Erzeugnissen leicht Eingang, die sich mit einer Verbesserung oder Verschlimmerung der Zukunft beschäftigten. Besonders gehörten hierher die vielfach versuchten Auslegungen der Offenbarung St. Johannis, die Berechnung eines Anfangs des tausendjährigen Reiches Gottes auf Erden, die Prophezeihungen der Pater Holzhauser und Simon Speer, die Visionen verschiedenster Art, welchen sogar die Briefe zwischen Leibnitz und Sophie Charlotte galten, als es sich um die Eingebungen durch den Heiland handelte, welche das Fräulein Rosamunde von Asseburg unmittelbar erhalten wollte. Goldmacher und Sucher des Steins der Weisen trieben sich an vielen Höfen herum und noch 1708 wurde der berüchtigte Graf Cajetano di Ruggiero in Cüstrin gehängt, weil seine angebliche Goldmacherei als Betrug entlarvt ward. — — Auf eine Prüfung des Gedichtes selbst, muß hier, so reiches Material dazu auch vorhanden ist, verzichtet werden. Wir beschäftigen uns nur mit dem muthmaßlichen Verfasser. — —

Derjenige, welcher die Lehnin'sche Weissagung anfertigte, mußte erstens jene vorerwähnten Zeitverhältnisse genau kennen; zweitens mit den Charakteren und Gefühlsstimmungen aller der Personen bekannt sein, in deren Hände die Weissagung zunächst gelangen sollte; drittens eine gute Kenntniß der brandenburgischen Geschichte besitzen. Aus dem Gedichte spricht ferner eine entschiedene Mißstimmung gegen das Haus Hohenzollern und ganz offen tritt das Verlangen zu Tage: die katholische Religion als die herrschende dereinst in Brandenburg wieder begrüßen zu können.

Wenn man nun den Pater Wolff als den Verfertiger der Prophezeiung bezeichnet, wie dies mit vielem Scharfsinn schon früher geschehen ist, *) so spricht für diese Annahme zunächst der Umstand, daß Wolff sicher der Mann war, alle voranstehenden Bedingungen erfüllen zu können. Sein Aufenthalt am kurfürstlichen Hofe zu Berlin setzte ihn nicht nur in den Stand, sich von allen Verhältnissen der fürstlichen Familie genau zu unterrichten, sondern er fand auch dadurch leicht diejenigen Personen heraus, welche am geeignetsten waren zur gelegenen Zeit ein Machwerk wie die Lehnin'sche Weissagung zu verbreiten. Eine gelegene Zeit war es aber gewiß (und der Zeitpunkt spricht besonders für die Annahme, die Weissagung sei ein Product der Jesuiten) die Prophezeiung grade in jenem Augenblicke auftauchen zu lassen, wo das berüchtigte dritte Testament, die Aufforderungen des Pater Vota, die eröffneten Aussichten auf eine Königskrone, die damit verbundenen Unterhandlungen, und das Beispiel eines benachbarten Fürsten — lauter höchst aufregende Ereignisse die Gedanken des Kurfürsten durchkreuzten und in Anspruch nahmen.

*) Guhrauer: „Die Weissagung von Lehnin." Eine der trefflichsten historischen Kritiken des berühmten Gedichtes.

Um noch sicherer den Nimbus des Geheimnißvollen zu verbreiten, hieß es: die Prophezeiung sei in einem Gewölbe der Ruinen des alten Klosters Lehnin aufgefunden worden; von Mönchen sorgfältig auf Pergament abgeschrieben, sei sie später in den Besitz verschiedener Gelehrten und Staatsmänner gelangt, aber ängstlich in Verwahrung gehalten worden. — Merkwürdiger Weise tauchte sie erst unter der Regierung desjenigen Fürsten auf, an dem die katholische Kirche eine Eroberung zu machen gedachte!! — Wichtig für die Beweise der Unechtheit, ist aber besonders eine zweite Annahme, welche Jahreszahlen mit sich führt.

Es sollen nämlich danach im Jahre 1300 in dem Archive des Klosters zu Lehnin von dem damaligen Abte Johannes die Verse seines Vorgängers, des Abtes Herrmann, dessen prophetische Gabe man schon im Jahre 1234 rühmte, aufgefunden sein. Es ergibt sich nun aber aus den Urkunden des Klosters Lehnin, daß um die angeführte Zeit gar kein Abt Herrmann existirt hat, ein solcher kommt erst 1335 vor.*) — Sehr auffällig ist ferner die Erwähnung des Klosters Chorin; denn wenn der Verfasser des Gedichtes wirklich 1234 seine Prophezeiungen zu Papier brachte, so hieß das Kloster damals noch gar nicht Chorin — sondern Mariensee (Stagnum St. Mariae), den Namen Chorin erhielt es erst fast fünfzig Jahre später.**) Wohin man sich auch wenden mag, welche historischen Hilfsmittel auch in Anspruch genommen werden mögen, nirgends läßt sich der prophetische Bruder Herrmann entdecken und mit der angeblichen Entstehungszeit des Gedichtes in Einklang bringen. Ein tiefes Geheimniß hätte nun also auf dieser Weissagung geruht und sie erst im siebzehnten Jahrhundert an's Licht treten lassen — als sie sehr brauchbar war***) — das ist, wie oben gesagt, sehr merkwürdig. Höchst erwähnenswerth ist aber hierbei die Thatsache, daß im 14. und 15. Jahrhundert die Seher und Propheten zu den gesuchtesten Leuten gehörten, daß die Heiligsprechung der Erleuchteten sehr häufig erfolgte, daß selbst der Papst Innocenz III. einen einfachen Laienbruder des Cisterzienserordens vor ein Concil beschied, um seine Visionen den versammelten Kirchenherren mitzutheilen.*) Die Brüder zu Lehnin, welche doch dem Orden der Cisterzienser angehörten, würden sicherlich nicht gezögert haben, eine so wichtige Prophezeiung, welche aus dem Schooße ihres Ordens hervorging, zu veröffentlichen, namentlich wäre dies gewiß im Jahre 1539 geschehen, als Kurfürst Joachim II. zum Protestantismus übertrat. Uebrigens besitzen wir noch eine Autorität in historischen Angelegenheiten des Klosters Lehnin, den Schriftsteller Jongelinus, der eine sehr umfangreiche Geschichte des Cisterzienserordens in Deutschland schrieb. Er gedenkt bei Erwähnung des Klosters Lehnin mit keiner Silbe der Prophezeiung, oder eines Abtes resp. Bruders von Lehnin und spricht nur von dem gescheidten Mönche Kagelwid, nachmals Bischof von Magdeburg.**)

Es kamen ferner die Annalen der Cisterzienser zu verschiedenen Zeiten im Druck heraus. In diesen Annalen stehen bei jedem Jahre die Prophezeiungen, Wunder 2c. verzeichnet, aber selbst in den neuesten Ausgaben, als die Weissagung von Lehnin allgemein bekannt und besprochen war, wird derselben und des Bruders Herrmann nicht die geringste Erwähnung gethan.***) —

Was die Prophezeiungen künftiger Größe des Hauses Hohenzollern betrifft, so sind dieselben keineswegs in geringer Anzahl vorhanden; der Raum verbietet, auf nähere Besprechung solcher verwandten Werke einzugehen, wir nennen daher nur die Namen: Leutinger, den Domküster Flörike, dessen Vision sogar die Statue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke beschreibt, Simon Dach, Johann Bödicker, vor allen Andern aber die berühmte Prophezeiung des Astrologen Carion unter Joachim I.†) — Die Lehnin'sche Weissagung ist eine solche nur von dem vierundsiebzigsten Verse an,††) denn bis zu Kurfürst Friedrich III.

*) Heinr. Schmidt: „Die Weissagung von Lehnin." Berlin 1820; und: „Die Urkunden von Gercken." Codex diplomat.

**) Gercken: „Stiftungsurkunde von Chorin." Cod. diplom. Brandenb. I. p. 392.

***) Guhrauer: „Weissagung von Lehnin."

*) Manrique: „Annalen der Cisterzienser."

**) Jongelin, Caspar: „Die Aebte des Cisterzienserordens." Köln, 1640.

***) Eine neue Uebersetzung der „Annalen des Cisterzienserordens" von Manrique erschien 1741.

†) Leutingers „Chronik." Wittenberg, 1587.

††) Nach den Handschriften der k. Bibliothek zu Berlin Sie sind die ältesten, gehören aber nur dem Anfange des vorigen Jahrhunderts an.

konnte der Prophet sehr wohl alle Einzelnheiten wissen, da er die Weissagung 1697 an das Tageslicht steigen ließ. Daß dies grade die Zeit ist, in welcher die Unterhandlungen um Erwerbung der Königskrone mit Wien in vollem Gange waren, ist historisch erwiesen und daher, wie schon angeführt, sehr wahrscheinlich, daß die Anfertigung und Verbreitung der Weissagung von einer Person ausging, die besondere Interessen verfocht. Einer der wichtigsten Gründe, die Prophezeiung für ein Werk aus dem siebzehnten Jahrhundert zu halten, dürfte auch wohl folgender sein: Wie verschieden die Ansichten über Verfasser und Ursprung des Gedichtes sein mögen, so steht unumstößlich fest, daß vor dem Jahre 1693 nicht die geringste Spur der Weissagung aufzufinden ist.*) Alle Behauptungen eines früheren Vorhandenseins sind in Nichts zerfallen, lassen sich nicht historisch nachweisen und gehören in das Gebiet der mittelalterlichen Schwärmereien, die so gern mit Gewölben, verborgenen Schränken, unheimlichen Archiven und visionären Mönchen zu thun haben. — Unerklärlich bleibt es ferner, wie viele neuere Ausleger das ganze Gedicht nicht als ein dem Fürstenhause Hohenzollern gegnerisches betrachten konnten. Die sämmtlichen Verse durchweht ein Hauch von Neid und die Sucht, die Verdienste der bedeutenden Fürsten zu verkleinern. In solchem Sinne faßte man es auch bereits im siebzehnten und selbst noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf. Man bemühte sich eifrig bei Hofe, den Verfasser und den Ursprung der Weissagung zu ermitteln und hielt sie sehr geheim, so, daß die Verbreiter derselben sich Unannehmlichkeiten aussetzten. Auch hielt man die ganze Prophezeiung für das betrügerische Machwerk eines im Interesse der Kurfürstin Dorothea handelnden Secretärs, der es gefertigt haben sollte, um die bevorstehende Regierung des, mit seiner Stiefmutter in Unfrieden lebenden Kurprinzen Friedrich, als eine unglückbringende anzuschwärzen.**) Wird hieraus schon klar, daß die Prophezeiung als feindliches Machwerk angesehen wurde, so sieht man auch wie schon zu jener Zeit nicht der Mönch Herrmann, sondern ein viel später auftauchendes Individuum als Verfertiger gedacht wird. Man glaubte also schon damals nicht an das Jahr 1300!! — Bezeichnend ist es, daß die Weissagung zuerst von hochgestellten, mit dem Hofe in unmittelbare Berührung kommenden Männern entdeckt, gelesen und — verbreitet wurde, 1693 theilte sie zuerst Martin Weise, kurfürstlicher Rath und Leibarzt (gest. 6. März 1693) dem Kammergerichtsrath Friedrich von Seydel mit, der Anmerkungen zu derselben verfaßte. Früher als 1693 verliert sich jede Spur.*) — Es waren also Männer von Ansehen, die das Werk zuerst verbreiteten und Pater Wolff, der mit den hervorragenden Persönlichkeiten bekannt sein mußte, wird eine genaue Auswahl getroffen haben. — Das Gedicht selbst, seine vielfachen Auslegungen, seine muthmaßlichen Erfüllungen ꝛc. näher zu untersuchen, dürfte hier nicht Raum genug sein. Man wird wissen, daß Alles auf das hinausläuft, was die letzten Verse aussprechen:

Die alten Dächer von Lehnin und Chorin erbeben sich wieder
Und nach alter Sitte (!) glänzt der Clerus in Ehre! ꝛc.
Auch stellt nicht mehr der Wolf dem edlen Schafstall nach. —

Das heißt mit andern Worten „Endlicher Triumph der katholischen Kirche!" Merkwürdig sind schließlich noch die auffallenden Uebereinstimmungen mit einem, von dem früher angeführten Speer (angeblich) gelieferten, prophetischen Gedichte auf das Haus Wittelsbach und die Worte des Paters Vota in seiner Denkschrift an Kurfürst Friedrich III.: Daß das Haus Hohenzollern zu hohen Würden in Deutschland gelangen werde, wenn es die katholische Religion annehme. Dieser Wunsch macht den Grundgedanken der Lehnin'schen Weissagung aus. Wenn ferner der große Kurfürst, auf den sich die Verse 71, 72, 73, 74 und 75 beziehen würden, auffallend von dem Dichter gelobt und emporgehoben wird, so spricht dies wohl mit für die Annahme, daß Pater Wolff der Verfertiger gewesen sei, da er, wie wir gesehen, dem Kurfürsten näher stand und sich seines Wohlwollens erfreute, weshalb auch grade bei Schilderung dieses Fürsten jene Bitterkeit wegfällt, die wir

*) Giseler: „Die Lehnin'sche Weissagung." Kritisirende Gelehrte sahen sie erst im achtzehnten Jahrhundert, so z. B. de Vignolles: 1711.

**) Neuer Büchersaal, 1746.

*) Guhrauer: „Die Weissagung Lehnin's."

sonst aus der ganzen Lehnin'schen Weissagung herausfühlen. Daß Pater Wolff im Stande war, ein Gedicht, wie die Lehnin'sche Prophezeiung anzufertigen, wird Jedem einleuchten, der die hohe Bildung der Jesuiten einigermaßen kennt.

Vielfache Auslegungen erfuhr das Gedicht im Laufe der Jahrhunderte. Fast eben so verschieden als diese, sind auch die Muthmaßungen über den Verfasser. Wolff möchte wohl mit ziemlicher Gewißheit als solcher bezeichnet werden können, zumal da fast nirgend mehr ein Zweifel darüber obwalten kann, daß das Gedicht ein Erzeugniß der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, also jenes Zeitpunktes ist, in welchem sich die Thätigkeit des berühmten Jesuiten besonders rührig zeigte. Daß die Weissagung erloschen ist, bedarf ebenfalls nicht mehr der Erwähnung, sie hat nur noch literarhistorischen Werth. Pater Wolff's Name trägt vielleicht nicht unwesentlich dazu bei. Er blieb mit den Geschicken des Fürstenhauses verknüpft.

Die Bürgerkriege in England
und
die Hinrichtung Karl's I.

Von H. Floto.

(Schluß.)

VII.

Nun möchte ich nach Liebert noch eine Digression über Milton machen. Daraus kann man den Charakter des Parlaments, wie es sich nach Hampden's und Pym's Tode entwickelte, recht anschaulich kennen lernen.

Auch Milton wurde anderer Meinung über das lange Parlament. Zuerst „glich es (wie er sagt) Göttern, denen täglich von allen Seiten Bitten nnd Danksagungen zuströmten."

Aber mehr und mehr kam er von der Ehrfurcht vor dem Parlament zurück. Im Jahre 1644 schrieb er seine Schrift über Theorie und Praxis der Ehescheidung. Darin sagt er: „Bischöfe und Presbyter sind ganz dasselbe für uns. Das Regiment der Aeltesten ist nichts als ein kleingebacktes Prälatenthum."

Milton redete gegen die falsche Einheit der Kirche; gegen die „gehorsame Einstimmigkeit" der Faulen und Gleichgiltigen. Er vertheidigt die gute Sache der Independenten gegen die Verläumdungen der Duckmäuser.

„Mit dem nichtssagenden Schreckensnamen „Kirchenspaltung" thun wir dem ernsten und aufrichtigen Durste nach Erkenntniß Unrecht, den Gott auf's Neue in diesem Lande erweckt hat. Worüber gewisse Leute klagen, darüber sollten wir uns herzlich freuen; wir sollten den frommen Drang der wackern Männer preisen, welche die Sorge für die Religion wieder in ihre eigene Hand nehmen wollen. Ein wenig freisinnige Klugheit, ein wenig Rücksicht des Einen auf den Andern, ein Körnchen Menschenliebe könnte alle diese Fleißigstrebenden zu einem gemeinsamen Suchen nach Wahrheit verbinden, und das wäre die wahre Einheit der Kirche.

„Laßt Wahrheit ringen mit dem Wahn — wer könnte ihr nachsagen, daß sie je in einem offenen Kampfe besiegt worden sei? Die sicherste Unterdrückung des Irrthums ist seine Widerlegung durch die Wahrheit."

Er verlangt, wie Schleiermacher, daß die Kirche in ihren Symbolen weit genug gebaut werde, daß die verschiedensten Glaubensbekenntnisse darin Platz finden.

Gegen Ende des Jahres 1645 hatte sich das Haus der Gemeinen durch Recruten verstärkt, die sämmtlich zu den Presbyterianern gehörten.

Milton sagt in der Vorrede seiner Geschichte Großbritanniens: „Manche, die ohne irgend ein Verdienst aus dem Laden oder der Zahlstube weggeholt wurden, um im höchsten Rath der Nation Ehrenplätze einzunehmen, setzten da ihr gewohntes Geschäft fort: sie verschacherten das Gemeinwohl. Ihre Verfügungen enthielten nichts, als neue Auflagen, Steuern und Zölle, jährliche, monatliche und wöchentliche."

„Den treuesten Anhängern der guten Sache (hier redet Milton aus eigener Erfahrung), die dem Parlament mit ihrer Person oder ihrem Vermögen Beistand geleistet hatten, wurden ihre gerechten Ansprüche abgeschnitten — mit der Bittschrift in der Hand wurden sie von einem Ausschuß zum andern geschickt, ohne irgendwo etwas auszurichten — oder, wenn ja einmal ausnahmsweise ihr klares Recht

anerkannt wurde, so weigerten sich die unersättlichen, ehrlosen Beamten in der Provinz sehr häufig, den Befehlen der obersten Staatsbehörde zu gehorchen. Die, welche wir vor Kurzem noch als unsere glorreichen Erretter priesen, denen alles Volk hoffnungsvoll anhing, die haben nicht nur ihre eigene Unfähigkeit verrathen, die Freiheit zu geben, die sie versprochen, — sondern sie haben auch die Nation untauglich gemacht, irgend eine Freiheit zu empfangen und zu bewahren."

Zweifel der schlimmsten Art an seinen Zeitgenossen und Landsleuten steigen in Milton auf; die Geschichte lehrt ihn, daß „die Freiheit zur unrechten Zeit und unter einem herabgekommenen, entarteten Geschlecht nur ärgere Sclaverei erzeugt."

„Britannien (ruft er aus) — um eine Wahrheit auszusprechen, die nicht oft gesprochen wird — ist zwar fruchtbar an starken und muthigen Männern für den Krieg, aber durchaus nicht überreich an Männern, die im Frieden rechtschaffen und weise zu herrschen verstehen. Man traut bei uns zu viel auf seinen Mutterwitz und vergißt, daß Bildung, Einsicht und selbstlose Hingebung an das Gemeinwesen, fremde Früchte auf diesem Boden sind. Sie gedeihen nur in solchen Geistern, denen sie durch eine sehr sorgfältige Erziehung eingepflanzt werden."

Er verzagt an den Andern; er bereut zuweilen, daß er sich in die unfruchtbaren Händel eingelassen; mit Wehmuth gedenkt er der holden Tage von Florenz. In einem Briefe an Carlo Deodati schüttete er seinen Kummer aus: „Mein Blick schweift in's Leere und mein Herz ist einsam." —

VIII.

Während der König also in Wight ist, herrscht in fast allen Grafschaften England's eine heiße Gier nach Frieden; in London selbst ist am 8. April 1648 ein ungeheurer Handwerkeraufstand, der nach einer Dauer von vierzig Stunden nur durch verzweifelte Angriffe von Reiterei gedämpft werden konnte. Die Handwerker hatten das Kampfgeschrei: „Gott und König Karl!"

Rings um London, in den Grafschaften Surrey und Kent, ist man in Waffen für König Karl.

Und oben aus Schottland rückt Herzog Hamilton an mit 21,000 Mann.

In dieser Zeit der Noth also hielten zu Anfang des April 1648 die Armeehäupter eine Zusammenkunft in Windsor. Generaladjutant Allen, ein sehr ernster, aufrichtiger Mann, berichtet darüber. Dies sind die höchsten Köpfe und die stärksten Herzen in England — und sie suchen den Herrn mit bittern Thränen mehrere Tage lang.

Im Jahre 47 (schreibt Allen ungefähr) war die Armee traurig daran, in Streit mit dem damaligen Parlamente, und auf der andern Seite in Conferenzen mit dem Könige. Wir ermangelten des Glaubens und der Furcht des Herrn und hatten überdies etwas Furcht vor Menschen, und fielen in Verträge mit dem Könige. Aber das erwies sich als solch ein Weg, daß alle die Dinge, die wir zu vermeiden gedachten, mit viel größerer Gewalt auf uns zurückfielen. Unser Verstand war überwältigt, unsere Herzen und Hände geschwächt.

Denn der König machte einen Vertrag mit dem damaligen Parlamente — und das Parlament war höchlich unzufrieden mit dem, was wir mit dem König und dem Parlamente selbst angefangen. Auch die gutgesinnten Bürger, denen wir theuer geworden waren durch die Einfachheit und Durchsichtigkeit unseres Verfahrens, wandten sich von uns, weil wir unklare und politische Schlangenwege gingen.

Und dazu kam noch die Eifersucht, die wir auf einander hatten, also daß wir uns hätten in Stücke reißen mögen.

Da sprachen unsere Feinde zu einander: Siehe, dies ist der Tag, auf den wir warteten.

Der König und seine Partei erhoben ringsum allenthalben Aufstände und von Norden her kamen die Schotten unter Herzog Hamilton.

Wir inzwischen im Heere waren in einem schwachen und verworrenen Zustande, — Einige von uns hielten dafür, es wäre gut, die Waffen niederzulegen und in's Privatleben zurückzukehren. Andere aber dachten anders: wir sollten feierlich zusammenkommen, uns vor dem Herrn demüthigen und nach unserm Unrecht forschen. Anders sahen wir keinen Weg, aus unsern Nöthen herauszukommen.

Also kamen wir im Frühjahr 1648 in Windsorschloß zusammen und brachten einen Tag im Gebet zu, kamen aber an diesem Tage zu keinem Resultat.

Am folgenden Tage kamen wir wieder

zusammen; Viele von uns predigten und beteten, und Generallieutenant Cromwell drang in uns Alle, wir möchten uns prüfen als Officiere und als Bürger, worin wir eigentlich gefehlt hätten. Denn wir Alle konnten doch sagen: es gab eine Zeit, wo der Herr mit uns war und uns seine Gnade zeigte. Diesen Zeitpunkt fanden wir am zweiten Tage.

Und am dritten Tage fanden wir, warum der Herr von uns gewichen war. Wir fanden den Grund in jener verfluchten, eingebildeten Weisheit, in unserer Furcht, in unserm Glaubensmangel, der uns im letzten Jahre bewogen hatte, mit dem Könige und seiner Partei zu verhandeln.

Auf diesem Pfade führte uns der Herr, daß wir nicht bloß unsere Sünde sahen, sondern auch unsere Pflicht, und dies lastete so schwer auf unsern Herzen, daß wir fast kein Wort zueinander sprechen konnten vor bitterlichem Weinen über unsern Unglauben, über unsere niedrige Menschenfurcht und unser Aufgeben des Wortes Gottes, das da allein ist Weisheit, Kraft und Sicherheit, und alle anderen Wege taugen nichts.

Und nicht sobald hatte uns der Herr mit Furcht und Zittern zu seinen Füßen gebracht, als wir auch sofort einstimmig zu dem Entschlusse kamen, es wäre unsere Pflicht, mit unsern Streitkräften auszuziehen und zu fechten gegen die mächtigen Feinde, die jetzt an allen Ecken auftauchten.

Mit der demüthigen Zuversicht, daß wir im Namen des Herrn sie zerschmettern würden.

Und dann, nachdem wir ernstlich des Herrn Angesicht gesucht hatten, kamen wir zu einem klaren Entschlusse, aus Gründen, die weitläufig auseinander gesetzt wurden, daß es unsere Pflicht wäre, wenn uns der Herr je in Frieden zurückbringen würde, Karl Stuart, jenen Blutmenschen, zur Rechenschaft zu ziehen für das Blut, das er vergossen, und das Unheil, das er angerichtet im äußersten Grade gegen des Herrn Sache und gegen des Herrn Volk in Großbritannien.*)

IX.

Der zweite Bürgerkrieg 1648.

Die Flotte hatte sich gegen das Landheer erklärt; in jeder Grafschaft Englands waren die Gemüther zum Aufruhr bereit; Wales war in hellem Aufstande; und oben aus Schottland rückt Herzog Hamilton mit 21,000 Mann in Lancashire ein.

Cromwell verläßt London am 3. Mai 1648; Fairfax, obwohl an Gicht leidend, muß zu Pferde steigen, zerschlägt wüthend das Centrum der Insurrection und treibt sie nach Colchester, das nun belagert wird.

Alles hängt jetzt von Cromwell ab. Im Juli ist er in Wales mit der Insurrection fertig und wendet sich nun nach Norden mit nicht ganz 9000 Mann gegen 21,000.

Wie kam aber Hamilton dazu, mit diesen 21,000 Schotten Krieg anzufangen?

Der Bruder des Herzogs, Graf Lanark, der Graf Laudon und Lauderdale hatten den König im December 1647 im Schlosse Carisbrok auf der Insel Wight besucht. Diese schottischen Deputirten hatten nun am 27. December mit dem Könige einen Vertrag in heimlichster Weise geschlossen, wonach sie sich im Namen ihrer Partei verpflichteten, in Schottland ein Heer zusammenzubringen, um den König wieder auf den Thron zu setzen.

Karl seinerseits machte sich anheischig, den presbyterianischen Gottesdienst in Schottland und England auf drei Jahre gut zu heißen, bis durch eine Versammlung von Theologen eine Kirchenverfassung zu Stande gebracht sein würde, welche dem Worte Gottes am meisten entspräche.

In Schottland fand dieser Vertrag viele Gegner; aber Hamilton wußte die Majorität des Parlaments in Edinburg dafür zu stimmen, und so wurde ein Heer aufgeboten. —

Das Heer zog durch Lancashire nicht in der besten Ordnung, die Nachhut wußte nicht, wo die Avantgarde war; das war viel zu lose für ein Heer, das einen Cromwell in der Flanke hatte. Uebrigens ließen sich die Schotten nicht im Entferntesten träumen, daß es Cromwell sein könnte, der sie am 17. August mit seiner kleinen Armee angriff.

Am 17. August begann der Kampf; am 20. streckte das Fußvolk die Waffen; am 23. ergab sich die Reiterei mit Hamilton. Hamilton starb für diese Sache auf dem Schaffot. Er war der unglücklichste Mensch, eines von jenen Talenten, die es trotz all' ihres Talentes zu nichts Rechtem bringen.

Cromwell klagt in seinen Briefen an das

*) Diese so überaus wichtigen Gebete in Windsor erwähnt Ranke mit keiner Silbe.

Parlament über die grundlosen und schmutzigen Wege in Lancashire: „Ich ritt zwölf Meilen in solchem Grunde, wie ich nie geritten bin in meinem Leben."

Ferner in einem andern Briefe an das Parlament: „Es kömmt mir nicht zu, Euch Rath zu ertheilen, aber bitten darf ich Euch, nur Gott zu erhöhen und nicht



John Milton.

sein Volk zu hassen, welches sein Augapfel ist, und um dessentwillen er selbst Könige verwirft."

Cromwell rückte am 4. October 1648 in Edinburg ein; am 6. December, einem überaus wichtigen Tage, kam er in London an.

X.

Hinrichtung des Königs.

Noch einmal erhielten die Presbyterianer im Parlamente die Oberhand, noch einmal kam es zu Verhandlungen in dem Städtchen Newport auf der Insel Wight, Montag, den 18. September; noch einmal kam es zu Nichts. „Die alte Doppelsinnigkeit seiner Politik verließ den König auch in diesen Augenblicken einer ernsten und drohenden Gefahr nicht." (Ranke).

Die Armee dagegen, die Generale voran, forderte am 20. November 1648, die Ausübung voller Gerechtigkeit gegen den gemeinen Mann, gegen die Lords, aber auch gegen den König, der sich reinigen müßte von der Anklage, daß er unschuldiges Blut vergossen. Der Generalrath der Armee schloß sich dem an in einer großen Remonstranz, die Fairfax' Namen an der Spitze trug, es sollte alle und jede Abkunft mit dem Könige verworfen werden.

Das Parlament ließ die Remonstranz unbeachtet und fuhr fort, mit dem Könige zu verhandeln. Die Armee ist um so aufgeregter. Die Armee in Windsor verbringt einen Tag im Gebet. Sie beschließt, am Sonnabend, den 2. December, nach London

zu marschiren; sie kömmt an, quartirt sich ein in Whitehall und andern großen, leerstehenden Häusern der City, ohne irgendwo Anstoß zu geben.

Diese Männer sind entschlossen: sie wollen Gerechtigkeit vollstreckt, sie wollen Gottes Gerichte auf Erden ausgeführt sehen.

Am Montag, dem 4. December, kömmt im Parlament die Frage zur Discussion:

Ein Geistlicher der Armee, der sie besucht, zuckt die Achseln und sagt: „Nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, in Wahrheit durch die Gewalt des Schwertes."

An diesem 6. December also kehrte Cromwell aus Schottland zurück. Die bisherigen Schritte gegen das Parlament waren ohne seine Mitwirkung geschehen. Sein Einfluß auf die Armee war groß, doch nicht



Herzog von Hamilton.

können die Concessionen Seiner Majestät in Newport als Grundlage zu einer Friedensverhandlung betrachtet werden?

Die Majorität entscheidet: Ja.

Darauf in der Nacht vom 5. zum 6. December lange Berathungen zwischen den Officieren und den Mitgliedern der Minorität — Berathungen, deren Resultat man am 6. December sah. Da stand das Regiment des Obersten Pride vor Westminsterhall und schloß gegen hundert Mitglieder der Majorität aus.

Die ausgeschlossenen Mitglieder fragen: Nach welchem Gesetz? Nach welchem Gesetz?

so groß, wie man ihn gewöhnlich darstellt oder sich denkt. An den ferneren Schritten gegen den König nahm er allerdings kräftigen Antheil, doch in keiner Weise mehr, als die andern Officiere. —

Sehen wir uns jetzt nach dem Könige um.

Oberst Hammond, Gouverneur der Insel Wight, wurde plötzlich blaß, als die Nachricht kam, der König wollte nach Wight. Es war nicht gut, daß ein Mann mit so zarten Empfindungen auf einem so wichtigen Posten stand. Der König war noch auf Ehrenwort zu Newport.

In einer stürmischen und regnerischen

Nacht, Dienstag den 28. November, besetzt ein anderer Oberst das Haus des Königs mit seltsamen Soldaten; der Rauch ihrer Lunten dringt sogar in des Königs Gemach; — und am Morgen um 8 Uhr bringt er Seine Majestät in grimmiger Schweigsamkeit und stricter militärischer Ordnung nach dem Schlosse Hurst am Ufer der Grafschaft Hampshire.

In London war durch Pride's „Reinigung“ die Minorität zur Majorität gemacht, und sie hatte jetzt klaren Weg.

Inzwischen war der König von Hurst nach Windsor gebracht.

Der Proceß des Königs war nun bloße Form. Schon bei jenen Gebetstagen in Windsor bin ich überzeugt, hatten die Officiere den Entschluß zu diesem Todesurtheil gefaßt.

„Von einem Rechtsverfahren ist bei diesem Prozeß nicht eigentlich die Rede. Er bringt nur den Gegensatz der beiden weltbewegenden Gewalten zur Erscheinung, der ererbten, historisch gebildeten — und einer andern, welche der Repräsentation des Volkes eine unbeschränkte Autorität zuschreibt, vor der jedes historische Recht verschwindet. Die Idee der Souveränetät des Volks und das göttliche Recht der Könige treten einander gleichsam Leib an Leib entgegen. (Ranke.)

Dreimal wird der König zum Verhöre gebracht, will sich aber auf Nichts einlassen, weil er diesen Gerichtshof nicht anerkennt; er benimmt sich mit königlicher Würde, ist stark in seinem göttlichen Recht; er scheint bis zuletzt nicht geglaubt zu haben, daß diese Männer ihn verurtheilen würden. Aber das waren kühne Männer; Männer, die da fühlten, daß sie im Namen Gottes da saßen, und die kein irdisches Wesen scheuten.

Bradshaw, der Präsident des Gerichtshofes, sagte zum König: „Sire, Sie dürfen nicht von der Sache abschweifen. Dieser Gerichtshof ist von seiner Autorität überzeugt. Kein Gerichtshof wird es ertragen, wenn seine Autorität so in Zweifel gezogen wird. Schreiber, leset das Urtheil.“ — — —

XI.

Ueber diese Hinrichtung des Königs ist viel für oder wider geschrieben worden.

Merle d'Aubigné z. B. verdammt den gewaltsamen Tod des Königs auf das Schärfste und dann fügt er hinzu: „Und doch können wir nicht umhin, auszusprechen: die Trennung Englands und der Stuarts war unvermeidlich; sie war von Gott selbst beschlossen. Spätere Zeitalter haben das Schaffot gebrandmarkt, aber sie haben das Todesurtheil gut geheißen. Karl I. würde einen Mittelweg zwischen Protestantismus und Papismus vorgezogen haben; aber es war kein Verlaß auf ihn; man kann vollkommen überzeugt sein: wäre er in dem Kampfe siegreich gewesen, so würde er die Freiheit und Religion Englands vernichtet haben. Er war unheilbar in seiner Falschheit, er hielt sich durch kein Versprechen gebunden, welches er rebellischen Unterthanen gethan; er sann auf ihren Untergang, während er um ihre Hilfe flehte.“

Nach der Restauration im Jahre 1660 legte Graf Glomorgan dem König Karl II. ein Schreiben vor. Graf Glomorgan war Karl's I. geheimer Agent in Irland gewesen. Nach jenem Schreiben hatte Karl I. jenem Agenten Auftrag gegeben, ein Heer von 26,000 Mann anzuwerben, hauptsächlich Irländer, und diese Armee sollte vornehmlich vom Papst und von katholischen Fürsten besoldet werden.

Und Karl hatte hundert Mal versichert und sich verschworen, er suche keine fremden Truppen nach England hinüber zu schaffen; man möchte sich „auf das Wort eines Königs“ verlassen. —

Macaulay erklärt in seiner Geschichte Englands die Hinrichtung nicht bloß für ein Verbrechen, sondern für einen Irrthum. Das Leben des Königs sei nur eine Reihe von Angriffen auf die Freiheit Englands gewesen; nun aber hätten die kriegerischen Heiligen die Sache so angelegt, daß er als Märtyrer für eben diese Freiheiten gestorben. Sie hätten ihm Gelegenheit gegeben, Eigenschaften zu entfalten, die unwiderstehlich die Bewunderung und die Liebe der Menschen hervorriefen: den hohen Muth eines tapfern Herrn, die Geduld und Sanftmuth eines reuigen Christen.

In dem Aufsatze über Milton sagt Macaulay: „Die Nation hatte es mit einem Manne zu thun, den kein Band binden

konnte, der mit gleicher Leichtigkeit Versprechungen machte und brach, mit einem Manne, dessen Ehre hundert Mal verpfändet und niemals eingelöst worden ist. Die Nachwelt hat über Karl's Charakter mehr nach seinem Tode auf dem Schaffot geurtheilt, als nach seinem vorangegangenen Leben."

XII.

Milton selbst schrieb vier Abhandlungen über die Hinrichtung, die erste aus eigenem Antriebe, die drei übrigen als Staatssecretär. Ich folge hier wieder der trefflichen Darstellung Liebert's.

Die erste dieser Schriften führt den Titel: das Recht der Könige und Obrigkeiten.

Er sagt darin: „Ein Land ist mehr, als ein großes Rittergut, das besessen wird. Ein Volk ist mehr, als eine große Heerde, die getrieben wird. Der König ist ein sterblicher Beamter; und er begeht einen Frevel, wenn er sich über seines Gleichen zur unnahbaren Höhe eines Gottes erhebt. Das Schwert der Gerechtigkeit war über ihm. Wenn Gott die Menschen ermächtigt hat, seinen Zorn gegen Uebelthäter ohne Ausnahme zu vollstrecken, so handelt der, welcher das göttliche Urtheil vollstreckt, sei es auf die ordentliche, hergebrachte, oder im Nothfalle auf außerordentliche Weise, gesetzlich; und Niemand hat das Recht, Einspruch zu thun."

„Wenn unser Parlament und unser Kriegsrath ihre Pflicht thun, ohne sich auf ein früheres Beispiel berufen zu können, so zeugt dies von um so größerer Einsicht, Tugend und Seelenstärke; es beweist, daß sie sich für fähig hielten, Andern ein Beispiel zu geben. Kommende Geschlechter, wenn sie nicht entartet sind, werden in diesen musterhaften und unvergleichlichen Thaten ihrer Vorfahren den Gipfel nationalen Ruhmes erblicken. Und kein zügelloser Machthaber wird künftig ungestraft seine frevelhaften Gelüste an der Menschheit auslassen und ganze Gemeinwesen umwühlen können, als wären es Ameisenhaufen." —

„Daß nun der todte König schnell die Liebe des Volkes in höherem Grade gewann, als der lebende je vom Hasse desselben verfolgt war, das wird Niemanden wundern, der mit den Naturgesetzen öffentlicher Stimmungen einigermaßen vertraut ist. Neid und Bedauern sind bei der großen Masse die geläufigsten Empfindungen, und es bleibt immerhin eine Ehre für die Menschheit, daß die letztere von beiden Empfindungen die stärkere ist."

Es erschien von Seiten der Cavaliere ein Buch Σιχὼν βασιλική, das Bildniß seiner geheiligten Majestät in ihrer Einsamkeit und Qual — wovon in kurzem 47 Auflagen vergriffen wurden.

Gegen dies Buch schrieb Milton als Staatssecretär die Schrift Σιχωνοχλαστής d. h. Bilderbrecher.

Der Grundton dieser Schrift ist Verachtung gegen den Pöbel. „Jedes Ding ist zu etwas gut; so auch dieses Buch, wäre es auch nur, um zu beweisen, welch erbärmliches, abergläubisches, leicht zu betrügendes Ding die große Masse ist." „Auf eine sonderbare Art wird bei der tollen Menge ein guter Ruf gewonnen: der Ruf der Weisheit durch Hartnäckigkeit und boshafte Schliche; der Ruf der Tugend durch Vervielfältigung der Missethat; der Ruf der Frömmigkeit durch den Vertilgungskampf gegen die wahre Religion."

Aber noch schmählicher ward die gute Sache verrathen von den „gewissenhaften Männern der rechten Mitte."

Im Gegensatz zu diesen Abtrünnigen, „die sich selbst lieber hatten, als das Gemeinwohl," und zu dem „wandelbaren, unvernünftigen, liebedienerischen Pöbel," hebt Milton die Verdienste der Wenigen hervor, „welche altenglische Tapferkeit und Freiheitsliebe bewahrten," der „kleinen Handvoll von Männern, in denen Weisheit, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Beständigkeit und Klugheit sich verkörperten."

„Wenn Dummheit und Verkehrtheit volksthümlich und allgemein sind, so haben sich die, welche zur Wahrheit stehen, nicht zu schämen, daß sie nur eine kleine Partei oder Secte ausmachen."

Die dritte Schrift ist seine berühmte Vertheidigung des englischen Volkes gegen die Vertheidigung des Königs durch Claudius Salmasius. Salmasius hatte ein allerdings sehr schwaches Buch im Auftrage Karl's II. gegen die englischen Königsmörder verfaßt. Dagegen schrieb Milton diese Vertheidigung des englischen Volkes, welche freilich noch erquicklicher zu lesen wäre, stäke sie nur nicht so voll von persönlichen Angriffen gegen Salmasius. Dieser Gelehrte stand nach allgemeiner Annahme

unter dem Pantoffel seiner Frau, und diesen Umstand benutzt nun Milton auf eine nicht sehr edle Weise und schimpft dann auf jene gemeine Weise wie es im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert Mode war. Es ist widerwärtig, so etwas aussprechen zu müssen von dem Dichter des „verlorenen Paradieses."

Doch auf die Schrift selbst zu kommen.

„Hier ist der harte Widerspruch, der in allen Revolutionen hervortritt. Das Parlament, von dem Milton logisch und historisch nachweist, daß es mit der Majestät der ganzen Nation ausgerüstet sei, hatte seine Aufgabe nur halb gelöst und war vor dem letzten nothwendigen Schritte (ohne den alle vorhergehenden verloren waren) zurückgebebt."

„Das independentische Heer hatte die große Zahl der Schwankenden, Abtrünnigen und Verräther ausstoßen müssen, und der übrig gebliebene Rest hatte endlich den kühnen Entschluß gefaßt, der die Revolution vollendete."

Aber es war eben nur die Minderheit, und so sah sich Milton wieder genöthigt, das Recht der Minderheit zu verfechten.

Er sagt: „Was der bessere und gesündere Theil des Senates thut, wo die echte Macht des Volkes ihren Sitz hat, davon dürfen wir mit Recht annehmen, daß das Volk selbst es gethan habe. Wenn der größere Theil des Parlaments lieber in Knechtschaft verharren wollte, sollte da die geringere Zahl, sobald sie die Gewalt hatte, nicht dazwischen treten und die Freiheit zu wahren suchen?"

Das ist ein sehr gefährlicher Satz, der zweimal überlegt sein will. Im vorliegenden Falle hatte allerdings das Heer Recht, wenn es das Parlament reinigte — nach meiner Ansicht wenigstens — aber welche Minorität glaubt nicht, im Rechte zu sein? Und wenn diese Minorität dann über die Armee gebietet (wie es jetzt etwa in Preußen der Fall sein möchte) und zehn Verfassungen über den Haufen werfen wollte, das könnte man doch schwerlich gut heißen. Aber in der Geschichte gibt es oft solche Momente, wo die Handlungsweise einzelner Helden erst durch den Erfolg ihr Recht erhält. Hätte z. B. Friedrich der Große Schlesien nicht erobert, so würde er als gewöhnlicher Abenteurer in der Geschichte dastehen; da er aber siegte, so steht er als Held da.

Doch kehren wir nach England zurück.

„Auch die Republik war nur eine Schöpfung der Minderheit, wie sie es immer sein wird. Die Kühnheit, etwas zu verwirklichen, wovon der Augenschein noch nicht gelehrt hat, es sei möglich, ist nur von Wenigen zu erwarten. Diejenigen aber, die durch ihre Thaten die Schicksale einer Nation dauernd bestimmen, handeln im Namen der Nation. Stände dieser Satz nicht fest, so löste sich alles historische Leben der Völker in persönliche Geschichten auf."

Den Vorwurf des Salmasius, daß der neue englische Staat kein volksthümlicher, sondern ein militärischer sei, kann Milton nur dadurch entkräften, daß er auf die edle Gesinnung derer hinweist, die am Ruder saßen. Er redet mit warmer Hochachtung von dem Heere und seinen Führern, besonders aber von dem größten Sohne seiner Zeit, von Cromwell. Und gewiß ist es, daß die Soldaten des englischen Freiheitsheeres an probehaltigen Bürgerbewußtsein ihres Gleichen in der Weltgeschichte nicht haben.

Gegen Ende des Jahres 1652 erschien in den Niederlanden ein anonymes Buch unter dem Titel: „Racheschrei des königlichen Blutes gegen die englischen Vatermörder."

Gegen dieses Buch verfaßte Milton seine „Zweite Vertheidigung des englischen Volkes zur Abwehr gegen eine nichtswürdige, namenlose Schmähschrift," vielleicht die interessanteste von Milton's Prosaschriften, nur leider wieder entstellt durch Possen und sogar durch unzüchtige Späße.

Also nur eine Minderheit von Republikanern war vorhanden, und mit diesen hielt es Milton hier wie früher. Sie waren die Größern nicht der Zahl, wohl aber dem Werthe nach.

Aus diesen Wenigen, welche (nach Milton) die wahre Mehrheit ausmachten, war zuletzt ein großer Mann hervorgewachsen, der das zerrissene und schwankende Gemeinwesen mit starker Hand zusammenraffte und festhielt: der Mann war Cromwell.

Der geborene König, der sein Volk zum Unheil führte, war gerichtet; die millionenköpfige Menge aber, und selbst das hundertköpfige Parlament waren nicht im Stande, ein klares Ziel im Auge zu behalten.

Die Nation bedurfte eines gewordenen Königs, der ihr den rechten Weg wies.

In der zweiten Vertheidigung ruft Milton Cromwell zu:

„Denke oft daran, welch theures Kleinod die Freiheit ist, die das Vaterland Deinem Schutze anvertraut hat; denke daran, daß England die Hoffnung, die es noch so eben auf alle seine besten Söhne setzte, jetzt auf Dich allein übertragen hat. Ehre diese Hoffnung; ehre dieses Vertrauen; ehre die Wunden der tapferen Männer, die unter Deiner Führung so kühn für das Recht gestritten; ehre das Urtheil der fremden Völker, die auf unsere muthig erstrittene Freiheit die edelsten Wünsche bauen; ehre vor Allem Dich selbst und laß es nicht geschehen, daß die gute Sache, für die Du so vielen Sorgen und Gefahren Trotz geboten hast, von Dir selbst oder von Andern beschädigt werde. Du kannst nicht frei sein, wenn wir es nicht sind."

Er fordert von Cromwell:

1) Vollständige Trennung der Kirche vom Staate. Die Kirche soll vom Staate nicht länger reich bezahlt werden, damit sie keiner Versuchung zu Ketzerverfolgungen ausgesetzt sei.

2) Vereinfachung der Gesetze.

„Schaffe mehr alte Gesetze ab, als Du neue einführst; je größer die Anzahl der Gesetze, desto geringer ihr Werth."

3) Eine vernünftige Jugenderziehung, eine hochherzige Pflege der Wissenschaft.

4) Vollständige Freiheit der Presse — „so weit sie nämlich von oben herab gewährt werden kann." Er bescheidet sich dahin, daß der Zustand des Gemeinwesens — es war im Jahre 1653 — einstweilen genüge, da „nach dem Sturm des Bürgerkrieges, dessen Wogen noch nicht in ihr Bette zurückgekehrt seien, die wünschenswerthe vollkommene Staatsform sich nicht verwirklichen läßt." — — —

Damit ist aber Alles gesagt, was für Cromwell's Protectorat angeführt werden kann. Die Wogen des Bürgerkrieges waren noch nicht in ihr Bett zurückgekehrt! Darum war ein ehernes Protectorat nöthig! Und daß Cromwell ein edler liberaler Protector war, der sich z. B. von einem Napoleon gründlich unterschied, das werden wir noch weiter sehen.

Zwei Burgen.

Von

H. Holland.

Tolenstein an der Altmühl und der Hohen-Twiel.

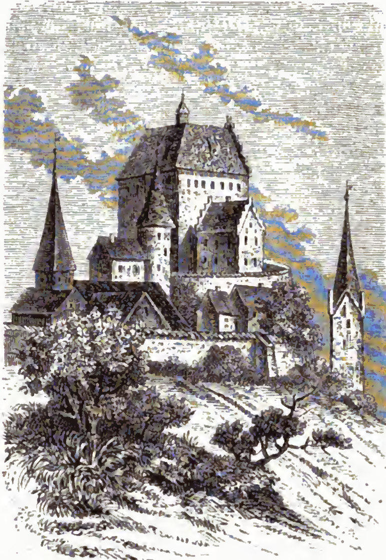
Die deutsche Alterthumskunde ist eigentlich erst eine neuere Errungenschaft. Während man früher für den geringsten Trödel des classischen Alterthums die größte Begeisterung hegte, dachte Niemand daran, daß im heimischen Boden noch die besten Schätze verborgen liegen, welche über die Urgeschichte unseres Landes allein Aufschluß zu geben vermögen, wo alle schriftlichen Quellen schweigen. Allgemach ist es auch in diesem Betreff besser geworden und man darf wohl behaupten, daß K. Weinhold's treffliches Buch über „die deutschen Frauen im Mittelalter" und sein preiswürdiges Werk über „altnordisches Leben" für unsere Culturgeschichte bahnbrechend geworden sind. Unsere Sagenforscher haben gleichfalls einen guten Antheil an diesem Umschwung. Indem sie, oft ausgehend von allgemeinen Gesichtspunkten, sich auf specielle Forschungen beschränkten und einzelne Landesstriche ihrer Durchforschung unterzogen und aus den heute noch lebenden Sitten und Gebräuchen, die Sprache des frühern Lebens erklärten, ward ein merklicher Schritt vorwärts zum allgemeinen Besten gethan. Auch unsere historischen Vereine, die sich in verschiedenen Provinzen zur Erforschung ihrer speciellen Landesgeschichte zusammengesetzt, liefern stattliche Ausbeute, obwohl theilweise noch mit dem einen Fuße auf dem Boden der frühern Schule stehend. Einer solchen löblichen Thätigkeit verdanken wir die Kenntnißnahme einer Burg, die mit ihrer ganzen Umgebung unstreitig zu den interessantesten Punkten unserer Vorzeit gehört.*)

Im Altmühlgrunde des Frankenlandes liegt der Markt Tolenstein, der ehedem von einer stattlichen Burg auf einem steilen Felsen beherrscht ward und der Ortschaft unstreitig den Namen gegeben hat.

*) Vgl. Geschichte des Marktes und Schlosses „Tolenstein an der Altmühl." Von Böheimb; im XXIX. Jahresbericht des historischen Vereins für Mittelfranken.

Man schrieb früher im Stile der Renaissance Dollenstein und deutete dann flottweg, der Fels habe seine Benennung von etwa dort hausenden Dohlen (corvus monedula, Linn.) erhalten. Die Deutung riecht aber nach einer Gelehrtenstube, denn das Volk, welches häufig richtiger spricht, als die Büchermenschen schreiben, kennt in Baiern keine „Dohlen," sondern nennt diese schwarzen, schwerbeschwingten Vögel Dächel; der Ort wäre also Dächelstein genannt worden oder Rabenstein, eine Art Bezeichnung, die sich wirklich in der Nachbarschaft öfter findet. Tolenstein, wie die älteste urkundliche Schreibung lautet, heißt einfach: Stein oder Burg des Tolo, ist also von einem ursprünglichen Besitzer Tolo oder Tollo benannt.

Das Alter des Marktes reicht weit hinauf; eine Römerstraße führt von der Donau herüber grade auf den Tolenstein. Daß diese Römerstraße heute noch nach der Sage von der „wilden Jagd" befahren wird, ist ein sehr bemerkenswerther Zug.



Burg Tolenstein.

Neben vielen Spuren des römischen Lebens treten aber deutsche Erinnerungen in viel bedeutsamer Weise hervor. So findet sich auf dem Beissenhart oder Beizenhart ein heidnischer Opferplatz mit Umwallung, ferner gibt es hier „Drudenäcker" und Waldplätze, welche Thorleiten, Heidenbuck und Drudenbuck heißen, das interessanteste ist aber das große Leichenfeld zwischen Tolenstein und Ainsfeld, wo sich noch zweiundneunzig ungeöffnete Grabhügel, die Heidengräber genannt, vorfinden.

Früher haben einige Neugierige hierherum geschatzgräbert, sie sollen „Urnen" und „Waffen" gefunden haben, die aber, wie bei solchen Gelegenheiten, wo die Sache nicht verständig betrieben wird, in der Folge wieder zerstreut wurden und verkamen. Bei diesem Anlaß können wir nicht umhin, im Interesse unserer deutschen Wissenschaft einen großen Wunsch auszusprechen: Es wäre wirklich sehr an der Zeit, daß solche Nachforschun-

gen nicht von einseitigen Philologen und den unvermeidlichen Pflegern des classischen Alterthums gepflogen würden, die für deutsche Kunde gar keine Beobachtungsgabe beweisen. Diese Käuze sind stockblind wenn sie auf dem eigenen Boden stehen. Ein prachtvolles Exempel davon hat sich jüngst in der Nachbarschaft einer hier ungenannt sein wollenden Stadt begeben. Dem „historischen Vereine" zu Irheim oder Abdera wird die Anzeige gemacht, daß man zu Zettheim heidnische Gräber gefunden. Sensation, großer Allarm! Eine Untersuchungscommission von Freiwilligen begibt sich zunächst an den Schauplatz, wo unter großen Steinplatten sitzende Gerippe gefunden werden. Die Commission ist sprachlos und erklärt, daß diese Bestattungsart von einem Volke herrühren müsse, welches doch grade nicht römischer Abkunft sein könne. Mit diesem Bescheide wurden einige Schädel mitgenommen und die Steinkammern wieder zugeworfen. An eine Unzahl anderer kleiner Umstände aber dachten unsere Irheimer-Abderiten gar nicht. Keiner weiß post festum zu sagen, nach welcher Himmelsgegend die Todten gerichtet waren, ob selbe Nußgerten über oder unter sich hatten, ob Obstkerne in den Grabkammern lagen und wie viele, ob ein Gefäß von Erde, Stein, Holz oder Metall? Eine Masse solch immerhin bedeutender Fragen klingen den antiquarischen Maulwürfen völlig fremd. Diese wissenschaftlich gebildeten Schulmänner stehen auf derselben Stufe, wie jene arabischen Kalifen, welche beutehungrig und goldgierig die Pyramiden erbrachen. Das Wühlen und planlose Suchen von unberufenen Händen hat von jeher mehr Fluch und Schaden, als Belohnung und Nutzen gebracht. —

Kehren wir ohne Groll im Herzen wieder nach dem Tolenstein zurück, wo bereits im neunten Jahrhundert ein mit dem benachbarten Grafen von Hirschberg verwandtes Herrengeschlecht saß. Ein Ernst von Tolenstein starb 924; er hatte drei Kinder. Ernst II. von Tolenstein, Eberhart auf Hirschberg und Heinrich auf Hirschberg und Graf von Attenfeld. Mit Gebhard VII., welcher 1305 starb, erlosch diese Linie, das Schloß kam an die Grafen von Oettingen, von da an die Freiherrn von Heidegg, zuletzt an das Hochstift Eichstätt.

Des Marktes Tolenstein wird in einer Regensburger Urkunde des Kaiser Heinrich II. vom 15. April 1007 Erwähnung gethan. Die Bürgerschaft muß sich eines stattlichen Handels erfreut haben, denn Wolfram von Eschenbach erwähnt in seinem, im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts gedichteten Parcival, der übermüthigen Kauffrauen von Tolenstein, die einmal auch Harnische tragen wollten und in einem Faschingsrummel sich genug Beulen und Schrammen holten. Ich habe die merkwürdige Stelle bereits bei anderer Gelegenheit ausführlich beleuchtet; der jüngste Biograph dieses Ortes hat diesen in jeder Weise interessanten und culturhistorischen Zug leider ganz übersehen.

Eben so wie in und um Tolenstein alle Ueberreste von Interesse sind, hat auch die Pfarrkirche einige kunsthistorische Bedeutung. Sie ist ganz von glattbehauenen Quadern erbaut und besteht aus zwei an Alter und Bauart verschiedenen Theilen. Ursprünglich war sie im romanischen Stile erbaut, ein vermauertes Portal und vermauerte Fenster zeugen noch dafür; der Chor gehört dagegen ganz der rein gothischen Bauart an.

Die Burg ist zerstört, eine Abbildung, die unser Holzschnitt wiedergibt, findet sich noch davon auf dem Altarbilde der Pfarrkirche, die Ansicht des Marktes wurde leider ausgeschnitten, um eine architektonische „Verschönerung" anzubringen.

Von weiterm Belang sind mehrere, an diese Oertlichkeit geknüpfte Volkserzählungen. Der letzte Pfleger, der noch auf der Burg wohnte, sah öfter von seinem Fenster in der Altmühl badende Moosweibchen, die graue Haare hatten, welche beinahe den ganzen Leib bedeckten. Sie plätscherten lustig hin und her im Wasser, versammelten sich unter einem Erlengesträuch und sangen gar lieblich. Aus der Ferne durfte man sie beobachten, so wie man ihnen aber näher kam, tauchten sie plötzlich unter und verschwanden. Ihr Gesang aber deutete nichts Gutes an, den bald darauf forderte die Altmühl ein Opfer. — In der benachbarten Mühle zu Bubenrod halfen ehedem die „Wichtlein" (Zwerge) arbeiten. Zu Eberschwang quillt noch der Brunnen des heiligen Sola, eines Briten, der das nach ihm genannte Kloster Solenhofen (der Ort ist neuerdings durch seine Stein-

brüche berühmt geworden) gründete und im Jahre 744 oder 760 starb. Bei dem Groppenhof ist eine alte Straße sichtbar, hier war auch eine Malstätte, wo der Vogt unter freiem Himmel zu Gericht saß. Auch auf dem gegenüber liegenden Piesenhart wurde öfter eine solche Landschranne abgehalten.

Hohentwiel zu erhalten. Die vorstehende Abbildung verdanken wir dem guten Merian, welcher zur Zeit des dreißigjährigen Krieges davon einen saubern Stich verfertigte. Die Geschichte dieser Burgveste würde jedoch, selbst in den kürzesten Umrissen, den uns angewiesenen Raum weit überschreiten, hier genügt einfach die



Burg Hohentwiel.

Nimmt man alle diese Züge zusammen, so entsteht sicherlich die Ueberzeugung, daß unser Tolenstein ein merkwürdiger, vielbedeutender Punkt war, der es wohl verdient, wieder in Erinnerung und zu Ehren gebracht zu werden.

Daß die seltsame Sitte des Holztragens auf dieser Burg üblich war, wurde bereits früher erwähnt. Bei dieser Gelegenheit ist es Ihren Lesern vielleicht erwünscht, nachträglich auch eine Ansicht des Schlosses

Andeutung, daß durch Scheffel's nicht genug zu preisenden Roman Eckehard, ein romantischer Zauber über diese Burg gelegt ist, den keine archäologische Untersuchung erreichen kann. Die schönen Figuren und Bilder, mit denen unser meisterlicher Poet diesen Fleck Erde bevölkert hat, werden fortleben und ihrer Dauer nach gewiß mit dem alten Felsenneſt rivalisiren.

Aus dem vorigen Jahrhundert.

Die nachfolgenden Mittheilungen sind den Aufzeichnungen des verstorbenen Generalsuperintendenten Mutzenbecher in Oldenburg entnommen und nicht nur wegen der Persönlichkeiten, über welche sie berichten, interessant, sondern auch durch die Frische und Anschaulichkeit, die sich darin kund geben, bemerkenswerth. Namentlich dürften die wahrhaft edlen Züge in Bezug auf Jerusalem's Charakter, welche bei dem Tode seines Sohnes so ergreifend zur Geltung kamen, und manches andere, auch heute noch allgemein interessiren.

*
* *

Zwei vergnügte Jahre meines Lebens brachte ich zwischen 1770 und 1772 in Braunschweig zu. Ich begleitete einen jungen von Steinberg, mit dem ich schon seit Michaelis 1768 in Celle gewesen war, als Hofmeister auf das Carolinum und kam dadurch in Verbindung mit allen denen, die dieser damals blühenden Anstalt vorgesetzt waren, an ihr arbeiteten oder sonst sie benutzten. Der Umstand, daß mein Zögling ein reicher hannoverscher Edelmann und aus einer der ersten Familien war, noch mehr aber der gute, sanfte und gefällige Charakter meines Steinberg selbst verschafften uns allenthalben eine gute Aufnahme. Dazu kam, daß ich in meinem Landsmann Eschenburg, der in jenen Jahren herzoglicher Hofmeister des Collegiums war, einen alten Schul- und Universitätsfreund wiederfand, der uns nicht nur sogleich den täglichen Umgang des Hamburgers Ebert, sondern auch freien Zutritt in des Professors C. A. Schmid Hause verschaffte. Mit dem Letzteren wurden wir noch genauer verbunden, da wir nach einem halben Jahre den Flügel des Carolinums, den wir anfangs bewohnten, verließen und beim „alten Schmid," wie er bei Alt und Jung in Braunschweig hieß, einzogen. Hier blieben wir denn auch bis Michaelis 1772, als wir unsern gelehrten Stab weiter nach Göttingen setzen mußten.

Außer Ebert, Schmid und Eschenburg waren die, mit welchen wir in Braunschweig die meiste Verbindung hatten: Jerusalem, die Professoren des Carolinums Gärtner, Zachariä, Zimmermann, Schmidt-Phiseldeck, die Hofmeister des Carolinums Remer, Heise, Küntzel, die Prediger Rautenberg und Flügge, ein paar vorzüglich angenehme Gesellschafter, der Prinzeninformator Schulz, jetzt Consistorialrath in Wolfenbüttel, Euler, Hofmeister eines jungen Reitzenstein, nachher Instructor der Oranischen Prinzen und zuletzt Bibliothekar ohne Bibliothek im Haag, der Maler und Zeichnenmeister des Collegiums Oeding, noch im achtzigsten Jahre seines Alters ein jovialischer Jüngling, der originelle Musicus Fleischer, und endlich ein kleiner Magister Piehl, Hofmeister eines reichen Hamburgers und mein Landsmann, ein gewaltiger Feuerkopf, der post varios casus zuletzt als Zweibrückischer Exprofessor in Straßburg lebte und, wenn das Gerücht wahr ist, — wahrscheinlich ist es wenigstens; denn, wie Cato, hielt er es gewöhnlich mit der unterliegenden Partei, geschah es auch nur aus Liebe zum Widerspruch — dort unter der Guillotine sein Leben geendigt haben soll.

Auch Lessing war im Jahre 1770 nach Wolfenbüttel gekommen. Aber seine erste Liebe zu seiner Neu-Verlobten, wie Ebert die Wolfenbüttler Bibliothek einmal nannte, war so feurig, daß man ihn selten in Braunschweig sah, und kam er einmal, so erholte er sich von seinen zuweilen übermäßigen Studien durch Hasardspiele mit Zachariä und Anderen.

Schon aus dieser Nomenclatur sieht man, daß es vor fünfundzwanzig Jahren in Braunschweig viele gute und zum Theil vorzügliche Köpfe gab, die jedem Fremden, der sich an sie anzuschließen verstand, den dortigen Aufenthalt sehr angenehm und lehrreich machten. Das war auch mein glücklicher Fall; die meisten dieser guten Köpfe, und fast möchte ich sagen Alle, hatten auch gute, zur Freundschaft gestimmte Herzen.

Es sei mir erlaubt, die Erinnerung an einige dieser Männer, mit welchen ich den meisten Umgang hatte, zu erneuern, indem ich von ihnen einige Züge anführe.

Von Allen mag Jerusalem der erste sein, nicht weil er Abt, sondern weil er der älteste meiner Braunschweigischen Freunde und Bekannten, und noch mehr, weil er einer der vortrefflichsten Menschen war, die ich je kannte. Das Gute, was Eschenburg in der deutschen Monatsschrift über seinen

Charakter und insonderheit darüber sagt, was er im Umgange seinen Freunden war, ist volle Wahrheit. „Seine Seele," sagt Eschenburg, „war für jeden frohen und erheiternden Lebensgenuß in dem seltensten Grade offen und empfänglich. Am erquickendsten war ihm freilich der häusliche Umgang mit den ihm auch durch Geist und Herz verwandten Seinigen, in deren traulichem Kreise er die früheren und späteren Stunden des Tages am liebsten hinbrachte. Aber Neigung und Weltkenntniß hatten ihn auch schon früh zum Umgang mit Menschen jedes Standes, jedes Alters und jeder Denkungsart gewöhnt. — Und wie unendlich schätzbar war des Edlen Umgang seinen näheren vertrauten Freunden! Er mischte sich so gern und oft in ihre Gesellschaft oder sammelte sie um sich her, und wußte sich ihnen dann so ganz, so einnehmend mitzutheilen. Immer blieb ihr Gefühl der Freundschaft mit der Empfindung seiner Vorzüge, seiner Würde vereint; aber steifer Zwang und freudestörende Feierlichkeit war nie die Folge dieses gemischten Eindrucks; vielmehr that er alles, ihr Gemüth in die vollste, unbefangenste Heiterkeit zu setzen. Kein Gegenstand der Unterredung war ihm leicht zu geringfügig, um sich nicht dabei zu verweilen, so bald er für sie einiges Interesse hatte, kein geselliger Scherz zu unbedeutend, um nicht willigen frohen Theil daran zu nehmen. Und er selbst besaß die Gabe des feinsten heitersten Scherzes auch noch im späteren Alter; Fröhlichkeit schwebte in der reizendsten Gestalt fast immer auf seiner Stirn und durfte nicht erst herbeigerufen werden, um sie zu entfalten."

Ganz so, wie Eschenburg hier den seligen Jerusalem schildert, fand ich ihn in den Jahren, da ich das Glück seines Umgangs, und ich darf ungeachtet des großen Abstandes meiner Jahre, meiner Kenntnisse und meines Standes hinzusetzen, seiner väterlichen Freundschaft genoß. Denn ihm danke ich die ganze Entscheidung meines bisherigen Schicksals; durch seine Empfehlungen und auf sein Zureden kam ich im Jahre 1775 nach dem Haag und von da über Amsterdam nach Oldenburg.

In den Jahren vor meiner Ankunft in Braunschweig hatte Jerusalem eine sehr schwere Krankheit, in der ihn Aerzte und Nicht-Aerzte schon aufgegeben hatten, zwar glücklich überstanden, doch fühlte er noch eine große Schwäche. Nur seine äußerst regelmäßige Lebensart und die unbeschreiblich sorgfältige Pflege der Seinigen stellten ihn schneller, als man erwarten konnte, wieder her, und seine älteren Freunde haben mich oft versichert, daß er nie heiterer und gesunder gewesen sei, als grade in der Zeit, da ich in Braunschweig lebte. Was seine Heiterkeit vermehrte, war das dem Anschein nach damals aufblühende Glück seines einzigen Sohnes, den er unaussprechlich liebte. Dieser ging, wenn ich nicht irre, noch im Jahre 1770 als braunschweigischer Legationssecretär zu der Kammervisitation nach Wetzlar; doch war er eigentlich die Hauptperson der Gesandtschaft, da der Herr Gesandte selbst, dessen Namen ich vergessen habe, in Wetzlar nur figuriren sollte. Die vorzüglichen Talente des jungen Jerusalem, mit dem ich noch zwei Jahre in Göttingen studirt und durch Eschenburg, der ihn schon von Leipzig her kannte, vielen, mir äußerst schätzbaren Umgang gehabt hatte, berechtigten den Vater zu großen Erwartungen, der über seinen Sohn zuweilen mit einem Enthusiasmus sprach, als ob er nicht sein Sohn, sondern der eines Dritten gewesen wäre. Ich vergesse es nicht, daß er einmal bei einer solchen Gelegenheit zu Eschenburg und mir sagte: „Ewig schade, daß mein Wilhelm nicht Theolog geworden ist. Wahrlich, er wäre ein ganz anderer Mann geworden, als ich bin." Die noch bei seines Sohnes Lebzeiten ausgearbeiteten „Betrachtungen über die Religion" theilte er diesem mit, um dessen Urtheil und Verbesserungen zu erhalten; überhaupt unternahm er nach der Rückkehr seines Sohnes von der Akademie nicht leicht irgend eine wichtige Arbeit, bei der er nicht diesen zu Rathe zog.

Wie tief mußte unsern Jerusalem der Verlust eines solchen Sohnes im Jahre 1773 beugen. Aber auch hier bewies er eine Seelengröße und die Kunst, sich selbst zu besiegen, in einem Maße, das in Erstaunen setzt. Als die erste Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Sohnes nach Braunschweig kam, sorgte der damalige Erbprinz sogleich dafür, daß dem Vater die Todesart verborgen blieb. Derselbe veranstaltete einen Bericht aus Wetzlar, daß der junge Jerusalem an einer kurzen heftigen Krankheit gestorben sei, brachte dem Vater mit vieler Vorsicht selbst die traurige Nachricht; ganz Braunschweig ging hin,

der Familie ihr Beileid zu bezeugen; Eschenburg machte ein Gedicht auf Jerusalem's frühen Tod; selbst die auswärtigen Freunde des Vaters mußten ihm Condolenzbriefe schreiben, wie auch ich von Göttingen aus that. Und in Braunschweig selbst war bei Strafe der höchsten Ungnade verboten, irgend von dem wahren Vorfall zu reden.

Der Vater war innigst traurig, aber er war nicht trostlos. Jeder, der ihn kannte, schrieb dies den klugen Maßregeln zu, die man genommen hatte, ihm und den Seinigen die wahre Todesart des Sohnes zu verhehlen. Man urtheile daher, wie groß Eschenburg's Erstaunen oder vielmehr Entsetzen war, als etwa ein Jahr nach dem Vorfalle Jerusalem in einem Gespräch über allerlei gleichgiltige Gegenstände nach einer kurzen Pause unerwartet Eschenburg's Hand ergriff, wie er bei einem vertrauten Gespräch zu thun pflegte, ihm scharf in's Gesicht sah und dann schnell die Frage that: „Sagen Sie mir aufrichtig, hat er noch lange gelebt?" Eschenburg stotterte: „Wer? was? ich verstehe Ihre Frage nicht." Aber Jerusalem fuhr mit derselben ruhigen Fassung fort: „Aufrichtig! lieber Freund, ich weiß Alles, ich habe Göthe's Werther gelesen." Und Eschenburg antwortete kurz und wahr: „Nur wenige Minuten lebte er." „Gottlob!" sagte Jerusalem, ging in sein Cabinet, kam nach einigen Augenblicken zurück und setzte mit anscheinender Ruhe eben so heiter wie vorhin die frühere Unterredung mit meinem Freunde fort. Später hat er, so viel ich weiß, mit keinem seiner Freunde je so wieder von seines Sohnes Tode gesprochen. Noch im Jahre 1775, da ich ihn bei meiner Durchreise nach dem Haag besuchte und ungleich heiterer fand, als ich erwartete, sprach er auch mit mir und, wie sich von selbst versteht, ohne meine Veranlassung mit vieler anscheinenden Gelassenheit über den „frühen Tod seines vortrefflichen Sohnes." Ich wußte schon damals von Eschenburg jene Scene, und nur mit Mühe konnte ich meine Fassung behalten. Wahrscheinlich war Jerusalem bei der genauen Kenntniß, die er von seinem Sohne hatte, durch Göthe's Werther dem unglücklichen Geheimnisse der Todesart seines Sohnes auf die Spur gekommen. —

Doch, wie gesagt, vor dem Tode seines Sohnes war Jerusalem in einer sehr heitern Gemüthsstimmung. Unvergeßlich ist mir so mancher Abend, den ich mit Eschenburg, Ebert, der Schmid'schen Familie, die Jerusalem vorzüglich liebte, und einigen Carolinern und deren Hofmeistern in seinem Hause zubrachte. Gewöhnlich noch vor Tisch, gewiß aber nach der Mahlzeit wurden Pfänder aller Art gespielt. Der heitere Alte nahm immer Theil daran, und es war ihm eine Herzensfreude, wenn er insonderheit den guten alten Schmid, noch mehr den seligen Ebert, der so leicht im Uebermaß der Gesellschaftsfreude vorlaut ward und den Lachern in der Gesellschaft manche Blößen gab, auf einige Augenblicke verlegen machen und uns jüngere muthwillige Gesellen dadurch zu neuem Spott aufmuntern konnte. Noch froher ging es im Frühling oder Sommer in Riddagshausen, seiner Abtei, zu, wenn wir auch da, wie er es zu nennen pflegte, „unter uns," das ist in der eben genannten Gesellschaft, ohne den ganz ehrwürdigen Herrn Prior und die mehr als halb ehrwürdigen Herren Conventualen waren. Denn in dieser Herren Gegenwart wußte er den vorgesetzten Abt sehr genau, doch fern von aller pedantischen Steifigkeit, zu bewahren. War vollends einmal in unserer Gesellschaft der im possirlichen Fache ganz originelle Musikus Fleischer, der bei allem Stottern einer der geschwätzigsten Menschen und komischsten Erzähler war, die ich je hörte, so war dieser der Hauptgegenstand seines feinen und unschuldigen Spottes. Fleischer verlor durch eine einzige Querfrage gewöhnlich den Faden seiner Erzählung, fing an zu stottern und sein erstes Wort war dann: „Schwere Noth!" So sehr er diesen Lieblingsausdruck in Jerusalem's Gegenwart zu meiden sich bemühte, so überraschte ihn derselbe doch unausbleiblich, wenn Jerusalem mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt ihm etwa mit der Frage einfiel: „Wie war das, lieber Herr Fleischer?" — „Schwe— Schwere Noth," stotterte dann Fleischer zur Antwort, „Ih— Ih — Ih — ro Hochwürden, wollte ich sagen, verzeihen Sie, das habe ich Ihnen ja zehnmal schon gesagt." — Nun lachte der gute Alte herzlich, und erst nach einer langen Pause konnte Fleischer wieder zum Sprechen gebracht werden, und eine neue Querfrage brachte ihn abermals zum stotternden Fluch. — Und mit Ebert aß Jerusalem nicht leicht Karpfen, ohne demselben einen Ausruf der Sinnlichkeit vorzuhalten,

der ihm einst in Jerusalem's Gegenwart entfuhr. Ebert suchte in einem Karpfenkopf, den er vor sich hatte, mit vieler Aengstlichkeit die von ihm sehr geliebte Zunge. „In aller Welt," rief er im Soliloquio aus, „hat denn der Karpfen gar keine Zunge gehabt!" Endlich fand er sie, hob sie in die Höhe und rief jubelnd: „Dudausend! Welch' eine Zunge! Sie verdiente geräuchert zu werden!" Seitdem schickte Jerusalem bei jeder Mahlzeit, wo Ebert und Karpfen waren, Jenem die Zunge und setzte dann lächelnd hinzu: „Herr Professor, Sie verdient geräuchert zu werden." Wenn dann Ebert nach seiner Gewohnheit ausrief: „Dudausend! vortrefflich! ich danke ergebenst," so lachte Niemand vergnügter als Vater Jerusalem. —

Und wie lehrreich war der Mann in ernsthaften Unterhaltungen! Mit welcher Leichtigkeit drückte er sich aus; wie war er so ganz Meister in der Kunst, Jeden, mit dem er sprach, für sich einzunehmen. —

Doch, meine Zeit ist um; ich breche ab.

15. December 1797.

Einer der besten Menschen, die ich nicht bloß in Braunschweig, sondern überhaupt jemals kannte, war unstreitig der Professor Konrad Arnold Schmid, gewöhnlich und zum Unterschiede von seinen unzähligen Namensvettern „der Alte" genannt. Ich war zwei Jahre lang (1770—72) sein Hausgenosse oder vielmehr ein integrirender Theil seiner in unaussprechlicher Einigkeit und häuslicher Freude lebenden Familie, die außer seiner vortrefflichen Frau aus zwei erwachsenen und einer heranwachsenden Tochter und aus zwei Söhnen bestand, von welchen der eine 15, der andere 10 bis 12 Jahre alt sein mochte. Kein Tag verging, an dem ich nicht einige Stunden im Kreise dieser in ihrer Art einzigen Familie zubrachte. Er, der Alte, sehr tactfest in der alten, besonders der römischen Literatur, aber auch sonst in sehr vielen andern Theilen des menschlichen Wissens vorzüglich bewandert, war der anspruchsloseste Mann von der Welt. Seine übergroße Bescheidenheit, welche, sobald nur ein ihm nicht ganz geläufiges, halb fremdes Gesicht in der Gesellschaft war, bis zum übertriebensten Mißtrauen in sich selbst ging, kehrte selbst im Zirkel weniger vertrauter Freunde kaum in ihre richtigen Grenzen zurück. Auch da konnte ihm zuweilen ein witziger oder lustiger Einfall auf Stunden lang die Zunge lähmen, und dann kostete es Mühe, das Band derselben wieder zu lösen. Nur in einem sehr kleinen Kreise einiger Vertrauten, zum Beispiel in Ebert's, Eschenburg's und meiner Gegenwart überwand er nach und nach die Schüchternheit, die ihm sonst so sehr eigen und eine Folge des übertriebenen Mißtrauens war, das er in sich und seine doch so gründlichen und mannigfaltigen Kenntnisse setzte.

Für den freundschaftlichen Umgang war seine Seele ganz gestimmt. Ich weiß keinen Mann, der in kleinen Zirkeln weniger Freunde innigst froher war als er. Seine häuslichen Freuden, an welchen ich gewöhnlich Theil nahm, gingen ihm über Alles. Von seiner vortrefflichen, klugen und sehr entschlossenen, aber durchaus nicht herrschsüchtigen Frau, hatte er sich so ganz abhängig gemacht, daß man ihm sogleich seine Verlegenheit ansah, wenn er ohne sie war. Ich erinnere mich noch eines Abends, an welchem unter andern die Jerusalem'sche Familie bei ihm speisen sollte. Die Gesellschaft hatte sich schon zum Tischgebet vor die Tafel gestellt. Während desselben mochte die geschäftige Wirthin irgend einen Mangel bemerken. Sie schlich sich still zur Thür hinaus und war noch nicht wieder im Zimmer zurück, als das Gebet geendigt war. Niemand von der Gesellschaft hatte ihre Entfernung bemerkt. Aber der Alte rief jetzt mit der ängstlichsten Stimme: „Mächen (Malchen), ach Gott Mächen, wo bist Du? Wo sollen sie sich nun setzen?" „Ich dächte, lieber Professor," antwortete Vater Jerusalem in dem ihm gewöhnlichen freundlich-traulichen Ton, „Jeder setzte sich auf den Stuhl, der hinter ihm steht." Aber der gute Schmid eilte zum Zimmer hinaus und kam nur mit seinem „Mächen" wieder zurück.

Eben dies geliebte „Mächen" war denn auch so ganz seine Schatzmeisterin, daß er nicht nur niemals Geld bei sich führte, sondern auch das gewöhnliche Geld nicht einmal kannte. Nur bei unsern kleinen Spaziergängen pflegte er darin eine Ausnahme zu machen, daß er sich alsdann von seiner Gattin einige Groschen geben ließ, um die kleine Zeche zu bezahlen. Da wir ihm indeß diese Absicht gewöhnlich vereitelten, so legte er nun die empfangenen Groschen in der ersten besten Bude an, für

meinen sechzehnjährigen Eleven oder irgend einen andern Karoliner in unserer Gesellschaft Kuchen zu kaufen. Er hielt dann das Geld mit offener Hand hin und ließ den Verkäufer so viel davon nehmen, als demselben gut dünkte.

Vor Jerusalem, dessen leichter gefälliger Umgang Jedem, auch dem Furchtsamsten, auf den ersten Blick Zutrauen einflößte, hatte er einen Grad von Furcht, wie ich in meiner Jugend vor unserm über 6 Fuß langen Rector mit der majestätischen Knotenperrücke. Kaum konnten Wein und froher gesellschaftlicher Ton diese Furcht mäßigen, und mitten im Gefühl der Freude konnte ihn zuweilen die leise geäußerte Vorstellung beunruhigen: mein Kind, wenn es nur der Abt nicht übel nimmt! Und doch wußte er, wie sehr dieser, der etwa acht Jahre älter als er sein mochte, seit vielen Jahren vorzüglich ihn schätzte und liebte.

Seine ärgste oder vielmehr seine einzige Feindin — denn Feinde hatte er nicht — war die Kälte. Daher schien es ihm „milchwarm," auch wenn er in der heißesten Sonne saß, und der Tod war ihm nur darum bis zum Schaudern schrecklich, „weil das Grab eiskalt ist."

Seine ihm zur andern Natur gewordene Verlegenheit machte auch in unserm freundschaftlichen Kreise ihn oft zerstreut. Gewöhnlich trank er in Gesellschaften außer seinem eigenen Glase auch das Glas seines Nachbarn aus, und nur ein so jovialischer Nachbar, wie Ebert, konnte durch einen herzlichen Schulterschlag, von seinem gewöhnlichen Ausrufe: Dudausend! begleitet, auf einige Zeit ihn von seiner Zerstreuung zurückbringen. Doch lange wirkte auch diese Cur nicht, sondern bald leerte er zum zweiten Male das fremde Glas. Auch sein: guten Abend, ihr Kinder! den er oft am hellen Tage der Gesellschaft wünschte, wenn sie einen Augenblick still war, hat manches Lachen auf seine Kosten veranlaßt.

Da keine Woche verging, in der Ebert, Eschenburg und ich mit meinem Eleven und zuweilen auch dem Physiker Zimmermann, vormals auch ein Schmid'scher Hausgenosse, nicht einen oder mehrere Abende in des guten Schmid Gesellschaft sehr heiter und froh zubrachten, so gab dies Gelegenheit, daß wir den alten Schmid und seine Frau Krugvater und Krugmutter, seine Töchter die Krugjungfern und sein Haus wegen eines altmodischen Zierrathes über der Thür, das Haus zum gläsernen Stern nannten, Namen, die in Braunschweig allmälig so gäng und gebe wurden, daß mehr als ein Fremder sich nach dem gläsernen Stern erkundigte, wenn er den guten Schmid aufsuchen wollte. Und noch nach fast 25 Jahren denke ich mir unter diesem Namen am liebsten die Wohnung, wo ich in so vollem Maße häusliches Vergnügen genossen habe.

Uebrigens kann man aus Lessing's Briefwechsel das bestätigt sehen, was ich oben von Schmid's mannigfaltigen gelehrten Kenntnissen sagte. Keiner der Braunschweigischen Gelehrten hat dem seligen Lessing während seines Aufenthaltes in Wolfenbüttel so mancherlei literarische Aufgaben und Fragen, insonderheit aus der alten deutschen Literatur, vorgelegt, als Schmid. Und doch was waren alle seine Kenntnisse gegen die wahrhaft kindliche Unschuld und die unbefangene Offenheit seines vortrefflichen Herzens! —

15. December 1798.

Neues vom Büchertisch.

Spielhagen, F., vermischte Schriften. 1. Bd. 8. Berlin, O. Janke. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Rüstow, W., der deutsch-dänische Krieg 1864 politisch-militärisch beschrieben. 1. Abth. gr. 8. Zürich, Fr. Schultheß. 24 Sgr.

Elze, K., Sir Walter Scott. 2 Bde. 8. Dresden, L. Ehlermann. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Märcker, T., Sophia v. Rosenberg, geb. Markgräfin von Brandenburg. Aus böhm. Quellen. Lex.-8. Berlin, K. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (v. Decker). $\frac{1}{3}$ Thlr.

Stein, L., d. Dichters Weihe. Dramatisches Bild aus Shakspeare's Jugendleben. In 2 Akten. 8. Frankfurt a. M., Hermann'sche Buchh. 6 Sgr. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Kron, E., Lorbeer und Cypresse. Romantisch-histor. Bilder aus Polens Freiheitskämpfen. 2 Bde. 8. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Warnkönig, L. A., Don Carlos. Leben, Verhaftung und Tod dieses Prinzen. 8. Stuttgart, A. Kröner. 1 Thlr.

Rau, H., William Shakspeare. Culturgeschichtlich biographischer Roman. 1. Lfg. 8. Berlin, L. Gerschel. $\frac{1}{4}$ Thlr.

Romanbibliothek, deutsche. 1—3. Bd. gr. 16. Leipzig u. Jena, H. Costenoble. 1 Thlr. 12 Sgr.
Inhalt: Im Busch. Australische Erzählg. v. F. Gerstäcker. 3 Bde.



Ueber die

Wärmevertheilung an der Erdoberfläche.

Von

Wilhelm v. Bezold.

Den Gegenstand dieses Aufsatzes soll ein Capitel aus der Physik der Erde bilden. Die Physik der Erde hat sich die Aufgabe gestellt, die mannigfachen physikalischen Erscheinungen, welche wir an der Erde und der sie umgebenden Atmosphäre beobachten, insofern sie für die Entstehung, die Erhaltung oder überhaupt für das Wesen unseres Planeten von Bedeutung sind, zu erforschen und ihren Zusammenhang zu ergründen, das Spiel der mannigfachen Agentien und Kräfte kennen zu lernen, welche in und an der Erde schaffend und zerstörend thätig sind.

Während die reine Physik das Wesen und die Eigenschaften der Wärme, des Lichtes, des Magnetismus u. s. w. an sich untersucht, und allgemeine Gesetze für deren Verhalten aufzustellen bemüht ist, beschäftigt sich die Physik der Erde damit, die Wirkungen dieser Agentien oder Kräfte auf die Erde als Ganzes zu betrachten. Die Untersuchungen über den Ursprung, die Wirkung und Vertheilung der Wärme in der Erde und an deren Oberfläche, über die klimatischen Verhältnisse, über Wind und Wetter, über Ebbe und Fluth, über Erdmagnetismus und über Luftelektricität gehören in die Physik der Erde. Diese Wissenschaft lehnt sich mithin einerseits an die Physik an, und bildet einen speciellen Theil der angewandten Physik, anderseits an die Geographie, an eine allgemeine Erdbeschreibung.

Das wichtigste Capitel der Physik der Erde ist unstreitig die Lehre von der Wärmevertheilung an der Erdoberfläche. Unter all den Agentien, welche an unserer Erde thätig sind, spielt die Wärme weitaus die erste Rolle. Die Wärme, und zwar die Sonnenwärme, ist es, welche abgesehen von Ebbe und Fluth, fast einzig und allein die verschiedenartigen Bewegungen der Luft und des Wassers hervorbringt. Der leise Hauch, der an einem heißen Sommertage Kühlung zufächelt, der kräftige Wind, der Schiffe und Windmühlen treibt, der furchtbare Orcan, der Bäume entwurzelt, und Schrecken verbreitend, verheerend über das Land dahinbraust, sie alle verdanken derselben Ursache ihr Entstehen: der ungleichen Temperatur verschiedener Luftmassen. In der Wärme ist der Grund jener mächtigen Ströme zu suchen, der Meeresströme, die ohne Bett und doch in fest bestimmten Bahnen den Ocean durchschneiden. Da warme Luft mehr Wasser in Dampfform mit sich zu führen vermag, als kalte, so nehmen die Luftströme je nach ihrer Temperatur Wasser auf, oder scheiden es aus in der Form von Nebel, Regen oder Schnee, und so ist die Wärme der Grund des ewigen Kreislaufes der Gewässer. Sie ist es, die das herabgeflossene Wasser immer wieder auf die Berge hebt, sie ist es, die die Quellen speist und den Feldern erquickenden Regen sendet; die Kraft, die Wasserräder treibt, und so die verschiedenste Arbeit leistet, ist eigentlich keine andere, als die Wärme der Sonne.

Doch, was soll ich weiter nach Beispielen suchen, um die Wichtigkeit der Wärme für unsere Erde als Wohnort von Mensch und Thier zu beweisen? Ist es doch die Wärme einzig und allein, die organisches Leben auf der Erde überhaupt möglich macht. Die Wärme bringt die Saaten zum Keimen und im Vereine mit dem Licht die Frucht zum Reifen. Unter dem Einflusse der Wärme und des Lichtes wird im Leibe der Pflanze der Kohlensäure der Kohlenstoff entzogen, den wir im Holze auf's neue zur Wärmeentwicklung benutzen, werden jene Verbindungen bereitet, die für Mensch und Thier als Nahrung dienen. Organisches Leben ist nur innerhalb enger Temperaturgrenzen möglich, intensive Hitze und heftiger Frost tödten jeden Organismus.

Die eine dieser Grenzen können wir an unserer Erde wirklich beobachten. In Höhen, in welchen der Schnee nie mehr schmilzt, über der sogenannten Schneegrenze, ist alles pflanzliche Leben vollständig erloschen und auch Thiere, die im Respirationsprocesse in sich selbst eine Wärmequelle tragen und dadurch die Temperatur ihres Blutes stets auf bestimmter Höhe erhalten können, verirren sich nur selten in jene Gegenden, ohne jemals bleibende Wohnsitze daselbst zu haben. Ueberhaupt geben hohe Berge die schönste Gelegenheit, um den Einfluß der Temperatur, der Wärme, auf das organische Leben mit einem Blicke zu übersehen.

Mit zunehmender Erhebung sinkt die Temperatur, und gleichzeitig verändert, vermindert sich die Vegetation. Schon am Südrande der Alpen hat die Natur ein in dieser Hinsicht höchst lehrreiches Bild entrollt. Während im Thale der Weg zwischen Rebengeländen und schattigen Kastanien sich hinzieht, kommt man schon nach kurzem Steigen in die Gegend unserer Laubbäume, die bald durch Tannen und Fichten ersetzt werden, bald werden auch diese seltener und kleiner und am Boden kriechende Zwergföhren sind die einzigen Repräsentanten der Bäume. Endlich verschwinden auch sie und nur Alpenkräuter und unscheinbare Moose bedecken immer sparsamer das kahle Gestein bis an die Grenze des ewigen Schnee's mit der alles Leben erlischt. In weit höherem Maße bieten die gewaltigen Gebirge in den tropischen Gegenden von Südamerika Gelegenheit zu solchen Beobachtungen, dort an der hohen Cordillere von Quito z. B. kann man sämmtliche Vegetationsreiche der Erde von der üppigen Flora der Tropen, von mächtigen Palmen bis zu den Moosen der Polarländer, auf einem engen Raume beisammen sehen.

Fassen wir das eben Gesagte zusammen, so wird uns klar, daß die Wärme, welche ein Ort von der Sonne empfängt, seine Temperatur an sich und der Unterschied dieser Temperatur von der der umgebenden Gegenden das wesentlichste Element jener Summe von Erscheinungen ist, die man mit einem Namen das **Klima** eines Ortes nennt.

Wie wichtig aber das Klima eines Landes für dessen Bewohnbarkeit ist, von welchem Einflusse auf die Thätigkeit seiner Bewohner, auf die Entwicklung der Cultur, dies braucht wohl kaum angedeutet zu werden. Da nun in der Wärme ein Hauptmoment des Klimas zu suchen ist, so bildet auch die Lehre von der **Wärmevertheilung** auf der Erdoberfläche die Grundlage für eine allgemeine Klimatologie und kann als solche gewiß unser Interesse beanspruchen.

Eine Skizze zu entwerfen von diesen Verhältnissen, mit wenigen Zügen den Gang dieser Erscheinungen auf der Erdoberfläche zu schildern, und deren ursächlichen Zusammenhang in Kürze darzustellen, dies ist der Zweck dieser Zeilen.

Wir wollen uns vorerst einen Ueberblick über dieses Gebiet zu verschaffen suchen, indem wir gewisse vereinfachende Voraussetzungen machen.

Vor Allem sei bemerkt, daß es sich hier nicht um die Temperaturen des Bodens handelt, sondern nur um die Temperatur der den Boden zunächst bedeckenden Luftschicht. Es ist bewiesen, daß die Temperatur dieser Schicht, sowie die der alleroberststen Bodenschicht, fast gar nicht von der inneren Erdwärme beeinflußt wird, sondern nur von der Zufuhr an Sonnenwärme abhängig ist. Demnach setzt sich die Wärmemenge, welche ein Ort empfängt, aus zwei Theilen zusammen: einmal aus der Wärme, welche er direct von der Sonne durch **Bestrahlung** erhält, und dann aus der Wärme, welche ihm durch irgend eine Uebertragung von einem andern Orte, der sie direct von der Sonne erhalten hat, zugeführt wird.

Die directe Erwärmung durch die Sonne geschieht folgendermaßen: indem die Sonnenstrahlen die Atmosphäre durchdringen, erfahren sie bereits eine kleine Schwächung, d. h. sie geben Wärme an die Luft ab und erwärmen diese durch Durchstrahlung. Bei weitem der größte Theil aber gelangt am Boden an und erwärmt diesen. Der Boden gibt dann seine Wärme wiederum theils durch Berührung an die nächstliegenden Lufttheilchen ab, theils sendet er sie durch Rückstrahlung aus, wobei abermals die Luft erwärmt wird. Möchte es im ersten Augenblick befremden, daß man von einer Ausstrahlung des Bodens spricht, so braucht man sich nur daran zu erinnern, daß auch unsere Oefen ohne zu leuchten Wärme ausstrahlen, vor der man sich, wie vor den Strahlen der Sonne, durch einen dazwischen gehaltenen Schirm schützen kann. Uebrigens spielt die Wärmeausstrahlung des Bodens eine bedeutende Rolle, und ist die Ursache der Thau- und Reifbildung. Für die durch diese Rückstrahlung bedingte Erwärmung der Luft ist noch ein Umstand von Wichtigkeit; während nämlich die Luft die Wärmestrahlen, welche von leuchtenden Körpern ausgehen, nur sehr wenig schwächt, sich selbst also nur wenig bei der Durchstrahlung erwärmt, werden die von dunkeln Körpern kommenden in weit höherem Maße zurückbehalten und weniger durchgelassen. Es werden demgemäß die Strahlen der leuchtenden Sonne zwar leicht zum Boden gelangen können, aber nur mit Schwierigkeit wieder vom Boden in den Weltraum. Dies ist einer der verschiedenen Gründe für die bedeutende Erwärmung, welche man in den untern Luftschichten beobachtet, während die oberen kalt bleiben.

Die Erwärmung, welche ein Stück Boden erfährt, ist abhängig von der Menge der Strahlen, welche auf dasselbe treffen, mithin um so größer, jemehr sich der Winkel, den die auffallenden Strahlen mit dem Boden bilden, einem rechten nähert, d. h. am größten, wenn die Strahlen senkrecht auffallen.

Gesetzt nun, die Erde hätte eine vollkommene gleichförmige Oberfläche, so könnten die Wärmeverhältnisse der einzelnen Orte offenbar nur von der Lage derselben gegen die Sonne abhängen, es müßten die Wärmeerscheinungen gewissermaßen ein Spiegelbild der astronomischen Erscheinungen sein. Alle Orte, an welchen die Sonne gleich lang über dem Horizonte verweilt, und gleiche Bogen am Himmel beschreibt, d. h. alle Orte, welche unter gleicher Breite auf demselben Parallelkreise liegen, müßten zu entsprechenden Zeiten die gleichen Temperaturen haben, da der Wärmezufluß für alle diese Punkte der gleiche wäre, und wegen der vorausgesetzten Homogenität der Oberfläche hinsichtlich des Wärmeabflusses das nämliche gelten würde. Dabei muß, da die Sonne in der heißen und in den gemäßigten Zonen einmal des Tages d. h. ein Mal während 24 Stunden, ihren höchsten Stand erreicht, während der Nacht aber ganz unter dem Horizonte bleibt, eine tägliche Periode in den Wärmeerscheinungen sich merkbar machen. Einmal während des Tages muß die Temperatur einen Höhepunkt erreichen, während sie des Nachts beständig sinken wird, bis zum Momente des Sonnenaufgangs. Das Maximum der Temperatur am Tage wird nicht mit dem höchsten Stande der Sonne gleichzeitig eintreten, sondern, da ja auch nach diesem Zeitpunkte immer noch Wärme zugeführt wird, nur nicht in so hohem Maße, so kann sich die Temperatur noch immer steigern, bis zu jenem Momente, wo die Temperaturzunahme dem Wärmeverluste durch Strahlung nicht mehr das Gleichgewicht zu halten vermag; und wirklich beobachten wir auch die höchsten Thermometerstände nicht um Mittag, sondern zwischen 1 und 2 Uhr.

Eben so wie sich in den Erscheinungen eine tägliche Periode merkbar macht, so wird sich eine jährliche Periode kundgeben müssen, da sowohl die Zeit, welche die Sonne über dem Horizonte verweilt, als auch die Höhe welche sie erreicht, für jeden Punkt der Erde mit der Jahreszeit wechselt. Die Art dieses Wechsels wird sich mit der geographischen Breite ändern; denn während die Bewohner der Tropengegenden zweimal im Jahre die Sonne im Zenith, und stets gleich lange Tage haben, so erreicht sie in den gemäßigten Zonen einmal einen höchsten und einmal einen tiefsten Stand am Mittage, und an den Polen endlich besteht das ganze Jahr nur aus einer langen Nacht und einem eben so langen Tage, so daß die tägliche Periode dort mit der jährlichen in eine verschmolzen wird. Bei der jährlichen Periode wird sich ähnlich wie bei der täglichen der Umstand

geltend machen, daß die heißesten und kältesten Tage nicht mit den längsten und kürzesten, nicht mit dem höchsten und tiefsten Stande der Sonne zusammenfallen, sondern erst einige Zeit später eintreten. Daß es sich in Wahrheit so verhält, ist bekannt, bezieht sich doch sogar eines der gewöhnlichsten Sprichwörter auf diese Thatsache:

„Wenn der Tag fängt an zu langen,
Kommt die Kälte erst gegangen“.

Eben so wie für Orte, die unter gleicher Breite liegen, unter diesen Voraussetzungen die gleiche Periodicität sich geltend machen würde, so müßte auch die Gesammtsumme der Wärme, welche ein Ort im Laufe eines Jahres erhält, für solche Punkte die gleiche sein, eben so wie die Mittelwerthe, welche man aus sehr vielen in gleichen Zeitabschnitten ein Jahr hindurch gemachten Thermometerbeobachtungen ableitet, die sogenannten Jahresmittel oder mittleren Jahrestemperaturen. Diese würden die höchsten Werthe ergeben, für die Punkte unter dem Aequator, und von da nach beiden Seiten gegen die Pole zu abnehmen.

Mit den Resultaten, wie wir sie hier unter der vereinfachenden Voraussetzung einer homogenen Oberfläche gewonnen haben, und wie sie durch bedeutende Mathematiker aus den gleichen Annahmen mit Schärfe abgeleitet wurden, stimmen die Erscheinungen zwar im Großen und Ganzen überein, aber im Einzelnen finden doch ganz auffallende Abweichungen von denselben statt. Es ist zwar richtig, daß man im Allgemeinen vom Aequator gegen die Pole hin in immer kältere Gegenden kommt, es finden sich zwar die Periodicitäten, auf die wir durch die theoretischen Betrachtungen gekommen sind, wirklich durch die Beobachtungen bestätigt, aber von dem Satze, daß alle Orte in gleicher Breite auch gleiche Temperaturverhältnisse zeigen, findet man große Ausnahmen.

So hat z. B. New-York, welches mit Neapel unter gleicher Breite liegt, Sommer wie Rom und Winter wie Kopenhagen oder, was dasselbe ist, wie der südliche Theil des weit nördlicheren Island. Peking, das mit Madrid auf ein und demselben Parallelkreise liegt, hat einen Sommer heißer wie Cairo in Aegypten und einen Winter so streng wie Upsala in Schweden.

Daß diese Thatsachen mit den aus unserer Voraussetzung gezogenen Schlüssen in so scharfem Contraste stehen, darf uns nicht Wunder nehmen, da unsere Annahme eben nicht streng richtig war. Die Oberfläche der Erde ist durchaus nicht gleichförmig. Das Festland, welches in der Form der großen Continente aus dem umgebenden Wasser herausragt, verhält sich ganz anders gegen die wärmenden Strahlen der Sonne als die allenthalben gleichförmige Fläche des Meeres.

Die ungleiche Erhebung des Bodens über den Meeresspiegel bewirkt eine ungleiche Erwärmung der Luftschichten am Boden, da diese eine verschiedene Dichtigkeit haben. Landstrecken mit verschiedener Bodenbeschaffenheit, Wälder, Sümpfe, dürre Steppen oder sandige Wüsten haben ein verschiedenes Vermögen Wärme aufzunehmen oder auszustrahlen, geben in verschiedenem Maße zur Bildung oder zur Auflösung von Wolken Anlaß u. s. w., und diese Erscheinungen wirken wieder rückwärts auf die Temperatur des Ortes ein. Eine neblige, trübe Atmosphäre verwehrt den Sonnenstrahlen den Durchgang, verhindert aber auch anderseits den Wärmeverlust durch Strahlung bei Nacht oder bei niedrigem Stande der Sonne, dessen erkältender Einfluß sich in klaren Nächten oder an klaren Wintertagen so auffallend fühlbar macht. Mächtige Gebirge ändern die Richtung der anprallenden Luftströmungen, und haben auf benachbarte Gegenden bald einen erkältenden oder erwärmenden Einfluß, je nachdem sie warmen oder kalten Winden den Zugang versperren. Trockene Winde, Landwinde, rufen lebhafte Verdunstung hervor und wirken deshalb kühlend, während feuchte Seewinde zur Bildung von Niederschlägen Anlaß geben, wobei Wärme frei wird.

Ueberlegt man ein wenig die Mannigfaltigkeit der hier erwähnten Ursachen, welche auf die Temperatur eines Ortes einwirken, so möchte es fast unmöglich scheinen, auf diesem Gebiete zu allgemeinen Gesetzen zu gelangen, das Problem, von der Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche ein klares Bild zu geben, fast unlösbar scheinen. Und doch ist eine solche Lösung wenigstens in einem gewissen Grade gelungen.

Der erste Schritt hierzu wurde von Alexander von Humboldt gethan. Er trat grade von der entgegengesetzten Seite an die Aufgabe heran, als wir es eben

gethan haben, und als es vor ihm in theoretischen Arbeiten geschehen war. Er suchte nicht aus den wahrscheinlichen Ursachen die Wirkungen abzuleiten, sondern sein Streben ging vor Allem dahin, die Masse des vorhandenen Beobachtungsmaterials zu ordnen und übersichtlich zu machen. War es einmal gelungen, sich durch irgend ein Mittel ein Bild von der Wärmevertheilung auf der Erdoberfläche zu verschaffen, so konnte man dann rückwärts nach den Ursachen fragen, in welchen die Abweichungen von den Resultaten jener Theorie ihren Grund hatten, und so die Erscheinungen untereinander verketten.

Um sich ein solches Bild zu verschaffen, wandte Humboldt ein einfaches Mittel an, welches darin bestand, daß er aus den Temperaturbeobachtungen, welche an einzelnen Orten angestellt worden waren, die schon oben erwähnten Jahresmittel zog, und alsdann die Punkte, für welche sich der gleiche Mittelwerth ergab, durch eine Linie verband. Nebenbei sei bemerkt, daß man, um genaue Mittelwerthe zu erhalten, großer Mengen von Beobachtungen bedarf, welche während Reihen von Jahren, wo möglich in stets gleichen Zeitabschnitten angestellt sein sollen. Solche regelmäßige Aufzeichnungen der Temperatur werden an allen Sternwarten gemacht, auch gibt es eigentliche meteorologische Observatorien, welche nur zum Zwecke solcher und ähnlicher Beobachtungen errichtet sind. Außer diesen regelmäßigen Stationen liefern wissenschaftliche Expeditionen, und auch in neuester Zeit die regelmäßigen Beobachtungen auf den Schiffen ein sehr schätzbares Material. Aehnlich wie man aus den Beobachtungen, welche sich auf die Periode eines Jahres beziehen, das Jahresmittel oder die sogenannte mittlere Jahrestemperatur ableitet, kann man auch kürzere Zeitabschnitte zu Grunde legen, und erhält dann in entsprechender Weise die mittlere Sommer- oder Wintertemperatur oder mittlere Monatstemperaturen.

Indem nun Humboldt die Orte, welche die gleiche mittlere Jahrestemperatur haben, durch krumme Linien verband, erhielt er ein System von Curven, welche er Isothermen nannte, die man auch im Gegensatze zu den Curven, welche sich auf Mittelwerthe aus kürzeren Perioden beziehen, als Jahresisothermen bezeichnet. Durch Einführung dieser Linien war man in den Stand gesetzt, die Wärmeverhältnisse der Erdoberfläche ganz eben so in Karten zu überblicken, wie man dies hinsichtlich der Configuration der Küsten, hinsichtlich der Gebirgszüge u. s. w. schon längst gewohnt war, ja wie es sogar schon durch Halley im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hinsichtlich der magnetischen Wirkungen versucht worden war.

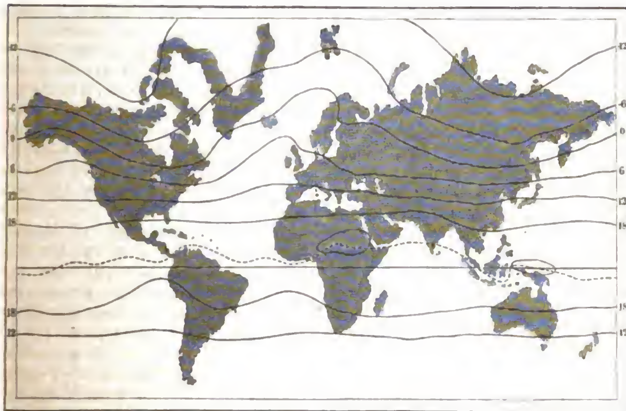
Hätte die Erdoberfläche wirklich jene einfache Beschaffenheit, wie wir sie oben vorausgesetzt haben, so müßten sämmtliche Isothermen dem Aequator parallel sein; sind sie nicht parallel, so kann man an einem solchen Bilde leichter die Ursachen der Krümmungen dieser Curven studiren, als dies durch eine Vergleichung von bloßen Zahlentabellen möglich wäre. Das beigegebene Kärtchen (Fig. 1) enthält die Jahresisothermen von 6 zu 6 Grad nach der Réaumur'schen Scala. Das Erste, was uns bei einem Blicke auf dieses Kärtchen auffällt, und was in weit höherem Maße hervortreten würde, wenn uns der Raum gestattet hätte, eine größere Anzahl von Linien aufzunehmen, ist der Umstand, daß die Isothermen auf der südlichen Hemisphäre weit regelmäßiger verlaufen, als auf der nördlichen. Dort auf der südlichen Hemisphäre ist jener ideale Fall einer gleichmäßigen Oberfläche nahezu verwirklicht, da sie größtentheils von Wasser bedeckt, und im Vergleich mit den gewaltigen Continenten der nördlichen Hemisphäre nur sparsam vom Festlande unterbrochen ist. Dort sind die Isothermen den Parallelkreisen nahezu gleichlaufend, und nur im Atlantischen Ocean zwischen Amerika und Afrika, näher an letzterm, und besonders an der Westküste von Südamerika, zeigen sich auffallende Abweichungen von diesem Parallelismus. Doch sind diese Unregelmäßigkeiten nicht sowohl dem directen Einflusse des Festlandes zuzuschreiben, als vielmehr gewaltigen Meeresströmen, welche große Mengen kalten Wassers aus den antarktischen Meeren bringen. Jedem, der mit dem Laufe der Meeresströmungen vertraut ist, muß der Zusammenhang jener nach Norden gerichteten Ausbuchtung der Isothermen am Westrande von Südamerika mit dem peruanischen Küstenstrome sofort auffallen. Die Massen schmelzenden Eises und Eiswassers, welche dieser Strom nordwärts wälzt, müssen in

den Gegenden, die er berührt, nothwendig die Temperatur erniedrigen, d. h. ihnen eine Temperatur mittheilen, wie sie sonst nur in Gegenden herrscht, die dem Pole näher liegen.

Gehen wir auf der Karte weiter nordwärts, so treffen wir auf eine punktirte Linie, diese ist der sogenannte Wärmeäquator, d. h. jene Linie, welche die Punkte der höchsten Jahrestemperatur miteinander verbindet; auf beiden Seiten derselben liegen Punkte mit geringerer mittlerer Jahreswärme. Diese Linie ist zwar keine Isotherme, da den einzelnen Punkten derselben verschiedene Jahrestemperatur zukommt, aber sie ist nichts destoweniger für die hier behandelten Fragen von höchster Bedeutung, da sie die Erde hinsichtlich ihrer thermischen, überhaupt hinsichtlich ihrer meteorologischen Verhältnisse in zwei Hälften theilt. Sie bezeichnet die mittlere Lage jenes mächtigen aufsteigenden Luftstromes, der die Ursache der Passatwinde bildet. Der Wärmeäquator verläuft größtentheils nördlich vom geographischen Aequator d. h. die heißesten Punkte der Erdoberfläche liegen auf der nördlichen Hemisphäre, woraus sich schon von vornherein vermuthen läßt, daß diese überhaupt die wärmere sei.

Wenden wir unsere Blicke auf dem Kärtchen noch weiter nordwärts, so bemerken wir, daß die Isothermen mannigfach gekrümmte Gestalten annehmen und zwar haben sie unterhalb des Wendekreises ihren nach Norden gekehrten Scheitel innerhalb des Festlandes, in der nördlich gemäßigten Zone aber und in der Polarzone haben sie die nordwärts ausspringende Krümmung innerhalb der Meere. Mit andern Worten: in der heißen Zone ist es im Mittel auf der See kühler, als an einem Orte, der unter gleicher Breite auf dem Festlande liegt, und umgekehrt in der gemäßigten und kalten. Aber das Eine springt in die Augen: die Isothermen zeigen sich in ihrem Verlaufe auf's Innigste von der Vertheilung des Festlandes und des Wassers abhängig, und auch ohne eingehendere Untersuchung können wir bereits vermuthen, daß ohne Gegenwart des Meeres die heiße Zone wärmer, die gemäßigte und kalte aber kälter wäre. Daß dies wirklich der Fall wäre, wird aus einer kurzen Ueberlegung einleuchten. Das Wasser bedarf bedeutendere Wärmemengen, um seine Temperatur um ein Bestimmtes zu erhöhen, als irgend ein anderer Körper. Gesetzt z. B. ich hätte ein Pfund Wasser und ein Pfund Eisen, und wollte beide etwa von 0 Grad auf 1 Grad oder von 0 Grad auf 80 Grad bringen, so müßte ich dem Wasser nahezu zehnmal so viel Wärme zuführen als dem Eisen, um es auf die gleiche Temperatur zu bringen, dreiunddreißigmal soviel als

Fig. 1.



einem Pfunde Quecksilber, kurz vielmehr als allen andern festen Körpern. Eben so sind erstaunliche Mengen Wärme nöthig, um Wasser von einer bestimmten Temperatur in Dampf von der gleichen Temperatur zu verwandeln, oder um Eis zum Schmelzen zu bringen. Mit einer Wärmemenge, welche grade hinreicht, um ein Pfund Eis von 0 Grad in Wasser von 0 Grad, also von derselben Temperatur zu verwandeln, kann man 63 Pfund Wasser um 1 Grad erwärmen, und die Wärmemenge, welche nöthig ist, um kochendes Wasser in Dampf von derselben Temperatur zu verwandeln wäre genügend, um 430 Pfund Wasser um einen Grad zu erwärmen.

Daher kommt es, daß die Luftschichten über dem Meere niemals jene glühende Hitze erreichen können, wie über dem Sande der Sahara. Je größer die Intensität der auffallenden Sonnenstrahlen, desto lebhafter die Verdunstung und die dadurch erzeugte Abkühlung. Umgekehrt muß dem Wasser sehr viel Wärme entzogen werden, damit seine Temperatur um ein Bestimmtes sinke, und hierdurch vereint mit dem Umstande, daß mächtige Ströme große Mengen warmen Wassers in die nördlichen Meere ergießen, erklärt sich deren höhere Temperatur. Am auffallendsten bemerkt man diesen Einfluß der Ströme im Verlaufe der Isothermen, welche sich durch den Atlantischen Ocean von Amerika nach Europa und Asien ziehen. Sie alle zeigen eine mächtige Ausbuchtung nach Nordosten, genau folgend dem Laufe des Golfstroms, der sein im Mexikanischen Meerbusen erwärmtes Gewässer von Florida aus gegen Europa wälzt, die Newfoundlandsbänke und den Süden Islands, sowie die Westküste Europa's, insbesondere Großbritanniens und Norwegens Küsten mit seinen Fluthen bespült. Dieselbe Isotherme von 0 Grad, welche durch Quebeck in Canada geht, das mit Hamburg in einer Breite liegt, schneidet das Nordcap, um dann in Asien wieder bis zum Altai, etwa eben so südlich wie Canada herabzusinken.

Doch gesellt sich zu dem Einflusse des Golfstroms noch ein anderer Umstand, freilich von weit untergeordneterer Bedeutung. Verfolgt man nämlich den weitern Verlauf derselben Isotherme, so sieht man, daß sie sich an der Westküste von Amerika wieder erhebt, und ähnlich findet man für alle Isothermen der nördlichen gemäßigten und kalten Zone, daß sie innerhalb der Continente von den Westküsten nach den Ostküsten zu fallen, oder mit andern Worten, daß die Westküsten sämmtlich wärmer sind, als die Ostküsten. Dieses Factum findet seine Erklärung darin, daß die Luftmassen, welche den oben erwähnten aufsteigenden Strom bilden, zu beiden Seiten vom Wärmeäquator gegen die Pole zu abfließen. Diese am Aequator erwärmte Luftmasse — der sogenannte obere Passat — nimmt in der nördlichen Hemisphäre in Folge der Axendrehung der Erde eine südwestliche, ja nahezu westliche Richtung an, und steigt alsdann in unsern Breiten als West- oder Südwestwind herab. Diese vorherrschenden West- und Südwestwinde sind aber für die Westküsten erwärmende Seewinde, während sie für die Ostküsten erkältende Landwinde sind, und bedingen daher zum Theile jenen Temperaturunterschied der Ost- und Westküsten.

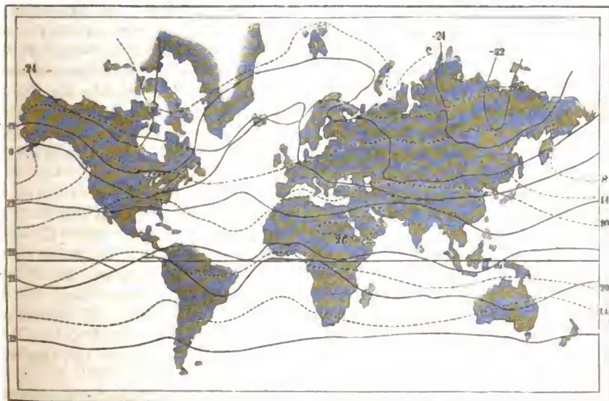
Wir haben bisher nur die mittleren Jahrestemperaturen in den Kreis unserer Betrachtungen gezogen, doch sind diese Werthe noch lange nicht maßgebend für die klimatischen Verhältnisse eines Ortes. Für die Bewohnbarkeit eines solchen, für das Gefühl der Behaglichkeit, für Handel und Verkehr ist es vor Allem wichtig, daß die Wärmezufuhr mit einer gewissen Regelmäßigkeit stattfinde, daß die Sommer nicht zu heiß, die Winter nicht zu kalt seien. Aber über den W e c h s e l der Temperatur während der jährlichen Periode erfährt man durch die Jahresisothermen gar nichts, und Orte, welche auf einer Isotherme liegen, können sich in dieser Hinsicht ganz verschieden verhalten. So findet man z. B. in der K r i m bei gleicher mittlerer Jahrestemperatur wie S ü d e n g l a n d Sommer wie in I t a l i e n und Winter wie in D ä n e m a r k, und während selbst noch etwas nördlich vom Schwarzen Meere Weinbau möglich ist, den man in England vergeblich sucht, und der vorzugsweise warmer Sommer bedarf, so findet man im Südwesten Englands Myrthen und andere Gewächse wärmerer Gegenden, die nur keinen kalten Winter vertragen können, im Freien. Das äußerst unangenehme Klima selbst des südlichen Sibiriens hat nicht sowohl in der niederen Jahrestemperatur seinen Grund, als vielmehr in den unerträglichen Con-

trasten, denen man daselbst begegnet. Irkutzk in der Breite von Berlin hat einen Juli, der ungefähr eben so warm ist, wie der in Berlin, aber einen Januar mit —18 Grad im Mittel, während das gleiche Mittel für Berlin nur —1 Grad hat. Oder das nördlichere Jakutzk hat bei einem Januar von —34 Grad im Mittel, während dessen also das Quecksilber nur selten seinen Erstarrungszustand verläßt, einen Juli, der kaum hinter dem von Berlin zurücksteht.

durch welche ein anderer, um die Physik der Erde hochverdienter Forscher, Herr Professor Dove in Berlin, die Wissenschaft bereichert hat.

In dem beigegebenen Kärtchen (Fig. 2) sind alle Punkte, welche gleiche Mitteltemperatur im Januar haben durch ausgezogene, diejenigen Orte, welchen das gleiche Monatsmittel im Juli zukommt, durch punktirte Linien verbunden. Die ausgezogenen Linien sind mithin die Isothermen des Januar und zwar für die Mittelwerthe

Fig. 2.



21 Grad, 12 Grad, 0 Grad, —12 Grad, —24 Grad und —32 Grad, welche auf der linken Seite beigeschrieben sind, die punktirten Linien sind die Isothermen des Juli von 6 zu 6 Grad, welche Mittelwerthe auf der rechten Seite notirt sind. Man bemerkt sofort, daß die zwei Systeme von Curven innerhalb der Continente grade in entgegengesetztem Sinne gekrümmt sind, während auf der nördlichen Hemisphäre die Isothermen des Januars innerhalb des Festlandes weit herabsinken; während also der Januar an den Küsten viel milder ist als im Binnenlande, so zeigen die Juliisothermen das genau entgegengesetzte Verhalten, sie haben ihre Scheitel innerhalb der Continente nach Norden gekehrt, der Sommer ist mithin im Innern derselben heißer. In dem größern oder geringern Schwanken der Temperatur wäh-

Ist hierdurch schon die Bedeutung des Temperaturwechsels in klares Licht gesetzt, so gewinnt dieser Gegenstand doch noch ein besonderes Interesse dadurch, daß beim Studium dieser Verhältnisse der Einfluß der Vertheilung von Festland und Wasser sich noch weit lebhafter zu erkennen gibt, als dies bei den Untersuchungen über die mittleren Jahrestemperaturen der Fall war. Schon Alexander von Humboldt machte darauf aufmerksam, daß auch diese Verhältnisse sich leicht überblicken ließen, wenn man außer den Jahresisothermen noch entsprechende Linien für gleiche mittlere Sommer- und Wintertemperatur einführt, die „Isotheren" und die „Isochimenen." Wir wollen jedoch nicht hierbei stehen bleiben, sondern sofort um einen Schritt weitergehen, und uns der Betrachtung der Monatsisothermen zuwenden,

rend der verschiedenen Jahreszeiten besteht einer der Hauptunterschiede des sogenannten See- und Continentalklimas. Manche Frucht, die zu ihrer Reife einer bedeutenden Sommerwärme bedarf, gedeiht im Innern der Festländer, während ihr Anbau in den sommerkühlern Küstenländern, deren feuchte, nebelreiche Atmosphäre noch überdies dem für das Pflanzenwachsthum so wichtigen Sonnenlichte nur sparsamen Durchgang gestattet, unmöglich ist. Das Umgekehrte findet man, wie schon erwähnt, bei Pflanzen oder besonders auffallend bei Thieren, die keinen strengen Winter vertragen können.

Hier macht sich also der temperaturausgleichende Einfluß des Meeres auf's Auffallendste merkbar, und wenn im ersten Augenblick der Umstand, daß der weitaus größere Theil der Erdoberfläche mit Wasser bedeckt ist, der Entwicklung und Ausbreitung des Menschengeschlechtes ungünstig erscheinen möchte, so kann man grade das Gegentheil mit Recht behaupten, daß nämlich hierdurch erst die Erde für Menschen recht bewohnbar wird. Das Meer ist der große Regulator, der die überschüssige Wärme heißerer Klimata den kältern zu gute kommen läßt, die Wärme des Sommers aufspart für den kältern Winter. Das Meer schützt vor jenen Extremen, die dem Menschen die Erreichung eines höhern Zieles einer fortschreitenden Vervollkommnung erschweren, das Meer bewahrt einen großen Theil des Festlandes sowohl vor erschlaffender Hitze als vor der eisigen Kälte der Polarländer, die den Menschen im harten Kampfe um's Dasein unempfänglich macht für höhere Interessen.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne wenigstens in einigen Worten noch der höchst eigenthümlichen, ausnahmsweise günstigen Verhältnisse zu erwähnen, in denen sich Europa hinsichtlich des Wärmezuflusses befindet, da diese Betrachtungen geeignet sind, einen interessanten Beitrag zur Lösung der Frage zu liefern: welchen Umständen es Europa, der kleinste Theil des Continents der alten Welt, zu danken hat, das Mutterland einer früher nicht gekannten Cultur zu werden, und so wenigstens geistig den Erdkreis zu beherrschen?

Abgesehen von der vielfachen Gliederung des Landes, von den tief eingeschnittenen Buchten und den mannigfach vielgestalteten Halbinseln und Inseln, die zur Entwicklung der Schiffahrt und des Handels, jenem mächtigsten Hebel der Cultur, die beste Gelegenheit bieten, zeigen die Wärmeverhältnisse Europa's ein Verhalten, welches diesen Erdtheil vor allen andern auszeichnet. Während die Isothermen des Juli sich in Europa etwas weniger erheben, als in Amerika oder Asien, während es also kühlere Sommer hat, zeigen die Isothermen des Januars die allermerkwürdigste Gestaltung. Sie heben sich hoch über den Norden Europa's, um in Asien fast senkrecht wieder herabzufallen. Diese Erscheinung hat nicht allein darin ihren Grund, daß das kältemindernde Meer Europa an so vielen Punkten bespült, nicht allein in dem Einflusse der wärmebringenden Westwinde, nein, hier wirkt noch ein besonderer bereits früher erwähnter Umstand mit — der Golfstrom. Ein Blick auf die Isothermen des Januars läßt uns in ihren Biegungen den Lauf dieses Stromes auf's Deutlichste erkennen, des Stromes, dessen Einfluß so bedeutend ist, daß durch ihn an der Südostküste von Island die Mitteltemperatur des Januar über dem Gefrierpunkte bleibt, also etwa wie in unsern Rheingegenden, während die Gegenden an der Lena in Sibirien unter der gleichen Breite wie Island in der Zone der größten überhaupt beobachteten Kälte liegen, und im Januar Mitteltemperaturen zeigen, die noch unter — 32 Grad fallen.

Diese wenigen Betrachtungen mögen hinreichen, um zu zeigen, wie eine Menge günstiger Umstände, von denen der Golfstrom der bedeutendste ist, zusammenwirken, um Europa, das schon durch seine reichgegliederte Gestalt vor allen andern Continenten geeignet ist, den Trägern der Cultur zum Vaterlande zu dienen, trotz seiner nordischen Lage, zur Erfüllung dieses Zweckes wirklich geschickt zu machen.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Rückblick auf den Weg, auf welchem man zu den so eben, freilich nur in ihren Hauptzügen vorgetragenen Resultaten gelangte, auf die Methode, deren man sich in diesem Zweige der Naturwissenschaften bedient.

Wenn es in irgend einem Gebiete von Interesse sein kann, den Wegen nachzuspüren, auf denen der menschliche Geist zur Erkenntniß großer Wahrheiten gelangt, die oft höchst unscheinbaren Mittel kennen zu lernen, mit welchen die Forschung ihr Ziel

verfolgt, so gilt dies gewiß in hohem Grade von der Physik der Erde. Kaum läßt sich, abgesehen vom organischen Leben, ein Gebiet von Erscheinungen denken, die einen größern Wechsel, eine größere Mannigfaltigkeit zeigen als die vielgestaltigen Phänomene der Atmosphäre und des ewig bewegten Meeres. Indem man es aber versuchte, zuerst den Gang der Erscheinungen im Großen zu überblicken, indem man sich auf die Betrachtung von Mittelwerthen beschränkte, abgesehen von dem individuellen Falle, und indem man dann die Abweichungen von diesen Mittelwerthen wieder unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen suchte, hat man einen Weg gefunden für eine allmälige Annäherung an die wahren Gesetze, für eine Annäherung, die um so weiter getrieben werden kann, je reicher das Beobachtungsmaterial dem theoretischen Forscher zufließt. So haben bedeutende Mathematiker zuerst die Wärmeverhältnisse auf der Erde untersucht, unter der Annahme einer gleichförmigen Oberfläche. Die Beobachtungen lehrten Abweichungen von diesen theoretischen Resultaten kennen, und indem Alexander von Humboldt die Beobachtungsresultate durch die Einführung der Isothermen übersichtlich machte, konnte man jene Abweichungen genauer studiren und zusammenhalten mit bekannten geographischen und physikalischen Thatsachen, und lernte so die Ursachen derselben kennen. Indem man die Mittelwerthe auf kürzere Zeiträume, auf Monate, bezog, wurden neue wichtige Aufschlüsse gewonnen und ein Einblick in die Wärmeverhältnisse mit Rücksicht auf die jährliche Periode — ein Problem, was früher fast unlösbar scheinen konnte, liegt nun wenigstens bis zu einem gewissen Grade der Annäherung gelöst vor uns. Freilich zeigen sich jene Mittelwerthe nur constant, wenn lange Perioden, Perioden von vielen Jahren zu Grunde gelegt werden, und einzelne Jahre liefern etwas verschiedene Resultate, aber ist nicht eben in dem bisher befolgten Gange bereits der Weg vorgezeichnet, der zur Untersuchung auch dieser Schwankungen einzuschlagen ist?

So geht die Forschung Schritt für Schritt und unverdrossen ihrem erhabenen Ziele entgegen, bald ruhend auf den Schultern Vieler, die ameisenartig Steine herbeischaffen zu dem großen Bau, bald getragen von einzelnen mächtigen Geistern, die mit einem Schlage die Masse des vorhandenen Materials zu gestalten und zu ordnen wissen, beseelt von der Ueberzeugung, daß eine höhere Einheit der Fülle der Erscheinungen zu Grunde liegen müsse. Und so stehen alle, die an dem großen Werke thätig sind, im Dienste eines Gedankens, eines Gedankens, dem unser großer Dichter so schöne Form gegeben:

> „Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
> Befestiget mit dauernden Gedanken."

Neuere Ansichten über

Pytheas' Reise nach Thule.

Von

Dr. H. Birnbaum.

Was zunächst die Zeit betrifft, in welcher diese merkwürdige Reise nach dem Ultima Thule der Alten ausgeführt worden ist, so hat Bessel mit astronomischer Wahrscheinlichkeit die Grenze zwischen den Jahren 366 und 327 v. Chr. festgestellt. Das Werk von dem großen Königsberger Astronomen — „Ueber Pytheas von Massilien" — zeigt übrigens auch noch, wie Pytheas schon damals ein bewunderungswürdiger Meister in der praktischen Ortsbestimmung gewesen sein muß. Nach Pytheas' Angabe liegt das alte Massilia unter 43 Grade, 17 Minuten, $8^4/_7$ Secunden, während die neuesten Bestimmungen das heutige Marseille 43 Grad, 17 Minuten 50 Secunden nördlicher Breite gelegen, festgestellt haben. Er war auch der erste, welcher die Lage des Nordpols am Himmel scharf ausgemessen und auf die Abweichung desselben vom Polarsterne aufmerksam gemacht hat. Und wenn man bedenkt, daß er sich hierbei nur der Sonnenuhr und sehr unvollkommener Winkelmeßwerkzeuge bedienen konnte, so ist man sogleich überzeugt, daß Bessel im Lobe des Pytheas nicht zu viel gesagt hat.

Wir haben über diese Reise nur einzelne Bruchstücke, nur theilweise Erwähnungen und Mittheilungen daraus, von viel spätern griechischen und römischen Schriftstellern. Und diese Andeutungen und Ueberbleibsel sind übrigens auch noch in einer

Weise zur Darstellung gebracht, als sollten sie zum Belege dienen, wie Pytheas übertrieben und sich im Auftischen von Wundermärchen gefallen habe. So sagt z. B. Strabo: „Hierauf erzählt er (Pytheas) von der Gegend um Thule, daß er dort weder Land, noch Meer, noch Luft gesehen habe, sondern eine aus diesen zusammengesetzte Masse, einer Meerlunge ähnlich, worin, wie er sagt, Erde und Meer und Alles schaukelt." Darin liegt offenbar eine absichtliche Entstellung der Schilderung, um die Sache in's Unglaubliche, Unmögliche, Lächerliche zu ziehen. Man weiß nach Plinius, daß Pytheas in der Nähe von Thule Etwas gesehen habe, das weder Land, noch Meer, noch Luft gewesen, aber dennoch damit zu vergleichen gewesen sei. Strabo schiebt dem Pytheas auch die Behauptung unter, daß es in Thule sechs Monate lang Tag und sechs Monate lang Nacht gäbe. Die Stelle, welche im Plinius sich auf dieselbe Sache bezieht, lautet wörtlich so: „Auf jener Seite im Germanischen Meere liegen die Glessarien zerstreut, welche von den neueren Griechen Electrides genannt werden, weil dort das Electrum hervorgebracht wird. Die letzte von allen, die genannt werden, ist Thule, von welcher wir gesagt haben, daß es dort im Sommersonnenstande, wenn die Sonne durch das Zeichen des Krebses geht, keine Nächte gibt, und im Wintersonnenstande dagegen keine Tage." Darin liegt keine Uebertreibung, sondern eine der Wirklichkeit genau entsprechende Wahrnehmung, und wenn dann Plinius noch hinzufügt: „Einige meinen, daß dieser Zustand ununterbrochen sechs Monate lang dauert," — so kann diese Ansicht offenbar nicht auf Pytheas' Erfahrung in Thule bezogen werden. Es ist wahrscheinlich, daß Pytheas bei dieser Gelegenheit seine astronomische Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß es auf Erden einen Punkt geben müsse, wo man sechs Monate lang Tag und eben so lange Nacht habe, aber Plinius hat dies sicher nicht auf Thule bezogen und als Pytheas' Erfahrung ausgegeben; im Gegentheil besitzt der ganze Ausspruch den Zuschnitt einer Verbesserung des Strabo. Pytheas' Reise nach Thule hat ein ähnliches Schicksal erfahren, wie die des Marco Polo durch Central- und Ostasien im dreizehnten Jahrhundert. Wie jener, so erzählt auch dieser Erlebnisse und Beobachtungen, wofür in der Heimath die unmittelbare Anschauung fehlte, daher wurde auch dieser von seinen Landsleuten verlacht und für einen Märchenerzähler gehalten; und da er die Größe, den Reichthum und die Bevölkerung China's immer nur nach Millionen schätzen konnte, so hatte man ihm den Beinamen Messer Marco Millioni gegeben. Spätere Forschungen haben indeß alle Mittheilungen des Marco Polo für vollständig wahr erwiesen, so daß Humboldt und Ritter auf seine Reise wie auf eine wichtige Studienquelle hinweisen. Mit Pytheas' Reise nach Thule würde es gewiß eben so sein, darum können wir es nur beklagen, daß wir sie nur theilweise und in verkümmerten Bruchstücken kennen. Zu seiner Vertheidigung sind auch schon viele gelehrte Federn thätig gewesen. Man zweifelt nicht mehr daran, daß die Reise wirklich durchgeführt sei, weil sie mit unserm heutigen Wissen durchweg in Einklang zu bringen ist, da aber dabei Vieles bloß auf Wahrscheinlichkeit beruht, so kann man sich nur auf dem Felde der Ansichten bewegen, und auf diesem gibt es stets Kampf und Streit. Aber dennoch bleibt es interessant, dies Gebiet zu betreten; es fehlt dabei nicht an Gelegenheit zur Belehrung und Unterhaltung. Wir wollen uns indeß nur auf das Neueste beziehen.

Alexander Ziegler hat in seinem 1861 erschienenen kleinen Werke: „Die Reise des Pytheas nach Thule," die Ansicht ausgesprochen, daß eine der Shetlandinseln und zwar die größte, Mainland, den Angaben am genauesten entspreche. Er gibt eine Vorführung aller frühern Meinungen, legt daran einen sachverständigen, kritischen Maßstab und kommt dann schließlich zu jenem Resultate. Unter den wissenschaftlich gebildeten Reisenden möchte er wohl der erste Deutsche sein, der diese Inselgruppe durch eigene Anschauung kennen gelernt hat. Die größte dieser Inseln besitzt 55 Meilen Länge und 25 Meilen Breite, also paßt sie auch in so fern für das Thule, von dem Pytheas gesteht, daß er ungewiß geblieben sei, ob dasselbe ein Festland oder eine Insel sei. Die jetzigen Bewohner nennen die Insel Mainland,

welches eben so viel bedeutet als Festland. Alles Uebrige, was Pytheas von den Bewohnern, von den Thieren und Pflanzen seines Thule sagt, paßt ganz genau, nur ist die Lage noch nicht nördlich genug, sie reicht kaum bis zum 62. Grade und nach der von Pytheas selbst durchgeführten Ortsbestimmung müßte sie noch über den nördlichen Polarkreis hinausreichen. Diesen Einwurf sucht Ziegler durch die Annahme zu beseitigen, daß Pytheas nur von taghellen Nächten, aber nicht eigentlich von einer nächtlich nicht untergehenden Sonne gesprochen habe. „Auf den Shetlandinseln," sagt er, „habe ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß die Nächte zu gewissen Zeiten, d. h. in den Sommermonaten, wenn man überhaupt von Nächten in unserm Sinne sprechen darf, um mit den Worten des Pytheas zu reden, „sehr kurz sind, und nur zwei bis drei Stunden dauern; die Sonne verschwindet dann unter dem Horizonte, um nach einem kurzen Laufe am Orte ihres Aufgangs wieder zu erscheinen." In der Hauptstadt Leowick auf Mainland habe ich bis 10½ Uhr Abends und dann wieder um 1½ Uhr früh Morgens am Fenster lesen können, und finde es nicht unrichtig, wenn Pytheas sagt, daß im Sommer beständig Tag sei. Anfangs Mai beginnen die Nächte auf den Shetlandinseln schon sehr kurz zu werden, und Dunkelheit gibt es von Mitte dieses Monats bis Ende Juli durchaus nicht. Die Sonne verläßt kaum den Horizont und ihre kurze Abwesenheit wird durch ein klares Zwielicht ausgefüllt." Man sieht, Herr Ziegler weiß für seine Ansicht mit überzeugenden Gründen zu sprechen, aber dennoch scheint es sehr wahrscheinlich zu sein, daß das Thule des Pytheas noch über den Polarkreis hinaus nördlich gelegen gewesen sein müsse, denn daß es dort im Sommersonnenstande gar keine Nächte gäbe, ist nicht anders zu verstehen, als daß dann der Sonnenuntergang ganz fehle. Doch sind wir weit entfernt, unserer Ansicht irgend ein Gewicht beizulegen.

Ueber die Masse, welche Pytheas bei Thule gesehen und von ihm als Etwas bezeichnet wird, das weder festes Land, noch Wasser, noch Luft gewesen, und dennoch mit allen Dreien Aehnlichkeit besessen habe, über diese sogenannte Meerlunge, theilt dann Herr Ziegler seine Meinung ebenfalls mit. Er meint, daß damit auf die Quallen (Medusen) hingedeutet sei. Diese kommen aber im Mittelländischen Meere auch vor, und sie waren Pytheas' Landsleuten bekannt, es würde also dann an dem eigentlichen Grunde gefehlt haben, darauf als etwas ganz Sonderbares hinzuweisen. „Ich habe," bemerkt er, „auf einer Seereise viele und zahlreiche Seelungen im Meere gesehen; in großer Menge beisammen verleihen sie allerdings dem Meere ein ganz eigenthümliches wunderbares Ansehen, so daß vielleicht ein Fremder, der diese formlose, eiweiß- oder gallertartige Masse der Mollusken nie gesehen, auf die sonderbare Idee gelangen kann, die Sache wie einen Stoff zu beschreiben, der weder Erde, noch Meer, noch Luft, sondern gewissermaßen ein Gemisch von dem Allen sei." — Es scheint aber, als wenn Herr Ziegler mit der Hauptvoraussetzung bei dieser Erklärung ebenfalls etwas in Zweifel gewesen wäre, denn er deutet zugleich noch auf die Möglichkeit hin, daß der wunderbare Gegenstand auch vielleicht ein schwimmender Eisberg oder ein Eisbrei gewesen sein könnte. Uebrigens steht er mit seiner Ansicht nicht allein, auch Dr. Redslob geht in seinem „Thule" bei der Erklärung dieser Sykrima des Pytheas von den Seenesseln (Quallen oder Medusen) aus.

Eine ganz neue Bahn hat sich aber Nilsson gebrochen bei der Untersuchung der Reise des Pytheas. In seinem sehr beachteten Werke: „Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens," wovon soeben eine Uebersetzung bei Otto Meißner in Hamburg erschienen ist, geht er von der Annahme aus, daß Pytheas ein phönizischer Baalsdiener gewesen sei, und daß dessen Reise nach Thule während der Bronzeperiode stattfand. Um dies zu bewahrheiten, macht er zunächst darauf aufmerksam, daß unser heutiges Marseille von den Griechen Massalia, von den Römern Massilia genannt wurde, und daß diese Stadt 600 v. Chr. von den Joniern aus Phocäa in Kleinasien gegründet wurde. Er zeigt, daß die Jonier von phönizisch-griechischem Stamme die ersten waren, welche längere Seereisen unternahmen und überall Colonien begründeten, wovon Massalia die berühmteste

wurde. Die Reise wird nach ihm um's Jahr 350 v. Chr. ausgeführt, wo die Colonie Massalia noch im lebhaften Aufblühen begriffen war, und besonders mit den Römern in so befreundeter Nachbarschaft lebte, daß man in Rom auf dem Aventinischen Berge, den Massiliern zur Ehre, das Bild der Diana errichtete und zwar in derselben Form und Stellung, wie zu Massalia selbst. Was nun das Bronzealter betrifft, so scheint sicher, daß dasselbe zur Zeit der Reise herrschend war; denn 216 v. Chr. trugen die Soldaten Hannibal's in der Schlacht bei Cannae Bronzeschwerter gleich denen, welche in Skandinavien später aus der Erde ausgegraben worden sind. Dann wird gezeigt, daß an der Westküste Europa's bis zu den Lofoden hinauf Spuren einer ehemaligen phönizischen Cultur aufgefunden sind. Die phönizischen Colonien reichten also so hoch hinauf, und Pytheas traf auf seiser Reise, wenn er dieselbe längs der Westküste bis zu dem Polarkreise hinauf fortsetzte, überall Landsleute und Glaubensgenossen. So kommt Nilsson zu der Ansicht, daß man der Wahrheit gewiß am nächsten komme, wenn man irgend eine der an der Nordwestküste Norwegens gelegenen Inseln, welche über den Polarkreis hinausreicht, für Thule nähme. Mit dieser Annahme stimmt auch die Beschreibung der Naturverhältnisse, wie sie durch Strabo von Pytheas gegeben worden ist, genau zu den noch jetzt hier herrschenden Naturgesetzen. „Nach dem," sagt Strabo, „was Pytheas über die klimatischen und mathematischen Verhältnisse bei Thule sagt, scheint er freilich die Sachen, die in der Nähe der kalten Zone vorkommen, nicht unrichtig beschrieben zu haben. Zum Beispiel, wenn er sagt, daß dort von den edlen Früchten und zahmen Thieren nur wenige oder keine gedeihen; daß die Einwohner dort von Kenchros und andern Saftgewächsen leben, von wildem Obst und Wurzeln u. s. w."

Ueber die Meerlunge des Pytheas hat Herr Nilsson die Ansicht, daß sie ein Eisbrei gewesen sei, diese Erscheinung komme nur in den Gegenden hoher Breitengrade vor, sie habe Aehnlichkeit mit schwimmenden Medusenmassen, sei aber von Pytheas' Landsleuten gar nicht zu beobachten gewesen, also auch nie gekannt. Er beschreibt das hierzu gehörende erste Gefrieren des Meeres auf folgende Weise: „Wenn die See an unsern Küsten zu gefrieren anfängt, so geschieht dies nicht auf die Weise, wie sich ein Teich oder ein Landsee mit Eis zu belegen pflegt, dadurch, daß das Eis sich erst an das Ufer, oder an einen über der Wasserfläche emporragenden Gegenstand ansetzt und von dort aus in Strahlen dünn und glasartig über das Wasser ausbreitet, — auf diese Weise geschieht es im Meere nicht, wenigstens nicht an solchen Orten, die ich habe beobachten können. Da beginnt die See bei starker Kälte auf die Weise zu gefrieren, daß erst, oftmals sehr plötzlich, aus einer Tiefe von 1 bis 2 Ellen kleine dünne Eisblättchen aufsteigen, die scharfe Kante nach oben gerichtet, und zwar in so großer Menge und mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie bisweilen 3 bis 4 Zoll über die Wasserfläche emporhüpfen, und sich dann neben oder aufeinander legen und kleine Eisklümpchen oder etwas plattgedrückte Eisbälle bilden, von ungleichen Dimensionen. Sie wachsen, während sie auf der Meeresfläche schaukeln, mehr und mehr zusammen, bis sie zuletzt, und oftmals sehr plötzlich, zusammenfrieren." Dieser Act des ersten Gefrierens des Meeres wird dann auch noch sehr gefahrdrohend für den Seefahrer geschildert, weil das hineingerathende Fahrzeug plötzlich einfrieren kann. Der dann noch weiter durchgeführte Vergleich mit Pytheas' Synkrima führt am Ende zu einer solchen Uebereinstimmung, daß nach Nilsson die Sache nicht mehr bloß wahrscheinlich bleibt, sondern zur Gewißheit wird. Man kann der ganzen Durchführung des Beweises den Beifall nicht versagen, sie ist ausführlich, gründlich und überzeugend, aber dennoch wird sie sich vom Schicksal ihrer Vorgänger schwerlich frei machen können, und zwar aus dem einfachen Grunde, daß dabei gar zu viel auf den unsichern Grund der Vermuthung gebaut werden mußte. Wäre die Reise des Pytheas nach Thule nur etwas besser im Zusammenhange, nur etwas genauer auf die Zeit und Jahreszeit bezogen, bekannt, so ließe sich das Forschen mit viel größerer Befriedigung und Sicherheit durchführen. Es müßte zuletzt jeder Streit, jede Ungewißheit aufhören.

Die auffallende Aehnlichkeit zwischen Pytheas' Erntebeschreibung der Bewohner des hohen Nordens und der des Diodorus hat zu der Vermuthung Veranlassung gegeben, daß dieser jenem nur nacherzählt habe und daher Pytheas' Thule nichts Anderes als Britannien gewesen sei. Wir haben aber schon oben gezeigt, warum diese Vermuthung nicht paßt, selbst wenn man die Shetland- oder Färöerinseln mit zu Hilfe ziehen wollte. Nilsson will in dieser und nach vielen andern Uebereinstimmungen der Sitten und Gebräuche der alten Nordbewohner nichts weiter als den Beweis finden, daß die phönizische Colonisation eine sehr große Ausdehnung gehabt haben müsse. Seine sehr genaue Untersuchung des Kivikmonuments in Schonen und das Vergleichen desselben mit den Grotten bei Dowth und New-Grange in Irland, läßt kaum eine andere Ansicht zu, als daß auch dies Ueberreste phönizischer Cultur sind. Und Dr. Movers sucht es sogar historisch zu begründen, daß die Phönizier überall, wo sie sich angesiedelt, auch die charakteristischen Einrichtungen für ihren Baalsdienst getroffen haben. Die Spuren des phönizischen Sonnendienstes fehlen auch bei Lofoden nicht, darum hält es Nilsson für wahrscheinlich, daß Pytheas' Thule eine der dortigen Inseln gewesen sei.

Cornwallis.

Cornwallis ist ohne Widerrede eine derjenigen Gegenden Großbritanniens, deren Studium in hohem Grade interessant ist. Und doch ist es vielleicht grade diejenige Partie des Landes, welche von den Touristen am meisten vernachlässigt wird und die wenigsten Beschreiber gefunden hat. Aber welche Provinz des vereinigten Königreichs bietet wohl dem Reisenden, dem Alterthumsforscher, dem Topographen, dem Volksökonomen merkwürdigere Naturerscheinungen, pittoreskere Landschaften, wichtigere Industriezweige, eine eigenthümlichere und lebhaftere Nationalität? Als Gilpin gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seinen „Ausflug in den Westen Englands" herausgab, widmete er Cornwallis nur folgenden wegwerfenden Satz:

„Von Launceston aus drangen wir in Cornwallis bis nach Bodwin vor, und wir durchreisten eine traurige, nackte Gegend, ohne irgend etwas Anziehendes. Nachdem wir nun gehört hatten, daß das Land jenseits Bodwin ganz demjenigen gleich sei, welches wir bereits gesehen hatten, beschlossen wir, unsere Reise nicht weiter fortzusetzen, und anstatt Land's End zu besuchen, wie es anfänglich in unserm Plane gelegen hatte, schlugen wir die Straße nach Lescard ein und nahmen uns vor, uns auf unserer Rückreise in Plymouth zu verweilen."

Wenn Gilpin seine Reise bis Land's End fortgesetzt hätte, so würde er überall über den nämlichen Anblick von Unfruchtbarkeit überrascht gewesen sein. Von Launceston nach Mount's Bay sind es ungefähr siebzig engl. Meilen, und die große Landstraße, welche diese beiden Orte mit einander verbindet, führt durch die trockenste und sterilste Gegend von der Welt. In dem östlichen Theile geben allerdings die großen Granitmassen und hohen Hügel der Scene, welche man vor sich hat, einen wildromantischen Anblick; aber jenseits von Bodwin ist das Aussehen des Landes unendlich trostlos. Diese Wüstenei ist aber keineswegs bloß das Werk der Natur. Die ganze Oberfläche des Bodens ist durch die moderne Wissenschaft, welche die Erde durchwühlt, um ihr die Schätze, die ihre Eingeweide bergen, zu rauben, durcheinandergeworfen worden. Seitwärts von den gebahnten Straßen ist der Boden für Fuhrwerke und Pferde ungangbar und man kann nur zu Fuße hindurchkommen, wobei man so zu sagen von Erdscholle zu Erdscholle zu springen hat, um nicht in den Sümpfen zu versinken. Flach oder leicht wellenförmig gebildet, am Horizont durch wenig ansteigende Hügel begrenzt, erstreckt sich das Land von einem Meere zum andern und bietet alle Merkmale Campaniens dar, mit Ausnahme des italienischen Himmels, welcher selbst Ruinen belebt und Einöden bevölkert.

Die lange Reihe von Hügeln, welche bei Hartland-Point in Devonshire ihren Anfang nimmt und bei Tintagel in Cornwallis aufhört, streicht nach Westen und in Folge dieser Lage oder wegen der Heftigkeit der

zusammenstoßenden Strömungen des Canals von Bristol und des Canals Saint Georges bricht sich das Meer gegen diese Kette mit einer Heftigkeit ohne Gleichen. Die mächtigen Wogen des Atlantischen Oceans peitschen mit geringerer Wuth Land's End, die Reihe der Hebriden und die Küste von Clare in Irland als diesen Theil des Gestades von Cornwallis. Wenn man diesen prächtigen Anblick genießen will, so braucht man sich nur auf die Wogenbrecher von Bude zu begeben. Bei dem Vorgebirge, welches das Schloß von Tintagel krönt, sieht man die Küste sich erheben und kleine Meeresarme bilden. Weiter nach Westen hin, von Padstow nach den Dünen von Perran zu, lagern die schieferigen Felsen, aus denen das Ufer besteht, horizontal und unter der unaufhörlichen Einwirkung der Wogen nehmen sie eine Menge phantastischer Gestaltungen an. Man glaubt Inseln, Halbinseln, befestigte Schlösser, riesige Treppen, Säulen, Thürme und Höhlen zu sehen. An keiner andern Stelle bietet das Litoral von Cornwallis einen grandioseren Anblick, aber es ist dies die am wenigsten zugängliche und deshalb auch die am wenigsten bekannte Gegend desselben.

Aber so nackt und wüst die Nordwestküste auch scheinen mag, so wird sie doch von zahlreichen schönen Thälern geschmückt, welche sie anfüllen und sich fast alle in grader Linie von Osten nach Westen von den Sümpfen bis an das Meer erstrecken. In einem dieser Thäler liegt die Besitzung Stowe, welche gegen sechshundert Jahre lang den Grenvilles, einem edlen Geschlechte, das in Cornwallis im höchsten Grade populär und beliebt ist, gehört hat. Ein Dichter aus dieser Familie, Lord Landsdowne, schrieb im Jahre 1711 an seinen Neffen William Henry, Grafen von Bath: „Die Grenvilles ruhen in diesem Landestheile auf einem Fundament von außergewöhnlicher Festigkeit. Seit wenigstens fünfhundert Jahren habe Eure Vorfahren keine Ehe mit außerhalb der westlichen Grafschaften angesessenen Familien eingegangen. Ich zweifle, ob es in ganz Cornwallis oder Devonshire einen einzigen Edelmann gibt, der nicht etwas von Eurem Blute in seinen Adern hätte. Ich erinnere mich, daß, als ich das erste Mal Euren Großvater, Sir Bevil Grenville, nach dem Westen begleitete, wo er die Arbeiter seiner Zinngruben zusammenberief, er alle Mitglieder der Gentry als Vettern behandelte. Seit der Eroberung haben alle Eure Vorfahren beständig inmitten ihrer Landschaft gelebt, ausgenommen wenn der Dienst des Staates oder des Fürsten sie anderswohin berief. Zur Zeit meines Großvaters war Stowe bis zu dem Augenblicke, wo der Krieg ausbrach, eine Art Akademie für alle jungen Leute von gutem Herkommen in der Grafschaft. Mein Großvater berief die besten Lehrer jeder Art zu sich und ließ die Kinder seiner Nachbarschaft und seiner Freunde mit den seinigen an den Wohlthaten einer gemeinsamen Erziehung Theil nehmen. So geschah es, daß er gewissermaßen der Vater des Landes wurde und sich die Liebe der mitlebenden Generation und die Dankbarkeit künftiger Geschlechter erwarb."

Der liebenswürdige Dichter, einer der letzten Märtyrer der verlorenen Sache der Stuarts, lebte lange genug, um sein Geschlecht erlöschen zu sehen. Seine Besitzungen gingen an Nebenerben über und Cornwallis vergaß es. Die Carterets, welche ihm folgten, rissen den von John, Grafen von Bath, erbauten „Palladischen" Palast nieder, welcher kaum einer Existenz von einem halben Jahrhundert genoß. Seine prachtvollen Materialien sollten zur Verschönerung des Stowe der Grenvilles der Grafschaft Buckingham dienen, und eine mittelmäßige Elegie, gedichtet unter den Ruinen eines aristokratischen Landsitzes von Cornwallis, ist Alles, was von den Ruhme der Grenvilles des Westens noch übrig ist. In den Thälern des Nordens bemerkt man Camarton, die alte Residenz Roy's, des geschickten, aber geizigen und mürrischen Generals Karl's I., dessen Herz, wie seine Biographen sagen, nach seinem Tode ganz eingeschrumpft wie eine lederne Börse gefunden wurde; das Kloster Lauhern, welches sich inmitten einer bezaubernden Landschaft erhebt und wo eins der Glieder der Familie Arundel, dem es gehörte, den während der großen Revolution aus Frankreich vertriebenen Mönchen ein Asyl gewährte; ferner den alten Thurm der Kirche von Mawgan, welcher gewissermaßen in eine Laube von cornwallisischen Ulmen vergraben ist.

Cornwallis wird beständig von Winden gefegt, welche vom Atlantischen Ocean her-

wehen, und die Heftigkeit der Stürme ist hier so groß, daß man auf den Kirchhöfen die Grabmäler mit Stützen versehen muß, damit sie nicht durch die Windstöße in's Weite entführt werden. Die Nordküste ist verlassen und vollkommen unbewohnt. Sie besitzt nur zwei oder drei elende Häfen und der Reisende kann weite Räume durchstreifen, ohne andere Bewohner als Seeschwalben, Dohlen und Möwen in dieser traurigen Gegend anzutreffen. Aber es gibt Zeiten im Jahre, wo diese Küste von einer lärmenden und geschäftigen Bevölkerung belebt wird, welche wie aus dem Boden gezaubert scheint. An gewissen Tagen sieht man lange Reihen von Pächterwagen an den Strand hinabfahren, um den Sand aufzuladen, den Wind und Wellen auf die Küste geworfen haben und der zur Düngung der Felder dient. Der Sardellenfang, welcher im Juni und Juli stattfindet, verleiht dieser Partie des Ufers eine Belebtheit, welche dort das übrige Jahr hindurch unbekannt ist. Dieser Fischfang ist nächst der Ausbeutung der Minen eine der Haupteinnahmequellen der Grafschaft. So wurden z. B. im Jahre 1847 aus den Häfen von Cornwallis 40,000 Tonnen Sardellen ausgeführt, was für die Fischer eine Nettosumme von 80,000 Pfd. Strl. darstellt.

Die Südküste hat einen von dem der Nordküste ganz verschiedenen Charakter. Die Schieferlager, anstatt horizontal zu streichen, stehen perpendiculär an, und daraus geht eine völlige Veränderung in dem Anblicke hervor, den die Küste gewährt. Es sind nicht mehr Plateaux, ausgezackte Vorgebirge, unterhöhlte Felsenriffe, welche sich dem Blicke darbieten, sondern Abgründe, Spitzen und zerbrochene Felsen. Trotz ihrer günstigeren Lage nach Südosten, ist diese Partie der Küste ebenso nackt und einsam wie die Nordküste; indeß ist sie in Folge ihres geologischen Baues viel reicher an Häfen. Man findet hier die Häfen von Falmouth, von Plymouth und Helford, ohne die zahlreichen Buchten zu rechnen, welche ebenso schmal als tief den Fischerböten Schutz gewähren. Wenn man den Lauf der Gewässer, die sich in das Meer ergießen, landeinwärts verfolgt, findet man an ihren Ufern dichte Gehölze, welche die schönsten Landschaften der Grafschaft bilden. Das mit Holz bestandene Territorium von Cornwallis ist sehr ausgedehnt, jedoch herrscht die Eiche vor. Hochstämmige Bäume kommen nicht gut fort. Sie kommen anfangs wohl gut empor, aber wenn sie eine gewisse Höhe erreichen, beugt der unerbittliche Wind sie nieder, sie wachsen nur noch langsam und ihre Formen verkrüppeln. Boconnoc, die alte Besitzung der Mohuns, welche jetzt der Lady Grenville gehört, besitzt den einzigen Park in Cornwallis, welcher den majestätischen Wäldern im Innern Englands nahekommt. Die Früchte kommen in Cornwallis schwer zur Reife und Blumen werden wenig gezogen, was den Contrast gegen Devonshire, wo man die geringste Hütte gern mit Myrthen, Fuchsias, Winden und allen Arten von Kletterpflanzen umgibt, um so fühlbarer macht. Einige eingeführte Bäume haben in der westlichen Gegend vollständig Fuß gefaßt. Der Pinaster, in den ersten Jahren des letzten Jahrhunderts durch Praed de Trevelho eingeführt, blüht in der Umgegend von Mount's Bay. Die Pinus austriaca, eine ähnliche Gattung, trotzt mit gleichem Erfolge den Windstößen des Atlantischen Oceans. Die Tamarinde bildet dichte und freundliche Gehölze in der Gegend, die sich nach Cap Lizard erstreckt; aber einige einheimische Gesträuche übertreffen an Ausbreitung und Schönheit alle ausländischen Gewächse. So die beiden Cornwallis eigenthümlichen Gattungen Haidekraut, erica vagans und erica ciliaris, und der Ginster, welcher das ganze Jahr hindurch blüht, vor Allem aber in der Jahreszeit, wo die Natur sich mit ihren reichsten Farben schmückt und ihren lachendsten Putz anlegt.

Süden und Norden stoßen auf dem niedrigen und sumpfigen Plateau, welches Hayle von Mount's Bay trennt, zusammen. Jenseits dieses Plateaus erblickt der Reisende das Amphitheater der düstern Hügel, welche das Vorgebirge von Land's End bildet, das Bolerium der Alten, das wahre Cornwallis, den letzten Zufluchtsort der alten celtischen Sprache, den am tiefsten nationalen Theil der Halbinsel. Die Bevölkerung ist dort zahlreich, das Land reich, der Handel lebhaft, die Ausbeutung der Minen beträchtlich, der Boden von außerordentlicher Fruchtbarkeit, der Ackerbau weit fortgeschritten. Die Umgegend von Penzance liefert für London alle Erstlinge der Gemüse. Der Fremde wird von der

Großartigkeit des Schauspiels überrascht, welches die Hügel, die sich im Halbkreise von Saint-Yves nach Mount's Bay hinziehen, sowie die so pittoresken Felsengestade von Zenmor, Tol-Pedn-Penwath, Castle-Treryn und Logan darbieten. Von diesen Höhen aus betrachtet, erfüllt die Unendlichkeit des Oceans die Seele mit Bewunderung und Furcht, sei es, daß die Westwinde die schäumenden Wellen bis an den Gipfel von Land's End emporjagen, sei es, daß die durch die Brise leichtgeschwellten Wogen sich sanft am Ufer verlaufen und eine Vorstellung von der Stärke während der Ruhe geben.

So ist die Gegend beschaffen, welche die Briten von Cornwallis bewohnen, diese wenig zahlreiche, aber scharf charakterisirte celtische Race, auf welche die Gelehrten so viele Träume gebaut haben, die sie aber so wenig kennen. Es ist gewiß, daß dieses Volk eine besondere Nationalität bildet und eine eigenthümliche Sprache spricht; aber die Einzelheiten, die man über seine Geschichte und seine literarischen Denkmale hat sammeln können, sind vage, ungewiß und in Mythen eingehüllt. Nach einer Tradition, welche die Annalisten Einer dem Andern nachgeschrieben, ohne jedoch die Wahrscheinlichkeit derselben eingehend zu prüfen, besaßen die Cornubier im letzten Jahrhundert der sächsischen Herrschaft einen beträchtlichen Theil des Königreichs Wessex, wurden von Athelstan aus Devonshire verjagt und gegen 936 wurde der Tamar als Grenze zwischen den beiden Racen festgesetzt. Wenn es wahr ist, daß Athelstan den Erfolg gehabt, von welchem diese Ueberlieferung spricht, so hat er wahrscheinlich nur das Territorium zurückerobert, welches die Cornubier mit Hilfe der Dänen den Sachsen entrissen hatten. Aber die wahre Grenze zwischen den Celten und den Sachsen wurde sicherlich vor der Regierung Athelstan's festgesetzt. Der Tamar konnte als militärische Grenze, nicht als nationale Scheidelinie dienen, und einen Beweis dafür liefert der Umstand, daß die Namen der Dörfer und Pachtungen, welche beide Ufer des Tamar begrenzen, alle sächsisch sind. Die Demarcationslinie zwischen den Sachsen und den Celten folgte nicht dem Laufe des Tamar, sondern zog sich quer durch die Halbinsel von Plymouth nach Tintagel. Oestlich von dieser Linie bemerkt man auf der Karte kein einziges celtisches Wort, eben so wenig westlich davon ein einziges sächsisches. Wenn man nun beachtet, daß zur Zeit Doomsday's, d. h. unter der Regierung Eduard des Bekenners, die Namen der Localitäten fast gänzlich dieselben waren wie heute, so wird man zu dem Schlusse geführt, daß die geographische Abgrenzung zwischen Celten und Sachsen dieselbe war wie gegenwärtig. Warum soll auch diese Grenze nicht ebenso gut vorher existirt haben wie später? Ohne tiefer in die Sache einzugehen, wollen wir nur sagen, daß wir die Meinung derjenigen Gelehrten theilen, welche glauben, daß der letzte Kampf zwischen beiden Nationen in einer frühern Epoche als derjenigen Athelstan's stattfand und daß die Cornubier im siebenten Jahrhundert, d. h. um 639, von den Sachsen an das äußerste Ende Englands zurückgedrängt wurden. Dieses Ereigniß scheint sich nicht ohne einen erbitterten Kampf vollzogen zu haben, denn die Alterthumsforscher haben die Spuren blutiger Schlachten, die an den Ufern des Exe und des Tamar geliefert wurden, aufgefunden. Folglich kann die politische Grenze, wie wir bereits gesagt, je nach den Erfolgen der Dänen von Cornwallis gewechselt haben, aber die nationale Scheidelinie war bereits für immer festgesetzt.

Die celtische Race ist nicht in ununterbrochenem Besitze ihres Bodens, nicht einmal in den beschränkten Verhältnissen, die ihnen gewährt worden waren, geblieben. Aus Doomsday-Book und den Recensionen, die ihm folgten, geht hervor, daß vor der Eroberung die Sachsen und nach derselben die Normannen mit geringen Ausnahmen vom Tamar bis nach Land's End Herren des Landes waren; wir glauben, daß es jeder Familie von Cornwallis, mit Ausnahme vielleicht der Trelawneys und der Trevelyans, unmöglich ist, mit genügender Beweiskraft ein verwandtschaftliches Band zwischen sich und den in Doomsday-Book citirten Namen zu begründen. Die Denhams, Mohuns, Bassets, Blanchminster, Grenvilles behandelten die eingeborene Gentry mit derselben Verachtung, mit der ihnen selbst von den alten normannischen Familien begegnet wurde, die, obgleich selbst Abkömmlinge der Könige des Meeres, zu stolz und zu träge waren, um an einem Raubzuge wie die Invasion Englands unter

Wilhelm dem Bastard Theil zu nehmen. Aber die Periode ihres Aufsteigens in Cornwallis war nicht von langer Dauer. Die Kriege, die inneren Streitigkeiten, die Confiscationen, die Achtserklärungen, die Hypothekenschulden und vielleicht mehr als jede andere Ursache die vorzeitigen Heirathen und plötzlichen Todesfälle erschöpften schnell das stolze Blut der Eroberer. Einige der großen normannischen Familien erloschen allerdings erst im letzten Jahrhundert; aber die große Mehrzahl derselben war bereits lange vorher verschwunden, und die celtische Gentry, die Männer von Tre, Pol und Pen, die sich allmälig auf den Trümmern der Sachsen und Normannen erhoben, erklärten sich kühn für die Abkömmlinge der Ritter von der Tafelrunde. Unglücklicherweise beruhen ihre Ansprüche auf keinem ernstlichen Beweise.

Die Ansprüche der Bewohner von Cornwallis auf die Ehre, eine eigenthümlich nationale Sprache und Literatur zu besitzen, sind ebenso apokryph wie die Genealogien ihrer eingeborenen Aristokratie. Allerdings kann man das ungemeine Alter ihre Sprache und die enge Verwandtschaft derselben mit der von Wales nicht ableugnen. Aber die Echtheit ihrer literarischen Monumente ist sehr anfechtbar und diese Frage ist in ein um so dichteres Dunkel gehüllt, als die Bevölkerung von Cornwallis dasselbe absichtlich vergrößert hat, um die Alterthumsforscher zu mystificiren. In seinen Untersuchungen über die sächsischen Alterthümer, einem 1773 veröffentlichen Werke, erzählt Davies Barrington, wie er von Spaßvögeln zu Mount's Bay, denen er für jedes Wort celtischen Ursprungs, das sie ihm zutrugen, eine Gratification gab, zum Narren gehalten worden sei. Zu einer früheren Zeit sieht man die Leute von Cornwallis sich ein Vergnügen daraus machen, aus den Resten der nationalen Sprache Wörter zu bilden, welche sie für alte Wörter ausgaben, und zwar so geschickt, daß es heutzutage unmöglich ist, das wirklich Alte und Authentische von dem Modernen und Erfundenen zu unterscheiden. Es war im Jahre 1680, daß man zu Landewednack, einem am südlichsten Ende Englands gelegenen Kirchspiel, bei den gottesdienstlichen Handlungen von der Nationalsprache Gebrauch zu machen aufhörte. Man sprach sie noch in der Umgegend von Penzance während einer oder zwei Generationen, aber von da ab hört ihre authentische Geschichte auf. Die späteren Spuren, die man in dem englischen Dialekte, welchen man gegenwärtig in Cornwallis spricht, wiederzufinden geglaubt hat, beruhen allein in der Einbildung. Man citirt gewisse Wörter als celtische, welche in Wahrheit nur veraltetes Sächsisch sind. Das moderne Englisch von Cornwallis ist ein provinzieller Dialekt, in welchem die Ausdrücke aus der Zeit Shakspeare's zahlreich sind und der weit verständlicher ist als manche andere, die in den östlichen Grafschaften in Gebrauch sind. Die einzigen Worte von celtischem Ursprung sind die bei den Arbeiten in den Minen gebräuchlichen Kunstausdrücke.

Die normannischen Familien erhielten sich mit nur wenigen Ausnahmen die territoriale Macht in Cornwallis auf nur kurze Zeit. Davon kommt es vielleicht, daß die Bevölkerung zu allen Zeiten nur wenig von feudalen Ideen durchdrungen und aristokratischen Einflüssen weniger unterworfen gewesen ist als die der andern englischen Grafschaften. Bei drei merkwürdigen Gelegenheiten erhob sie sich gegen die Regierung, zweimal unter Heinrich VII. und einmal unter Eduard VI.; aber bei keiner dieser Insurrectionen sieht man eine mächtige Familie an der Spitze der Empörer. Wenn heutzutage eine politische Bewegung die Grafschaft aufzuwiegeln versuchen sollte, so würde dieselbe sicherer zu ihrem Ziele gelangen, wenn sie die Methodistenprediger und die Werkführer der Minen unter ihren Fahnen sammelte, als wenn sie sich an die Gentry wendete. Die commerciellen Gewohnheiten der Bevölkerung sind es, welche das feudale Princip in Cornwallis geschwächt haben. Diese Gewohnheiten sind bei ihr seit dem tiefsten Alterthume eingewurzelt. Seit Diodor von Sicilien, welcher von dem lebhaften Verkehr spricht, zu welchem der Einkauf und Verkauf von Zinn auf der Insel Lectis zwischen den Briten und den handeltreibenden Seestädten des Mittelländischen Meeres Veranlassung gaben, hat man nie aufgehört, dies Mineral in Cornwallis zu gewinnen, zu bearbeiten und auszuführen. Der Reisende, welcher zur See in Falmouth ankommt, betrachtet mit Achtung dieses braune und nackte Gebirge, das sich zur Linken erhebt und an seinen Seiten die zahlreichen Spuren der Zerstö-

rung trägt, welche die Mineure der aufeinander folgenden Jahrhunderte ihm zugefügt haben. Diese unterirdische Welt, die sich unaufhörlich erneuert, duldet keine Revolutionen, welche den Besitz des Bodens von Eigenthümer auf Eigenthümer übergehen und die mächtigsten Häuser in das Nichts zurücksinken läßt. Ein anderer Grund, warum die großen Familien in Cornwallis so wenig Einfluß haben, liegt darin, daß ihre Existenz von nur geringer Dauer war. In den entferntesten Provinzen pflanzen sich die Adelsfamilien gewöhnlich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, aber Cornwallis macht von dieser Regel eine auffallende Ausnahme. In dieser Grafschaft erscheinen und verschwinden Namen und Titel wie die wogenden Dünste, die sich vom Ocean erheben und am Himmel dahinziehen. Beständige Doppelheirathen haben dazu beigetragen, diesen Verfall zu beschleunigen. So standen, wie wir gesehen haben, die Grenvilles fast mit der ganzen Grafschaft in verwandtschaftlichem Verhältnisse. Die Blüthe des Handels bei den Mittelclassen, der verhältnißmäßig große Ueberfluß an baarem Gelde haben gleichfalls die Wirkung gehabt, den Wechsel des Eigenthums zu begünstigen, indem sie die Veräußerung erleichterten. Man muß auch den unstäten Gewohnheiten, dem Geschmack an Abenteuern, der Unlust an Ruhe, welche das Erbtheil dieser Bevölkerung in allen gesellschaftlichen Schichten zu sein scheinen, einen Antheil daran zuschreiben. Im letzten Jahrhundert waren die Besitzveränderungen vorzüglich die Folge vorzeitiger Todesfälle, dramatischer Katastrophen, welche mit der friedlichen Geschichte der Grafschaft im Allgemeinen einen seltsamen Contrast bilden. So wurde das Haus der Grenvilles fast gänzlich durch die inneren oder auswärtigen Kriege hingemäht; der Letzte der Mohuns und der Letzte der Camelfords fielen in berüchtigten Duellen; der Letzte der Killegrews und der Letzte der Roys kamen in Wirthshausstreitigkeiten um's Leben.

Ein Alterthumsforscher, Hogston, behauptet, daß Cornwallis reicher an Alterthümern jeder Art sei als irgend eine andere Grafschaft Englands. Wir halten diese Behauptung für übertrieben. Cornwallis enthält wenig Alterthümer aus dem Mittelalter, aber diejenigen, welche es besitzt, sind von dem größten Interesse. Die Trümmer der Architektur vor Allem sind werth, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Der graue harte Stein, welcher zu den Bauwerken diente, hat eben so der Einwirkung der Zeit wie der Feuchtigkeit der Luft widerstanden. Die alten Schlösser Launceston und Restormel bedürften nur einiger Reperaturen im Innern, um von Neuem bewohnbar zu werden und den feudalen Glanz des Herzogthums Cornwallis wieder aufleben zu lassen. Seit dem Kriege der beiden Rosen hat der zinnengekrönte Edelsitz des Berges Saint-Michel nur wenig Veränderungen im Innern wie im Aeußern erlitten. Cotele, die reizende und einzige Besitzung der Edgecumbe, bietet, in Stand gehalten durch die pietätvolle Sorgfalt seiner Eigenthümer, ein vollständiges Bild einer herrschaftlichen Residenz unter den Tudors. Selbst das Mobiliar hat seinen alterthümlichen Charakter bewahrt. Das Schloß Lanhydrock, im Jahre 1636 von dem ersten Lord Radnor erbaut, ist noch in demselben Zustande verblieben, in dem es sich zur Zeit seiner Gründung befand. Seit jener Zeit hat eine Menschenhand es nicht wieder berührt. Während des Bürgerkrieges, im Feldzuge von 1644, diente es den Puritanern als Hauptquartier. Lord Radnor war ein eifriger Presbyterianer. Die Bibliothek, die er mit Hilfe seines Caplans Hannibal Gammon ausgestattet hat, kann man noch in einer langen Galerie des Schlosses sehen. Eine Allee von alten Sykomoren führt durch den Park bis vor das Haus. Diese Allee wurde nach den Befehlen angelegt, die Lord Radnor von London aus ergehen ließ, nachdem Oliver Cromwell ihn in Gate-House hatte einschließen lassen. Mit Ausnahme einer Besitzung der Pophams, Littlecote, wo man noch in dem großen Saale die Cürasse Cromwell'scher Krieger aufgehängt sieht, kennen wir nichts, was die Erinnerungen an die große Revolution von 1648 so lebendig wach ruft.

Ausgenommen in dem nordöstlichen Winkel der Grafschaft, gehört der größte Theil der Einwohner ohne Zweifel dem alten celtischen Stamme an, aber die Race ist hier weit mehr gemischt als in den Hochlanden, in Irland, in Wales und in der Bretagne; nicht daß Cornwallis jemals fremden Invasionen unterlegen wäre, sondern weil der Handel und die Bedürfnisse

der Arbeit hier ohne Unterbrechung neues Blut zugeführt haben. Auch bietet die Bevölkerung von Cornwallis einen weniger scharf ausgeprägten nationalen Typus, als man dies in der Regel in entlegenen Gegenden findet. Physisch genommen, ist es eine sehr schöne Race, solid, energisch, arbeitsam. In einigen Districten geht die Größe der Männer über das gewöhnliche Maß hinaus; überall haben sie breite Schultern, und zwar in dem Grade, daß ein Regiment cornwallisischer Miliz einen größern Raum einnimmt als die Regimenter der andern Grafschaften. Wir sprechen, wohl verstanden, nicht von der Bevölkerung der Minen, welche 15- bis 20,000 Seelen nicht übersteigt. Das Leben des Minirers ist mühsam und kurz. Eine anhaltende Arbeit in einer dumpfen, erstickenden Atmosphäre (die Wärme der Erde nimmt bekanntlich zu, je weiter man in ihr Inneres eindringt) erschöpft bald seine Kräfte. Er arbeitet sich den ganzen Tag über ab, und die Ermüdung, die hieraus erwächst, wird des Abends noch vermehrt durch die Mühe, aus einer Tiefe von 1500 bis 2000 Fuß an die Oberfläche der Erde hinaufzusteigen. Die Leute von Cornwallis zeigen im Allgemeinen eine linkische Körperhaltung, was ihnen in den Augen des Reisenden, der an die leichten Bewegungen der Bevölkerung des Continents gewöhnt ist, Abbruch thut. Die Frauen sind nicht schön, aber sie haben in der Jugend einen weißen und gleichmäßigen Teint, den die Gelehrten den Fischen zuschreiben, die sie in großer Menge genießen. Der Tourist, welcher erwartet, das schöne Geschlecht von Cornwallis bewundern zu können, wird sich in seinen Hoffnungen getäuscht sehen. Er wird nicht durch jene hinreißenden Erscheinungen bezaubert werden, welche uns bei jedem Schritte unter den Thüren der Hütten von Devonshire grüßen.

Die Leute von Cornwallis sind tapfer. Sie haben selbst etwas von dem glühenden Muthe der Celten, ihrer Vorfahren, und sie sind gewohnt, bei ihren Seefahrten oder den Arbeiten in den Minen jeden Augenblick ihr Leben auf das Spiel zu setzen. Ihre militärischen Annalen sind voll von glänzenden Thaten, Beispielen von Kühnheit und Unerschrockenheit. In den Bürgerkriegen ergab sich die Garnison von Bristol, unter dem Befehle des Obersten Fiennes, bei der bloßen Nachricht vom Herannahen einer Abtheilung cornwallisischer Landleute, welche in dem Rufe standen, Mauern und Verschanzungen wie Katzen zu überklettern. Was die Bewohner von Cornwallis besonders furchtbar macht, ist die Leichtigkeit, mit der sie sich zu Soldaten umbilden, da ihre Lebensweise sie schon an Disciplin und gemeinschaftliches Handeln gewöhnt hat. Sie haben einen lebhaften Trieb für Geselligkeit; sie suchen sich untereinander; sie vereinigen sich gern, sei es, um sich den Freuden der Tafel hinzugeben, sei es, um allerlei körperliche Uebungen anzustellen. Die Gentry begibt sich von Schloß zu Schloß. „Ein Edelmann und seine Frau," sagt Caren, „steigen zu Pferde und begeben sich zu ihrem nächsten Nachbar. Am folgenden Tage brechen beide Paare nach einem Dritten auf, aber unterwegs nehmen sie noch Andere mit. Es ist ein Schneeball, welcher im Weiterrollen wächst, beim geringsten Stoße aber zerstäubt." Lange Zeit nach Caren zeichnete Beckford das Bild der Aufnahme, die ihm bei Falmouth zu Theil geworden war. „Wir hatten auf der Tafel ein Stück saftiges Schweinefleisch und das schönste Geflügel, das ich jemals gekostet habe. Wir hatten zu Tischgenossen ein halbes Dutzend Adliger von Cornwallis, denen es weder an Geist noch an Originalität fehlte. Gegen acht Uhr brachten zwei junge Burschen sechs Kampfhähne in den Speisesaal, welche, nachdem sie drei- oder viermal gekräht hatten, sich mit außerordentlicher Erbitterung anfielen. Bald flogen ganze Wolken von Federn in dem Gemache umher; aber zu meiner Verwunderung färbte kein Blut der Kämpfer den Fußboden. In der That waren diese Hähne entwaffnet. Mein Wirth hatte ihnen die Sporen genommen und es war dies wohl die fünfzigste Schlacht, die sie sich lieferten, ohne einen andern Schaden davonzutragen als den Verlust einer Menge Federn." Gegenwärtig werden in Cornwallis keine Hahnenkämpfe mehr abgehalten und auch die Zusammenkünfte, welche körperliche Uebungen zum Zwecke hatten, sind gleicherweise in Wegfall gekommen; aber der Geist der Geselligkeit ist deshalb nicht erloschen und zeigt sich täglich in Jagdpartien und Gastereien. Die Devise der Bewohner von Cornwallis: „Einer und Alle"

gibt diesem angeborenen Hange Ausdruck, aber keineswegs dem Gefühle nationaler Einheit, welches in andern Grafschaften so stark ist. Nie hat sich ein Volk dem Parteigeiste zugänglicher gezeigt und sich schwerer zur Erreichung eines gemeinsamen Zweckes geeinigt. Die Geschichte der Eisenbahnen in den letzten Jahren gibt uns ein trauriges Beispiel hierfür. Cornwallis stürzte sich mit blindem Eifer in die Bewegung, theilte sich aber in tausend concurrirende Gesellschaften, die sich um die Ehre stritten, dem Lande die Mittel der schleunigsten Fortbewegung zu gewähren. Und was war das Resultat dieser Streitigkeiten, dieser inneren Uneinigkeit? Cornwallis hat Millionen ausgegeben und hat dennoch noch kein vollendetes Eisenbahnnetz. Alle Linien sind unvollendet und die Viaducte und Terrassirungen erheben sich einsam an den Seiten der Hügel!

Ist es nicht eigenthümlich, daß ein so lebhaftes Volk, welches sich so sehr für locale Fragen interessirt, politischen Agitationen gegenüber gleichgiltig bleibt? Das ist jedoch Thatsache. Trotz der Dichtigkeit der Bevölkerung und den geselligen Gewohnheiten, von denen die arbeitenden Classen seit jeher durchdrungen sind, hat Cornwallis an den Bewegungen der letzten Zeit doch nur geringen Antheil genommen. Kaufmännische Liguen, chartistische Erhebungen hat man bei ihnen nicht gesehen; für die Vertheidigung der Sache rein politischer Reformen haben sie nie großen Eifer an den Tag gelegt. Dies kommt zum großen Theile mit von ihrer geographischen Lage her, durch welche sie außerhalb der Einwirkung fremder Propaganda gestellt werden. Es herrscht in der Bevölkerung auch ein gewisser Grad politischer Bildung, welche dieselbe weniger leicht den Agitatoren zur Beute werden läßt. Die Ausbeutung der Minen durch Gesellschaften mit Collectivnamen, das System des Fischereibetriebes auf Actien haben sie frühzeitig mit den gesunden Grundsätzen der politischen Oekonomie vertraut gemacht und sie dadurch natürlich dem Einflusse communistischer und socialistischer Träumereien entzogen. Was ebenfalls dazu beigetragen hat, sowohl den höheren wie den mittleren Classen von Cornwallis den Geschmack an der Politik zu verderben, sind die Wahlscenen, deren Zeugen sie seit Jahrhunderten gewesen sind, wo sie das Princip der Volksvertretung zu einem schmählichen Handel unter freiem Himmel zwischen den Wählern und dem Candidaten herabgewürdigt sahen. In den Bürgerkriegen jedoch hat Cornwallis eine wichtige Rolle gespielt. Zweimal, in den Jahren 1643 und 1644, rettete es die königliche Sache, aber es unterwarf sich ruhig der Herrschaft des Stärkeren. Die einzige politische Bewegung, an der es nach der großen Rebellion noch Antheil nahm, war die Angelegenheit der sieben Bischöfe, von denen Einer, Sir Trelawney von Exeter, der Chef einer mächtigen Familie des Landes war. Später jedoch wüßten wir, wenn man die Cydersteuer ausnimmt, keine politische oder industrielle Frage, welche die Provinz in Aufruhr zu versetzen vermocht hätte.

Die Aushöhlungen der Minen sind gewöhnlich so niedrig und eng, daß nur eine Person auf einmal hindurchpassiren kann, und dabei ist man noch genöthigt, sich zu bücken. Wie der Maulwurf ist der Minirer allein bei seiner Beschäftigung und oft entdeckt man ihn einsam am Ende einer Galerie in einem feuchten und engen Raume, wo er beim schwachen Schimmer eines Lichtes den Felsen bearbeitet oder Metall ausbricht. Die bei den Minen direct oder indirect beschäftigte Bevölkerung variirt von 80- bis 90,000 Individuen.

Die Ueberlegenheit des Minirers von Cornwallis über den Landarbeiter springt sofort in die Augen. Der letztere ist durch Gewohnheit an eine feste, regelmäßige Arbeit gefesselt. Der Verlauf seiner täglichen Arbeiten zwingt ihn niemals, seinen ganzen Vorrath von Geisteskräften aufzubieten; er geht durch's Leben wie eine menschliche Maschine und verrichtet heut genau dasselbe Geschäft wie gestern, ohne jemals die geringe Summe seiner Ideen zu vermehren oder zu vermindern. Anders ist dies mit dem Minirer. Die Arbeit, mit der er sich befaßt, erfordert eine beständige Uebung seiner intellectuellen Fähigkeiten. Jeden Augenblick bietet sich ihm eine neue Situation dar, welche seine Aufmerksamkeit fesselt und seine Anstrengungen in Anspruch nimmt. Seine Löhnung ist nicht die mäßige Belohnung für eine verkappte Sclaverei, sie ist das Ergebniß eines freien und freiwilligen Contracts; sie hängt von seiner Geschicklichkeit und seinen praktischen Kennt-

nissen ab. Die Ergebnisse der Metallader erhalten ihn in einer fortwährenden Geistesaufregung und wiegen ihn ohne Unterlaß in der Hoffnung auf einen Glücksfund. In seiner unterirdischen Dunkelheit träumt er von Reichthum und fühlt er dieselbe Aufregung wie der Börsenspeculant zu London oder Paris. Da alle Ueberlieferungen über die Charaktereigenthümlichkeiten des Minirers von Cornwallis fehlen, so kann man zu dem Schlusse gelangen, daß sie immer friedlicher und leichter zu regieren gewesen sind als die Minirer des Nordens. Es ist bekannt, daß vor vierzig bis fünfzig Jahren der Kohlenarbeiter von Newcastle mit seinem langen gelockten Haare, seiner geblümten Weste, seinem Beinkleid von Baumwollensammt, seinem runden bebänderten Hute der kühnste Mann war, den es innerhalb der Arbeiterbevölkerung Großbritanniens gab. Aber die Geschichte berichtet nichts Aehnliches von den Minirern von Cornwallis. Die Minirer des Nordens zeigen viel Neigung für Mathematik, diese Geschicklichkeit fehlt denen des Westens völlig und sie beschäftigen sich weder mit Mathematik noch mit irgend einer andern Wissenschaft, es wäre denn nur ausnahmsweise.

Die kleinen Kaufleute und die kleinen Pächter sind gewöhnlich bei den Minen und den Fischereien betheiligt. Dies Individuum im Frack mit Stockfischschwanz und in abgetragenem Seidenhut, welches man in der an sein Haus stoßenden Einzäunung die Erde bearbeiten sieht, erscheint uns als ein bizarres Exemplar der englischen Landwirthe; aber wenn wir seine Verhältnisse näher kennen lernen, erfahren wir, daß er Actien an dem Eigenthum eines Fischerfahrzeuges oder zweier oder dreier benachbarter Minen besitzt und daß seine Gedanken weit über sein Feld hin nach irgend einem Eldorado der alten oder neuen Welt schweifen. Obgleich im Allgemeinen sparsam, nüchtern, ehrbar, gibt sich der Bewohner von Cornwallis doch mit Leidenschaft dem Spiele hin. Er hat zu sich selbst ein außerordentliches Vertrauen, und der guten Meinung, die er von seiner Person hat, kommt nichts gleich als seine Geringschätzung der Fremden vom Osten, die er als seine Beute betrachtet, als einen Gegenstand, den ihm die Natur zur Ausnutzung überwiesen hat. Dieses Gefühl nimmt an Lebhaftigkeit zu, je weiter man nach dem Westen vordringt. So findet man, wenn man nach den Pfarrsprengel Saint-Just bei Land's End gelangt, daß ganz England in die Verachtung hineingezogen wird, die wir eben andeuteten.

Trotz der mächtigen Einbildungskraft, womit die Bewohner der Grafschaft begabt sind, haben sie doch Großbritannien nicht einen einzigen bemerkenswerthen Dichter gegeben. Jene Fähigkeit zeigt sich bei ihnen nicht in der Poesie, sondern im praktischen Leben. Das Gefühl des Unbestimmten und Unbegrenzten, welches das Wesen der Poesie ist, ist jener Unlust an Ruhe, jenem Bedürfniß nach Abwechslung, welches den Bewohner von Cornwallis über die Meere treibt, nicht fremd. In den letzten Jahren hat die Auswanderung in einer so beträchtlichen Ausdehnung stattgefunden, daß die Bevölkerung trotz der Blüthe der nationalen Industrie auf dem alten Punkte stehen geblieben ist. In allen Theilen der neuen Welt, in Nordamerika wie in Südamerika, in Australien, kurz überall findet man Emigranten aus Cornwallis.

Die Geschichte von Cornwallis zeigt es uns mystischen Einflüssen leicht zugänglich. Wenn man den einheimischen Alterthumsforschern glaubt, so sind alle Heiligen beiderlei Geschlechts, welche der Hälfte der Kirchensprengel der Grafschaft ihre bizarren Namen gegeben haben, von Irland herübergekommen. Obgleich diese Namen der Mehrzahl nach apokryph sind, so ist doch gewiß, daß lange Zeit vor der Ankunft Augustin's in der Grafschaft Kent, in Cornwallis der Sitz einer blühenden christlichen Gesellschaft war, welche weder römische Tradition noch römische Disciplin kannte, das Osterfest nach griechischem Ritus feierte und ihren Ursprung von der Mutter der Kirchen, von der Kirche von Jerusalem herleitete. Die interessanteste Reliquie dieser ursprünglichen Periode wurde vor ungefähr zwanzig Jahren entdeckt. Wir meinen die Kirche von Saint-Peran, welche in Sand begraben aufgefunden wurde. Das Kirchspiel Paranzabulec erstreckt sich zwischen den Dünen auf einem beträchtlichen Raume. Der Ueberlieferung nach waren die Bewohner zweimal genöthigt, sich vor den Sandmassen, welche der Nordostwind aufwirbelte und von der Stelle versetzte,

zurückzuziehen und ihre Kirche an einen andern Ort hinter einem Flusse zu verlegen. Als aber der Wasserstrom, der die Kirche schützte, abgeleitet worden war, um den Betrieb einer Mine zu erleichtern, verschlang der Sand die Kirche wieder und die Einwohner bauten dieselbe im Jahre 1803 zwei Meilen weiter im Innern wieder auf. Als im Jahre 1835 der Sand von Neuem seine Stelle änderte, kam dadurch die ursprüngliche Kirche wieder zu Tage. Man fand sie von Tausenden von Skeletten umgeben, denn Jahrhunderte lang hatte der Platz, auf welchem sie stand, als Begräbnißstätte gedient, sie hat aber, seit sie wieder entdeckt ist, eben so wie die menschlichen Ueberreste mehr von dem archäologischen Vandalismus gelitten als von den Verwüstungen der Zeit während der langen Periode, wo sie im Sande der Dünen vergraben gelegen hat. Die Mehrzahl der Kirchen von Cornwallis gehört der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an. Sie sind gewöhnlich auf einem wüste Ebenen beherrschenden Hügel gelegen und alle nach demselben Plane gebaut. Die jüngsten datiren aus der Regierung der Tudors und geben das vollständige Beispiel des architektonischen Stils jener Epoche. Cornwallis blieb lange Zeit dem Katholicismus getreu. Es erhob sich 1547 gegen den Protector Lord Somerset unter der angeblichen Führung Humphry Arundel's, in Wahrheit aber auf Anreizung seiner Priester, denn in der Petition, die es damals an Se. Majestät richtete, verlangte es die Ausführung der Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen; diese Revolte wurde unterdrückt und streng bestraft. Der unglückliche Mayor von Bodwin, einer der Führer der Bewegung, wurde vor der Thür seines eigenen Hauses erhängt. Man rieth seiner Gemahlin, für ihn um Gnade zu bitten, erzählt der Satirist Hall; aber diese Dame wollte vor Sr. Majestät von der vortheilhaftesten Seite erscheinen und brachte so lange an ihrer Toilette zu, daß ihr Mann bereits die Todesstrafe erlitten hatte, ehe sie bereit war, sich zur Audienz bei dem König zu begeben. Die Reformation breitete sich friedlich in Cornwallis aus, aber dem Puritanismus gelang es nicht, sich der Bevölkerung zu bemächtigen. Georg Fox, der Quäker, durchzog die Grafschaft oft, ohne jedoch hier Enthusiasmus zu erregen. Wenn wir ihm glauben dürfen, hatte er sich im Gegentheil über die Gerichte und Gefängnisse in Cornwallis zu beklagen. In Launceston erging es ihm folgendermaßen:

„Als die Assisen beendigt waren," sagt er in seinem Tagebuche, „warf man uns in das Gefängniß. Der Schließer verlangte sieben Schilling wöchentlich für unsere Personen und eben so viel für unsere Pferde. Wir schlugen dies ab und schickten unsere Thiere auf das Land. Der Schließer, wüthend darüber, ging nun darauf aus, uns auf alle Weise zu verfolgen. Er sperrte uns in ein schmutziges Gefängniß Namens Doomsdale, wo man gewöhnlich nur Hexen und zum Tode Verurtheilte unterbrachte. Der Director des Gefängnisses war ein alter Dieb und an Hand und Schulter gebrandmarkt worden; seine Frau desgleichen. Unser Schließer und seine Frau befanden sich in derselben Lage."

Der Ruhm, Cornwallis zu bekehren, welcher George Fox versagt war, war einem größern Manne, John Wesley, vorbehalten. Man weiß nicht, welcher Grund diesen Reformator dazu hat bestimmen können, diese Grafschaft zum hauptsächlichsten Schauplatz seiner Predigten zu machen. Sein erster Besuch in Cornwallis fand im Jahre 1743 statt, der letzte 1781. Bei letzter Gelegenheit kamen zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Tausend Personen zusammen, um Abschied von ihm zu nehmen. In dem Zeitraume eines Menschenalters vollbrachte Wesley in Cornwallis große Reformen. Als er seine Mission begann, war die religiöse Gleichgiltigkeit dort wie anderwärts sehr allgemein. Die Kirchen waren verlassen, die Sitten verwildert, die schändliche Gewohnheit z. B., gestrandete Schiffe zu plündern, stand noch in voller Kraft, und doch unternahm Wesley mit diesem Material die Gründung einer der wohlgeordnetsten und civilisirtesten Gesellschaften, die es in der Welt gibt. Die von Mann entworfene Statistik gibt 45,000 erwachsene Mitglieder der anglicanischen Kirche gegen 116,000 protestantische Dissenter, und diese sind fast alle Methodisten. Keine andere protestantische Secte hat in Cornwallis Wurzel fassen können. Die Kirche von England hält sich mit Mühe gegen die Eingriffe des Methodismus und sieht trotz ihres Eifers und ihrer Thätig-

keit die Menge mehr und mehr von sich ausscheiden. Indessen ist die von Wesley ausgedachte Religionsform im Begriff, abzunehmen und mehr und mehr den strengern Doctrinen Whitefield's Platz zu machen. Der Tag ist nicht mehr fern, wo der reine Calvinismus und selbst der Antinomianismus ohne Nebenbuhler in Cornwallis herrschen wird.

Von den religiösen Gefühlen in Cornwallis bis zu dem dortigen Aberglauben ist nur ein Schritt. Man könnte Bände mit den abergläubischen Meinungen anfüllen, welche in diesem entlegenen Winkel Englands im Schwange sind. Es ist bekanntlich eine Eigenthümlichkeit der celtischen Race, sich mit der unsichtbaren und überirdischen Welt in Beziehung zu glauben. Das Klima und die geographische Lage des Landes disponiren sie dazu. In Gegenden, wo der Anblick der Erde, des Meeres, der Dünste des Oceans unaufhörlich wechselt und alle Arten phantastischer Formen hervorbringt, fühlt sich der Geist geneigt, allen Erscheinungen der Natur eine Seele beizulegen.

Die celtischen Bevölkerungen lebten in einer Art von Vertraulichkeit und unterhielten einen gewissen mysteriösen Verkehr mit den Geistern der Todten und den Geschlechtern der Luft. Die Mythologie von Irland, den Hochlanden, von Wales und der Bretagne hat lange Zeit der nördlichen Poesie Nahrung gegeben; aber der Aberglaube von Cornwallis ist weit weniger ausgebeutet worden, sei es, daß er weniger bekannt gewesen, sei es, daß er weniger legendenhaften Reiz darbot. „Zu meiner Zeit," sagt Polwheele 1824, „gab es in Cornwallis noch Priester, die sich mit Beschwörungen abgaben. Jeder Schmied trieb Heilkunde, jede alte Frau beschäftigte sich mit Wahrsagerei. Die ganze Natur, die Brunnen, die Planeten, die Vögel, die wilden Thiere, die Reptilien, selbst unbelebte Wesen schienen mit der Leichtgläubigkeit der Menschen zu sympathisiren, Unglück anzukündigen oder abzuwenden, zu erleichtern oder zu erschweren." Gegenwärtig glaubt man nicht mehr an verzauberte Brunnen. Indeß ist es noch nicht lange her, daß die Journale von Jemandem berichteten, der bei einem solchen Heilung für seine Leiden gesucht hatte. Der Glaube an Zauberei, an Amulette und dergl. lebt aber noch immer im Volke. Die Geschichte von jenem Schüler, der nach dem Aussprechen einiger magischer Worte von einer Fee durch die Luft von Polperro nach Seaton-Beach und von da an den Hof des Königs von Frankreich getragen wurde, ist noch nicht alt. Die Art Aberglauben, die sich mit der zähesten Hartnäckigkeit erhält, bezieht sich auf das Schauerliche und Unglückliche. So hört man noch mitten im Sturme die Ertrunkenen mit lauter Stimme an dem Unglücksorte, an dem sie umkamen, ihren Namen rufen. Das Schiff des Todes ist immer am Ufer angebunden mit seinen schwarzen Segeln und kämpft gegen Wind und Fluth, und die braven Matrosen, welche von Krampf oder Rheumatismus befallen werden, schreiben ihre Leiden der Bosheit eines alten Weibes zu, dem sie am Abhange des Hügels begegneten und die ihren Stab in der Luft hin und her bewegte. Die Minirer, fast eben so abergläubisch wie die Seeleute, glauben unter der Erde das Geräusch zu vernehmen, welches die Klopfgeister hervorbringen, nämlich die Geister der von den römischen Kaisern oder den Plantagenets zu den Minen verurtheilten Juden, und um Metalladern zu entdecken, bedienen sie sich einer Wünschelruthe. Sie glauben an den „bösen Blick," wie die Neapolitaner an die „jettatura," und schreiben dem Hufeisen die Kraft zu, den Zauber zu beschwören, welchen die Zigeuner über sie verhängen. Man sieht solche Hufeisen an die Hausthüren angenagelt, in den Schiffen, in den Omnibus, auf den Pflügen. Die berühmteste Tradition von Cornwallis ist die vom Riesen Tregeagle, eine Persönlichkeit, die an den griechischen Herkules erinnert und um welchen alle zerstreuten Fictionen des Volkes angehäuft werden. Der wahre John Tregeagle, aus Treword, war der Intendant des Lord Radnor, von dem wir gesprochen haben. Er war außerdem Friedensrichter und mußte der Partei der Skeptiker angehören, denn er ließ Anna Jefferys verfolgen, ein junges Mädchen, welche mit den Geistern Verbindungen zu haben behauptete. Dennoch figurirt er in den Sagen unter der Gestalt eines Zauberers. Nach seinem Tode wurde sein Schatten bei den Assisen von Launceston als Zeuge citirt, um eine zweifelhafte Frage in einem Civilproceß zu entscheiden, der die Familie Lord Radnor's interessirte. Der

Geist entledigte sich zur Zufriedenheit seiner Aufgabe; aber nachdem das Urtheil gefällt war, weigerte er sich, das Gerichtszimmer zu verlassen, und man mußte, um ihn zum Weichen zu bringen, zu dem Zauber eines noch mächtigern Magiers, als er selbst war, seine Zuflucht nehmen. Aber wie es scheint, gelang dem Sieger die Unterwerfung des Phantoms nur dadurch, daß er immer eine wichtige und schwer zu erledigende Beschäftigung für ihn ausfindig machen mußte. Von diesem Augenblicke an wurde das Leben des Riesen eine lange Reihe von unausführbaren Arbeiten. Bald sieht man ihn in einem besondern Saale des Edelsitzes von Radnor damit beschäftigt, unendliche Rechnungen aufzustellen, an denen immer ein Sixpence fehlt. Bald baut er einen Damm von Sand an der Mündung des Loe-Pool auf, aber die Fluth zerstört unaufhörlich sein Werk. Bald wieder trocknet er einen See aus vermittelst einer Muschel, die in der Mitte ein Loch hat.

In dem Gemälde, das wir so eben von Cornwallis, seinen Sitten, seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart entworfen haben, haben wir vor Allem nach Treue gestrebt. Die Civilisation macht in dieser Grafschaft, die in gewisser Beziehung ein wenig zurückgeblieben ist, immer größere Fortschritte. Gewisse Anomalien der dortigen gesellschaftlichen Organisation sind täglich mehr im Verschwinden begriffen, die rauheiten Züge im Charakter mildern sich. Das Volk war dort früher irreligiös, jetzt aber zeichnet es sich durch lebhafte Gefühle der Gottesfurcht aus. Es war dem Trunke ergeben, allein gegenwärtig macht es sich durch seine Mäßigkeit bemerklich. Ehemals herrschten daselbst ausgelassene Gewohnheiten, heutzutage aber zeichnet sich die Bevölkerung durch solides und ehrbares Leben aus. Sie trieb in frühern Zeiten Contrebande und plünderte die gestrandeten Schiffe, dagegen hat Letzteres in unsern Tagen aufgehört und die Bewohner leisten nothleidenden Schiffen, welche der Sturm an ihre Küste wirft, mit Eifer jede Hilfe. Hinsichtlich des Schmuggels wagen wir nicht zu behaupten, daß derselbe nicht mehr existire, aber das Uebel ist verhältnißmäßig unbedeutend.

Das Gesetz der Stürme.

Von

Dr. H. Emsmann.

Wenn man die Astronomie trotz ihres hohen Alters eine junge Wissenschaft nennen kann, da erst die im Anfange des 17. Jahrhunderts gemachte Erfindung der Fernröhre eine gegen früher genauere und weiter reichende Beobachtung möglich machte und erst die Forschungen Kepler's und Newton's eine Basis gaben, auf welcher man mit Sicherheit weiter forschen konnte; so gilt dies noch mehr von der Meteorologie, das heißt der Wissenschaft, welche sich — wie schon der Name anzeigt — mit den Meteoren, also mit den Naturerscheinungen, welche in der Luft auftreten oder sich in derselben bilden, beschäftigt.

Die Hauptinstrumente, mit welchen hier die Messungen — ohne welche in den Naturwissenschaften überhaupt kein Fortschritt denkbar ist — gemacht werden: das Barometer, das Thermometer und das Hygrometer, kannte man vor wenigen Jahrhunderten noch gar nicht. Das Barometer, zur Messung des Luftdrucks bestimmt, wurde 1645 von dem Italiener Torricelli erfunden; das Thermometer — in seiner ersten Idee zu Anfang des 17. Jahrhunderts von dem Holländer Cornelius Drebbel angegeben — erlangte erst im 18. Jahrhundert eine zu vergleichenden Temperaturbeobachtungen brauchbare Einrichtung; das Hygrometer, zur Bestimmung des Feuchtigkeitsgehaltes der atmosphärischen Luft dienend, erhielt erst 1805 durch die Untersuchungen des Engländers Dalton eine feste Grundlage.

Ungeachtet ihrer Jugend hat die Meteorologie doch schon bedeutende Resultate aufzuweisen. Eins der bedeutendsten ist die Erkenntniß des Gesetzes der Stürme.

Es ist dies Gesetz eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts und die Wichtigkeit desselben hat sich schon so vielfach durch die segensreichsten Folgen, welche sich an dasselbe knüpfen, bethätigt, daß es eine allgemeinere Würdigung mit Recht verdient. Hierzu mögen die folgenden Zeilen mit beitragen.

Daß in den Strömungen, welche wir in unserer Atmosphäre beobachten, eine Gesetz-

mäßigkeit herrsche, scheint uns, die wir in der gemäßigten Zone leben, kaum glaublich. Der Wind kommt bald aus dieser, bald aus jener Himmelsgegend; bald weht er mit sanftem Hauche, bald braust er einher mit einer Gewalt, die Alles vor sich niederzuwerfen droht. Keine Veränderung in dem Zustande der Dinge, welche uns umgeben, erfolgt indessen ohne Regel; eine jede ist an ein Gesetz gebunden und alle diese Gesetze haben ihren Grund in der bestimmten und unabänderlichen Wirkung von Naturkräften.

Die innerhalb der Tropen herrschenden Passatwinde — auf der nördlichen Halbkugel aus Nordosten, auf der südlichen aus Südosten wehend und von einander durch die bei den Seeleuten gefürchtete Gegend der Windstillen oder der Veränderlichen, auch Calmen genannt, getrennt — ließen zuerst eine Gesetzmäßigkeit auch bei den Winden erkennen. Halley versuchte schon 1686 eine Erklärung der Passatwinde, aber erst Hadley glückte es 1735, die wahre Ursache in der innerhalb der Tropen herrschenden höhern Temperatur und in der Rotation der Erde um ihre Axe aufzufinden.*) Man ist nun so weit gelangt, diese Winde auch in ihrem speciellern Verlaufe und in ihren verschiedenen Modificationen aus den verschiedenen Gestaltungen der Continente und anderer Einflüsse abzuleiten.

Befolgen die Luftströmungen innerhalb der Tropen ein Gesetz, so steht auch zu erwarten, daß in den außertropischen Gegenden keine Willkür herrsche.

Herrn Professor Dove in Berlin — unstreitig der größte Meteorolog der Jetztzeit — ist es gelungen, in der That den Nachweis zu führen, daß die regelmäßigen Erscheinungen der Winde in den Tropen und die verwickelten Verhältnisse der gemäßigten und kalten Zonen nothwendige und einfache Folgen derselben physikalischen Grundbestimmungen sind, und namentlich hat derselbe aus einer großen Zahl von Beobachtungen und in theoretischer Begründung das Gesetz nachgewiesen, daß auf der nördlichen Halbkugel der Wind sich im Mittel im Sinne SWNO, auf der südlichen im entgegengesetzten SONW

*) In vielen Schriften wird durch eine leicht zu erklärende Namensverwechselung Halley als Entdecker der wahren Passattheorie aufgeführt; aber mit Unrecht, da er auf die Rotation der Erde keine Rücksicht nahm.

dreht, also auf der nördlichen in derselben und auf der südlichen in der entgegengesetzten Richtung wie der Zeiger einer Uhr, wenn wir 12 mit N, 3 mit O, 6 mit S und 9 mit W bezeichnen.

Dies ist das sogenannte Dove'sche Drehungsgesetz, durch dessen Auffindung Herr Professor Dove der Kepler, aber auch zugleich durch die theoretische Begründung, der Newton der Meteorologie geworden ist.*)

Die Aufzählung dieser Errungenschaften auf dem Gebiete der Meteorologie vorauszuschicken, erschien um so dringender, weil dadurch jeder Zweifel beseitigt werden dürfte, als ob in der Meteorologie überhaupt etwas zu erringen sei. Der Zweifler gibt es hier leider nur zu viele. Man möchte das wissenschaftliche Gebäude, dessen Zustandekommen man wohl gar überhaupt bestreitet, sofort fertig sehen, sollte es auch nur deshalb sein, um das Wetter ebenso vorhersagen zu können, wie man dies mit Sonnen- und Mondfinsternissen vermag. Man hat aber keine Vorstellung von der unsäglichen Mühe, welche die Bearbeitung des Beobachtungsmaterials erfordert, und somit auch keine Vorstellung davon, welche Arbeit es kostet, alle Bausteine zusammenzubringen, mit denen nur ein haltbares Gebäude hergestellt werden kann. Man bedenke nur, wie viel Zeit und Mühe die Astronomie beansprucht hat, um auf den Standpunkt zu kommen, welchen sie jetzt einnimmt.

Wenden wir uns jedoch nun zu dem Gesetze der Stürme.**)

Im Allgemeinen versteht man unter Stürmen die großartigen, gewaltigen Luftströmungen, welche gewöhnlich mit schrecklichen Verheerungen ihre Bahn bezeichnen. Ist der Sturm ganz besonders heftig, so nennt man ihn wohl auch einen Orcan. In Westindien ist die Bezeichnung Hurrikane im Gebrauch, an der Küste von Mexico Aracan oder Huiran-vucan, in Patagonien Vuthan, im Chinesischen Meere Tyfoon. Die Engländer bedienen sich des Wortes Hurrikane auch bei Stürmen

*) Vergl.: „Wo kommt der Wind her? und Wo geht er hin?" von Dr. H. Emsmann. Leipzig, 1858.

**) „Das Gesetz der Stürme in seiner Beziehung zu den allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre." von H. W. Dove. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Berlin, 1861. — Dies Werk sei seiner Wichtigkeit wegen hierbei dringend empfohlen.

in andern Gegenden als Westindien. In neuerer Zeit ist für Wirbelsturm das Wort Cyklon gewöhnlich die Bezeichnung.

Eine Schilderung eines Sturmes zu geben, davon kann wohl Abstand genommen werden; denn es gibt der Schilderungen in hinreichender Menge und es sind dieselben auch leicht zugänglich. Ich beschränke mich daher auf einzelne Angaben, durch welche die Schrecken eines Sturmes innerhalb der Tropen besonders auffällig charakterisirt werden.

Gewöhnlich bleibt in der Gegend, welche von einem Sturme heimgesucht worden ist, kein Blatt, keine Spur von Grün zurück und die Landschaft bietet einen Anblick wie im Winter dar, oder als ob Feuer über dieselbe hinweggeschritten sei, nur wird der Eindruck noch durch die zahllosen Trümmer von Gebäuden und andern Gegenständen gesteigert.

Bei einem Sturme hatte sich das Meer von der Küste so weit zurückgezogen, daß in 3 bis 4 Faden, also in 18 bis 24 Fuß Tiefe liegende Schiffe, auf das Trockne geriethen; dann stieg das Wasser wieder so heftig zurück, daß ein Schiff weit in das Land hineingeführt wurde, und ein anderes auf zwei Felsen sitzen blieb, mit dem Vordertheil auf dem einen und mit dem Hintertheil auf dem andern ruhend und eine Brücke bildend, welche noch 10 bis 11 Fuß höher war als die höchste Fluth.

Einmal hatte ein Fischer während eines Sturmes unter einem Fensterbogen des untern Stockwerkes Schutz gesucht; das allgemeine Getöse war so groß, daß er von dem Einsturze des Daches und des obern Stockwerkes nichts vernahm. — Meistens ist das Getöse des heulenden Windes, des brausenden Meeres, des Gerassels der fallenden Körper, des Zusammenstürzens der Gebäude und tausend anderer Töne so groß, daß man selbst den Donner der unaufhörlich auf einander folgenden Blitze nicht hört.

Das Meerwasser wird meilenweit in das Land geführt als salziger, das süße Wasser verderbender Regen.

Ein Brett von Tannenholz, 37 Zoll lang, 9 Zoll breit und 10 Linien dick, wurde vom Sturm wie ein Pfeil durch einen Palmbaum von 16 Zoll Dicke getrieben.

Oefters sind 24pfündige Kanonen mehrere hundert Fuß fortgeschleudert worden, massive Häuser verschoben oder umgeworfen oder auseinandergerissen worden.

Dies Wenige genüge. Einzelne bei den Stürmen auftretende Erscheinungen zu berühren, wird sich noch Gelegenheit bieten.

Otto von Guerike, der Erfinder der Luftpumpe, sagte im Jahre 1660 einen Sturm vorher. Sein Wasserbarometer zeigte einen ungemein niedrigen Luftdruck an, und als er dies sah, sagte er zu den Anwesenden, es sei ohne Zweifel irgend wo ein großer Sturm entstanden. Kaum waren zwei Stunden vergangen, als jener Orcan, wenn auch mit geringerer Heftigkeit, als er auf dem Ocean gehabt, in Magdeburg einbrach.

Also schon vor 200 Jahren hatte Otto von Guerike einen Zusammenhang zwischen dem Stande seines Wasserbarometers, also zwischen dem Luftdruck und dem Sturm erkannt. Diese Beobachtung hat sich seitdem vielfach bestätigt.

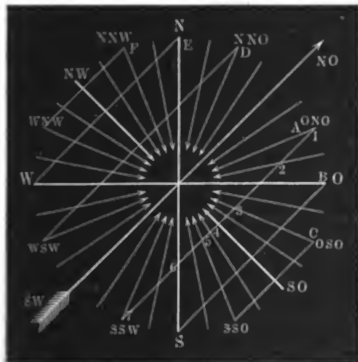
„Treten zwei Erscheinungen häufig gleichzeitig hervor, so kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit einen ursachlichen Zusammenhang zwischen beiden vermuthen. Freilich bleibt es zunächst unentschieden, welche von beiden die bedingende, welche die bedingte sei; ja es können beide verschiedene Wirkungen einer dritten Erscheinung sein, welche ihre gemeinsame Ursache ist. Auch läßt sich nicht unmittelbar bestimmen, ob, wenn eins der Phänomene wirklich eine unmittelbare Folge des andern ist, dieselbe Wirkung nicht auch auf einem andern Wege erreicht werden könne."

Wie dem jedoch auch sei; eine stürmische Aufregung der Atmosphäre und ein auffallend niedriger Barometerstand treten fast immer zu gleicher Zeit ein. Es liegt daher der Gedanke nahe, da man sich den Wind gewöhnlich als fortschreitend denkt, bei einem Sturm ein Zuströmen der Luft nach einer Stelle, an welcher der Luftdruck durch irgend eine Ursache ungewöhnlich vermindert worden ist, anzunehmen, so daß also das Zuströmen nach dieser Stelle von allen Seiten stattfinden würde. Es fragt sich dann, ob die bei einem Sturm auftretenden Erscheinungen mit dieser Annahme im Einklang stehen.

Um dies zu entscheiden, legen wir nebenstehende Zeichnung, Fig. 1, zu Grunde, welche das Zuströmen nach einem Punkte von allen Seiten her veranschaulicht, und nehmen zugleich an, daß das Centrum, an welchem der Luftdruck die ungewöhnliche

Verminderung erlitten hat, in einer bestimmten Richtung, z. B. an der Figur von SW nach NO fortschreite. Welche Veränderung wird die Stellung der Windfahne an einem Orte erleiden, über welchen der Sturm fortschreitet?

Fig. 1.



Centripetales Zuströmen.

Nehmen wir an, der Ort liege auf der Südostseite des Sturmes in A, so wird der Sturm in der von ONO nach SSW an der Figur gezogenen Linie über A hinwegschreiten und daher wird der Sturm in 1 aus ONO beginnen, dann in 2 nach O, in 3 nach OSO, in 4 nach SO, in 5 nach SSO, in 6 nach S herumgegangen sein und mit SSW bei 7 aufhören. Es findet also eine Veränderung der Windfahne aus ONO durch SO in SSW statt. In ähnlicher Weise würde über einen Ort B der Sturm in der von O nach S an der Figur gezogenen Linie hinwegschreiten und dabei eine Drehung der Windfahne von O durch SO in S eintreten. Ebenso erhalten wir für einen Ort C einen Uebergang des Sturmes aus OSO durch SO in SSO.

Betrachten wir den Vorgang auf der Nordwestseite der Fortschreitungsrichtung, so finden wir bei einem Orte D in NNO von dem Centrum eine Veränderung in der Richtung der Windfahne von NNO durch NW in WSW; bei einem Orte E von N durch NW in W; bei einem Orte F von NNW durch NW in WNW.

Auf der Südostseite würde sich also die Richtung des Sturmes in der Weise verändern, wie sich ein Uhrzeiger dreht, auf der Nordwestseite aber in der entgegengesetzten.

Verfolgen wir die Erscheinung an einem Orte, der in der Fortschreitungsrichtung des Centrums liegt, über welchen also das Centrum hinweggeht, so beginnt nach der Zeichnung der Sturm mit NO, hält in dieser Richtung an, bis der Ort von dem Centrum erreicht wird, springt darauf aber grade in die entgegengesetzte Richtung, also nach SW, um.

Für die Ansicht des Zuströmens von allen Seiten oder des sogenannten centripetalen Zuströmens schien die Erfahrung in der That zu sprechen. Namentlich stimmten die Berichte von Orten, welche seitlich vom Centrum gelegen und von diesem nicht getroffen waren, damit überein, daß die Richtung des Windes eine Veränderung erleide. Auch zeigte sich an den von dem Centrum getroffenen Orten ein Umspringen des Windes in die entgegengesetzte Richtung. Bedenklich war jedoch die Thatsache, daß das Umspringen des Sturmes beim Vorübergange des Centrums durch eine Windstille vermittelt wurde, während man nach der Theorie des centripetalen Zuströmens eine allmälige Abnahme der Intensität und darauf eine allmälige Zunahme derselben in der entgegengesetzten Richtung erwarten sollte. Bei einem centripetalen Zuströmen wird nämlich ein Stauen der aus den verschiedensten Richtungen nach einem Punkte hinströmenden Luftmassen eintreten müssen. Man beobachtete jedoch — wie gesagt — eine Windstille, und zwar so fürchterlicher Art, daß man sie nicht schrecklich genug schildern kann. Man hat sie eine Todtenstille genannt und mit dem Tode nach den schrecklichsten Convulsionen verglichen. Das Herz des unerschrockensten Matrosen soll alsdann mit ängstlicher Spannung erfüllt sein.

Eine Winddrehung seitlich vom Centrum, auf der einen Seite mit der Drehung des Uhrzeigers stimmend, auf der andern derselben entgegengesetzt, war zwar beobachtet; aber auch in dieser Beziehung fehlte es an einer genauen Beobachtung. Es war eine sorgfältige Untersuchung höchst wünschens-

werth, ja nothwendig; namentlich war auch gehörige Rücksicht zu nehmen auf die Richtung, in welcher der ganze Sturm fortschreitet.

Diesen so schwierigen Untersuchungen, weil eine große Anzahl von Beobachtungen zu Grunde gelegt werden mußte, die nur mit Mühe zu beschaffen waren, — denn in den meisten Fällen konnte man nur aus Schiffsjournalen Auskunft erhalten, — unterzog sich für Europa Herr Professor Dove. In Amerika war es Herr Redfield in New-York, welcher die an den Küsten der Vereinigten Staaten sehr häufigen Stürme in ihren Einzelheiten verfolgte, und das schon von diesem mit der größten Umsicht gesammelte Beobachtungsmaterial wurde noch wesentlich vermehrt durch ein ausgezeichnetes, diesen Gegenstand behandelndes Werk des damaligen Gouverneurs der Bermudas, des Lieutenant-Colonel Reid.

Aus diesen Untersuchungen ging nun mit Entschiedenheit hervor, daß die Ansicht von einem centripetalen Zuströmen der Luft nicht mit der Erfahrung übereinstimmte. Diese Ansicht von einem centripetalen Zuströmen wurde namentlich von Brandes in Leipzig und in Amerika von Espy in Philadelphia vertheidigt. Letzterer namentlich sah den Grund des nach einem Centrum hin erfolgenden Zuströmens in der frei werdenden Wärme des zu einer Wolke sich verdichtenden Wasserdampfes, wodurch die ihn enthaltende Luft sechsmal mehr ausgedehnt werde, als sie durch Condensation dieses Wasserdampfes an Volumen verliere. Diese Luft steige demnach mit einer Geschwindigkeit von 364 Fuß in der Secunde in die Höhe, äußere in der Höhe der Hagelwolken auf einen Quadratfuß Fläche noch einen Druck von 120 Pfund, fähig, einen cubischen Eisblock von anderthalb Fuß in die Höhe zu führen, ja sogar einen Elephanten aufzuheben.

Jede Theorie ist zu verwerfen, wenn auch nur eine Erscheinung sich nicht ungezwungen aus derselben erläutern läßt. Hier standen mehrere mit derselben im Widerspruche.

Die Beobachtungen bestätigten das plötzliche, nicht aber das allmälige Eintreten einer Windstille, sobald das Centrum über einen Ort hinwegschritt. Ein Umsetzen der Windrichtung in die entgegengesetzte ergab sich, aber die Richtung, in welcher der Sturm vor dem Eintreten der Windstille wüthete, lag nicht der Fortschreitungsrichtung des Centrums entgegengesetzt, und ebenso war die Richtung, in welche der Sturm umsetzte, nicht in dieser Fortschreitungsrichtung selbst, wie es die Theorie verlangte, sondern beide standen auf der Fortschreitungsrichtung senkrecht, wichen also um einen Viertelkreis von dieser ab. In unserer Figur hätten die Richtungen NO und SW sein sollen, waren aber SO und NW.

Ein fernerer Widerspruch mit der Theorie des centripetalen Zuströmens ergab sich an den seitwärts von der Fortschreitungsrichtung liegenden Orten. Auch hier waren die Richtungen des Sturmes um einen Viertelkreis von denen verschieden, welche nach der Theorie hätten eintreten sollen.

Die Erfahrung stimmte also durchaus nicht mit der Theorie. Diese mußte verworfen und eine andere aufgestellt werden. Diese neue Theorie besteht darin, daß die Stürme, an welchen die Beobachtungen gemacht worden waren, große Wirbelwinde gewesen sein müßten, die sich in den Gegenden, an welchen eben die Beobachtungen gemacht worden waren, also in Europa und in den nördlich vom Aequator gelegenen Theilen Amerika's in dem Sinne SONW, also dem Dove'schen Drehungsgesetze entgegen drehen.

Um von dieser Ansicht eine deutliche Vorstellung zu gewinnen und um zu sehen, ob die Erfahrung mit dieser Annahme im Einklang stehe, legen wir die Zeichnung Fig. 2 zu Grunde. Das Centrum schreite wieder von SW nach NO fort. An einem Orte A, der wieder in ONO vom Centrum liegen möge, wenn der Sturm ihn erreicht, und über welchen der Sturm wieder in der an der Zeichnung von ONO nach SSW gezogenen Linie vorübergeht, wird der Sturm bei der angenommenen Drehung bei 1 aus SSO einsetzen, bei 2 aus S, bei 3 aus SW, bei 4 aus W kommen und bei 5 mit WNW aufhören. Es findet also eine Aenderung der Richtung des Sturmes aus SSO durch S und W in WNW statt, während wir nach der Theorie des centripetalen Zuströmens an demselben Orte einen Uebergang aus ONO durch O und S in SSW erhalten haben. Mithin ergibt sich unter der Annahme des Wirbels eine Verschiedenheit in der Richtung, welche den

vierten Theil der Windrose ausmacht, wie es die Erfahrung verlangt.

Ebenso ergibt sich für einen im Osten des Centrums liegenden Ort B unter der Annahme einer Drehung im Sinne SONW ein Uebergang des Sturmes aus S durch SW in W statt einer Aenderung aus O durch SO in S nach der Theorie des centripetalen Zuströmens.

Fig. 2.

Wirbelsturm im Sinne SONW und von SW nach NO fortschreitend.

Betrachten wir einen auf der Nordwestseite liegenden Ort, so ist das Ergebniß ebenso, zum Beispiel für einen in NNO vom Centrum liegenden Ort D stellt sich ein Uebergang von OSO durch O und N in NNW heraus; nach der ersten Ansicht müßten aber die Richtungen in der Ordnung NNO, N, W, WSW auf einander folgen. Ebenso erhalten wir für einen in Norden liegenden Ort E hier O, NO, N, dort N, NW, W und so für alle Stellen einen Unterschied um einen Viertelkreis.

Im vollen Einklange mit der Annahme eines Wirbels steht auch die Windstille. Es ist dort ein Aufsaugen in Folge des Wirbels und die Mitte ist wie ein mit seinem Rohre nach oben gerichteter Trichter. Auch die Thatsache, daß die Todtenstille sich nicht nur einstellt, wenn die Windrichtung vorher und nachher grade entgegengesetzt ist, sondern auch wenn die beiden auf einander folgenden Winde mit einander einen Winkel bilden, stimmt mit der Annahme eines Wirbels. Alsdann ist der Wirbel nicht im Durchmesser des windstillen Raumes über den betreffenden Ort hinweggeschritten, sondern in einer Sehne. Je kürzer diese Sehne war, desto kürzere Zeit dauerte die Windstille und desto mehr wichen die Richtungen des Sturmes vorher und nachher von der entgegengesetzten ab. Hierbei zeigten sich aber auch immer Richtungen senkrecht zu denjenigen, welche bei centripetalem Zuströmen auf dieser Sehne hätten eintreten müssen.

Man hat in einem Falle gefunden, daß die windstille Gegend einen Durchmesser von 80 Seemeilen hatte. Die Windstille dauerte dabei an den Orten, welche vom Centrum getroffen wurden, acht Stunden. Es leuchtet ein, daß in einer seitlichen Entfernung von 20 Meilen vom Centrum die Dauer der Windstille kürzer sein muß, und daß dies in einer Entfernung von 30 Meilen noch mehr der Fall sein wird, daß aber dann auch die Richtungen des Sturmes vorher und nachher nicht entgegengesetzt ausfallen können. Daher kommt es auch, daß an manchen Orten nur eine Windstille von wenigen Minuten sich einstellt. Bei einem Sturme wehte vor der nur kurzen Windstille der Sturm aus OSO und nachher aus WSW. Machen wir uns hierbei die Verhältnisse klar, so ergibt sich, daß der Sturm von S nach N fortgeschritten und der Beobachtungsort auf der Ostseite gelegen haben muß.

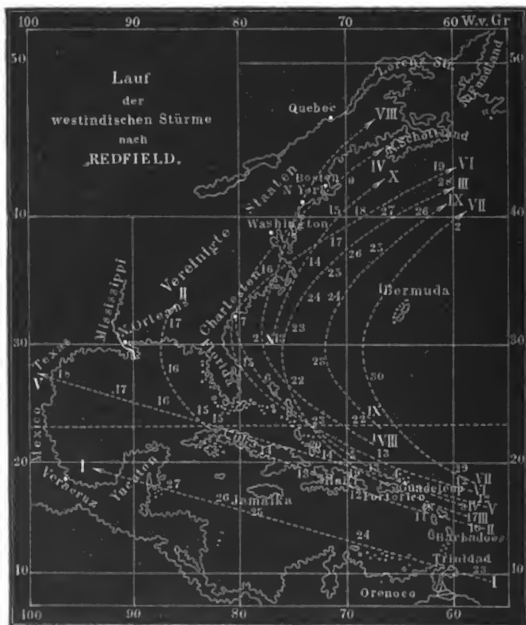
Die Erfahrung hat also zu Gunsten der Ansicht entschieden, daß die von Dove, Redfield und Reid näher untersuchten Stürme Wirbelwinde gewesen sind.

An den Gegenden, über welche die Windstille hinweggeht, tritt der niedrigste Barometerstand ein, den man während des Sturmes überhaupt beobachtet, und meistens eine kurze Aufhellung, welche die Seeleute „das Auge des Sturmes," die Spanier „Abra ojo," die Portugiesen „Abrolho" nennen. Ringsherum liegt dann eine dicke dunkle Wolke, im Zenith ist es hell, so daß man des Nachts die Sterne sieht.

Außer dem wichtigen Resultate, daß die beobachteten Stürme Wirbelwinde gewesen sein müssen, haben Redfield und Reid noch andere wesentliche Ergebnisse erhalten. Hierzu gehört die Thatsache, daß in dem

nördlichen Theile der heißen Zone der Wirbelsturm von SO nach NW fortschreitet, so lange er in der tropischen Zone bleibt, aber fast rechtwinklig umbiegt, sowie er in die gemäßigte Zone eintritt, so daß er von da an eine Richtung von SW nach NO annimmt. Die Karte (Fig. 3) zeigt den Umbiegen plötzlich auffallend an Breite zunimmt. Man hat gefunden, daß ein Wirbel, der in der Gegend der kleinen Antillen einen Durchmesser von 4 Breitengraden hatte, an der Umbiegungsstelle bis auf 12 Grade anwuchs. Der gewaltige Sturm vom 10. October 1780, welcher die Flotte

Fig. 3.



I. 23. Juni 1831; II. 10. Aug. 1831; III. 17. Aug. 1827; IV. 3. Septbr. 1804; V. 12. Aug. 1835; VI. 12. Aug. 1830; VII. 29. Septbr. 1830; VIII. 1. Septbr. 1821; IX. 22. Aug. 1830; X. 13. Jan. 1831.

Lauf der Stürme, welche Redfield untersucht hat. Von den hier verzeichneten Stürmen bleiben Nro. I vom 23. Juni 1831 und Nro. V vom 12. August 1835 innerhalb der tropischen Zone und sie schreiten gradlinig fort; die übrigen acht Stürme zeigen die Umbiegung nach NO.

Eine fernere Thatsache, welche sich aus den Beobachtungen ergab, ist, daß sich innerhalb der tropischen Zone der Wirbel nur sehr allmälig erweitert, aber bei dem des Admirals Rodney fürchterlich zurichtete, erstreckte sich schon in seinem Anfange bis zu den äußersten Grenzen der kleinen Antillen und nach seinem Umbiegen soll er die ganze Breite des Atlantischen Oceans von der Küste Nordamerika's bis zu denen der alten Welt eingenommen haben. Den Verbreitungsbezirk eines westindischen Orcans in der Mitte des August 1837 veranschaulicht Fig. 4.

Diese zunächst auf der nördlichen Halb-

kugel der Erde sich herausstellenden Erscheinungen forderten zur Untersuchung der Verhältnisse auf der südlichen Halbkugel und in andern Meeren auf. Das Ergebniß war ein ganz entsprechendes, nämlich auf der südlichen Halbkugel, namentlich im Indischen Ocean, zeigte sich eine Drehung des Wirbels im Sinne SWNO, also entgegengesetzt

Fig. 4.



Verbreitungsbezirk eines westindischen Orcans.

derjenigen auf der nördlichen Halbkugel. Dies konnte man nach dem Dove'schen Drehungsgesetze erwarten, nach welchem ja die allgemeine Winddrehung auf der südlichen und nördlichen Halbkugel auch entgegengesetzt ist.

Ferner zeigte sich auf der südlichen Halbkugel, wie man ebenfalls erwarten konnte, innerhalb der tropischen Zone eine Fortschreitungsrichtung des Wirbels von NO nach SW und eine Ablenkung bei dem Uebergange in die gemäßigte Zone von NW nach SO. Die Zeichnung (Fig. 5) zeigt den Verbreitungsbezirk eines Mauritius-Orcans vom März 1809. Das Ergebniß der ganzen Untersuchung über die Art des Wirbels und die Fortschreitungsrichtung desselben veranschaulichen übersichtlich die Figuren 6 bis 9. Fig. 6 zeigt die Verhältnisse in der heißen nördlichen, Fig. 7 in der heißen südlichen Zone, Fig. 8 in der angrenzenden gemäßigten nördlichen und Fig. 9 in der gemäßigten südlichen Zone nach dem Umbiegen.

Die Stürme im nördlich vom Aequator liegenden Theile des Indischen Oceans, ebenso im Chinesischen Meere und im nördlich vom Aequator liegenden Theile des Stillen Oceans ergaben Resultate, welche mit denjenigen im Atlantischen Ocean nördlich vom Aequator übereinstimmten; nur haben die Tyfoons gewöhnlich eine mehr von O nach W gehende Richtung und sind in dieser überhaupt nicht so constant, wie die westindischen Hurricanes.

Drücken wir uns vorsichtig aus, so läßt sich das wichtige Resultat so aussprechen:

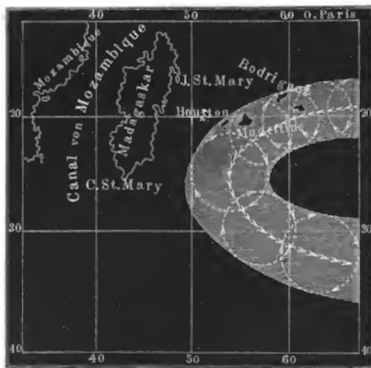
Von einem Sturme innerhalb der Tropen und in den an die Tropen grenzenden Theilen der gemäßigten Zonen kann mit größter Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden, daß er ein Wirbelsturm ist, der sich entgegengesetzt dem Dove'schen Drehungsgesetze dreht, also nördlich vom Aequator im Sinne SONW, südlich im Sinne SWNO; ferner daß der Sturm innerhalb der Tropen so fortschreitet, wie der Passatwind auf der andern Halbkugel, nämlich auf der nördlichen von SO nach NW, auf der südlichen von NO nach SW, und daß die Fortschreitungsrichtung außerhalb der Tropen der Richtung des auf derselben Halbkugel herrschenden Passatwindes entgegengesetzt ist, also auf der nördlichen von SW nach NO, auf der südlichen von NW nach SO.

Die westindischen Hurricanes, die chinesischen Tyfoons, überhaupt die Stürme innerhalb der tropischen Zone haben sich also als Cyclonen herausgestellt. Jedenfalls ist dies hier das Gewöhnliche. Wollen wir das Große mit dem Kleinen vergleichen, so werden wir an die Wirbelwinde erinnert, welche im Sommer oft Staubwolken emporführen, oder in etwas größerm Maßstabe als Windhosen oder Wasserhosen, sogenannte Tromben, schon mit argen Verheerungen ihre Bahn bezeichnen. Bei diesen Wirbelwinden herrscht jedoch keine bestimmte Drehung vor, wie es bei den Wirbelstürmen sich herausstellt, denn öfters

hat man selbst gleichzeitig rechts und links sich drehende beobachtet.

Nachdem der Gang dargelegt worden ist, welchen die Untersuchung genommen hat, um das Gesetz der Stürme zu gewinnen, mögen zunächst einige Einzelheiten folgen, welche gleichzeitig ermittelt worden sind.

Fig. 5.



Mauritius-Ocean.

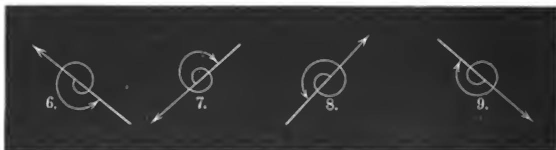
Aus den Zeitangaben über das Eintreffen des Sturmes, namentlich über das Eintreten der Windstille an einem bestimmten Orte ließ sich die Fortschreitungsgeschwindigkeit des Wirbelsturmes berechnen. Die Karte über den Lauf der westindischen Stürme nach Redfield (Fig. 3) enthält die nähern Angaben.

Für den Sturm Nr. II vom 10. August 1831 berechnet sich eine mittlere Fortschreitungsgeschwindigkeit von $13^1/_3$ Seemeilen (4 gleich einer geographischen) in 1 Stunde (2000 Seemeilen in 150 Stunden); für Nro. III vom 17. August 1827 von etwa $11^1/_3$ Seemeilen (3000 in 11 Tagen); für Nro. IV vom 3. September 1804 von $15^1/_2$ Seemeilen (2200 in 6 Tagen); für Nro. VI vom 12. August 1830 von 18 Seemeilen (18,000 in 7 Tagen); für Nro. VIII vom 1. September 1821 sogar von 30 Seemeilen (18,000 in 60 Stunden). *)

Die eben angegebenen Geschwindigkeiten waren mittlere; es ist indessen die Fortschreitungsgeschwindigkeit des Centrums bei demselben Sturme nicht gleichbleibend, namentlich wird sie im Allgemeinen gesteigert, sowie der Sturm an der äußern Grenze des Passats sich rechtwinklig umbiegt. Ein Sturm vom 30. August 1853 hatte anfangs eine Fortschreitungsgeschwindigkeit von etwa 26 Seemeilen in der Stunde, nachdem er aber bei der Bank von Neu-Fundland angekommen war, von ungefähr 50 Seemeilen.

Diese Fortschreitungsgeschwindigkeit des Centrums, also des gesammten Wirbels, ist nicht zu verwechseln mit der Rotationsgeschwindigkeit in dem Wirbel. Bei einem Sturm im Indischen Ocean, in der Gegend der Insel Mauritius, vom 22. bis 27. Februar 1845 betrug das Fortrücken 70, 100, 115, 89, 85 englische Meilen in den auf einander folgenden fünf Tagen, also

Fig. 6 — 9.



Fortschreitungsrichtung und Drehung eines Sturmes, und zwar 6 in der heißen nördlichen, 7 in der heißen südlichen, 8 in der gemäßigten nördlichen und 9 in der gemäßigten südlichen Zone.

*) Die Zahlen an den einzelnen Bahnlinien auf der Karte geben die Tage an, an denen die Stürme an den bezeichneten Stellen anlangten, und somit lassen sie erkennen, wie viel Tage der Sturm gebraucht hat, um die bezeichneten Bahnstrecken zu durchlaufen.

durchschnittlich 92 in einem Tage, oder nur $3^8/_{10}$ in der Stunde. Die Fortschreitungsgeschwindigkeit war also eine sehr langsame. Ein Schiff, welches sich etwa 50 Meilen vom Centrum befand, wurde so im Kreise herumgeführt, daß es 1300 Meilen, also in einem Tage durchschnittlich 260 zurücklegte und dennoch nach fünf Tagen sich nur 354 Meilen von dem Hafen befand, von dem es ausgelaufen war. Der Sturm hatte das Schiff fünfmal im Kreise herumgetrieben.

In Beziehung auf die Zeit, in welcher diese Stürme vorzugsweise eintreten, hat sich für Westindien und den nördlichen Theil des Atlantischen Oceans aus einer Zusammenstellung von 355 Stürmen Folgendes ergeben:

Januar 5, Februar 7, März 11, April 6, Mai 5, Juni 10, Juli 42, August 96, September 80, October 69, November 17, December 7.

Die Stürme treten also hier vorzugsweise im August und September ein; außerdem noch ziemlich häufig im Juli und October.

Im nördlichen Theile des Indischen Oceans ergibt eine Zusammenstellung von 88 Stürmen folgende Vertheilung auf die einzelnen Monate:

Januar 1, Februar 2, März 4, April 9, Mai 14, Juni 6, Juli 3, August 5, September 11, October 17, November 11, December 5.

Hieraus geht hervor, daß 1) April und Mai, 2) September, October und November die gefährlichsten Monate sind. Dies sind grade die Wendemonate der dort herrschenden Monsoons. Es sind nämlich September, October und November die Monate, in denen der Südwestmonsoon durch den Nordostmonsoon verdrängt wird, während im April und Mai der umgekehrte Fall eintritt.

Der Durchmesser der Wirbelstürme ist in der Nähe der westindischen Inseln nach Redfield 100 bis 150 Seemeilen; nach dem Umbiegen vergrößert sich derselbe auf 600 bis 1000 Seemeilen. Im südlichen Ocean gibt Thom den Durchmesser zu 400 bis 600 Meilen an. In dem Arabischen Meere bestimmte Piddington den Durchmesser zu 240 Meilen; in der Bai von Bengalen zu 300 bis 350 Meilen. Hier tritt mitunter der Fall ein, daß der Wirbelsturm sich von 300 oder 350 Meilen bis auf 150 Meilen verengt und dabei an Stärke zunimmt. Den Tyfoons des Chinesischen Meeres gibt Piddington im Mittel einen Durchmesser von 60 bis 80 Meilen.

Unter den Fragen, welche sich nach diesen, die Stürme in den Tropen und den an diese angrenzenden Gegenden betreffenden Verhältnissen zunächst aufdrängen möchten, dürfte die sein: Wie steht es mit den Stürmen in größern Entfernungen vom Aequator aus? — In Betreff dieser Frage muß ich mich hier auf die Bemerkung beschränken, daß in diesen Gegenden die Verhältnisse nicht so einfach sind.

Erfaßt man das Dove'sche Drehungsgesetz in seiner Allgemeinheit, so stellen sich die Erscheinungen innerhalb der Tropen als die einfachsten Fälle heraus. Dies zeigt sich auch bei den Stürmen. Außerhalb der Tropen herrscht nun zwar keine Willkür, aber die Verhältnisse werden die verwickeltsten, und dies zeigt sich auch bei den Stürmen, die hier in den verschiedensten Formen auftreten können. Einen Vorzug hat die gemäßigte Zone vor der heißen, nämlich daß in ihr nur abgeschwächte Wirkungen der Wirbel hervortreten, daß also die Stürme nicht so verderbenbringend wie in den Tropen sind.

Eine andere Frage ist nun die, welche der Naturforscher jedesmal aufwirft, wenn er ein Naturgesetz gefunden hat. Es ist dies die Frage: Warum ist die Erscheinung grade so?

Kepler fand die Gesetze der Planetenbewegung. Warum bewegen sich die Planeten grade so um die Sonne? — Newton gab die Erklärung in der Gravitation. — Die Rolle Kepler's in der Astronomie vertheilt sich bei der Untersuchung der Stürme auf Redfield, Reid und Dove, die Rolle Newton's gebührt unstreitig Herrn Professor Dove allein.

So interessant es nun auch für den Naturforscher ist, eine Erscheinung bis auf ihre letzten Ursachen zu verfolgen und aus den Grundkräften den Nachweis zu führen, daß die Erscheinung gar nicht anders ausfallen kann, als das Gesetz es ausspricht, so muß ich hier doch auf einen vollständigen Nachweis der Dove'schen Sturmtheorie verzichten und mich mit einigen Andeutungen begnügen. Dieselben Principien,

auf welchen das Dove'sche Drehungsgesetz beruht, bedingen auch die Drehung, das Fortschreiten, das Umbiegen, die Erweiterung des Durchmessers der innerhalb der Tropen herrschenden Wirbelstürme.

Herr Professor Dove nimmt zur Erklärung der Erscheinungen auf der nördlichen Halbkugel eine Reihe materieller Punkte an, welche dem Aequator parallel liegen und durch irgend einen Anstoß nordwärts in Bewegung gesetzt werden. Diese Punkte würden — wie der aus der Gegend der Windstillen oben zurückkehrende Aequatorialstrom, der nördlich von dem Nordostpassat sich als SW herabsenkt — in den kleinern Parallelkreisen, zu welchen sie gelangen, in Folge der in verschiedenen Breiten verschiedenen Rotationsgeschwindigkeit der Erdoberfläche ostwärts vorauseilen und aus S in SSW, SW ꝛc. übergehen. Dies könnte jedoch nur ungestört erfolgen, wenn auf der Ostseite dieser in Bewegung gesetzten Punkte ein leerer Raum wäre. Da sich nun dort Luft befindet, welche eine geringere Rotationsgeschwindigkeit besitzt, so hemmt diese die nach Norden getriebenen Punkte in ihrer östlichen Ausbiegung oder in ihrem Vorauseilen nach Osten zu; die Rotationsgeschwindigkeit, welche sie mitbrachten, wird vermindert, und dadurch bekommen die an der Ostseite der in Bewegung gesetzten Punkte liegenden Theile eine weniger östliche, behalten vielmehr eine mehr nördliche Richtung. Die westlicher liegenden Theile haben hingegen auf ihrer Ostseite Punkte, welche mit ihnen eine gleiche Rotationsgeschwindigkeit besitzen, erleiden also nicht die Hemmung, welche die östlich liegenden erfahren, bewegen sich deshalb wie im leeren Raume und erhalten daher auch eine mehr östliche Richtung.

Stellen nun die angenommenen Punkte eine in der Breite bedeutende Luftmasse vor, welche nach Norden zu in Bewegung gesetzt wird, so ist auf der östlichen Seite die Richtung des Windes mehr S, als auf der westlichen, wo sie mehr SW und W ist. Es entsteht somit ein Bestreben zu einem Wirbel im Sinne SONW.

Beachten wir hier vorzugsweise, daß sich diese Tendenz, einen Wirbel zu bilden, auf das Vorhandensein eines in Osten liegenden Widerstandes gründet. Wir übersehen sogleich, daß diese Tendenz in demselben Verhältnisse zunehmen müsse, in welchem dieser Widerstand die Abweichung des Sturmes ostwärts hemmt, oder daß der Sturm um so heftiger sein werde, je vollkommener das Ganze des Wirbels der Richtung des ursprünglichen Impulses folgen muß. Nun finden wir in den Tropen den Nordostpassat, wir sehen also die Bedingung erfüllt, welche oben als die bezeichnet wurde, damit der Sturm am heftigsten wüthe und gradlinig fortgehe. Kommt dann dieser Sturm in die Gegend des von oben herabkommenden Südweststromes, überschreitet er also die Grenze des Passats, so wird der Widerstand, welchen die Theilchen bei ihrem Bestreben, ostwärts auszubiegen, bisher gefunden haben, plötzlich aufgehoben, wenigstens bedeutend vermindert, weil die angrenzende Luft auch in derjenigen Richtung fortschreitet, welche die in Bewegung gesetzte Luft anzunehmen das Bestreben hat, — der Sturm biegt deshalb plötzlich um und schreitet, zugleich an Breite zunehmend, in einer Richtung fort, welche auf seiner frühern senkrecht steht.

Die Ableitung des Herganges auf der südlichen Halbkugel ergibt sich auf dieselbe Weise.

Die eben gegebene Entwicklung enthält nur die Grundzüge der Dove'schen Sturmtheorie. Daß der Erfolg nicht immer vollkommen mit dem eben deducirten Resultate übereinstimmen werde, ergibt sich daraus, daß die vorausgesetzten Bedingungen nicht streng erfüllt zu sein brauchen. Erfolgt zum Beispiel der erste Impuls in einer andern Richtung, oder stößt der Sturm mit einem andern Winde zusammen, oder kommt er nach einander in Strömungen von verschiedener Richtung, so wird auch der Verlauf des Sturmes ein anderer. Von einem Sturme in dem Busen von Bengalen ist zum Beispiel nachgewiesen, daß er anfangs nur ein gegen die Westküste Hinterindiens gerichteter Luftstrom war, daß sich dann aber daraus ein über Vorderindien fortgehender Wirbelsturm bildete, dessen Wirbel eben aus dem Anstoß an die Gebirge Hinterindiens entstand.

Die leitenden Principien sind durch Herrn Professor Dove unzweifelhaft gegeben. Zahlreiche Beobachtungen haben die Theorie auf das Glänzendste bewährt. Dies geht auch daraus hervor, daß die bei den Stürmen eintretenden Nebenerscheinungen sich aus der Theorie ergeben, wie wir dies

hier noch in Betreff des niedrigen Barometerstandes nachweisen wollen, welcher während des Sturmes einzutreten und ebenso dem Sturme voranzugehen pflegt.

Wenn bei den Stürmen der Passatzone der rotirende Cylinder von beträchtlicher Höhe ist und aus dem untern Passat in den obern eingreift, so findet auf diesen obern Theil, weil hier Südwestwind herrscht, die Schlußfolge Anwendung, welche zu der Erklärung des plötzlichen Umbiegens des Sturmes bei dem Ueberschreiten der äußern Grenze der Passate führte. Während also der untere Theil seine Richtung noch beibehält und auch mit gleicher Breite noch fortschreitet, erweitert sich schon der obere Theil und nimmt auch eine andere Richtung an. Indem so der Wirbel sich nach oben trichterförmig erweitert und die obern Schichten sich mehr von der Axe des Cylinders entfernen, als die untern, die eben darum ein Bestreben zum Steigen erhalten, um die in der Höhe entstandene Verdünnung zu compensiren, entsteht ein Saugen in der Mitte des Wirbels und dadurch eine Verminderung des Druckes auf die Grundlage. Somit erklärt sich der niedere Barometerstand während des Sturmes.

Der wirbelnde Cylinder erleidet bei seinem Vorwärtsschreiten, wie schon Redfield bemerkte, einen Widerstand durch Reibung an dem Boden. Folge davon ist, daß sich der rotirende Cylinder vorneigt und sich schon in der Höhe bemerkbar macht, ehe er unten wahrgenommen wird. Das Barometer fällt also, ehe der Sturm eintritt, und wird eben dadurch ein Prophet desselben.

Da der obere Theil des Cylinders sich ausbreitet und eine andere Richtung als der untere Theil erhält, so kann auch an Orten das Barometer einen sehr niedrigen Stand erhalten, welche gar nicht vom Sturme berührt werden. Dann zeigt das Barometer an, daß in der Nähe ein Sturm gewesen ist.

Eine richtige Theorie ist von unschätzbarem Werth. Eine solche hat schon oft auf Erscheinungen hingewiesen, welche man auf dem Wege der Beobachtung allein wohl schwerlich entdeckt haben würde. Die Dove'sche Theorie hat auch in dieser Beziehung die Probe bestanden. In vielen Fällen gewährt aber auch schon die bloße Kenntniß der Gesetze, welche für eine Naturerscheinung gelten, unschätzbare Vortheile. In der Verwerthung der Gesetze, welche die Naturwissenschaft findet, beruht grade der gewaltige Einfluß dieser Wissenschaft auf das Leben. Dies zeigt sich auf die schlagendste Weise im vorliegenden Falle, und daher möge auch der Schluß dieses Artikels diesem Nachweise gewidmet sein.

Den Stürmen gehen manche Vorboten voraus. Dahin gehört ein plötzliches Fallen des Barometers. In der Passatzone ändert das Barometer seinen Stand im Laufe eines Tages kaum um eine Linie, und eine stärkere Veränderung ist also ein Warnungszeichen. Wir haben vorher gesehen, worin dies Fallen seinen Grund hat; hier heben wir nur die praktische Seite noch hervor, nämlich daß es entschieden nothwendig ist, ein Barometer an Bord eines Seeschiffes zu nehmen. Schon manches Schiff ist durch die Anzeichen, welche das Barometer von einem drohenden Sturme gab, gerettet worden, und daher sollten auch die See-Assecuranzgesellschaften von den Seeschiffen, an deren Bord sich kein Barometer befindet, eine höhere Prämie fordern.

Ein weiterer Vorbote eines heranziehenden Wirbelsturmes ist eine kleine schwarze Wolke, die in heftiger Bewegung begriffen ist und bei den Seeleuten das „Ochsenauge" heißt. Die Wolke scheint aus sich selbst zu wachsen, bedeckt bald den ganzen Himmel, und dann stellt sich die fürchterliche Scene ein, die um so schrecklicher ist, je ungetrübter vorher die Heiterkeit des Himmels war.

So in der heißen Zone. — Von dem Herannahen der Tyfoons sagt Dampier, daß gewöhnlich ein schönes klares Wetter vorhergehe, welches sanfte und gemäßigte, aber zu jener Jahreszeit gewöhnlich abweichende Winde zur Gesellschaft habe. Wenn der Wirbelwind anfangen wolle, erscheine ein großes Gewölk, unten am Horizont schwarz, weiter oben dunkelroth, oben darüber hellroth und glänzend, an den Enden aber fahl und so weiß, daß es die Augen blende. Der Anblick einer solchen Wolke sei gräßlich. Sie lasse sich zuweilen zwölf Stunden lang sehen, ehe der Wirbelwind ausbreche; sobald sie aber mit großer Geschwindigkeit fortzuschießen anfange, dürfe man sicher glauben, daß der Sturm bald folgen werde.

Ein aufmerksamer Capitän wird also

schon einige Zeit vor dem Ausbruche des Sturmes manche Vorkehrungen treffen können. Kennt er nun das Gesetz der Stürme, so kann er aus der Richtung, in welcher der Sturm einsetzt, und aus derjenigen, in welche er vielleicht aus dieser übergeht, bestimmen, an welcher Stelle des Wirbels er sich befindet. Hieraus ergeben sich dann die Manöver, welche mit dem Schiffe vorzunehmen sind, um der Gefahr zu entrinnen.

Wie dies zu verstehen ist, werden einige Beispiele leicht deutlich machen. In dem Dove'schen Werke finden sich von S. 195 ab die praktischen Regeln für die verschiedenen Zonen, namentlich gehören hierher die Tabellen auf S. 199 und 200. Da es keine Schwierigkeit machen wird, die Regeln für die Fälle selbst aufzusuchen, für welche die Figuren 6 bis 9 gelten, so begnügen wir uns mit der Untersuchung einiger für die Fig. 8, weil wir dabei die Fig. 2 zu Grunde legen können.

Wird ein Schiff in den an den nördlichen Theil der heißen Zone grenzenden oder in den nördlich von dem Nordostpassat liegenden Gegenden, zum Beispiel östlich von den nordamerikanischen Freistaaten, von einem Sturm überfallen, so weiß der Capitän, daß der Mittelpunkt des Sturmes von SW nach NO fortschreitet und der Wirbel sich im Sinne SONW dreht.

Gesetzt, der Sturm beginne aus O, so liegt das Centrum des Wirbels in S und das Schiff würde an unserer Figur bei E sein. Um aus dem Bereiche des Sturmes zu kommen, ist das Beste, nach Westen zu steuern. Ließe sich das Schiff von dem Sturme treiben, so würde die Richtung der Windfahne bald NO werden und mit dem Nordoststurm könnte der Cours nach Westen genommen werden. Hat das Schiff eine Bestimmung nicht nach Westen und will der Capitän nicht westwärts gehen, so bleibt ihm nur übrig, beizudrehen. *)

Wäre die Richtung der Windfahne beim Beginne des Sturmes SO, so würde das Centrum des Wirbels in SW liegen und das Schiff sich grade vor dem Wirbel in der Fortschreitungsrichtung, also an der gefährlichsten Stelle befinden. Läßt sich das Schiff einige Zeit von dem Sturme treiben, so wird die Windrichtung bald OSO werden und das Vortheilhafteste ist dann, den Cours nach NW zu nehmen, um möglichst bald aus dem Bereiche des Wirbels zu gelangen.

Beginnt der Sturm mit SSO, ist also das Schiff in A der Figur, so liegt das Centrum in WSW. Das Beste ist, mit dem Sturm zu treiben, bis er aus SO kommt und dann nach NNW zu steuern.

Bei einem mit S beginnenden Sturme, wo also das Schiff bei B unserer Figur sich befindet und das Centrum des Wirbels in W liegt, würde es am vortheilhaftesten sein, beizudrehen, oder mit dem Sturme zuerst zu gehen, bis er eine mehr östliche Richtung annimmt, und dann nach Norden zu steuern.

Trifft das Schiff ein Sturm aus SW, so liegt das Centrum des Wirbels in NW; geht das Schiff mit dem Sturme, so wird die Windrichtung bald mehr südlich und das Schiff steuert am zweckmäßigsten nun nach NO, wenn es nicht beidrehen will.

Diese wenigen Beispiele werden genügen, um den großen Vortheil darzulegen, welchen die Kenntniß des Sturmgesetzes bietet.

*) Beidrehen heißt einige Segel so stellen, daß der Wind von vorn auf sie trifft, während die andern Segel voll bleiben. Alsdann wirken sich dieselben so entgegen, daß das Schiff auf derselben Stelle stehen bleibt. (Nautisches Wörterbuch von Bobrik. Leipzig, 1850. S. 110.)

Neues vom Büchertisch.

Waitz, Th., Anthropologie der Naturvölker. 4. Thl. Die Amerikaner. 2. Hälfte. gr. 8. Leipzig. Fr. Fleischer. $3^3/_4$ Thlr.

Barth, H., Reise durch das Innere der europäischen Türkei v. Rustchuk üb. Philippopel, Rilo [Monastir], Bitolia u. den Thessalischen Olymp nach Saloniki im Herbst 1862. gr. 8. Berlin, D. Reimer. $1^1/_2$ Thlr.

Carus, C. G., üb. die typisch gewordenen Abbildungen menschlicher Kopfformen namentlich auf Münzen in verschied. Zeiten u. Völkern. gr. 4. Jena, Fr. Frommann. $^5/_6$ Thlr.

Heuglin, Th. v., üb. die Antilopen u. Büffel Nordost-Afrika's. gr. 4. Jena, Fr. Frommann. $1^2/_3$ Thlr.



Wieland's Jugendliebe.

Von

Wilhelm Girschner.

Martin, der siebzehnjährige Sohn des Predigers Wieland in dem kleinen schwäbischen Reichsstädtchen Biberach, der nachmals so berühmt gewordene Dichter, war in das stille Haus seiner Eltern zurückgekehrt. Er kam direct von der Universität Erfurt her, wo er ein Jahr lang bei einem Anverwandten, dem Dr. Baumer, gelebt, und bei ihm die Logik studirt hatte. Vorher, seit seinem vierzehnten Lebensjahre, hatte er im Kloster Bergen bei Magdeburg, einer der blühendsten Lehranstalten in ganz Deutschland, im neuen Geiste der Spener'schen theologischen Pädagogik seine erste Bildung genossen. Er war eine schmächtige kleine Gestalt, der ein gestickter, violet seidener Frack, lange seidene Strümpfe, Schuhe mit mächtig großen Silberschnallen eine possierliche Würde verliehen, welche der lange, unten gekrümmte Zopf und die gepuderte Frisur noch erhöhten. Seine ganze Erscheinung wie sein ganzes Wesen machten den Eindruck eines frühreifen Jünglings, obwohl seine kleinen und etwas trüben Augen wenig Geist verriethen und seine Züge in dem mit Blatternarben bedeckten still ernsten Gesichte wenig hervorstachen. Auch zeigte sein ganzes Behaben, daß er sich noch wenig in der Welt bewegt hatte. Hinter den lindenumschatteten Mauern von Kloster Bergen war ihm die Welt noch ziemlich verschleiert geblieben, und auch in Erfurt hatte er ein einsames Leben geführt; er hatte weder hier noch dort einen Freund gefunden. Und doch schmachtete der sinnlich-übersinnliche Jugendschwärmer, zu welchem ihn der Pietismus des Abtes Johann Adam Steinmetz im Kloster erzogen, nach einem Herzen, das Geschmack und Liebe zur Tugend verbände, ohne welche man seine Freundschaft nicht gewinnen konnte, dem er sich mit voller Seele anschließen konnte. Und in seinem leicht erregbaren Innern drängten sich die widerstreitendsten Elemente — mystische Frömmigkeit und Freidenkerei, Heidenthum und Christenthum, Poesie und Philosophie — wunderseltsam und dunkel durcheinander. Wer sollte das Widerstrebende, das Entzweite vereinen? Nur Freundschaft oder Liebe konnte es. Und die Liebe that es, die einst nach der schönen griechischen Sage aus dem Chaos eine harmonische Welt gestaltete.

In derselben Zeit hatte Martin's Cousine Sophie, ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, im Pfarrhause zu Biberach Aufnahme gefunden. Sie war die Tochter des mit Martin's Mutter verwandten berühmten Arztes Gutermann Edler von Gutershofen zu Augsburg. In ihrem siebzehnten Jahre hatte sie bereits ein Liebesverhältniß mit dem Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg gehabt, einem jungen, schönen Italiener Namens Bianconi, der in ihrem väterlichen Hause, das ein Sammelpunkt der Augsburg'schen Gelehrten war, Zutritt gefunden. Aber Bianconi war katholisch, Sophie lutherisch. Der Vater hatte zwar in eine Verbindung

gewilligt, als aber schließlich der Ehevertrag festgesetzt werden sollte, wollte der Bräutigam zwar seiner künftigen Gattin volle Religionsfreiheit zugestehen, bestand aber darauf, daß sämmtliche Kinder katholisch werden sollten. Ein solches Zugeständniß hielt der Vater unter seiner Würde, zwei gleich heftige Charaktere stießen zusammen, keiner gab nach; der Vater, auf's Höchste erbittert, hob die Verbindung auf, und Bianconi durfte fortan das Gutermann'sche Haus nicht mehr betreten. Vergebens suchte der Italiener die kindlich-fromme Sophie zur Flucht und heimlichen Verbindung zu bewegen; er verließ verletzt und betrübt Augsburg und kehrte in sein Vaterland zurück. Aber der strenge Vater bestand nicht bloß auf Entsagung; Sophie mußte auch in seiner Gegenwart alle Andenken, welche noch von ihrem ehemaligen Bräutigam in ihren Händen waren, selbst sein Bildniß, eigenhändig vernichten. Die Tiefbetrübte zu zerstreuen und etwaigen Gedanken zu begegnen, in ein katholisches Kloster zu gehen, ward sie in das Haus des der Familie nahe verwandten Predigers Wieland in Biberach gegeben. Dieser ländlich stille Aufenthalt konnte ihr in ihrem tiefen Seelenleiden nur angenehm sein, um so angenehmer, als bald darauf zu Haus eine Stiefmutter ankam. —

Sophie war eine reizend aufgeblühte liebenswerthe Jungfrau, die nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörte. War die Stirn für eine regelmäßige Schönheit auch zu hoch, so hatte sie doch einen kleinen fein gebildeten Kopf, schmelzend braune Augen, die Seele und Geist verkündeten, und eine seltene Fülle schöner lichtbrauner Haare. Ihre zarte, leicht aufgeschossene Gestalt bewahrte eine seltene Eleganz, die überall ihr Thun und Wesen bezeichnete; auch ihren Mund umspielte, wie wohl etwas affectirt, ein eigener Zug von Grazie. Dabei war sie von Natur gut, aufrichtig und gefühlvoll, kurz ein sanft reizendes Wesen,

„Blühend wie himmlische Auen, wie junge Seraphim zärtlich."

wie von ihr der Dichter Bodmer sagte.

Daß sie höchst schmuck nach der neuesten Mode gekleidet ging, in reichgesticktem Reifrocke, spitzen Schnabelschuhen und hoher Thurmfrisur, läßt sich denken. Dabei hatte sie eine gute, und da sie der gelehrte Vater in verschiedenen Wissenschaften, selbst in der Sternkunde unterrichtet, sogar eine gelehrte Bildung und eine äußerst sorgfältige Erziehung genossen. Sie sprach französisch, las gern in Büchern, sang mit klangvoller Stimme italienische Arien von allen ini's und etti's der damaligen Zeit, und war eine geschickte Clavierspielerin und Tänzerin. Ihr Geliebter Bianconi, ein sehr gelehrter und gebildeter Mann, hatte die aufblühende Jungfrau in die Kunst des griechischen und römischen Alterthums eingeweiht, sie hatten zusammen die italienischen Dichter und Geschichtschreiber gelesen und gemeinsam geschwelgt in dieser Welt der Schönheit und der Freiheit. Um Nichts bei ihrer Ausbildung zu versäumen, hatte die gute fromme Mutter für Unterweisung in Küche und Haushaltung gesorgt, und im Geiste jener Zeit mußte alle Tage bei der Handarbeit, worin die Mutter die Tochter unterwies, eine Betrachtung aus Arndt's „wahrem Christenthum" gelesen werden.

Was Wunder daher, daß Martin von seiner reizenden Cousine, von der er schon früher so Manches gehört, sehr eingenommen wurde. Seine Mutter hatte Recht gehabt, wenn sie einst in Martin's Gegenwart zu seinem Vater geäußert: „Nun da Sophie hier ist, wird der Martin aus Rand und Band gehen." Aber der Alte hatte erwiedert: „Quod non! Die Studia dürfen deshalb nicht postponiret und negligiret werden; denn nur wer die alten Autoren ganz in Fleisch und Blut verwandelt, nur für den existirt eine Freude, so nur ein junger Mensch, der die Studia persequiret, haben kann!" Und doch konnte er nicht hindern, daß Martin jetzt nur Auge und Sinn für das liebreizende kluge Mädchen hatte. Sie war für ihn eine Erscheinung vom Himmel gestiegen, und Alles, was von Verehrung und Zärtlichkeit in seiner Seele lebte, wendete sich ihr zu mit unwiderstehlicher Gewalt. An innerer wie äußerer Reinheit und Schönheit glänzend, war sie ihm die personificirte Schönheit und Anmuth, die verkörperte Seele und Tugend. Auch Sophie empfand alsbald für Martin die zärtlichste Neigung, und die Herzen fanden sich. War Martin auch nichts weniger als schön von Gestalt und Ange-

sicht, so mußte doch seine frische lebhafte Phantasie, sein ganzes dichterisches Naturell unwillkürlich für ihn einnehmen. Auch gefielen ihr in ihrem damaligen Seelenzustande, der sie zu Natur und Einsamkeit zog, Martin's gleiche Sympathien für dieselben, sein schüchterner Ernst und seine Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt, die ihr bei einem Jüngling ganz was Neues waren. Eines Tages las sie ein Manuscript von ihm, den Versuch einer Tugendlehre enthaltend, und diese Schrift machte sie ihm besonders gewogen. Ihre Neigung war indessen sanfterer Natur als bei Martin, da sie jene glühende Liebe wie einst für Bianconi jetzt nicht zum zweiten Mal empfinden konnte. Doch, innigst gerührt durch seine schwärmerische Anbetung, theilte und erwiederte sie seine Gefühle, wie es ihrer edeln Seele würdig war.

So entspann sich in dem stillen Pfarrhause zu Biberach eine süße und anmuthige Idylle, und der nun verlebte Sommer ward für Martin die glücklichste und zugleich einflußreichste Epoche seines Lebens. Der Jüngling lebte in einer idealischen, in einer wahren Zauberwelt, und die Idee der Vollkommenheit, die sich ihm in seiner Sophie verkörpert darstellte, mit ihr sich identificirte, brachte jene seltsam wunderbare platonische Liebe hervor, wovon er später im „Agathon“ und mehreren seiner Werke ein Bild entworfen.

Anfangs waren die jungen Leute sehr schüchtern gegen einander, und kein Wort von Liebe kam über ihre Lippen. Obwohl unter einem Dache wohnend, theilten sie sich ihre Empfindungen nur in Briefen mit. Martin spendete seiner Angebeteten auch keine Lobeserhebungen wegen ihrer Schönheit; als edelsten Beweis seiner Liebe suchte er ihre Seele auf alle Weise zu verschönern und zu unterhalten.

In der anmuthigen Frühlings- und Sommerszeit erging sich das Paar häufig zusammen in der anmuthigen Umgebung von Biberach. Das Städtchen wird von einem muntern Flüßchen durchschnitten und von weiten freundlichen Wiesenthälern unweit des Federsees umgeben, welche zum Naturgenuß laden, dem sie sich auch mit voller Seele hingaben. Da hätte man den jungen Martin sehen und hören sollen, wie er an der Seite seiner schönen Freundin seinen Gedanken und Empfindungen freien Lauf ließ! Sein ganzes Wesen schien verklärt und veredelt: alle seine Geberden drückten das Feuer seines Geistes, die Art seiner Empfindung auf eine außerordentliche, eigenthümliche Weise aus. Sein ganzer Körper gerieth in Bewegung, seine Muskeln dehnten sich, seine kleinen Augen wurden heller und glänzender, und seinem Munde entströmten die beredtesten, hinreißendsten Worte. So wanderte er einst an einem schönen Sonntagmorgen, als der Gottesdienst zu Ende war, die lieblich zarte Gestalt an seinem Arm, durch die ländlichen, sabbathlich stillen Fluren von Biberach. Er hatte kurz vorher eine Predigt seines Vaters mit angehört über das Thema: „Gott ist die Liebe.“ Aber die Predigt war ihm zu kalt erschienen, und der Jüngling fühlte, daß er beredter über dieses Thema sprechen könne. Jetzt im Freien machte er den Versuch. Ein Blick in Sophiens Augen erhöhte seine Begeisterung, und mit enthusiastischer Beredtsamkeit und überströmenden Gefühlen redete er von der Bestimmung, der Würde der menschlichen Seele, von der Ewigkeit. Er feierte die himmlische Liebe als den größten Theil des Glückes der Geister, er bewies, daß alle empfindenden Wesen zur Glückseligkeit bestimmt seien. Die liebenswürdige Sophie war von dieser Unterredung so bewegt, daß sie sanfte Thränen weinte. Sie bat den jungen Schwärmer, das soeben Vorgetragene niederzuschreiben. Dies geschah. Martin faßte es in Verse, und die Frucht dieses Spazierganges war sein erstes Gedicht, womit er in die Reihe der vaterländischen Dichter trat und in welches er auch Sophiens Verherrlichung mit eingeflochten hat — das Lehrgedicht *die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt*, eine der seltsamsten Huldigungen eines siebzehnjährigen Jünglings an seine neunzehnjährige Geliebte. Der berühmt gewordene Dichter nannte es später eine unreife Probe, einen seltsamen Zwitter von metaphysischem Schulgewäsch und der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals eingehaucht hat. Drängten sich doch auch in der damaligen Zeit jene Elemente noch ungesondert durch einander.

Es war die Zeit der Empfindsamkeit, wo man für Freundschaft, Religion und Tugend schwärmte, wo die Richardson'schen Romane mit der heldenhaften Tugend ihrer Frauencharaktere und Klopstock's Dichtun-

gen alle Herzen entzündeten. Der junge Wieland verabscheute damals noch Voltaire und seine Genossen als „boshaftige Esprits forts“ und stimmte mit voller Seele in diese Richtung ein. Er las daher mit seiner gefühlvollen Freundin die Klopstock'schen Dichtungen und sah sie bei jener rührenden Schilderung der vom Tod erweckten Liebenden Semeda und Cidli, in welcher sich nicht reiner und religiöser die innigste Liebe offenbaren kann, in welcher der edle Klopstock die Liebe in überirdischer Verklärung dargestellt hat, aus sanfter Rührung so schön weinen wie Cidli weinte.

Der Umgang mit Sophien machte den jungen Wieland zu einem ganz andern Menschen. Die Liebe bewährte auch bei ihm ihre reinigende und veredelnde Wirkung. Alles Widerstrebende und Zerstreute, was ihm durch Kopf und Herz gegangen, vereinte sich in ihm zu schöner Harmonie, alles dunkel Gährende und Drängende in ihm gewann Gestalt und Stimme, und mit Wonnegefühl sah ihn Sophie unter dem Einfluß ihrer Liebe zum Dichter werden. Sie hatte, obwohl nur zwei Jahr älter, als Mädchen viel vor dem Jüngling voraus. Dazu hatte sie durch mancherlei Prüfungen und Schicksale Weltbildung und innere Haltung gewonnen, ihr Charakter eine seltene Festigkeit erlangt, was aber, auf der Basis tugendhafter Gesinnung ruhend und durch Anmuth auf das Lieblichste gemildert, ihrer Weiblichkeit durchaus keinen Eintrag that. Dadurch übte sie auf Martin einen imponirenden Einfluß und gewann seine Bewunderung. Aber auch seine Zärtlichkeit wuchs von Tage zu Tage, und es kam endlich so weit, daß sich das junge Paar einander versprach, die Eltern mußten es erfahren und geschehen lassen, was sie nun einmal nicht ändern konnten. Freilich hatte der Gedanke an eine Verbindung, der sich so manche Hindernisse entgegenstellten, sein Beklemmendes. Namentlich Sophie täuschte sich hierüber nicht, und Martin's Mutter war öfter Zeugin ihres desfallsigen Kummers. Aber einstweilen war die Gegenwart zu schön, und man gab sich ihr mit voller Seele hin.

Vier Sommermonate waren dem zärtlichen Paare im Götterstande der ersten Liebe wie ein schöner Traum verflossen, der Herbst war gekommen und die Blätter fielen. Da mußte Martin die Heimath verlassen, um nach des Vaters Willen in Tübingen die Rechte zu studiren. Es gab einen schweren Abschied. Sophiens Bild begleitete Martin, und auch in der Ferne richtete er all' sein Sehnen und Denken auf die zurückgelassene Geliebte. Seine meiste Zeit widmete er der Poesie, und Sophie war das Ideal, für welches seine dichterische Seele lebte. So besang er in dem schönen Lobgesang auf die Liebe, in dem „Frühling,“ in dem Lehrgedicht „Anti-Ovid“ seine schäferliche Liebe zur göttlichen Doris, zur Serena und Diotima, unter welchen Namen die Geliebte erscheint. Ein leiser elegischer Anklang, eine in der Liebe großartige Gesinnung weht in diesen Gesängen. Klopstock's hehres Muster, der ja auch eine Fanny verehrte, hatte in dem leicht empfänglichen Gemüthe des jungen Dichters, welcher fühlen und schreiben konnte: „Die echte Schönheit ist nur reinen Augen schön.“ und der in seiner Sophie diese echte Schönheit erblickte, einen fruchtbaren Boden gefunden. Auch seine „zehn moralischen Briefe“ richtete er sämmtlich an die Geliebte. Ueberschwängliche Briefe, freilich über Zopf und Reifrock der damaligen Zeit gespannt, französische und deutsche, flogen von der würtembergischen Universitätsstadt herüber und hinüber. Noch mehr aber als diese Briefe offenbart die folgende, der Geliebten übersandte Ode das zärtlich liebende Herz des jungen Dichters und den Charakter der Empfindsamkeitsperiode:

„Englische Sophie, mein Herz, mein Licht,
Du bist selbst, ja Du bist selbst die Tugend;
Aus der Anmuth aufgeblühter Jugend
Reizt sie selbst in Dir ein klug' Gesicht.
O wie strahlt aus Deinen schönen Blicken,
Wo mit weisem Ernst sich Anmuth paart,
Eine Seele von Seraph'scher Art,
Fähig mehr als Weise zu entzücken!

Doch Dein Mund, Dein liebenswerther Mund,
Nicht nur schön, wenn ihn die Küsse schließen,
Auch wenn kluge Worte von ihm fließen,
Macht noch mehr als Deine Augen kund.
Und Dein Brief, in dem Dein Herz sich malet,
O wie sanft erquickt er meine Brust!
O wie schwimmt sie in äther'scher Lust!
Die mir reichlich Schmerz und Leid bezahlet.

Dich, Sophie, Dich gab der Himmel mir,
Mich der Tugend liebreich hinzuführen;
Ja, ich war bereit mich zu verlieren.
Gott! Du sahest es, und gabst sie mir!
Jetzo dring' ich sicher durch verwachs'ne Hecken,
Denn ihr redlich Herz verläßt mich nie;
Gott und Weisheit, Tugend und Sophie
Sind bei mir, welch' Unfall kann mich schrecken?“

Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Tübingen kehrte Martin im Juni 1752 in das elterliche Haus zurück. Bodmer, der damals im Süden die jungen Dichter um sich sammelte, wie Gleim im Norden, hatte ihn, in dem er einen zweiten Klopstock erblickte,

„Ein Orakel des Alters schon in der Blüthe der Jahre"

zu sich nach Zürich eingeladen. Vor seiner Abreise dorthin wollte er aber seine Sophie noch sehen. Aber als er unter das väterliche Dach trat, die Heißersehnte zu umarmen, fand er die Stätte verlassen. Ihr Vater, der ihre Liaison mit einem jungen Studenten im höchsten Grade mißbilligte und ihre Liebe Phantasterei nannte, hatte sie kurz vorher absichtlich nach Hause kommen lassen, um sie diesem Wiedersehen zu entziehen. In schmerzlicher Unruhe und Beklommenheit verbrachte Martin jetzt seine Tage im Vaterhause. Trotz der schönen Sommermonate war ihm Biberach wie entzaubert, und freudlos irrte er auf dem ehemaligen Schauplatze seines Glückes umher. Obwohl er in Zürich mit Ungeduld erwartet wurde, verschob er seine Abreise von einem Tage zum andern, in der Hoffnung, Sophien noch zu sehen. Endlich gegen den Herbst langte sie an, und die Liebenden erfreuten sich eines Zusammenseins, das freilich nur von kurzer Dauer sein konnte, da Martin seine Abreise nach Zürich nun nicht länger mehr verzögern durfte. Er mußte sie in einer trostlosen Lage in Biberach zurücklassen, da er zu irgend einer Anstellung keine nahe Aussicht hatte. Sophie blickte oft mit Sehnsucht nach den Schweizergebirgen hinüber, hinter denen jetzt ihr ganzes Glück wohnte. Sie schrieben sich wieder fleißig, und sie hörte mit großer Theilnahme zu, wenn ihr Reisende von dem Glück erzählten, das ihr Martin in Zürich in Bodmer's Hause genieße und welche Ehren er ernte. Es war ein Sonnenstrahl der Freude, der in ihre Einsamkeit und Verlassenheit drang, als ein Vetter der Familie, der den jungen Wieland in Zürich aufgesucht hatte, nach Biberach kam und ihr viel von ihm erzählen konnte, und sie nahm gern seine wiederholten Besuche an. Martin's Mutter aber, die schon früher eifersüchtig auf des Sohnes Liebe zu Sophien gewesen, deutete diese Besuche in schlimmer Weise und schien Martin's Eifersucht erregen zu wollen. Von allen Seiten sah sich jetzt das arme Mädchen in ihrer Liebe bedrängt. Der Vater schalt sie, der Geliebte kränkte sie durch Verdacht. Und schon jetzt mochte sie Wieland's schwankenden und wechselnden, weiberhaften Charakter erkennen, den er später in der Literatur wie in seinen mannigfachen Liebesabenteuern hinlänglich bewiesen hat. Besaß er auch Kraft und Entschlossenheit genug, sie aus den unseligen Verhältnissen zu befreien und eine Verbindung mit ihr durchzusetzen? Und der Ruhm, die Anerkennung und die Freundschaft, die er jetzt in Zürich genoß, waren sie nicht gefährliche Nebenbuhler der Liebe? Außerdem welche Aussicht auf die Zukunft konnte ihr der junge Student ohne Vermögen eröffnen, zumal sie selbst durch eine zweite Heirath in ihrem Vermögen beträchtlich geschmälert war? Dies Alles erwägend, als sie Martin schon mehrere Wochen auf einen Brief hatte warten lassen, beschloß sie, zum zweiten Male ihren süßesten Lebenshoffnungen zu entsagen und kündigte ihm das Verhältniß auf, nicht ohne schmerzliche Klage, daß er es sei, der das Band zerrissen habe. Auch ihrer Stiefmutter in Augsburg meldete sie den Vorgang und kündigte zugleich ihre Rückkehr in das elterliche Haus an. Hier wurde sie von dieser, mit der sie auf keinem guten Fuße stand, mit Kälte, von dem Vater mit Unzufriedenheit empfangen. Man hätte sie gern los gehabt, zumal noch drei Kinder außer ihr im Hause lebten. „Du mußt heirathen!" sagte täglich der Vater; „Du mußt heirathen!" wiederholte noch dringender die Stiefmutter. Als daher in dieser Zeit der kurmainzische Hofrath von La Roche um ihre Hand anhielt, war er den Eltern ein höchst willkommener Bräutigam, und auch Sophie vertraute ihm willig ihr künftiges Schicksal an, in der Hoffnung, mehr einen Beschützer und Erretter denn einen geliebten Gatten in ihm zu finden.

Martin, der nicht geantwortet hatte, auch nicht hatte antworten können, da ihm Sophiens Brief nicht zugegangen war, hatte unterdeß von allen diesen Vorgängen keine Ahnung. Vom September an hatte er vergebens auf einen Brief von Sophien gewartet. Indeß war er weit entfernt gewesen, hiervon eine nahe drohende Gefahr für seine Liebe zu besorgen; im Gegentheil, diese Verzögerung erweckte die freudige Hoff-

nung in ihm, daß noch Alles den Wünschen seines Herzens gemäß sich enden würde.

Man denke sich nun seine Ueberraschung, als ihm eines Tages im December jener Brief Sophiens an ihre Stiefmutter von dieser ihm zugeht, zugleich mit der Nachricht, daß Sophie dem Herrn von La Roche ihre Hand geben würde. In der ersten Wuth des Schmerzes schleuderte er Sophiens Bild zur Erde, daß das Glas in tausend Stücke zersprang. Doch am andern Morgen hatte sich seine Heftigkeit gelegt, ein neues Gefühl von Hoffnung wandelte ihn an, und unter heißen Thränen ersetzte er das zerschmetterte Glas durch ein neues. Acht Tage darauf geht ihm sehr verspätet Sophiens eigener Absagebrief zu, aus der ihm der seltsame Zusammenstoß von all' den Widerwärtigkeiten, die das schöne Liebesband zerrissen, endlich klar werden sollte.

Martin, der so ganz in dieser Liebe gelebt, litt unendlich. Er sprach indessen Sophien von aller Schuld frei und machte sich selbst als der alleinigen, wiewohl unschuldigen Ursache die bittersten Vorwürfe. Als er wieder Fassung gewonnen, richtete er einige versöhnliche Zeilen an die Geliebte, wünschte ihr viel Glück zu ihrer Verbindung und sprach die Hoffnung aus, daß das zarte Seelenband, das sie bisher umschlungen, durch ihre Vermählung nicht aufgelöst würde. Er würde ihre zärtliche Seele ewig lieben; den Besitz ihres Herzens, nicht ihrer Person, ihre Sympathien mit den seinigen habe er für seine süßeste Glückseligkeit gehalten. Eine andere Welt werde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Dort trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die Du einander, Natur, bestimmtest!"

Sophie theilte diesen Brief ihrem künftigen Gatten mit, und dieser schrieb bald nach seiner Verbindung in liebevollster Weise an ihn, worauf ihm Martin nicht minder warm und hingebend antwortete. Namentlich sprach er seine herzliche Freude darüber aus, daß seine Sophie, dieses außerordentlich werthe Geschöpf, an einen so edelmüthigen und seinen Werth so gut empfindenden Besitzer gekommen sei.

Noch öfters bricht in seinen damaligen Briefen an seine Freunde das Gefühl für Sophien hervor, die nicht aufhören solle, der Gegenstand seiner Neigungen, die Dame seines Herzens zu sein. Aber bald wurde ihr Bild in den Hintergrund gedrängt. Es war nicht Sache des leicht aufwallenden und höchst reizbaren aber flatterhaften und veränderlichen Wieland, lange in Schmerz und Verzweiflung um die verlorene Braut zu trauern. Er hatte bald in Zürich andere Freundinnen gewonnen, von denen er seinen Freunden versicherte, daß sie ihn über den Verlust seiner Göttin zu trösten fähig wären. Welche Veränderung war jetzt mit dem weltunerfahrenen frommen Jüngling, dem begeisterten Tugendschwärmer vorgegangen, bei dem freilich die Frömmigkeit in der Region des Gefühls stecken geblieben war! Er kann seinen Freunden scherzend seinen Serail beschreiben, in dem er sich selbst als den Großtürken vorstellt, und hinzufügen: „Ich gebe den Frauen und Mädchen gute Worte und zwinge sie durch die natürliche Superiorität meines Genies, bon gré mal gré mich zu lieben." Nachdem er das Bodmer'sche Haus verlassen, um den Unterricht der Söhne zweier Züricher Familien zu übernehmen, knüpfte er zuerst mit einer 44jährigen Wittwe, Madame Grebel, an. Das Verhältniß dauerte mehrere Jahre, bis die Wittwe einem 56jährigen angesehenen Mann in Amt und Würden ihre Hand reichte. Voll Verdruß hierüber, entschloß sich Martin, Zürich zu verlassen, und nahm in Bern eine Hauslehrerstelle bei dem Landvogt Sinner an. Als ihm aber auch diese Stellung nicht behagte, hielt er den dortigen jungen Leuten Vorlesungen über Philosophie und beschäftigte sich mit der Ausarbeitung von Araspes und Panthea. In Bern sollte er mit einer Königin des Geistes, einer geistigen Brunhilde zusammenstoßen und mit ihr einen Waffengang thun. Es war die gelehrte Julie Bondeli, die Heroldin des Verfassers der neuen Heloise, aber, wie meistens philosophische Damen, nichts weniger als schön, sogar so häßlich, daß sich Wieland erst an ihren Anblick gewöhnen mußte. Sie war ein „fürchterliches Mädchen," welche Sophien soweit an Geist überragte, wie sie dieser an körperlicher Schönheit nachstand, und konnte mit ihm in einem Athemzuge von Plato, Plinius, Cicero, Leibnitz, Aristoteles, Locke, von Dreiecken, Rechtecken und Parallelogrammen reden. Der Herrscher im Serail ward ihr Diener und begehrte ihre Hand. Aber der starke Frauengeist, dem die Weiberader Wieland's

nicht zusagte, konnte sich nicht entschließen, den Bittenden zu erhören, behielt jedoch ihr Leben lang Theilnahme für ihn und stand mit ihm in Briefwechsel. Nicht ganz ungelegen kam ihm daher nach Ablauf eines Jahres der Antrag von Hause, Stadtschreiber zu werden. Er folgte dem Rufe und erfuhr in Biberach, daß er sein angekommen und sich häuslich niedergelassen. Ihr Andenken gewann wieder die Oberhand in seinem liebebedürftigen Herzen, und alle die Sirenengestalten, die ihn bisher umgaukelt hatten, mußten vor ihrem edeln, sanften Bilde erbleichen. Mit tiefer Bewegung schrieb er einige Zeilen an sie und fragte an, ob er kommen



Sophie de la Roche.

Amt eigentlich auf Verwenden von Sophiens jüngerer Schwester Cateau erhalten, welche er schon früher als 16jähriges Mädchen bei Sophien gesehen hatte und die jetzt an den Bürgermeister von Biberach verheirathet war. Fern von der schönen Schweiz und seinen dortigen Freunden, fing Wieland bald an, in dem kleinen Städtchen sich zu langweilen. Da vernahm er, daß der Gegenstand seiner ersten schwärmerischen Liebe, seine Sophie in dem nahen Warthausen dürfe, worauf er von Sophiens Gatten, welchem diese den Brief gezeigt, die freundlichste Einladung erhielt. Ehe wir aber Martin nach Warthausen folgen, müssen wir uns auch nach Sophien umsehen.

Sie war keine fröhliche, aber eine ergebene Braut gewesen, denn einen Andern als Wieland konnte sie nicht wieder lieben. Doch äußerlich wandte sich ihr Schicksal glänzend. Nach ihrer Verheirathung in ihrem 22. Jahre zog die junge Hofräthin

mit ihrem Gatten nach Mainz an den prachtvollen großweltlichen Hof Joseph Emmerich's, wo sie mit einer Menge Hochgestellter im Adel, in der schönen Kunst und Wissenschaft, wie mit dem Coadjutor von Dalberg und dem Maler Tischbein zusammentraf, und da sie schon in früher Jugend unter Gelehrten und Hochgestellten gelebt, sich in solchen Kreisen leicht zurechtfand. Ihr Gatte hatte nicht nur die Mainzischen Cabinetsgeschäfte, sondern auch die Oberleitung aller großen Besitzungen des kurmainzischen Großhofmeisters Grafen Stadion in Schwaben und Böhmen zu führen, und wohnte mit seiner Familie in dessen Hause. Der Graf hatte ihn, der eigentlich Frank hieß, als fünfjährigen verwaisten Knaben seines aufgeweckten Wesens willen in Erziehung und Pflege genommen, ihn selbst im Französischen unterrichtet und Schreiben und Lesen gelehrt. Später hatte der gräfliche Zögling durch Vermittlung seines Gönners nicht nur seinen jetzigen Posten, sondern auch die Erhebung in den Adelstand unter dem Namen Frank von La Roche erhalten. La Roche war ein schöner, wohlgebildeter Mann von mittlerer Größe, gewandt in Geschäften, lebhaft im Gespräch, welches er nach der scherzenden, geistreichen Unterhaltungskunst der feinen französischen Welt zu führen verstand. So geartet hatte er natürlich nichts von der poetischen Schwärmerei Wieland's und der sanften Gefühlsweise seiner empfindsamen Gattin, über die er zuweilen spottete und scherzte. Er war ein Freigeist entschiedenster Art und stand mit seinen Gesinnungsgenossen in Frankreich im engsten Bunde. Obwohl katholisch, haßte er das katholische Wesen aus tiefster Seele und war der Verfasser der damals anonym erschienenen „Briefe über das Mönchswesen," die viel Aufsehen erregten, in denen aber in höchst platter Weise und mit Uebertreibungen aller Art vom gewöhnlichen Nützlichkeitsprincip aus die Blüthe katholischen Lebens betrachtet wird. Doch, da sich Sophie mit weiblicher Duldung in Alles zu schicken wußte, wurden die Empfindsamkeit und der Voltairianismus gut miteinander fertig. Ueberhaupt wie von dem großweltlichen Ton am Mainzer Hofe, so ging auch vieles Verwandte von der Bildung und dem geistigen Wesen ihres Mannes auf Sophien mit über. Sie figurirte jetzt als eine Frau nach der Welt mit tausend kleinen Zierrathen, als eine Frau voll Witz und voll Verstand. Sie erlernte von ihrem Gatten das Englische, und jeden Morgen, ehe er in sein Cabinet ging, brachte er ihr deutsche, englische und französische Bücher. in welchen er verschiedene Stellen angemerkt hatte. Diese hatte sie dann zu durchlesen, um deren Inhalt dem Grafen Stadion, einem alten Herrn von der Galanterie der damaligen Aristokraten, in leichter und geschickter Einkleidung in ihren Gesprächen mit dem Grafen bei Tafel oder bei dem Auf- und Abgehen mit ihm durch die lange Reihe der Zimmer so anzubringen, daß er dadurch unterhalten wurde. Eine eigenthümliche Frauenverwerthung damaliger Zeit! —

Nach achtjährigem Aufenthalte in Mainz, in welcher Zeit Sophien drei Kinder geboren wurden, gab der bereits 71 Jahr alte Graf sein Amt auf und zog sich auf sein Gut Warthausen zurück, wohin ihm die Familie La Roche folgte. Warthausen, ein im großen, edeln Stile erbautes Schloß liegt eine halbe Stunde von Biberach, unweit des Federsees auf einem Bergabhange, welcher die entzückendste Aussicht auf ein zwischen waldigen Anhöhen gegen die Donau sich hinziehendes schönes Thal gewährt. Von der andern Seite umgab ein ausgedehnter englischer Park das Schloß und bot mit seinen breiten Alleen und Springbrunnen, mit seinen herrlichen Bäumen und frischen Rasen die schönsten und mannigfachsten Spaziergänge dar. Darüber hinweg sah man weite fruchtbare Felder, hinter welchen die entfernten Schneegebirge der Schweiz herüberglänzten. In diesem schönen Aufenthalte sollten sich Martin und Sophie nach zehnjähriger Trennung endlich wiedersehen. Auch Sophie gedachte jetzt in diesem ländlich stillen Aufenthalte, in Biberachs Nähe, lebhafter und wehmüthiger denn je des ehemaligen Jugendgeliebten und war freudig überrascht, als sie jenen Brief von ihm erhielt.

Mit schlagendem Herzen ist Martin der Einladung nach Warthausen gefolgt. Zagend fragt er sich, als er dem Schlosse nahe gekommen: „Werde ich in der einunddreißigjährigen Gattin, in der von Kindern umgebenen Mutter noch meine Sophie wiedersehen?" Die junge Hofräthin saß

eben, als Martin an ihre Thür klopft, von ihren Kindern umgeben, in ihrer Stube, und wie von einer Ahnung ergriffen, ruft sie: „Herein Wieland!“ Es ist Sophie, es ist der helle süße Klang ihrer wohlbekannten Stimme, und von tausend Erinnerungen und Empfindungen überwältigt, vermag Martin die Thürklinke nicht aufzudrücken. Sophie geht ihm darum entgegen und bietet ihm mit einem herzlichen Willkommen die Hand. Martin, tief erschüttert, läßt den Hut fallen, den er unter'm Arme trägt, und vermag kein Wort hervorzubringen. Unterdessen erblickt er Sophiens ältesten Sohn, einen bildschönen Knaben, eilt auf ihn zu, nimmt ihn zu sich auf's Sopha und herzt und küßt ihn. Inzwischen ist auch La Roche in das Zimmer getreten, der Wieland freundlich entgegengeht und ihn auf das Herzlichste umarmt.

Sophie ist noch immer eine schöne Frau, nur eine zarte Wehmuth, aufgeprägt von dem Ernste des Lebens, ruht auf ihren feinen lieblichen Zügen. Auch durch den höfischen Firniß blickt noch ihre frühere frische, jugendlich-gefühlvolle Sinnesart, ihr aufrichtiges gutes Herz. Ein inniger Blick aus ihrem seelenvollen Auge reicht hin, um Martin fühlen zu machen, daß sie, wenn auch nicht mehr seine Geliebte, doch die Frau ist, die er vor allen andern lieben kann. Er fühlt wieder ihren wohlthuenden Einfluß, er ist wieder selig in ihrer Nähe, wenn auch in anderer Weise als ehemals; er wandelt mit ihr in ungestörtem Gespräche durch die schattigen Gänge des Parkes und plaudert mit ihr von seinen Empfindungen in seinem affectirt leichten, galant scherzenden Tone, durch welchen jedoch das Gefühl der alten Liebesneigung gleich einer verhaltenen Flamme hervorzuckt. Sophie hatte ein inniges Verständniß für Wieland's Charakter, sie wußte solche Huldigungen zu nehmen; sie hatte ihm einen unerschütterlichen liebevollen Antheil bewahrt und konnte ihm alle seine Liebschaften vergeben, die ihr nicht unbekannt geblieben. Die erste schöne Zeit von Biberach lebt wieder in ihrer Seele auf, es fällt wie ein Frühlingsschein auf ihre Tage, wie ein poetischer Glanz. Doch nie überschritten sie die Schranken, die Welt und Sitte gezogen.

Wieland fühlte sich wohl in der geschmackvollen Pracht von Warthausen mit dem romantischen Reiz seiner Umgebung, und verglich es mit den bezaubernden Schlössern des Ariost und Tasso. Er brachte häufig einige Tage hintereinander hier zu, um dem mit Acten und Protocollen bedeckten Amtstische und seiner einsamen Wohnung in Biberach zu entrinnen. Auch der alte Graf empfing ihn stets mit gastlicher Liebenswürdigkeit, da er durch den geistreichen jungen Dichter angenehm unterhalten wurde, und bald war er ein willkommenes Mitglied in dem dortigen eleganten Kreise, wozu außer Stadion und seinem Zögling La Roche noch die Gräfin Schall, des Grafen älteste Tochter, und ihre jüngste Schwester Maximiliane, Stiftsdame in dem nahen Reichsstift Buchau am Federsee, gehörten; auch stellten sich häufig andere Notabilitäten und Noblessen ein. Man pflegte den Tag zwischen Lectüre, Gesprächen, Spaziergängen und den Freuden der Tafel zu theilen und mit einem Concert von Jomelli oder Graun zu beschließen; muntere Scherze und geflügelte Witze trieben ihr heiteres Spiel. Dieses fröhliche anregende Leben regte in Wieland von Neuem den Dichter an, wozu auch Sophiens Nähe nicht wenig beitrug, und Warthausen wurde sein Parnaß. In den duftigen Gebüschen des Parkes las er seinen Freunden die ersten Entwürfe vom „neuen Amadis“ vor, und in einem von malerischen Baumgruppen umgebenen Thurme dichtete er die „Grazien“ und beendete den „Musarion.“ In Warthausen, wo ihn zuerst die Welt- und Hofluft anwehte, wurde aber auch unserm Wieland der letzte Anstoß gegeben zu seinem gänzlichen Abfall von der Züricher Genossenschaft und den seraphischen Dichtern. In seinen Dichtungen athmet jetzt zwar jener heiter scherzende, mit Ariost und Bocaccio verwandte Ton, aber auch der französische Geist der damaligen Noblesse mit seiner laxen Moral, und sie zeigen uns den Verfasser des „geprüften Abraham,“ der „Empfindungen eines Christen“ rc. auf weltlich glattem, schlüpfrigem Pfade. Welcher Geist diese Kreise beherrschte, zeigt uns am besten ihr Haupt und Stimmführer, Graf Stadion selbst. Nur ein Zug von ihm möge genügen! Er hatte seinen Zögling La Roche unter Anderm sich auch üben lassen, Handschrift und Namenszug seines Pflege-

vaters auf das Genaueste nachzuahmen, welches Talent der Graf, um sich der Qual des Selbstschreibens zu überheben, nicht nur in seinen Geschäften, sondern auch in seinen zahlreichen Liebeshändeln verwerthete. Wenn der Graf, der seine Frau eine Betschwester nannte, mit der er nicht auskommen könne, bis spät in die Nacht bei einer hohen geistreichen Dame, die er leidenschaftlich liebte, verweilte, mußte während dessen der zum Jüngling herangewachsene Knabe zu Hause die heißesten Liebesbriefe im Namen des Grafen schmieden, unter denen dieser dann nach seiner Zuhausekunft die passendsten auswählte und in der Nacht noch der Geliebten zuschickte, um diese von dem unverwüstlichen Feuer ihres leidenschaftlichen Anbeters zu überzeugen. Welch ein Blick in das verrottete Wesen der damaligen Aristokratie! Sophie hatte es ihrer tugendhaften Frauenseele zu danken, daß sie in solchen Kreisen, wenn sie auch Vieles von der naiven Natürlichkeit ihres Wesens darin einbüßte, sich wenigstens ihre gute Sitte bewahrte.

Nachdem sie acht Jahre in Warthausen verlebt, änderte sich mit dem Tode des alten Grafen das Geschick Sophiens und stieg zu einer ungeahnten Höhe. Nachdem ihr Gatte als Amtmann in Bönnigheim noch zwei Jahre die Güter der gräflichen Familie verwaltet hatte, trat er als Geheimrath in die Dienste des damaligen Erzbischofs von Trier und schlug seinen Herd in Ehrenbreitenstein auf. Von hier aus wurde Sophiens Name in alle Welt getragen; denn an der Hand ihres Wieland war sie nun auch in die literarische Welt getreten durch einen in Bönnigheim begonnenen zweibändigen Roman in Briefen: Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Sie hatte die einzelnen Bogen, wie sie entstanden, an Wieland geschickt, der sie fortzufahren ermuthigte und im Jahre 1771 das Werk mit einem Vorworte herausgab.

Die Sternheim, dieses gefühlvolle Herz, — eine Nachahmung von Richardson's Clarissa — ist eine Vorläuferin des „Werther“ und athmet ganz in der Atmosphäre der Empfindsamkeitsperiode. Durch sie ist Frau von La Roche die geistige Ahnfrau jener blassen sentimentalen Frauengeschichten und zugleich die erste Frau Deutschlands geworden, die einen Roman schrieb. Jetzt längst vergessen und bestäubt unter dem Gerümpel unserer Literatur ruhend, auch unserm heutigen Geschmacke gänzlich entfremdet, fand das Buch zu seiner Zeit den höchsten Anklang und wurde von den damaligen Kunstrichtern mit fast überschwänglichem Lobe erhoben. Es durfte auf keinem Frauentische fehlen, und manches schöne Auge hat eine Thräne darauf geweint. Uebrigens gewährt der Roman noch jetzt ein eigenes historisches Interesse, da Vieles aus Sophiens eigenem Leben, namentlich ihr Verhältniß zu Wieland, Manches aus dem Leben des Grafen Stadion und Schloß Warthausen mit hineinverwebt ist.

Das wunderschön am Ende des Ortes, nahe am Ufer des Rheins gelegene La Roche'sche Haus in Ehrenbreitenstein mit der freiesten Aussicht auf den Strom hinabwärts wurde nun auch durch Sophie ein Sammelplatz und Wallfahrtsort aller schönen Geister, die damals am Rhein und in Darmstadt und Frankfurt ihren Aufenthalt genommen hatten, sich hier fanden und Freundschaften knüpften. Hier wurden jene literarisch-empfindsamen Congresse gehalten, in denen Sophie als Mittelpunkt ihr sanftes Scepter führte. In dem Frieden nach dem siebenjährigen Kriege nahm deutsche Kunst und Wissenschaft einen nie geahnten Aufschwung. Das starre gleißende Rococoleben, die französirte Scheinbildung begann man abzustreifen. Der Sturm und Drang, das Geniewesen, die Empfindsamkeit, die Physionomik, die geheimen Bünde, die Illuminaten, die Geisterseherei, der Erziehungseifer, die deutsche Union setzte wechselsweise alle Gemüther in Bewegung. Sich nach Mittheilung und Austausch der noch gährenden Ideen und Empfindungen sehnend, schlossen sich die Gleichfühlenden und Gleichdenkenden, gleichviel ob Männer oder Frauen, mit Wärme und Innigkeit aneinander, ein wahrer Cultus der Freundschaft entstand, und Herzen fanden sich zu Herzen in hingebender Freundschaft und Liebe. Nicht nur die Werke der Poesie und Philosophie, sondern besonders auch die geselligen Kreise des Lebens athmeten damals eine überschwängliche Gefühlsseligkeit. Es war die Zeit der blühendsten Schöngeisterei. — Uebrigens hatten diese Zusammenkünfte noch ihren besondern Reiz durch Sophiens beide aufblühende Töchter, von denen die

ältere Maximiliane, später an den Kaufmann Brentano in Frankfurt verheirathet, die Mutter des Dichters Clemens Brentano und der Bettina von Arnim ward.

So kamen jetzt zu einem solchen Congresse die beiden Brüder Jakobi, der Dichter und der Philosoph, im Frühling 1771 nach Ehrenbreitenstein, die „göttliche Sophie" zu sehen, und der hessen-darmstädtische Hofrath Leuchsenring, den Goethe im „Pater Brey" carikirte und der damals einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften wollte, und dieser Letztere öffnete, da er mit aller Welt durch seine beständigen Reisen und Briefschaften in Verbindung stand, seine briefgefüllten Schatullen. Auch der dreiundzwanzigjährige Goethe, im Glanze der Jugend und Schönheit, von Wetzlar hergepilgert, stellte mit seinem Freunde Merk sich ein, und bewunderte Sophiens elegantens Benehmen, das zwischen dem einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig schwebte, ihre schlank und zartgebaute elegante Gestalt, der ein weites Flügelhäubchen auf dem kleinen Kopf und dem feinen Gesicht gar wohl stand. Um dieses Fest der edelsten Neigung, der Freundschaft und Verbrüderung zu erhöhen, mußte auch Wieland noch ankommen, und es gab zwischen ihm und Sophien eine abermalige rührende Scene des Wiedersehens.

Auch Wieland's äußeres Geschick hatte inzwischen eine andere Wendung genommen. Da seine Mitbürger in Biberach es nicht länger leiden wollten, daß ihr Vorgesetzter ohne Frau sei, so hatte er sich von seinen Eltern und guten Freunden bereden lassen, in der Person der Dorothea Hildebrandt, einer Augsburger Kaufmannstochter, ein „Hausweibchen" zu nehmen. Von einer leidenschaftlichen Neigung war nicht die Rede; sie war weder schön noch liebenswürdig, aber Wieland war mit ihr zufrieden, da sie so neu, so ungekünstelt, so unschuldig wie Geßner's Melida sei, und da sie mit den Tugenden einer geschickten Hausfrau ausgestattet war, so lebte er glücklich mit ihr. Doch störte diese Ehe keineswegs sein Verhältniß zu Sophien; sie blieb nach wie vor die Vertraute seiner persönlichen Empfindungen, seiner dichterischen Entwürfe: „Agathon," „Musarion," „Idris" und „Don Silvio" wurden mit ihr mündlich und schriftlich besprochen. Sophie kam häufig von Warthausen herüber nach Biberach zum Besuch, und Wieland las ihr dann etwas von den Dichtungen vor, mit denen er grade beschäftigt war, um ihr Urtheil zu hören. — Im Jahre 1769 folgte Wieland einem ehrenvollen Rufe als Regierungsrath und Professor der Philosophie nach Erfurt. Es war eine schmerzliche Trennung von der Freundin seiner Jugend und seines Herzens, in deren Nähe er sein Leben zu beschließen gedacht hatte. Er mußte ein lebendiges Andenken von ihr haben, und so nahm er ihren Sohn Fritz mit, den er in seinem Hause erziehen ließ. Um so größer war jetzt die Freude des Wiedersehens, als er von Erfurt nach Ehrenbreitenstein kam.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Hause der Freundin, wo er angenehme Tage verlebt hatte, kehrte Wieland wieder in seine Häuslichkeit nach Erfurt zurück. Auch hier war nicht lange seines Bleibens mehr. Der Ruf als Prinzenerzieher an den Weimar'schen Hof erlöste ihn aus der Stadt, die ihm ein freudenleeres Chaos von alten Steinhaufen dünkte, welches die Grazien nie angeblickt. In Weimar, wo er sein Leben beschloß, gelangte bekanntlich sein Ruhm als Dichter und Schriftsteller zur höchsten Blüthe. Er hat Recht gehabt, wenn er sich bei seiner Verheirathung damit tröstete, daß, wenn er sich nur erst in seinem Stande zurecht gefunden, die Musen nichts dabei verlieren sollten. Seit dieser Zeit hat er noch eine Menge Schriften ausgeboren, die seinem Ruhme immer mehr Bahn brachen. Dieser Schriftstellerfruchtbarkeit hielt eine andere die Wage: sein Hausweibchen gebar ihm nacheinander vierzehn Kinder.

Nicht so lächelte Sophien das Glück auf ihrem ferneren Lebenswege. Im Herbste 1780 nahm ihr Schicksal eine höchst unglückliche Wendung. Ihr Gatte war wegen seiner Briefe über das Mönchswesen gestürzt und in Ungnade seines Dienstes entlassen. Doch behielt die Familie noch eine leidliche Existenz. La Roche's Freund und Gesinnungsgenosse, Domherr von Hohenfeld in Speier, entrüstet über diesen Vorgang, nahm gleichfalls seine Entlassung und schlug die ihm angebotene Pension unter der Bedingung aus, daß sie La Roche gegeben würde; auch bot er seinem Freunde in seinem Hause in Speier eine Wohnung

an. Dazu kam noch die Besoldung einer Zollschreiberei. Sophie nahm den Winter über ihren Aufenthalt gewöhnlich in Mannheim, damals einem anregenden Vereinigungspunkt von Künsten, Wissenschaften und Gesellschaft, und verkehrte hier viel mit literarischen Größen. Hier ward sie auch von dem noch jungen Schiller und Karoline von Wolzogen aufgesucht. Doch immer tiefere Schatten fielen auf ihr äußeres Leben. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Speier siedelte sich La Roche in Offenbach an, wo er nach zwei Jahren starb. Die arme Wittwe, für welche nach der Wegnahme des linken Rheinufers durch die Franzosen auch die Trier'sche Pension wegfiel, sah sich bald in einer kümmerlichen Lage und war genöthigt, jetzt nicht mehr aus innerem Schöpfungstriebe, sondern um's tägliche Brot zu schreiben. In ihrer „Grillenhütte" in Offenbach, wie sie ihre ländliche Wohnung nannte, verbrachte sie den größten Theil ihrer Stunden am Schreibtische. Sie war vor der Zeit gealtert: aus der mit schwarzem Flor besetzten Spitzenhaube drängten sich bereits silbergraue Löckchen hervor. Sie hatte ihre Enkelin Bettina Brentano bei sich, die hier ihre abenteuerlichen Spaziergänge machte und Haus und Garten der Großmutter gar anmuthig beschrieben hat. Eine Menge Novellen, Briefe, Reisebeschreibungen, Beiträge für Zeitschriften, besonders für Wieland's Mercur, gingen von ihr in die Welt; ihr Werth beschränkt sich indessen nur darauf, daß sie jene Zeit wiederspiegeln. Sie erhielt häufig Besuche. Goethe und Herder sprachen wiederholt bei ihr ein, und Reisende machten oft Umwege von einigen Meilen, um die „deutsche Aspasia," die „deutsche Leontium" zu sehen. Zuletzt ward sie ein weiblicher Fürst Pückler Muskau ihrer Zeit; Reisen und Schreiben drängten sich und lösten sich einander ab. Sie hat die Schweiz, Frankreich und England besucht und Alles ausführlich beschrieben.

Vor dem Ende ihrer Tage sollten sich die beiden Jugendgeliebten, durch innige Sympathie verbunden, aber durch die Welt für immer getrennt, nach einer Trennung von beinahe dreißig Jahren noch einmal wiedersehen. Im Sommer 1799 von Schönebeck kommend, dem Aufenthalte ihres Sohnes, besuchte die nun neunundsechzigjährige Sophie den Oberondichter in seinem Osmannstedt und verlebte mehrere Tage an dem Musenhofe zu Weimar. Jetzt konnte freilich auch der größte Dichter nichts mehr in ihren Augen lesen; auch war Wieland's Geist in andere Bahnen gelenkt und konnte nicht recht mehr in ihren empfindsamen Ton mit einstimmen. Sie hingegen hatte das Gedächtniß der vergangenen Tage treu im Herzen bewahrt, sie war noch dieselbe empfindsame Schwärmerin. Sie hatte eine Zeichnung von Warthausen mitgebracht, sie mahnte ihren Freund stündlich an die schönen Zeiten der Jugend, und die Anhänglichkeit an seine Jugendgeliebte erwachte am Abend seines Lebens noch einmal in voller Kraft und Innigkeit.

Wieland, der 1813 starb und in seinem Osmantium begraben liegt, mußte seine geliebte Freundin noch sechs Jahre vor sich dahinscheiden sehen. Sophie starb 1807 in ihrem 76. Jahre in Offenbach. Ihrem Wunsche gemäß ruht sie auf dem ländlich stillen Gottesacker des eine Viertelstunde von Offenbach entfernten Dörfchens Bürgel, nahe bei der alten Kirchhofsmauer neben ihrem Gemahl und einem ihrer Söhne, welche dort als Angehörige der katholischen Kirche ihre Ruhestätte fanden.

Literarisches.

Neue historische Romane.

Im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart erschien ein dreibändiger historischer Roman: Eine egyptische Königstochter, von Georg Ebers. Es ist gewiß ein sehr anerkennenswerthes Unternehmen, dem größeren Publicum die Culturzustände entfernter Zeiten in der Form des Romans vorzuführen, zugleich aber ist es auch ein sehr schwieriges Unternehmen. Namentlich, wenn die geschilderten sittlichen Zustände und Einrichtungen den unseren gänzlich fremd erscheinen. Stoffe aus der alten jüdischen Geschichte lassen sich wohl noch am leichtesten für unsere poetische Anschauung verwerthen, da sie unserer sittlichen Anschauung verwandt sind, aber die alte egyptische oder persische Welt würde nur von einem Genie ersten Ranges noch einmal poetisch belebt werden können. Die Fülle des gelehrten Materials in dem vorliegenden Roman gibt dem Forscherfleiß des Verfassers das ehrenvollste Zeugniß, ebenso ist in vieler Hinsicht die tactvolle Behandlung zu

leben. Unser Gemüth bleibt jedoch ziemlich unberührt von den Leidenschaften dieser Helden und Heldinnen, denn die ersteren sind gefühllose Despoten und eifersüchtige Haremsbesitzer, die letzteren größtentheils willenlose Spielzeuge, welche die Liebe ihrer Gatten mit andern Sclavinnen theilen müssen. Vergeblich müht sich der Verfasser ab, diesen Gestalten sittliche Würde zu geben, je mehr er zu diesem Zwecke moderne Gesellschaftsformen und veredelte Gefühle verwendet, um so größer wird die Kluft. Gestalten wie seine Rhodope, seine Sappho, seine Nitetis müßten sich in einer Welt, wie die damalige, namenlos elend fühlen, oder vielmehr, sie sind in einer solchen gar nicht denkbar. Neben der rohen Grausamkeit und kraftvollen Herrschbegier jener Männer wäre allenfalls die berechnende Schlauheit und Prachtliebe der Weiber denkbar. Die ungezügelte sinnliche Leidenschaft beider Geschlechter würde eine bunte Abwechslung von Begierde, Eifersucht und Rache bieten; weiche Gefühle aber können in einer solchen Welt nur mit Füßen getreten werden. — Mit herzlicher Freude begrüßen wir das Erscheinen des dreibändigen historischen Familien-Romans Von Saalfeld bis Aspern, von Heinrich Koenig (Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag), welcher allerdings mehr der Memoirenliteratur angehört und nur insofern als Roman gelten kann, als man der eingeflochtenen Geschichte Walther Osthof's poetische Berechtigung zugesteht und die interessanten historischen Ereignisse eines bedeutenden Zeitraumes sich im Leben charakteristischer Persönlichkeiten wiederspiegeln. Ein solches Werk verlangt zur richtigen Würdigung des darin niedergelegten reichen Materials an historischen Studien und Erfahrungen eine eingehendere Beurtheilung als uns der beschränkte Raum gestattet; begnügen wir uns daher, darauf hinzudeuten, daß „Von Saalfeld bis Aspern" zu den interessantesten Erscheinungen der neuesten Romanliteratur gehört. — Ein anderer historischer Roman in drei Bänden: Papst Ganganelli, von Karl Frenzel schildert in poetischer Verklärung einen welthistorischen Kampf, der seiner Natur nach schon die Vertiefung in große Charakterbilder verlangte. Die ruhige Entwicklung der Handlung, die sparsam und mit richtigem Verständniß angeordnete Vertheilung der romanhaften Erfindung, sichert dem Werke eine dauernde Bedeutung, wenn auch die Wirkung für den Augenblick nicht im gewöhnlichen Sinne effectvoll erscheint. Mit seltener Schärfe ist das Wesen der katholischen Kirche bei Gelegenheit der Aufhebung des Jesuitenordens in seinen verschiedenen Elementen darin erfaßt und in Scene.

Die Walkyren. Dramatisches Gedicht in drei Acten von Hermann Lingg. München. J. J. Lentner'sche Buchhandlung.

Als interessanter Versuch, die altnordischen Sagenelemente in modernem Geiste neu zu beleben, mag dies kleine Werkchen Anerkennung finden, auch kann nicht bestritten werden, daß die künstlerische Stimmung darin etwas mächtig Anziehendes hat, immerhin aber bleibt zu bedauern, daß der Dichter die dramatische Form gewählt hat, ohne sich der modernen Bühne zu accommodiren. Das Gedicht hat in der Schrankenlosigkeit der äußeren Schilderung und in der ganzen Durchführung einen durchaus epischen Charakter.

Im Verlage von Ebner und Seubert in Stuttgart erscheint eine Volksausgabe des unter dem Titel Denkmäler der Kunst zusammengestellten Bilderatlas zu Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte." Die ersten Lieferungen geben bereits einen Beweis für die gute Ausführung und Reichhaltigkeit des Ganzen.

Neues vom Büchertisch.

Semler, C., die ästhetische Erziehung und Homer als die Grundlage derselben. gr. 8. Dresden, L. Ehlermann. 12 Sgr.

Friedhof, der neue. Auswahl ausgeführter Grabdenkmäler und Monumente der Gegenwart zum Theil m. Details. 1. u. 2. Hft. Fol. Carlsruhe, J. Veith. à $^3/_4$ Thlr.

Beiträge zur Förderung der Kunst in den Gewerken. Hrsg. v. dem Architekten- und Ingenieur-Verein f. das Königr. Hannover. 1. Bd. 6. Hft. Fol. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1 Thlr.

Bekk, A., William Shakespeare. Eine biograph. Studie. 8. München, E. A. Fleischmann's Sep.-Cto. $^1/_3$ Thlr.

Shakspere's Werke. Hrsg. u. erklärt v. N. Delius. Neue Ausg. 2. Bd. Lex.-8. Elberfeld, R. L. Friderichs. 2 Thlr.

Hafis. Diwan, im pers. Original hrsg., in's Deutsche metrisch übers. u. mit Anmerkg. versehen von V. v. Rosenzweig-Schwannau. 2. Bd. Lex.-8. Wien 1863. Leipzig, L. Denicke. $5^5/_6$ Thlr.

Hebbel, F., Demetrius. Eine Tragödie. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr.

Dohm, E., der trojanische Krieg. Komödie in 3 Acten. 8. Berlin, Hofmann u. Co. 12 Sgr.

Becker, A. W., Die Kunst u. die Künstler d. 16. 17. u. 18. Jahrh. 21. u. 22. Lfg. gr. 8. Leipzig, E. A. Seemann. à $^1/_3$ Thlr.

Hugo, V., Will. Shakespeare. Deutsch v. A. Diezmann. gr. 8. Leipzig, C. F. Steinacker Sep.-Cto. $1^1/_3$ Thlr.



Hohle Ziegel.

Die berühmte Kuppel der Sophienkirche in Constantinopel, das genialste Bauwerk der christlichen Architektur, das noch heute von allen Sachverständigen angestaunt wird, ist auch durch das Material, welches dabei verwendet worden ist, sehr merkwürdig. Allerdings hatte man eine Ahnung davon, daß dieser kolossale Bau aus einer ganz besondern Art von leichten Steinen errichtet worden sei, aber unsere Baumeister und wissenschaftlichen Techniker haben sich keine Mühe gegeben, gründliche Nachforschungen hierüber anzustellen. Das Verdienst, diese Frage gelöst zu haben, gebührt unserm berühmten Mikroskopiker Ehrenberg. Um das Dunkel aufzuhellen, hat er sich der Mühe unterzogen, alle alten griechischen Schriftsteller und Commentatoren eifrig zu studiren. Hier hat er gefunden, daß der Kaiser Justinian Sendboten in alle Welt ausgeschickt hat, um zu diesem Bau das beste Material aufzusuchen. Solches fanden sie auf der Insel Rhodus. Die daraus gefertigten Mauerziegel waren nur $^1/_5$ so schwer als die gewöhnlichen.

Ebenso wußten auch die alten Griechen und Römer von den wie Kork auf dem Wasser schwimmenden Ziegelsteinen einen vielfachen Gebrauch zu machen. Wie Strabo und Posidonius angeben, holte man das Material dazu aus Spanien, Kleinasien und von den Inseln des Tyrrhenischen Meeres.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man diese schwimmenden Ziegel aus Infusorienerde, die sehr häufig plastisch ist, angefertigt hat. Ehrenberg hat solche Steine aus der Infusorienerde der Lüneburger Haide, aus der von Berlin und aus dem Baggerschlamm der norddeutschen Häfen fabriciren lassen. Ein solcher Stein aus der Berliner Infusorienerde wog nur 2 und einer aus der Lüneburger gar nur 1 Pfund. Weitere Vortheile dieser Steine sind die Unschmelzbarkeit in großer Hitze und ihre äußerst geringe Leitungsfähigkeit für die Wärme, die so bedeutend ist, daß man einen solchen Stein ruhig in der Hand behalten kann, während das andere Ende glüht. Trotzdem nun Ehrenberg die allgemeine Verbreitung des Materials nachgewiesen hat, so scheinen dennoch seine Fingerzeige bis jetzt bei unsern Industriellen wenig Anklang gefunden zu haben.

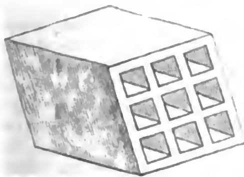
Ferner fand man bei der Zerstörung mittelalterlicher Gewölbe, daß diese aus hohlen Töpfen aufgeführt seien. Auch davon wußten unsere Baumeister lange Zeit keinen Gebrauch zu machen. Erst als man in den zwanziger Jahren in Paris die ersten Versuche mit eisernen Fußböden machte und es sich nun um die Auffindung eines Mittels handelte, die Zwischenräume der ziemlich weit von einander gelegten Rippen mit leichtem Material auszufüllen, um sie nicht stark zu belasten, erinnerte man sich daran und fertigte konische Ziegel an, die jenen alten Töpfen sehr nahe kamen. Man gewann bald die Ueberzeugung, daß diese Töpfe den Vortheil boten, wegen der in ihnen enthaltenen Luftschicht den Schall zu unterbrechen und somit glaubte man eine Lösung für das Problem der schalllosen Scheidewände, wonach man lange eifrig und vergebens gesucht hatte, gefunden zu haben. Man versuchte es, diese Töpfe

für Scheidewände in Anwendung zu bringen, indem man sie horizontal und zwischen Pfosten keilförmig neben und über einander legte.

Die Schwierigkeit aber, sie in dieser Weise festzulegen, führte auf andere Combinationen. Man erfand einen runden Topf, dem man in Paris den Namen Tabatière gab. Er ließ sich zwar etwas besser verlegen als der konische Topf, aber doch immer nicht so, als man es der Solidität wegen wünschte. Diese Ausmauerung verdankte ihre Festigkeit nur den Ständern, welche man viel stärker als sonst nehmen mußte. Man versuchte noch verschiedene andere Mittel, um Wände herzustellen, welche den Schall nicht so leicht durchdringen lassen, aber man hat sie alle wieder aufgegeben, da sie sämmtlich zu theuer waren.

Endlich trat Borie in Paris mit seinen hohlen Ziegeln (briques tabulaires) auf, die zum ersten Male auf der französischen Industrieausstellung von 1849 erschienen. Dieser Ziegel ist ein rechtwinkliges Parallelepiped von gebrannter Erde, das der Länge nach viereckige Höhlungen hat (Fig. 1).

Fig. 1.

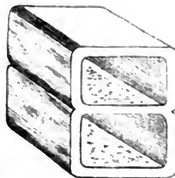


Die Höhlungen haben gewöhnlich einen Querschnitt von 22 zu 26 Millimeter (von 10 zu 12 Linien) und die vollen Theile oder Zungen eine Stärke von 9 bis 10 Millimeter (4 bis $4^1/_2$ Linien), so daß, wenn man auch die Seitenwände der Ziegel berücksichtigt, der Flächenraum der Höhlungen so ziemlich dem des massiven Theiles gleichkommt. Es wiegt daher der ganze Ziegel nur die Hälfte des gewöhnlichen Parisers Ziegels. Doch ist dies nicht der einzige Vortheil, den diese Ziegel gewähren. Hervorzuheben sind besonders noch die guten Dienste, die sie besonders da leisten, wo man über Feuchtigkeit zu klagen hat. Sie sind viel weniger zur Fortpflanzung der Feuchtigkeit geneigt als die soliden Ziegel. Ungeachtet ihrer Zwischenräume und Leichtigkeit sind sie doch sehr fest.

Alle diese Vortheile machte Borie schon 1849 geltend, aber die Jury wollte nicht darauf hören, da, wie sie sagte, dem neuen Fabricat noch die Sanction fehlte, welche die Zeit und die Erfahrung geben. Sie erkannte Borie nur eine ehrenvolle Erwähnung zu. Seitdem haben diese Ziegel in dem angegebenen Falle wesentliche Dienste geleistet und ebenso läßt sich nicht verkennen, daß sie für die auf Decken gesetzten Scheidewände, für die Ausfüllungen der eisernen Decken und im Allgemeinen bei allen Constructionen, die nicht bloße Ausfüllungen sind, sehr viele Vortheile gewähren.

Seitdem sind nun aber neben Borie auch andere Concurrenten aufgetreten, welche behaupten, mehr oder minder wichtige Verbesserungen seines Systems erfunden zu haben. Dahin gehört besonders die Ziegelei des Ritters Bouju, in welcher Ziegel hergestellt werden, wie sie in Fig. 2 dargestellt sind.

Fig. 2.



Sie unterscheiden sich von den vorigen in zwei wesentlichen Punkten, dadurch nämlich, daß die Höhlungen im Verhältniß zur vollen Masse größer und die Ecken abgerundet sind. Es ist allerdings richtig, daß die Größe der Höhlungen die Undurchdringlichkeit des Schalles vermehrt, während die Schwere des damit hergestellten Mauerwerkes vermindert wird; auch bieten die abgerundeten Ecken den Vortheil, daß man in den mit diesen Ziegeln hergestellten Wänden leichter Nägel einschlagen kann, doch ist auf der andern Seite auch zu berücksichtigen, daß man diese Vortheile nur auf Kosten der Solidität, die weniger groß ist, erreicht.

Ferner ist zu bemerken, daß die Scheidewände, die mit allen diesen Ziegeln hergestellt werden, den gemeinschaftlichen Nachtheil haben, daß sie theurer sind als alle

Constructionen, die man sonst in Paris zur Anwendung brachte. Das ist eine Folge der Patente, durch welche die Fabrikanten vor weiterer Concurrenz gesichert sind. Der theure Preis dieser Ziegel ist um so weniger zu rechtfertigen, als die Fabrication derselben im Vergleich zu der alten Weise wesentliche Vortheile bildet. Man spart bedeutend an Material, Arbeit und Brennmaterial und dann ist hier der Ausschuß bei Weitem geringer als bei den festen Ziegeln.

In England werden auch schon vielfach hohle Ziegel fabricirt, doch sind hier die durchgehenden Höhlungen rund. Auch bei uns sind dergleichen Ziegel bereits im Gebrauch und es ist keine Frage, daß derselbe in Folge der angegebenen Vortheile mit der Zeit immer allgemeiner werden wird, besonders da, wo man die Ziegel aus weitern Entfernungen beziehen muß und wo das Brennmaterial theuer ist.

Die hohlen Backsteine bestätigen die Wahrheit des alten Sprichwortes, welches besagt, daß der Fortschritt den Fortschritt herbeiführe, da sie, wie angeführt, ihren Ursprung der Einführung der eisernen Fußböden verdanken.

Neue Maschinen.

Das Vorurtheil, daß die Maschinen die Arbeiter brotlos machen, ist zum Glück längst überwunden. Statt wie sonst gegen die Maschinen zu Felde zu ziehen und sie zu zertrümmern, haben die Arbeiter sie als ihre Freunde erkannt. Nicht allein, daß die Maschinen dem Menschen die schwere und rohe Arbeit abnehmen und dadurch die Regsamkeit des Geistes, die sonst durch die Last der Arbeit sehr niedergedrückt wurde, fördern, sondern sie setzen auch den Arbeiter in den Stand, in einer gegebenen Zeit mehr Geld zu verdienen, als er es sonst mit seiner Hände Arbeit allein im Stande war. Statt der früher allgemein verbreiteten Abneigung gegen diese Gehilfen in der Arbeit bricht sich immer mehr das Verständniß Bahn, daß die Maschinen dem Arbeiter zum Segen gereichen. Einen neuen Ausdruck hat diese Ansicht in der Bewegung gefunden, die in den letzten Jahrzehnten in England begonnen hat, um eine Herabsetzung der Arbeitszeit herbeizuführen. Auch hier ist in vielen Fällen ein Erfolg erzielt worden.

Rastlos arbeitet der menschliche Geist, immer neue Maschinen zu erfinden, die dem Menschen die Arbeit erleichtern. Jeder Tag, möchte man sagen, läßt neue Gehilfen der Arbeit entstehen. Die Fortschritte auf diesem Gebiet haben nicht allein ein Interesse für den Fachmann, sondern sie besitzen auch eine so große allgemeine Bedeutung, daß sie Anspruch darauf machen dürfen, von jedem Menschen, der sich eben dem Menschlichen nicht entfremden mag, beachtet zu werden. Wir werden daher von Zeit zu Zeit die bemerkenswerthen Neuheiten auf diesem Gebiet sammeln und dem Leser im bunten Durcheinander, wie es eben die Fachzeitschriften darbieten, vorführen.

In England hat man eine Maschine construirt, durch welche die gewebten Waaren regelrecht zu Stücken zusammengelegt werden. Da die Länge einer jeden Lage bekannt ist, und ein Zeiger die Zahl der Lagen angibt, so wird hierbei zugleich auch die Länge des Stückes gemessen.

Großes Interesse erregen die von Nathan Thompson, einem Amerikaner, construirten Maschinen zum Bau von Schiffsboten. In London hat sich bereits eine Actiengesellschaft mit einem Capital von 200,000 Pfd. St. gebildet, um diese Erfindung auszubeuten. Die großartige Werkstätte dieser Gesellschaft, an deren Spitze Thompson steht, befindet sich zu East Greenwich in der Nähe von London am Themseufer. Hier sind 23 Maschinen aufgestellt und kann man mit Hilfe derselben täglich 25 Bote vollständig fertig liefern. Ein Bot für Linienschiffe wird in Zeit von $5^1/_2$ Stunden aus dem rohen Holze vollendet und kostet an Arbeitslohn sowie für Unterhaltung der Maschinen nur $1^3/_4$ bis 2 Pfd. St., während dieser Bau auf den gewöhnlichen Schiffswerften 8 bis 10 Tage in Anspruch nimmt und 12 bis 16 Pfd. St. kostet. Kleinere Schiffe, Yachten u. s. w. sollen hier gleichfalls gebaut werden. Die Vortheile dieser neuen Werkstätte für die Schifffahrt liegen auf der Hand. Nicht allein, daß die Kosten im Vergleich zu denen der Handarbeit bedeutend geringer sind, sondern die mit den Maschinen gebauten Bote sind auch weit stärker.

Neuerdings hat man in einem Steinbruche bei Marcoussis im Departement der Seine und Oise, der 1855 von der Stadt Paris gekauft worden ist und in welchem Steine zum Pflastern der Straßen gewonnen werden, eine Maschine mit ausgezeichnetem Erfolg in Thätigkeit gesetzt, da der stets steigenden Consumtion durch die gewöhnliche Betriebsmethode nicht mehr genügt werden konnte. Die Erdarbeiten, wodurch der Stein bloßgelegt wird, sowie das Absprengen der Felsblöcke wird nach wie vor durch Arbeiter verrichtet. Die Aufgabe der Maschine besteht darin die Felsblöcke in Pflastersteine von verschiedener Größe zu zertheilen und diese, sowie den Abraum aus der Grube fortzuschaffen. Die erste Arbeit wurde früher durch Keile und schwere Schlägel bewirkt und war für die Arbeiter sehr angreifend; die Pflastersteine wurden auf dem Rücken fortgetragen und dabei kamen häufig Unglücksfälle vor und außerdem war der Transport sehr kostspielig. Das Zertheilen der Felsblöcke wird durch einen 1200 Pfd. schweren Dampfhammer bewirkt; allerdings müssen die Steinbrecher die Keillöcher vorrichten und auch noch die letzte Hand an die Pflastersteine legen, um die Form nachzubessern. Der Transport der Steine und des Abraumes wird auf vier Eisenbahnen bewirkt. Durch eine Dampfmaschine von vier Pferdekräften wird der Dampfhammer in Thätigkeit gesetzt, wenn nöthig auf eine andere Stelle gerückt und die beladenen Wagen fortgeschafft. Nach dem alten System beliefen sich die Gestehungskosten für 50,000 Steine auf 11,200 Frc., jetzt erspart man 2000 Frc. daran, oder jährlich, da die Maschine 500,000 Steine liefert, 20,000 Frc. (5333 $^1/_3$ Thlr.). Die Maschine mit Allem, was dazu gehört, hat 40,000 Frc. gekostet, doch würde eine zweite bedeutend billiger zu stehen kommen und ebenso wird auch die Leistung derselben eine größere sein, sobald nur die Arbeiter besser eingeübt sind.

Auf der West-Ardsley-Steinkohlengrube bei Leeds besorgt eine Maschine den Abbau der Steinkohlen. Ob ein solcher durch Maschinen nützlich sei, ist von vielen Seiten bezweifelt worden und deshalb fand sich der Besitzer zu einem Vortrage auf der letzten Jahresversammlung des South-Wales-Institut zu Swansea veranlaßt. Durch die Maschine wird eine Schrämhaue (pick), die an einer verticalen Welle sitzt, in Bewegung gesetzt und zwar ahmt die Bewegung der Haue diejenige nach, welche ihr sonst der Häuer gibt. Das Werkzeug kann an der Welle in beliebiger Höhe zwischen der Firste und der Sohle gestellt werden, so daß also auch an jeder beliebigen Stelle des Flötzes geschrämt werden kann.

Das Schrämen (3 Fuß tief) wird in Absätzen bewirkt, das heißt die Maschine geht dreimal am Stoße hin, wobei sie erst 16 bis 18 Zoll, dann 10 bis 11 Zoll und zuletzt 8 bis 10 Zoll tief schrämt. In der Minute thut die Haue 60 Schläge und bei jedem Schlage rückt sie um 1 $^1/_2$ bis 2 Zoll vor. Ist das einmalige Schrämen vorbei, so wird die Maschine, die auf Rädern ruht, wieder an den ersten Ausgangspunkt zurückgeschafft und dazu sind zwei bis drei Minuten Zeit erforderlich. In jeder Minute wird ein laufender Fuß 3 Fuß tief geschrämt. Allerdings ist hier das Kohlenlager milde, das heißt nicht sehr fest, aber es enthält viel harten Kies, welcher die meißelförmige Schärfe des Gezähes angreift, so daß für jeden neuen Gang eine Auswechselung stattfinden muß. Diese nimmt nur wenige Minuten in Anspruch und ebenso betragen die Reparaturkosten des Gezähes etwa nur $^1/_8$ so viel als beim Handgezäh.

Die gesammte Maschinerie wiegt nur 14 englische Centner. Die Betriebskraft wird durch comprimirte Luft erzeugt. Die Entfernung der Triebmaschine von dem Abbau beträgt ungefähr 3000 Fuß und doch ist in vier Monaten — so lange war die Maschine im Betriebe — keine Reparatur oder Veränderung in der Röhrenleitung nothwendig geworden. Ueberhaupt ist die ganze Maschinerie sehr einfach, so daß sie nicht leicht in Unordnung geräth. Zur Bedienung der Maschine ist ein Mann und ein Junge erforderlich. Der Maschinist sitzt auf dem Wagen und beaufsichtigt und regulirt die Geschwindigkeit des Gezähes.

Mit den Leistungen der Maschine ist der Besitzer sehr zufrieden, ja sie übertrifft seine Erwartungen. In sechs Tagen zu acht Stunden Arbeitszeit incl. Stillständen hat sie 1854 Fuß des Kohlenflötzes 3 Fuß tief untersenkt, also 300 Fuß in jeder Schicht von acht Stunden. Die Kosten für Aufsicht der Maschine, Forträumen des Nachfalls und Wartung der Betriebsmaschine über Tage

betragen $1\frac{1}{2}$ Pence (1,25 Sgr.) per Tonne (20 engl. Centner) geförderte Kohle. Für Abnutzung der Maschine, Interessen und Amortisation kann man bei 500 Tonnen täglicher Production nur 1 Penny pro Tonne ansetzen. Die Maschine gewährt den Vortheil, daß der Gewinn an großer Kohle viel bedeutender ist als bei der Handarbeit. Daraus erwächst ein Gewinn von $2\frac{1}{2}$ Pence (wenig über 2 Sgr.) pro Tonne der geförderten Kohle. Wo die Kohle fester ist, muß dieser Gewinn größer sein. Er kann sich hier auf 7 Pence (5,8 Sgr.) pro Tonne belaufen.

Diese Maschine erregte unter den Sachverständigen eine sehr lebhafte Erörterung. Die Zahl der Gegner war überwiegend. Man versprach sich davon nur sehr wenig Nutzen, da das Schrämen nur einen sehr geringen Theil von der Arbeit des Kohlenbergmannes ausmacht. Man glaubte nur da einen Vortheil von der Maschine erwarten zu dürfen, wo die Gewinnungskosten sehr hoch seien. Nun ist aber sicher zu erwarten, daß mit der Zeit noch manche Verbesserung an dieser Maschine gemacht werden wird und dann ist noch in Anschlag zu bringen, daß die Maschine manche Vortheile in gesundheitlicher Hinsicht gewährt. Schon durch die Verminderung der Arbeiter und der Zahl der brennenden Lampen wird die Atmosphäre reiner und dann liefert die Maschine selbst ja eine große Menge reiner Luft in die Grube. Da die Luft unter einer Pressung von 50 Pfd. pro Quadratzoll eintritt, so wird dadurch die Entfernung der durch die gewöhnliche Ventilation nicht genügend beseitigten bösen Wetter, durch deren Anhäufung oft so großes Unglück in den Steinkohlengruben veranlaßt wird, wesentlich beschleunigt.

Nimmt man Alles in Allem, so ist wohl Aussicht vorhanden, daß sich die Maschinengewinnung beim Steinkohlenbergbau immer mehr einbürgern wird, zumal dadurch die Production bei plötzlich gesteigerter Nachfrage bedeutend verstärkt werden kann.

Auch für Arbeiten, die keine große Kraftanstrengung erfordern, kommen die Maschinen immer mehr in Aufnahme. So hat man zum Beispiel eine Maschine zum Entkernen der Kirschen construirt, deren Verwendung sich namentlich deshalb empfiehlt, weil oft wohl die Hände, die dieses Geschäft besorgen, nicht grade die reinlichsten sind. Die Maschine ist ungefähr folgendermaßen eingerichtet: Ein Schälchen aus Gußeisen grade von der Größe einer Kirsche hat im Boden ein Loch, durch welches ein Kern passiren kann. Man legt die Kirsche ein und drückt dann von oben ein Stäbchen, das mit Drücker und Feder versehen ist, rasch herab. Dadurch wird der Kern durch die Oeffnung hindurchgestoßen, während die Kirsche in ihrer gewöhnlichen Form an dem Stäbchen hängen bleibt. Durch die Feder wird das Stäbchen in die Höhe geschnellt, so daß man die kernlose Kirsche bequem fortnehmen kann. Setzt man andere Schalen ein, so kann man auch Pflaumen, Aprikosen u. s. w. auf diese Weise entkernen.

Selbst von der allerdings nicht schweren, aber einförmigen Arbeit des Drehens der Trommel beim Rösten des Kaffees ist der Mensch befreit worden. Man hat nämlich die Axe des gewöhnlichen Kaffeerösters mit einem Uhrwerk in Verbindung gebracht, welches, nachdem es aufgezogen ist, während des Brennens die Arbeit des Drehens verrichtet. Da das Drehen hier ein vollkommen gleichmäßiges ist, so wird auch ein viel gleichmäßigeres Rösten erzielt als beim Drehen mit der Hand und das ist für den Wohlgeschmack des beliebten Getränkes sehr wichtig. Nur eine Bedingung bleibt hier noch zu erfüllen: ein stets gleichmäßiges Feuer. Das ist aber bei unsern gewöhnlichen Anlagen sehr schwer zu erzielen, ungemein leicht aber, wenn man Leuchtgas anwendet. Hier hat man die Regulirung des Feuers so in seiner Gewalt, daß man jede beliebige Temperatur wochen-, ja selbst monatelang unterhalten kann, ohne daß sie auch nur um einen Grad schwankt.

Neues vom Büchertisch.

Schlotke, J., Schriftproben zum Gebrauche f. Architekten, Ingenieure etc. qu. gr. 4. In Couvert. Hamburg, C. Gassmann. 18 Sgr.

Katalog, illustrirter, der Londoner Industrie-Ausstellung v. 1862. 2. Bd. 7. u. 8. Lfg. gr. 4. Leipzig, F. A. Brockhaus' Sort. à $\frac{2}{3}$ Thlr.

Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde. 33. u. 34. Lfg. gr. 16. Berlin, Hasselberg'sche Verlagsb. à 4 Sgr.

Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit u. Gegenwart. 4. Aufl. 174. u. 175. Lfg. Lex.-8. Altenburg, H. A. Pierer. à $\frac{1}{6}$ Thlr.



Neuestes aus der Ferne.

J. Hector's Forschungen in der Südinsel von Neuseeland.

Die herrlichen Alpenregionen an der Westküste und im Innern der Südinsel von Neuseeland, vor wenigen Jahren noch ganz unbekannt und erst durch die Forschungen des österreichischen Geologen Julius Haast erschlossen, sind von Dr. James Hector in der Provinz Otago bereist, die Region der großen Alpenseen in dieser Provinz von James M'Kerrow vermessen worden. Hector's Expedition währte vom Januar bis März 1864. Von der Ostküste dem Waitaki oder Waitangifluß, dann dem Ahurire aufwärts folgend erreichte sie den Molyneuxfluß und den schönen Wanukasee.*) Von hier an war die Reise nur auf ganz leicht bepackten Pferden zu bewerkstelligen. Während sie dem Matukitukifluß aufwärts folgten, tauchten allmälig im Vordergrund die Eisspitzen des Mount Aspiring auf, eines schönen ganz steilen Bergkegels, der alle die hohen Bergketten der Umgegend überragt. Die Wälder stiegen hier bis zu einer Höhe von 2000 Fuß hinan, die Scenerie wurde äußerst malerisch durch verschiedene Cascaden, die oft mehrere hundert, in einem Fall sogar 1200 Fuß, von den steilen Wänden herabstürzten, so daß das Wasser sich als Regen in der Luft zerstreute, ehe es den Thalboden erreichte. Weiter vorwärts, inmitten einer Gruppe weißblühender Weidenbäume, tritt der Fluß aus einer tiefen Schlucht hervor, von deren Ausgang man einen überraschenden Blick auf die Gletscher erhielt, welche die Flanken des Mount Aspiring herabstiegen. Da hier die Pferde nicht vorwärts konnten, wurden sie an einem sichern Orte untergebracht, während die Reisegesellschaft ihre Excursion zu Fuße fortsetzte, — ein heißer Marsch über kolossale Steinblöcke, jeder Mann beladen mit 50 Pfund schwerem Gepäck, das später auf die Hälfte reducirt werden mußte. Endlich, nach Verlassen des Waldgürtels, der hier bis 3500 Fuß steigt, erreichte man die Quelle des Matukituki in zwei enormen Gletschern. Hier, an der Nordwestgrenze der Canterburyprovinz, wurde ein 5500 Fuß hoher Sattel erstiegen, von wo aus man unter sich einen etwa 500 Fuß mächtigen Gletscher überblickte, der nach Julius Haast benannt wurde; immense spitze Bergmassen begrenzten das vorliegende Thal. Der Abstieg war furchtbar steil und lebensgefährlich. Nach Ueberschreiten des Haastgletschers wurde der gleichnamige Fluß erreicht und durch zahlreiche dunkle Schluchten und Engpässe verfolgt. Auf einem Pik, der mit großer Mühe erklommen wurde, sah man im Westen in einer Entfernung von etwa 15 englischen Meilen die blaue See; zur linken Hand den Gletscher des Mount Richards, in welchem der Jacksonfluß entspringt. Die Reisenden versuchten ein weiteres Vordringen und entdeckten dabei sonderbare Fußspuren, welche man zuerst den Maories zuschrieb, welche aber Dr. Hector nach sorgfältiger Untersuchung als solche von großen ausgestorbenen oder äußerst seltenen Vögeln erkannte. Die Wälder in diesem Gebiet übersteigen an Großartigkeit alles vorher Gesehene; die

*) Zur Orientirung s. Stieler Handatlas. Blatt 50 a (neue Ausgabe).

Fuchsia bildete Bäume, deren Stamm drei Fuß im Durchmesser hielt. Der gewaltige Regen stellte einem Vordringen im Thal des Jackson unübersteigliche Hindernisse entgegen; acht englische Meilen von der See entfernt mußte die Rückkehr angetreten werden, die glücklich aber unter großen Anstrengungen ausgeführt wurde.

J. Haast über die fernere Erforschung der neuseeländischen Südinsel.

An die vorstehende Notiz knüpfen wir einige interessante Mittheilungen, welche der unermüdlich thätige J. Haast, Geolog der Provinz Canterbury,*) an Dr. A. Petermann gemacht hat. Unterm 10. Februar 1864 schrieb er, daß er in wenigen Tagen eine neue Reise antreten werde, um an den Quellen des Rangitata und des Ashburton nähere geologische Untersuchungen anzustellen, nach seiner Rückkehr im April aber an die Ausarbeitung eines größern Berichtes mit Karten und Profilen zu gehen beabsichtige, welcher dann etwa Ende dieses Jahres zur Publication gelangen würde. Auch sonst sollen die Aufnahmen der Provinz Canterbury mit Riesenschritten vorwärtsschreiten. Haast schreibt, daß außer den zahlreichen Feldmessern auf der östlichen Seite zwei starke Partien nach der Westküste gesendet worden sind, wovon die eine an der südlichen, die andere an der nördlichen Grenze der Provinz die Aufnahmen mit dem Theodoliten beginnt. Alle Flüsse werden bis zu ihren Gletscherquellen vermessen und alle Hauptspitzen der Gebirgskette noch ein Mal auf die Basislinie der Küste fixirt, so daß in wenigen Jahren, wenn Haast selbst die Quellen des Rakaia und des Waimakariri untersucht haben wird, die Karte der Provinz vollendet vorliegen wird. — Von großer Bedeutung für die Kunde Neuseelands verspricht die Weltausstellung zu werden, welche zu Anfang des nächsten Jahres in Dunedin stattfinden soll und zu welcher das Comitee eine Reihe von Schriften über die Geschichte, Meteorologie, Geologie, Flora, den Handel, die Statistik 2c. der ganzen Inselgruppe wie jeder einzelnen Provinz ausarbeiten läßt. Daß ein derartiges Unternehmen zuerst auf der Südinsel des neuen „Britanniens des Südens" aufgetaucht ist, beweist wieder, wie sehr diese mit ihren Goldlagern in Otago und Nelson, mit ihren herrlichen Weiden und fruchtbaren Aeckern die nördliche Insel neuerdings überflügelt hat. Auch die erste Eisenbahn Neuseelands ist auf der Südinsel, und zwar in der Provinz Canterbury angelegt. Die erste Strecke dieser Bahn, welche die Hauptstadt Christchurch mit der Hafenstadt Lyttelton verbinden soll, wurde am 1. December 1863 feierlich und unter großem Jubel der Bevölkerung eröffnet. Zur Vollendung des Ganzen wird jedoch noch längere Zeit erforderlich sein, da ein gewaltiger Tunnel, der Anfang Februar 1864 mit 1300 Yards oder 3900 engl. Fuß erst die Hälfte seiner Länge erreicht hatte, den Berggürtel im Rücken von Lyttelton durchbohren muß.

*) S. Illustr. Monatshefte Bd. XV, Seite 448.

Nachrichten von Du Chaillu.

Von diesem energischen jungen Forscher sind Briefe vom 18. und 19. October 1863, datirt Fernand Vaz in den Gabunländern, in der englischen geographischen Gesellschaft eingelaufen. Er hatte bei der Ueberfahrt einen Unfall gehabt; das Bot, das ihn trug, war umgestürzt, und der größte Theil seiner wissenschaftlichen Instrumente war verloren oder wenigstens unbrauchbar geworden. Letztere, eine goldene Uhr, ein Taschenchronometer und ein Sextant, hat er zur Reparatur nach England befördert und erwartet sie in Fernand Vaz, um seine Reiseroute diesmal mit größerer Genauigkeit aufzunehmen, und sich Verlegenheiten zu ersparen, die er nach seiner ersten Reise erfahren hat. Seinen Aufbruch in's Innere verschiebt er zum Ende der Regenzeit, also bis etwa Ende Mai. Bis dahin hat er sich ein großes Haus aus Bambusrohr gebaut, welches im Verhältniß zu seiner ersten Wohnung ein wahrer Palast scheint, obgleich die Baukosten noch nicht 25 Pfund Sterling betragen. Er schreibt: „Alle Aussichten für meine künftigen Forschungen sind günstig; die Wege stehen mir offen; ich bin von den Eingebornen herzlich empfangen worden, welche mich nie wieder zu sehen geglaubt hatten, da ich so lange von ihnen entfernt war. Ich habe mich, einen Fieberanfall abgerechnet, einer ziemlich beständigen Gesundheit zu erfreuen gehabt. Sobald mein Haus vollendet sein wird, gedenke ich, Photographien aufzunehmen, da solche das Interesse der geographischen Resultate meiner zukünftigen Reisen bedeutend erhöhen werden."

Weitere Reisende in Westafrika.

Der Marinelieutenant Mage, Adjutant des Gouverneurs des Senegal, Generals Faidherbe, hat eine Reise nach dem obern Niger angetreten, deren Hauptzweck die Anknüpfung eines geordneten Verkehrs mit Senegambien ist. Am 10. December 1863 war er zu Bafulabe am Zusammenfluß der beiden Arme des obern Senegal angekommen und wollte am 26. dieses Monats nach Bangassi, dem Hauptorte von Fuladugu, aufbrechen. Als erste Frucht dieser Expedition ist die Aufnahme der bisher nicht erforschten Strecke des Senegal zwischen Medine und Bafulabe, besonders zwischen ersterem Orte und den schönen Katarakten von Guïna, zu bezeichnen, auf welcher Strecke nicht weniger als ein Dutzend die Schiffahrt unterbrechender Wasserfälle gefunden wurden. Das Land von Guïna bis Bafulabe soll jetzt völlig verödet sein. — Von Jules Gerard, welcher von Sierra Leone aus nach dem oberen Niger vordringen wollte, wird berichtet, daß er in Dahomey gewesen sei, daß er aber wahrscheinlich nach dem Senegal gehen werde, um von da aus General Faidherbe's Project ausführen zu helfen. — Capitän Burton ist von einem Ausfluge auf dem Congo plötzlich zurückgerufen worden, um eine diplomatische Mission nach Dahomey zu übernehmen, von wo aus sein letzter Aufsatz im Athenäum unter'm 28. Januar dieses Jahres datirt ist.

Die wissenschaftliche Expedition der Franzosen nach Mexico.

Wenn irgend etwas die gewaltthätige Einmischung Napoleon's III. in die Angelegenheiten des mexikanischen Volkes in den Augen der civilisirten Welt zu mildern geeignet ist, so ist es der Plan einer großen wissenschaftlichen Expedition zur Erforschung der theilweise noch sehr ungenügend bekannten Gegenden des Landes, dessen Eroberung Frankreich so viele Opfer an Geld und Menschenleben gekostet hat. Nach dem vorläufigen Berichte des Unterrichtsministers Duruy soll diese Expedition ein Gegenstück zu der denkwürdigen Erforschung Egyptens unter Bonaparte bilden; „Ew. Majestät hat gewünscht, daß, was am Ufer des Nil durch den geschehen ist, der Napoleon I. werden sollte, sich in Mexico unter den Auspicien Napoleon's III. vollziehe; die vor 60 Jahren erlangten Resultate sind die Garantie für die der neuen Expedition vorbehaltenen." — In der Commission, welche mit der Ausarbeitung des genaueren Plans der Expedition betraut ist und welche namentlich die Aufgabe hat, geeignete, der Aufgabe vollständig gewachsene Persönlichkeiten zu erwählen, begegnen wir den Namen eines Boussingault, Maury, Marié-Davy, Vivien de Saint-Martin, Abbé Brasseur de Bourbourg u. a. Nach dem Vorbericht des Cultusministers soll die Erforschung nicht nur ganz Mexico, sondern auch noch die centralamerikanischen Staaten bis zum Golf von Darien umfassen. „In den südlichen und westlichen Provinzen von Mexico, heißt es dort, ist der Lauf der größten Flüsse noch in sehr unsicherer Weise eingezeichnet und man braucht sich nicht weit von den belebten Straßen zu entfernen, um unerwartete Entdeckungen zu machen. Unfern Perote, auf der großen Straße von Veracruz nach Mexico, zeigten die Karten vor vier oder fünf Jahren eine Lagune, wo de Saussure Hügel gefunden hat. Im Norden umschließen die Gegenden der Sierra Madre und Sierra Verde, im Süden Guatemala, Honduras und Darien weite Räume, die eben so unbekannt sind als das Innere von Afrika. Im Jahre 1855 entdeckte de Saussure einige Lieues von Perote eine ganze Stadt, die vor ihm Niemand (!? — auch nicht die Einwohner?) gekannt hatte. Ein amerikanischer Reisender, der vom Meer direct nach Mexiko auf einer Route ging, welche er sich selbst vorschrieb, stieß auf achtzehn bis zwanzig ansehnliche Monumente, die ganz in Vergessenheit gerathen waren. Gleiche Ueberraschungen bewahren die Einöden Mexico's für unsere Gelehrten." Angesichts ihrer großen Aufgabe dürfte indeß die Expedition mit den vom Minister Duruy geforderten 200,000 Franken (53,000 Thaler) kaum auskommen. Vielleicht, daß man auf den Säckel des neuen transatlantischen habsburgischen Kaiserreichs gerechnet hat.

Die Hebung der Nordküste des Golfs von Mexico.

Neuere Forschungen und Beobachtungen machen es immer wahrscheinlicher, daß der ganze von den Gewässern des Mexikanischen Meerbusens bespülte Küstenstrich von Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana und Texas in einer fortwährenden Erhebung begriffen ist. Zu den bereits bekannten

Untersuchungen des Naturforschers Agassiz, welcher diese Hebung für die Küste von Florida unumstößlich nachgewiesen hat, fügt jetzt Ad. Douai aus Hoboken eine Reihe von höchst interessanten Ausführungen über dieselbe Erscheinung in den mittleren und westlichen Theilen jenes Küstengebietes. So konnten noch im Jahre 1845 die ersten deutschen Auswanderungsschiffe in den Häfen der Matagordabai, jener langgestreckten lagunenartigen Einbuchtung nördlich von der Mündung des Rio grande del Norte, landen, während alle diese Häfen jetzt stark versandet sind. In den Hafen von Port Lavacca, an der nördlichsten Spitze der Matagordabai, konnten damals noch Schiffe von acht Fuß Tiefgang einlaufen, während jetzt kaum Wasser genug für Schiffe von vier bis fünf Fuß Tiefgang ist. Indianola, zehn Meilen südlicher, hat seinen Hafen, in welchem noch 1852 Dampfer von acht Fuß Tiefgang anlegen konnten, seitdem so versanden sehen, daß der größte Theil der Häuser vier Meilen weiter hinab (nach Powderhorn) hat geschafft werden müssen. Dasselbe soll von allen Häfen der texanischen Küste überhaupt gelten. Ein beträchtlicher Antheil an dieser Versandung ist allerdings der Bewegung des Meeres zuzuschreiben, dessen Wellenschlag auf lange Strecken hin an der Küste bis zu 50 Fuß hohe Dünen angewaschen hat, was bei der sehr allmäligen Vertiefung des Meeres — noch bis auf 100 Seemeilen Entfernung von der Küste wühlen heftige Stürme den Meeresgrund auf — sehr erklärlich ist. Gleichwohl deuten mehrfache Anzeichen darauf hin, daß auch eine plutonische Erhebung der Küsten in neuerer Zeit stattgefunden hat. Aus dem Umstande, daß das Ufer der Matagordabai nicht wie die Dünen der äußern Küste vorwiegend aus losem Flugsand, sondern hauptsächlich aus den Gehäusen von Schalthieren besteht, wie sie nur in brackischem Wasser leben und den Meeresgrund der Bai mit feinem Sande untermischt bedecken, läßt sich schließen, daß es vor nicht langer Zeit unter Wasser gestanden hat. Ferner sind an die Stelle der flachen Ufer an den Binnengewässern, wie sie Reiseberichte aus den dreißiger Jahren schildern, überall sechs bis zehn Fuß hohe Bänke getreten, welche vorwiegend aus Schalthierüberresten neueren Ursprungs zusammengesetzt sind. Durch die Annahme, daß die ganze nördliche Uferstrecke des Mexikanischen Meerbusens dieser Hebung theilhaftig sei, wird gleichzeitig auch die merkwürdige Gestaltung der Mississippimündungen erklärlich. Ad. Douai meint, daß die vom Mississippi mitgeführten Schlammmassen gewiß nicht beträchtlich größer als beim Nil oder Ganges, welche ebenfalls in Binnenmeere münden wie er, und die Wassermassen nicht größer als beim Maranhon und La Plata seien, Flüssen, welche sich allesammt mit Bildung von Deltas begnügen, während der Mississippi vielleicht der einzige Strom in der Welt sei, der seine Mündung jedes Jahr weiter hinaus in das Meer verlegte; nehme man aber ein Heraussteigen der Küste aus dem Meere an, so erkläre sich diese abnorme Dammbildung in's eigentliche Meer hinaus sehr leicht. Das Interesse, welches die hier kurz entwickelte Hypothese Douai's erregen muß, wird hoffentlich weitere Untersuchungen über den Gegenstand hervorrufen. Erledigt scheint uns die Sache noch keineswegs zu sein.

Rußland's Goldproduction im Jahre 1863.

Die im Jahre 1863 im russischen Reich von Privatpersonen, namentlich in Sibirien und dem Uralgebirge gewonnene Goldmenge beträgt 1248 Pud*) 38 Pfund 39 Sol. 42 Doll. Das im Ural von der Krone gewonnene Gold beträgt 109 Pud, 9 Pfd. 22 Sol. $36\frac{1}{2}$ Doll. Das in Ostsibirien gewonne Gold betrug im Jahre 1862 1021 Pud. 8 Pfd. 94 Sol. 3 Doll. Das in Ostsibirien gewonne Gold betrug im Jahre 1863 990 Pud 28 Pfd. 57 Sol. $82\frac{1}{2}$ Doll. Das in Westsibirien gewonnene Gold betrug im Jahre 1862 42 Pud 10 Pfd. 86 Sol. 28 Doll. Das in Westsibirien gewonnene Gold betrug im Jahre 1863 31 Pud 18 Pfd. 44 Sol. 82 Doll.

*) à 40 Pfund.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 94. Juli 1864.



Ewige Liebe.

Erzählung

von Melchior Meyr.

(Schluß.)

XII.

So war Hugo wieder in Ellerburg. Er hatte die alte Wohnung bezogen und trug selber Sorge dafür, daß sie die Einrichtung der frühern glücklichen Zeiten wieder erhielt. Als er damit fertig war, sah er umher, und hatte ein wunderbares Gefühl: in leisen Schauern so erregt, und doch zugleich so freundlich. Seltsam! Wo er sonst sich befand, auch wenn er sich glücklich fühlte, war er in der Fremde; — hier war er daheim! Das Stammgut seines Geschlechts hatte man zertrümmert und das Schloß in eine Fabrik umgewandelt; das Gut, das er von seinem Oheim geerbt, war durch diesen selber erst angekauft und bloß ökonomisch benutzt worden; — nur um Ellerburg floß ein Schein dichterischer Erinnerung, der dem Wohnsitz für ihn eine höhere Weihe gab. — Das Blut eines Abkömmlings der Familie rührte sich in ihm; der Gedanke stellte sich ihm dar, die Besitzung nicht nur vom Untergang zu retten, sondern wo möglich zum alten Glanz wieder herzustellen — und er gelobte sich dies heilig. Mit tiefer Genugthuung erhob er sich, und es war ihm fast zu Muthe, als ob er schon Herr der Burg wäre.

Der Gedanke an Helene, bei allem Leid, welches in ihm erregt wurde, hatte doch etwas unendlich Wohlthuendes. Eine feierliche Stimmung überkam ihn. War doch noch immer Hoffnung! Sollte bei einem so jungen Leben die Rettung nicht trotz allem noch möglich sein? Konnte nicht er selber durch Erhebung und Kräftigung ihrer Seele zur Genesung ihres Leibes beitragen? Er wollte an dieser Möglichkeit halten, liebend Alles thun, was er zu der Beglückung der Lieben vermochte, und die Freude ihres Umgangs haben, die ihm unter allen Umständen von allen die süßeste war! — —

Es kamen schöne Tage. Die Luft war mild, die Natur erschien in der ganzen Sanftheit des Spätsommers. Wenn die Sonne warm niederschien, war der Aufenthalt im Garten eine Freude, und manche Stunde wurde darin hingeträumt.

Helene befand sich leidlich. Sie konnte ohne Anstrengung reden und theilnehmend

folgen, wenn Hugo sprach. Nach den aufregenden Erklärungen am ersten Tag vermieden beide das Thema der persönlichen Beziehungen. Was traurig stimmen konnte, umging man und unterhielt sich über allgemeine Gegenstände. Der Gereiste erzählte von Italien und schilderte Gegenden und Kunstwerke so lebendig und farbenfrisch, daß Helene, selbstvergessen, mit Entzücken horchte. Oefters nahm das Gespräch eine religiöse, philosophische Wendung. Hugo theilte die Gedanken mit, die er in der Zeit der Trennung gewonnen hatte oder die ihm klarer geworden waren, und mußte auf's Neue bewundern, wie schnell Helene sie faßte und sich ihrer als eigener bediente. Wie er den Beruf hatte, gewisse Ideen auszusprechen, so schien sie dazu geboren, die ausgesprochenen zu empfangen und sich ihrer zu freuen.

Im Dorf und in der Umgegend knüpfte der Zurückgekehrte alte Verbindungen wieder an. Die Bauern in Ellerburg, bei denen sein Erscheinen viel Gerede und manches Kopfschütteln veranlaßt hatte, begannen ihn zu begreifen. Jener Alte, mit dem er auf der Wegreise noch gesprochen hatte, grüßte ihn beim ersten Wiedersehen erfreut und gratulirte ihm besonders theilnehmend zu seiner Erbschaft. Als Hugo ihm mittheilte, daß er im Schloß zu bleiben gedenke — nicht nur den Herbst, sondern auch den Winter über, — sah ihn der Mann an; seine Augen wurden feucht, und er sagte: „Sie sind eben ein braver Herr!"

Eines Nachmittags erschien Wildau mit Karl von Ellerburg. Als dieser des Freundes ansichtig wurde, erröthete er und warf einen scheuen Blick auf ihn. Hugo ging auf ihn zu, schüttelte seine Linke, und sprach seine Freude, ihn wiederzusehen, so warm und herzlich aus, daß die Verlegenheit aus den Zügen des Beschämten wich und seine Worte des Dankes den Klang gerührter Freundschaft hatten. Er konnte sich aber nicht enthalten, auf Hugo zu sehen, wie man auf einen Höherstehenden sieht.

Die drei Männer beriethen sich über die Führung des Hauswesens und der Oekonomie. Man beschloß, dem Vater auch weiterhin die Meinung zu lassen, als ob er der Herr wäre, und vertraute dabei dem neuen Verwalter, der von der Kunst, seine Befehle einzuholen und doch nur das Zweckmäßige zu thun, schon Proben abgelegt hatte. Man hielt es für das beste Mittel, den Geist des Schwachgewordenen vor gänzlichem Versinken zu bewahren und ihn soviel als möglich der Familie zu erhalten.

Als Hugo den Beiden eröffnete, daß er in der Besitzung verweilen wolle, um sie nach und nach durch Wiedererwerbung des Verkauften in den alten Stand zurückzuführen, stieß Karl einen Schrei der Ueberraschung aus. „Ist's möglich?" rief er; und während er Hugo's Hand ergriff, kamen ihm Thränen in die Augen. Dieser erwiederte: „Mein Entschluß, lieber Karl, ist ganz natürlich. Der Aufenthalt in Ellerburg ist mir der liebste: ich sorge recht eigentlich nur für mich, wenn ich für Euch sorge. Die Besitzung ist mir seit lange an's Herz gewachsen. Ich will sie wiedersehen, wie sie gewesen ist — und Ihr müßt Euch schon darein ergeben!"

Karl zuckte die Achseln und versetzte mit dem Humor des Ueberwundenen: „So beschäme mich eben weiter! — Es geht in Einem hin!" —

Man rief den Verwalter herbei. Als dieser, dessen ehrliche Miene nicht ohne einen angenehmen Zug von Schlauheit war, von dem Plan eines Rückkaufes der veräußerten Güter hörte, glänzte er vor Vergnügen. „Ei," rief er, „das wäre schön, — und mir besonders lieb! Es gibt mir immer einen Stich in's Herz, wenn ich die Aecker und die Wiesen und die herrlichen Wälder sehe, die dem Herrn gehört haben und nun an Hans und Peter gekommen sind! — Aber — ob wir sie wiederkriegen?"

Hugo versetzte: „Wenn wir sie bezahlen, daß die Leute einen mäßigen Gewinn haben?" —

Der Verwalter schüttelte den Kopf. „Lassen Sie mich machen," sagte er dann; „aber von Ihrem Wunsch und wie sehr Ihnen die Sache am Herzen liegt, dürfen Sie nicht das Geringste sagen! — Wenn die Leute hören, wie gern wir die Grundstücke wieder hätten, dann wissen sie nicht, was sie verlangen sollen!"

Hugo meinte: es sei doch eine gute Art Volks!

„O ja," versetzte jener mit Laune. „Gut sind sie schon; aber bei aller Gutheit: je mehr sie kriegen, je lieber ist's ihnen!"

Wildau lächelte mit dem Blick eines Kenners.

„Was wollen Sie, Herr Baron?" setzte

der Verwalter hinzu. „Wer sich gewöhnlich so plagen muß, um nur wenig Geld zu erwerben, den reizt es eben gar zu sehr, einmal auf leichte Weise einen tüchtigen Schnitt zu machen — und er nimmt, was er bekommt!"

Hugo fand das begreiflich, und man kam überein, dem schon Erprobten auch hierin freie Hand zu lassen. Er verbürgte sich, die Güter nach und nach, mit einem mäßigen Zusatz zum Verkaufspreis, wieder zu erobern.

Während die Freunde noch beisammen waren, kam der Arzt, der Helene behandelte, — ein ruhig blickender Mann in den Fünfzigen. Er freute sich zu hören, daß die Besserung fortdauere.

„Haben wir Hoffnung?" fragte Karl mit dem dringenden Wunsch, eine gute Antwort zu hören.

„So lange das Leben mit uns ist," erwiederte der Arzt, „kämpfen wir, und so lange wir kämpfen, können wir siegen."

„Aber ist die Heilung wahrscheinlich?" fuhr Jener fort.

„Erlauben Sie mir," versetzte der Mann, „daß ich vor Allem die Kranke sehe!"

Er ging. Nach einer Weile kam er wieder.

„Sie gefällt mir heute besser," antwortete er den Fragenden. „Ihre Seele ist heiter; und was diese stärkt, das kommt auch dem Leib zu Gute. Wie weit? Das können wir freilich nicht sagen!"

„Ich meine gehört zu haben," begann Wildau, „daß bei Leiden dieser Art der bloße Vorsatz, leben zu wollen, schon zur Heilung geführt hat!"

„Unter Umständen — wenn die Krankheit noch nicht zu weit gekommen ist," versetzte der Arzt, „kann's auch sein. — Meine Herren," fuhr er fort, als er Karl wieder zu einer Frage bereit sah, — „thun wir das Unsere und hoffen wir! Sie, Herr von Lichtenfels, sind mein Gehilfe! Unterhalten Sie das Fräulein durch Gespräche über ihre Lieblingsgegenstände! Führen Sie ihren Geist in heitere Regionen, indem Sie alles Aufregende, Betrübende vermeiden. Sie besitzt ein leidenschaftliches Herz, und hat sich schon viel geschadet durch die Heftigkeit, womit sie sich selbst verklagte. Erfreuen Sie, begütigen Sie! Das Uebrige nehm' ich auf mich; — und vielleicht gelingt es uns doch, das schöne Leben der Welt zu erhalten!" —

Ein paar Tage darauf, als Hugo mit Helene allein in der Laube saß, wollte er nach der Anweisung des Arztes verfahren und begann: „Ich sehe nicht ein, warum ich vor Dir geheim halten sollte, was ich mit Karl und dem Oberförster ausgemacht habe. — Ich will nach und nach die Felder und Wälder, die von den Beiden veräußert worden sind, wieder ankaufen. Ellerburg soll wieder ganz werden."

„Wie schön!" rief Helene erfreut. — „Aber," setzte sie nach einem Moment hinzu, „wem soll es dann gehören?"

„Welche Frage!" erwiederte Hugo. „Das Gut ist Euer; — und ich habe meine Capitalien darauf stehen!"

Helene sah ihn an — und nickte begreifend.

„Alles," fuhr Hugo fort, „muß wieder in den vorigen Stand kommen! — Alles ohne Ausnahme!"

Das Mädchen sah für sich hin. Eine Röthe flog über ihre Wangen, ihr Busen bewegte sich und sie sagte: „Es ist unmöglich! Hin ist hin, lieber Hugo!"

„Alles ist möglich, wenn man will," versetzte dieser nachdrücklich.

Helene schüttelte den Kopf, schwieg und versank in Nachdenken. Dann sagte sie: „Worin, Hugo, liegt doch nur der Grund, daß wir anders denken und anders handeln? Daß wir das Gute verehren und preisen und vom Bösen uns gewinnen lassen? — Warum lieben wir nicht die Tugend über Alles, da sie doch über Alles liebenswürdig ist?"

Diese Fragen waren in einem Ton gesprochen, dessen äußerliche Ruhe schmerzliches Gefühl durchklingen ließ; Hugo war in Verlegenheit, wie er darauf antworten sollte. Endlich sagte er:

„Weil wir Sinn haben für Beides, liebe Helene, für das Gute und für das Böse; — weil wir Sinn für Beides haben müssen!"

„Das erklärt nur das Schwanken zwischen Gutem und Bösem," erwiederte sie, „nicht die gewöhnliche Entscheidung für das Letztere! — Warum fallen wir in der Regel diesem zu?"

Hugo zuckte die Achsel. „Weil wir Menschen sind, und Schwachheit unser Erbtheil ist."

„Du bist sehr freundlich, daß Du sagst: wir!" versetzte das Mädchen. „Aber Du

hast es nicht gewählt, sondern ich! Und wenn ich auch zuweilen darüber staune, ich weiß doch noch recht gut, warum ich's gethan habe!"

Hugo, der das Gespräch eine so ganz andere Wendung nehmen sah, als er sie ihm hatte geben wollen, konnte ein Zeichen von Ungeduld nicht unterdrücken. „Du hast damals Deine Wahl getroffen," entgegnete er, „weil Du den Wünschen der Deinen nicht widerstehen wolltest!"

„Oh," rief das Mädchen, „da bist Du sehr im Irrthum! Das war ein Grund, um mich selber damit zu täuschen, und ich hab' ihn auch wirklich dazu gebraucht. Er that mir vortreffliche Dienste! Aber jetzt gilt die Wahrheit, und sie sei gesagt! — Eh' ich diese Wünsche kannte, war ich schon entschieden!"

„Du thust Dir selber Unrecht!" rief Hugo mit unwillkürlicher Heftigkeit.

„Das nicht," erwiederte Helene. „Du aber willst mich entschuldigen — und ich will nicht entschuldigt sein! Ich will mich nicht belügen — und mich nicht für besser halten lassen, als ich bin!"

„Laß das Vergangene vergangen sein!" entgegnete Hugo mit einem Klang des Unmuthes in seiner Stimme. „Rege Dich nicht auf! — Durch diese Selbstanklagen richtest Du Dich zu Grunde!"

„Im Gegentheil!" rief sie. „Die Beichte meiner Schuld, wenn ich sie Dir ablege, wird mich eben beruhigen! — Höre sie, Hugo! Der Moment ist gekommen! Und wenn Du Alles vernommen hast — sprich mein Urtheil!"

Hugo blickte zweifelnd, besorgt. Dann versetzte er: „Nun — in Gottes Namen!"

„Laß mich zuerst von Dir reden," begann das Mädchen. „Du hattest bei allen Deinen Tugenden einen Fehler, den Du noch immer hast und den wir Frauen nicht ertragen können: Du bist zu gut — bist namentlich gegen mich zu gut gewesen! Siehst Du, gegen so einen fühlen wir alsbald unsere Macht, werden übermüthig — und sehen auf ihn herab, zu dem wir hinaufsehen sollten!"

Hugo nickte unwillkürlich.

„Der Gute ist aufrichtig," fuhr sie fort, „und gibt sich ganz wie er ist. Wir lernen ihn so kennen, und er ist uns klar. Wir wissen, daß er sich gleich bleiben wird, und wir empfinden keine Furcht vor ihm. Was wir aber nicht fürchten, das schätzen wir nicht."

Hugo sah sie an. „So sind die Frauen?" rief er.

„Die Töchter Eva's, ja," erwiederte Helene. „Die Frauen, wenn sie sich selber folgen; — die meisten Frauen!"

Hugo hatte eine Entgegnung auf der Zunge; aber er unterdrückte sie.

„Der Andere," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „ist ein Räthsel. Er beschäftigt uns, lockt uns an, zieht unser ganzes Interesse auf sich. Er sucht uns und entzieht sich uns, wir suchen ihn, um ihn zu halten. Wir sind seiner nie sicher; die Unzuverlässigkeit, bei der Alles möglich ist, ängstigt, beleidigt uns — und unwiderstehlich reizt uns der Gedanke: ihn gefangen zu unsern Füßen zu sehen!"

Hugo schwieg. „Ich begreif' es," versetzte er dann mit einem Tone zugleich des Mitleids und der Trauer. „Eine eures Geschlechts hat es ausgesprochen: On n'est séduit que par ce qui trompe!"

„Sie hat es gewußt," erwiederte Helene. — „Die Wildheit," fuhr sie nach kurzem Innehalten fort, „die wir hinter den eleganten Formen vermuthen, verletzt und bestrickt uns. Die Selbstsucht, die wir ahnen, übt auf unsere Phantasie eine magische Wirkung. Das Weib sucht den Mann; in dem rücksichtslosen Stolz, dem unergründlichen Willen erblickt sie ihn, und fühlt nun, ihm sich hinzugeben, ein unendliches Verlangen, indem sie hofft, mit den Künsten des Weibes den Herrn zu meistern."

„Natürlich," sagte Hugo. „Höchst natürlich!"

„Er ist leichtsinnig, frevelhaft: welch ein Reiz und welch ein Triumph, ihn zu bekehren! — Der Gute ist fertig; — was gäbe es bei ihm noch zu thun? Aber den Andern können wir erheben, bilden — retten!"

„Und dieses gute Werk," versetzte Hugo, „darf natürlich nicht ungethan bleiben!"

„Freilich nicht," erwiederte Helene mit schmerzlichem Verziehen des Mundes. — „Um es kurz zu sagen. Der Treue gehört uns, um ihn brauchen wir uns nicht erst zu bemühen; der Unzuverlässige will uns entgehen, ihn müssen wir haben und ihm laufen wir nach. — Schimpflich — aber, leider, die Wahrheit!"

„Arme Weiber!" rief Hugo mitleidig

und nicht ohne einen Hauch von Geringschätzung. — „Und dann habt ihr, was ihr gewollt habt?“

„Allerdings,“ erwiederte sie bitter. — „Ich hab' aber noch nicht Alles gesagt. Die Natur und das Glück gefallen sich oft darin, einem Innern, das uns verlockt, das Aeußere zu geben, welches den Zauber vollständig macht. Es ist ein unglaublicher Reiz in der überlegenen Leichtigkeit, in der zierlichen Gewandtheit eines Verführers! Die geheuchelte Verehrung, wenn sie mit Feuer geheuchelt wird, schmeichelt uns viel mehr, als die offene und ehrliche des Treuen, die sich ja von selber versteht! Und zuletzt — Alles, was der Dämon ist und thut, hat den Reiz des Verbotenen! — Wir fühlen gar wohl: ihm ist nicht zu trauen, — er kann die sich Hingebende in's Verderben stürzen! Aber eben das berückt uns. Wir wollen etwas unternehmen — wagen! „Sein oder Nichtsein!“ ruft es in uns. Das Herz klopft in unwiderstehlichem Verlangen, — und wir sind verloren!“

„Verloren!“ wiederholte Hugo im Anschauen der unvermeidlichen tragischen Folgen.

„O,“ rief das Mädchen erschüttert, „welch ein Abgrund liegt im Menschenherzen! Man kann das Gute lieben und verehren, von dem Bösen sich abgestoßen fühlen und über einen Erfolg des Guten sich freuen in Wahrheit, mit gerührtem Sinn! Und hinter all dieser Liebe und Rührung steht doch ein Wille, der sich vorbehält, zu thun was ihm gefällt! Ein unergründliches Verlangen der bethörten Seele: nach der Huldigung, die man dem Guten erwiesen hat, nun auch für den Bösen etwas zu thun, der im Grunde nicht so böse ist, wie man ihn macht, und sich selbst zu belohnen, indem man zu guter Letzt sich ihm an den Hals wirft!“

Hugo, die Erregte betrachtend, schüttelte zu diesen Worten den Kopf wie zu einer leidenschaftlichen Uebertreibung. Helene, ohne darauf zu achten, fuhr mit wehmüthiger Bitterkeit fort: „Nachdem es nun so steht, kommt endlich ein Vater und sagt: Du würdest mir Freude machen, wenn Du Jenen wähltest! Es kommt ein Bruder, der diese Zumuthung dringender, heftiger stellt. Das Weib widersetzt sich. „Wie! ich soll dem Edeln, der mir vertraut, die Treue brechen? Ich soll ihn unglücklich machen? Niemals! Alle eure Mühe ist vergebens!“ Und während sie dies sagt, ist sie schon entschlossen, dem nächsten Andringen sich zu fügen!“

Hugo wendete sich gegen sie mit dem Ausdruck des Unwillens. „Du verläumdest Dich!“ rief er. „Wenn Andere in ihren Erzählungen sich verschönern, Du verhäßlichst Dich! Es ist die Fiction der Selbstquälerei!“

„Es ist die Wahrheit, wie sie dem unbestochenen Gewissen sich darstellt,“ entgegnete sie mit Ruhe. „Ich habe Zeit genug gehabt, das alles zu erkennen und mir vorzuhalten. Wenn ich mich, so lang ich im Glück zu sein glaubte, selber täuschte und den Einreden meines Bewußtseins die Ausrede entgegensetzte, mich der Familie geopfert zu haben — das Unglück hat mir die Augen geöffnet. Ich sah mich nun wie ich war — sah mit schrecklicher Klarheit die wirklichen Beweggründe meines Entschlusses — schauderte und schämte mich, wand und krümmte mich, und, ich kann Gott zum Zeugen aufrufen, — das einzige Glück, das ich noch hatte, fand ich in dem Gedanken, Strafe zu leiden! — Ja, das Unglück war mir ein Segen,“ rief sie mit feierlichem Ausdruck, „und immer soll es mir gesegnet sein! Das Unglück ist mein einziger Trost — mög' es mir bleiben bis an mein Ende!“

Sie schwieg erschüttert. Hugo, im Innersten ergriffen, — die Schuld der Geliebten erkennend, aber durch ihr unendliches Gefühl derselben im Tiefsten versöhnt, mit hervorbrechender Freude über den Sieg der Tugend und des Geistes, umfing sie liebevoll. „Nein,“ rief er, „nicht zum Ende! Das Unglück, das so begriffen, so getragen, so benützt ist, muß zum Glück führen, um dann für immer zu verschwinden!“

„Und hat es mich denn zum höchsten Glück nicht schon geführt?“ erwiederte sie, indem ein Licht inniger Liebe in ihrem Gesicht aufging. „Der böse Zauber ist in Folge seines Schlages gewichen, ich habe den selbstsüchtigen Frevel in seiner Häßlichkeit, den Willen des Guten in seiner wundervollen Schönheit erblickt. — Ich habe,“ fuhr sie mit gerührtem, zärtlichem Blick fort, „Dich erkennen und schätzen gelernt! — Wenn ich Dir unrecht gethan habe, lieber Freund, wenn ich mit Dir gespielt und Dich verrathen habe — ich hab' es Dir auch wieder hereingebracht! Die Anschauung der entlarvten Gemeinheit, die Erkenntniß meiner Verblendung und meines

Unwerths, führte mich zur Anschauung des Adels und der Schönheit Deiner Seele! Wenn das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit sich enthüllt hat, dann kommt die Zeit für die Tugend; wir erhalten das Organ für ihre Lieblichkeit, ihren unerschöpflichen Reiz wieder! — Der Dämon, das Böse berückt uns, weil es unergründlich erscheint und in ewiger Furcht und Hoffnung die Phantasie beschäftigt. Aber das ist ein Irrthum! Das Böse ist nicht unergründlich, denn es kommt auf und liegt nun kläglich in seinen dürftigen Grenzen vor uns. Das Gute ist allein unergründlich! — ein Quell, der ewig fließt und der, je mehr wir aus ihm schöpfen, nur um so reizvoller und labender wird! O wie hab' ich das erkannt, und welche Stiche gab mir die Erinnerung an meine Blindheit, meine klägliche Schwäche! Was mir als Schwäche an Dir erschienen war, sah ich als Stärke; was ich geringgeachtet hatte, mußte ich im Staube bewundern! In tiefster Einsamkeit wurde ich roth über und über und Flammen wälzten sich durch mein Herz, wenn ich daran gedachte, daß ich Dich auch nach aufrichtiger Bewunderung Deines Geistes und Charakters doch mit aller Seichtheit einer eiteln Seele belächelt hatte, wie man ein Kind belächelt, weil Du mich liebtest und in der Liebe Dir nicht gütig genug sein konntest gegen mich! Aber die Pein, die ich dabei erduldet, erschloß mir die süßeste Freude. Dein Wesen lag vor mir in unendlicher Schönheit! Ich liebte Dich, liebte Dich in den tiefsten Tiefen meiner Seele; — und nachdem ich so viel Herzeleid erduldet hatte, durfte ich Dich lieben! Ich lebte mein früheres Leben mit Dir wieder durch, hörte wieder, was Du mir gesagt hattest, und nun erst verstand ich's! — Du bist ein guter Lehrer gewesen und hast mich die Wahrheit so klar sehen lassen als möglich; aber das Unglück hat's doch noch besser gekonnt! Dir mochte ich mich noch verschließen, aber gegen die Argumente des Leides half kein Widerstreben! — Nachdem ich mich genug gepeinigt hatte, ergab ich mich dem Glücksgefühl der Liebe. Du warst fern von mir, Du erfuhrst nichts davon; und so war's meiner Seele recht, denn diese Strafe wollte ich haben. Aber in andern Momenten sehnte ich mich doch wieder unendlich, Dich wiederzusehen, und schmachtete nach Deiner Vergebung. Denke Dir nun, wie mir's war, als Du wiederkehrtest, — als Du Deine Güte so weit triebst mir zu sagen, daß Du mich noch liebtest!"

Sie schwieg. Die Thränen, die ihr bei den letzten Worten in's Auge gedrungen waren, flossen die Wangen herab. Hugo, gerührt und unendlich erfreut, umschloß die zarte Gestalt, preßte sie an's Herz und küßte die schöne Stirn, indem auch seine Augen sich trübten. „Warum sollte ich Dich nicht lieben?" rief er aus. „Gibt es denn ein süßeres und liebenswertheres Wesen? Für mich nicht in der ganzen weiten Welt!"

Helene, seine Hand drückend, erwiederte: „O Du bist gut, immer wieder, unversieglich!" Und vom Geiste bewegt, im Fluß des Geistes fuhr sie fort: „Ja, schön ist nur die Güte, die stete, gleiche Güte, — sie allein macht den Menschen gottähnlich! Der heuchelnde Böse ist ein Räthsel und hat den Reiz des Räthsels; aber wenn die Maske fällt, ist er schal wie ein aufgelöstes Räthsel. Sobald wir den Bösen erkennen, ist er vernichtet; wenn aber der Gute erkannt wird, fängt er erst an zu leben und erhöht sich in Glorie. Wie ist es nur möglich, daß der Böse uns ködert und der Gute schwach erscheint und unmännlich? O kläglicher Stumpfsinn des Weibes! Schreckliche Täuschung des weltlichen Scheines! Der Sinn fehlt uns für den Geist und die Güte! Während wir den Guten für arm ansehen und mit den Spöttern spotten, sind wir selber arm, armselig und kindisch eitel! Und dennoch — wie sicher fühlen wir uns dabei! Ist der Trug dieses Gefühls enthüllt, dann begreifen wir es nicht; aber doch ist der Blitzstrahl des Geschick's nöthig gewesen, um uns die Augen zu öffnen, und hätte er nicht eingeschlagen in die Seele, wir wären im Trug durch's Leben gewandelt!"

Hugo, in dem Unglück der Geliebten seinen und im höhern Verstande auch ihren Gewinn erkennend, schwieg mit tiefem Ernst; sie, indem sie zu ihm sich wendete, fuhr fort:

„Glaube mir, lieber Freund, es ist nicht ein Erzeugniß der Aufwallung, wenn ich sage: ich preise das Leid, das mir widerfahren ist! Nein; — ich zittere bei dem Gedanken, daß es mir nicht widerfahren sein könnte! — Doch, was brauch' ich

weiter zu sagen?" fügte sie liebevoll hinzu. „Ohne mein Unglück, wo wäre das Glück, Dich bei mir zu sehen? Dich mit so wunderbarer, unendlich rührender Liebe bei mir zu sehen?"

„Gute Helene!" rief Hugo mit feuchten, strahlenden Augen.

„Die Schrift sagt: wen der Herr lieb hat, den züchtigt er! — Dank sei ihm! Auch mich hat er lieb gehabt, denn er hat mich gezüchtigt — und durch Züchtigung gerettet! Ich habe Ursache, die Ruthe zu küssen, die mich geschlagen hat, und ich thu' es!" Sie schwieg; dann, mit einem eignen wehmüthigen Lächeln, fuhr sie fort: „Schöner wär's freilich gewesen, wenn ich die Strafe nicht nöthig gehabt hätte! Ich vermuthe sogar, daß Gott, wenn er den lieb hat, den er züchtigt, den andern, den er nicht züchtigen muß, um ihn zu retten, am liebsten hat von Allen und ihn immer am liebsten haben wird!"

Hugo lächelte mit Güte. „Das ist ein schweres Problem!" entgegnete er. „Halten wir fest an dem, was wir haben!"

„Wohl," versetzte sie. „Meiner Schwäche und Blindheit war die Strafe nöthig; und nun will ich eben diesen Weg lieben und mich seiner freuen! Ich will nicht klagen, will nicht jammern darüber, daß ich das Leben werde lassen müssen in so jungen Jahren — es wäre ein Rückfall in die frühere Seichtheit! Der ewige Gewinn allein ist mein Ziel! Die Strafe, ich fühl' es, sichert mir ihn, wenn ich sie dankbar dulde bis zu Ende, und ich werde sie dulden! — Daneben," setzte sie hinzu, indem sie mit zärtlichem Blick Hugo's Hand ergriff, „will ich Dein sein, so lang ich noch auf dieser Erde wandle!"

„Mein," rief Hugo, „bist Du nicht für die Zeit der Erde, mein bist Du auf ewig!"

Er nahm sie in seine Arme und küßte sie mit dem Feuer der innigsten Liebe; sie erwiederte den Kuß, und nie fühlten zwei Liebende sich glücklicher als sie, die Unglücklichen!

XIII.

Einige Regentage kamen und gingen, die Natur stellte sich wieder mit schöner Witterung ein. Der Garten duftete neubelebt. Der Zustand angehender Verwilderung, in welchem er sich befand, schadete ihm nicht, sondern gab ihm einen Reiz mehr. Verfall der Kunst, der ein ungehemmteres Hervortreten der Natur zur Folge hat, macht in der Regel einen poetischen Eindruck, wenn auch einen melancholisch poetischen. Ist ein Park, der von der Gemessenheit der Cultur sich wieder dem ursprünglich Regellosen zugeneigt hat, waldähnlicher geworden, so träumt sich's nur um so freier und heimlicher in ihm. Das Rauschen der Wipfel klingt wilder und romantischer. Man glaubt den Menschen ferner zu sein, und hat ein schöneres Gefühl sicherer Einsamkeit.

Der Stimmung unserer Liebenden kam der Garten eben so am freundlichsten entgegen. Die Verschönerung nach den Regentagen hätte die Sonne übernommen. Sie trocknete, was man trocken wünscht, gab der Luft eine wohlthuende Wärme und vergoldete das Grün des Unkrautes wie des Krautes. Wo diese Pflegerin das Ihre thut, da kann menschliche Sorgfalt mangeln und die Erde wird sich doch erfreulich ausnehmen.

Eines Morgens waren die Beiden in den Laubgängen umhergewandelt. Die wenn auch langsame Bewegung und herzliche Wechselreden hatten die Wangen des Mädchens gefärbt, und Hugo, dem sie nicht nur schöner, sondern auch frischer, genesungverheißender erschien, sah sie mit einem so glückseligen Glanz des Auges an, daß es ihr auffallen mußte. Sie erröthete aus Freude und rief unwillkürlich: „Guter Hugo! Du liebst mich! — liebst mich wirklich!"

„Ist das etwas Neues?" versetzte er lächelnd.

„Du hast es mir zwar schon gesagt," erwiederte sie, „aber ich muß doch immer wieder darüber staunen! — Du bist ja glücklich!" fügte sie, selber glücklich, hinzu.

„Allerdings," bestätigte er; „und ich finde das höchst natürlich!"

„Ach!" rief sie mit einem Seufzer der Genugthuung.

„Was willst Du?" fuhr er heiter fort. „Du hast mir's eben angethan: ich kann nicht mehr von Dir loskommen!"

„Hast Du das schon einmal versucht?" fragte sie.

„Ich werde mich wohl hüten!" entgegnete er. — „Bei Dir zu sein, ist mein Leben, die einzige Freude meines Daseins!"

Helene lächelte bewegt. „Aber," erwiederte sie nach einem Moment und hielt inne, als ob die Entgegnung nicht über die Lippen wollte. Dann sagte sie: „Du bleibst Dir eben gleich, Hugo. Du liebst — wo Mancher nicht mehr lieben würde!"

„Zu seiner Unehre!" versetzte Hugo. „Ich liebe mit hellstem Verstand, und bin mir bewußt, eben das Liebenswürdigste zu lieben!"

„Weil Du es so haben willst!" entgegnete Helene.

Hugo schüttelte den Kopf. „Liebste," sagte er, „was liebt die Liebe denn Anderes, als die Seele? Auch wer die äußere Schönheit liebt, liebt unbewußt eben die Seele, denn die Schönheit ist der Ausdruck der Seele. Wer aber die Seele nicht meint, der liebt nicht!"

„Indessen," versetzte Helene, und stockte wieder, indem ein wehmüthiges Lächeln für sie sprach.

„Die Seele," fuhr Hugo sie begreifend fort, „ist ewig, und wenn sie schön und liebenswürdig ist, so ist sie's ewig. Wer aber, der seinen Verstand beisammen hat, wird das Vergängliche lieben und nicht vielmehr das Ewige? Wer wird das Schöne lieben, das häßlich werden und ganz vergehen kann, wenn er das Schöne sieht, das ewig schön bleibt?"

„Ganz wohl," versetzte das Mädchen. „Aber für dieses Leben wünscht man sich doch auch Gesundheit des Leibes, Kraft und Lust des Daseins!"

„Große Güter!" entgegnete Hugo; — „ich will sie nicht verkleinern. Doch weicht endlich die ausdauerndste Kraft und Schönheit des Leibes dem Alter und dem Tode. Wer ihr vertraut hat, findet sich getäuscht und muß verzagen, während Jener, der auf das Wesentliche baut, in ihm Ersatz für Alles findet — Ersatz für alles Unwesentliche, das der Zeit zum Raube fällt!"

Helene erwiederte mit einem unwillkürlichen Blick des Dankes.

„Die Seele," fuhr Hugo fort, „muß erscheinen, schön erscheinen. Aber wenn sie erschienen ist und volle, ganze Liebe entflammt hat, dann ist der Zweck der Erscheinung erreicht. Denn die Liebe hat ihre Schönheit in sich aufgenommen und behält sie ewig in sich. Die wunderbare Blüthe des Lebens ist in die Sphäre des Ewigen erhoben; sie lebt ewig im erinnernden Geist und wird ewig erneut in schöpfungsfreudiger Liebe."

„Es ist wahr," versetzte das Mädchen. „Da doch Alles vergeht und nur als Erinnerung fortlebt, so genügt es, einmal gewesen zu sein, die Freude des Lebens erfahren und gegeben zu haben, — wenn auch nur auf kurze Zeit!"

Hugo schwieg. Dann sagte er: „Es ist ein Glück, das jedem andern sich vergleicht: in der Zeit unvergleichlicher Blüthe mit allen Zaubern von der Liebe gesehen und zu steter Erneuung der Seele gewonnen zu sein. Wie schön aber dieser Besitz ist, dem Liebenden ist er vor Allem die Weisung auf die Seele selber, die ihm so hold erschienen. Nicht im Gedanken an die Erscheinung, in dem Bewußtsein, daß die geliebte Seele lebt, ewig lebt, findet der Liebende das höchste Glück! — Aber freilich —"

„Nun?" unterbrach ihn Helene. „Auch Du hast ein Aber?"

„Ein großes," versetzte Hugo. „Der Liebende liebt die Seele, die Ursache aller Schönheit, die selbst und ewig schöne; aber — sie muß ihn wieder lieben!"

Helene's Gesicht erheiterte sich. „Diese Bedingung," erwiederte sie, „find' ich in der Ordnung!"

„Die Seele," fuhr Hugo fort, „ist nur liebenswürdig, wenn sie liebt — nur schön, wenn sie liebt! Eben die Liebe macht sie so schön, daß sie den Liebenden entzückt und mit der Wonne der Ehre die Flamme der süßesten Leidenschaft in ihm lodernd erhält. Nur die Liebe gewährt Bürgschaft, daß die Seele ewig schön sein wird, ewig liebenswerth und ewig beseligend!"

„Nun," versetzte Helene mit einem Blick der Güte, „dann kannst Du mich getrost lieben. Denn meine Seele liebt Dich, und wird Dich ewig lieben!"

„Holde!" rief Hugo, ihre Hand ergreifend, mit einem Strahl der Zärtlichkeit in seinen Augen.

„O Hugo!" erwiederte sie, „wie sollt' ich nicht? Dein Geist ist so erhaben, Dein Charakter so edel, Dein Gemüth so freundlich; und Du liebst mich — unverdient, gewiß! — aber Du liebst mich! Ich sehe in Deine Seele wie in ein Paradies, wo morgenfrische, heilige Schönheit leuchtet. Welch eine Empfindung, verglichen mit der, die der Dämon in uns erregt! Es ist

Wonne! Die Regung, welche diesen Namen verdient, fühlen wir nie gegen Jenen, bei dem alle Freude getrübt ist durch Unruhe und durch die dumpfe Bangigkeit einer Seele, die sich selbst verloren hat. Wenn wir den Edeln lieben, dann haben wir die Gewißheit, daß wir ihm ewig gehören. Die Lust der Erde hat allen Zauber verloren, und von der göttlichen Freude, die unser Herz erfüllt, sehen wir auf sie nur hernieder, um entzückt zu fühlen, was wir dafür errungen haben."

„Ah," rief Hugo. „Wie wohl thut es, das zu hören!"

„Und wie wohl, es sagen zu können! — Ich wiederhole es Dir: alles Leid, das ich erduldet habe, preise und segne ich um dieser Folgen willen! Und wenn mein Vergehen dazu nöthig war, so preise ich auch dieses! Bin ich unfähig gewesen, so hab' ich's doch gelernt und kann es jetzt, was mich ewig beglücken wird: Dich erkennen und Dich lieben!"

Sie hatte das Letzte mit einem innig holden Blick aus nassen Augen gesagt; und das Herz Hugo's, dem das Geständniß um so rührender erschien, je sanfter es gesprochen war, schlug in Entzücken. Er umfing die Geliebte mit Leidenschaft und gab ihr die zärtlichsten Namen.

„Ach," rief sie, die Hand auf seine Schulter gelegt, „was ist Alles noch möglich — am Rande des Abgrunds! Das Leben ist doch schön — schön auch für mich! — Und es thut weh, von ihm scheiden zu müssen!"

Hugo sah plötzlich ernst auf sie. „Warum immer diese Gedanken?" rief er mit dem Vorwurf der Güte. „Fühlst Du Dich nicht besser? Du gehst aufwärts, nicht abwärts! Also getrost!"

Helene schwieg; dann schüttelte sie gelassen den Kopf. „In meiner Seele," entgegnete sie, „ist keine Hoffnung. Ich verdiene nicht zu leben — und kann mir's nicht denken. Es wäre zu viel für mich!"

„Sei doch muthig!" rief Hugo, „und hab' das Herz, glücklich zu sein! Wo ist denn der heroische Wille, der sonst in Dir war? Gebrauch ihn jetzt zum Leben!"

„Und Du willst, daß ich lebe?" erwiederte sie mit einem Lächeln, dessen Wehmuth durch einen Schein zärtlicher Schelmerei erhellt war.

„Ich verlang' es von Dir," entgegnete Hugo, „Du bist mir's schuldig! — O könnte ich Wunder thun! Die Erde ist schön für die Guten, sie verdient, daß wir lange leben auf ihr und wirken, was nur auf ihr gewirkt werden kann!"

Das Mädchen sah für sich hin. Dann ihm die Hand gebend, sagte sie: „Ich versprech es Dir — und will thun, was ich kann!" —

Hugo schüttelte die Hand mit freudigem Beifall. — Ein Geräusch machte sie aufsehen, und bald darauf kam der Vater gegen sie heran. Helene ging ihm entgegen, der Liebende folgte und sagte für sich: „Ihr Herz ist froher geworden, und die Freude bekommt ihr. Nun, Liebe, thu' ein Uebriges, verstärke die Kunst des Menschen und führe sie zum Sieg!" — —

Zwei Tage später, an einem Sonntag nach Tisch, kam die Familie Wildau zum Besuch. Die Frau nahm das Wickelkind dem Dienstmädchen ab und der Gatte führte den bald dreijährigen Knaben: so begrüßten sie im Hof die entgegengehenden Verwandten.

Es war ein erfreuender Anblick! Heiterkeit, Gesundheit, Selbstgefühl sprachen aus den Gesichtern so natürlich und so treuherzig, daß sie unmittelbar den schönsten Antheil erweckten. Die Eltern zeigten ihre Kinder und hörten die Lobeserhebungen mit glückseligen Augen. Man brachte die Kleine durch neckende Liebkosungen zum Lachen, und der blondhaarige Junge gab eigene naive Einfälle zum Besten, die auch dem alten Herrn ein Lächeln abgewannen.

Zu den wenigen Erscheinungen, die auf Erden ein Bild des Vollkommenen gewähren, gehört eine glückliche Familie. Die Freude der Eltern ist rein und ganz; nicht oberflächlich und immer zu entfliehen bereit, wie so manch andere Freude der Erde, sondern überschwänglich und aus unversieglichen Lebenstiefen immer wieder sich erneuend. Sie ist zugleich natürlich und heilig: die Frische der unmittelbaren Lust von weihendem Licht übergossen. Die Eltern fühlen sich ergänzt durch die Kinder; sie blicken hinaus in eine unabsehbare Kette lebenhervorbringenden Lebens und triumphiren in ihrem Herzen über das Gefühl der Vergänglichkeit. Spricht sich das nicht als Gedanke aus, so ist es doch als Empfindung in ihnen und der wohlwollende Betrachter kann es von ihren Mienen lesen.

Während die Oberförsterin, die Kleine

auf dem linken Arm wiegend, in verjüngter Schönheit bei dem Baron stand, ließ Helene das Auge auf ihr weilen. Die Züge des Mädchens drückten ein edles Mitgefühl aus; eine herzliche Freude glänzte aus ihrem Gesicht; der Ernst derselben ging aber endlich in Wehmuth über, und sie athmete, daß es wie ein Seufzer klang. Hugo, der sie beobachtet hatte, schien ihre Gedanken zu errathen. Er wurde ernst und nickte wie Einer, der sich etwas vorgenommen hat.

Der Nachmittag ging vergnügt hin. Dem Knaben konnte in Schloß und Garten Vieles gezeigt werden, was ihm Rufe der Bewunderung entlockte, die dann wieder seine Führer erheiterten. Die junge Frau, nachdem sie das Kind dem Dienstmädchen übergeben hatte, setzte sich zu Helene, rühmte ihr besseres Aussehen, ließ sich von ihrem Leben und Treiben erzählen und pries, um auf ihr Angesicht noch schöneres Licht zu rufen, den gemeinschaftlichen Freund. — Wildau seinerseits ermangelte nicht, Helene gegen Hugo für gekräftigter zu erklären und im Widerspruch gegen die frühern Aeußerungen seine Hoffnung auf ihre Genesung auszudrücken. Mit Befriedigung hörte er von ihm, daß dem Verwalter in aller Stille ein Wiederkauf bereits gelungen sei. Er erklärte seinen Beifall und rief ihm ein „Glückauf" zu, das eine allgemeine Bedeutung hatte.

Nach herzlichem Abschied, als die Familie schon wieder im Wagen saß, drückte der Knabe seine Freude über die Heimfahrt so lustig aus, daß den Hierbleibenden das häusliche Glück, dem die Fahrt entgegenging, reizend fühlbar wurde.

Die Sonne sank, die Luft wurde kühler — die Drei kehrten in den Saal zurück. Der Vater begab sich von hier auf sein Zimmer, stumm, wie man das an ihm gewohnt war. Hugo und Helene waren allein. Auch sie schwiegen. In der Dämmerung, welche den Raum zu durchfließen begann, gingen die Seelen in sich zurück, die Bilder des Nachmittags stellten sich ihnen dar, und sie überließen sich ihren Gedanken.

„Wie schön ist's doch," begann endlich Helene, „Eltern und Kinder zu sehen, alle gesund und vergnügt! Man hat ein Gefühl, als ob's gar kein Leid auf der Erde gäbe und die Menschen ohne Ausnahme gut und glücklich wären!"

„Das," versetzte Hugo, „ist aber schon der Eindruck eben der Familie Wildau!"

„Ich verstehe Dich," sagte Helene. „Das Schönste am Glück ist, zu sehen, wie die Glücklichen es verdienen."

Hugo nickte. „Ich kann mir kaum einen Menschen denken," versetzte er dann, „bei dessen Wohlsein man so sehr das Gefühl hätte, daß es dauern werde, wie bei dem unseres Oberförsters. Er ist gebildet und urtheilt vortrefflich; aber doch hat er zugleich etwas von einem Naturmenschen, und es wird ihm nicht schwer, in unbewußtem Vergnügen den Tag hinzuträumen. Ein echter Forstmann, dem das Leben in Wald und Feld etwas von der Art des Landvolks gegeben hat und der nun mit seiner Geistescultur eine der angenehmsten Erscheinungen geworden ist. Das sind Leute für diese Welt! Kernhaft, genügsam und ausdauernd leben sie ein Leben goldener Zeit in's höchste Alter hinein!"

„Die Frau," bemerkte Helene nach einem Schweigen, „ist nicht weniger zu rühmen. Es ist wunderbar, wie sich hier gefunden hat, was zusammenpaßt!"

„Nun," entgegnete Hugo, — „er hat sie gewählt — und recht gewählt!"

„Zu seiner Freude!" setzte das Mädchen hinzu. „Zur Freude eines Hauses von Glücklichen! — Wer so lebt und thätig ist, — wer so liebe, schöne, gesunde Kinder hat, wie dieses Paar, der weiß, warum er auf der Welt ist!"

Hugo schwieg zu diesen Worten, die mitfühlend, aber doch in einem Tone gesprochen waren, aus dem eine innere Trauer herausklang. Dann sagte er: „Allerdings, liebe Helene; sie sind geborgen, ihr Leben hat Sinn. Aber — erlaube mir diese Bemerkung! — Die Natur ist reicher, — und namentlich ist Gott größer, als Du anzunehmen scheinst!"

„Was meinst Du?" fragte sie.

„Kann man aus Deinen Worten nicht zugleich heraus hören, daß diejenigen, denen es versagt bleibt, eine Familie zu gründen, im Gegensatz zu Jenen nicht wissen, wozu sie auf der Welt sind?"

„Und wenn dies meine Ansicht wäre?" sagte Helene nach kurzem Bedenken.

„Dann hättest Du über dem Einen das Andere vergessen, wie es einer Philosophin nicht wohl geziemte!" entgegnete Hugo. — „Es gibt nicht nur die Natur, sondern

auch den Geist! Nicht nur die Welt, sondern auch Gott! Nicht nur die Erde, sondern auch den Himmel!"

„Daraus folgt?" erwiederte sie.

„Daß der lebende, strebende Mensch, wenn er in der ersten dieser Sphären das Glück nicht zu erlangen vermag, um so tiefer in die andere eindringen und hier für das dort Entzogene den Ersatz finden kann."

„Das mag sein," entgegnete das Mädchen. „Gehören aber Geist und Natur nicht zusammen, und schließt das Glück in der einen Sphäre die Befriedigung in der andern aus?"

„Nicht nothwendig," erwiederte Hugo. „Aber wie die Menschen sind, lassen sie sich von einer Sphäre anziehen und vertiefen sich in sie auf Kosten der andern."

„Allerdings," versetzte Helene nach einigem Bedenken; „das ist möglich!"

„Sogar gewöhnlich," erwiederte Hugo. Und nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Wie schön ist es, einer Familie vorzustehen, — wie süß und reich ist das Glück der Eltern! Aber eben dieses Glück und die Thätigkeit, die seine Erhaltung nöthig macht, zieht ab von der Sphäre des Geistes, von der Sphäre der Geister! Die Freuden der Natur durchströmen den Menschen in solcher Fülle, daß das Herz an ihnen sich genügen läßt, wogegen die beraubte Seele, nach Ersatz verlangend, diesen in der Sphäre des Geistes sucht und auch findet!"

„In der That," rief Helene, „so ist es! — Und es ist eine wahre Ausgleichung!"

„Wenn nun," fuhr Hugo fort, „das, was die beraubte Seele findet, eben das Edlere wäre? Das Höhere und das Erhebendere?"

„Dann hätte sie," erwiederte Helene, „das bessere Theil erwählt, wie Maria —"

„Und könnte sich nicht beklagen. — Wenn das nicht wäre, liebe Freundin, dann hätte die Austheilung von äußerem Glück und Unglück, von Ueberfluß und Mangel, wie wir sie in der Welt finden, etwas Erschreckendes, ja Entsetzliches. Aber Unglück und Entsagung führen in Tiefen, die der Glückliche nicht kennen lernt, sie erfüllen mit einem Reichthum, den der Glückliche nicht erlangt, sie geben dem Geist Anlaß, in Höhen sich aufzuschwingen, in welche der Glückliche sich nicht erhebt, damit ist die Ungleichheit weggetilgt!"

„Wahrhaftig," rief Helene; „und wunderbar!"

„Die Freuden, welche die Natur gewährt, leuchten unmittelbar ein und scheinen die beglückendsten zu sein; aber die Seligkeiten in der Sphäre des Geistes wiegen sie auf und bieten eine feinere Befriedigung: wenn das Leben des Geistes fruchtbar und liebevoll gelebt wird! — Erinnerst Du Dich des Gesprächs, das wir letzthin über die Religiosität der frühern Jahrhunderte geführt haben? Die wahren Heiligen, die wahren Mönche und Nonnen (wie wenige es sein mögen!) — die wahren Asketen und Mystiker haben in der Liebe zu Gott, im innigen Verkehr mit ihm Wonnen empfunden, die ihnen theurer waren als alle Genüsse der Erde; — sie haben in ihrem innern Leben ein göttliches Gnadengeschenk erblickt, wofür ihr Herz dankbar schlug, und vor der Berührung mit der Welt sich gescheut, als ob sie dadurch befleckt und ihrer Ehren entsetzt würden. — Sind sie wohl im Unklaren gewesen über den Zweck und Sinn ihres Daseins?"

„O," rief Helene mit einem Ton bittender Abwehr.

Jener fuhr fort:

„Sie haben sich erhaben gefühlt über die Sphäre der Natur und haben heruntergesehen auf die Glücklichen in ihr wie auf glückliche Kinder. Sie wußten sich höhern Ranges, und mit Recht. Denn sie genossen des Umgangs mit Gott und kosteten die lichtern und reinern Freuden. Armuth an irdischem Glück drängte sie grade näher an das Herz Gottes, erfüllte sie grade mit der heiligsten Liebe und rief die süßesten Schauer der Befriedigung in ihnen hervor. Alles das ist historische Wahrheit. Wir besitzen die eigenen Schilderungen dieser gottgeliebten Menschen, in Wort und Bild, und müssen erkennen: so reden, malen und singen konnte nur die wirkliche, lodernde, selige Liebe!"

Helene, von Herzen beistimmend, sagte: „Du hast mich widerlegt; ich muß meine Behauptung einschränken und sagen, daß neben glücklichen Eltern nur diejenigen sich beraubt fühlen werden, die ihr Glück entbehren, ohne sich in die Region des Geistes aufschwingen zu können."

„Ohne den schöpferischen Geist der Liebe zu haben, der im höhern Kreise eben die süßesten Blüthen des Glücks erzeugt," fügte Hugo hinzu.

„Wohl, mein Freund. Aber das Glück der Familie erscheint hiernach fast als etwas Untergeordnetes, und so kann ich's doch nicht ansehen. Die Liebe und Freude der Eltern ist so ehrwürdig, in ihrer Art so heilig —"

„Gewiß," fiel Hugo ein. „Weil aber eben von ihm aus das Glück des innern Lebens gerne verkannt und in Frage gestellt wird, darum hab' ich dieses gegen jenes in seiner Glorie gezeigt. Natur und Geist bilden ein Leben, und wenn auch jedes etwas für sich ist, so haben sie doch die Bestimmung, liebend in einander zu sein und sich wechselseitig mit ihren Gaben zu erfüllen."

„Das Ziel wäre also doch das Leben in beiden Sphären," warf Helene ein, „und die glücklichsten Menschen wären diejenigen, welche die Vorzüge von beiden in sich vereinigen könnten?"

„Ohne Frage. Aber dies ist in wahrer Harmonie nur Wenigen vergönnt. Und wenn wir nun auf der Seite des Geistes stehen, stehen müssen, — erkennen wir, was uns bleibt auch ohne jene Vereinigung!"

„Wohl," sagte das Mädchen.

„Erkennen wir, daß von den beiden die höhere Region uns aufgethan ist und daß wir in ihr Freuden schöpfen können, die für sich allein überschwänglich beglücken!

„Allerdings; allein —"

„Erkennen wir," fuhr Jener mit Ernst und Nachdruck fort, „daß wir die Freuden, die uns zunächst versagt sind, uns ebenfalls aneignen können — durch Liebe! Durch liebevollen Antheil an dem Glück der Andern; durch herzliche Freude daran, durch gütige Förderung desselben!"

„Beim Himmel, ja!" rief Helene; „und das ist die Hauptsache!"

Hugo nickte erfreut. „Denken wir uns," begann er dann wieder, „eine glückliche Mutter, die der Familie lebt, und eine Heilige, die sich Gott geweiht hat. Es kann die Eine das Glück der Andern verkennen, obwohl der Heiligen dies am wenigsten zustände. Beide können sich aber auch begreifen, ihren Werth und ihre Besitzthümer wechselseitig anschauen und sich dadurch wechselseitig ergänzen. Wie hold ist der verehrungsfrohe Blick der Mutter auf die Heilige, der theilnahmvolle Blick der Heiligen auf die Mutter! Wie schön wird die Heilige durch das liebevoll aufgefaßte Glück der Mutter bereichert — die Mutter durch das Glück der Heiligen erhöht und geadelt! Welch ein herzerfreuendes Bild, diese beiden Vertreterinnen des Geistes und der Natur! Welch eine Aufgabe für die Kunst, es uns in lebensvoller Charakteristik vor Augen zu stellen!"

„Schön, wahrhaft schön!" rief Helene. „Und die Kunst hat es schon dargestellt! — Die Kunst," fuhr sie nach einem Moment fort, „hat aber auch das Höchste schon dargestellt: die Heilige, welche Mutter ist — die Mutter des Heilands!"

„Ja," rief Hugo; — „und das ist das Ideal für alle Zeiten! — Aber das Ideal würde nicht erheben, sondern niederschlagen und wahrhaft schaden, wenn es den wirklichen Menschen, dem ein bestimmtes Loos zu Theil geworden, unfähig machte, sich desselben zu freuen! — Wir leben in der Zeitlichkeit, meine liebe Helene; wir müssen erkennen, was wir haben und was wir von unsern Bedingungen aus in Wirklichkeit oder nur in der Idee zu erreichen vermögen. Haben wir Alles erwogen, dann sind wir auf Alles gefaßt; und was das Geschick uns bringen möge, wir können unser Loos ergreifen und daraus gestalten, was für uns das Beste ist."

Helene gab Hugo, der neben ihr auf dem Sopha saß, hierauf die Hand und sagte: „Du hast Recht wie immer — ich danke Dir." Dann fuhr sie fort: „Wir Frauen sind darin eigen; wir wissen's — und wir vergessen's wieder! — Wir sind weltlicher, irdischer als ihr, trotz allem Philosophiren, und das Glück der Natur erscheint uns gar zu gern wieder als das Begehrenswertheste. Wir sehen es mit unserer Seele, wir lieben es —"

„Lieb' es!" rief Hugo; „aber frei, mit freiem und heiterm Gemüthe! Lieb' es in glücklicher Liebe! — Wie wunderbar," fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „kreuzen sich Gefühle und Gedanken in uns! Bin nicht ich der Hoffende? Glaube nicht ich, daß das Glück für uns auf Erden noch möglich ist?"

„Dies mit Unrecht, lieber Hugo," erwiederte das Mädchen jetzt. „Nein! Sehnen und trauern kann ich, glauben und hoffen kann ich nicht mehr! — Für diese Welt nicht mehr!"

„Das ist nicht gut gesprochen," entgegnete Hugo mit einem Ton des Vorwurfs.

„Ich kann nicht anders," versetzte Helene.

Hugo schwieg. „Nun," erwiederte er dann mit Ernst, „wenn dem so wäre, so erheben wir uns über das Glück der Erde! Was die Erde versagt, das gewährt uns der Himmel in höchster Fülle, wenn wir zur Vollendung uns fähig beweisen. Denn in der Vollendung der Wesen und in der Vermählung des Geistes mit der Natur besteht der Himmel. Vollendet in sich wird jedes Wesen vollkommen lieben, Unendliches in Liebe geben und empfangen können. Die Fähigkeit, die uns schon auf Erden erfreut und ergänzt: Geschick und Glück der Andern als Poesie in uns aufnehmen zu können, sie werden wir dort im höchsten Maße besitzen. Die Liebe wird frei sein, und die sich vor Allen lieben und liebend suchen, werden sich vor Allen finden und liebend beglücken! Was hier als Ideal vor unserer Seele steht, das werden wir dort in idealer Wirklichkeit an's Herz drücken und göttliche Wonnen fühlen. — Sehnen wir uns darum auf Erden, lieben und leiden wir! Freuen wir uns des Glücks, das uns gegönnt ist, in Hoffnung! Freuen wir uns des halben Glücks, wenn uns ganzes nicht zu Theil werden mag: zum ganzen führt endlich die Natur der Dinge und der Wille Gottes, der sich selber nur Genüge thut, wenn er die Strebenden zu ihrem eigensten Genügen vollendet."

Hugo hatte die letzten Worte kaum gesprochen, als die Thür sich öffnete, der alte Christoph mit einer brennenden Lampe hereintrat und der Baron, einen Brief in der Hand, ihm folgte.

„Es ist gut," rief er den sich Erhebenden zu, „daß ich Euch noch beisammen treffe! Nach so vielem Unglück hat es doch auch noch ein Glück für mich gegeben! Seht hier!" fuhr er den Brief emporhaltend fort. „Er ist von Karl und durch einen Expressen geschickt. Hört, was er schreibt!"

Er trat zu der Lampe und las:

„Lieber, theurer Vater! Ich melde Dir, was ich so eben aus dem Munde meiner Amalie vernommen. Sie gewährt mir die Hoffnung, Vater zu werden! Das Herz schlägt mir, indem ich dieses schreibe. Ich nehm' es als ein Zeichen, daß Gott unserm Hause wieder gnädig ist und daß es wieder gedeihen und emporkommen soll! Dank Ihm — glühenden Dank! — Theil es nur gleich der lieben Schwester mit (ich bin ihr wahrlich eine Freude schuldig!) — und Hugo, dessen edles Gemüth sich mit uns freuen wird. Lebe wohl und sei glücklich! Dein über Alles glücklicher Sohn Karl."

Helene hatte sich vor den Vater gestellt, dem die Freude die ehemalige Helle und Frische des Geistes völlig wiedergegeben zu haben schien; nach den letzten Worten fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn unter Thränen und rief: „O das ist eine gute Nachricht! Das hat uns gefehlt! Lob sei Gott, daß er's uns gewährt hat! — Nun," setzte sie mit bewegter Stimme hinzu, „nun kann ich sterben!"

„Mein Kind!" rief der Vater; „was sagst Du da! Willst Du mich wieder unglücklich machen?"

„Nein, Helene," rief Hugo zu ihr tretend, „nun mußt Du grade leben! Du mußt sehen, wie es aufwärts geht mit Deinem Haus, und mitgehen! — Ohne Dich gibt es kein Glück für uns!"

„Ja," rief der gute Vater mit überströmender Liebe, „Du mußt leben und glücklich sein! — Ich kann nicht leben ohne Dich!"

Helene, mit nassen Augen, reichte Jedem eine Hand und rief: „Ich will's versuchen! — O, es thut mir wohl, so geliebt zu sein!"

Sie legte den Kopf an die Brust des Vaters, um die fließenden Thränen zu verbergen; dann, sich umwendend, sagte sie dem Freund mit weicher Stimme Gutenacht und ging mit dem Vater hinweg, um ihn auf sein Zimmer zu geleiten.

Hugo schaute ihnen nach und sagte zu sich selbst: „Nun hab' ich einen Lebenszweck — und eine Pflicht mehr! — Ich freue mich unendlich, sie erfüllen zu können; und ich werde sie erfüllen!"

XIV.

Die nächste Zeit brachte der Familie neue Befriedigungen. Dem Verwalter gelangen mehrere Wiederkäufe und namentlich wußte er einen herrlichen Wald, die Perle der frühern Besitzungen, mit geringen Opfern zu erwerben. Als der Baron dies erfuhr, drückte er Hugo die Hand mit einem Ausdruck, der neben der Freude auch etwas von Demuth hatte.

Der Beauftragte fand übrigens nicht für gut, dem philosophischen Herrn auch die kleinen Kriegslisten mitzutheilen, die er bei seinen Unternehmungen zu Hilfe zog. Er verständigte sich wegen der nöthigen Ausgaben lieber mit dem Oberförster.

„Der Herr von Lichtenfels," sagte er einmal zu diesem, „muß nicht Alles wissen! Er ist zu grade, und würde mir am Ende meine kleinen Manöver gar verbieten. Aber die Welt ist die Welt. Wenn ich die Leute nicht einfädle, dann krieg' ich nichts von ihnen. Es ist eben nöthig!"

Wildau lächelte. „Es scheint," entgegnete er, „daß Sie dieses Nöthige doch auch nichts weniger als ungern thun!"

Der Verwalter lachte. „Gegen Sie, Herr Oberförster," sagte er, „will ich's nicht leugnen. Keine größere Freude hab' ich in der Welt, als wenn ich einen Kerl, der aus purem Eigensinn Nein und noch einmal Nein sagt, zuletzt doch fange. Die Bauern sind Stöcke; aber ich und mein Freund Baruch werden Herr über sie. — Nun, wenn Alles geht, wie's gehen soll, dann verdient unser Jude zu guter Letzt noch ein tüchtiges Präsent. Er ist ein Schlaukopf, wie's nur einen gibt, und wenn er einen Vorschlag macht, von dem er meint, er müsse zu etwas führen, dann glitzert er in einem Vergnügen, daß man ihn gern haben muß."

Der Oberförster, nach einer heiter bedenklichen Miene, sagte: „Nun, da die Leute dabei doch eigentlich zum Gelde kommen, so kann's passiren! — Wie habt ihr's denn aber angefangen, den Wald von dem Müller loszueisen, der einer der härtesten Köpfe in der ganzen Umgegend ist und sich so gefreut hat, ihn zu haben?"

„Ja," erwiederte der Verwalter mit einer schlauen Bewegung der Arme, „das hat auch ziemlich Mühe gekostet, und ohne die Müllerin wär's nicht gegangen. Wie ich das erste Mal dort war, um so drum herum zu reden, gab der Müller gar nicht auf mich Acht; aber ich merkte bei der Gelegenheit, daß die Frau ein eigenes Wohlgefallen an Herrn Hugo habe!"

„Ah," rief Wildau.

„Sie wissen," fuhr Jener fort, „es ist gar ein gutes Weib, und sie rühmt nun an Herrn von Lichtenfels besonders, daß er so gut sei und so treu, und so freundlich gegen die Leute, ein Mann, den man gern haben müsse, u. s. w. Als der Müller einen Gang in den Hof machte, benutzte ich die Gelegenheit, ihr zu sagen, daß dieser gute Herr unglücklich wäre, wenn er den Wald nicht wieder bekäme. Denn er wolle Ellerburg an sich bringen und halte nun hauptsächlich auf den Wald, weil dieser seit Urzeiten dazu gehört habe. Wenn sie das machen könnte, dann würde er ihr von ganzem Herzen dankbar sein! Auch rechne er auf sie; denn er wisse, daß der Müller ihr nichts abschlagen könne und daß es also im Grund nur auf sie ankomme!"

„Lügner!" drohte der Oberförster.

Jener zuckte die Achsel. „Da wir den Wald um jeden Preis haben mußten," fuhr er fort, „so that ich sogar noch etwas: ich ließ durch den Juden einen Halsschmuck kaufen und überbrachte ihn der Müllerin — als ein Geschenk von dem Herrn Baron."

„Aber das ist ja —"

„Nothwendig gewesen," unterbrach ihn der Wackere. „Der Glaube der Frau mußte gestärkt werden. — Unterdessen hatte der Jude seine Versuche mit dem Müller begonnen und wäre bei dem ersten fast zum Hause hinausgeworfen worden. Baruch ist aber nicht der Mann, auf so etwas viel zu geben. Er kam wieder und wieder, sagte dem stolzen Gesellen, was er gern hörte, und rühmte den Wald auf dem Fuchsberg, der gegenwärtig zu haben ist, mit einem Eifer, daß jeder Andere nachgegeben hätte. Wenn der Baruch Einem etwas beibringen will, kommt er in eine Leidenschaft; — er wird ganz roth und ordentlich zornig und macht's so ernsthaft — verzeih mir's Gott, ich ließ' mich selber von ihm anführen! Der Müller blieb dennoch auf seinem Kopf. Nun, jetzt mußte eben die Müllerin dran! Da sie schön und jung ist, er alt und nicht mehr schön, so begreifen Sie, daß er endlich Ja sagen mußte. Wir wurden Handels einig."

„Aber ihr seid ja Spitzbuben!" rief Wildau vergnügt.

Der Andere machte eine bescheiden ablehnende Bewegung.

„Was wird aber Baron Hugo sagen, wenn ihm die Müllerin für den Schmuck dankt?"

„Dafür ist schon gesorgt," erwiederte der Verwalter. „Sie wird mit Niemand davon reden, auch mit Herrn von Lichtenfels nicht, und ihn höchstens noch ein wenig freundlicher ansehen als bisher."

Wildau stand mit heiterer Miene. „Wissen Sie, daß Sie mir halb und halb vorkommen, wie der heilige Crispin? — Sie kennen ihn ja!"

„Ganz gut," versetzte jener mit Lachen. „Aber ich bin nicht der Einzige. In unserer Gegend ist z. B. ein Herr, mit dem ganz leicht zu handeln sein soll, wenn er für sich etwas kaufen oder hergeben will. Gilt's aber für das Forstamt ein Geschäft zu machen, dann hat man mir gesagt, dürfe man mit ihm auf seiner Hut sein!"

Wildau lachte. In der That gehörte er zu den in Deutschland nicht seltenen Menschen, die liberal sind in ihren eigenen Angelegenheiten, aber genau und schlau, wenn es sich um den Vortheil des Herrn oder des Staates handelt. — Er versetzte:

„Nun, Sie sind ein guter Verwalter. So eine Art Widerspiel von dem in der Schrift! — Wenn Sie sich am Ende nicht doch auch mit dem gesparten Mammon Freunde machen wollen in Ellerburg!"

„Ei, Herr von Wildau," entgegnete Jener, der ihn sogleich begriff, „das will ich gar nicht leugnen! Ich schau' auf den Vortheil des Herrn, und thu', was ich kann. Ein solches Gut wieder schön beisammen zu sehen, ist an sich eine Freude. Aber allerdings glaub' ich, daß mich Herr von Lichtenfels als Verwalter behalten wird. — Er wird auch schwerlich einen bessern kriegen!"

„So ist's," versetzte Jener. „Ihr Lohn wird sein, daß Sie auf den Vortheil des Herrn sehen dürfen, so lange Sie leben!"—

An einem kühlen, aber trocknen Morgen der letzten Octoberwoche fuhr Hugo mit Wildau, den er im Forstamt abholte, zu Karl von Ellerburg auf Besuch. Die kleine Stadt, wo sich die Invaliden befanden, war hübsch gelegen und machte an einem still hingleitenden Fluß mit gärtenumkränzten Mauern einen idyllisch freundlichen Eindruck. Hugo bemerkte dies gegen den Oberförster und sagte:

„Hier kann ein liebendes Paar glücklich sein!"

„Wir werden es, hoff' ich, so finden," erwiederte dieser.

Der Empfang in einer einfachen, aber hellen und zierlich gehaltenen Stube war überaus herzlich. Karl begrüßte den Jugendgenossen mit einem freudigen Ausruf und zeigte über den Besuch eine beinahe feierliche Genugthuung. Die junge Frau, etwas magerer als früher, aber glänzend froh, machte auf Hugo einen höchst angenehmen Eindruck. Man konnte sie als eine weiblich idealisirte Wiederholung des Bruders ansprechen, so sehr glich sie ihm und so viel anmuthiger und feiner waren doch ihre Formen. Sie schüttelte dem Wohlthäter ihrer Familie, dessen nähere Bekanntschaft sie jetzt erst machte, kräftig die Hand und sah ihn dabei mit einem Auge an, das ihm den Dank sonnig entgegenblickte.

Eine Vergangenheit, wie die des jetzigen Majors, konnte in der Seele eines ernsten Betrachters Gedanken der Sorge erwecken. Wenn aber Hugo mit dergleichen gekommen war, so entflohen sie beim Anblick der jungen Frau. Als er mit Karl allein war, sagte er:

„Du bist glücklich troß Allem, und Du wirst es bleiben! Du hast einen Engel im Hause, vor dem das Unglück, wenn es Dir nahen wollte, wieder zurückgehen würde."

„Das fühl' ich auch," versetzte Karl; „und das ist mein Trost!"

Nach einer fröhlichen Mahlzeit machte man einen Spaziergang um den Stadtgraben. Hugo hatte gute Nachricht von dem Befinden Helene's mitgebracht; diese wurde nun Gegenstand der Unterhaltung und ihre Genesung das Ziel der innigsten Wünsche. Endlich glaubte man sich der Hoffnung überlassen zu dürfen! Amalie betheuerte mit dem Erröthen des tiefsten Gefühls, daß Nichts auf der Erde sie mehr beglücken würde als die Wiederherstellung ihrer Schwägerin. Sie habe so viel gelitten, sei das geistvollste, beste und auch jetzt noch schönste Wesen, das sie je gesehen! — Der Bruder konnte einen Seufzer nicht zurückhalten.

„Wenn das geschähe," sagte er, „dann wäre der letzte Druck von meinem Herzen genommen. In alles Andere, was mich betroffen hat, ergeb' ich mich, und," setzte er mit einem liebevollen Blick auf die Gattin hinzu, „es kommt mich nicht schwer an! Aber der Verlust meiner Schwester wäre der grausamste Schlag für mich! — Gott mög' ihn abwenden!"

Bevor man sich trennte, mußte das Ehepaar versprechen, an einem der nächsten schönen Tage zum Besuch nach Ellerburg zu kommen. Hugo hatte der Frau bemerkt, daß ihr Erscheinen jetzt namentlich den Vater über Alles beglücken würde!

Auf dem Heimwege tauschten die Freunde

Worte des Vergnügens über das Wohlbehagen der Gatten und rühmten die Welt, auf der, wenn man auch schon entsagt habe, doch noch viel Genuß des Daseins möglich sei. — Vom Forstamt an allein in der Chaise, in sternheller Nacht, überließ sich Hugo seinen Gedanken, die einen frohen Lauf nahmen. Der Anblick des glücklichen Ehepaares hatte eine ermuthigende Wirkung auf ihn geübt. Was hier möglich war, sollte es nicht anderswo in anderer Weise möglich sein? Welt und Natur sind nicht so gefühllos, als es zuweilen den Anschein hat; nach dem Sturm kommt auch wieder die Sonne, nach der Starrheit des Winters der Lenz, und in lebendigen Menschen liegen unendliche Hilfsquellen, die zuweilen das Unmögliche möglich und wirklich machen.

Der Liebende war so voller Muth, er fühlte sich an Körper und Geist selber so kräftig, so wohl, daß er unwillkürlich die eigene Stärke auf Helene übertrug und es ihm war, als müßten vor dem energischen Willen des Lebens die letzten Reste ihrer Krankheit weichen.

In den Hof eingefahren, sah er die Fenster noch hell und freute sich, die guten Nachrichten, die er von seinem Besuch mit heimgebracht hatte, heute noch melden zu können.

Er trat in's Schloß und wollte sich in den Saal begeben. Da sah er Christoph mit brennender Kerze vom Gange links herkommen, der zu dem Zimmer Helene's führte. Er wartete — warf einen Blick auf ihn und starrte ihn an: der alte Mann weinte, die Thränen liefen ihm die Wangen herunter. Bestürzt, erschreckt, rief Hugo:

„Was ist geschehen? Ist dem Baron etwas zugestoßen? Ist Helene — schlimmer geworden?"

Der treue Diener betrachtete ihn mitleidig. Dann wischte er sich die Thränen aus den Augen und sagte:

„Ach, Herr Baron, was würde es helfen, wenn ich's Ihnen auch verschwiege? Das Fräulein hat wieder einen Anfall gehabt und ist sehr schwach. Der Doctor ist bei ihr. — Aber," setzte er nach einem Blick auf den Bleichgewordenen hinzu, „sie fühlt sich jetzt schon wieder besser! O, sie hat eine gute Natur!"

Hugo, den Sturm in seinem Herzen mit Gewalt bezwingend, sagte:

„Kann ich sie sehen?"

„Warten Sie ein wenig," entgegnete der Alte nach kurzem Besinnen. „Ich muß ein Glas holen und will dann fragen."

Er ging. Eiseskälte durchfuhr die Brust Hugo's.

„Großer Gott," rief er, „was hast Du mit mir vor? Hab' ich mich so grausam betrogen? Mich in den Himmel geträumt, um in einem Abgrunde des Unheils zu erwachen?"

Christoph begab sich in das Zimmer zurück, erschien wieder, lud ihn ein, zu kommen, geleitete ihn an die Thür und öffnete sie. Hugo trat ein und ging auf das Bett zu, das von dem Arzt, dem Vater und der Dienerin umgeben war. Der Arzt trat bei Seite und Hugo stand vor Helene. Diese wendete das wachsbleiche Angesicht, das im Schein der Lampe einen seltsamen Schimmer hatte, auf den Geliebten und ein bei allem Leid süßes Lächeln verklärte ihre Züge. Sie reichte ihm die blasse Hand und nickte, als ob sie sagen wollte:

„Nun ist's gut!"

„Wie ist Dir?" rief er mit gedämpfter Stimme.

„Besser," erwiederte sie hauchend.

Hugo betrachtete sie und die Worte des Laertes über Ophelia kamen ihm in's Gedächtniß. Krankheit und Leiden zerstörten nicht, sie veränderten nur ihre Schönheit! Das Werk liebender Geister, die schöne Seele, triumphirte über die grimmigsten Mächte des Hasses, die sie zu verhäßlichen strebten. So lag sie da, eine hinwelkende, aber im Welken und Vergehen noch leuchtende Blume!

Welche Schauspiele bietet uns die Erde! Welchen Jammer bringt sie dem liebenden, liebetief empfindenden Menschenherzen!

Die Augen Hugo's füllten sich mit Thränen. Helene sah es und schüttelte den Kopf auf dem Kissen.

„Du weißt nicht!" sagte sie dann. „Es ist doch recht —"

Ein Husten unterbrach die Rede. Der Arzt gab ihr und dann Hugo einen Wink. Dieser ergriff nochmals die dargereichte Hand, fühlte sich von den zarten Fingern gepreßt, blieb, die Liegende anschauend, noch eine Weile und verließ erst auf eine neue Mahnung des Arztes mit dem Vater das Zimmer.

Sie gingen in den Saal. Hier brach der Vater zum ersten Mal sein dumpfes, trostloses Schweigen.

„Es ist wieder nichts gewesen, Hugo," sagte er mit einem schmerzlichen Seufzer. — „Es ist aus mit uns!"

Jener, der die Pein des Vaterherzens fühlte, sprach von Hoffnung.

Der alte Mann antwortete mit einem bittern Lächeln.

„Es ist aus," wiederholte er; „wir gehen unter! — Ich glaub' an Nichts mehr."

Hugo schwieg, warf sich in einen Lehnstuhl, bedeckte sein Gesicht mit den Händen und ließ den schmerzlichen Gefühlen, die sich in ihm erzeugten, ihren Lauf.

Nach einer Viertelstunde kam der Arzt. Er meldete, daß er eine Wiederholung nicht befürchte. Die Anordnungen für die Nacht seien getroffen, die Kranke habe sich Allem gefügt und sei, nachdem sie Herrn von Lichtenfels gesehen, überhaupt viel ruhiger. — Den Vater ermahnte er, sich schlafen zu legen. Gertrud und Christoph würden bei dem Fräulein wachen und seien für alle Fälle unterrichtet; würden auch ihn, wenn es nöthig sei, wieder wecken. Die ehemalige Wärterin solle morgen kommen.

Der Baron nahm Abschied und entfernte sich.

Hugo faßte den Arzt bei der Hand und sagte:

„Lieber Doctor, in Ihrem Gesicht liegt ein Geheimniß. Ist dieses Unglück von selber gekommen oder ist ein äußerer Grund vorhanden? — Reden Sie! Die Wahrheit kann ich ertragen, wie sie auch laute, die Ungewißheit tödtet mich!"

Der Arzt sah einen Moment für sich hin.

„Wer kann hier mit Sicherheit antworten?" sagte er dann. „Ich muß aber leider glauben, daß ein äußerer Grund die Schuld hat! — Als ich kam — ich war glücklicherweise schon auf dem Wege in's Schloß! — lag die Patientin im Bette, ich that, was nöthig war, und trat von dem Lager erst wieder zurück, als sie beruhigt, in einer Art Schlummer dalag. Zufällig warf ich einen Blick auf den Schreibtisch am Fenster und sah hier mehrere Briefe, deren zwei mit Blut geröthet waren. Ich betrachtete sie — und erkannte die Handschrift des Fräuleins! — Es waren die Briefe, die sie an ihren ehemaligen Verlobten gerichtet hatte!"

„O Himmel!" rief Hugo.

„Von Christoph und dem Baron," fuhr Jener fort, „brachte ich heraus, daß die Arme stets davon gequält war, ihre Briefe an den Grafen nicht wiedererhalten zu können. Sie hatte durch den Vater nämlich die Briefe Geierstein's den Erben desselben zugestellt und die ihrigen dafür zurückverlangt! Aber es war erwiedert worden, man könne sie nicht auffinden. Der alte Herr ergab sich darein und auch Helene schien sich endlich zu beruhigen. Im Stillen muß sie aber ihre Bemühungen doch fortgesetzt haben. Sie sagte zum Vater einmal: sie vermuthe, daß die Staatsräthin, die ihr nach dem Tode des Grafen als der Unheilstifterin bittern Groll kundgegeben, sie besitze und verleugne. Es muß in der That so gewesen sein. Vor drei Wochen ist die alte Frau gestorben und heute gegen Abend sind die Briefe durch die Post an das Fräulein gelangt. Ich sah in den, welcher vorn lag und fast ganz mit Blut übergossen war — als Arzt hatte ich nicht nur das Recht, sondern die Pflicht dazu! — er enthielt Betheuerungen der zärtlichsten, leidenschaftlichsten Liebe!"

Ein tiefer Seufzer war Hugo's Antwort.

„Alle Wunden ihrer Seele scheinen dadurch wieder aufgerissen worden zu sein. Die Scham über den Irrthum ihres Herzens brachte das Blut in Wallung, die Selbstanklage, wozu sie einen so verhängnißvollen Drang besitzt, tobte gegen ihr Innerstes — und in der wilden Aufregung brachen die kranken Organe."

„Schrecklich, schrecklich!" rief Hugo. „Das Geschick ist also unerbittlich? Es verfolgt die Unglückliche mit einem wahren Scharfsinn der Grausamkeit? — O Welt des Unheils! Welt des Elends!"

Der Arzt nickte mit traurigem Ernst.

„Ja," sagte er, „es ist eine Welt des Elends: das wissen wir am besten! Die Zeit härtet uns ab; aber wir werden nicht ganz gefühllos; — ich wenigstens nicht." Er drückte Hugo mit feuchtgewordenen Augen die Hand.

Der Liebende stand mit athmender Brust.

„Denken zu müssen," rief er in Verzweiflung, „daß sie ohne diesen Zufall gerettet worden wäre! — O Dämonen, Dämonen!"

Der Arzt, mitleidig, erwiederte:

„Noch ist nicht alle Hoffnung verloren! Fassen Sie sich!"

Hugo nickte — glaubenslos. Plötzlich rief er:

„Die Briefe! die Briefe! — Sie müssen entfernt werden!“

„Sie sind es!“ versetzte Jener. „Ich habe auf meine Verantwortung gehandelt, und sie in's Feuer geworfen ohne Ausnahme! — Die Eigenthümerin, wenn ich's ihr mittheile, wird mich lossprechen.“

Die Nacht verging ohne Störung. Hugo, im Saale verweilend oder im Gange leise gehend und horchend, wachte bis gegen Morgen und begab sich erst zur Ruhe, als Christoph ihm sagte, daß das Fräulein schlafe und daß es über Erwarten gut gehe.

Am andern Tage erschien der Arzt mit der erprobten Wärterin aus dem Flecken, wo er selbst wohnte, und es wurde die sorgsamste Pflege angeordnet. Aus den Mienen der Kranken sprach eine Ergebung, die fast den Ausdruck der Zufriedenheit hatte. Sie verlangte nach Hugo. Dieser erschien, erfreute sie mit Worten und Bezeigungen der Liebe und blieb den ganzen Vormittag, indem er der Wärterin einen Theil ihrer Dienste abnahm. Der Baron, als er die zarte Wachsamkeit und den Eifer sah, den Hugo dabei an den Tag legte, wurde bis zu Thränen gerührt.

Am zweiten Tage kamen die Nächstverwandten, die ihren Besuch versprochen hatten, zu schmerzlichem Wiedersehen. Man grüßte sich trauervoll, sprach Worte der Hoffnung und verlebte einen Tag der Bangigkeit und des Kummers. Am tiefsten darniedergedrückt erschien Karl. Amalie, voll innigen Mitleids, trug die Last ihrer Gefühle mit Seelenstärke. Liebevoll tröstend nahm sich die lebenskräftige Gestalt rührend aus neben der bleichen Rose, die mit inniger Zärtlichkeit zu ihr, der Hoffnung ihres Geschlechts emporsah. Auch unter diesen Verhältnissen beglückte die Gesegnete Vater und Tochter und warf einen süßen Schein in ihre Seelen.

Karl, der eine Stütze suchte, hielt sich mit Wildau zu Hugo. Dieser hatte seine Klagen zu hören, bei der Wiedererzählung dessen, was ihm der Arzt mitgetheilt, seine verzweifelnden Ausbrüche zu beschwichtigen, und ward ihm recht eigentlich ein Stab, an dem er sich wieder aufrichtete. Der seit jenen tragischen Vorgängen innerlicher gewordene und zarter fühlende Mann sprach dies auch gegen ihn selber aus und sagte zum Abschied:

„Du bist mein einziger Trost, Hugo; ich hoffe noch, weil Du sie liebst! — Was wären wir ohne Dich? Es ist eigennützig, wenn ich's sage, aber ich muß es sagen: Verlaß uns nicht!“ —

Eine Schilderung der Krankheit und ihres Verlaufs gehört nicht zum Zwecke dieses Buches. Der Dichter kann das Elend der Welt erscheinen lassen, damit die Seelen es in seiner Tiefe fühlen und seine Schauer empfinden; aber ihm zu folgen in seine besondern Entfaltungen, ist nicht seine Aufgabe.

Sagen wir darum, was zu sagen ist, in Kürze. Die Hoffnungen, die man nach dem wiederholten Anfall in den ersten Tagen hegen konnte, erfüllten sich nicht. Ein Husten stellte sich ein, der die Kranke bedrängend ängstigte. Die Züge verfielen sichtbar. Das arme Mädchen, die trotz Allem doch so viel Süßes, Holdes und Begeisterndes erfahren hatte, lernte nun das Bitterste kennen — den Schmerz und die Unmacht des Leibes, die auch das Licht in der Seele auslöschen und das Herz nur zum Fühler der Leere, der Ungestalt machen. Es sind Augenblicke, wo alle Besitzthümer verloren, alle schönen Momente der Vergangenheit in den Graus der Gegenwart verschlungen zu sein scheinen! — Augenblicke, wo die verkehrte Welt ihre quälendsten Spitzen gegen die bebende Seele richtet und das Nichts hold und lockend erscheint vor der grausamen Wüstheit des Seins! — —

Es kamen dennoch wieder Tage der Milderung des Leidens und einer verhältnißmäßigen Ruhe. Die Nahrung, welche Helene zu sich nahm, bekam ihr sogar endlich wieder und das Reden ging ihr leichter. — Ihr Geist konnte nicht ruhen. Sie richtete Fragen an Hugo, welche dieser beantworten mußte, und führte so Gespräche herbei, die der Arzt vielleicht nicht gutgeheißen hätte, die ihr aber wohlzuthun schienen.

Eines Nachmittags, wo die Sonne, durch Wolken gedrungen, mit ihrem länger entbehrten Licht das Zimmer erhellte, war sie wieder aufgestanden und saß auf einem Lehnstuhl gegenüber dem Freunde. Sie hatten über Allerlei gesprochen und schwiegen. Helene, aus ihren Gedanken sich erhebend, sah mit einem eigen melancholischen Blick auf Hugo und sagte:

„O über die Nichtigkeit des menschlichen Daseins! Man kommt auf die Welt, und das Leben in ihr ist ein stetes Hinschwinden des Lebens! Eine Flamme, die im Winde

zittert und die ein Hauch ausblasen kann! Warum schaudert man — warum freut man sich nicht lieber des Todes?"

Hugo sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Die Pflicht," versetzte er, „gebietet uns zu leben. Man darf nicht sterben wollen, so lange man lebt! — Du mußt leben wollen, meine Liebe," setzte er herzlich mahnend hinzu; — „immer, immer wieder!"

„Und wer sagt Dir, daß ich's nicht will?" entgegnete sie. „O, ich wollte schon! In meinem tiefsten Herzen lebt der Wunsch darnach. Ich hab' eine Phantasie, die mir immer wieder die schönsten Bilder vorzaubert, und wenn ich scheiden muß, weiß ich wohl, wovon ich scheide! Aber es erhebt sich in mir eine Stimme und ruft: Es ist besser, wenn Du gehst! Du sollst nicht leben, sollst nicht glücklich sein! Die Gerechtigkeit duldet's nicht! Deine Buße muß völlig sein!"

Ein Blick der Mißbilligung ging aus dem Auge Hugo's.

„Antworte dieser Stimme," rief er, „daß Du genug geduldet hast — übergenug!"

Helene machte ein Zeichen der Verneinung und schwieg. Dann sagte sie:

„Die Ruhe ist süß; und mein Herz wird um so ruhiger sein, je mehr ich leide. Das Leiden macht mich frei. Ich fühle mich losgesprochen, wenn ich Alles dulde bis zu Ende, und es ist mir, als wenn ich nie von dem Pfade der Ehre gewichen wäre!"

„Unseliger Hang!" entgegnete Hugo. „Du bist unendlich viel strenger gegen Dich, als ich's gegen mich wäre!"

Das Mädchen richtete einen ruhig überlegenen Blick auf ihn.

„Weißt Du denn, wie Dir's wäre," sagte sie, „wenn Du Dich pflichtwidrig benommen hättest? Du hast ja davon gar keine Erfahrung!"

Hugo prüfte das Angesicht Derjenigen, die so sprach, — er erkannte den Geist, der in ihr sich offenbarte — und auf einmal war es ihm, als ob auch er für sie keine Hoffnung mehr hegen könnte. Ein Schauer erfaßte ihn — tiefer Ernst nahm ihn ein; aber zugleich sprang in seinem Geist ein eigener Quell des Trostes. Hinter dem fliehenden irdischen erschien ihm das ewige Leben in leuchtenden Farben. Die Sinnendecke fiel von seiner Seele: er sah die Gegenwart als Schein, die verheißene Zukunft als Wahrheit; die Erkenntniß, die er bisher nur im Geiste gehabt hatte, war That und Leben geworden!

Er wollte reden und die Gedanken seiner Seele aussprechen — die Geliebte kam ihm entgegen.

„Lassen wir den Streit," fuhr sie fort. „Meine Worte sind strenger als meine Gefühle; was ich aber auch empfinden mag — es ändert nichts. Mein Leben geht hin — und was ist's denn auch? Wir scheiden ja nur von der Erde! Wir leben fort und tauschen für das mängelvolle Dasein ein besseres ein. An diesem Glauben halt' ich und er tröstet mich im Angesicht des Todes!"

„Und dieser Glaube ist Wahrheit," versetzte Hugo. „Wir werden in das irdische Dasein nur geboren, um den Anfang zu machen eines Lebens, das ewig währt. Wir sind, sind selber; und wie wir sein wollen, werden wir sein."

„Ein Wunder," sagte Helene nach einem Schweigen, „ist schon dieses Leben! Das fühlt man nicht im Glück und in der Gesundheit, wo man's hinnimmt und meint, es müßte so sein. Man fühlt es, wenn es vergehen will und zum Staunen doch immer noch da ist. — Woher kommt es? Wem danken wir's?"

Hugo sah sie an, — er glaubte sich der Antwort und einem Gespräch, das ihr tröstlich werden konnte, nicht versagen zu dürfen. Mit einem Lächeln, als ob er über die Frage sich wunderte, sagte er:

„Wem anders, als dem Einen, der Alles ist? Von dem ewig Seienden haben wir, die geworden Seienden, das Sein!"

„Und dieses Sein ist ewig, weil es von dem Ewigen kommt?" entgegnete Helene nach einer Pause des Nachdenkens. „Es ist ewig, weil er es gewollt hat und werden ließ?"

„Und ewig will!" setzte Hugo hinzu. „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht, sagt der böse Geist mit Recht. Aber was der Unentstandene zum Leben berufen hat und ewig lebend haben will, um sich ewig daran zu freuen, das vergeht nicht."

Helene nickte, als wollte sie sagen: das ist begreiflich!

„Die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele," fuhr Jener fort, „setzen alle Gott voraus — den lebendigen Gott, den Vater und Herrn aller Dinge. Wäre dieser Gott nicht, dann könnte von einer Fortdauer des

Menschen nach dem Tode nicht die Rede sein; dann wäre aber auch schon der Mensch auf Erden, das thatsächlich wollende und denkende Wesen, unerklärlich!"

„Wir haben darüber gesprochen," versetzte Helene nach kurzem Schweigen, — „ich erinnere mich's. Du sagtest: Wollende und denkende Wesen können nicht aus Dingen entstehen, die nicht wollen und nicht denken —"

„Weil die hervorbringenden Dinge nicht Fähigkeiten mittheilen können, die sie selber nicht haben," vollendete Hugo. „Da der Mensch, das selbstbewußte Einzelwesen, ist, so muß nothwendig das selbstbewußte absolute Wesen sein, aus dem allein solche Einzelwesen hervorgehen konnten. Gott ist der Herr des Universums und mit dem Universum, das ihm, der es durchwaltet, lebendig verbunden ist, Alles; er ist Geist, wollendes und denkendes Wesen, das wollende und denkende Wesen hervorgebracht hat, um liebend ihrer froh zu werden. Er läßt die Menschen auf Erden entstehen und sich bilden und hilft ihnen zur Vollkommenheit, um an ihnen seine vollkommene Freude zu haben: darin, und darin allein liegt die Gewähr unserer Unsterblichkeit!"

„Ja," rief Helene, „das ist der Fels, auf den wir bauen können!"

„Wenn dieser Hauptgrund feststeht," begann Hugo wieder, „dann erst gelten auch die andern Gründe für jene Lehre. — Es ist eigen. Die Unsterblichkeit der Seele ist so vielfach bezweifelt worden, und eben jetzt kommen wieder Geister empor, die sich anstellen, als ob sie des Vergehens im Tode gewiß wären; und doch sprechen alle Gründe für die Fortdauer, keiner dagegen."

„Keiner?" versetzte Helene.

„Keiner!" wiederholte Jener. „Denn der einzige, den die Gegner aufzubringen vermögen, ist keiner. Alles, was von dieser Seite vorgebracht wird, läuft nämlich auf das einfache Bekenntniß hinaus: Wir sehen nicht ein, wie der Mensch nach dem Tode fortleben soll! Das ist aber offenbar kein Grund. Die meisten Menschen sehen das Meiste nicht ein: es wäre sehr schlimm, wenn das Meiste schon deswegen auch nicht wäre!"

Ein Schein von Heiterkeit ging über die Züge der Hörerin.

„Wenn wir Gott haben und seinen Willen, uns ewig zu besitzen," bemerkte sie, „dann ist's allerdings genug. Er, der uns auf Erden entstehen ließ, wird auch wissen, uns zu erhalten, was in Wahrheit kein größeres Wunder ist als das Hervorbringen. Wir können ihm das Vertrauen wohl schenken und die Sorge überlassen!"

„Und es ist schön," versetzte Hugo, „wenn wir ihm vertrauen, schön, wenn wir glauben, ohne zu sehen. Durch solchen Glauben ehren wir ihn, wie wir auch Menschen ehren, denen wir ohne Beweise glauben; — und er wird den Glauben belohnen, der ihn ehrt!"

„Ja," sagte die Kranke. „Der Glaube an Gott und seine Endzwecke ist edel und süß. Er ist eine Kraft und stammt aus einer Tugend. Wir glauben an die Liebe, wenn wir selber Liebe haben. Wir glauben an das Heil, wenn wir es selber Allen verschaffen möchten."

„Das ist's!" rief Hugo mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte. „Wie könnte uns die mangelnde Einsicht in das Wie des Fortlebens ein Grund seiner Leugnung sein, wenn wir erkannt haben, daß Gott ist und unser Fortleben wollen muß? Sprechen alle Gründe dafür, daß wir fortleben werden, dann wissen wir zu unserm Trost genug, und wir können sogar mit einer eigenen Lust, weil mit einem eignen Schwung des Muthes, dem annoch Ungewissen entgegengehen!"

„Ja," rief Helene mit glänzendem Auge. „Das ist die Empfindung!"

„Wir müssen fortleben!" versetzte Hugo mit Nachdruck. „Ein Leben, das zu Nichts vergeht, ist sinnlos und wäre besser gar nicht entstanden. Ein Wesen, das wird und lebend sich bildet, muß sich ausbilden zur Vollkommenheit und in Vollkommenheit ewig leben — dann allein hat sein Werden Sinn und der vernünftige Mensch wird sagen: Nun begreif' ich es; dazu war's der Mühe werth, in's Dasein zu treten!"

„Offenbar!" erwiederte sie mit frohem Blick.

„Alles weist auf dieses Ziel und fordert es! — Die Natur strebt nach Glück, nach reinem Genuß des Daseins; Geist und Herz trachten nach Erkenntniß, nach sittlicher Vollendung und harmonischer Thätigkeit. Alles das wird uns aber auf Erden in Wahrheit nicht zu Theil. Wir können hier nur suchen und ringen und werden nur durch unzulängliche und flüchtige Erfolge

belohnt. Welchen Sinn hätten jene Triebe nun, wenn dieses irdische Leben nicht bloß der Anfang, sondern schon Alles wäre, und sie nach der höchst unvollkommenen Befriedigung in diesem Leben nicht eine stets vollkommenere, sondern das Nichts erwartete?"

„Keinen," versetzte Helene. „Das Menschenleben wäre die kläglichste Erfindung, die trostloseste Gaukelei!"

„Was aber die Triebe des Menschen fordern, das fordern mächtiger noch die Triebe der Menschheit. Auch die Menschheit entwickelt sich und geht einem Ziel vollkommenen Lebens entgegen: das lehrt uns die Geschichte, das lehren uns die übereinstimmenden Ideen ihrer edelsten Vorkämpfer. Wird sie dieses Ziel in der gegenwärtigen Ordnung der Dinge erreichen? Sie mag sich glücklich preisen, wenn sie vor ihrem Ausgang nur noch ein angenähertes Gleichniß jener Lebensharmonie verwirklicht, die uns allein befriedigen kann!"

„Für diese Welt," bemerkte Helene, „ist allerdings auch das schon eine kühne Hoffnung!"

„Die sich auch nur erfüllen kann, sofern der Menschheit das Ideal vor Augen steht, welches Gott selbst realisiren wird! — Auf dieses Ideal weisen alle Kräfte und Arbeiten des Menschengeschlechts: die Wissenschaft, die nach allseitiger Erkenntniß, die praktische Thätigkeit, die nach steter Verbesserung, die Kunst, die nach vollendeter Schönheit strebt. Auch diese Mächte erreichen auf Erden ihre Zwecke nur gewissermaßen und annähernd: die Weihe der Vernunft, die ganze Rechtfertigung ihres Strebens können sie also nur erhalten, wenn sie sich in einer Sphäre der Vollkommenheit vollkommen genügen dürfen! — Du hast ein Bedenken?" setzte er nach einem Blick auf sie hinzu.

„Das Du heben wirst," entgegnete sie. — „Man könnte einen Widerspruch darin finden, daß in der Sphäre der Vollkommenheit sich auch noch ein Trieb der Verbesserung befriedigen soll!"

Hugo versetzte:

„Ich muß mich genauer ausdrücken. Die Vollkommenheit, die ich meine, ist das vollkommene Leben, zu dessen Vollkommenheit eben die Möglichkeit des Fortschrittes, die stete Erneuerung, Erweiterung und Verschönerung gehört. Der Unterschied zwischen den beiden Sphären des Himmels und der Erde ist nur, daß wir hier auf eine grobe und materielle Weise fortschreiten, dort auf eine feine und geistige. Hier mit der spröden, feindseligen Materie kämpfend, unter Leiden und Sorgen, dort von der freundlich gewordenen unterstützt, mit Selbstgewißheit und Freude."

„Ach wohl!" rief das Mädchen. „Und die Vernunft in uns will eben diese Vollkommenheit!"

„Könnte sie etwas Besseres wollen?" entgegnete Hugo.

„Nein," versetzte Jene, indem sie ihn freundlich ansah.

Hugo, nach kurzer Pause, fuhr fort:

„In ganz besonderm Sinne heischt der Grund und Boden alles Lebens — die Gerechtigkeit, die Fortdauer des Menschen. Wir verlangen für jedes Thun die natürlichen Folgen in Lohn oder Strafe. Wir verlangen Wohlsein und Ehre für die bewiesene Güte, Züchtigung und Schmach für die bewiesene Bosheit. Wir erkennen, daß nichts Gutes ohne solchen Lohn, nichts Böses ohne solche Strafe bleiben dürfe, wenn uns nicht das Leben selbst als ein hohles Possenspiel der Willkür erscheinen soll. Und diese Forderung der Gerechtigkeit rechtfertigt sich auch vor der Liebe: denn nur die Strafe beruhigt das Gewissen und nur das Leiden bewirkt Selbsterkenntniß und Besserung."

Helene stimmte zu.

„Wird aber," fuhr Jener fort, „die Gerechtigkeit durch die Geschicke der Menschen auf Erden befriedigt? Allerdings trägt die Tugend ihren Lohn, die Sünde ihre Strafe in sich selbst; und könnten wir in das Herz des Bösen, der äußerlich glücklich ist, und in das Herz des Guten sehen, der äußerlich zurückstehen muß, wir würden schon hier unvergleichlich mehr Justiz wahrnehmen als mit dem bloß sinnlichen Auge. Aber auch dann würden wir sehen, daß noch unendlich viel zu thun übrig bleibt. Gemeinheit und Bosheit freuen sich bei verstocktem Sinn und weitem Gewissen und, setzen wir hinzu, bei gesundem Leib ihres Lebens bis zu Ende, während der Edle, mit der verkehrten Welt ringend, oft bis zu Ende leidet und die bittersten Tränke zu sich nehmen muß. Auch die göttliche Rechtspflege und die Erziehung der Menschen durch sie beginnt nur auf der Erde und kann Abschluß und Sinn erst in andern Regionen finden.

Die Seele, die vom Leibe scheidet, muß darum in eine Sphäre gelangen, wo sie Alles erfährt und duldet, was zur Befriedigung der Gerechtigkeit eben so wie zu ihrer eigenen Reinigung und Erhöhung nothwendig ist."

„Und wohl ihr," rief Helene, „wenn sie dahin gelangt! — Wohl der edelsten und besten wie der niedrigsten und schlimmsten!"

„Wohl auch der schlimmsten," erwiederte Hugo, „allerdings! Denn die Buße, wenn sie voll wird, erzeugt die Rettung. — Hab' ich nun wohl zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß alle Gründe für die Unsterblichkeit der Seele sprechen, keiner dagegen? Erlangt der Mensch in andern Sphären die ihm entsprechende Vollkommenheit — wird er, wie er ist, endlich zur mitverdienten Vollkommenheit erhöht, dann hat das gegenwärtige Leben Sinn! Außerdem hat es keinen, und nur der sinnlose Mensch kann sich damit zufriedengeben. Ein solcher sieht den Tod, kann sich das Fortbestehen der Seele ohne Leib nicht denken, meint, das Nichtswerden der Seele verstehe sich nun von selbst und behauptet es darum. Aber dieses Nichtswerden versteht sich nicht von selbst, vielmehr, da das Dienende, der Leib, nicht vergeht und sich nur verwandelt, so ist das Nichtswerden des Herrschenden und wahrhaft Seienden, des Geistes, gradezu undenkbar! Nichts beweist der Tod als die Scheidung des bisher Verbundenen — das Ablegen der groben Hülle, die ihre Dienste gethan hat und dem Geist in die höhere Sphäre nicht mehr folgen kann."

„Wahrlich," rief Helene, „so ist es! — So muß es sein!"

„Wir haben," fuhr Hugo fort, „auf der einen Seite die Triebe und Forderungen des Menschen und der Menschheit; wir haben den Willen der Vernunft, die nur durch den erreichten, höchsten Zweck des Lebens, das vollkommene Leben, befriedigt werden kann, die gegenüber dem unvollkommenen und nun gar verkehrten immer klagen und fragen wird: „Warum das?" um nur vor dem harmonischen auszurufen: „So hab' ich's gewollt!" — Auf der andern Seite haben wir den Tod und das Nichtswissen unwissender Menschen über die Art des Fortlebens der Seele! — Werden wir in Zweifel sein, auf welche Seite wir uns schlagen sollen?"

„Gewiß nicht!" rief Jene.

„Glauben wir darum an Gott und hoffen wir auf ihn — in Harmonie mit der Natur und der Vernunft — mit den Idealen der Natur und der Vernunft! Für Gott ist dieses irdische Leben nur Material, woraus er das allvollendete Kunstwerk ausarbeitet! Er kann sich nicht zufrieden geben, bis er es zu Stande gebracht; und wenn die Erziehung und Vollendung freier Wesen eine für uns unabsehbare Zeit erfordert — Er wird nicht ruhen, bis ihm das allgemeine Heil gelungen ist. Die Geschaffenen gehören zu ihm, dem Schöpfer, sind seine Glieder, seine Organe, und wenn er sie nicht vollendete, würde er nach außen selbst unvollendet bleiben. Den Wust der sittlichen und sinnlichen Zerfahrenheit, wie er uns in dieser Welt erscheint, in den Organismus ewiger Schönheit zu wandeln, das ist sein Ideal, und erst wenn das verwirklicht ist, wird ihm selber der Sabbath erscheinen, an dem er von der Arbeit der Erziehung ruhen kann, um mit vollkommenen Organen das allselige Leben der Vollkommenheit zu leben."

Hugo, wie es ihm wohl begegnete, wenn er auf die ihm theuersten Ueberzeugungen zu sprechen kam, hatte sich gehen lassen, und sah nun, sich erinnernd, mit einiger Besorgniß auf die im Stuhl hingelehnte — leidende Hörerin. Aber ihr Blick, der Blick aus einer tief befriedigten Seele, beruhigte ihn.

„Schön und trostvoll," rief sie. „Trostvoll, weil es wahr ist! — Ich danke Dir, mein Freund! — Was auch mir schon durch den Kopf gegangen war, aber stückweise, das hast Du mir zusammenhängend, überzeugend gegeben."

„Es hat Dich also nicht angestrengt?" versetzte Hugo.

„So wenig wie das Trinken eines labenden Trankes den Durstigen!" erwiederte sie. „Das da," fuhr sie, mit einem Lächeln auf die edle, reine Stirn deutend, fort, „ist noch in gutem Zustand und kann schon noch etwas aushalten. Ja, mir ist, als ob der Kopf gewonnen hätte, was der armen Brust genommen worden ist! Wenigstens in gewissen Augenblicken hab' ich dies Gefühl — und eben jetzt!"

„Liebste!" rief Hugo, indem er sie mit gerührtem Blick ansah. — „Gottlob," fuhr er nach einem Moment fort, „wir sind geboren für ewiges Leben, wozu das irdische

nur die Einleitung ist. Wir sollen in diesem lieben und streiten und dulden und erkennend und sehnend uns für das ewige bereit machen. Nicht auf die Länge dieses Lebens kommt's an, sondern auf die rechte Benutzung desselben für die Ewigkeit. Wer in kurzem Leben zur Erkenntniß göttlichen Geistes und Sinnes und seiner wunderbaren Schönheit, wer zum lebendigen Glauben an Gott, zur innigen Liebe gelangt, der hat der Erde den höchsten Segen abgewonnen und schwingt sich mit Einem Flügelschlag aus der niedern Sphäre des Drucks in die Region der Freiheit!"

„Gott geb' es!" rief Helene bewegt.

„Die Erde," fuhr Hugo fort, „ist nur dazu da, daß man auf ihr sich kennen und lieben lernt. Ist dies geschehen — ob in kurzem oder langem Leben — dann ist der Zweck des Hierseins erreicht. Auf der Erde sollen wir uns nur treffen, um uns einander für die Ewigkeit zu bestellen. Wir sollen auf ihr das Wesen finden, mit dem wir am liebsten und innigsten das Leben der Ewigkeit lebten! Wer ein langes Leben verbringt, ohne es zu finden, ist unglücklich — wer es in kurzem findet, ist selig!"

„Ja," rief das Mädchen, — „die Seele, die wir allen andern vorziehen, für uns gewinnen auf ewig, das ist Alles, und etwas Glückseligeres kann es nicht geben! — Aber — —" Sie schwieg, indem sie erröthete und die Wimpern senkte.

Hugo schaute sie an und errieth sie. Er faßte sie bei der Hand, sah ihr mit zärtlichem Lächeln in's Auge und sagte:

„Zweifelst Du an meiner Liebe?"

„Nein," antwortete Helene, „es wäre Sünde. — Aber ich kann Dir nicht sein, was Du mir bist. Ich scheide, Du bleibst; Du bleibst, um zu leben, zu wirken und glücklich zu sein —"

„Das Bleiben, wenn Du uns wirklich verlassen würdest," fiel Hugo ein, „geb' ich zu. Ich würde leben, so lange ich müßte!"

„Auch das Andere darf und wird nicht ausbleiben," versetzte sie mit dem Tone edler Liebe. „Wenn ich todt bin, ist Dir eine Schwester gestorben — Du wirst ein Weib suchen, und Du wirst die finden, die Du verdienst!"

„Niemals!" rief Hugo mit Nachdruck.

„Wie!" rief Helene, indem eine Röthe über ihre Wangen flog. „Du willst Dich nicht vermählen? Bei Deinen Glücksgütern? — In Deinen Jahren?"

„Ich liebe Dich," erwiederte Hugo, „und," setzte er mit Nachdruck hinzu, „ich bin von Dir geliebt! Ich bin geliebt von Dir, die ich mit Wonne und Schmerzen geliebt habe, mit der ich in Wonnen und Schmerzen bis in die geheimsten Fasern verwachsen bin! Dich allein will ich haben, und Du Einzige sollst mir Alles sein für alle Zeiten!"

„Unmöglich!" rief das Mädchen, indem ihre Augen übergingen.

„Thörin!" erwiederte Hugo mit liebendem Vorwurf. „Willst Du Dich selbst verkennen? Willst Du nicht sehen, wie klug ich bin, wenn ich mich frei lasse für das, was mir das Liebste ist?"

„O Güte, Güte!" rief sie.

Er, mit dem Humor der Zärtlichkeit, fuhr fort:

„Es ist nicht ohne Mühe gewesen, daß ich Dich gewonnen habe. Es hat uns Beiden viele Noth gemacht, bis Eins dem Andern das Rechte geworden ist. Jetzt gehörst Du mir, Du bist mein Eigen — mein lang und bang ersehntes, glücklich errungenes Eigen — und ich sollte Dich wieder weggeben?"

„Das würdest Du nicht," entgegnete sie.

Er, es überhörend, fuhr fort:

„Ich habe Deine Schönheit vor Augen in den Tagen des Glücks und des Leides. Ich sehe mit meiner Seele das Holdseligste, was es auf Erden und im Himmel geben kann: die liebende Seele der Geliebten! Ich sehe Dich im Geiste, wie Du sein wirst, verklärt, in verklärter Schönheit — ich weiß, daß Du in ihr mein sein wirst auf ewig — und ich sollte mich nicht damit begnügen? Ich sollte mir wieder verderben, was ich errungen habe?"

„O Hugo," rief sie mit weinenden Augen — „Du bist ein Heiliger!"

„Nichts als ein Liebender," entgegnete er zärtlich. „Andere mögen anders handeln, mir ist nun einmal dies das Liebste. Und eben dies," fügte er mit heiterm Blick auf die Seligbewegte hinzu, „scheint auch Dir die meiste Freude zu machen?"

„Nur zu viel Freude," rief sie aufathmend. „Ich kann's nicht tragen!"

Der Liebende faßte ihre Hand, und sie, mit seiner Hülfe, erhob sich. Er sah ihr in's Angesicht und sagte:

„Gott ist gut! Er ist mächtig und groß und er will uns zu seinen Genossen haben! Gott ist die Liebe und er hat keine größere Freude, als Liebende zu beglücken! Weihen wir uns ihm für Zeit und Ewigkeit, ihm, dem Urquell der Liebe, dem ewigen Herrn des Lebens!"

Er küßte sie auf die Stirn, und während Thränen der Wonne und Wehmuth über ihre Wangen liefen, rief er:

„Mögen unsere Geschicke sich erfüllen! Mit dem Herrn des Lebens werden wir über sie triumphiren und leben!"

XV.

Das irdische Dasein ist ein unerforschliches Räthsel. Man könnte sogar begriffen haben, durch welche Thätigkeit von Kräften das Menschenleben entsteht und durch welches Nachlassen derselben es hinschwindet, — immer bliebe die Frage: wie entsteht und vergeht eben dieses Eine Leben? Warum ein Wesen mit eben diesen körperlichen und geistigen Fähigkeiten? Und warum erliegt dieses eine den Mächten des Verderbens, während ein anderes wieder zum Leben sich erhebt? Was ist der Grund, daß Leidende, die hoffnungslos darniederliegen, wieder genesen, um lange zu leben, während andere, von eigener und der Ihrigen Hoffnung ermuthigt, dem Tode in die Arme sinken?

Die Antworten darauf bleiben die Eine wahre Antwort immer noch schuldig.

Wir müssen uns beugen. Wir müssen, vor dem Gewordenen stehend, sagen: es ist so — durch welche Mischung von Plan und Zufall es so geworden sein mag. Wir müssen glauben, daß Gott, für den Alles nur Stoff ist, auch aus diesen Geschicken eine Gestalt werde bilden wollen.

Als am Tage nach dem Gespräch Hugo zu Helene kam, sagte diese:

„Du hast gestern meiner Seele recht wohl gethan! Eben diese Belehrung hab' ich nöthig gehabt, und Du glaubst nicht, wie ruhig ich nun bin! Ich habe Alles behalten — mein Geist denkt es und meine Phantasie malt es aus."

Sie gab ihm die Hand und sah ihn mit einem gutmüthigen Lächeln an.

„Wir sind doch eigentlich recht für einander geschaffen!" sagte sie dann im Ton scherzender Liebe. „Es wäre schade, wenn wir uns nicht gefunden hätten!"

„Das war unmöglich!" rief Hugo mit Sicherheit.

Helene machte eine eigene Bewegung.

„Mit mir," bemerkte sie dann, „mußte doch eine große Veränderung vorgehen!"

Hugo fand den Humor, zu lächeln.

„Wir haben uns gefunden," rief er; „und das ist die Hauptsache!" —

Dieses kurze Gespräch war das letzte, in welchem die mit Selbstvergessenheit Liebenden über die wirklichen Zustände hinwegsehen konnten.

Der November brachte seine rauheste Zeit. Ein Sturm erhob sich von Westen her, Regen schlug an die Fenster, die Schornsteine heulten und ließen zumal des Nachts ein schauerliches Aechzen und Stöhnen hören. An tiefdüstern Tagen sah die reiz- und leblos gewordene Landschaft schwarzgrau und schmutzig herauf, naßkalte Luft strich durch die Gänge des Schlosses, Hof und Garten boten einen öden und wüsten Anblick.

Für den Gesunden ist's an solchen Tagen heimlich in geheizter Stube, und mit seltsamer Lust vernimmt er in dem Asyl das Sausen des Windes, der die Bäume schüttelt, und das Prasseln des Regens, der an den Scheiben niederrinnt. Aber die Phantasie des Kranken regt es allzu schaurig auf, und seine Organe drückt es nieder. Die Natur in diesen rauhen Aeußerungen verstärkt die Macht der Krankheit.

Der Schein der Besserung, der sich an Helene gezeigt hatte, verlor sich wieder. Ihre Kraft sank und sank. An ganzen Tagen beschränkte sich der Verkehr der Liebenden auf abgerissene Worte bei den Diensten der Pflege, auf schmerzlich besorgte und wehmüthig dankende Blicke.

Was Hugo in dieser Zeit litt, wollen wir nicht beschreiben. Einmal, unter Einwirkung seiner Phantasie, hatte er ein Gefühl, als ob seine eigene Brust krank wäre. Die Täuschung erkennend lächelte er über sich selber, empfand aber, auf Helene sehend, mit um so tieferm Schauer die peinvoll unerbittliche Wirklichkeit des Leidens. Ein Trost kam ihm in diesen Tagen nur durch sie — durch den Ausdruck ihres Gesichts! Es war nicht nur Ergebung, was ihn daraus ansah, sondern eine wahre innere Genugthuung; und er verstand sie. „Je

mehr ich leide, desto reiner wird meine Seele; je geduldiger ich das Leid ertrage, desto gewisser ist mein Glück!“ Das las er aus den Zügen, und sein eigenes Herz wurde stark und die gehobene Miene verkündete seine Fassung. „Welche Macht,“ rief's in ihm, „ist der Geist! Ein Wunderthäter! Nacht und Grauen, Todesnoth und Tod müssen ihm dienen zum Erweis seiner Herrlichkeit!“

In Momenten der Ruhe hatte er doch auch jetzt noch ein Mittel, sie zu erfreuen — durch Vorlesen von Gedichten, die er für sie ausgewählt hatte. Hie und da mischte er eines von sich darunter, und es war ihm ein eigen süßes Gefühl, wenn eben dieses wohlthuend auf ihre Seele wirkte.

Nachdem eine Woche so verflossen war, schrieb er einen Brief an den Professor, mit welchem er sich nach seiner Rückkehr aus Italien wieder in Verbindung gesetzt hatte. Wir theilen die Stellen daraus mit, die unsere Schilderung ergänzen.

„Die Hoffnungen, lieber Freund, die ich noch einmal gehegt habe, sind noch einmal zu nichte geworden. Wir stehen vor der Entscheidung! — Erlaß mir zu schildern, was ich empfinde! —

Ich verliere Helene, nachdem ich sie noch am reinsten habe kennen, am tiefsten habe bewundern lernen!

Von ihrem idealen Vermögen hab' ich Dir früher Beweise gegeben. Dieses ist aber eben in der Zeit des Leidens gewachsen. Das Schwierigste, was ich ihr zu begreifen vorgelegt habe, nahm sie als ihr Eigenthum hin und erfreute sich seiner unmittelbar! Das Licht wurde ihr zur Erquickung! — Wenn es der Geist allein vermöchte, — wenn er nicht gebunden wäre an die Natur, die ihre Mitwirkung verweigert — sie würde leben!

Ja, lieber Freund, ihr Geist ist hell und schwungvoll, mächtig und gut in Einem!

Seltsame Widersprüche! — Das Weib kann so schwach sein, so unsicher und unzuverlässig! Der Schein blendet sie, der Zauber des Scheins reißt sie an sich heran — und sie erliegt. Aber wenn ihr die Fackel der Erkenntniß geleuchtet, wenn ihr Geist sich für die Wahrheit entschieden, ihre Liebe dem Ewigen sich geweiht hat, dann ist sie stark, stark und groß; und jeder Versuchung überlegen, rücksichtslos, geht sie den Weg zum Licht empor.

Was ist das Beste? Rein in Treue zu bleiben, ruhig und glücklich der Pflicht zu leben — oder mit lodernder Phantasie kühn es zu wagen mit dem Dämon, und nach unvermeidlichem Unheil so sich zu bekehren — so sich emporzuschwingen in desto höhere Höhen des Geistes und den begangenen Abfall mit um so glühenderer Liebe zu vergelten?

Beide Seelen sind Gottes! Und das Heil vollendet jede! Wer gefehlt und büßend, leidend — gerne leidend, ja mit leidenschaftlichem Wollen leidend —, sich wieder erhoben hat und inniger Liebe, heiliger Demuth fähig geworden, der hat mit dem Reinen die Gleichheit wieder erlangt. Die Liebe tilgt die letzten Trübungen der Schuld, Alles verschönend, und die Vergangenheit in Irren und Wiederfinden und all ihren gewaltigen Erschütterungen wird ein Schatz der Erinnerung für die göttlich gesinnte, menschlich fühlende Seele. —

Du hast nach dem Schreiben, worin ich Dir die Katastrophe des Grafen Geierstein gemeldet, ein strenges Gericht über meinen Stand gehalten und die Gefahren, welche dem Angehörigen so nahe liegen, scharf bezeichnet. Ich habe Dir nicht entgegentreten wollen, und will es auch jetzt nicht. Aber die Gerechtigkeit zwingt mich, auf eine Thatsache hinzuweisen, die einen Vortheil in sich schließt. Die Pflichten, die ein Stand sich auferlegt — ja, die Ansprüche, die er macht, haben ihre Folgen. Gebietet die Ehre bei ihm, was sie bei einem andern nicht gebietet, dann erlangt der Mensch in ihm doch vorzugsweise eine Gewöhnung, auf die Stimme der Ehre zu hören. Ein edler Stolz erfüllt ihn, nach den Gesetzen derselben zu handeln und mit ihr das Außerordentliche zu leisten. Allerdings kommt es nun eben auf den Geist an, der dem Einzelnen gegeben oder in ihm erweckt wird; aber der gute Geist findet in der unter Ehrbegriffen aufgewachsenen Natur ein vorbereiteteres Land! Und so ist es denn gekommen, daß bis jetzt wenigstens außergewöhnliche Entschließungen am meisten von Angehörigen unseres Standes gefaßt und vollführt worden sind. Das Standesideal hat seine Wirkung gethan. Wenn die gemeinen, selbstsüchtigen Naturen dadurch zum Schein, zur Anmaßung der Wahrheit, zum frechen Stolz gereizt wurden, so hat es die bessern zu sich selbst emporgehoben, und es sind Dinge geschehen,

an denen unsere Seelen sich weiden können.

Mag es sein, daß an dem Irrthum Helene's die verhängnißvolle Seite der ererbten Denkweise mit Schuld hatte. Aber solch eine Wiedererhebung — solche Ausdauer im Erdulden des Leidens, solche heroische Consequenz und solche Freiheit des Geistes, worin dieser sogar der Heiterkeit wieder fähig wird — alles das in dem einzig edlen Stil der Erscheinung gestehe ich mir von einem andern Weibe kaum denken zu können. —

Mein Freund, was ist es um die Liebe, die sich geliebt weiß! Jugend, Jugendmuth und Freude sind schön. Schön sind die rosigen Wangen der Geliebten, herrlich ist das Kraftgefühl des Mannes, entzückend die Aussicht auf ein Erdenparadies, das eines an der Seite des andern zur Freude ruft. Aber schöner ist der Blick, der dem Liebenden die Gewißheit ewiger Liebe in die Seele strahlt. Denn die Jugend und ihre Schönheit gehen vorüber, und das Auge des Geistes erblickt schon in ihrer glänzendsten Blüthe den Schatten des Vergänglichen, während ihn an der Liebe selber das Licht der Ewigkeit beseligt. — Wenn solch ein Blick von einem Auge kommt, das aus bleichem, zerfallenem Angesicht leuchtet, ist er nur um so rührender. Erschütternd wirkt die himmlische Güte, umgeben von den Vorboten des Todes — und Thränen, heiße Thränen stürzen aus dem Auge des unselig Seligen, den sie beglücken will. Aber das Hochgefühl des Ewigen überwiegt! — Es überwiegt auch jetzt in mir, der ich meine Seele in der Offenbarung an den Freund entflammt habe und emporgetragen durch die lodernden Gluthen hinwegschaue über das Elend des Erdenlebens.

Der Sturm, der sich wieder erhoben, umtobt mich. Fernes Rauschen und Sausen, nahes Pfeifen und Rasseln dringt in mein Ohr. Aber mir ist's wie Klang der Orgel, wenn ein gewaltiger Meister sie erbrausen läßt! — Das Leben klingt hin. Gottes Wille geschehe! Ich dank' ihm, dem Spender des Lebens; denn ich hab' in ihm den Schatz gefunden für die Ewigkeit! —

Ja, ich ergebe mich! Ich klage nicht, ich preise! — Und doch! — Beweinenswerth erscheint uns das Geschick zweier Liebenden, die den Bund geschlossen vor dem Altar und nach kurzem Wonnemond durch den Haß der Welt auseinandergerissen werden? Beneidenswerth ist es! Wär' es, hätten sie auch nur einen Tag, eine Stunde sich angehört! Wär' es, hätten Sie nur das Ja sagen und sich einmal ansehen dürfen als Braut und Bräutigam! —

Leb' wohl, geliebter Freund! — Und möge Deine Gattin, deren inniger Antheil mich stets beglückt hat, auch jetzt mit mir fühlen! — Lebt, liebt euch und seid glücklich!" — —

Durch ein sonderbares Zusammentreffen, das man aber im Leben nicht selten wahrnimmt, gelangen dem Verwalter und seinem Gehilfen grade in diesen Tagen einige der erwünschtesten Käufe. Während die Blume von Ellerburg hinwelkte, gedieh die Herrschaft, deren höchste Ehre darin hätte bestehen sollen, ihr zum Wachsthum, zur Ehre und Freude zu dienen!

Die Geschäfte, die sich dabei für ihn ergaben, zogen den Liebenden von den schmerzlichen Aufregungen seines Herzens ab und gewährten ihm eine in ihrer Flüchtigkeit dennoch heilsame Zerstreuung. Durch Arbeiter, die er aufgestellt hatte, wurden jetzt auch die letzten Verbesserungen und Verschönerungen an und in den Gebäuden ausgeführt; und als er sie betrachtete, hob sich ihm dennoch die Brust mit einem Gefühl der Befriedigung. — Alles — die ganze Welt sank aber wieder dahin, wenn er die Schritte zu Helene lenkte. Ihr Anblick war unendlich rührend. Sie schien auf die letzten, geheimsten Reste der Lebenshoffnung verzichtet zu haben. Das Lächeln der Liebe, womit sie ihn betrachtete, hatte einen tiefer schmerzlichen Zug; die Lippen drückten in leisem Verziehen die ganze Trauer des Scheidenmüssens aus. Ihre Miene war zuweilen die eines bittenden Kindes; — und sie schien um Erlösung zu bitten! —

Die Natur hatte sich wieder beruhigt und scheidende Wolken ließen die Strahlen der Sonne wieder zur Erde gelangen. Der Arzt war mit der Wärterin allein bei der Kranken. Als er nach einiger Zeit aus dem Zimmer kam, trat ihm Hugo entgegen, der auf ihn gewartet hatte.

„Doctor," redete er ihn an, „ich ersuche Sie um einen Beweis Ihrer Freundschaft. Sie kennen mich — sagen Sie mir die Wahrheit! — Helene ist nicht mehr zu retten?"

„Ihnen," erwiederte der Arzt, „gesteh' ich, was ich dem armen Vater, der gestern

dieselbe Frage an mich gerichtet hat, nicht gestehen mochte. — Sie stirbt! — Das Uebel ist zu weit vorgeschritten und geht jeden Tag weiter. — Ich habe keine Hoffnung mehr!“

Hugo, obwohl er nichts Anderes erwartet hatte, war dennoch erblaßt. Dann aber, mit einem feierlichen Glanz auf seinem Gesicht, erwiederte er:

„Wie viel Tage geben Sie ihr noch?“

„Nur wenige,“ versetzte Jener bewegt. „Vielleicht —“

„Es ist gut,“ fiel der Liebende ein. — „Ich dank' Ihnen,“ setzte er nach einem Moment hinzu, indem er ihm die Hand drückte. „Ich dank' Ihnen für die Wahrheit und — für Ihr Mitgefühl!“

Dies war an einem Sonntag, Vormittags. Nachmittags, während im Schloß eine feierliche Stille herrschte, begab sich Hugo von seinem Zimmer auf das der Kranken. Sie lag mit geschlossenen Augen da, in leichtem Schlummer, und ihre Züge hatten einen eigenen friedlichen Charakter. Hugo nickte für sich. Auf einen Wink von ihm entfernte sich die Wärterin, und er blieb am Bette stehen, die leise Athmende betrachtend. Endlich schlug diese die Augen auf, erblickte ihn und rief mit einem Schein der Freude:

„Ah Du!“

„Wie geht's Dir, liebe Helene?“ fragte er.

„Besser,“ versetzte sie. „Ich fühle mich schwach, aber wohler als gestern.“

„Das freut mich,“ erwiederte er.

Er ergriff ihre Hand, sah ihr in's Angesicht und sagte mit liebevollem Ernst:

„Du bist mein?“

Ein Lächeln erhellte ihre Züge, ihr Auge glänzte. Sie fühlte den Ernst, ahnte die Absicht dieser Frage und erwiederte:

„Ja!“

„Auf ewig?“ setzte er hinzu.

„Auf ewig,“ erwiederte sie.

Hugo, nach einem dankbaren Blick, fuhr fort:

„Und was Du gewollt hast, das willst Du noch? Auch im Jenseits willst Du mir gehören? Im Reiche des Geistes — im ewigen Leben?“

Das Mädchen sah ihn an, und mit einem eigenen Ausdruck entgegnete sie:

„Eben da! — Für dieses Leben,“ setzte sie mit einem eigenen Lächeln hinzu, „wäre mir die Freude zu kurz!“

„Du willst mir gehören,“ fuhr Hugo fort, „in allen Wandelungen — allen Seligkeiten jenes Lebens?“

„In allen!“ erwiederte sie. „Nur mit Dir will ich sie haben! Mit Dir will ich sie theilen, und das ist für mich eben das Süßeste dabei! — Eine Wonne geht mir durch's Herz bei dem bloßen Gedanken!“

Mit einem Blick der innigsten Liebe drückte Hugo ihr die Hand. Dann, gerührt, mit heiterer Zärtlichkeit rief er:

„Du willst mein Weib sein?“

Eine Röthe flog über die Wange des Mädchens, ihre Brust hob sich, und ein leises Ach entfloh ihrem Munde.

„Du willst mein Weib sein?“ wiederholte er. Und sie, mit unendlicher Liebe zu ihm aufsehend, drückte ihm die Hand.

„Dann,“ versetzte er, „will ich Dein Mann sein! Dein Gatte für dieses und jenes Leben!“

Die Augen Helene's füllten sich mit Thränen — mit Thränen der Freude, des Dankes.

„Du willst Dich wirklich an die Sterbende binden?“ rief sie; „allem Lebensglück entsagen um meinetwillen? Du willst ausführen, was nur einmal gewollt zu haben schon unendliche Güte war?“

„Dazu,“ erwiederte Hugo, „bin ich gekommen.“

„O,“ rief sie, „Du bist die Güte selbst — die Großmuth —“

„Ich liebe,“ versetzte Hugo mit innigem Nachdruck; und mit edlem Ernst fuhr er fort: „Die Liebe ist das Höchste, der Geist ist das Höchste; aber das Symbol darf nicht fehlen. Was innerlich geschieht, das soll auch äußerlich geschehen; wir sollen es nicht nur sein und fühlen, sondern auch schauen. Darum, geliebte Helene, weil wir innerlich verbunden sind, wollen wir es nun auch äußerlich sein! Die Zeichen, wenn unser Blick auf sie fällt, sollen uns den Besitz und das Gefühl der Seelen in's Auge strahlen.“

Während der letzten Worte hatte er ein Etui aus der Brusttasche gezogen. Er öffnete es, nahm zwei Ringe heraus und gab ihr den einen. Dann, emporsehend, mit tief bewegter Stimme sagte er:

„Gott im Himmel, sieh auf uns! Segne uns! Wir wollen eins sein für das Leben, zu welchem Du uns berufen hast! Sie mein Weib und ich ihr Mann; beide ein Wesen in Liebe, die beide vollendet, jedem, was

er nicht selber hat, schöner gibt und in wechselseitiger doppelter Verklärung Alles bereichert und Alles erhöht. Sie, Helene von Ellerburg, ist die Hälfte, die ich gesucht und glücklich gefunden habe, und der ich mich nun auf ewig verbinde. Verbunden wollen wir Dein sein, Deine Kinder, und alles Glück, das unsere Herzen ersehnen, liebend und dankend aus Deiner Hand empfangen!"

Zu Helene gewendet, sagte er:

„Ist das auch der Sinn Deines Herzens? — und willst Du so die Meine sein?"

„Ja," antwortete sie.

„So wechseln wir die Ringe!"

Es geschah. Hugo neigte sich über sie und küßte sie, und sie küßte ihn.

„Meine Braut!" rief er. „Mein Weib! Meine Einziggeliebte!" — Unbeschreibliche Empfindungen durchströmten die Herzen der wunderbar Vereinten.

Sie, im Bette sitzend, weinte. Dann, indem sie die Thränen aus ihren Augen wischte, ging ein himmlischer Glanz in ihrem Antlitz auf — eine heilige Freude, eine bräutliche Wonne. Das Leben der Liebe ersetzte Alles, was das Leid ihr geraubt hatte; — mit einem rosigen Schein auf den Wangen, mit feierlich süßem Lächeln, sah sie holdseliger aus als jemals. Den Geliebten, der mit Entzücken an ihr hing, mit Entzücken betrachtend rief sie:

„Wer hätte geglaubt, daß das für mich noch möglich wäre! Am Rande des Grabes! — O Hugo — Gott ist groß, — groß und unendlich gut!"

Und als sollte der Geprüften, Reinen, Nichts zur Verschönung mangeln, so fiel in diesem Augenblicke der letzte Strahl der Sonne durch's Fenster auf ihre Züge. Sie kehrte sich dem Lichte zu und ihr Auge schien es begierig einzusaugen. Dann wandte sie sich wieder zu Hugo, gab ihm die Hand und nickte, als wollte sie sagen: Es ist gut! — —

Am andern Morgen war sie todt. Hugo hatte bei ihr gewacht, — ihr Leben geleitet bis zum letzten Athemzug und sie verscheiden sehen.

XVI.

An demselben Tage kamen die Nächstverwandten. Sie wollten die Kranke besuchen — und wurden mit der Nachricht empfangen, daß eine Todte im Hause sei! Ich schildere nicht den Jammer der liebenden Herzen, die trotz Allem und Allem wieder gehofft und an Helene mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit gehangen hatten.

Ergreifend war der Schmerz des Bruders. Er stand blaß und zitternd vor dem Leichnam und seine Brust bewegte sich in schweren Athemzügen. Noch einmal hatte sein Gewissen sich gegen ihn gestellt und ihm zugeflüstert: „An dem Untergange dieses herrlichen Wesens bist Du schuld! Wärest Du damals gegen den Vater und seine Rathgeberin für den Freund aufgetreten, hätten Dich nicht selbst eigennützige Zwecke verführt, sie, die entseelt hier liegt, würde leben — und ein glückliches Paar würde Dir danken!" — Er war von Leid und Anklage so gebeugt, daß der erschütterte Hugo selber Mitleid mit ihm fühlte und ihn durch Andeutung früherer Geständnisse Helene's zu beruhigen suchte.

Der Tag, an welchem die Beisetzung stattfand, war schön und mild. Eine große Zahl von Leidtragenden und Zuschauern aus der Umgegend hatte sich eingefunden. Der Geistliche, ein Mann von literarischer Bildung, der erst seit Kurzem im Amte war, hielt eine rührende, tröstende Rede; und die herzlich betonten Worte, an geweihter Stelle vorgetragen, wirkten so erhebend, daß nach der Feierlichkeit auch Karl mit einem Blick ernster Fassung Hugo die Hand drückte, als ob er sagen wollte: „In Gottes Namen!"

Hugo, um den letzten Stachel aus der Seele des Freundes zu nehmen, sagte:

„Lieber Bruder, es gibt ein Geschick, das uns beherrscht, indem es auch unserer eigenen Schwächen und Leidenschaften sich gegen uns bedient. Wir erkennen die begangenen Fehler und rechnen uns die Schuld allein an; aber darin irren wir uns. Es ist nur eine andere Art von Selbstüberhebung. Ergeben wir uns! Und statt uns in unfruchtbarer Reue zu quälen, thun wir Gutes auf dieser Erde, so viel wir vermögen!"

Die Freunde blieben noch zwei Tage beisammen, indem sie die für die nächste Zukunft nöthigen Anordnungen und Verabredungen trafen. Endlich trennte man sich; und Jeder suchte wieder den Pflichten des Tages zu leben und den Trost der Zeit anzunehmen.

Hugo fand sich in seine Lage. Sinnverwirrend gingen in den ersten Tagen der Einsamkeit seine Gefühle durcheinander,

und zuweilen erfaßte ihn eine unendliche Traurigkeit. Aber sein Geist, auf's Ewige gerichtet, siegte, und er widmete sich den Aufgaben, die er übernommen hatte, mit der Ruhe eines Mannes, der seiner selbst Herr geworden.

Nur Einer konnte sich von dem erlittenen Schlage nicht wieder aufrichten: der alte Vater. Zu der Leiche der Tochter geführt, hatte er sich einem Schmerz hingegeben, der in seiner Hilflosigkeit erschütternd war. Auf sein Zimmer zurückgekehrt, saß er ein Bild stummen, dumpfen Grames. Er verließ das Schloß nicht mehr, und sein Geist verdunkelte sich allmälig ganz. Helene war sein Lieblingskind gewesen, sein höchster Stolz, die Wonne seines Lebens! Mit ihr war ihm jede Freude genommen, und selbst die Aussicht auf die Fortdauer seines Geschlechts, die ihn so sehr beglückt hatte, konnte ihn nicht mehr oben erhalten. Gegen Ende des Winters wurde auch er in die Gruft gesenkt.

Hugo brachte die Besitzung an sich, und es gelang ihm, sie in der alten Größe wiederherzustellen. Er wollte sie dem von ihm erwarteten Sohne Karl's hinterlassen und schmeichelte seiner Seele mit der Vorstellung, der Urheber einer neuen Blüthe des Geschlechts zu werden. Als nun der Erbe bald darauf wirklich kam, empfand er das ganze Glück eines Vaters. Er hob den wohlgebildeten Sprößling aus der Taufe, gab ihm seinen Namen und gestand bei der Festlichkeit seine Absicht den Eltern, die ihn mit Freudenthränen umarmten.

Zunächst widmete er sich ausschließlich dem Gute. Die ihm theuere Besitzung wurde immer mehr, wie er sie wünschte. Gehoben durch seinen Glauben und seine Liebe, im Geiste mit der Geschiedenen lebend, war es ihm ein eigen süßer Gedanke, das Haus, in welchem ihre Gebeine ruhten, so gefällig und schön als möglich herzustellen, und er ließ nicht nach, bis im Einzelnen und Ganzen seiner Forderung genügt war.

Das menschliche Herz hat wunderbare Bedürfnisse. Sagt uns Glaube und Erkenntniß, daß die Seele der Geschiedenen fortlebt und daß wir ihr am innigsten verbunden sind in liebendem Gedenken, wo wir uns auch befinden mögen, so erfüllt es uns doch mit tiefer Beruhigung, in der Nähe des Raumes zu weilen, der die irdischen Ueberreste birgt, und wir glauben dem geliebten Wesen damit selbst näher zu stehen. Sind es doch Stoffe, die ihm gehörten und von ihm gebildet wurden! Symbole, die auf das Verewigte weisen, und das Bild des Ganzen, wie es war und wie es sein wird, vor die Seele rufen! Im Grab oder Sarkophag ist auch dem leiblichen Auge etwas geblieben; — in der Nähe der bedeutungsvollen Reliquien wird uns feierlich und heimlich zu Muth und wir sinnen am liebsten über die großen Räthsel des Daseins. — —

Die Zeit ging hin. Seine Beschäftigungen als Gutsherr in ihrem gesunden Wechsel gaben dem Einsamen die körperliche Kraft wieder, die er in den Tagen des Leides verloren hatte; und in dem innern Leben, das er pflegte, fand er den Frieden, ja das Glück, wie viel Trauer auch in seine Gefühle sich mischen mochte.

Wer die Mittel des guten, liebevollen, schöpferischen Geistes kennt, der wird das nicht unbegreiflich finden.

Unserm Freund waren seine religiösen Ueberzeugungen nicht bloße Theorie, sondern Leben. Sie ruhten nicht bloß in seinem Kopf, sondern erfüllten sein Gemüth, sein ganzes Wesen. Der dichterische Geist nahm das Leben des Himmels voraus und machte die Zukunft mit ihren Freuden zur Gegenwart.

Der Geschiedenen widmete er einen zusammenhängenden Cultus. Er schrieb die Geschichte seiner Liebe zu ihr, zeichnete die Gespräche auf, die er mit ihr geführt hatte, beleuchtete ihre Erscheinung, ihren Charakter, ihre ganze Persönlichkeit. Die Gedichte, die er auf sie gesungen, vermehrte er durch eine zweite Reihe, worin er seine jetzigen Gefühle aussprach und den Verkehr, der des Vollendeten mit der Vollendeten wartete, in den Farben der Sehnsucht und beglückenden Einbildungskraft malte. Diese letztern betrachtete er mit einer eigenen Genugthuung; er mußte darin etwas noch nicht Gewagtes, ja noch nicht Gekonntes erblicken, während sie für ihn gleichwohl nur die tiefste Wahrheit offenbarten.

Das Zimmer, das Helene bewohnt und in dem sie gestorben war, hatte er sich zu einem geweihten Raum der Erinnerung gemacht. Dem Bruder war in einem Schrank eine Art Tagebuch in die Hände gefallen, worin die Verewigte nach dem Wiedererscheinen Hugo's ihre Gefühle — ihre Ur-

theile über ihn und sich selbst niedergeschrieben hatte. Sie drückte sich auch hier über ihre Vergangenheit rücksichtslos aus; allein was sie als Gegenstand der Beurtheilung verlor, das gewann sie doppelt und dreifach als Richterin ihrer selbst. Scharfsinn und Adel des Wollens charakterisirten ihre Worte; die Stellen über Hugo waren von der innigsten Liebe und von einer Bewunderung eingegeben, wie sie nur dem zärtlichsten Herzen entquellen kann. — Für den Ueberlebenden wurden diese Blätter nun das theuerste Vermächtniß. Manche Stunde verbrachte er sie lesend und austräumend, süß gehoben und zu Thränen gerührt, in dem stillen Gemach.

Inneres und äußeres Leben verbanden sich ihm harmonisch. Er mußte sich selber gestehen, daß keine Thätigkeit ihm weniger Störung und zugleich heilsamere Zerstreuung hätte bereiten können, als eben die des Landwirths.

Im dritten Jahre durfte er sich sagen, daß unter der bewährten Verwaltung der Betrieb des Gutes im besten Gange und auch sonst Alles nach seinen Wünschen geordnet war. Er hatte die Freude, die wir immer empfinden, wenn wir etwas Verkommenes wieder empor und auf eine Bahn gebracht haben, auf der es nach menschlicher Ansicht nur gedeihlich weitergehen kann. — Da meldete sich in ihm ein Drang nach einer andern, intensivern Thätigkeit und gewann allmälig eine Stärke, die ihn zum Entschlusse trieb.

Er fühlte, daß er das Pfund seiner geistigen Erkenntnisse und Fähigkeiten nicht vergraben dürfe; daß die Nation ein Recht an ihn habe; daß er durch die fruchtbringende geistige Thätigkeit auch der Verklärten sich immer würdiger machen und sie durch sich mit bereichern würde.

Alte Gedanken und Wünsche erstanden in seiner Seele; — er überlegte. — Sollte er sich um ein Staatsamt bemühen, in welchem er seine Kräfte handelnd verwerthen konnte? Sollte er die Leitung des Kunstinstituts zu bekommen suchen, woran er schon früher gedacht hatte? — Oder sollte er als Bewerber auftreten, um einen Platz in der Kammer der Abgeordneten zu erlangen?

In der Hauptstadt, wohin ihn ein Geschäft rief, setzte er die Erwägungen fort; und die Entscheidung für das einzig ihm Gemäße wurde ihm von außen her erleichtert.

Universitätsfreunde, die in Amt und Würden standen und denen er sich eröffnete, riethen ihm dringend, seine Freiheit nicht an den Staat hinzugeben und sich keine regelmäßige Thätigkeit aufzubürden, die sein entwöhnter Sinn bald als eine schwere Last empfinden würde.

Er mußte das zugeben und richtete sein Augenmerk auf die Bühne. — Wenige Tage der Beobachtung genügten, um auch diese Möglichkeit als einen Traum zerfließen zu machen.

Der alte Lenker war gestorben; aber ein jüngerer Verwandter hatte den Posten inne und schien sich in ihm eben so zu genügen wie Jener; jedenfalls war er in Bezug auf Kunst eben so genügsam. Man gab Schauspiele, Ballete und Opern mit Bühnenkräften, wie man sie eben hatte — so gut als es eben ging — und Hof und Publicum zeigten sich damit im Grunde zufrieden. Artistischer Dirigent war, in Ermangelung eines persönlichen, der Zufall, der sich aber so gut aus der Affäre zog, daß jenen, mit Ausnahme einiger Kritiker, Niemand vermißte. — Hugo, als er vor dieser Wirklichkeit an seine Ideale dachte, lächelte über sich selber. Er hatte ein Ziel vor Augen, das nur mit ausdauernder Mühe zu erreichen war. Und wenn er sich dieser nun unterzog, hatte er Dank dafür? Diejenigen, die mit der gegenwärtigen Leitung so sehr zufrieden waren, drohten, die seinige verwerflich zu finden. — „Ich überlasse," war sein Schluß, „die Ausführung meiner Ideen auf diesem Gebiete der Zukunft. Ist die Nation mit andern Dingen im Reinen, dann wird man sich auch wieder des Theaters erinnern und es behandeln, wie der Künstler den Stoff behandelt, den er zu einem Kunstwerk ausarbeiten will. Bis dahin mag's eine Unterhaltungsanstalt bleiben!"

Ernstlicher und länger erwog er seinen Beruf zum Deputirten. Eben tagten die Kammern, und auch unter ihren Mitgliedern fand er alte Bekannte wieder. Seine Absicht verschweigend, ließ er seine Kenntniß des Geschäftsganges, wie sie ihm der Besuch des Hauses verschafft hatte, durch ihre Mittheilungen ergänzen. Er fühlte sich lebhaft interessirt und gewann von dem Einfluß und der Wirksamkeit eines ausge-

zeichneten Redners und Facharbeiters eine sehr hohe Meinung. Wie er sich aber sein eigenes Eingreifen in die complicirte Maschine vorzustellen suchte, fand er, daß er dazu einer entschiedenen, also dauerfähigen Neigung ermangelte. Die bestimmten sachlichen, mitunter auch nebensächlichen Fragen, die an die Kammer gelangten, übten nicht den Reiz auf ihn, den er zu froher Thätigkeit bei sich voraussetzen mußte. Die Nothwendigkeit, zu einer Partei zu stehen und ihren Entscheidungen sich unterzuordnen, erregte in ihm ein widerstrebendes Gefühl, da sie der Grundforderung seines Wesens — unbedingter Freiheit im Forschen und im Aussprechen des Erkannten — entgegentrat. Er entsagte.

Indem er nun weiter mit sich zu Rathe ging, fand er endlich das Rechte.

„Gar Vieles ist nöthig und ehrwürdig und heilvoll," sagte er sich eines Abends auf seinem Zimmer, „was der Einzelne nicht zu leisten vermag. Gaben und Lust dazu haben Andere, und diese widmen sich nun den gebotenen Arbeiten um so gedeihlicher. Sehe Jeder, daß er das ergreife, wozu ihn die Grundneigung seines Wesens beruft!

Warum such' ich umher nach einer gebundenen Function? Gibt es denn, um auf die Menschheit zu wirken, bloß Aemter und Stellen im Organismus des Staates? Gibt es nicht auch eine Thätigkeit, welche frei den frei Verlangenden sich bietet und so grade am besten — am reichsten und weitestgreifenden wirkt?

Eine solche Thätigkeit ist die des Schriftstellers. Und wenn ich Alles in Allem erwäge: hier liegt mein Beruf!

Wiederholt hab' ich diesen Gedanken schon erwogen und an seiner Vollziehung mich geweidet. Er entschwand mir wieder. Aber jetzt, wo mich alle Motive darauf weisen, soll er ausgeführt werden in Vollständigkeit!

Denn Schriftsteller sein heißt nicht bloß schreiben. Schriftsteller sein heißt mit Lust und Liebe zum Zwecke schreiben, für die Nation schreiben — und das Vollendete der Nation vorlegen.

Mein Hang ist es, nach Wahrheit zu forschen — die Wirklichkeit aus dem ewig Seienden zu erklären und Einsicht zu gewinnen in eine Entwicklung, die zur Vollkommenheit führen muß. Was ich auf diesem Wege erschaue, fasse und fühle, das drängt es mich darzustellen in der schönsten, lebendigsten Form und es Andern eindringlich zu machen in gebundener und ungebundener Rede. Und diesem Hang will ich folgen, uneingeschränkt, und was ich lebe und im Leben begreife, soll ihm dienen.

Ich will mich prüfen, was ich am besten und nachdrücklichsten hervorzubringen vermag und sehen, welche von meinen Leistungen der Mitwelt am erfreulichsten und ersprießlichsten zu werden verspricht. Und diese will ich ihr bieten, und auf dem Wege meines eigensten Berufes ohne Ansehen der Person vorwärts gehen.

Bin ich nicht der Glücklichen Einer geworden durch Erlangung vollkommener äußerer Unabhängigkeit? Der Wahrheit die Ehre geben soll Jeder, und Jeder soll sie und ihre Vertretung über alle Vortheile stellen. Wenn aber dem Bedrängten, der um die Existenz kämpfen muß, Acte der Schwachheit vergeben werden können — Jener, der zur Tugend frei sie dennoch nicht übt und kleinen Rücksichten des Tages die Mission des Geistes opfert, ist nachsichtslos zu verurtheilen.

Schriftsteller zu sein im edelsten, männlichsten Sinne des Wortes, das ist meine Pflicht — mein Amt; und ihm gelob' ich mich feierlich.

Mehr als einmal hab' ich den eigenthümlichen Vorwurf hören müssen: Ich sei zu gut! Daß man, wenn das Wort seinen Sinn behält, zu viel Güte haben kann, glaub' ich nicht. Aber allerdings, man kann zu tolerant sein, zu nachsichtsvoll und langsam zum Angriff auf das Unwahre und Schlechte. Bin ich wirklich zu gut gewesen in diesem Betracht, so will ich mich bessern. Ich nehme mir vor, nach dem Wahren und Rechten zwar umsichtig und gewissenhaft zu forschen, die erkannte Wahrheit aber mit Kraft auszusprechen; — und ich werd' es halten. Es gibt eine Wehleidigkeit, die, der Züchtigung unfähig, dem Ungezogenen die Schläge erspart, die ihn allein erziehen können. Von ihr muß sich befreien, wer mit ihr behaftet ist, und Inhumanität lernen aus Humanität. — Ich glaube nicht, daß mich die Härte so hart ankommt, wenn ich meiner guten Absicht gewiß bin; und hab' ich einigermaßen gethan, was ich zu thun gedenke, so hoff' ich jenen Vorwurf nicht mehr zu hören.

Erkenntnisse zu gewinnen und überzeu-

gend mitzutheilen, Grundsätze darzulegen, die den Thätigen mahnend auf die edelsten Ziele weisen, das ist meine Aufgabe! — Was ich in die Geister und Herzen pflanze, die mir empfänglich entgegenkommen, mag Frucht bringen in ihnen, und sie mögen ausführen im Besondern, was ich gedacht und gefordert im Allgemeinen. — Es gibt eine Scala menschlicher Berufe. Der Eine ist zur Aufstellung der obersten Principien, zur Veredlung und Erhöhung des Wollens begabt, der Andere zur Auffassung und siegreichen Durchführung im äußern Leben. Jeder hat seinen Posten in dem einen Gottesstaate der Menschheit, und ich stelle mich auf den meinen, zuversichtlich rechnend auf die Andern, mit denen ich Bereicherung und Förderung tauschen soll.

Viel hab' ich gesehen und gelernt — viel erfahren und gelitten; in die lichtesten Höhen des Geistes hab' ich mich aufgeschwungen, in die süßesten Wogen der Freude mich getaucht, — in den tiefsten Abgründen des Leides hab' ich geschmachtet. Ich kenne das Leben; — ich habe den Willen und die Fähigkeit, es rein abzuspiegeln, und ich will es die Geister schauen lassen zur Erleuchtung, zur Erhebung und zum Troste. Wahrheit will ich der Welt geben — die ganze Wahrheit, die Hinaussicht in die Vollendung, wo die Wahrheit Schönheit geworden.

Meine Lust und mein Gewinn, mein Leid, meine Entbehrung und meine Hoffnung sollen der Welt fruchtbringend werden." —

Mit diesen Gedanken weihte sich Hugo zum Schriftsteller.

Er empfand eine große Befriedigung und eine eigenthümliche Freudigkeit. Denn etwas Anderes ist es, producirend seiner Neigung zu folgen, wohin diese führen möge, und etwas Anderes, die Thätigkeit des Schriftstellers als ein Amt zu ergreifen, womit man Pflichten verbindet. Zur Uebernahme eines solchen gehört ein Entschluß — und zur ersprießlichen Verwaltung eine Fülle von Schöpferkraft, die sich dem zweckmäßig arbeitenden Geist unversieglich bieten muß. Hugo, diese Kraft in sich fühlend, sah in eine Zukunft edelster Wirksamkeit. Und es war ein schöner Beitrag zu seiner Genugthuung, daß er mit ihr weder an Zeit noch Ort gebunden war, daß er mit seinem Aufenthalt wechseln, so lang es ihm gefiel sein schönes Gut bewohnen und auf ihm den kleinen Hugo zum künftigen Besitzer erziehen konnte.

Er kehrte nach Ellerburg zurück und gab sich ohne Verzug der neuen Arbeit hin.

Hugo war vor Allem Denker, mit einem eigenen ethischen Zug. Den Lebenden Aufgaben zu stellen und sie zur Verbesserung des Ueberkommenen anzufeuern, die Herrschaft des Geistes herbeiführen zu helfen und mit ihr die schönste Ausbildung des gesammten Lebens, das war sein eigentlichstes Ziel. Auch seine Dichtungen trugen diesen Charakter; und nach einfachen Stimmen des Herzens entstanden immer wieder solche, in denen er Ideale zeichnete, um durch ihre hohe Schönheit zur Verwirklichung zu begeistern. Er wollte dem Vorhandenen sein Recht zusprechen vom Standpunkt der Geschichte, aber ihm von eben diesem die Fortentwicklung zur unumgänglichen Pflicht machen. Kurz: er gehörte zu den reformatorischen Naturen; und die Zeit, es zu beweisen, war gekommen.

Wird man sich nun wundern, daß er vor Allem die Frage seines Standes wieder in's Auge faßte? Ihn zog zu diesem eine natürliche Liebe; aber sein Geist sah mit gleicher Deutlichkeit die Gebrechen wie das Gute, die Gefahren wie das Verheißende an ihm — er würdigte die Ansprüche der Zeit, und sein Bestreben richtete sich nun darauf, ihm das Verhalten vorzuschreiben, durch das er sich als nothwendiges, nützliches Element der Gesellschaft würde rechtfertigen und ferner behaupten können.

Nicht lange darauf übersandte er dem Professor ein Schreiben, worin er ihm seinen Lebensplan mittheilte. Beigelegt waren „Gedanken über den Adel," die er, wenn sie die Prüfung des Freundes beständen, zu einer größern Schrift verarbeiten wolle. — Diese Gedanken lauteten:

„Die Reform des Adels zu erwägen, ist in unsern Tagen ein sehr gerechtfertigtes Unternehmen.

Der Adel existirt; er existirt auf eine Weise, durch die sein Bestehen gesichert erscheint, es fragt sich also, wie er auf die für ihn und Andere beste Weise fortbestehe.

Die adligen Familien sind gegründet worden von Persönlichkeiten, die sich durch Begabung — Geist und körperliche Stärke, — durch Kühnheit und Glück über die Masse des Volkes emporzuheben wußten.

Sie erhielten sich durch ähnlich geartete Nachfolger, behaupteten die höhere Stellung, verbanden mit ihr eine höhere Bildung und erschienen mit alledem den untern Ständen in einer eigenthümlichen Superiorität und von einem weltlich poetischen Nimbus umgeben, der bis in unsere Tage zu wirken nicht aufgehört hat.

Wie viel der Adel gefälscht sein mag, indem der Eintritt in ihn auch durch Mittel der Niederträchtigkeit ermöglicht wurde — der Grundcharakter ist dadurch nicht aufgehoben worden.

In einer höhern Sphäre aufgewachsen, zur Ueberlegenheit des Benehmens erzogen, haben die Angehörigen dieses Standes ein eigenthümliches höheres Selbstgefühl erlangt und sich ein herrschendes Ansehen gegeben. Das Volk hat es ihnen zugestanden und sich, wenn es nicht beleidigend sich äußerte, sogar daran ergötzt. Das Volk hat auf seinen Adel, der sich hervorgethan, selber mit Stolz gesehen, durch Erzählung seiner Thaten und Kämpfe sich unterhalten und begeistert, an der Entfaltung seiner Pracht und ritterlichen Künste sich geweidet. Zum Haß konnte die Liebe sich verkehren — zum gerechtfertigten Haß, wenn Anmaßung kränkte, Herrschsucht unterdrückte, — zur Verachtung nimmermehr. Und so liegt auch jetzt noch auf dem Adel eine Weihe der Zeit und ein Schein Jahrhunderte lang besessener Herrlichkeit, während er im Boden der Nation die Wurzeln des Althergebrachten geschlagen hat. Es ist Täuschung, wenn man glaubt, ihn wegdecretiren zu können. Der adlige Name hat in der Gesellschaft immer noch einen bevorzugten Klang und man erweist dem Träger gern die Aufmerksamkeit, auf die er schon durch seine Geburt Anspruch zu haben scheint. Dramatiker und Romanschreiber können sich auch jetzt noch nicht enthalten, auf das bon sang hin Erfindungen zu gründen, und nehmen ausgezeichnete Repräsentanten der Tugend und des Lasters immer noch gern aus den höhern Ständen.

Man kann dem Adel die politischen Vorrechte nehmen, die er noch hat. Seine Geschichte und seine gesellschaftliche Geltung wird man ihm so wenig nehmen können wie den Geist und das Blut, das er von seinen Ahnen geerbt hat.

Mit der bevorzugten Stellung, dem Ergebniß der Laufbahn ganzer Geschlechter, sind aber freilich Gefahren verbunden, Gefahren zu verkehrtem Denken und Handeln, die dem Adel eben gegenwärtig den größten Schaden drohen.

Die geringste ist noch, daß der Sprößling eines altedeln Hauses, dem der höhere Rang in die Wiege gelegt worden, darauf pochend hochmüthig, herrisch, anmaßend werde. In unsern Tagen dürften der Anmaßung des Adeligen soviel andere Anmaßungen entgegentreten, daß er selber dadurch wieder zur Besinnung gebracht, sein Unterfangen aufgewogen und unschädlich gemacht werden mag.

Schlimmer ist die Möglichkeit, daß der Adlige, stolz auf das, was die Geburt ihm verliehen hat, geistig und sittlich etwas aus sich zu machen versäumt. Daß er sich in dem Glauben gefällt, er bedürfe der Selbsterziehung nicht, weil ihm der überlegene Geist angeboren sei; daß Eitelkeit und Bequemlichkeit ihn von zusammenhängendem Fleiß abhalten, der allein zu wahrer, tiefer, lebendiger Bildung führt.

Wer sich für zu gut hält zum Lernen und gleichwohl vor Allen berechtigt, über die schwierigsten Fragen mitzureden oder gar zu entscheiden, der kann unmöglich der Ungerechtigkeit, dem Schimpf und der Selbstaushöhlung entgehen.

Die größte Gefahr droht aber dem Adel auf dem sittlichen Gebiet. Die höhere Meinung, die man von sich hat, der Glaube zumal, daß man ohne Weiteres edler sei von Gesinnung als Andere, verblendet gewisse Geister auf die verhängnißvollste Weise. So einer, der sich schon als Abkömmling einer altadligen Familie für edel hält, kann es durchaus überflüssig finden, wirklich edel zu denken und zu handeln, die Ehre solchen Verhaltens aber dessenungeachtet entschieden und vollständig in Anspruch nehmen. Und dies ist noch die erträglichere Selbsttäuschung. Gräulich ist es aber zu sehen, wenn „Edle“ dieser Art Infamien begehen und meinen, von ihnen begangen wären es keine! Wenn der Bettler von Adel glaubt, ihm stünde die hungrige Gier nach fürstlichen Geschenken wohl an, weil er sie nutzlos wieder vergeude! Wenn der Betrüger, der Dieb und Räuber von Adel sich sagt, er nehme nur, was ihm gebühre und gehöre, weil er, der Edle, es brauche!

Der äußerlich höhern Stufe, auf welcher

der Adel in der Gesellschaft immer noch steht, kann innere Würdigkeit entsprechen, muß aber nicht. Es liegt nun keinem Stande die Versuchung so nahe, das Aeußere auch schon für das Innere, den Schein für das Sein zu nehmen und dieses über jenem zu vernachlässigen, als eben dem Adel, dem, wenn er mächtig und reich ist, auch die Welt so gern das Aeußere und Zufällige schon für das Wesen anzurechnen die Schwachheit hat.

Wie komisch und tragikomisch erscheinen uns auch schon die harmlosern Opfer dieses Selbstbetrugs! Der hochgeborene Ignorant, der gegen den Einsichtsvollen mit Herablassung den überlegenen Kenner spielt! Das ebenbürtige geist- und reizlose Frauenzimmer, das, einer bürgerlichen Jungfrau gegenüber, welche Schönheit mit Bildung vereint, sich nicht nur für ansehnlicher und werthvoller, sondern auch für liebens- und begehrenswerther hält, u. s. w. — Der Träger eines altberühmten Namens, der um eitler Ehre Glanz aufrecht zu erhalten, zum Verbrecher — und als solcher entlarvt, gestraft und der Schande preisgegeben wird, erregt aber in mir ein tragisches Gefühl einziger Art, und nirgends empfinde ich die Gebrechlichkeit des Menschen und die Nichtigkeit seiner Ansprüche tiefer als eben hier.

Der Adel geht in unserm Jahrhundert einer neuen, letzten Krisis entgegen. Die Zeit bereitet sich, ihn einer Kritik zu unterziehen vom Standpunkt des allgemeinen Wohls, im Hinblick auf die höchsten Ziele des Menschengeschlechts. Was hat er zu thun, um diese Kritik zu bestehen?

Der Adel muß frei werden gegen sich selbst; — er muß sich selbst erkennen, wie er ist, und unverblendet über sich selbst die Stelle finden, in der er als solcher zum Gedeihen des Ganzen wirkt, von dem er ein Glied bildet.

Er muß zum äußern Höherstehen die erhöhte Gesinnung fügen, den Ausfall an äußerm Glanz, den er in den letzten Zeiten erlitten hat, durch größere innere Güte decken — mit den Fähigkeiten und Besitzthümern, die man ihm nicht entreißen kann, sich den erkannten höchsten Aufgaben der Menschheit widmen.

Die Tugend (man kann's nicht anders sagen!) ist ihm das Mittel der Rettung geworden, und auch die Klugheit gebietet ihm, dieses Mittel zu ergreifen. Er muß aus der Noth eine Tugend machen, einen Adel des Denkens und Wollens in sich zu erwecken suchen, wie das Jahrhundert ihn verlangt und bedarf, um eine neue Zeit des Ansehens für sich heraufzuführen.

Wenn er auf seinen Lorbeeren ruhen und sich das, was er thatsächlich zu beweisen hätte, nur einbilden und prahlerisch zusprechen — wenn er die Früchte des Fleißes Anderer verzehren und zum Dank dafür gnädig oder gar verächtlich auf sie herabsehen — wenn er, des Noblesse oblige uneingedenk, nur genießen will ohne zu leisten, und nehmen ohne zu geben — wenn er nicht strebt und lernt, durch Leisten und Geben sich vielmehr hervorzuthun: dann wird er die Prüfung des Geistes der Wahrheit nicht bestehen und die Geschichte wird über ihn hinweggehen — von Rechts wegen!

Der Adel muß seine Geschichte studiren mit unbefangenem Auge — die Tugenden, die er bewiesen, und die Dienste, die er der Welt geleistet — die Laster, womit er sich befleckt, und die Verbrechen, womit er sich geschändet hat, als solche erkennen und erniedrigender Herrschsucht und Selbstsucht absagend zu dem Guten, das ihm bisher gelungen ist, mit den Gaben und Mitteln der Gegenwart und Zukunft das Bessere fügen.

Der Adel muß vor Allem erkennen, daß wir einer Zeit des Geistes entgegengehen, in welcher die mächtigsten Waffen die Waffen des Geistes sein, Unwissenheit aber und Unfähigkeit, wenn sie mit Anmaßung gepaart sind, dem Schwerte des Geistes verfallen werden.

Wenn er nun in der That mehr Geist hat als Andere, wie er glaubt — hauptsächlich aber mehr Ehre, Ehrgefühl, Hochherzigkeit, Opfermuth, und wie die schönen Tugenden alle heißen mögen: so zeige er's jetzt! Er sei eifrig im Beweisen dessen, was er sich beilegt, denn eben dies ist jetzt mehr als je gefordert, und nur damit wird er die neue, strengste Prüfung zu bestehen vermögen.

Ich will ein Wort sagen, das Manchem vielleicht um so wunderlicher erscheint, je wahrer es ist: Das Schicksal des Adels hängt von seiner Betheiligung an der Wissenschaft ab. Muth und Weltverstand genügen jetzt nicht mehr zum nachhaltigen Erfolg in der Welt — die Erkenntniß der Wahrheit, die Fähigkeit der gerechten Ausgleichung zwischen den Parteien muß dazu-

kommen. Bis jetzt ist die Geschichte im Großen und Ganzen ein Kampf der Gegensätze gewesen und die Eigenschaften des Kämpfers waren die nöthigsten und obersten. Das Ideal der Epoche, der wir entgegengehen, ist aber die Verständigung, und wenn gekämpft wird, so geschieht es um ihretwillen: es muß also schon der Kampf mit dem Willen der Gerechtigkeit geführt werden. Es muß gekämpft werden um's Recht, mit dem Zweck, daß Jedem sein Recht, Jedem das Seine werde. Und dazu muß man erkennen, was für Jeden sein Recht ist, im Hinblick auf die höchsten Ziele des Ganzen. Blind zu streiten — blind dem Gegner zu schaden und sich zu nützen und dem Schicksal die Entscheidung zu überlassen, das ist nicht mehr an der Zeit. Wir müssen sehend streiten und um das Unsere kämpfen, nicht wie die Selbstsucht es fordert, sondern die Gerechtigkeit es erweist; und wir müssen die Entscheidung selber herbeiführen in Herstellung eines Friedens, der in schöpferischem Zusammenwirken der bisherigen Gegner besteht.

Zur Betheiligung an der Wissenschaft und zur Aufnahme des Lichtes, das nur sie erschließen kann, ist der Adel gegenwärtig durch Alles gemahnt. Wie könnte er den Forderungen der Zeit nachkommen, wenn er erzogen wird in der Anschauung früherer Jahrhunderte — wenn er seinen Geist beugen lernt vor den Bekennern einer Weisheit, die vor dem prüfenden Geist der Wissenschaft nicht mehr bestehen kann? Allerdings, gleich und gleich gesellt sich gern; aber dem Veralteten darf der Adel nicht mehr gleich sein wollen, er muß mit ihm brechen und dem sich erweisenden Lichte der Zukunft sich weihen, wenn er selbst eine Zukunft haben will.

Der Adel muß sich aufrichten an der Philosophie, die ihn Gott und die höchsten Ziele des Lebens erkennen lehrt und Ernst macht mit der Herrschaft des Geistes. Er muß die Anschauung der Tugend erlangen, die in der Sphäre des Ewigen gilt, und in ihr einen Maßstab gewinnen für die äußern Vorzüge, die ihn schmücken, — eine Richterin des auf sie gegründeten Stolzes. Er muß Einsicht gewinnen in ein ewiges Sein, um dessentwillen es der Mühe werth ist, irdische Vortheile zu opfern und den höchsten Pflichten zu leben. Eine Religiosität, die den äußerlich Obenstehenden mit Gott sich abfinden lehrt, während seine Herrschsucht und Selbstsucht dieselben bleiben, ist Lüge, und der Adel, der mit ihr sich zu beruhigen fortführe, würde aus dem verdummenden Traume zu grausamer Wirklichkeit erwachen.

Ist es so schwer, gerecht zu sein? Ist es so schwer, sich und seinen Besitz durch Güte zu weihen und sicher zu stellen? Ist es so schwer, ein Herz zu haben für die Nation, der man angehört, — für die Menschheit, und schon auf Erden den wahren und dauernden Ruhm zu erstreben, der edlem Wollen und Handeln zugesprochen wird? Ist es so schwer, zeitlicher Scheinehre die ewige wahre Ehre und das ewige Glück vorzuziehen, wenn man dies als solches erkannt hat? Ist es so schwer, kleinliches Trachten aus sich zu verweisen, um großes an seine Stelle zu setzen? Die kurzsichtige Klugheit der Selbstsucht über Bord zu werfen, um mit der weitsehenden der Gottesliebe in den Hafen des vollkommenen Seins zu steuern?

Das Wissen und Wollen ist das Princip — der Quell, aus dem naturgemäß das Handeln fließt. Das Princip in sich lebendig zu machen durch die Erkenntniß, welche die Wissenschaft gewährt, ist darum das Erste. Hat der Geist sich des bewußten Wollens fähig gemacht, dann läßt es ihm von selber keine Ruhe; der erregte Wille treibt zum Handeln, das zweckentsprechend anzulegen und durchzuführen Sache besonderer Erwägung ist.

Mich bewegt zum Aussprechen dieser Gedanken die Liebe, die ich gegen meinen Stand empfinde; die Freude an dem Guten und Schönen, welches Gott in der Geschichte durch ihn ausführen ließ, die Einsicht in die besondern Fähigkeiten, die er annoch besitzt. Der Adel, mit diesen Fähigkeiten, kann ein besonderes Werkzeug Gottes werden; und dazu möcht' ich ihn machen helfen!

Ich sehe eine Zeit kommen, die dem Schein und der Anmaßung des Scheines unerbittlicher zu Leibe gehen wird als irgend eine frühere. Ich seh' einen Tag des Geistes anbrechen, in dessen Licht sich keine Täuschung mehr wird geltend machen können, die in der Nacht früherer Epochen möglich war. Es ist Thorheit, davor die Augen zu verschließen und in eitler Sicherheit den rechten Moment der Entschließung zu versäumen. Es ist Blasphemie, sich

auf Gott zu verlassen, während man seinen klaren Willen mißachtend ihn beleidigt. Wer dieser Thorheit und dieser Blasphemie sich schuldig macht, der verfällt dem Untergang; und vor dem Untergang möcht' ich den Adel bewahren!" — —

Wenige Tage nach Uebersendung dieser Skizze lief die Antwort des Professors ein. „Lieber Freund," lautete sie, „Deine Ideen über den Adel hab' ich gelesen und wünsche sehr, daß Du die grundlegenden Punkte zu einem tüchtigen Buch ausarbeiten möchtest. Die gehaltene Wärme, womit Du Deine Ansichten vorträgst, hat sich mir mitgetheilt, so daß ich nun bis zu einem gewissen Grad auch Deine Hoffnungen theile. Jedenfalls steht es Dir zu, Deinen Stand bekehren und ihn wieder zu einem werthen Organ der Geschichte machen zu wollen; und sicher werden Deine Bemühungen nicht ohne Früchte bleiben. Zu diesem Ende muß aber in dem Buch Alles noch viel bestimmter entwickelt werden. Ich billige gar sehr die Art, wie Du dem Adel die Selbsterhebung zur Ehrensache machst; und die rücksichtslosen Ausdrücke, womit Du seine Schäden aufdeckst, haben mir wohlgethan. Das Buch wird nothwendig einen moralischen Abschnitt enthalten müssen, worin diese Gedanken weiter ausgeführt sind; aber einen historischen und rechtlichen wird es nicht entbehren können! Du mußt den politischen Beruf des Standes besonders in Erwägung ziehen und in Bezug auf ihn Vorschläge machen, die ein richtigeres Verhältniß desselben zum Volksganzen herbeiführen können. Ich sollte glauben, daß Deine Geschichtsphilosophie hierzu die Mittel bieten werde; falls Du aber der Jurisprudenz dazu nöthig hättest, so bin ich erbötig, Dir mit Kritik und Material zu dienen. Also frisch an die Arbeit! Unter allen Umständen ist Dein Bestreben adlig und edel zugleich, und ich wünsche sehr, daß es Dir gelingen möge, Proselyten zu machen!"

Das Lesen dieser Zeilen erfüllte Hugo mit großer Freude. Bei der Ehrlichkeit des Mannes und bei einer gewissen bürgerlichen Eifersucht, die er an ihm schon bemerkt zu haben glaubte, war ihm ein bedeutendes Zugeständniß gemacht. Er konnte vertrauensvoll an die Arbeit gehen, deren größere Ausdehnung zwar neue Anstrengungen nöthig machte, aber auch eine neue Befriedigung verhieß. Die beste Stimmung des Autors, wo man schon glücklich ist, die erkannte Wahrheit nur sagen zu dürfen, kam über ihn; und in dieser Stimmung begann er sein Werk.

XVII.

Hugo besaß einen zugleich in die Tiefe und in die Weite gehenden, zugleich umschauenden und gründlichen Geist. Die erkannte Lebensaufgabe und die damit empfangene Weisung auf das Innerliche, regte alle Kräfte seines Wesens an. In unwillkürlicher Aeußerung derselben erweiterte sich nun schon das Werk, das er unter den Händen hatte. Er machte Studien und zeichnete Gedanken auf, die er nur in einem ungleich umfangreichern Buche verwerthen konnte, als er's entworfen hatte. — Daneben stiegen aber andere Ideen in ihm auf. Er erkannte die Nothwendigkeit, seinen Ansichten über die Zukunft des Adels durch ein geschichtsphilosophisches Werk über die Entwicklungsstadien der Menschheit einen wissenschaftlichen Boden zu geben, und sah sich zu Untersuchungen fortgezogen, aus denen ihm eine neue, große und schöne, aber eben so schwer zu lösende Aufgabe erwuchs. — Die Geschichte des Mittelalters endlich, die er vorzugsweise zu studiren hatte und auch mit besonderer Vorliebe studirte, brachte die anmuthigsten romantischen Bilder vor seine verwandte Seele und diese riefen seine dichterische Kraft auf. Ideale ritterlicher Jungfrauen erschienen ihm, Männer und Frauen aus allen Ständen gesellten sich dazu, eine eigenthümliche Welt bewegte sich vor ihm in Liebe und Streit, und ihn dünkte es nun außerordentlich reizend, aus jenen Zeiten ein auf Wahrheit gegründetes lebensvolles Gemälde auszuführen. Er gedachte der Sage, welche durch eine Hedwig von Ellerburg eine rettende That vollbringen ließ, — erinnerte sich, daß Helene, in der ersten Rosenzeit ihrer Liebe, von ihm die poetische Behandlung dieses Gegenstandes gewünscht hatte, und sein Herz erwärmte sich nun für ihn. Die Aussicht, seine eigenen Vorfahren dichterisch wieder zu beleben — die Menschen jener Tage culturgeschichtlich treu und in verklärender Liebe dennoch schön vorzuführen, sein liebes, freud- und leidgeweihtes Ellerburg mit den Zauberfarben einer naturwahren Romantik zu malen, übte eine An-

ziehungskraft auf ihn, daß er sich vorzugsweise an diese Arbeit hingab. Unwillkürlich hatte sich ihm die Heldin nach dem Bilde Helene's gestaltet, und es war ihm der süßeste Gedanke, die Geliebte in den mächtigern Formen jener Tage fühlen, handeln und Lebensglück sich erobern zu lassen.

Mit alledem sah er sich von einer Fülle der Arbeit umströmt, deren Bewältigung ihn in eine Zeit reichster Thätigkeit blicken ließ. Wurde durch die neuen Unternehmungen die Vollendung der ersten vertagt, so drängte ihn ja nichts zur Eile, und durch sein tiefes Interesse, seinen schon zur andern Natur gewordenen Fleiß war ihm die Vollendung doch verbürgt. Er sah, wie die verschiedenen Werke sich wechselseitig förderten, überzeugte sich mehr und mehr, wie Philosophie und Poesie, Moral und Geschichte zusammengehörten, wie eins am andern lebensvoller und frischer wurde: und folgte dem Zuge seines Herzens und dem Wohlgefallen seines Geistes mit freudiger Sicherheit.

Ein Brief, den ihm auf eine neue Meldung in jenen Tagen der Professor schickte, enthielt die eigenthümliche Stelle: „Der Ton Deines letzten Schreibens hat mich mit wahrer Freude erfüllt. Er offenbart die Gehaltenheit und den vertrauenden Muth eines Mannes, der sich im Besitz erwünschter Lebensgüter befindet. Bist Du denn in der That glücklich? Diese Frage läßt namentlich meine Frau an Dich richten, und Du wirst nicht umhinkönnen, irgendwie darauf zu antworten."

Hugo, nachdem er diese Zeilen gelesen, saß erwägend. Seine Züge nahmen den Ausdruck edlen Selbstbewußtseins an, er setzte sich hin und schrieb:

„Auf die Frage der lieben Freundin, ob ich glücklich sei, antworte ich: Ja, ich bin es!

Daß das menschliche Herz es auf so verschiedene Weise sein kann, das ist das nie genug zu preisende Wunder des Lebens!

Sein, was man sein will, haben, was man haben will, das ist's! — Mein innerstes Wollen und der tiefste Zug meines Herzens ist es, Einer zu gehören und Eine mein zu wissen — mein über's Grab hinaus! Und dieses Verlangen ist erfüllt. Sogar das hat nun für mich einen Reiz, meine Liebe zu beweisen in Entsagung und dadurch des höchsten, reinsten, vollkommensten Glückes, das meiner harrt, mich würdig zu machen.

Hab' ich kein Weib im irdischen Leben, so weiß ich, daß die Einzige mir ganz und gar gehört im ewigen; und jetzt ist sie mein Ideal — das wunderbar schöne Bild der Erinnerung, die Wonne meines Denkens und Träumens, umflossen von einem Duft und einem Glanz der Poesie, daß ich in Entzückung zu ihr emporstaune. — Kann ich die lebende Gestalt nicht in meine Arme schließen, und entbehr' ich der Freuden, die das Glück Andern — die es Euch gegönnt hat, so hab' ich dafür die Sehnsucht, die mein Herz mit süßen Schauern erfüllt; ich habe die Trauer der Liebe, die es wundersam bedrückt, und die Thräne, die es entlastet; ich habe das Glück der Hoffnung und des unendlichen Gottvertrauens.

Du erfährst wohl nichts Neues, wenn ich Dir sage: es ist ein christlicher, mittelalterlicher Zug in mir. Ich besitze eine Fähigkeit, ideale Liebe bis zur Gluth der sinnlichen zu steigern und ihr hingegeben in meiner Seele von dem Duft eines Rosengartens mich umhaucht zu fühlen. Die Glücksempfindungen meines Herzens wogen auf zu brennendem, leuchtendem Leben, daß in Götterfülle jedes Verlangen schweigt. Erhebt sich in der Einsamkeit schmerzliche Sehnsucht wieder, um alles vorhandene Glück wegzuraffen und das versagte mir in dämonischer Schöne vorzuhalten, so ist doch ihr Leid und ihre Bangigkeit selber von so wunderbarer Art, daß das bebende Herz in ihr ein Geschenk festhält. — Und die Wogen verlaufen wieder, der Geist schwebt wieder empor, und wie die Sonne durchleuchtet ihn die Wahrheit, daß dem Schönen das Schönere und Schönste folgen müsse: das Heil allstillender Befriedigung.

Ja, lieber Freund, es gibt eine Fähigkeit und eine Kunst, das ewige Leben schon im irdischen zu leben; und ich hab' etwas davon.

Zu Allem aber — ich bin ein Mann! Die Natur hat mir einen festen Willen und einen schöpferischen Geist verliehen und mich damit des G e b e n s fähig gemacht. Und ich will geben, und mein Geben soll mir verschaffen, was im Nehmen mir versagt bleibt.

Ich habe Ehrgeiz, mein Freund; ja, ich kann sagen, ich habe den größten: den Ehrgeiz, emporzukommen nicht nur bei der Welt, sondern bei Gott; emporzukommen in der Geisterwelt durch gute Thaten, durch

Thaten des Lichtes, und in ihr auch der Glorie der Guten theilhaft zu werden.

Es ist beseligend, das Höchste zu wollen; es ist beseligend, zu fühlen, daß man etwas vermag, — und nun dem zeugenden Drange sich überlassen kann mit dem Bewußtsein, daß man seine Pflicht thue und den Folgen getrost entgegensehen darf.

Die Thätigkeit aber erhebt, kräftigt und würzt den ganzen Menschen. Sie erneut ihn und gibt ihm ein neues Verhältniß zu seinem Geschick, seinen eigensten Besitzthümern.

Wenn ich mitten in geistiger Arbeit an Helene denke und ihr Bild mir erscheint, so hab' ich ein ganz eigenthümliches Gefühl. Es ist mir, als ob mich von ihr nichts mehr trennte; als ob sie mir zusähe bei meiner Arbeit und ich meinen Lohn holen könnte durch einen Blick auf sie. Heiterkeit erfüllt mich wie den Gatten, der die Gattin an seiner Seite erblickt und bei männlichem Thun sich sagen kann, daß es vollendet ihren Beifall haben wird.

Wenn sie mir nun auch wieder ferner tritt — in die Höhen des Himmels zurückschwebt, so behält ihre Gestalt doch den lichtfrohen Charakter. Ich sehe in ihr den Engel, der den Sieger über das Leben mit dem Palmzweig begrüßen wird. — —

Mein Erbe, der kleine Hugo, wird ein frischer, fröhlicher Bube. Amalie hat ihrem Gatten im vergangenen Jahr eine Tochter und jüngst noch ein Söhnchen geschenkt. Wenn der Erstgeborene zwei Jahre mehr zählt, soll ich, an dem er schon mit Liebe hängt, ihn zur Erziehung erhalten. — Ich will einen Cavalier in meinem Sinn aus ihm formen.

Ich freue mich der Menschen, die um mich herum glücklich sind und Gutes thun. Ich freue mich des Lebens und der Früchte meiner Thätigkeit. Die Zeit aber, durch die sich Mancher beraubt fühlt, mich begabt sie, und ihr Hinschwinden kann mich nicht traurig machen. —

Damit, lieber Freund, möge diese Frage beantwortet und — erledigt sein. — Wirken wir! Ergreifen wir unser Schicksal, gebrauchen wir es zur Darstellung unseres Ideals und sagen wir: Das ist unser!"

Aufgefundene

Liebesbriefe Voltaire's.

Die nachfolgenden Liebesbriefe lassen in dem jungen Arouet den späteren Voltaire schon vollständig erkennen. Der Zug trotziger Selbständigkeit, welcher sie durchweht, geht von demselben Geiste aus, der sich später gegen eine Welt von Vorurtheilen auflehnte.

Arouet schrieb diese Briefe, als er, nicht viel über 18 Jahre, sich im Gefolge des Gesandten Marquis von Chateauneuf in Holland befand. Er hatte daselbst ein Liebesverhältniß mit Fräulein Du Noyer, einer jungen Dame aus sehr geachteter Familie, angefangen, die Mutter derselben wollte es nicht zugeben und bewirkte Arouet's Zurückberufung nach Paris. Dafür verfolgte der beleidigte Anbeter diese Frau mit seinem grimmigsten Hasse. Fräulein Du Noyer hatte nun, ehe sie diese Liebesbriefe einer vertrauten Freundin mittheilte, alles auf ihre Mutter Bezügliche sehr sorgfältig ausgestrichen, wahrscheinlich zu Arouet's Glück, denn durch die Indiscretion eben jener Freundin gelangten diese Briefe später unter das Publicum, und die Pariser feine Welt, ohnedies schon ungehalten über die Dreistigkeit, mit welcher ein so junger unbekannter Mensch, wie Arouet damals war, den geachteten de la Motte angegriffen hatte, wäre gewiß bereit gewesen, den jungen Verwegenen wegen dieses neuen Fehltrittes gänzlich zu verdammen und aus ihren Kreisen zu verstoßen.

Erster Brief.

Haag, November 1713.

Ich glaube, mein theures Fräulein, daß Sie mich lieben, und darum wappnen Sie sich in dieser Angelegenheit mit Ihrer ganzen Geistesstärke. Als ich gestern Abend in's Hotel zurückkehrte, sagte mir H. L. (Lefevre), daß wir heute abreisen müßten, Alles was ich erreichen konnte war, daß die Reise bis Morgen verschoben wurde, aber er verbot mir vor meiner Abreise auszugehen, und fürchtet, daß Ihre Frau Mutter mir einen Scandal bereite, welcher auf ihn und den König zurückfallen würde! Widerspruch ist unmöglich, ich muß fort, urtheilen Sie selbst, welchen Schmerz ich empfinde, er würde mir das Leben rauben, wenn ich nicht hoffte, Ihnen zu dienen, indem ich Ihre theure Nähe meide. Nur die leise Hoffnung, Sie in Paris wiederzutreffen, kann mich auf dieser Reise trösten. Ich sage nichts mehr, um Sie zu bewegen, Holland zu verlassen, als daß Sie dann wieder zu

Ihrem Vater kommen, aus dessen Armen man Sie gerissen hat, um Sie hier unglücklich zu machen; wenn Sie nur einen Augenblick zaudern, verdienen Sie Ihr Unglück! — In diesem Falle kann sich Ihre Tugend in ihrem ganzen Glanze zeigen. Blicken Sie auf meine Abreise mit derselben Ruhe und Entschlossenheit, wie auf Ihre eigene. — Ich werde den ganzen Tag in meinem Hotel sein, senden Sie mir drei Briefe, einen für Ihren Herrn Vater, für Ihren Herrn Onkel und Ihre Frau Schwester, sie sind durchaus nöthig und ich werde dieselben nur an Ort und Stelle abgeben, vor allen den an Ihre Schwester. Lassen Sie ihren Schuhmacher den Ueberbringer dieser Briefe sein, er soll sein Werkzeug in der Hand zu mir kommen, wie um meine Schuhe herzurichten. Fügen Sie diesen Briefen ein Billet an mich bei, damit ich doch wenigstens beim Scheiden diesen Trost habe, und vor Allem, im Namen der Liebe, welche ich für Sie, meine Theuerste, hege, senden Sie mir Ihr Porträt. Thun Sie Alles, was möglich ist, um dasselbe von Ihrer Frau Mutter zu erlangen, es wird viel besser aufgehoben in meinen Händen als in den Ihren sein, da es ja schon so tief in meinem Herzen lebt. Der Diener, welchen ich Ihnen schicke, ist mir ganz ergeben, lassen Sie denselben bei Ihrer Frau Mutter für einen Mann gelten, welcher Tabacksdosen macht, er ist aus der Normandie und wird seine Rolle gut spielen, er soll Ihnen alle Briefe übergeben, welche ich unter seiner Adresse sende, lassen Sie mir die Ihrigen auch durch ihn zukommen, auch Ihr Porträt können Sie ihm anvertrauen. Ich schreibe diesen Brief des Nachts und weiß nicht einmal, ob und wie ich abreisen werde, auf alle Fälle werde ich Alles wagen, um Sie noch zu sehen, ehe ich den Haag verlasse, aber da ich dies nicht fest versprechen kann, sage ich Ihnen Lebewohl, mein theuerstes Herz, leider sage ich es zum letzten Male, aber ich thue es, indem ich Ihnen die ewige Zärtlichkeit und Treue schwöre, welche Sie verdienen. Meine Zärtlichkeit läßt mich auf die Ihre hoffen und ich schmeichle mir, daß Sie wegen meiner nach Paris kommen werden, ich will Ihre Rückkehr in diese schöne Stadt zu bewerkstelligen suchen und werde Ihnen jeden Posttag durch L. schreiben. Adieu, meine Theuerste, denken Sie an Ihren unglücklichen Anbeter, aber denken Sie nicht daran, um sich zu betrüben, Sie müssen Ihre Gesundheit bewahren, wenn Ihnen die meinige werth ist. Seien Sie vor Allem discret, verbrennen Sie meine Briefe, es ist besser, weniger Güte für mich und mehr Sorge für sich zu haben. Trösten wir uns mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens und lieben wir uns unser ganzes Leben, vielleicht komme ich selbst, Sie zu holen, ach dann werde ich mich den glücklichsten Menschen wähnen, allein wenn Sie nur nach Paris kommen, bin ich schon zufrieden. Ich will ja nur Ihr Glück, ich wünsche es auf Kosten des meinigen schaffen zu können und ich werde mehr wie belohnt sein, wenn ich mir das süße Zeugniß geben kann, dazu beigetragen zu haben. — Adieu, mein liebes Herz, ich umarme Sie tausendmal.

Arouet.

Le Fèvre benachrichtigt mich so eben, daß man ihm befahl, seinem Chef alle Briefe zu übergeben, womit ich ihn beauftragen würde. Man wird also ohne Zweifel diese Briefe unterschlagen, wählen Sie also Jemand, auf welchen man vertrauen kann, wenn es einen solchen Menschen in der Welt gibt, und verabfolgen Sie mir seine Adresse, vor Allem senden Sie mir diesen Abend Ihre Briefe und unterrichten Ihren Commissionär auf das Beste. Beauftragen Sie ja nicht Lisbeth mit irgend einer Botschaft und halten Sie sich Morgen früh bei guter Zeit bereit, ich werde suchen, Sie noch zu sehen, ehe ich abreise, dann können wir unsere letzten Maßregeln treffen.

Arouet.

Zweiter Brief.

Ich bin hier Gefangener im Namen des Königs, man ist Herr, mir das Leben, aber nicht meine Liebe für Sie zu rauben! Ja, angebetete Geliebte, ich sehe Sie diesen Abend und müßte ich mein Haupt sodann auf's Schaffot legen! Sprechen Sie mir nie mehr, ich bitte Sie darum, in so traurigen Ausdrücken, als Sie es thaten. Seien Sie vorsichtig, hüten Sie sich vor Allem vor Ihrer Mutter wie vor dem gefährlichsten Feinde, welchen Sie haben, was sage ich? Hüten Sie sich vor der ganzen Welt und trauen Sie Niemandem. — Halten Sie sich bereit, wenn der Mond scheint, werde ich mich incognito in das Hotel schleichen, den Wagen werde ich in einer Seitengasse halten lassen und wir werden mit Windeseile unsern Verfolgern entfliehen. Ich werde Dinte und Papier mitnehmen, daß wir in Schevelin unsere Briefe schreiben können, nun aber, wenn Sie mich lieben, so trösten Sie sich auch. Bewachen Sie sich vor Ihrer Mutter und zählen Sie darauf, daß selbst die Folter mich nicht abhalten kann, Ihnen zu dienen! Nein, nichts ist im Stande, mich von Ihnen loszureißen, unsere Liebe ist auf Tugend gegründet, sie wird so lange wie unser Leben währen. Halten Sie sich von 4 Uhr an bereit. Adieu, es gibt nichts auf der Welt, welchem ich mich nicht für Sie aussetzen würde, aber Sie verdienen noch viel Größeres. Adieu, mein geliebtes Herz.

Arouet.

Der Besuch Arouet's bei Fräulein Du Noyer hat wirklich stattgefunden, doch die junge Dame scheint nicht in die Entführung gewilligt zu haben, wenigstens folgt ein

Brief voll bitterer Anklagen und Vorwürfe Arouet's, welchen wir nebst andern, um zu große Weitläuftigkeit zu vermeiden, übergehen, um nur noch die zwei letzten folgen zu lassen.

Dritter Brief.

Ich werde erst, wie ich glaube, Montag oder Dienstag abreisen, es scheint, meine Theure, daß man diesen Augenblick nur hinausschiebt, um mich mehr die grausame Marter fühlen zu lassen, mit Dir in einer und derselben Stadt zu sein und Dich nicht sehen zu können. Alle meine Schritte werden beobachtet, ich weiß nicht einmal, ob Le Fèvre Dir diesen Brief zustecken kann. Ich flehe Dich vor Allem an, Vorsicht zu beobachten und Niemanden zu mir zu senden, ohne vorher mit mir darüber zu berathen. Ich habe Dir Sachen von der äußersten Wichtigkeit mitzutheilen, doch leider kannst Du nicht zu mir kommen, am Tage ist es auch mir unmöglich, zu Dir zu gehen, ich werde also die Nacht zum Fenster hinausspringen; wenn Du irgend ein Plätzchen weißt, wo wir uns sprechen können, so schleiche Dich leise von der Seite Deiner Mutter fort, daß sie nicht erwacht. Kannst Du diesen Schritt thun, ohne Entdeckung zu riskiren, so thue es ja. Laß mich wissen, ob ich diese Nacht in Dein Haus kommen kann, Du brauchst es Le Fèvre nur mündlich zu sagen. Beruhige mich über Deine Gesundheit. Adieu, meine liebenswürdige Geliebte, ich bete Dich an und behalte mir vor, Dir meine Gefühle mündlich mitzutheilen. Arouet.

Vierter Brief.

Ich erfahre so eben, mein theures Herz, daß ich mit H. v. M. in 6 bis 8 Tagen zurückreisen soll, ich habe dann also nicht einmal mehr das selige Gefühl, mit Ihnen in einer Stadt zu sein! Der Abschied wird mich viele Thränen kosten, ich hatte die traurige Wahl, bis zu meiner Abreise gefangen zu sein oder gleich fortzugehen, und wählte das Erstere. Es hieße Alles verrathen, wenn ich heute Abend zu Ihnen käme, ich muß durchaus des Glückes, Sie zu sehen, entbehren, um Ihnen besser dienen zu können. Indessen hängt es nur von Ihnen ab, dies Unglück in Glück zu verwandeln. Senden Sie mir Lisbeth um 3 Uhr, ich werde ihr ein Packet mitgeben, das Männerkleider enthält, welche Sie bei ihr anziehen werden, wenn Sie soviel Güte haben, einen armen unglücklichen Gefangenen zu besuchen, welcher Sie anbetet und nur in Ihrer Nähe Glück empfindet. Wenn Sie dieser meiner glühenden und demüthigen Bitte Folge leisten, so kommen Sie bei einbrechender Dunkelheit in mein Hotel. — Zu welchen entsetzlichen Schritten sind wir gezwungen, meine Theuerste, und ist es an Ihnen, mich aufzusuchen? Und doch ist dies das einzige Mittel, uns zu sehen, zu machen, daß ich Kraft finde, fortzuleben; das unendliche Glück, Sie wiederzusehen, wird mich vergessen lassen, daß ich Gefangener bin. Da man aber meine Kleider kennt und Sie also darin vermuthen könnte, füge ich einen Mantel bei, welcher Ihren Anzug und Ihr Gesicht verbergen wird. Mein theures Herz, vergessen Sie nicht, daß die Umstände sehr kritisch sind, mißtrauen Sie Ihrer Mutter, mißtrauen Sie sich selbst, zählen Sie aber fest auf mich und erwarten Sie ohne Ausnahme Alles von mir, was im Stande ist, Sie dem Abgrunde zu entreißen, in welchem Sie sich befinden. Wir bedürfen keiner Schwüre mehr, um uns gegenseitig zu vertrauen. Adieu, mein liebes Herz, ich glaube an Sie und bete Sie an. Arouet.

In den folgenden Briefen spricht Arouet sein Entzücken über den reizenden Cavalier aus, welcher ihn besucht hatte, und verabredet eine neue Zusammenkunft, später reist er ab und theilt dem Fräulein mit, daß sein Vater in Paris, wüthend über die Liebesgeschichte, eine Lettre de Cachet für ihn Bereitschaft hält und ihm droht, ihn zu enterben und nach den Inseln zu schicken. Um seinen Vater wieder zu gewinnen, beschließt er, zu einem Advocaten in die Lehre zu gehen, er beschwört seine Geliebte, ihre Mutter und die dürftigen Umstände, in welchen sie sich im Haag befindet, zu verlassen und zu ihrem Vater nach Paris zu kommen, wo eine angenehme Stellung, Reichthum und die Aussicht auf ein mögliches Zusammentreffen mit Arouet, beide beseligen würde. Sehr bezeichnend für des späteren Voltaire's religiöse Ansichten ist des jungen Arouets Rath an die Heißgeliebte, sich an den Bischof von Evreux zu wenden und demselben ihren Wunsch, katholisch zu werden, anzuzeigen. Arouet versichert das Fräulein, in diesem Falle wäre ihre beiderseitige Sache gewonnen, denn der König, welcher nichts sehnlicher wünsche, würde dem Bischof und somit auch ihr auf das Kräftigste beistehen und helfen.

Und wie endeten diese glühenden Liebesflammen, von welchen man glauben konnte, sie würden eher das zärtliche Paar in ihrer feurigen Lohe verzehren, als kalt und prosaisch zu verlöschen? Wie so oftmals im Leben, war es die junge Dame, welche zuerst untreu wurde. Ein hübscher Page war sein glücklicher Nachfolger, während Arouet sich erst nach Jahren über das traurige Ende seiner ersten glühenden Neigung zu trösten vermochte.

Die Gladiatorenspiele zu Rom.





Die Gladiatorenspiele, jene beliebteste Belustigung der alten Römer, sind einige Mal die Veranlassung zu ernsten Begebenheiten gewesen und gaben bei diesen Gelegenheiten den Beweis, wie tief derartige öffentliche Schauspiele mit dem Volksleben verwachsen können. Nur auf dem Boden der Sclaverei, wo das unfreie Menschenleben als werthlose Sache galt, konnte die rohe Grausamkeit so weit gehen, den Kampf um das Leben und die Todesqual eines Menschen zum Gegenstande der Unterhaltung und eines aufregenden Schauspiels zu machen. Der Culminationspunkt dieser scheußlichen Belustigung war der Augenblick, wo der Ueberwundene vor dem Sieger am Boden lag und der Kaiser oder das versammelte Volk durch ein Zeichen zu erkennen gab, ob der Hingestreckte begnadigt oder getödtet werden sollte. Welch' ein Gegensatz zwischen dieser jubelnden, gespannten und aufgeregten Menge und dem armen Opfer ihrer Blutgier! Oft folgten mehrere Kämpfe nacheinander und während die Zuschauer dem neuen Sieger zujauchzten, verbluteten in den gewölbten untern Räumen des Amphitheaters die beklagenswerthen Schlachtopfer ihrer gefühllosen Rohheit.

Was aber von den Massen bejubelt und angestaunt wird, das gewinnt bald eine größere Bedeutung. Während man anfänglich, abwechselnd mit den Thierkämpfen, gefangene Sclaven miteinander fechten ließ, entstanden später förmliche Fechterschulen, worin die fremden Gladiatoren zu den Kämpfen systematisch abgerichtet oder eingelernt wurden, und diese Fechterschulen hatten ihren eigenen Ehrgeiz und ihre eigene Geschichte.

Im Jahre 73 vor Chr., während Pompejus seine siegreichen Pläne in Spanien verfolgte, waren aus einer Fechterschule zu Capua eine Anzahl Gladiatoren ausgebrochen und begannen einen Kampf um ihre Freiheit. Ihr Anführer war Spartacus, ein Thracier, und der Muth der Verzweiflung machte sie furchtbar. Sie hausten in den Schluchten des Vesuvs und bald war ihre Schaar durch Zulauf von allen Seiten so stark geworden, daß der Staat ernste Maßregeln ergreifen mußte.

Die bewaffnete Macht, welche gegen sie aufgeboten wurde, ward geschlagen und wieder geschlagen; über Campanien, Lucanien, Bruttium verbreitete sich der gefährliche Aufstand und Städte und Dörfer dieser Landschaften litten schwer durch die Grausamkeit des immer mehr anschwellenden Sclavenhaufens, dessen wilden Rachedurst und zügellosen Plünderungsdrang der edle und umsichtige Geist des Spartacus vergebens zu beschränken, vergebens auf ein praktisches Ziel, die Wiedergewinnung der verlorenen Heimath, hinzulenken suchte. Als die Fechter nun dem Prätor Varinius eine zweite Niederlage beigebracht hatten, fanden die Consuln des Jahres 72, L. Gellius und Cn. Lentulus, es nothwendig, ernstlich gegen sie zu rüsten. Die Sclavenhaufen waren uneinig und schwächten sich durch Trennungen; gleichwohl besiegte der Thracier beide Consuln nacheinander. Die Fechter machten eine große Anzahl Gefangener und machten sich mit diesen ein grausames Vergnügen. Paar um Paar ließen sie dieselben auf Leben und Tod nach Gladiatorenweise fechten und stießen die überlebenden Sieger nieder. Auch das im Picenischen vereinigte Heer der beiden Consuln hielt dem Gewalthaufen nicht Stand, der bis zu einem Heere von 100,000 Mann angeschwollen war. Man fand für gut, die Mauern und Thore der Hauptstadt selbst besetzen zu lassen, an welcher vorüber die Feinde wieder nach dem Süden zogen. Pompejus war in Spanien beschäftigt — so erzählt Oskar Jäger in seiner Geschichte der Römer diese Begebenheit — und so wurde der Oberbefehl gegen Spartacus dem Prätor M. Licinius Crassus übergeben, der unter Sulla mit Auszeichnung gefochten hatte, und durch kluge und rücksichtslose Aufkäufe während der Proscriptionszeit zu einem kolossalen Reichthum und durch diesen zu bedeutendem Einfluß gelangt war. Einer wohldisciplinirten Heeresmacht unter so fähiger Leitung waren die bunt zusammengewürfelten Massen, denen Spartacus vergeblich einen höhern Geist einzuhauchen suchte, nicht gewachsen. Spartacus zog sich weiter nach dem Süden, nach Rhegium zurück, von wo er nach Sicilien übersetzen wollte. Es waren cilicische Piraten mit ihren Schiffen zur Stelle: sie empfingen den Preis der Ueberfahrt, ließen dann aber die Schaaren des Spartacus treulos im Stich, welche nun, ihre Verlegenheit benützend, Crassus mit Wall und Graben umzog. Aber noch waren sie nicht gefangen: in einer stürmischen Nacht durchbrach Spartacus die Linie und sein Haufen gewann auf's Neue das freie Feld. Schon sprach man davon, daß hier nur Pompejus helfen könne: da nahm Crassus, der dem Manne, den er als seinen Nebenbuhler betrachtete, diesen neuen Triumph nicht gönnen wollte, seine Kraft zusammen, und brachte in der That den Fechtern, die sich keiner einheitlichen Führung bequemten, eine Niederlage bei, in der ihrer 35,000 den Tod fanden und die Römer nicht weniger als fünf Legionsadler, sechsundzwanzig Feldzeichen und fünf Stäbebündel — Siegeszeichen, die ihren eigenen Truppen früher abgenommen worden waren, zurückeroberten. Spartacus selbst entfloh in die bruttischen Berge, kam dann mit neugesammelten Haufen wieder herab nach Lucanien und hier erlag er endlich nach dem mannhaftesten Widerstande, den er selbst in die Kniee gesunken und schwer verwundet noch fortsetzte, bis er todt zusammensank.

Was von Sclaven lebendig in römische Hände gerieth, ward getödtet; ihrer 6000 wurden an die Kreuze genagelt, welche auf

der Straße von Rom nach Capua aufgeschlagen wurden. 5000 Flüchtlinge aber, die sich über die Alpen zu retten eilten, geriethen dem Pompejus in den Weg, der sie mit Leichtigkeit schlug und zusammenhieb.

So verachtet anfänglich die Person eines Gladiators oder Fechters war, konnte es doch nicht fehlen, daß nach und nach einige derselben sich durch besondere Geschicklichkeit oder körperliche Vorzüge Gunst und Bevorzugung erwarben. Die natürliche Folge hiervon war ein allmäliges Schwinden des Vorurtheils. Zuletzt kam es sogar soweit, daß ein Kaiser als Gladiator auftrat. Der kräftig gebaute, gewandte und kühne Commodus hatte von Jugend an Fechtübungen geliebt und namentlich den Thierkampf vielfach geübt.

Stolz auf Lobeserhebungen entschloß er sich, in den Uebungen, die er bisher mit mehr Anstand innerhalb der Mauern seines Palastes und in Gegenwart weniger Günstlinge eingeschränkt hatte, sich vor den Augen des römischen Volkes zu zeigen. An dem bestimmten Tage zogen die mannigfaltigsten Beweggründe der Furcht und Neugierde eine unzählbare Menge von Zuschauern auf das Amphitheater zu dem unerhörten Schauspiele, und man konnte der Geschicklichkeit des kaiserlichen Künstlers einen gewissen Grad von Beifall nicht versagen. Bald wiederholte er diese öffentlichen Productionen. Er mochte nach dem Kopfe oder nach dem Herzen des Thiers zielen, so war die Wunde gleich gewiß und tödtlich. Mit Pfeilen, deren Spitze die Gestalt eines halben Mondes hatte, unterbrach Commodus den fliegenden Lauf des Straußes und zerschnitt dessen langen Hals. Ein Panther ward losgelassen, und der Schütze wartete, bis derselbe einen zitternden Missethäter angefallen hatte. In dem nämlichen Augenblick flog der Pfeil, die Bestie fiel todt nieder, und der Mensch blieb unversehrt. Mehrere Löwen brachen auf einmal aus den Höhlen des Amphitheaters hervor; die tödtlichen Pfeile aus des Commodus nie fehlender Hand trafen sie, wenn sie wüthend in dem Schauplatz umherrannten. Weder den Elephanten konnte seine ungeheure Masse, noch das Rhinoceros seine dicke Haut vor der kaiserlichen Hand retten. Aethiopien und Indien lieferten die seltensten Bewohner ihrer Wälder und Höhlen; und es wurden verschiedene Thiere in dem Amphitheater erlegt, die man früher nie in Rom gesehen hatte. Bei allen diesen Schauspielen wurde die größte Sorgfalt angewandt, die Person des römischen Herkules vor dem verzweifelten Anfall eines wilden Thieres zu sichern, das vielleicht die Würde des Kaisers nicht geachtet haben könnte.

Zuletzt trat Commodus sogar als Fechter in die Schranken, und viele Römer wurden mit Unwillen erfüllt, als sie ihren Kaiser eine Ehre in einer Beschäftigung suchen sahen, die die Gesetze und Sitten seither mit dem Kennzeichen der Schande gebrandmarkt hatten. Er wählte die Tracht und die Waffen eines Secutors, dessen Kampf mit dem Retiarius einen der lebhaftesten Auftritte unter den blutigen Belustigungen des Amphitheaters ausmachte. Der Secutor war mit einem Helme, einem Schwerte und einem Schilde bewaffnet; sein nackender Gegner hatte bloß ein großes Netz und einen Dreizack; mit dem einen suchte er seinen Feind zu verwickeln, und mit dem andern denselben niederzuschlagen. Wenn der erste Wurf fehl schlug, so war er genöthigt, vor dem verfolgenden Secutor so lange zu fliehen, bis er sein Netz zu einem zweiten Wurfe zubereitet hatte. Der Kaiser erschien in dieser Gestalt 735 Mal auf dem Kampfplatz. Um keinen Umstand zu unterlassen, empfing er aus der gemeinen Casse der Fechter einen Sold, und zwar einen so ausschweifend großen, daß daraus eine neue Auflage entstand; auch mußten seine sämmtlichen ruhmvollen Thaten der Arena in den öffentlichen Reichsacten verzeichnet werden. Wer die Lieblingsneigung des Kaisers nicht durch Anerkennung verherrlichte, wurde als Pedant verlacht; die Verachtung des Fechterstandes galt bald für eine veraltete Thorheit.

Nach dem gewaltsamen Tode des Commodus änderte sich diese Anschauung natürlich sofort wieder und die späteren Geschichtschreiber führen dessen Liebhaberei für die Gladiatorenspiele als einen Beweis seiner Verworfenheit an. Immerhin kann man daraus ersehen, wie schwankend das öffentliche Urtheil in derartigen Dingen ist.

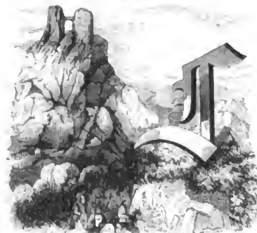
Heraldisches.

Von
Hans Weininger.

(Fortsetzung.)

Städtewappen.

Hagenau.



Laut einer handschriftlichen Bemerkung zu Königshoven's Chronik, welche H. Aufschläger in Straßburg besitzt, wäre einmal ein Herr in den heiligen Forst (sancta foresta, der uralte Name des Hagenauer Forstes) auf die Jagd gezogen. Dabei war er von vielen Dienern begleitet, welche mehrere Koppeln Hunde mit sich führten. Die Hunde kamen bald auf eine Spur, und folgten dem Wilde. Hirsche, Hindinnen, Rehe und andere Thiere dieser Art flohen vor ihnen her, doch klang der Ton des Gebelles durch die Bäume hindurch so eigen, daß Herr und Diener einander verwundert ansahen. Bald kamen sie an die Motter, welche hier einen großen Bogen beschreibt, und jenseits derselben hatte sich das geflüchtete Wild in Sicherheit gelagert, denn kein einziger der Hunde traute sich über das Wasser. Sie begnügten sich mit Bellen. Ein Theil jener Aue, auf dem sich das Wild lagerte, war mittelst eines Hages (Zaunes) eingefaßt. Nun aber kamen dem Herrn ganz andere Gedanken, wie die Jagd fortzusetzen. An diesem Ort, dachte er bei sich selbst, würde sich eine stattliche Burg nicht übel ausnehmen, denn um sie herum würde die Motter eben so lustig fließen, wie sie um jene Aue herum sich zieht. Hiernach wurde da aus massiven Quaderstücken eine ansehnliche Burg erbaut, an deren Fuß sich im Laufe der Zeiten ein Städtchen erhob, Hagenowe genannt, nach dem Hage, wohin das Wild sich geflüchtet hatte. Im Allgemeinen wird die Jahreszahl 1005 für die Entstehung dieser Stadt angenommen. Matthäus Merian läßt sich in seiner Topographie der Pfalz also vernehmen: „Annweiler nahed Landaw, ein Pfältzisch Stättlein, an dem Fluß Queich gelegen. Es ist darob das Schloß Triefels, von Kayser Friderico Barbarossa, mit hohen gehawnen Quadern, gleich wie die Burg zu Hagenaw gebawet. Der gemeine Mann ist beredt worden, man müsse gedachtem Kayser Friderico in diesem Schloß, wie auch zu Kayserslautern, alle Nacht ein Beth machen, drinnen Er ruhe, denn er sey zu Hagenaw in der Burg lebendig verzuckt worden."

Als Wappen führt Hagenau in einem blauen Schilde eine fünfblätterige Rose, deren obere Hälfte silbern, die untere dagegen roth ist. Einige Heraldiker sind der Meinung, das blaue Schild bezeichne die bläuliche Motter, und jene Rose das Eiland, das von jenem Wasser umflossen wurde.

Halle.

Die Geschichte von Halle an der Saale verliert sich in das graue Alterthum, und eben so waren die bekannten Salzwerke schon in den uraltesten Zeiten vorhanden. Von diesen hat auch die Stadt unstreitig ihren Namen; noch heutigen Tags heißt ein Theil derselben, wo die Sodbrunnen stehen, die Halle oder das Thal. Nach einer Sage standen in uralter Zeit dort, wo jetzt die Stadt Halle erbaut ist, nur einige Hütten aus Stroh und Holz, und in diesen wohnten die ältesten Halloren und sotten ihr Salz. Als deren viele eines Mittags vor ihren Hütten saßen, kam der Bischof von Magdeburg, dem das Land damals gehörte, und der sich öfter in dem Schlosse Giebichenstein aufhielt, vorübergeritten. Den baten sie um die Erlaubniß, an dieser Stelle eine Stadt zu erbauen. Der Bischof fragte, wo sie denn die Mittel dazu hernehmen wollten. Sie aber antworteten:

Han wir hüte Water und Holt,
So han wir morne Silber und Gold!

„Nun so baut in Gottes Namen aus Wasser und Holz," rief der Bischof, „und es leucht' Euch Sonne, Mond und Sterne!" Zum Andenken an jenen Ausspruch stehen noch jetzt im silbernen Wappenschilde der

Stadt Halle ein rother Mond und zwei rothe sechseckige Sterne, von denen einer unter, der andere über dem Monde schwebt.

Ein Jahr darauf kam der Bischof wieder des Weges, und sah er den Anfang einer Stadt; die Halloren eilten ihm dankend entgegen. Da aber das Gedränge zu groß wurde, so setzte man den Bischof auf einen Esel, und vor ihm her streute man, um ihn zu ehren, Blumen. Zur Erinnerung an diesen Empfang gilt heute noch als Wahrzeichen auf dem Marktplatz ein Esel, der über Rosen schreitet, welche Steintafel an dem nördlichen der beiden Thürme der Marienkirche angebracht ist.

Kaiserslautern.

Wahrscheinlich gehörte diese Stadt zu dem Erbe, das den hohenstaufischen Kaisern von den rheinfränkischen Herzogen anheimgefallen war, und Alle scheinen öfter hier verweilt zu haben. Der herrliche Forst, welcher damals noch bis an die Stadt hinzog, und die großen Teiche in grasreichen Wiesen mögen wohl, wegen der Jagd und der Fischerei, dann wegen der frischen Waldnatur, der Hauptgrund gewesen sein, warum die edlen Fürsten Kaiserslautern so gern besuchten. Friedrich Barbarossa ließ hier eine königliche Burg erbauen die aus rothem Sandsteine aufgeführt, einerseits mit einer sehr starken Mauer, andererseits mit einem anmuthigen Thiergarten umgeben war, welchen letztern ein vom Lauterbache durchflossener Fischteich begrenzte, der den Namen Kaiserswog erhielt. Kaiser Friedrich II. setzte im Jahre 1230 einen Hecht in den Kaiserswog, der 1497 lebendig wieder herausgefischt und dann verzehrt wurde. Er war, so melden verschiedene Chroniken, auch der kurpfälzische Rath Marquard Freher in seinem unter dem Titel Origines palatinae 1613 erschienenen Werke — 19 Schuh lang, 250 Pfund schwer, endlich mit einem ausdehnbaren goldenen Ring umgeben, auf dem die Jahreszahl der Einsetzung nebst einer von dem Kaiser selbst entworfenen Inschrift stand, wonach dieser gewaltige Hecht 267 Jahre daselbst verbracht hat. Von der kaiserlichen Burg ist nahezu nichts mehr zu sehen und der Kaiserswog auch schon längst ausgetrocknet. Anfänglich führte diese Stadt im Hinblick auf den Kaiserswog zwei Fische im Wappen, so in einem senkrechten silbernen Balken waren, der ein rothes Feld belegte. Später vereinfachte man es in der Art, daß man zur Erinnerung an jenen größten aller Hechte, der Jahrhunderte lang der Schrecken seiner Umgebung gewesen, nur mehr einen Fisch vorstellte.

Kempten.

Die Neustadt oder das Stift daselbst führt als Wappen das Bildniß der heiligen **Hildegarde**, der tugendreichen Gemahlin Kaiser Karl's des Großen, weil sie die fromme Stifterin jenes Benedictinerklosters war. Nach Desiderata's, einer longobardischen Prinzessin, Verstoßung, vermählte sich Karl der Große mit Hildegardis, welche durch ihre Mutter Imma von dem Geschlechte der ehemaligen Herzöge von Allemanien abstammte. Sie gebar ihm außer zwei Kindern, die bald nach ihrer Geburt starben, drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig, und eben so viele Töchter, als Rotrudis, Bertha und Gisla. Hildegardis muß eine Frau von großer Haltung und Würde gewesen sein und bei ihrem Gemahl verdiente Achtung und Liebe gefunden haben, da neben Ihr keine Concubine erwähnt wird. Sie starb in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage am 30. April 783, und ward in dem Erbbegräbniß des karolingischen Hauses zu Metz beigesetzt, später ihrem Willen gemäß aber in die Kemptner Stiftskirche verbracht. Als im 10. Jahrhundert unter dem Abte Alexander ihr Grab geöffnet wurde, fand man unter ihrem Haupte einen Stein mit der Inschrift: 'Hyltegardis Regina. Seitdem aber im Schwedenkriege die alte Stiftskirche zerstört wurde, weiß Niemand mehr ihre letzte Ruhestätte zu zeigen.

Nachdem Sebastian Münster in seiner Kosmographie die Bewohner der **Altstadt** Kemptens, der Metropole des Allgäu's, „ein damals freudiges Kriegsvolk" nannte, sagt ein anderer Chronist, selbe seien keck, tapfer und streitbare Leut' und zögen ihren Feinden nach, man fürchte sie überall, besonders beherzt habe sie gemacht Friedrich III., der sie ermahnte, sie sollten in die eine Hand Brief und Siegel nehmen und in die andere das Schwert. Im Jahre 1488 hatten etliche Einwohner Kemptens Gelegenheit, ihren kühnen Muth an den Tag zu legen und sich dadurch die hohe

Gunst des Kaisers Friedrich III. zu erwerben. Dieser führte Krieg in den Niederlanden; zu seinem Heere gesellte sich ein streitlustiges Häuflein Kemptner, mehrentheils Leineweber. Der ritterliche Maximilian — Kaiser Friedrich's Sohn — saß zu Brügge gefangen. Da versuchten es einige dieser Waghälse unter Leitung des getreuen Kunz von der Rosen, eines geborenen Kaufbeurers, den Prinzen zu befreien. Kaiser Friedrich, hoch erfreut, seinen Sohn befreit zu sehen, überhäufte die Retter und ihre Vaterstadt mit kaiserlicher Huld und Gnade, indem er der Leineweber-gilde zu Kempten eine kaiserliche Kriegsfahne schenkte und das Privilegium einräumte, an ihrem Jahrtag damit nebst Trommeln und Pfeifen herumzuziehen. Statt des bisherigen nach der Länge in Blau und Weiß getheilten Schildes gab er der Stadt einen eben solchen, rechts goldenen, links schwarzen Schild, darin der gekrönte Reichsadler mit verwechselten Tincturen war. Zugleich verlieh er der Stadt zum Zeichen ihrer treuen und nützlichen Dienste die Freiheit, mit rothem Wachse zu siegeln. Die Urkunde hierüber wurde am 12. December 1488 zu Ulm unter dem kaiserlichen Majestätssiegel ausgefertigt. In die linke Schildhälfte kam später, da Kempten baierisch geworden, ein massiver Thurm mit gescharteter Zinne zur Erinnerung an das frühere Campodonum, eine der ersten Ansiedlungen der Römer in dieser rauhen Gegend, zum Gedächtniß an die Burg Hilarmont (Illerberg) südöstlich dieser alten Freireichsstadt.

Kronach.

In ganz Baiern gibt es nur drei Städte, welche von den Schweden nicht eingenommen wurden, weil sich dieselben auf's Aeußerste wehrten. Diese Städte sind Ingolstadt, Lindau und Kronach. Während der Belagerung dieses letzten Städtleins machten die Belagerten unter dem Schutze eines starken Nebels einen Ausfall, in der Absicht, die Erdarbeiten der Schweden zu zerstören, die Belagerungsgeschütze — mit denen sie schon ziemlich weit vorgerückt waren — zu demontiren oder zu vernageln. Dieser Ausfall gelang vollkommen. Zwei Bürger aber, welche sich mit dem Vernageln der Geschütze etwas verspätet hatten, fielen in die Hände der Schweden, welche nach kurzem Rathe beschlossen, diesen zwei armen Schelmen die Haut abzuziehen und sie mit der Haut unter dem Arme in die Stadt zurückzutreiben. Am Marktplatz zu Kronach gaben diese Unglücklichen den Geist auf. Zum Andenken an dieses Marterthum nahmen die Kronacher ihre zwei geschundenen Mitbürger — die Haut unter dem Arm — als Schildhalter zu ihrem Wappen an. Ein Steinbild vor der Stadt erinnert zur Zeit noch an jene schauderhafte Behandlungsweise. Jene Belagerung begann am 17. Mai 1632 und endete am 12. Juni des gleichen Jahres durch den Abzug des Feindes. Im Jahr 1654 erhob sich am Markte jene Ehrensäule mit dem neuen Wappen. Auf dem zweiten Rande der Elferglocke der dortigen Pfarrkirche steht: Mit diesem neuen Wappen hat der hochwürdigste Fürst Melchior Otto Bischof zu Bamberg der gemeinen Stadt Cronach wegen Annis 1632, 1633 und 1634 ausgestandenen Feindesbelagerung begnadiget. Als Jahreszahl „1652." Das ist der Schild in Silber und Roth quer getheilt; im untern rothen Halbfelde präsentiren sich die Märtyrerkronen jener zwei Geschundenen, darüber im lichten Silber der obern Hälfte der Palmenkranz.

Magdeburg.

Im Jahre 781 zerstörte Karl der Große in der Stadt Magdeburg ein Heiligthum, welches dem Ort den Namen gab. Das Götzenbild war also beschaffen, daß auf einem Wagen eine nackte jugendliche Frauengestalt stund, welche das Haupt mit einem Myrthenkranz umwunden, eine brennende Fackel auf der Brust hatte, in der Rechten eine Kugel, in der Linken drei goldene Aepfel hielt. Hinter ihr trugen drei nackte Jungfrauen (die Griechen nannten sie Charitinnen, die Lateiner Grazien) mit verschlungenen Händen je einen Apfel, welche sie mit abgewandtem Antlitz als Gaben darreichten. Die Wagenpferde des Viergespanns, wenn dieser Ausdruck nicht zu unpassend gewählt ist, waren zwei Schwäne und eben so viele Tauben. Jedes der Räder war vierspeichig. Durch dieses Bild stellte das Heidenthum die Venus dar, welche in der ganzen Welt herrscht. Die Grazien hat sie zu Gefährtinnen, welche zu gegenseitigem Dienste verpflichtet

sind. Dies deutet die Verschlingung der Hände an. Das Angesicht wenden sie ab, weil sie die Wohlthaten nicht vorrücken wollen. Karl der Große erbaute an diesem Orte die Kirche St. Stephan's, welche aber nach seinem Abzuge aus Haß gegen die neue Religion wieder zerstört wurde. So berichtet uns der alte Geschichtschreiber Albert Kuntz in seiner 1580 zu Frankfurt in Druck erschienenen Saxonia. Sehen wir von dem unhistorischen Zuge Karl's, von den gelehrten Erklärungen, wie der Verbindung der Schwäne und Tauben ab, so bleibt uns dennoch das Bild einer germanischen Göttin, welche auf einem mit zwei Schwänen bespannten oder sogenannten Schiffswagen stehend in der Linken drei goldene Aepfel trägt. Zweifellos ist hier die deutsche Venus, Frau Holda, gemeint, so in oberhessischen Sagen auch stets das „Mädchen" heißt. Freyja und Hulda sind durchaus identisch.

Nun besteht das Wappen Magdeburgs darin, daß eine Jungfrau (Magd oder Maid) mit langen fliegenden und blonden Haaren über die Mauer einer Stadt, so zwei Thürme verbindet, hervorragt und in der Rechten einen Myrthenkranz aufweist. Das Wappen ist also redend und bezeichnet den Ausdruck Mahdenburg, Maidenburg, Magdeburg. Von anderwärtigen Geschicken Magdeburgs zu erzählen, ist hier nicht der Platz. Es sei nur erwähnt, daß nach der Einnahme dieser wohlhabenden Stadt im dreißigjährigen Kriege, da sie in Flammen aufging, Tilly die silberne Monstranz aus dem dortigen Dome rettete und seiner Pfarrkirche zu Breitenbrunn bei Dietfurt in der Oberpfalz verehrte. Da befindet sich selbe noch, ist in den schönsten gothischen Formen gehalten, drei Schuh hoch und von beträchtlicher Schwere.

Nidda.

Im Hessenlande lebte zu den Zeiten Kaiser Friedrich des Rothbart's auf dem Schlosse Altenburg ein Raubritter, welcher belagert und in die Enge getrieben wurde. Des Ritters Gemahlin unterhandelte endlich wegen der Uebergabe und brachte es dahin, daß sie mit ihren kostbarsten Sachen in der Art freien Abzug erhielt, daß nicht etwa der Graf Berthold, ihr Gemahl, sich auf den Esel setze als Einer, der nicht zu den besten gehöre. Die Gräfin setzte nun ihre drei Söhnlein auf des Esels Rücken und nahm den Gemahl auf ihren eigenen und so zogen sie mit vollgestopften Taschen, dann Päcken in der Hand, ab. Die Gräfin hatte gelobt, sich da wieder anzubauen, wo der Esel stehen bleiben würde. Kaum hatte sie das übermüthige Kriegsvolk passirt, so ließ sie ihren Gemahl absitzen. Bald darauf blieb der Esel nicht nur stehen, sondern sogar stecken. Die Gräfin wollte ihn mit den Worten nit da, nit da, zum Weiterschreiten bewegen, allein vergebens. Da blieben sie denn und sahen dem Brand ihrer verlassenen Burg zu. Das neugebaute Schloß erhielt den Namen Nidda. In dieser Sage erscheint am frühesten die liebevolle Rettung des Mannes durch das treue Weib, die sich später bei der Rettung des Ritters von Staupitz und vielfach bei den Weibern von Weinsberg wiederholte. In den Kellern der zerstörten Altenburg sollen noch große Schätze ruhen, auch sollen dort viele Hufeisen gefunden werden, welche Graf Berthold, wenn er auf Raub ausritt, den Pferden verkehrt aufschlagen ließ. Die Grafschaft Nidda führte als Wappen einen quer getheilten Schild, dessen untere Hälfte gold und in dessen oberem schwarzen Halbfelde zwei silberne Sterne zu sehen waren. Der Schild von Nidda ist der Quere nach nahezu in zwei Hälften getheilt. In der obern befindet sich von Silber eine Stadt mit Thor und drei runden Thürmen, von denen der mittelste mit Zinnen versehen ist. In dem untern Halbfelde bemerkt man hart unter dem Stadtthore einen gestürzten (mit den Spitzen abwärts gekehrten) goldenen Halbmond und unter diesem einen goldenen Stern. Der Grund des ganzen Schildes ist schwarz.

Osterhofen.

Dieses niederbaierische Städtchen hat nach Wenning's Topographie daher seinen Namen, daß 509 die Hunnen am Ostersonntag da eine große Niederlage erlitten. Einige hundert Schritte außerhalb des Städtchens zeigt man noch das Schlachtfeld, heut zu Tag die Siegstatt (Siegesstätte) genannt, wo noch oft Skelette von Menschen und Pferden gefunden werden. Vordem soll das Städtchen Pretensia geheißen und Herzog Garibald allda residirt haben. Kurz vor jener Schlacht

wurde aber die herzogliche Residenz wie das ganze Städtchen von den Ungarn verwüstet. Zur Erinnerung an diesen glänzenden Sieg, der durch einen Ueberfall ermöglicht wurde, führt Osterhofen im blauen Schilde eine silberne, mit Zinnen versehene Mauer, deren Fuß ein geschlossenes Thor enthält. Ueber die Zinnen hervorwachsend erblickt man ein Osterlamm, das mit dem rechten Vorderfuße die Stange eines rothen Auferstehungsfähnchens hält. Die von Wenning im Jahr 1723 in Druck gegebene Topographie Baierns zeigt uns dieses Städtchen mit seiner Spitalkirche, der gräflich Traunerischen Behausung, der Stadtschreiberei und dem nahe gelegenen Kloster Osterhofen.

Pfreimt.

Der Wappenschild dieses oberpfälzischen Landstädtchens ist blau. Im Schildeshaupt bemerkt man zwei und im Schildesfuße einen goldenen Stern. Diese Sterne bezeichnen drei Maierhöfe als die erste Ansiedlung, aus denen später Pfreimt entstand. Die Mitte des Schildes ist mit einem doppelten silbernen Querbalken belegt. In dem obern schwimmt ein Fisch, welcher die Pfreimt bezeichnen soll, nach rechts, im untern dagegen ein solcher, so die Nab angibt, nach links. Bei Pfreimt vereinigen sich diese Flüßchen. Wieder andere legen dieses Wappen dahin aus, daß jene zwei Fische die im Rathhause befindlichen vorstellen, die vordem den dortigen Schloßgraben bevölkerten und allgemein angestaunt wurden. Der Zahn der Zeit hat ihnen schon sehr zugesetzt und geben selbe täglich mehr zu verstehen, wie sie wünschen, wieder in den Staub zurückzukehren, aus dem sie genommen waren. Es geht die allgemeine Sage, daß in der Nab ein großer Fisch sei, der bald als Karpfen mit goldenen Schuppen, bald als Hecht gesehen werde. Wenn ein Fischer glaubt, einen guten Fang gemacht zu haben und das schwere Netz an sich zieht, entweicht der Zauberfisch vor seinen Augen. Ein alter Fischer fluchte jedesmal, wenn er den großen Fisch sah, weil er selben Tag nicht den geringsten Fang machte. Glücklich, wer des Zauberfisches habhaft werden könnte, denn er hat den Schlüssel zum größten Schatz in ganz Europa, welcher in Abelrang, einem Felsen zwischen Pfreimt und Nabburg, verbor-



gen ist. Bei diesem Felsen wurden öfters schon alte Münzen gefunden, insonderheit Regenbogenschüsselchen.

Neuburg an der Donau.

Unbedingt auf der Stätte eines römischen Castrums erbaut, hat diese Stadt ein gar sonderbares Wappen, das schon vielerlei Auslegungen erlitten hat. Zu beiden Seiten eines gewölbten Thorbogens mit Fallgitter stehen massive Thürme mit Zinnen. Der obere Theil dieser runden Thürme — zwischen den Zinnen und den Schußscharten nämlich — ist mit den baierischen Rauten bemalt. Am Fuß dieser



Thürme sind zwei nackte Knaben bemerkbar, welche auf Steckenpferden reiten und dem über dem Thore lauschenden Löwen winken. Von diesem Löwen ist nur der Kopf mit Mähne, dann beide Vordertatzen sichtbar. Bis zum Jahr 1506 bestand das Wappen dieser Stadt aus einem Burgthore, zu dessen Seiten Thürme mit Zinnen sich befanden; nach dieser Zeit erst erscheint auch der Grund des Schildes roth. Das eingangs beschriebene Wappen soll sich auf die durch den Kölner Spruch vom 30. Juni 1505 geschaffene neue Pfalz — Pfalz-Neuburg — beziehen. Die beiden Knaben stellen die Prinzen Otto Heinrich und Philipp vor, von welchen ersterer am 10. April 1502 und letzterer am 12. November 1503 geboren wurde. Man nimmt an, daß der baierische Löwe über dem offenen Thore diese vor ihrer Residenz spielenden Kinder bewache.

Zur Geschichte der Todtentänze.

Die ältere Literatur über diesen immerhin anziehenden Gegenstand hat zuerst Maßmann im Serapeum (1840) und in seiner eigenen Schrift über die Baseler Todtentänze (Stuttgart 1847) zusammengestellt; in neuerer Zeit hat W. Wackernagel im IX. Band von Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" die Geschichte und Bedeutung dieser schauerlichen Humoresken in glänzender Weise geschildert. Ein kleiner Nachtrag dazu findet sich in einem höchst curiösen Almanach, welcher im Jahre 1756 (ohne Druckangabe) erschien, mit Godofredus Prehauser unterzeichnet ist und folgenden originellen Titel trägt: „Ein sicherer Allmanach auf dieses Neue Jahr, mit allem Fleiß gestellt und richtig übersehen, was nun und nimmermehr wird hier und dort geschehen; verfaßt von Hans Wurst auf jetzt und immerdar, zum Scherz und Zeitvertreib der Gönner, die geneigt und günstig sich bisher bei seinem Spaß gezeigt, in Demuth dedicirt, cum Rotula darneben, daß er ganz umsonst um bares Geld gegeben. Gedruckt zu Bibimus in unserer alten Welt, da man auf Gunst und Glück ein goldnes Conto stellt." Zugegeben sind diesem kleinen, nur 16 Seiten (klein 4) enthaltenden Heftchen etliche besondere Grabschriften, welche in die Literatur der Todtentänze einschlagen: Dem Soldaten versagt am Ende „der Pfifferling" (das Kraut) auf der Flinte; dem Musikus schlägt der Tod die Fiedel um den Kopf; dem „Tabacksbruder" bricht er die Pfeife entzwei; den Spieler „sticht er ab, macht ihn labeth" und der Alchymist sagt: „Er hat (wie ich aus Gold) aus mir ein Nichts gemacht." —

Neues vom Büchertisch.

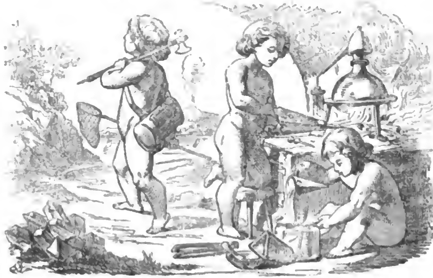
Baudissin, Adelb. Graf, Philippine Welser od. vor 300 Jahren. Historischer Roman. 3. Bde. 8. Hannover, C. Rümpler. 4 Thlr.

Friedlaender, Prof. Ludw., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine. 2. Thlr. gr. 8. Leipzig, Hirzel. 2¼ Thlr.

Klüpfel, Univers.-Biblioth. Dr. Karl, Kaiser Maximilian I. [Abgedr. aus der deutschen National-Bibliothek.] gr. 8. Berlin, Brigl. ⅔ Thlr.

Schnabel, Dr. Joh., Hexenprocesse. — Folgen d. 30jährigen Krieges. Nach den besten Quellen bearb. 8. Brilon. (Salzkotten, Grasso.) 3 Sgr.

Wachenhusen, Hans, Rouge et Noir. Roman in 2 Bdn. 8. Berlin, Janke. 3 Thlr.



Der Buddhismus,

sein Ursprung, seine Dogmen und gegenwärtige Form in Tibet.

Von

Emil Schlagintweit.



ie neueste chinesische Post brachte die Nachricht, daß jüngst zwei französische Missionäre von Cochinchina aus, auf der Ostseite der indo-chinesischen Halbinsel, bis nach Lhassa, der Hauptstadt von Tibet und dem Sitze des Dalai Lama, des höchsten Würdenträgers der buddhistischen Kirche, vorgedrungen seien. Anfangs, wird berichtet, seien sie nicht nur im Allgemeinen mit jener Zurückhaltung aufgenommen worden, die für jeden unerwarteten Besucher in fremdem Lande unvermeidlich bleibt, auch von den buddhistischen Geistlichen wurden sie mit Mißtrauen behandelt, und darin war ihre Aufnahme ganz verschieden von den Verhältnissen, unter denen Huc und Gabet im Jahre 1845 dort auftraten, welche die freundliche Stimmung der Priester gegen sie rühmen. Damals waren es die chinesischen Beamten, die ihre gewaltsame Entfernung veranlaßten; nach den Berichten der jüngsten Besucher müssen die chinesischen Behörden dieses Mal den Fremden weniger feindlich entgegengetreten sein, denn es wird erwähnt, daß die Missionäre rasch so großes Vertrauen sich erwarben, daß einer derselben sich der Gesandtschaft, welche jährlich von Lhassa nach Pekin geht, mit besondern Aufträgen des Dalai Lama anschließen durfte. Vielleicht läßt dieses eine, wenn auch nur kurz andauernde, Verminderung der chinesischen Autorität in Tibet vermuthen.

Die französische Missionsgesellschaft glaubt eine dauernde Befestigung christlichen und europäischen Einflusses in Tibet erwarten zu dürfen, was einmal schon, und zwar vor hundert Jahren, erreicht schien. Die Wichtigkeit, die jede Verbreitung des Christenthums hat, macht diese Berichte der französischen Presse aus China zu einer gewiß auch unsern Lesern willkommenen Veranlassung, hier überhaupt auf eine kritische Darstellung des Buddhismus in Tibet einzugehen, die abgesehen von dem großen historischen und ethnographischen Interesse des Gegenstandes an sich auch das Einzige ist, was uns erlauben kann, die Wahrscheinlichkeit der Missionsbestrebungen in diesen Regionen Centralasiens zu beurtheilen. Es ist jedoch kaum zu erwarten, daß die neuen Missionäre rasch viele Anhänger finden werden. Die geringe Bildung der Tibeter, die Gewalt und der Einfluß der Priester, welche auch die weltliche Macht besitzen, und besonders der Umstand, daß die moralischen Lehren des Christenthums von jenen des Buddhismus oft so wenig sich unterscheiden, daß ihr Werth nur für höher Ge-

bildete zu unterscheiden ist, dürften die wesentlichsten Ursachen sein, daß Tibet noch lange der Mittelpunkt buddhistischen Lebens bleiben werde. Ueberdies wird uns der Buddhismus in Tibet, der so wesentlich sich von All dem unterscheidet, was durch die Sanskritliteratur aus Indien uns bekannt geworden ist, Vieles bieten, was eben so unerwartet ist, als von großem Einflusse für die Culturgeschichte Centralasiens; hier und im Norden davon hat der Buddhismus auch Manches der heidnisch-rohen Anschauungen und Sitten der ursprünglichen Bewohner aufgenommen und uns erhalten. Ferner wurden seit dem 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wichtige Zusätze gemacht, welche dem indischen Buddhismus vollkommen fremd sind. Um die Eigenthümlichkeiten des Buddhismus zu erkennen, haben wir ihn deshalb zuerst während der Periode seines Bestehens in Indien zu betrachten und dann erst die Form, welche er in Tibet erhielt, darzulegen. Zunächst ist das Leben des Stifters zu skizziren, die Dogmen, die er aufstellte und ihre allmäligen Veränderungen sind zu untersuchen, und damit die Schilderung der Verbreitung des Buddhismus und die Bestimmung der Zahl der gegenwärtigen Bekenner zu verbinden. Dann werde ich zur Charakteristik des tibetischen Buddhismus übergehen, und dabei eine kurze Uebersicht geben über die wichtigsten Reisen der Europäer und über die Versuche, sich in Tibet Zutritt zu verschaffen.

Der Stifter des Buddhismus.

Der Begründer der dem Buddhismus eigenthümlichen Lehrsätze stammt aus dem königlichen Geschlechte der Sakyas, welchem zur Zeit seiner Geburt die Ebenen des Ganges bei Patna und die Gegenden nördlich davon bis an den Himalaya unterthan waren; der Umfang des Reiches mag ungefähr dem heutigen Districte von Gorakhpur entsprochen haben; die Hauptstadt Kapilavastu liegt jetzt gänzlich in Ruinen. Dort wurde dem Könige Suddhodana ein Sohn geboren; er erhielt den Namen Siddhartha, in den heiligen Schriften ist er jedoch gewöhnlich mit andern Namen genannt, welche sich theils auf seine Abstammung, theils auf seine hohe Mission beziehen; am häufigsten sind die Namen Sakyamuni „der Einsiedler der Sakyas“ (so werden auch wir ihn hier nennen), Tathagata „der in der Weise seiner Vorgänger Gehende,“ Bhagavat „der Glückliche,“ Sramana Gautama „der Ascete der Gautamiden,“ ein anderer Name des Sakyageschlechtes.

Nach der Anschauung der Buddhisten ist Entstehung durch Zeugung nicht die einzige Art, wie ein Wesen, ein Mensch, zur Existenz komme; schon durch bloße Berührung, durch Ansehen, eben so wie in Folge von Hitze könne sich im Weibe der Keim zur Hervorbringung eines Wesens bilden. Die Geburt aus dem Eie und aus dem Mutterleibe sind die thierischen Arten der Geburt; Pflanzen werden aus Wärme und Feuchtigkeit hervorgetrieben; Götterwesen entstehen durch Verwandlung der geistigen Form in menschliche Körper. Es wird angenommen, daß Siddhartha bereits vor seiner Geburt in Indien eine große übermenschliche Weisheit und Kraft erlangt habe, und unter den Göttern des Himmels Tuschita den Zeitpunkt erwartete, wo er unter den Menschen erscheinen würde. Er wurde deshalb von seiner Mutter nicht in der gewöhnlichen Weise empfangen und geboren; in Gestalt eines Elephanten versenkte er sich in sie durch eine Wunde, welche sich auf der rechten Seite bildete, und auf derselben Seite wurde später seine Mutter von ihm entbunden. Ungewöhnliche Erscheinungen verkündeten den Menschen und den übermenschlichen Wesen das wichtige Ereigniß der Empfängniß sowie der Geburt des Erlösers; die ganze Welt strahlte in wunderbarem Glanze, die Erde erzitterte, Blinde wurden sehend, und der Neugeborene war im Stande, sofort nach allen Himmelsgegenden sieben Schritte zu thun, und den Wesen Erlösung zu verheißen. Der König Suddhodana befragte weise Brahmanen um das Schicksal seines Sohnes; sie sagten ihm: Siddhartha werde durch vier Erscheinungen, nämlich durch den Anblick eines Greises, eines Kranken, eines Todten und eines Asceten von der Hinfälligkeit des menschlichen Körpers überzeugt werden, und zugleich in der Beschauung das Mittel erblicken, die Ursachen und die Wege der Abhilfe zu ergründen; er werde dann das elterliche Haus verlassen und der Welt entsagen, um in einsamen Betrachtungen diese Wege zu finden und sich zum Lehramte vorzubereiten. Sollte er aber diese vier Erscheinungen nicht haben, so

werde er ein mächtiger König werden. Suddhodana wollte seinen Sohn lieber als großen weltlichen Fürsten sehen, und that Alles, um ihn zu zerstreuen und diese Erscheinungen unmöglich zu machen.

Doch schon als Kind zeigte Sakyamuni Neigung zu Einsamkeit, von den heitersten Spielen eilte er weg in die Schatten dichten Waldes, und gab sich in unbewegter Stellung Betrachtungen hin. Um ihn in den Freuden des Daseins Befriedigung finden zu lassen, umgab ihn Suddhodana in dem ihm errichteten Palaste mit einem Kreise blühender Frauen; eine mit allen Vorzügen ausgestattete Frau wurde ihm zum Weibe erkoren, Feste folgten auf Feste, nichts wurde versäumt, ihn zu erheitern; auch wurden alle Eingänge strengstens bewacht, damit die vier Erscheinungen vermieden würden. Doch es war umsonst. Sakyamuni kehrte immer wieder von Festlichkeiten und Genüssen an einsame Orte zurück, und dachte über die Gründe des Seins und des Jammers nach, und über die Mittel ihnen zu begegnen; auch die vier Erscheinungen fanden statt, und diese bestimmten ihn, sein Weib und seinen Palast zu verlassen, um in strenger, aller Genüsse entbehrender Lebensweise vollkommene Einsicht zu erlangen. Im Alter von 29 Jahren verließ er in der Nacht die Seinigen; die Posten, welche ihm den Ausgang verwehren sollten, versenkte er in Schlaf, die Thore öffneten sich von selbst, und unter hellem Scheine wurde er von den Göttern aus dem Palaste geleitet. Er begab sich zu den berühmtesten Brahmanen und ließ sich von ihnen unterweisen; unbefriedigt von ihrer Lehre verließ er sie und unterzog sich während sechs Jahren den härtesten Kasteiungen und Entsagungen. Während dieser ganzen Zeit saß er mit unterschlagenen Beinen unbewegt. Von Nahrung hatte er sich gewöhnt, so wenig zu sich zu nehmen, daß ein einziges Reiskorn seine tägliche Mahlzeit bildete. Sein Körper trocknete aus, seine Schönheit verging, und sein Leben war dem Verlöschen nahe. Da erkannte er, daß Kasteiungen nicht zum Ziele führen, er stärkte sich durch nahrhafte Speise, seine frühere Schönheit kehrte wieder, und nun begab er sich nach dem Bodhibaume (einer Ficus religiosa), um dort die vollendete Weisheit in Beschauung zu erringen. Mara, der Böse, sucht ihn durch Sinnenreiz zu stören, er greift ihn selbst an mit der ganzen großen Schaar von Geistern, welche ihm untergeben sind, doch Sakyamuni schlägt sie siegreich in die Flucht. Nun endlich wurde ihm völlig klar, daß das Dasein das Grundübel sei; daß Begierden und die Freude an den Genüssen des Lebens die Ursache des Daseins seien; daß die Unterdrückung der Begierden, oder die vollkommene Beherrschung der Leidenschaften, selbst der gewöhnlichsten menschlichen Regungen die Bedingungen des Daseins, oder die Wiedererzeugung einer Existenz ausschließen; die Schmerzen des Daseins werden dadurch vollkommen vernichtet, und eine vollkommene Auflösung, ein Verlöschen, Verwehtwerden, wird herbeigeführt.

Sakyamuni hat lange gezaudert, seine Lehre den Menschen zu verkünden; er sagte zu sich: meine Lehre ist tief und schwer zu begreifen, nur die Weisen werden sie verstehen, denn sie verlangt Abstreifen der Individualität, und ist überhaupt Allem entgegen. Dennoch, aufgefordert von den Göttern, faßte er den Entschluß, sie zu erklären; zweimal aber schrak er noch vor den Schwierigkeiten zurück, erst beim dritten Male entschied er sich für Verbreitung seiner „Wahrheiten;“ er verhehlte sich zwar auch jetzt nicht, daß Viele ihn nicht verstehen werden, doch überlegte er in seinem unbegrenzten Mitleide, daß diejenigen, welche die Fähigkeit haben, sie zu verstehen, und gerne die Sünde vermeiden werden, wenn sie nur wissen, was sündhaft sei, ohne seine Belehrung der Wiedergeburt und dem Jammer des Daseins verfallen bleiben würden. Er begab sich jetzt nach Benares, am Ganges, dort lehrte er zum ersten Male.

So berichten die buddhistischen Lebensbeschreibungen.*)

---

*) „Am ausführlichsten ist die Biographie im Lalita vistara, übersetzt aus dem Tibetischen von Foucaux, Paris 1848, 2 Bde.; ihre Abfassung reicht wohl in das dritte oder jedenfalls in das zweite Jahrhundert vor Chr. Geb. zurück. Ein gelehrter Tibeter verfaßte im Jahre 1734 aus diesem Werke, unter Beifügung von Auszügen aus andern, wie wir jetzt wissen, sehr umfangreichen Büchern, eine 391 Blätter starke Beschreibung, welche uns von Schiefner im Auszuge mitgetheilt ist. Mémoires des savants Etrangers, vol. VI, Petersb. 1851, S. 231 bis 332. Aus dem Bermesischen übersetzte Benett ein Life of Gautama, Zsch. der American Orient. Soc. Bd. III; in Bd. XV von Eman's Archiv für die Kunde von Rußland theilt auch Palladyi eine Biographie mit.

Sie beschränken sich nicht auf Referiren wirklicher Thatsachen, diese füllen sogar den bei Weitem kleinsten Raum; die Gedanken Sakyamuni's, die Wunder, welche die wichtigsten Ereignisse begleitet haben, die Thaten der Götter und was sie mit dem Buddha sprachen, dieses ist es, was mit Vorliebe behandelt wird. Vieles ist so verwebt mit absolut Unmöglichem, Unhistorischem, daß öfters bereits geglaubt wurde, Sakyamuni sei keine historische Persönlichkeit; doch grade die Veröffentlichung der eben genannten Biographien läßt erkennen, daß die Lebensgeschichte nicht vollständig erfunden sein kann.

Weniger allgemein wird als die Zeit seines Todes, welcher im achtzigsten Lebensjahre eintrat, das Jahr 544 vor Chr. Geb. angenommen, in dieser Frage sind aber die Schwierigkeiten ungleich größer. Schon die Angaben in den einheimischen Quellen gehen mehr, als man erwarten sollte, auseinander, einige Bücher setzen seinen Tod bis in das Jahr 2422 vor Chr. Geb. zurück, die Bücher, die sich auf Ceylon erhalten haben, nennen mit nur unbedeutenden Abweichungen das Jahr 544 vor Chr. Geb. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die singhalesischen Chroniken erst lange nach Buddha's Tode nach mündlichen Traditionen compilirt wurden, und daß dabei für Vieles willkürliche Perioden festgesetzt wurden. Schon bei dem ersten Bekanntwerden dieser Chroniken war das Vorkommen zweier Könige Namens Asoka aufgefallen. Beide sollen in Centralindien regiert haben; doch Manches schien darauf hinzudeuten, daß es nur einen König Asoka gegeben habe, der von den singhalesischen Chronikern verdoppelt worden wäre, in der Absicht, einzelne geschichtliche Ereignisse in Einklang zu bringen mit den Zeitperioden, welche die Tradition dafür festgesetzt hatte. So setzen auch die Chinesen das Todesjahr Buddha's in 1070, nur weil im Jahre 67 vor Chr. Geb. der Buddhismus dort zugelassen wurde, um so die Prophezeihung zu rechtfertigen, daß 1000 Jahre nach seinem Tode seine Religion in China angenommen werde. Erst durch den Zug Alexander's des Großen bekommen wir sichere Anhaltspunkte für Vergleiche mit der abendländischen Geschichte. Es wird dadurch bestätigt, daß im dritten Jahrhundert ein König Asoka über ganz Mittelindien gebot, und Inschriften berichten uns, daß er die Lehre des Buddha in jeder Weise beschützte; die Nachricht von einem früheren Könige Asoka, etwa 100 nach Buddha's Tode, kommt auch in chinesischen Quellen vor. Westergaard glaubt jedoch den Tod des Buddha in das Jahr 370 oder 368, oder etwa ein Menschenalter vor der Thronbesteigung Alexander's setzen zu müssen, Cunningham und Max Müller nehmen das Jahr 477 an, Lassen, und mit ihm die meisten übrigen Forscher geben der singhalesischen Angabe (544 vor Chr. Geb.) den Vorzug. Diese werden wir wohl auch im Hinblick auf die brahmanische Ueberlieferung als richtig anerkennen müssen, besonders da wir hoffen dürfen, über Manches, was jetzt noch Zweifel erregt, später noch befriedigende Nachweise zu erhalten.

Schon jetzt kann als ein wichtiger Beweis die Untersuchung von Goldstücker über das Verhältniß der drei berühmtesten indischen Grammatiker, nämlich Panini, Katyayana und Patandschali, und über die Zeit, wann sie lebten, betrachtet werden. Von Patandschali wissen wir bestimmt, daß er im zweiten Jahrhundert vor Chr. Geb. lebte; über Panini kann gesagt werden, daß er Buddha's Lehren noch nicht kannte, noch nicht nachweisen läßt sich, wie nahe er seinem Auftreten gewesen sei. Panini muß von Katyayana, und dieser wieder von Patandschali durch einen großen Zeitraum getrennt gewesen sein; nur durch einen großen Unterschied in der Zeit ihres Wirkens läßt es sich erklären, daß der ausführliche und genaue Panini, dessen Werk so hoch gehalten wird, daß es unter unmittelbarer göttlicher Mitwirkung entstanden sein soll, Formen der Sprache und Worte nicht erklärt, welche die beiden späteren Grammatiker besprechen. Rohe Völker wechseln die Worte selbst für die gewöhnlichsten Dinge oft überraschend schnell; so erwähnt Müller in seinen Vorlesungen über Sprachwissenschaft als ein Beispiel sehr rascher Sprachänderung, daß eine Wörterverzeichnung der Sprache eines amerikanischen Indianerstammes innerhalb zehn Jahren ganz unbrauchbar geworden war. Sprachen mit vollkommen entwickelter Grammatik und einem reichen Sprachschatze, — stets die Folge hoher Cultur — verändern sich dagegen nur sehr langsam. Wenn wir die vollendete Durchbildung des

Sanskrit, und seine Fähigkeit bedenken, aus den Wurzeln neue Begriffe zu bilden, so wird der Zwischenraum zwischen diesen drei Grammatikern von zwei Jahrhunderten (von 370 bis Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Geb.), oder von drei Jahrhunderten (477 bis Mitte des zweiten Jahrhunderts) doch wohl zu kurz sein, während wir, wenn Buddha's Todesjahr in 544 gesetzt wird, doch wenigstens einen Abstand von vier Jahrhunderten zwischen Panini und Patandschali bekommen. — Schon die hier mitgetheilte Deduction läßt erwarten, wie es bereits Mohl*) ausgesprochen hat, daß mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sich sagen lasse, durch neue Materialien werde die singhalesische Angabe bestätigt werden.

Unter den Ursachen, welche der neuen Lehre so rasch Anhänger zuführten, daß schon im dritten Jahrhunderte ihres Bestehens die Brahmanen ihres Einflusses beraubt worden waren, ist vorzüglich zu nennen die allgemeine Zulassung Aller zu Erkenntniß und Befreiung; die philosophischen Systeme, welche dem Buddhismus vorhergingen, hatten an dem Kastenunterschiede festgehalten, und überdies so mannigfache Erfordernisse der Erkenntniß aufgestellt, daß auch aus diesem Grunde nur die höheren Kasten, ganz besonders die Brahmanen, zu Befreiung gelangen konnten. Der Buddha aber erkennt keinen Unterschied der Geburt an; Jeder, der Unreine, der Sudra, bis hinauf zu dem bevorzugten Brahmanen, kann die Gründe des Seins erkennen und seine Erlösung bewirken. Es werden nicht die schweren Studien des Aneignens umfangreicher heiliger Texte erfordert, welche nur Wenigen bekannt sind und nur durch Vorsagen von einem mit ihrem Wortlaute bekannten Lehrer gelernt werden können. Der Buddha verlangt nur Enthaltsamkeit von Sünde; erst Spätere vermehrten die Vorschriften so, daß nur diejenigen, welche sich ausschließlich religiöser Beschäftigung widmen, sie befolgen, und — da dieses damit gleich bedeutend gesetzt wird — zu völliger Vernichtung gelangen können. Damit hatte man sich wieder dem Standpunkte der Brahmanengesetze genähert, wenn auch in der Art der Erlösung der ursprüngliche Gegensatz zwischen dem Sein, dem Eingehen in Brahma, und dem Nichtsein des Buddha nie abgeschwächt wurde. Nach der Vorschrift der Brahmanen sollen die heiligen Texte, die Vedas, durch „Hören" eingeübt werden; sie sollen vorgesprochen werden und durch Wiederholen des Gehörten dem Gedächtnisse eingeprägt werden; erst wenn der Schüler sie dem Wortlaute nach hersagen kann, soll zum „Sehen" geschritten werden, womit das Lesen der Texte, das Vergleichen, das Analysiren und grammatikalische Studien gemeint sind. So schreiben schon Werke vor, welche in die Zeit von Panini hinaufreichen, und die Unterscheidung, die dort zwischen Hören und Sehen der Texte gemacht wird, ist einer der entscheidensten Beweise für ein hohes Alter der indischen Schrift.

Die Dogmen des Buddhismus.

Die Religionssysteme aller Zeiten haben Veränderungen und Erweiterungen erlitten, jede Religion, auch der Cultus der Naturkräfte, ist in ihren Anfängen reiner und einfacher als in einer spätern Zeit ihres Bestehens, aber wohl selten sind die Grundzüge durch die späteren Zusätze in ähnlicher Weise verändert worden, wie es hinsichtlich des Buddhismus der Fall ist. Erst durch die neuesten Arbeiten ist es möglich geworden, annähernd die Reihenfolge zu bestimmen, in welcher die wichtigsten Dogmen entstanden sein müssen; versuchen wir nun, die Entwicklungsgeschichte von dem ersten Auftreten des Buddha an zu verfolgen.

Der Buddha selbst lehrte etwas über vierzig Jahre. Das Eigenthümliche seiner Lehre besteht in dem Versprechen vollkommener Auflösung der Existenz als Belohnung der Uebung von Tugenden und der Entsagung den Freuden des Lebens. „Der Weg hierzu gestaltet sich aus Leiden;" durch Leiden in früheren Existenzen, sagt die heilige Geschichte, in Wirklichkeit aber wohl in Folge der Vertreibung seiner Familie vom Throne*) — und durch den Anblick der Leiden seiner Mitmenschen,

*) Rapport annuel fait à la société Asiatique, Juni 1863, S. 115.

*) Es gibt eine Legende, nach welcher zur Zeit, als der Buddha bereits seine Lehre predigte, das ganze Geschlecht der Sakyas vertilgt wurde; wenn wir annehmen, daß dieses Ereigniß etwas früher stattfand, so haben wir eine sehr einfache Erklärung der Ursache, welche Sakyamuni veranlaßte, sein elterliches Haus zu verlassen.

wurde der Buddha veranlaßt, über die Gründe des Leidens nachzudenken, und über die „Wege," ihm zu entgehen. Er fand, daß an Existenz Schmerz gebunden sei; daß Existenz durch das Verlangen nach Dasein, durch die Befriedigung in demselben erzeugt werde; daß Existenz, und in Folge davon auch Schmerz, aufhöre durch Aufhören der Befriedigung an Existenz; daß Abscheu vor Dasein und seinen Genüssen Existenz, und dadurch Schmerz aufhören mache. Der Schmerz, die Erzeugung des Schmerzes, das Aufhören des Schmerzes, die Mittel, „der Weg" zum Aufhören des Schmerzes, dies sind die vier Grundwahrheiten. Die Veranlassung zur Existenz liege in schlechten Werken, sie verlangen zur Strafe Abbüßung durch die Leiden einer Existenz — der ursprüngliche Buddhismus kennt keine andere, weniger qualvolle Art der Tilgung, wie sie später durch die veränderte Ansicht von der Wirkung der Beichte und dem Eingreifen der Gottheit geboten wurde; — wer aber den Weg der Entsagung wandelt, welchen der Buddha zeigte, meidet die Veranlassung zur Sünde, er wird dieselbe Einsicht in die Gründe des Daseins und des Jammers erlangen, welche der Buddha erreicht hat, und die Befreiung von späterer Existenz, die vollkommene Vernichtung des Individuums, ist die Folge. Das Nirvana, ein Verlöschtwerden, ein vollkommenes Ausgewehtwerden wie das Licht einer Lampe, welches keine Spur zurückläßt, tritt ein; wer Nirvana erreicht, erlangt dadurch vollkommene Befreiung von Existenz und von der Nothwendigkeit, wiedergeboren zu werden. Die Mittel zu vollkommener Selbstbeherrschung und zur Erlangung von Befreiung von Wiedergeburt gezeigt zu haben, dieses Verdienst beansprucht der Buddha; denn er leitet an zu wahrem Streben, und zu passendem Lebensberufe, welche zu wahrer Erkenntniß führen. Ursprünglich kann zwischen Nirvanavollkommenheit und Buddhavollkommenheit nicht unterschieden worden sein; wer Nirvana erreicht hat, ist auch an Erkenntniß dem Buddha gleich geworden. Später wurde die Buddhaweisheit von Nirvana getrennt, und zugleich wird jetzt den Buddhavollkommenen die erhabene Aufgabe, in Zeiten, in denen die Lehre wieder vergessen wurde — und diese Zeit kehrt in bestimmten Zwischenräumen stets wieder — den Weg zur Erlösung vom Jammer und vom Dasein zu zeigen. Die Nirvanavollkommenen dagegen gehen, nachdem das letzte Dasein vollbracht ist, in ein leeres Nichts ein, aus welchem heraus keine Manifestation irgend welcher Art mehr stattfindet; dort ist ewige, durch nichts gestörte Ruhe.

In dem ersten Jahrhunderte nach dem Tode des Buddha ist nur Weniges den Principien, die eben entwickelt wurden, hinzugefügt worden. Doch schon unmittelbar nach dem Ablaufe des ersten Säculums werden wesentlich verschiedene Meinungen, und in Folge davon Spaltungen berichtet. Auf dem ersten Concile, welches im Jahre 100 nach Buddha's Tode abgehalten wurde, war von zahlreichen Anwesenden vorgeschlagen worden, „es solle Alles, was der Vernunft nicht entgegen sei, als Buddha's wahre Lehre angesehen werden müssen." Die Versammlung nahm dieses, wie es scheint, nicht an, und damals soll das erste Schisma entstanden sein, welchem die Bildung zahlreicher Secten rasch folgte. Die Worte des Buddha wurden noch Jahrhunderte lang nur durch mündliche Tradition überliefert, wohl zum Theil veranlaßt durch die Gewohnheit, die Vedas durch Auswendiglernen sich anzueignen; die schriftliche Redaction geschah auf Ceylon in der Palisprache im ersten Jahrhundert vor Christi Geb., im Norden des Himalaya wurde sie ein Jahrhundert später ganz unabhängig von der singhalesischen Aufzeichnung, von welcher man dort keine Kenntniß hatte, in der Sanskritsprache unternommen. Die Kritik hat nachgewiesen, daß dem Buddha Vieles zugeschrieben wird, was erst von späteren Lehrern vorgetragen wurde. Die Auslegung, die Erklärung dessen, was er gesagt haben soll, führte zu Beweisen, verschieden von denen, die er selbst gebraucht hatte. Es wurde behauptet, der Buddha habe seine Vorträge den geistigen Fähigkeiten der Zuhörer angepaßt, dieselbe Lehre habe er häufig in verschiedener Weise erklärt, dadurch sei ihr „wahrer Sinn" zweifelhaft geworden, und jede Schule nahm nun für sich das Verdienst in Anspruch, den „wahren Sinn" seiner Gespräche gefunden zu haben. Diejenigen Schulen nun, welche nur das von Sakyamuni Gelehrte weiter ausführten und Moralität sowie die Beobachtung eines tugendhaften Lebens und das Nachdenken

über die Gründe des Seins für genügend hielten, sind die Schulen „des kleinen Fahrzeuges," die Hinayanisten. Der Ausdruck, „des großen Fahrzeuges (Mahayana) sich bedienen," wird für diejenigen gebraucht, welche behaupten, Tugend allein reiche nicht aus zur Erkenntniß, Meditation sei unumgänglich nothwendig; diese Schulen nehmen auch an, die Meditation erzeuge besondere übernatürliche Kräfte. Erst im zweiten Jahrhundert vor Chr. Geb., wird berichtet, sei diese Doctrin als ein besonderes System formulirt worden.

Noch weiter als das Mahayana geht der Mysticismus; nach ihm genügt auch Tugend und Meditation nicht mehr, wenn nicht mit übernatürlicher Kraft begabte Wesen ihre Hilfe gewähren, indem sie belehren, noch bestehende Zweifel entfernen, und die Schwierigkeiten beseitigen, welche der Erreichung des Zieles von bösen Dämonen drohen; ihre Hilfe wird durch Gebete, Opfer und Ceremonien erlangt. Der Buddha hatte nicht verboten, zu den alten Volksgöttern, als höheren Wesen, mit Verehrung und Vertrauen aufzublicken, aber der Mensch ist von ihrer Beihilfe nicht abhängig, er kann von ihnen lernen, und sich an ihrem Beispiele zu guten Thaten begeistern, ja es ist ihm sogar möglich, sie zu übertreffen an Einsicht und Macht, da auch sie die höchste Weisheit erst noch erringen müssen. Selbst noch dann, als Meditation ein wesentliches Erforderniß wurde, nahm man Anfangs an, daß Alles von der Energie des Menschen allein abhänge; nach der spätern Lehre wird die Energie ohne Erfolg bleiben, wenn sie nicht geleitet wird von einer höhern Intelligenz, der Gottheit. Im Mysticismus, welcher besonders in seinen Ritualen erst im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung seine Ausbildung erhielt, verließ der Buddhismus den ursprünglichen Weg, auf welchem der Mensch durch Selbstvervollkommnung zum Höchsten sich erheben sollte, und gelangte zur Annahme eines obersten göttlichen Wesens. — Der Mysticismus ist die letzte Phase des Bestehens des Buddhismus in Indien, bald hörte er dort ganz auf, noch Anhänger zu haben; neuen Aufschwung nahm dann die Lehre in Tibet, und von dort aus in Centralasien, durch die Priester, welche aus Indien flüchteten. Betrachten wir jetzt im Einzelnen die wichtigsten Lehren der drei großen Gruppen des indischen Buddhismus, — das Hinayana, das Mahayana und den Mysticismus; daran wird sich dann die Besprechung des Buddhismus in Tibet anreihen.

Das Hinayanasystem faßt die Lehre des Buddha in folgender Form auf:

1. Die Existenz als das Grundübel von Leiden und Schmerz, und als die Hinderungsursache an Vollkommenheit und Befreiung von Existenz, wird durch die Theorie von der Verkettung der aufeinander folgenden wechselseitigen Ursachen, die zwölf Nidanas, bewiesen. Die Menschen sind in Unwissenheit befangen; sie erkennen nicht, daß Existenz nothwendig zu Sünde führe, das Dasein hat noch Reiz für sie, und die Befriedigung dieses Reizes veranlaßt sie zu sündhaftem Thun; sie müssen überzeugt werden, daß Glück auf Erden nicht ungetrübt ist, sondern reich an Schmerzen, sie werden dann einsehen, daß Existenz ein Uebel, eine Strafe sei, und da sie dann die Unwissenheit abgestreift haben, so werden sie befreit von Wiedergeburt und deren Schmerz.

2. Tugendübung und Betrachtung der Gründe des Seins und der Sünde werden diese Unwissenheit zerstören. Es wird genau detaillirt, was man nicht thun solle, alle Vorschriften sind als Negationen formulirt. Beschauung, oder Concentration der Gedanken auf einen Gegenstand, erleichtert in ganz vorzüglichem Grade die Erkenntniß, aber übernatürliche Fähigkeiten werden der Meditation noch nicht zugeschrieben. Es wird jedoch als sehr schwierig dargestellt, die Gedanken zu concentriren, und es werden verschiedene Methoden genannt, dahin zu gelangen; so wird Zählen der Einathmungen und Ausathmungen als eine vorzügliche Uebung empfohlen.

3. Da die Geistesanlagen nicht bei allen Menschen dieselben sind, so werden auch nicht alle die volle Erkenntniß erlangen. Diejenigen, welche sich nicht bemühen, die Mittel zu gebrauchen, welche der Buddha gezeigt hat, werden als „unweise Menschen" bezeichnet; sie sind noch gar nicht in den Pfad eingetreten, welcher an das „andere Ufer" führt. Für die Uebrigen wurden ursprünglich vier Stufen unterschieden, später aber wurden noch die Stufen des Pratyeka-Buddha, des Bodhisattva, und des vollkommenen Buddha hinzugefügt, so

daß die ganze Scala der Weisheit 7 Abstufungen enthält. Schon wer die zwei niederen Stufen erreicht hat, wird nicht mehr die qualvollen Wiedergeburten in der Hölle oder als Ungeheuer erleiden, und kann auch nur noch eine bestimmte, aber nach unsern Begriffen doch noch trostlos lange Zeit der Wiedergeburt unterworfen sein.

Die dritte Stufe hat bereits die Wiedergeburt überwunden, jedoch Nirvana, vollkommenes Verlöschen, noch nicht erreicht; erst die vierte Stufe, die des Arhat, des „Würdigen" zur Aufnahme in die Versammlung der Kleriker hat Nirvana erreicht. Als eine wichtige Neuerung muß jedoch hervorgehoben werden, daß nur diejenigen, welche der Welt entsagt haben, diese Stufe ersteigen können; wir dürfen diese Vorbedingung wohl sicher als eine Neuerung betrachten, welche von den Buddhisten mit Unrecht Sakyamuni zugeschrieben wird.

Die Pratyeka-Buddhas besitzen die Bodhi, oder Weisheit der Buddhas, aber sie können nicht als Buddhalehrer auftreten. Bodhisattvas werden Diejenigen genannt, welche in ihrer nächsten Geburt als Mensch die Weisheit der Buddhas erlangen werden; sie erwarten diesen Zeitpunkt in der Region Tushita. Buddhas sind Diejenigen, welche als Verkünder der Lehre aufgetreten sind; die Sautrantikaschule hat den historischen Buddha Sakyamuni vervielfältigt, nach der jetzigen Anschauung ist ihre Menge unzählbar. Jeder soll sich bestreben, die Erkenntniß des Buddha, die höchste Weisheit zu erreichen, und Jeder kann dazu gelangen. Diese Buddhaweisheit ist das Erhabenste, es gibt nichts, was ihr gleichkäme, unbegrenzter Ueberblick über alle Regionen und alle Zeiten, übermenschliche Kräfte, und die Fähigkeit, Alles zu thun, jede Gestalt anzunehmen (der Buddha hat keine Grenzen der Gestalt), dies sind ihre Attribute. Der größte Grad dieser Fähigkeiten wird erst im Momente der vollkommenen Ergründung des Wesens des Seins erreicht; in gleichem Maße mit der fortschreitenden geistigen Erhebung verfügt jedoch der Mensch über dieselben schon in geringerer Vollkommenheit, und es ist in dieser Zeit, und in der Periode, in welcher er nach Erlangung der höchsten Intelligenz als Buddhalehrer das begonnene Leben vollendet, daß die erlangten Fähigkeiten zur Unterweisung und Ermunterung der Wesen benutzt werden.

Das Mahayanasystem. Die Grundzüge dieses Systems soll der Indier Nagardschuna, im Tibetischen Lugrub, zuerst aufgestellt haben; er soll 400 Jahr nach Buddha's Tode gelebt haben, oder etwa im zweiten Jahrhundert vor Chr. Geb., wenn wir das Jahr 544 als Buddha's Todesjahr annehmen. Es kann jedoch seine Existenz bezweifelt werden, besonders weil viele Werke, welche ihm von den Tibetern zugeschrieben werden, in den chinesischen Uebersetzungen andere Namen erhielten. Jedenfalls ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch viele andere Priester die neuen Lehren näher entwickelt und umfangreiche Bücher geschrieben haben; es werden uns viele Namen genannt, und die Menge der erhaltenen Bücher bekunden eine rege literarische Thätigkeit der Führer dieser Schulen, welche vorzüglich in der Zeit vom zweiten Jahrhundert vor Chr. bis Mitte des zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. thätig gewesen sein werden. Die Grundsätze Nagardschuna's sind aber nicht immer in demselben Sinne aufgefaßt worden; zwei Anschauungen lassen sich unterscheiden, deren Verschiedenheiten sich in folgender Weise bezeichnen lassen: Die Einen sagen, das Aufhören von Unwissenheit führe zum leeren Nichts, zur Zerstörung der Individualität und der Ursachen der Wiederexistenz; — die Andern sagen, mit Recht werde behauptet, daß nach Zerstörung der Individualität ein nicht näher zu definirendes Nichts übrig bleibe; aber eine allgemeine Leere sei der ursprüngliche Zustand alles Existirenden gewesen, sie sei einmal überall und allein vorhanden gewesen, sie sei die Grundlage, das Wesen aller Dinge, die Seele, das Alaya, diese spiegele sich in Allem wieder, wie der Mond im Wasser, aber in den der Wiedergeburt unterworfenen Menschen spiegele sie sich undeutlich, weil unrein, getrübt, vermischt mit Substantiellem, das Aussondern der Substanz reinige sie wieder, und mache den Menschen wieder leer, mache ihn zu dem, was er und alles Existirende früher gewesen sei; durch das Leerwerden erhebe er sich zur Alaya, er werde mit ihr wieder vereinigt, in ihr, dem einzig Vorhandenen, Wirklichen absorbirt als Individuum. — Die Personification des Nichts ist also das unterscheidende Merkmal der beiden Ansichten. Sie ist entstanden in den Yogatscharyaschulen, welche im Uebrigen die Erörterun-

gen der Madhyamikaschulen, der Anhänger des Nagardschuna, sich aneignen. Im Einzelnen sind die vorzüglichsten Lehren des Mahayana, „des großen Fahrzeuges," folgende:

1. Jede Erscheinung ist ein Trugbild; alles Vorhandene existirt nur in unserer Einbildung, im Grunde ist Alles nicht vorhanden, leer. Der ursprüngliche Buddhismus sagt: Alles ist der Zerstörung unterworfen. Die Hinayanaschulen sagen: Die Befriedigung an Existenz entspringt aus Unwissenheit, auch ist sie nur scheinbar, denn sie erzeugt Schmerz; die Mahayanaschule sagt: Von Zerstörung kann nicht die Rede sein, weil was zerstört werden soll, ja nie existirte; nicht nur die Befriedigung an Existenz ist scheinbar, sondern die Existenz selbst ist nur in unserer Einbildung wirklich. Der Beweis dieses Axioms wird durch logische Deduction geliefert: Wir irren, heißt es, wenn wir an wirkliche Existenz der Dinge glauben, weil die Gegenstände durch Verbindung ihrer Kräfte mit denen anderer existiren, nicht aber durch ihre eigene Kraft allein. Der Irrthum, Parikalpita, und das Verkennen des Abhängigkeitsverhältnisses, des Paratantra, ist die Ursache unserer Unwissenheit. Ganz vollkommen, Parinischpanna, ist aber nur das Selbstexistirende; dieser Art ist das Leere, alle Gegenstände haben aber dieses Merkmal nicht, deshalb sind sie nur scheinbar wirklich. Ferner: Es gibt zwei Wahrheiten, einmal: jede Sache hat Namen und Merkmale; sie werden als die Wesenheit betrachtet und daraus die Wirkungen, die Erscheinungen erklärt; aber solche Erkenntniß ist Täuschung; zweitens: Davon daß solche Erkenntniß Täuschung, eitel Trug sei, überzeugt das Nachdenken, das Zergliedern des Namens und seiner Merkmale. Nur das analysirende Betrachten des Weisen, der nach Ueberzeugung von der Eitelkeit der Dinge trachtet, wird die über aller Täuschung erhabene Erkenntniß verschaffen; das bloße Ergründen der Merkmale und Kräfte bewirkt nur scheinbare Wahrheit.

2. Nicht bloß die Anhänglichkeit an das Leben muß abgeworfen werden, selbst das Reflectiren über die Existenz der Dinge muß aufhören, und dem Ergründen der Ursachen der Unrealität Platz machen.

3. Wer wahre Vollendung anstrebt, soll nicht bloß gutes Beispiel geben, sondern auch keine Opfer und keine Qualen scheuen, um zum einstigen Erlöserberufe sich zu befähigen. Als besonders nothwendig dazu wird die Uebung der sechs Cardinaltugenden (Paramitas) verlangt.

4. Wer sich der Paramitas befleißt, erreicht schon die Vorstufe zur Buddhawürde; er wird Bodhisattva und erlangt dadurch die Energie, durch ganz ungewöhnliche Handlungen zum Heile der Menschheit beizutragen. Diese Bodhisattvas werden jetzt auch eifrig in Gebeten um ihre Hilfe angefleht.

5. Auch Laien können die Buddhawürde erreichen, und diese Abweichung von den Grundsätzen des Hinayana wird ganz besonders dazu beigetragen haben, den Mahayanalehrern Anhänger zuzuführen. Es gibt zweierlei Wege des Heils, diese sind: das Nirvana, das vollkommene Vernichten aller Existenz und der Bedingungen dazu, — und die Aufnahme in Sukhavati, die Region „der Freude," deren Bewohner auch nicht mehr der Wiedergeburt unterworfen sind, aber doch nicht die höchste Vollkommenheit in Reinheit und Weisheit erreicht haben. — Bei den Buddhas werden dreierlei Körper unterschieden. Einen Körper, der „Nirvana mit einem Reste" genannt wird, haben sie als Bodhisattvas und während des Wandels als Buddhas unter den Menschen; in dem „Körper der Vollkommenheit" ist die Machtfülle der Buddhaerkenntniß verkörpert; „Nirvana ohne Rest" von Form heißt der Körper, welchen sie annehmen, wenn sie sterben, oder wie es bei den Buddhisten heißt, wenn sie in Nirvana zurückkehren, denn jetzt können sie nie mehr unter den Menschen erscheinen.

Das System des Mysticismus. Hier wird ein besonderes Gewicht gelegt auf die Fähigkeit, durch Ausdauer in Beschauung und den Gebrauch gewisser Mittel übernatürliche Mittel zu erlangen.

Beschauung war bereits von jeher ein charakteristischer Zug des religiösen Lebens der Indier; auch Sakyamuni und seine Zuhörer ziehen sich von Zeit zu Zeit in die Einsamkeit zurück. In den heiligen Büchern jeder Schule und jeder Periode finden wir Ermahnungen und Anleitungen zu Meditation; das Mahayana war auch schon so weit gegangen zu erklären, daß Concentration der Gedanken absolut noth-

wendig sei zu Vollkommenheit; nach der Lehre des Mysticismus aber erzeugt sie besondere übernatürliche Kräfte, wenn dabei gewisse Sprüche (Dharani) gesagt werden, besondere Gebräuche (Mantras), wie Ziehen eines Zirkels, Lage der Finger, beachtet werden, und Tugendübung, die Paramitas, nicht vernachlässigt werden; wer diese Sprüche nicht kennt oder aus Nachlässigkeit nicht anwendet, wird ungeachtet der eifrigsten Befolgung der Paramitas und der ausdauerndsten Meditation die Fesseln menschlicher Erkenntniß nicht abwerfen; aber auch Dharanis und Mantras sind ohne Wirkung, wenn Lebenswandel und Nachdenken nicht entsprechen.

Auch das Alaya der Yogatscharyaschulen fand im Mysticismus eine Erweiterung; es wurde als die ewige, oberste, allen Buddhas gemeinsame Wesenheit formulirt, und so begegnen wir im Mysticismus, zum ersten Male, der Idee eines göttlichen Wesens, das über Allem thront. Dieses Wesen wird Adi Buddha genannt. Das Grundprincip des Buddhismus, daß der Mensch zur höchsten Vollkommenheit gelangen könne, wird jedoch durch dieses Dogma nicht verletzt; es wird durch die Lehre von der dreifachen Erscheinung der Buddhas mit den alten Anschauungen zu vereinigen gesucht. Die auf Erden wandelnden Buddhas zeigen sich gleichzeitig in den drei Regionen der buddhistischen Kosmogonie; in der Region der Gelüste, zu welcher auch die Erde gehört, wandeln sie als Menschen; in der Region der Formen sind sie bekleidet mit der Gestalt ihrer dortigen Bewohner; in der Region der formlosen Wesen sind sie ohne Namen und Merkmale. In diese Region wird Adi Buddha versetzt; er hat zwar zum Heile der Menschheit Vertreter bestellt, Emanationen, die in den zwei untern Regionen thätig eingreifen, aber diese sind wenigstens nicht behaftet mit der Geburt als Mensch. Denn Formen sind Täuschung, eigentlich nicht vorhanden, auch der Körper der Buddhas ist nur scheinbar, das Alaya allein ist wirklich. Jeder Buddha hat als Mensch seinen Weg zur Vollkommenheit begonnen, und durch Erlangung der höchsten Weisheit Vereinigung seines früher getrübten Alaya mit dem reinen Alaya bewirkt; dieses ist das Ewige, keiner Trübung mehr Unterworfene und darum über Allem Stehende. Früher hatte man damit begonnen, für jeden Vollkommenen, jeden Buddha ein individuelles Alaya anzunehmen, im Mysticismus ist dieser Begriff verändert; man denkt sich das Alaya selbst als ein ungetheiltes, einziges, als identisch mit dem Inbegriffe des Abglanzes aller derjenigen, welche die Buddhavollkommenheit erlangt haben.

Das hier Erläuterte ist bereits der durch den Mysticismus veränderte Buddhismus, alle Berichte deuten darauf hin, daß die ersten Elemente des Mysticismus in Centralasien an den Ufern des Flusses Yaxartes entstanden sind. Bei der Entstehung des Buddhismus scheinen die Mißdeutungen der Naturkräfte, welche bei rohen Völkern stets zur Verehrung derselben in mehr oder weniger göttlichen Formen führten, ausgeschlossen worden zu sein. Aber der Dienst der Naturkräfte war in Indien nie ausgerottet worden, abergläubische Vorstellungen hatten sich ganz besonders unter den ungebildeten Theilen der Bevölkerung erhalten, und als dieselben durch das Verbreiten der nordischen Lehre wieder neue Nahrung erhielten, so wurden indische Begriffe und Namen rasch auf die neuen Grundsätze übertragen. Die buddhistischen Führer gaben diesen Anschauungen in ausgedehnter Weise nach, da sie hofften, dadurch der steigenden Erstarkung der Brahmanen mit Erfolg entgegentreten zu können; es gelang ihnen zwar nicht, ungeachtet dieser Zugeständnisse, dem buddhistischen Elemente den Vorrang vor dem Brahmanenthum zu erringen, spätestens im 13. Jahrhundert gab es auf dem Festlande von Indien keine Buddhisten mehr, aber ihre Bestrebungen hatten eine völlige Umgestaltung der Lehre des Buddha veranlaßt.

Die gegenwärtige Verbreitung des Buddhismus.

Wir haben die Dogmengeschichte bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt, wo die Lehre des Buddha in Indien, dem ursprünglichen Sitz derselben, erlosch; es mögen jetzt die Gegenden angegeben werden, wo er sich neue Sitze errang, und zugleich wollen wir versuchen, die gegenwärtige Zahl der Buddhisten zu bestimmen.

Schon im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, unter der Regierung des großen Königs Asoka, wird das Aussenden von Missionen in die Nachbarländer Indiens berichtet. In Folge davon wurde Kaschmir ein Hauptsitz der buddhistischen

Religion, und auch Afghanistan sowie Turkistan, Länder, deren Bewohner sich jetzt dem Mohammedanismus, und in Kaschmir zum Theile dem Brahmanismus, wieder ausschließlich zugewandt haben, wurden zur neuen Lehre bekehrt. In Ceylon wurde das Gesetz des Buddha gleichfalls verkündet, und nach China drang ein Buddhapriester schon 217 vor Chr. Geb. vor; er mußte aber wieder zurückkehren, und erst im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung konnte der Widerstand, welchen besonders die Kaiser der neuen Lehre entgegensetzten, gebrochen werden. In Tibet wird schon für das Jahr 137 vor Chr. Geb. ein Kloster jenseits des Satledschflusses erwähnt, auf der Südseite der Kailas- oder Gangrikette; aber der Versuch, damals auch unter den Bhotvölkern den Cultus der Naturgötter zu verdrängen, muß gescheitert sein, denn die Darstellung der historischen Ereignisse in den einheimischen Chroniken, wie z. B. in dem Vorberichte des Mongolen Ssanang Ssetzen zu seiner Geschichte der Ostmongolen, läßt deutlich den Kampf zwischen den Buddhapriestern und den Priestern der alten Religion erkennen. Die ausländischen Priester zeigten sich im Wirken von Wundern, in der Besiegung der bösen Geister, der Drachen &c. viel mächtiger als die einheimischen Priester, und diese Superiorität ist eine der wesentlichsten Ursachen, welche den buddhistischen Lehren raschen Eingang verschafften. Nicht weniger wichtig war jedoch, daß die Könige Srongtsan Gampo (617 bis 698) und Thisrong de tsan (728 bis 786) aufrichtige Anhänger der neuen Lehre wurden, und durch Berufung von Männern, welche erfahren waren in den religiösen Wissenschaften, sowie durch Zwangsmaßregeln es dahin brachten, daß nicht bloß äußerlich die neue Lehre den alten Gebräuchen substituirt wurde; denn obgleich unter ihren Nachfolgern die fremden Priester als Eindringlinge verjagt und ihre Anhänger verfolgt wurden, so war Tibet doch schon im Beginne des elften Jahrhunderts die Zufluchtsstätte der indischen Buddhisten geworden.

Schon in dieser Periode hat sich der Buddhismus über die Grenzen Asiens verbreitet; durch die neuesten Forschungen scheint es immer bestimmter bewiesen zu werden, daß nach Amerika buddhistische Priester kamen. Ein chinesischer Geschichtschreiber des fünften Jahrhunderts nach Chr. Geb. gibt in der Beschreibung eines von China weit entfernten, über dem Meere liegenden Landes Details über Vegetation und Staatseinrichtungen zugleich mit der Notiz, daß die Bewohner Buddhisten seien, daß man nur an die tropischen Theile von Amerika, wahrscheinlich Mexico, denken kann. Die Eroberung von Mexico durch die Azteken würde dem Buddhismus ein Ende gemacht haben. Durch Stürme mögen Schiffe nach Mexico verschlagen worden sein; wir dürfen jedoch selbst annehmen, daß Einwanderungen stattfanden, beides kann nach den Berichten über die Länder am Amur als gleich wahrscheinlich betrachtet werden. Wrangel, in seinem „Le Nord de la Sibérie," Bd. I, S. 249, theilt mit, daß die Passage von Amur nach dem amerikanischen Festlande sehr wenig gefahrvoll sei, und daß die Tschuktastämme jedes Jahr Pelze von Amerika holen, mit welchen sie die sibirischen Märkte besuchen. Wrangel erwähnt noch, daß die Asmok von Horden, welche von den Ufern des Anadir und Amur kamen, an die Einmündungsländer des Amur gedrängt wurden, von wo aus gegenwärtig die regelmäßige Ueberfahrt sibirischer Stämme nach Amerika stattfindet. *)

Einige Forscher glauben, daß in Norwegen ebenfalls Buddhisten gelebt hätten; umfangreiche Schutthügel und lange niedrige Mauern, sowie ihre innere Construction und die Gegenstände, welche beim Oeffnen gefunden wurden, sollen auf Buddhisten als Erbauer hinweisen, deswegen weil die indischen Stupas (ursprünglich Reliquienbehälter) und die Gebetmauern, wie wir sie in Tibet finden, an Form und Inhalt einige Aehnlichkeiten zeigen. Allein bis jetzt ist noch nichts in den nordischen Denkmälern gefunden worden, was mit Bestimmtheit bloß als buddhistische Geräthe sich erklären ließe; auch die runde Form der Schutthügel braucht nicht nothwendig auf die Form einer Wasserblase hinzuweisen, welche die Indier für die Stupas zum Muster nahmen; jeder Schutthügel, er mag ursprünglich kantig oder kegelförmig gewesen sein, wird durch den Einfluß der Wit-

*) Vergl. Ampère, Promenades en Amérique, Revue des deux Mondes, 1853 Vol. IV. S. 93 Neumann, Ostasien und Westamerika, Zsch. f. allg. Erdkunde, 1864, S. 306.

terung abgerundet und abgeflacht werden. Ganz unrichtig sind auch die etymologischen Beweise, welche zur Unterstützung dieser Ansicht angeführt werden; daß Wodan oder Odin, der Name des höchsten Gottes der alten Deutschen, aus der Wurzel Budh und ihren Ableitungen erklärt werden könne, läßt sich nicht beweisen.

Gegenwärtig finden wir Buddhisten von Ceylon und dem indischen Archipel bis zum Baikalsee in Sibirien, und vom Kaukasus bis nach Japan; in Europa bekennen sich die Kalmücken und Kirgisen, an der untern Wolga, zum Buddhismus. Für die Menge der Buddhisten kommen China, die indochinesische Halbinsel und Japan wegen ihrer zahlreichen Bevölkerung zunächst in Betracht; man darf hier zwei Dritttheile als Buddhisten annehmen. Ceylon, Tibet, die Mongolei und die Himalayadistricte Bhutan, Sikkim und Spiti sind ganz buddhistisch, Nepal zum Theile; dazu kommen in Sibirien die Buriäten, in Europa die Kalmücken und Kirgisen. Dieterici schätzt in seiner Abhandlung „die Bevölkerung der Erde" (Petermann's geogr. Mittheilungen 1858) China mit Tibet und der Mongolei zu 400 Millionen Einwohner, Japan zu 35 Millionen, auf der indo-chinesischen Halbinsel mögen 17 Millionen leben, im Archipel 80 Millionen. Von diesen 532 Millionen können zwei Drittheile oder ungefähr 340 Millionen als Buddhisten angenommen werden. Hierzu kommen noch aus Ceylon 2 Millionen, aus dem Himalaya 750,000, aus dem westlichen unter der Oberhoheit von Kaschmir stehenden Tibet etwa 200,000, Buriäten 190,000, Kirgisen und Kalmücken 200,000. — Vergleichen wir damit die Zahl der Christen, so bleiben diese, selbst wenn die unter den rohen Völkern in außereuropäischen Continenten vereinzelt wohnenden Christen in Betracht gezogen werden, in der Minderheit. Nach Dieterici gibt es Römische Katholiken 170 Millionen, Protestanten 89 Millionen, griechische Christen 76 Millionen, zusammen 335 Millionen Christen gegen 343 Millionen Buddhisten.

Berichte europäischer Reisenden über Tibet.

Die geographischen Verhältnisse von Tibet, seine Lage im Innern eines großen Continents, mit den höchsten Gebirgszügen der Erde als Grenze, im Süden dem Himalaya, im Norden dem Karakorum, welchem Steppen und Wüsten folgen, haben dieses Land in ungewöhnlichem Grade von der Verbindung mit den übrigen Völkern der Erde abgeschlossen; die Eifersucht, mit welcher die chinesische Regierung alle Fremden fernhält, vermehrte die Schwierigkeiten.

Nachrichten über Tibet finden sich schon bei Ruysboek, besser bekannt unter dem Namen Rubruquis. Er war von Ludwig dem Heiligen 1253 als Gesandter an den Hof des Mongolenherrschers nach Karakorum gesandt worden, und hatte Gelegenheit, auf dieser Reise einige Details zu erhalten. Marco Polo, welcher mit seinem Vater in Handelsunternehmungen von der Küste Kleinasiens bis an den Hof des Tatarenkhans Kubilai vordrang — sie verließen Venedig 1272, — füllt mehrere Seiten seines Berichtes mit einer kurzen Beschreibung von Tibet. Die ersten Europäer, welche nach Tibet selbst vordrangen, waren christliche Missionäre. Seit Marco Polo's Bericht ist die Aufmerksamkeit der römischen Curie stets auf die Religion des Buddha gerichtet gewesen. Im Jahre 1277 sollen zwei Gesandte des Königs Akaba, einem Sohne Kubilai Khans, welchem er Persien übergeben hatte, zu Papst Innocenz III. gekommen sein; Papst Nikolaus III. und eben so Papst Nikolaus IV. sandten Franciscanermönche mit Briefen an Akaba und Kubilai. Aber die Hoffnungen sollten nicht erfüllt werden, selbst als im 16. Jahrhunderte christliche Priester am Hofe von Pekin zugelassen waren, wurden ihnen nur geringe Zugeständnisse in religiösen Fragen gemacht. Sicherer schien der Erfolg, als zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Folge des glücklichen Vordringens der Capuzinermönche Josef von Asculi und Francisco Maria von Toun, die Erlaubniß erlangt wurde, von Indien aus nach Lhassa eine geistliche Mission senden zu dürfen. Im Jahre 1741 erreichte Horacio de la Penna mit fünf Begleitern Lhassa; er wurde dort mehrere Jahre geduldet, dann aber mußte er von Lhassa nach Nepal zurückkehren. Papst Clemens IX. erließ bei Absendung von H. de la Penna ein besonderes Breve in Beziehung auf Tibet, ein Vicarius Apostolicus wurde für Tibet ernannt, und obwohl erst im Jahre 1845 zwei Lazaristenmissionäre, Huc und Gabet, während weni-

ger Wochen Lhassa wieder besuchen konnten, so wird dieses Amt doch noch heute vergeben. Gegenwärtig bekleidet es Monseigneur Demazure, seit vielen Jahren im Missionswesen thätig, welcher während einer längern Residenz auf der indo-chinesischen Halbinsel auch in unmittelbare Berührung mit Anhängern des Buddhismus kam. —

Der Versuch, welchen die französischen Missionäre Renou und Latry machten, von Assam aus Lhassa zu erreichen, scheiterte an den Besorgnissen der Herrscher von Bhutan, welche dem chinesisch-tibetischen Einflusse in hohem Grade zugänglich sind; nur wenig konnte über die Grenze vorgedrungen werden.

Auf unsere Kenntniß von Tibet war die Mission von H. de la Penna nicht ohne Einfluß, obgleich die Nachrichten und die Materialien, welche durch ihn nach Europa kamen, in sehr einseitiger und vorurtheilsvoller Weise von Pater Georgi, ihrem Bearbeiter, dargestellt wurden. Das „Alphabetum Tibetanum,“ Rom 1762, enthält viele nicht unwichtige Mittheilungen; das Glossar der tibetischen Sprache bildete selbst noch nach dem Erscheinen des Lexikon von Schröter (Calcutta 1826), welches auf handschriftlichen Aufzeichnungen von Mitgliedern dieser Mission zu beruhen scheint, eine wichtige Quelle der Belehrung, erst die Grammatik von Csoma von Körös und das Wörterbuch (1834), und die wenige Jahre später erschienenen Arbeiten von Schmidt in Petersburg boten vollständigere Materialien, und zeigten die Ungenauigkeit der Publicationen von Georgi und Schröter. Csoma von Körös aus Ungarn hatte Theile von Armenien, Syrien, Mesopotamien und Persien bereist, in der Absicht, die Ursitze der Magyaren aufzufinden. Er überzeugte sich, daß weder die Sprache noch die Sitten der Völker dieser Gegenden denen der Magyaren ähnlich seien, Alles schien ihm vielmehr auf Centralasien, auf die Gegenden nordöstlich von Tibet als die Heimath seines Volkes hinzuweisen. Nach mannigfachen Beschwerden gelangte er nach Zankhar, einer Provinz des Königreichs Ladak, welches damals ein unabhängiges Reich bildete, seit 1834 aber mit Kaschmir vereinigt ist. Dort brachte er unter großen Entbehrungen viele Monate in einem Kloster zu und unternahm mit bewunderungswürdiger Ausdauer unter der Leitung eines Mönches das Studium der tibetischen Sprache. Die englisch-indische Regierung suchte für ihn die Erlaubniß zu erwirken, nach Lhassa zu gehen, und ihre Bemühungen wurden besonders auch durch den Umstand unterstützt, daß der tibetische Bevollmächtigte durch Csomas umfassende Kenntniß der heiligen Literatur und seine vollkommene Herrschaft über die tibetische Sprache überrascht wurde; dadurch erregten seine Berichte die Neugierde der tibetischen Machthaber, diesen „merkwürdigen Fremden“ kennen zu lernen. Es wird erzählt, daß Csoma sich öfters besser unterrichtet gezeigt habe, als der tibetische Beamte. Leider wurde Csoma in dem Augenblicke, als endlich seine Reise gesichert war, in Dardschiling vom Fieber hinweggerafft; noch kurz vorher hatte er erfahren, daß es in Tibet zwei Stämme gebe, welche sich noch „Hunia“ und „Hun“ nennen. Allerdings glaubt Erdmann in seinem so wichtigen Werke „Temudschin, der Unerschütterliche“ die Alpengegenden des Kaukasus als die letzten nachweisbaren Sitze der Magyaren betrachten zu müssen; die Verdienste Csoma's um die Wissenschaft und die Erforschung von Tibet bleiben jedoch unverringert.

Viele Nachrichten über Tibet verdanken wir den Expeditionen von Pallas und der politischen Mission von Turner; auch Moorcroft hatte Gelegenheit, während seines längern Aufenthaltes in Ladak Manches zu erfahren. Ausführlicher schilderte Ladak Alexander Cunningham, welcher es in den Jahren 1846 und 1847 besucht hatte; es ist dieses derselbe Forscher, welcher durch die Entzifferung der Buddhadenkmale in Centralindien und der Sinnsprüche auf altindischen Münzen viele Beiträge zur Geschichte des Buddhismus und des alten Indien überhaupt liefert. Eine wesentliche Ergänzung und Vermehrung unseres Wissens von Tibet erhielten wir durch die Reisen von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, welche in den Jahren 1854 bis 1858 weiter, als es je früher möglich wurde, in das Innere von Asien vordrangen. Sie waren die ersten Europäer, welche die Gebirgskette des Karakorum als die Hauptwasserscheide Hochasiens erkannten. Bald darauf war es ihnen gelungen, unter sorgfältiger Verkleidung auch die Kette des Kuenluen zu

durchziehen und in das Tiefland am nördlichen Fuße desselben vorzudringen: Hermann von Schlagintweit 1856, damals von Robert begleitet, nach Khotan, Adolf 1857 nach Kaschgar in 39 Grad Breite. Es war dies zugleich jene Stadt, wo seit Marco Polo, der „vom Norden kam," das erste Mal, wenn auch durch sechs Jahrhunderte getrennt, indische Routen die seinen in Centralasien berührten; doch es ward auch das Ziel seiner Reise, er hatte das Unglück, dort als Opfer mussalmanischen Fanatismus zu fallen. — Beschränken wir uns hier auf ihre Reisen in Tibet und ihre Beobachtungen über die Völker und ihre Culturzustände. Für sie als Naturforscher und Physiker war die Gelegenheit ganz besonders wichtig, in unmittelbarer Beobachtung die physisch-anatomischen Typen der Racen vor Allem zu untersuchen. Aber sie erkannten, durch die Verschiedenartigkeit in Abstammung,*) Sitten und staatlichen Einrichtungen der Völker, mit welchen sie auf ihren ausgedehnten Reisen in Berührung kamen — vom Süden von Indien bis hinauf nach Kaschgar, und im Osten von der Biegung des Brahmaputra nach Süden bis zu der Mustagkette im Westen reichen ihre Routen — aufmerksam gemacht auf die Wichtigkeit allgemein vergleichender Beobachtung, sehr bald die Bedeutung, welche die Riten des buddhistischen Cultus in religiöser Beziehung nicht weniger als in ethnographischer boten. Es war grade die so wesentliche Verschiedenheit des Buddhismus der Gegenwart von so Manchem, was die Literatur über seine ersten Perioden in Indien uns lehrt, was ihre Aufmerksamkeit ganz besonders fesselte. In Tibet führten ihre Hauptrouten durch die westlichen Provinzen, wie etwa analog den Römerzügen, die durch Helvetien und die Rheingaue zogen, ehe sie die tyroler Alpen und die germanischen Centralsitze im Osten berührten.*) Gelang es ihnen auch nicht, was so Viele schon erfolglos vor ihnen versucht hatten, Lhassa und das östliche Tibet zu besuchen, so erreichten doch Adolf und Robert in Centraltibet Tholing, ein großes schon im 12. Jahrhundert gestiftetes und reich dotirtes Kloster; dort und in Maugnang erhielten sie viele Materialien und wichtige Bücher. Mit großem Erfolge forschte Hermann in Sikkim nach Büchern und Gegenständen des Cultus, auch gelang es ihm, oft ausführliche Erläuterungen über ihren Gebrauch und ihre Bedeutung zu erhalten. Ein intelligenter Priester, der politische Vertreter des Radscha von Sikkim in Dardschiling, welcher selbst in Lhassa erzogen worden war, wurde durch die Vermittlung des britischen Residenten einer der wichtigsten Berichterstatter. Auch in dem großen Kloster Himis in Ladak fand Hermann an Büchern und Geräthen aus Lhassa eine reiche Auswahl.**)

Aus Lhassa selbst dürfen wir erwarten, viel Neues durch die französischen Missionäre zu erfahren; ihre günstige Aufnahme berechtigt um so mehr, wichtige Mittheilungen zu hoffen, als sie besser als Huc und Gabet mit den frühern Berichten bekannt sind, und von Professor Foucaux vom College de France in Paris, dessen Fleiß und Ausdauer wir nebst vielem Andern auch eine wörtliche Uebersetzung aus dem Tibetischen der wichtigsten Lebensbeschreibung des Stifters des Buddhismus verdanken, auf diejenigen Fragen noch besonders aufmerksam gemacht wurden, welche noch am meisten einer Aufklärung und Untersuchung bedürfen. —

*) Als ein Material besonders wichtiger positiver Daten darf ich wohl auch ihrer Reihe plastischer Racentypen erwähnen. Aus hohlen Formen von Gips, welche über lebende Menschen während der Reise selbst ausgeführt werden mußten, wurden in Europa durch galvanoplastischen Niederschlag positive Bilder in Kupfer erhalten, und diese Reihen sind bereits in London, Paris, St. Petersburg, überdies in mehreren Museen von Indien aufgestellt. Erst jüngst hat der Verleger, J. A. Barth in Leipzig, auch eine etwas weniger kostspielige Ausgabe in Gips veranstaltet, wovon die ersten Reihen in Darmstadt und Lemberg aufgestellt sind.

*) Aber von Simla nach Kaschgar ist die Länge selbst der kürzesten Handelsstraße etwas über 200 geographische Meilen, von der lombardischen Ebene bis zur Mündung des Rheindelta nur gegen 110.

**) Die detaillirte Beschreibung und Untersuchung über diejenigen Materialien, welche sich auf die Form des Cultus beziehen, bildet den Gegenstand meines Werkes „Der Buddhismus in Tibet," 1863, F. A. Brockhaus, (in englischer Sprache); eine gedrängte Inhaltsangabe siehe in Monatshefte Januar 1864. Von Geschichtswerken, welche ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen, sei die tibetische große Ausgabe der Heldensage des Gesar Khan erwähnt; es ist dieses das berühmteste Epos der Tibeter und Mongolen, auch die Kalmücken kennen es. Einen vorläufigen Bericht über das Schlagintweit'sche Manuscript gab jüngst Schiefner in Nro. 5 der Bulletins der Petersburger Akademie.

Der Buddhismus in Tibet.

Die fremden Priester, welche aus Indien in Tibet einzogen, waren in der heiligen Literatur ihrer Religion wohl bewandert und überdies in der vollkommenen Entwicklung ihrer Sprache, sowie in allen übrigen Kenntnissen den Tibetern überlegen. Die Erklärung der Dogmen in der neuen Sprache, und das Bestreben, ihr Verständniß zu bewirken, mußte jedoch zu Verschiedenheit in der Auslegung führen und den Sectengeist begünstigen. Viele Schulen zweigten sich ab, und so Vielerlei war allmälig der aus Indien überlieferten Lehre beigemengt worden, daß der Mönch Tsonkhape aus dem Kloster Kunbum im vierzehnten Jahrhundert eine Revision der Lehren unternahm. Er verwarf Vieles, Anderes formulirte er neu; seine Modificationen fanden bereitwillige Annahme und noch heute ist seine Secte die orthodoxe und die zahlreichste. Daneben haben sich jedoch noch acht andere Secten erhalten, welche jede in einzelnen Districten als orthodox gilt. Selbst Anhänger des alten, vorbuddhistischen Cultus findet man, besonders im nördlichen Tibet; sie haben zwar sehr Vieles aus der buddhistischen Lehre angenommen, aber in den heiligen Schriften werden sie als Ketzer besprochen.

Schon früh begannen die indischen Priester, die wichtigsten heiligen Bücher aus dem Sanskrit in das Tibetische zu übertragen; im elften Jahrhundert war der größte Theil der indischen Werke in's Tibetische übersetzt, Einzelnes wurde noch nachgetragen und später wurden dann die Uebersetzungen in zwei große Sammelwerke vereinigt, von denen das eine Kandschur, „Uebersetzung der Worte des Buddha," und das andere Tandschur, „Uebertragung der Lehre," heißt. Der Kandschur enthält 1083 Werke in 100, mitunter auch 110 Bände vertheilt; der Tandschur hat 225 Bände mit ungefähr 4000 Abhandlungen. Die gegenwärtige Ordnung der Abhandlungen in diesen beiden Sammlungen wurde ihnen erst im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gegeben; mittelst Holzblöcken werden zahlreiche Copien gedruckt, wegen der weiten Entfernung und der hohen Preise der Anschaffung finden sich jedoch in Europa vollständige Exemplare dieser beiden Sammlungen nur in St. Petersburg und London, in Paris existirt nur der Kandschur.

In jedem Religionssysteme müssen die Grundzüge in einer Form dargestellt werden, daß sie auch von dem ungebildetern Theile des Volkes verstanden werden können; der Inbegriff dessen, was zu thun und zu glauben ist, wird in kurzen Sätzen formulirt, und die Recitation derselben gilt als ein Zeichen, daß man dieser Religion anhänge und zugleich als eine dem Seelenheil günstige Handlung. Die confessio fidei des Buddhismus lautet: „Von allen Dingen, welche aus einer Ursache hervorgehen, hat der Tathagata die Ursache (das Gesetz) erklärt, und welches ihre Verhinderung sei, hat der große Sramana ebenfalls erklärt." Was der Mensch zu thun habe, um in seiner Person die Wiederentstehung zu verhindern und Glückseligkeit zu erlangen, ist ebenfalls in wenig Sätzen zusammengefaßt. Die Fähigkeiten und die Bildung der Menschen sind jedoch verschieden, schon das Hinayana hatte darauf in der Lehre von verschiedenen Stufen der Erkenntniß und Glückseligkeit Rücksicht genommen. Die Mahayana-Schulen unterscheiden drei Stufen, drei „Fahrzeuge," eine Unterscheidung, welche von Tsonkhapa beibehalten wurde und den Priestern in Tibet ganz geläufig ist. Tsonkhapa hatte aber für den großen Haufen den Inbegriff des zu Wissenden und zu Verrichtenden in acht Gebote zusammengefaßt; diese lauten: 1. Der Glaube an Buddha kann allein zu Glückseligkeit führen. 2. Jeder soll die höchste Intelligenz und Vollkommenheit anstreben (d. h. er soll sich nicht begnügen, Sukhavati anzustreben oder Geburt unter den „guten Wegen," sondern das Ziel seines Strebens soll die Vollkommenheit eines Buddha sein). 3. Man soll Buddha anrufen. 4. Man soll ihm opfern. 5. Man soll ihn loben und preisen. 6. Man soll reumüthig seine Sünden beichten. 7. Man soll sich freuen über tugendhafte Handlungen. 8. Man soll beten um Erleuchtung durch Unterweisung von einem Buddha.

Der Glaube an den Buddha, sowie Gebete und Opfer an denselben sind darin unumgänglich nothwendig dargestellt als charakteristisch für einen Anhänger dieser Lehre. Es darf dieses jedoch nicht in dem Sinne aufgefaßt werden, als ob Glaube an einen einzigen Buddha verlangt werde; man soll aber glauben, daß Erlöser erscheinen werden und erschienen sind, daß die Erlöser-

würde jeder Mensch erreichen könne und auch selbst darnach streben solle, daß der Buddha die höchste Intelligenz besitze. Dadurch konnte eine Vielheit von Buddhas zugelassen werden, und es brauchte nicht ausgeschlossen zu werden, auch andere Wesen, die vollkommener und mächtiger als die Menschen gedacht werden, um Beistand mit ihrer natürlichen Kraft anzurufen; es hätte diese Ausschließung auch zu sehr den früheren Anschauungen widersprochen. Götter und Genien, auch Heilige, werden bei jeder Gelegenheit angerufen. Jeder Gott hat seinen bestimmten Wirkungskreis, den man kennen muß, weil er zu andern Zwecken umsonst angerufen würde. Viele Götter sollen es sich zur besondern Pflicht gemacht haben, die bösen Geister abzuwehren, um sich dafür zu rächen, daß sie durch ihre Verführungen, denen sie nicht hatten widerstehen können, in der Erlangung der Buddhaweisheit verhindert worden seien. Solche Gottheiten heißen Dragscheds, „die grausamen Henker" (der bösen Geister). Die alten Götter, welche aus dem Hindu-Pantheon herübergenommen wurden, wie z. B. Brahma, Kalavedi, gehören zu dieser Classe. Der Glaube an böse Geister, ihren „bösen Blick" und ihr stetes Trachten zu schaden ist ganz allgemein, und wird auch von den Lamas zu selbstsüchtigen Zwecken genährt; deswegen werden die Dragscheds ganz besonders häufig angerufen.

Dem Gebete wird die Macht zugeschrieben, über die Gottheit einen magischen Einfluß zu äußern. Ursprünglich hatte es zum Zweck, Buddha zu preisen und im Betenden den Wunsch zu erregen, er möge selbst einst zu gleicher Vollkommenheit gelangen. Am häufigsten unter allen Gebeten wird das sechssilbige Gebet Om mani padme hum, „O, das Kleinod im Lotus, Amen," hergesagt, eine Anrufung Padmapani's.

In den Mitteln zur Befreiung von Wiedergeburt charakterisirt sich die Lehre des Buddha, welcher allein den Pfad gezeigt haben will, „der an das andere Ufer führt." Zu dem, was bereits bei der Darstellung der Lehrsätze der einzelnen Schulen vorkam, ist noch nachzutragen die Beichte, welche besonders im gegenwärtigen Buddhismus eine große Bedeutung erhalten hat; die heiligsten, gottesdienstlichen Gebräuche haben zum Zweck, den Erfolg der Beichte zu sichern. Um zum Nachdenken über die eigenen Handlungen anzuleiten, wurde schon im alten Buddhismus bei den feierlichen Zusammenkünften ein reumüthiges Bekenntniß der verschuldeten Uebertretungen der Gebote abgelegt, die Uebertretungen wurden dadurch nicht gesühnt und getilgt, bloß Reue sollte erweckt werden. In den Mahayana-Schulen kam dann das Dogma auf, reumüthiges Bekenntniß erzeuge vollkommene Tilgung; nach der gegenwärtigen Ansicht aber kann es seine Kraft nur durch die Mitwirkung gewisser Gottheiten äußern, deren Beistand auf verschiedene Weise erlangt werden kann. Ganz besonders wirksam soll die Beichte sein, wenn längere Recitationen von Gebeten damit verbunden werden, und Wasser, welches unter gewissen Gebeten durch Ueberguß über ein Buddhabild geweiht wurde, genossen wird. Es werden dabei die „Gebete für Abwaschung" von den Sünden verrichtet; es heißt dieses Tuisol und besteht in Uebergießen von Wasser über eine Buddhafigur, das Wasser wird dadurch geweiht und soll, wenn es nach vorgängiger reumüthiger Zerknirschung geschlürft wird, von den Sünden reinigen. Einige Male des Jahres wird auch das Nyungne, „Verbleiben in Enthaltsamkeit," unter großer Betheiligung der Laienbevölkerung verrichtet. Während dreier Tagen werden geistliche Uebungen vorgenommen; die Theilnehmer werden an ihre Sündhaftigkeit erinnert und zur Bereuung der Sünden, sowie zum Gelöbniß, sie nicht mehr zu begehen, aufgefordert; Gebete werden, mitunter mit lauter Stimme, gesagt, und schon während der ersten zwei Tage wird an Speise und Trank nur wenig gereicht. Während des dritten Tages aber wird von Morgens bis Abends gar nichts genossen, selbst der Speichel soll nicht geschluckt werden und ohne Unterbrechung soll der Tag mit religiösen Betrachtungen im Tempel zugebracht werden. Zweck dieser Kasteiung ist vollkommene Abbüßung der Sünden, um schon nach diesem Leben von Wiedergeburt befreit zu werden.

In Beziehung auf die Wesen, unter welchen ein der Wiedergeburt noch Unterworfener wieder zu Existenz kommen kann, werden sechs Abstufungen unterschieden; die Geburt unter den Göttern oder Menschen — nach Andern auch noch unter den Asuras, den bösen Geistern — gilt als guter, die Geburt unter den Thieren, den Ungeheuern, oder in der Hölle als schlechter „Weg." Wann der Tod

eintrete und in welcher Classe die Wiedergeburt erfolgen soll, spricht, nach der Ansicht der Tibeter, Schinje aus, der Richter des Todes. Eigenthümlich ist dabei, daß es vorkommen könne, daß seine Diener das unrichtige Wesen abberufen, und daß sie dieses selbst absichtlich thun, bewogen durch Gebete Desjenigen, dessen Zeit eigentlich gekommen sei. Wer auch mit Unrecht vor Schinje gebracht wird, hat ein Erdenleben vollendet, er verbleibt jedoch bis zur Zeit, wo er eigentlich hätte sterben sollen, in dem „Zwischenzustande," dem Bardo, welcher bei richtiger Todeszeit nur so lange dauert, um dem alten Wesen einen neuen Platz anzuweisen; der Zwischenzustand hat aber den Nachtheil, daß während desselben keine Thaten, weder gute noch schlechte, verrichtet, also auch keine Verdienste erworben werden können; deswegen können nur böse Menschen, über welche kein Schutzgeist wacht, unrichtiger Weise ergriffen werden. Die zu frühe Abberufung heißt „vorzeitiger Tod;" die Mittel dagegen sind Anrufungen gewisser Gottheiten.

Zu den zwei Graden von Belohnung und Glückseligkeit, welche die indischen Schulen aufstellen — Nirvana und Aufnahme in Sukhavati — kommt in Tibet noch als dritter und niedrigster Grad die Beschränkung der Wiedergeburt auf die „guten Wege," nämlich als Gott in den Regionen der Götter, und als Mensch auf der Erde. Diese Eintheilung entspricht den dreierlei Abstufungen in Fähigkeiten und Verständniß der Lehre, von welcher bereits gesprochen wurde. Die absolut negativen Begriffe, als der Typus des Vollkommenen, haben sich wohl in keinem philosophischen Systeme der Erde in gleicher Weise entwickelt. Widersprechender dem allgemeinen geistigen Gefühle des Menschen kann wohl Nichts gedacht werden als Nirvana. Fast muß es scheinen, daß das Bewußtsein der Unfähigkeit, Ewiges, Vollkommenes sich vorzustellen, zuerst auf solche Begriffe geführt habe; aber so wie die buddhistische Literatur uns vorliegt, läßt sie keinen Zweifel, daß Nirvana als Gegenstand des unbedingten Glaubens in seiner wörtlichsten Bedeutung aufgefaßt werde; auch die sorgfältigste Besprechung mit gebildetern Priestern, wobei ja so viel leichter versucht werden konnte, etwaige persönliche Modificationen der Interpretation zu erlauschen, die in Büchern vielleicht verborgen geblieben wären, hatte stets ergeben, daß noch immer die absolute Zerstörung als das höchste Ideal betrachtet wird, wenn auch für den Laien und selbst für den weniger intelligenten Priester die niedrigere Stufe der Vollkommenheit in der Form von Sukhavati und Geburt unter den „guten Wegen" das Einzige ist, was er zu hoffen, ja zu wünschen wagt.

Ueber die geistlichen Gewalten und über die Hierarchie unter den Priestern ist besonders zu bemerken, daß die höchsten unter ihnen als Verkörperungen von Gottheiten gelten, welche zum Heile der Menschheit menschliche Form annehmen und in dieser für die Ausbreitung der Lehre und ihre Befolgung wirken. Obenan unter diesen incarnirten Heiligen steht der Dalai Lama, wörtlich „Priester-Ocean," sowohl in geistlichem Ansehen, als auch hinsichtlich seiner Macht, denn er ist das weltliche Oberhaupt des größern Theiles von Tibet; seine Residenz ist zu Lhassa, „der Götterstadt," der Hauptstadt von Tibet. Er gilt als Incarnation von Padmapani, im Tibetischen Tschenresi, „der mit den Augen Schauende." Dieser Gott, der Stellvertreter des zuletzt erschienenen Buddha — in Wahrheit aber des einzig historischen Buddha — bis zum Erscheinen des künftigen Buddha, wird mit zehn Köpfen und mit tausend Händen gedacht, mit einem Auge der Weisheit auf jedem der Köpfe, um alle Regionen auf, über und unter der Erde übersehen und darin eingreifen zu können. Auch soll er, aus Mitleid über die grobe Unwissenheit der Bewohner des Schneereiches (Tibets), gelobt haben, sich ihrer ganz besonders anzunehmen. Die berühmtesten Priester, sowie auch die Herrscher, welche dem Buddhismus eifrig anhingen, gelten als Incarnationen dieses Gottes, welcher, zufolge der Doctrin, welche sich etwa im fünfzehnten Jahrhundert entwickelte, im Dalai Lama in einer ununterbrochenen Reihe von Successionen in menschlicher Form unter den Wesen weilt. — Nächst dem Dalai Lama ist der Pantschen Rinpotsche der mächtigste unter den Priestern. Auch er wird als incarnirter Heiliger betrachtet — er gilt als Verkörperung des Amitabha, tibetisch Odpagmed, „unendliches Licht," aber seine Aussprüche gelten nicht als so göttlich und seine Fähigkeiten für nicht so groß als die des Dalai Lama. Seine weltliche Herrschaft ist auf die südöstliche Ecke von Tibet beschränkt, mit der

Hauptstadt Taschi-Lhunpo, „der Stadt des erhabenen Ruhms." Man hat den Dalai Lama oft mit dem Papste verglichen; aber man kann nicht vorsichtig genug sein, wenn man nicht fürchten soll, zufällige, in allgemein menschlichen Verhältnissen begründete Aehnlichkeiten mit dem Charakteristischen und Wesentlichen zu verwechseln. Schon der Umstand, daß der Dalai Lama als die Verkörperung Padmapani's gilt, begründet eine wesentliche Verschiedenheit, und überdies ist seine Hoheit über die Priester der Buddhisten nicht eine allgemeine, d. h. über alle Regionen des Buddhismus ausgedehnte, sondern sie beschränkt sich auf Tibet allein. In Tibet werden zwar die Vorsteher der größeren Klöster, die Khanpos, vom Dalai Lama bestätigt, in andern Ländern thun dies aber die localen, höchsten Würdenträger, welche unter dem Prätexte, sie seien Incarnationen von Heiligen, aus politischen und dynastischen Interessen der weltlichen Herrscher zu einer Suprematie über die übrige Geistlichkeit des Districtes erhoben wurden.

Die Priester sind alle dem Cölibate unterworfen und überdies Mönche, sie leben aber nicht nothwendig in Klöstern; viele sind zur Verrichtung der gottesdienstlichen Gebräuche und um den Laien geistlichen Beistand zu verleihen, in den Ortschaften, wo keine Klöster sich befinden, vertheilt, kommen aber von Zeit zu Zeit in's Kloster. Jedem Kloster steht ein Abt vor, welcher ebenso wie die übrigen geistlichen Würden auf sechs Jahre von den Mönchen gewählt werden. Die Mönche heißen Gelong; Getsul sind diejenigen, welche den Lehrcursus durchgemacht haben; Genyen, „Lehrlinge," heißen die Neuzugehenden. Lama bedeutet den „Oberen" eines Klosters, aus Courtoisie wird aber dieser Titel Allen gegeben, welche die Gelübde abgelegt haben. Eine besondere Classe von Mönchen beschäftigt sich mit der astrologischen Wissenschaft. Die Bezahlungen für ihre Function bilden einen wesentlichen Theil des Einkommens der Klöster. Sie heißen Tsikhan, auch Lama Tschoichong von dem Gotte der Astrologie, und unterscheiden sich auch schon im Aeußern durch einen phantastischen Anzug mit kriegerischen Emblemen, während die Lamas das priesterliche Gewand tragen; die Oberen unterscheiden sich nur in der Kopfbedeckung.

Ueber die Zahl der Lamas mag erwähnt werden, daß in Spiti 1 Lama auf 7 Laien trifft, in Ladak 1 : 13, in Lhassa soll es 18,000 Lamas geben, in Ceylon treffen jedoch nur 1 Priester auf 800 Menschen.

Von den religiösen Gebäuden sind die wichtigsten die Klöster, Gonpas; sie bestehen oft aus vielen, sehr weitläufigen Gebäuden, und einzelne derselben werden uns als geistliche Städte beschrieben. Andere gleichen Festungen, weil dominirende Punkte mit Vorliebe ausgewählt werden*) und eine Umfassungsmauer die Gebäude und Höfe umschließt. Oft auch ist das Wohnhaus ein langes, mehrstöckiges Haus mit zwei Flügeln, an welche sich niedrige Vorrathshäuser anschließen. Der Baustil ist der landesübliche, in Lhassa und im östlichen Tibet herrscht der chinesische Stil vor mit spitzen, übereinander gebauten Dächern und vielen Verzierungen, im westlichen Tibet sind die Gebäude ohne Schmuck, mit platten Dächern.

Der Tempel, Lhakhang, ist entweder ein besonderes Gebäude oder eine große, dazu hergerichtete Halle in dem Erdraume des Wohnhauses. Im Hintergrunde, meistens dem Eingange gegenüber, sind zierliche, kleine Bänke in zwei bis drei Reihen terrassenförmig übereinander gestellt, die größern nach unten; Bücher ruhen darauf, Statuen von Gottheiten, Opfergeräthe und Gefäße sind in schöner Ordnung aufgestellt. Dies ist der Altar. Von der Decke herab hängen Zeuge mit Gottheiten bemalt, oder in großen ornamentalen Verschlingungen die sechs Sylben des Om mani padme hum zeigend; nach unten geschlitzte schmale Seidenstreifen, Khatak, auch Pan genannt, wechseln damit ab. An den Wänden, welche häufig al Fresco bemalt sind, und an den Pfeilern, welche die Decke tragen, hängen Musikinstrumente und Opfergewänder. Das Licht fällt sehr oft von oben herein, doch auch dann, wenn die Beleuchtung durch schmale Oeffnungen an den Seitenwänden stattfindet, ist der Raum nur ungenügend erhellt; dieses, verbunden mit dem Dufte von Weihrauch, ist wohl geeignet, das Gemüth zu Andacht zu erheben.

*) Als ein Curiosum dürfte erwähnt werden, daß der höchste, ständig bewohnte Ort auf der Erde das buddhistische Kloster Hanle in Ladak ist (15,117 engl. Fuß), ähnlich wie auch in den Alpen ein Kloster, das St.-Bernhard-Hospiz (8114 engl. Fuß), die höchste Lage unter den dort ständig bewohnten Orten hat

Tschortens oder Opferbehälter, Dertschoks oder Gebetflaggen, Manis oder Gebetmauern, Khortens, auch Manitschos Khors, oder Gebetcylinder, findet man in besonders großer Menge und von unerwarteten Dimensionen in den Umgebungen der Klöster. Die Tschortens entsprechen den altindischen Stupas oder Tschaityas; die Stupas waren als Reliquienbehälter gemeint, und für ihre Form war die runde Gestalt einer Wasserblase zum Muster genommen worden. Die Tschortens aber sind Opferbehälter und haben in der Regel folgende Gestalt: Der centrale Theil hat die Form eines halben Eies oder einer Halbkugel, die auf einem Fundamente von mehreren Stufen ruht und von einem Kegel überragt ist, der einen Halbmond mit einer Kugel oder einer birnförmigen Verzierung oder auch ein mit Gebeten beschriebenes Stück Zeug trägt. Im Innern sind Gebete und Reliquien eingeschlossen; oft ist der eiförmige Theil hohl und hat dann eine kleine Oeffnung, um Opfer hineinlegen zu können. Die Tibeter gehen nie vorüber, ohne Om mani padme hum herzusagen und kleine Opferkegel oder Figürchen aus Thon an den Stufen niederzulegen, welche oft ganz davon überdeckt sind. — Dertschoks heißen die an Stangen befestigten Stücke Zeug, welche man an den Wegen, besonders auf Paßübergängen und auf den Gipfeln der Berge sieht; viele sind mit Gebeten bedruckt. Um die Stangen besser gegen das Umgeworfenwerden vom Winde zu schützen, werden sie häufig in einen Kegel von Steinen gesteckt, welcher Laptscha heißt. — Mani, „der Edelstein," heißen die niedrigen Wälle von 6 Fuß Höhe, gegen welche auf beiden Seiten Steine mit Gebeten oder eingemeißelten Figuren gelegt sind; ihre Länge ist sehr verschieden, sie dehnen sich aber zuweilen bis zu einer Viertelmeile aus. Im östlichen Tibet ist die Dicke dieser Gebetmauern gewöhnlich nur 2 bis 3 Fuß; im westlichen Tibet aber sind sie, wenn etwas lang, häufig auch 10 bis 12 Fuß dick. Das andächtige Vorübergehen auf der linken Seite, um den Buchstaben zu folgen, da die tibetische Schrift dem Sanskrit nachgebildet, so wie die unsrige von links nach rechts geht, gilt dem Hersagen aller aufgestellten Gebete gleich; wenn aber diese Vorschriften nicht beachtet werden, ist das Vorübergehen ohne Wirkung.

Die Gebetcylinder sind Metallrohre, welche an einer Eisenstange, die in Pfannen ruht, vertical aufgestellt sind; die Stange ist unten ausgebogen und mittelst eines Strickes, der gezogen wird, wird der Cylinder gedreht. Um die Axe sind im Innern lange Streifen Papier gelegt, welche mit Om mani padme hum eng beschrieben sind, und wenn der Cylinder von rechts nach links langsam und andächtig gedreht wird, so ist dieses dem Hersagen der ganzen Menge von Gebeten gleich, welche eingeschlossen sind. Auch kleine Gebetcylinder von wenigen Zollen Höhe sind in häufigem Gebrauche; bei diesen sind die Papierstreifen um eine Röhre gewunden und durch einen cylindrischen Ueberzug von Metall, Holz, Leder oder Leinewand zusammengehalten, durch die Röhre geht ein Draht, der in eine hölzerne Handhabe endet und mittelst Anhängung eines kleinen Gewichts sind diese Handexemplare durch eine leichte Bewegung der Hand von rechts nach links in steter Rotation zu erhalten. Das mechanische Absagen von Gebeten ist den Buddhisten Centralasiens mit Recht zu großem Vorwurfe gemacht worden; aber es darf dabei nicht übersehen werden, wie es gewöhnlich geschieht, daß nur bei andächtiger Stimmung dem Drehen der Gebete die gleiche Wirkung mit dem Hersagen beigelegt wird. Allerdings werden sie aber häufig sehr andachtslos und mechanisch gehandhabt.

Unter den religiösen Gebräuchen findet man Vieles, was mit den christlichen Ritualhandlungen Aehnlichkeit hat. Von den christlichen Gebräuchen in Rom und Byzanz, von den nestorianischen Modificationen des Cultus bis zu den neuesten vereinzelten Formen überschwenglicher Begeisterung in Europa und Amerika finden wir im tibetischen Ritus überraschende, zahlreiche, aber zufällige Aehnlichkeiten, denn die tibetischen Riten haben sich aus altbuddhistischen Einrichtungen entwickelt.

Der gewöhnliche, tägliche Gottesdienst besteht im Absingen von Gebeten und Hymnen; dreimal des Tages werden Mehl, Butter, Blumen, Getreide als Opfer in den Schaalen auf den Altar vor den Gottheiten aufgehäuft, Tamarindenholz und wohlriechende Kräuter werden verbrannt und der Gesang wird durch eine laute, aber nicht angenehm tönende Musik mit Blasinstrumenten, Trommeln und Klangtellern be-

gleitet. Monatlich dreimal findet in den Klöstern ein feierlicher Gottesdienst statt, welcher mehrere Stunden dauert.

Oeffentliche Umzüge finden regelmäßig an bestimmten Tagen statt, sowie bei Todesfällen hoher Lamas. Seltener ist die Aufführung religiöser Schauspiele. Sie heißen mit einem bezeichnenden Namen „der Segen der Unterweisung" (Tambinschi), und werden, ähnlich unsern Passionsspielen, im Freien aufgeführt. Wir können dabei nicht unerwähnt lassen, daß in Tibet eine Störung des Festes durch schlechte Witterung nicht leicht möglich ist, da es dort nur einige Male im Jahre regnet;*) ja es kamen Jahre vor, in welchen der ganze atmosphärische Niederschlag auf wenige Schneefälle in den höchsten Gletscherregionen beschränkt blieb. — Der Gegenstand der Dramas ist folgender: Ein „schwacher Mensch" soll durch böse Geister verführt werden, eine böse That zu verüben; er ist auch eben im Begriff, ihren Vorstellungen nachzugeben, als sein Schutzgeist kommt und ihm, unterstützt von andern guten Geistern, vorstellt, wie schlecht es die Gegner des Buddha und der Moral mit ihm meinen; er sieht es ein, dankt ihnen und bittet sie, die bösen Geister zu verjagen. Die guten Geister, welche viel weniger zahlreich sind, ziehen sich momentan, aber nur scheinbar zurück, um andere, die Menschen beschützende Geister zu ihrem Beistande aufzurufen, welche bisher nur in der Entfernung sich zeigten. Diese folgen dem Rufe mit feurigem Eifer, stürzen sich auf die bösen Geister und vertreiben sie mit schweren Knitteln, schießen auch auf sie, und nachdem sie nun so ihre Ueberlegenheit gezeigt haben, kehren sie in feierlicher Procession, der auch die Bösen gerne sich anschließen, zurück und Alle singen Dankgebete an die Schutzgeister. Die Mitspielenden tragen phantastische Masken und eigene Costüme, die Masken sind aber über lebensgroß und verschieben sich leicht bei der Bewegung, dadurch kommt es, daß ein Schutzgeist momentan nichts sieht, hinfällt, oder einen Schutzgeist statt eines Bösen schlägt, und diese Verwechslungen, sowie die Tänze, die dabei aufgeführt werden, das Geschrei, der Lärm und die Prügelscene befriedigen mehr, als es nöthig wäre, die Lachlust und beeinträchtigen zugleich in hohem Grade den ernsten Eindruck des Stückes.

Die genaue Beachtung gewisser Vorschriften wird zu übermenschlicher Erkenntniß führen und Fertigkeiten erlangen machen, welche gewöhnlichen Menschen fehlen. Was dabei zu beobachten ist, wird genau detaillirt in den Tantrabüchern der mystischen Lehre. Meditation, Enthaltsamkeit, gewissenhafte Uebung tugendhafter Handlungen, Reue über Sünden sind das allgemeine Erforderniß; überdies aber müssen besondere Gebete in gewisser Zahl (oft bis zu 100,000mal den Tag) gesagt werden; die Stellung des Körpers und der Finger ist nach Vorschrift zu richten; Opferceremonien sind zu verrichten; Kreise zu ziehen, der Boden innerhalb derselben sorgfältig zu reinigen und zu ebenen und ein Altar aufzurichten; abgelegene Plätze sind auszuwählen und Aehnliches. Wichtig ist, daß Nichts vergessen werde; deswegen wird Alles vorher von einem erfahrenen Lehrer öfters gezeigt, selbst eingeübt, und ein Schutzgott wird erwählt, von welchem erwartet wird, daß er die bösen Dämonen verhindere, den Geist des Betenden abzulenken, und besondere, die Erlangung der übernatürlichen Kräfte hindernde Ursachen, sowie die Mittel dagegen, im Traume bekannt gebe. — In den Wundern, welche die Lamas „kraft so erlangter Fähigkeit" zu verrichten vorgeben, zeigen sie oft überraschende Fertigkeiten in höherer Gaukelei.

Den Beistand der Gottheiten kann man sich durch verschiedene Ceremonien sichern;

*) Der Landbau ist deshalb nur da möglich, wo künstliche Bewässerung bewirkt werden kann. Wenn man sich an das Aufsaugen der Feuchtigkeit von der Erde und den Pflanzenwurzeln erinnert, und an die landwirthschaftlichen Geräthe (ihre Fabrication und Anwendung), so wird man leicht folgenden tibetischen Spruch über die Beziehungen der Elemente verstehen:

Die Mutter von Holz ist Wasser, der Sohn von Holz Feuer;
Der Feind von Holz ist Eisen, der Freund von Holz Erde;
Die Mutter von Wasser ist Eisen, der Sohn von Wasser Holz;
Der Feind von Wasser ist Erde, der Freund von Wasser Feuer;
Die Mutter von Eisen ist Erde, der Sohn von Eisen Wasser;
Der Feind von Eisen ist Feuer, der Freund von Eisen Wasser;
Die Mutter von Erde ist Feuer, der Sohn von Erde Eisen;
Der Feind von Erde ist Holz, der Freund von Erde Eisen.

Vergl. den Buddhismus in Tibet, S. 317.

sie sind aber nur selten ohne Zuziehung eines Lamas — der dafür bezahlt werden muß — zu verrichten, weil die besondern Sprüche, Handstellungen, magischen Ringe, Opfer und Attribute der anzurufenden Gottheit gelehrt und berücksichtigt werden müssen. Die Beschreibung einiger solcher Ceremonien mag zeigen, was sie bewirken sollen und was dabei zu beachten ist.

1. Wenn Krankheit oder Unglück anderer Art eintritt, so müssen stets böse Geister entweder die Ursache der Entstehung oder doch der Fortdauer sein; sie zu bannen, gleichsam festzunageln in der Luft, dient der Phurbu, „der Nagel," ein mit Dharanis (Zaubersprüchen) beschriebenes Dreieck, von Flammen eingefaßt und mit einer Handhabe in der Form eines Priesterscepters; der Lama geht um das Haus oder die Stelle, wo der Unglückliche liegt, herum und sticht damit nach allen Himmelsgegenden unter dem Hersagen von Gebeten.

2. Nagpo Tschenpo, Mahakala im Sanskrit, verleiht Gelingen und Schutz gegen böse Geister, indem er durch die heiligen „Pfeile" die Richtung anzeigt, von welcher Unglück erfolgen könnte. Ein Pfeil wird von einem Lama senkrecht an der Seite der Federn gehalten; durch eine zitternde Handbewegung bewegt sich die Spitze auf dem Boden fort, der Befrager aber glaubt Nagpo Tschenpo bewege den Pfeil und die Bewegung des Lama sei nur die Folge der Bewegung des Pfeiles, den er halte. Auch bei Diebstählen wird Nagpo Tschenpo's Pfeil um die Richtung gefragt, wohin das gestohlene Gut gebracht wurde.

3. Anrufungen des Lungta oder Luftpferdes. Sie bewirken Zusammenstimmung der drei Grundbedingungen menschlicher Existenz, sie stärken sie, so daß eine dem Menschen zuträgliche Vereinigung entsteht. Diese drei Grundelemente sind: Srog, „Athem", die Basis jeder Existenz; Lus, „Körper" oder die normale Entwicklung der Organe; Vang, „Kraft" oder die Energie, solche Handlungen nicht zu begehen, welche Srog und Lus beschädigen und dadurch Krankheit und Tod herbeiführen. Man fügt die Figur des Lungta oder Sprüche, in denen dieser Name vorkommt, gern Anrufungen anderer Gottheiten bei, da sie dadurch in ihrer Wirkung verstärkt werden sollen.

In Beziehung auf die Feierlichkeiten bei Begräbnissen möge hier bemerkt werden, daß die Leichname von Laien verbrannt, die Lamas aber begraben werden; selbst bei den Laien werden jedoch die Knochen und Aschenreste gesammelt und vergraben. Das Aussetzen der Leichname als Fraß für wilde Thiere soll nur in höchst seltenen Fällen noch vorkommen, wenn selbst unvollkommene Verbrennung wegen Mangel an Brennmaterial nicht mehr möglich ist. — Der Boden, in welchem der Leichnam oder die Aschenreste begraben werden, muß dem „Herrn der Erde," Sadag, abgekauft werden; der Kaufpreis hierfür bildet eine der wesentlichsten Einnahmen der Lamas.

Mit dem Glauben an Geister, bösen und wohlwollenden Charakters, finden wir stets auch das Vertrauen in die Priester, sie könnten anzeigen, wie die Macht der bösen beseitigt und wie der Schutz der guten Geister gesichert werden könne. Die Priester ihrerseits benutzen dieses Vertrauen zur Befestigung ihres Ansehens und zur Vermehrung ihres Einkommens; sie stellen die Beantwortung als sehr schwierig dar, sowie als das Resultat von Berechnungen und Combinationen aus den ihnen angegebenen Verhältnissen des Fragenden. Die tibetischen Lamas machen glauben, die Beantwortung erfordere besondere Studien und Erleuchtung von Gott Tschoichong, dem Gotte der Astrologie; auch legen sie bei der Ertheilung der Antwort Tafeln mit Figuren und Sprüchen vor sich hin und machen dem Fragenden glauben, grade so habe, nach den darin mitgetheilten Regeln, welche natürlich mit göttlicher Eingebung gefunden wurden, entschieden werden müssen. Ein Beispiel aus vielen mag genügen, zu zeigen, wie sehr die Möglichkeit offen gelassen ist, die Antwort nach Belieben zu wenden.

Unter den zwölf Thieren, nach denen die Jahre benannt sind, kommen zahme und wilde vor. Einzelne werden sich nicht unter sich vertragen; wenn daher Brautleute in Jahren geboren wurden, deren Thiere sich feindlich gesinnt sind, so kann die Heirath eine sehr unglückliche, eine ziemlich unglückliche und eine unglückliche, oder aber eine sehr glückliche, ziemlich glückliche oder einfach glückliche werden, entsprechend den Graden der Abneigung oder Affection unter den Thieren, welche von tödlichem Hasse bis zu großer Affection soll wechseln können.

Um schon bei der Wahl eines Mädchens auch ohne Berathung mit einem Lama die nöthige Vorsicht beachten zu können, gibt es Tabellen, in denen die zwölf Thiere, je nach dem Grade der Affection oder Abneigung, gruppirt sind. Aber die Affection, sowie auch die Abneigung kann aufhören; ob dieses mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist, wann es geschehen werde, was dafür oder dagegen zu geschehen hat, alle diese Fragen kann aber der Laie nicht entscheiden, sondern bloß der Astrologe, und ein günstiges Urtheil soll stets ein Zeichen sein, daß die Brautleute, welche auch in Centralasien nur ungern sich wieder trennen lassen, ihn für seine Bemühung reichlich belohnt haben.

Der tibetische Buddhismus läßt ein bedeutendes Entfernen von den ursprünglichen einfachen Lehren erkennen, welche auf Stärkung des Menschen zu gerechtem, Andere nicht verletzendem Thun hinzielen. Der Stifter würde schwerlich seine Lehre in dieser Menge von abergläubischen Gebräuchen der niedersten Stufe wiedererkennen, welchen die Priester aus eigennützigem Interesse so große Bedeutung beilegen. Aber dennoch äußert der Buddhismus auch jetzt noch in dieser entarteten Form einen günstigen Einfluß. Ermunterung zur Tugend bildete stets einen hervorragenden Zug der Lehre des Buddha, die Folgen guter und die Wirkungen böser Thaten sind in den Büchern durch zahlreiche Parabeln erläutert und dem Volke werden sie in bildlichen Darstellungen und durch religiöse Schauspiele anschaulich gemacht. Allein durch Verkennen des wahren Zieles der Tugend, indem sie nicht ihrer selbst willen geübt werden soll, sondern weil sonst in Wiedergeburt die Schmerzen der Existenz erduldet werden müssen, ferner durch die Nichtzulassung eines obersten, Alles regierenden und weit über den menschlichen Schwächen stehenden göttlichen Wesens und durch die Betrachtung des Daseins als eine Quelle von Schmerzen und Qual, wurde der Buddhismus verhindert, seine Anhänger einer so vollkommenen Civilisation zuzuführen, wie sie das Christenthum bewirkte. Dazu kommt noch in Tibet, daß die Priester sich genöthigt sehen, die geistige Entwicklung des Volkes zu hindern, um nicht des Einflusses beraubt zu werden, welcher jetzt vorzüglich nur in Folge allgemeiner Unwissenheit und Aberglaubens möglich ist; darin sind sie ganz im Gegensatze gegen den wohlthätigen Einfluß, welchen die katholischen Mönche und die Klöster im Mittelalter äußerten.

Auch in Asien werden die christlichen Sendboten, um mit Erfolg wirken zu können, damit beginnen müssen, die Ursachen der Naturerscheinungen, das Gedeihen der Feldfrüchte und die Mißjahre zuerklären, ihre Zöglinge zu gewöhnen, Glück und Unglück nicht als Folge von guten und schlechten Handlungen in früheren Geburten zu betrachten, Mißlingen nicht dem Mangel von Beschützung durch einen guten Geist oder der Intrigue eines bösen Dämons zuzuschreiben; dann erst werden sie genug der vorbereitenden Bildung verbreitet haben, die es möglich macht, daß auch auf die dogmatischen Unterschiede des Christenthums die Belehrung gerichtet werde. Doch dürfen wir nicht zu rasche Erfolge hoffen; die Geschichte des Mittelalters gibt zahlreiche Beispiele aus Europa, wie langsam der Glaube an böse Geister überwunden wird, und wie schwer es hält, die Naturerscheinungen von persönlichen Wesen, die als übermenschlich gedacht werden, loszutrennen. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Hexenprocesse noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorkamen, daß die berühmtesten Bücher über Dämonologie noch nicht vor sehr langer Zeit erschienen; es gibt noch mehr als einen Ort in Europa, wo Hellseher über die Schicksale der Zukunft befragt und Sympathiemittel gegen Krankheiten angewendet werden, welche von den Mitteln, die von buddhistischen Priestern empfohlen werden, nur in der Form der Gebräuche sich unterscheiden.

Australische Skizzen

von

Dr. Joh. Pessler.

Sidney.

Der Marktplatz und die Kämpfe der Schwarzen.

Der jetzige Marktplatz von Sidney wird in der Mitte von George Street durch vier große Markthallen gebildet, ehemals aber befand sich hier, und auch da wo die großen Polizeigebäude mit ihren Flügeln und eingeschlossenen Höfen stehen, die Stätte, an welcher die Schwarzen unter sich ihre ern-

steren oft tragischen Kämpfe zu halten pflegten, wenn sie es müde geworden waren, Angriffe auf die junge Colonie zu machen oder friedliche Tänze und religiöse Ceremonien auf dem grünen Rasen des jetzigen botanischen Gartens aufzuführen, denn je nach der Bedeutung, welche ihre Beschäftigung für sie hatte, trennten sie Scherz und Ernst nicht nur in der Zeit, sondern auch durch den Ort. Hier war damals in der Mitte eines dichten Waldes das Schlachtfeld, ein offener, von Bäumen freier Platz, auf welchem vielleicht mehr Blut in den Kämpfen dieser Naturkinder geflossen ist, als an irgend einer anderen Stelle des Landes, und hier pflegten, oft aus weiter Ferne zusammenkommend, die dunkeln Gestalten der Krieger sich zu versammeln, um geführt von ihren Häuptlingen, im tödtlichen Kampfe für das Uebergewicht des eigenen Stammes zu streiten oder Beleidigungen zu rächen und nach dem Besitze von Gütern zu ringen, die dem Europäer völlig werthlos erscheinen. Wenn aber das oft vernommene Kriegsgeschrei erscholl, dann eilten auch sogleich von allen Seiten die Colonisten herbei, um in bescheidener Entfernung, gesichert gegen fehlgeworfene Speere, dem ungewohnten Schauspiele zuzusehen, welches hier in dieser Gegend weit beklagenswerther zu enden pflegte, als ich selbst es späterhin beobachtet habe, wenn, weit im nordwestlichen Innern des Landes meine nächtliche Ruhe durch das Geschrei und die Kriegsgesänge der Schwarzen unterbrochen wurde, ohne daß dabei einer der Kämpfenden gefallen oder auch nur schwer verwundet worden wäre.

Unterschieden von solchen eigentlichen Schlachten zwischen den Kriegern ganzer feindlicher Stämme sind diejenigen Arten kriegerischer Schauspiele, welche unter den Gliedern eines und desselben Stammes zur Vollziehung der Blutrache, als Sühne eines heimlich begangenen Mordes und ähnlicher Verbrechen stattfinden, und außerdem kommen auch wohl Zweikämpfe vor, die, wenn sie bei uns eingeführt würden, bald allen Duellen ein Ende machen müßten, weil europäische Schädel denselben wohl schwerlich gewachsen sein dürften. Für sie aber haben diese Proben ihrer Ausdauer und Gewandtheit so großen Reiz, daß sie oft Wanderungen von 50—60 deutschen Meilen unternehmen, um sich ihren Gegnern zu stellen.

Als Casus belli betrachten sie die verschiedensten Veranlassungen, besonders aber Entführung ihrer Frauen oder Dschins, sei dies mit oder ohne Bewilligung derselben, ein Fall, der leider nur zu oft vorkommt; ferner Einfälle in das Jagdgebiet eines Stammes oder auch die Ermordung irgend einer Person, welche bei ihren Ansichten über die vorhin erwähnte Blutrache zu lange dauernden blutigen Verwickelungen zwischen den betheiligten Stämmen Veranlassung gibt. Außerdem führt ein allgemein verbreiteter und tief gewurzelter Aberglauben nicht selten diese Kämpfe herbei.

Stirbt nämlich in einem Stamme ein junger Krieger an lange andauernder, allmälig abzehrender Krankheit, ohne daß die Carrahdis oder Coradshis, wie sie auch genannt werden, Männer, denen sowohl das Gebiet der Zauberei als auch die Ausübung der Heilkunst anvertraut ist, im Stande sind, eine anderweitige Ursache aufzufinden oder das Uebel zu heilen, so wird dieses und der erfolgte Tod der Wirksamkeit eines benachbarten Stammes zugeschrieben. Die Diagnose des schwarzhäutigen Hippokrates lautet dann: „crammer gurei!“ d. h. der feindliche Stamm hat dem Kranken auf geheimnißvolle, vampyrartige Weise das Fett seines Leibes gestohlen und dieser heimtückische Raub eines so nothwendigen Bestandtheils, welchen sie um so höher schätzen, als derselbe sich in ihrem Unterhautzellgewebe überall nur sparsam abgelagert vorfindet, erfüllt sie mit mit gerechtem Unwillen und führt zu einer baldigen Kriegserklärung. Der Leichnam wird an einem abgelegenen Orte auf ein erhöhtes Gestelle von Baumästen gelegt und mit Zweigen bedeckt, damit er den Schakalen nicht zur Beute wird. Solche australische Begräbnißstellen bieten einen schaurigen Anblick, namentlich, wenn der halbverweste Leichnam von den Raubvögeln umschwärmt und von hungrigen Raubthieren umheult wird. Uebrigens bestatten sie alle ihre Todten in dieser Weise, gleichviel ob sie an der vermeintlichen Entziehung des Nierenfettes oder anderen Krankheiten sterben. Das menschliche Nierenfett ist ein sehr gesuchter Artikel und fast das Einzige, was sie an uns Weißen zu schätzen wissen, da selbst zarte Frauen und Kinder ihnen für ihre cannibalischen Zwecke zu salzig erscheinen und außerdem die europäischen Männer als Tabacksraucher einen für sie

höchst unangenehmen Beigeschmack haben sollen.

Eine der wichtigsten Beschäftigungen vor dem Kampfe oder auch vor ihren nächtlichen Tänzen besteht in der Zubereitung der Farben, mit welchen sie sich roth und weiß bemalen, nachdem dieselben in Ermangelung einer anderen Flüssigkeit oft mit ihrem Speichel aufgelöst worden sind. Diese Farben bestehen aus Oker und weißem Pfeifenthon, und sie wenden dieselben im Allgemeinen ganz willkürlich an, da es dem Geschmacke eines Jeden überlassen bleibt, wie er sich schmücken will, und man sieht Gestalten, deren eine ganze Körperhälfte mit weißem Thon beschmiert ist.


Begräbniß in Australien

Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die künstlichen Narben oder Wambaur, welche sie am ganzen Körper, vorzüglich aber auf der Brust, den Armen und dem Rücken tra-

gen und als den vorzüglichsten Schmuck der Männer sowohl als der Frauen betrachten, denn sie glauben, daß ihnen durch dieselben eine besondere Stärke verliehen werde; sie blicken mit Stolz auf diese verunstaltende Auszeichnung und ertragen ruhig und gern den Schmerz der Operation schon im frühen Kindesalter. Bisweilen ist bei denselben die Haut erhöht und gleicht dann mit Luft angefüllten Blasen von 1/4 Zoll Durchmesser, die in ihrer Form meistens grade oder etwas gebogene Linien, bisweilen auch Thierfüße u. dgl. darstellen. Die Einschnitte werden, wie gesagt, schon in der Kindheit vermittelst zerbrochener Muschelschalen gemacht und so lange offen erhalten, bis der Zwischenraum durch wuchernde Granulationen ausgefüllt, das Ansehen eines hervorragenden Wulstes angenommen hat. Die Spuren dieser Einschnitte verbleiben meistens das ganze Leben hindurch und verschwinden nur bei alten Leuten in ganz vereinzelten Fällen wieder.

Nur die Männer tragen als einziges Zeichen von Schamhaftigkeit, welche sich unter ihnen findet, um ihre Lenden den Gumiil, einen schmalen Gürtel, der aus den Haaren des Opossums angefertigt wird, und auch, wie sich dies bei fast allen Wilden findet, dazu dient, das Gewicht der unteren Eingeweide zu tragen; vorn und hinten hängen von demselben zwei Büschel langer, dicht verflochtener Haarfäden herab. Als Schmuck des Haupthaares dienen ihnen die Zähne von Menschen, Kängurus und Fischen oder Stückchen Holz, kleine Knochen, so wie der Schwanz des Dingo, vor allen Dingen aber schöne Federn der Papageien oder Cacadus, welche sie mit dem gelben Gummi des Grasbaumes in den Haaren festkleben, und nur selten findet man hierin einige Abweichung, wie bei den Gwigal von Botany Bay, welche ihr Haar in schmale Büschel getheilt trugen, die denn ebenfalls mit Gummi zusammengeklebt waren.

Einen Ausdruck außerordentlicher Wildheit verleiht ihnen der sonderbare Schmuck, Moraja genannt, mit welchem sie ihre Nase zieren, weil sie nämlich glauben, dadurch den Wondang oder die bösen Geister Mutschigaug, so wie jede andere Gefahr, die ihnen droht, verscheuchen zu können, und in der That sehen sie damit so furchtbar aus, daß Jemand schon an rechte Teufeleien gewöhnt sein muß, wenn er durch diesen Anblick nicht in Schrecken versetzt werden soll. Es wird nämlich im 12. bis 15. Jahre allen Knaben und auch vielen Mädchen das Septum der Nase durch eine Operation durchbohrt, welche sie Gnanung nennen, und in die gemachte Oeffnung dann ein länglicher spitziger Gegenstand gesteckt, der bei ihnen immer, ohne Rücksicht auf seine Qualität, Moraja heißt. Bisweilen ist es ein Stück Holz oder Schilf oder auch wohl ein Knochen, welcher an einem Ende zugespitzt ist. Vorwiegend gern benutzen sie dazu einen Knochen aus dem Beine des Känguru und man sieht es ihnen an, daß sie diese Zuthat als eine große Verschönerung ansehen, die nicht wenig zur Erhöhung ihrer männlichen Würde beiträgt. Dies ist ihr Schmuck und nur in seltenen Fällen findet man andere Auszeichnungen, wie z. B. am Flusse Darling, wo die Häuptlinge zum Zeichen ihrer königlichen Würde am linken Arm zwischen Schulter und Ellbogen ein Armband tragen, welches fein und zierlich aus Haaren geflochten ist. So geschmückt und mit ihren Waffen versehen, pflegten die Wilden auf dem jetzigen Marktplatze von Sidney aufzutreten, sobald die Sonne untergegangen war, denn sie kämpften nur zwischen Untergang und Aufgang der Sonne, beim Mondenschein. Die kämpfenden Parteien, d. h. die Schwarzen von Sidney und der Stamm der Gwigal von Botany Bay, unter denen sich auch ein Fremder, der muskulöse Gomeboak befand, stellten oder lagerten sich einander gegenüber. Als Waffen trugen sie Wurfspieße und Keulen oder Streitkolben und zum Schutze einen Schild. Von letzteren hatten die Krieger zwei verschiedene Arten, nämlich den Elimong, welcher nur aus Baumrinde angefertigt ist und nicht unter allen Umständen jedem Speerwurfe widerstehen kann, dagegen aber den Vortheil einer leichteren Beweglichkeit gewährt; der Arragong ist ein schmaler Schild von Holz, aber schwerer zu handhaben, obgleich derselbe allerdings von keinem Speere durchdrungen werden kann. Von den Speeren und Keulen haben sie sehr verschiedene Arten, welche alle mit eigenen Namen belegt sind; die ersten sind 3 — 4 und 10 — 12 Fuß lang und werden ohne Ausnahme aus dem rohrartigen Schafte des Grasbaumes, Xanthorhaea, verfertigt, welchen sie Yegal nennen und der aus den schilfartigen, dachförmig herabhängenden Grasblättern der

Krone herauswächst. Diese werden scharf zugespitzt und theilweise mit Widerhaken aus Fischgräten versehen, deren Wunden deshalb gefährlicher sind als die der übrigen Wurfspieße, weil das Herausziehen der eingedrungenen Spitze schwer zu bewerkstelligen ist. Die eine Art dieser Wurfspieße heißt Muting und wird mit Sicherheit bis an 100 Fuß weit geschleudert.

Der erwähnte Grasbaum ist übrigens außerdem noch für die Schwarzen von großer Wichtigkeit, denn mit dem Gulgadei oder dem gelben Gummi des Stammes bessern sie ihre Kähne aus; aus dem schilfartigen Grase verfertigen sie ihre Fackeln oder Budos, oder sie gewinnen aus demselben eine andere Art Gummi, welches sie Wangje nennen, um damit ihre Speere und die daran befestigten Widerhaken zusammenzukleben; aus dem Centrum des Stammes aber ziehen sie den Burugal heraus, einen ekelhaften Wurm, der für ihre Feinschmecker als größte Delicatesse gilt.

Zum Schleudern der Speere bedienen sie sich indeß des Wummera, eines Wurfstockes, der etwa 3 Fuß lang ist und an seinem einen Ende einen Haken hat, mit welchem sie den Wurfspieß fassen und forttreiben, indem sie beide zugleich in der rechten Hand halten. Das andere Ende dieses Wurfstockes hat den besondern Namen Kadien und ist mit einer Muschel versehen, welche sie als Messer benutzen. — Unter den Keulen oder Streitkolben gibt es den Wudah oder Waddie, den Cannioul und Nulla-Nulla; der Tawarrang ist 3 Fuß lang, dreikantig, mit Hülfe des Feuers bereitet und roth bemalt. Eine andere Art, welche an dem einen Ende breit und dick und mit rother und weißer Farbe verschönert ist, hat viel Aehnlichkeit mit einem großen australischen Pilze oder Schwamme und wird wie dieser von ihnen Gnallungulla genannt.

Gewöhnlich beginnen die alten Weiber, welche bei ihnen in hoher Achtung stehen, durch lautes, heftiges Schelten den Streit, bis einzelne Männer mit Speer und Schild bewaffnet aus den gegenüberstehenden Schlachtreihen hervortreten, sich in vorsichtigem Schritte hin und her bewegen, um den günstigen Augenblick zum Werfen des Wurfspießes zu erspähen und sich dann schnell zurückzuziehen. An die Stelle dieser treten sogleich Andere und auf diese Weise dauert das Gefecht oft Stunden lang unter dem Geschrei, dem Kreischen und unruhigen Umherlaufen aller Weiber. Als die Gwigal und die Schwarzen von Sidney sich einige Zeit in gewisser Entfernung gegenübergesessen hatten, erhoben sich die Letzteren, um mit ihren Händen Wasser zu schöpfen und zu trinken, welches vom vorhergehenden Regen in kleinen Vertiefungen stehen geblieben war. Jetzt erschien eine alte Frau vom Stamme der Gwigal, einen Streitkolben in der Hand und einen kurzen Mantel von Opossumfellen lose um die nackten Schultern geworfen und fing an, nach Art der homerischen Helden, die Größe des eigenen Stammes zu preisen, die Gegner aber mit verächtlichen, aufreizenden Scheltworten herunterzumachen. Als sie sich mit kreischender Stimme in eine fast wahnsinnige Wuth hineingeredet hatte, stürzte sie endlich auf den rechten Flügel der Schwarzen von Sidney, wo ihr der Held Colebi verächtlich das ungeschützte Haupt zum Schlage darbot. Sie erhob mit wüthender Geberde die Keule und führte einen Schlag auf den Kopf des Gegners, daß sogleich das Blut in Strömen herabfloß, ohne daß Colebi die geringste Bewegung des Schmerzes oder des Zornes verrathen hätte. Das wüthende Weib machte sich dann an den Zweiten, der eben so höhnisch den eigenen Kopf der Furie darbot, bis diese zuletzt am linken Flügel der Schlachtlinie auf einen knabenhaften Jüngling Namens Jeranibe traf, der seinen Kopf nicht mit derselben Gleichgiltigkeit ihren Schlägen darbieten wollte, sondern sich unerwartet auf sie stürzte, um sie im Ringen zu Boden zu werfen. Er war aber an ein Weib gerathen, welches ihn bei Weitem an Körperkraft übertraf und die, nachdem sie ihm den Speer entwunden hatte, seinem Leben ein Ende gemacht haben würde, wenn er nicht mit bewundernswerther Gewandtheit sich ihrer todtbringenden Umarmung entzogen hätte.

Jetzt stürzten beide Schlachtreihen der Männer vorwärts und entwickelten außerordentliche Stärke und Gewandtheit, sowohl im Werfen, als auch im Auffangen der Speere mit ihren Schilden, bis nach dem Untergange des Mondes die fortgeschrittene Dunkelheit diese Art des Kampfes unsicher machte und nun die geschwungenen Streitkolben das eigentliche Werk schwerer Wunden und eines allgemeinen Blutvergießens zu Stande brachten. Gomeboak gehörte nicht

zu den Gwigal von Botany Bay, mit denen er gekommen war, sondern befand sich von seiner südlicher gelegenen Heimath aus, nur so zu sagen, auf einer Ritterfahrt oder Kunstreise begriffen, auf welcher er überall, seinem Drange nach Kämpfen nachgebend, sowohl in dichtgedrängter Schlachtlinie, als auch im Zweikampfe auftrat. Er war nur etwas über 5 Fuß hoch, sehr muskulös, breitschulterig und wohlgebildet; seine langen Speere warf er mit außerordentlicher Geschicklichkeit und schützte sich mit seinem ungewöhnlich großen Schilde, welches den ganzen Körper bedeckte, gegen jede Wunde. Die Schwarzen von Sidney bezeichneten ihn übrigens immer mit Entsetzen und Abscheu als einen menschenfressenden Cannibalen, denn die Stämme dieser Gegend aßen nicht, wie sonst viele der australischen Wilden, Menschenfleisch. Gomeboak fiel bald nachher in einem Zweikampfe unter seinen eigenen Stammesgenossen.

Ein solcher Kampf fand auch vor einiger Zeit in unmittelbarer Nähe der Stadt Brisbane statt. Diese barbarische Scene war dadurch herbeigeführt, daß ein Schwarzer eine Dschin vom Stamme der Ringy-Ringy gestohlen hatte und sie nicht wieder herausgeben wollte. In dem Kampfe standen sich etwa hundert Männer gegenüber, er wurde aber begonnen von dem Räuber und dem Vater des geraubten Mädchens, die mit Messern auf einander losstürzten und sich zerfleischten. Dann eilten die Schlachtlinien gegen einander, die Krieger alle schauderhaft mit rothem und gelbem Oker bemalt, das Haar mit Papageienfedern geschmückt, während die Weiber, ebenfalls dreifarbig, schwarz, roth und weiß geschmückt, um ein Feuer standen und ihren eintönigen Schlachtgesang hören ließen.

Der Stamm der Ringy-Ringy siegte, verlor aber einen Krieger durch den Tod, da seine Lunge von einem Wurfspieße der Feinde durchbohrt wurde. Als er fiel, erhob sein Stamm ein furchtbares Geheul und schlug die Waffen gegen die eigenen Köpfe, dann aber wurden große Feuer angezündet, der Gefallene gebraten und von seinen Freunden und Brüdern aufgegessen, damit sein Muth und seine Kraft in sie übergehe und auch noch nach seinem Tode in dem Stamme fortlebe.

Die Blutrache, welche sich bei den australischen Wilden findet, ist in so fern interessant, als sich der Gedanke einer vergeltenden Gerechtigkeit damit verbindet. Der Beleidiger muß dann seine Person den Speeren eines Jeden aussetzen, der sie gegen ihn werfen will, und Freundschaft oder Verwandtschaft kommt dabei wenig in Betracht, in vielen Fällen aber wird die Vergeltung auch an den unschuldigen Verwandten des Mörders ausgeübt. Als in Sidney ein Schwarzer, Namens Yelloway, durch Wattewal ermordert wurde, mußte die hinterlassene Wittwe, Ruruing, den Tod ihres Mannes an der Familie des Mörders rächen. Sie begegnete einem kleinen Mädchen, Gonangulie, welches mit Wattewal verwandt war, ging mit diesem und noch zwei anderen Mädchen vor die Stadt an einen abgelegenen Ort und verwundete das Kind mit einem Streitkolben und einem scharfen Steine so sehr, daß es fast todt nach Sidney gebracht wurde. Am Kopfe hatte das arme kleine Mädchen sieben tiefe Wunden und das Ohr war bis auf den Knochen eingeschnitten, so daß es wenige Tage darauf starb. Die Schwarzen hielten dies für ganz recht, da die Blutrache von den Frauen nur an dem eigenen Geschlechte ausgeübt werden darf, allein dieser Fall war um so trauriger und um so empörender für die Gefühle der Europäer, weil die kleine Gonangulie wegen ihres liebenswürdigen, zutraulichen Charakters allgemeine Zuneigung unter den Bewohnern der Stadt erlangt hatte, ja, seit der Ermordung Yelloway's darum gebeten hatte, daß nun auch seine hülflose Wittwe von der Familie des Officiers aufgenommen und ernährt werden möchte, bei welcher sie selbst erzogen wurde. Ihr Tod wurde nicht von den Wilden gerächt, da diese ihn allgemein als Sühne für den begangenen Mord ansahen.

Zu einer anderen Zeit hatten die Schwarzen von Sidney mehrere Morde unter einander begangen, da aber die Thäter sogleich bekannt wurden, so zwang man sie, ihrer Sitte gemäß, sich den Verwandten der Ermordeten gegenüber zu stellen und von diesen die Blutrache vollziehen zu lassen, welche dann auch in zwei auf einander folgenden Nächten ihre Wuth an einem sehr hübschen Schwarzen, Namens Carradah, ausließen, da derselbe in einer Nacht einen anderen Wilden schwer verwundet hatte. Er durfte sich mit einem schmalen Schilde von Baumrinde decken so gut es ging, mußte aber die

Wurfspieße mehrerer Krieger aushalten, gegen die er sich lange glücklich vertheidigte. Am zweiten Abend ließ er sich anscheinend absichtlich den linken Ellbogen von einem Speere durchbohren und vertheidigte sich dennoch, bis alle Speere der Gegner zerbrochen waren. Während seine Gegner dann ihre zertrümmerten Waffen aufsuchten und wieder zusammenbanden, setzte er sich ruhig in's Gras. Dann aber wurde der Kampf unter allen Wilden gemein, da nicht die Männer allein, sondern auch Frauen und Kinder unter großem Geheul und Kreischen ein allgemeines Blutvergießen anrichteten. Am auffallendsten hierbei war es, daß frühere Freunde nun auf einmal mit allen Anzeichen der bittersten Feindschaft und eines wahrhaft tödtlichen Hasses gegen einander kämpften. Die Wunden waren indeß bald geheilt und es hieß, daß Carradah seine That noch keineswegs gesühnt habe, sondern sich noch den Wurfspießen einiger Krieger stellen müsse, die an jenen Abenden verhindert gewesen waren, sich einzustellen; bald nachher aber wurde er ganz unerwartet Nachts im Schlafe ermordet und sein Körper von den übrigen Schwarzen verbrannt.

Wie schon oben gesagt ist, haben die wilden Australier so gut ihre Duelle, wie wir, in denen auch vorzüglich der erwähnte Gomeboak sich hervorthat, allein ihre Manier ist doch etwas verschieden von der unsrigen. Die Duellanten stehen sich gegenüber, Jeder mit dem Waddie, einer Keule von hartem Holze und großem Gewichte, bewaffnet, und während nun zuerst der Geforderte in gebückter Stellung seinen Kopf dem Schlage des Gegners darbietet, holt dieser mit aller Macht aus und versetzt Jenem einen Schlag auf den Schädel, der zwar einen Ochsen tödten würde, der aber auf das Gehirn der Papuas keinen Eindruck macht. Dann gibt der Andere in gebückter Stellung seinen Kopf preis und wartet, bis der Gegner seinen Hieb ausgeführt hat, kurz, sie trommeln sich so lange auf ihrem Gehirnkasten umher, bis einige Schädelbrüche eingetreten sind, worauf die Secundanten, d. h. die übrigen Krieger des Stammes dann erklären, daß jetzt die verletzte Ehre wieder hergestellt sei.

Diese sonderbaren Duelle beschränken sich aber keineswegs auf die Eingebornen allein, sondern diese sind auch bisweilen gezwungen, dieselben mit dem Wondang oder Kojorowen einzugehen, einem geisterhaften Wesen, welches bisweilen durch seinen nächtlichen Schrei die Wilden mit Angst und Entsetzen erfüllt. Dieser Kojorowen erscheint nach ihren Erzählungen als echter Raufbold, indem er jede Gelegenheit wahrnimmt, sein Uebergewicht über die armen, nackten Naturkinder geltend zu machen, und diese zu einem Zweikampfe zwingt, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein kann, obgleich es auch hier dem Anscheine nach ganz ehrenhaft zugeht. Begegnet Kojorowen einem Wilden auf einsamer Wanderung, so bietet er demselben in höflicher Weise den eigenen Streitkolben zum Tausche an und erwartet dann zuerst, in gebückter Stellung, den Gesetzen des Zweikampfes gemäß, den Angriff des zitternden Gegners. Der geängstete Schwarze führt mit der Geisterkeule einen verzweifelten Schlag auf das dargebotene Haupt des Geistes, dieser aber lächelt still und zerschmettert dann den Gegner, den er an seinem Feuer brät und verzehrt. Von fast noch unliebenswürdigerem Charakter und schrecklicher für die Phantasie der Wilden ist Kurriwilban, die Gemahlin dieses Duellanten von Profession. Auf jeder Schulter ist ihr ein Horn gewachsen, mit dessen Spitze sie die schwarzen Männer aufspießt und sich dann so lange schüttelt, bis das Horn durch den Körper derselben hindurchgedrungen ist und die Gefangenen auf ihren Schultern festsitzen. Dann trägt sie dieselben in ein tiefes Thal, wo sie geschlachtet, gebraten und gegessen werden. Schwarze Frauen werden übrigens nicht von ihr getödtet, weil ihr gefräßiger Gemahl dieselben als zarte Bissen für sich behält.

(Schluß folgt.)

Ueber den Schnitt des Weinstocks.

Von

Friedrich Mohr.

Der Weinstock hat in dem Leben der Menschen eine Bedeutung gewonnen, welche nicht weit von jener der Getreidearten absteht. Während letztere zur Erhaltung des Lebens dienen, wird der Weinstock zur Verschönerung desselben herangezogen. Beide bilden die Prosa und die Poesie des vegetativen Lebens. Seine große Verbreitung auf der Erde und seine ungemeine

Fruchtbarkeit befähigen ihn, für einen großen Theil der Menschheit nützlich zu werden. Er findet sich oder läßt sich anbauen in den gemäßigten Klimaten. Er hört auf, wo im Süden die Palme und im Norden die Fichte anhebt, obgleich die Grenzen noch eine Strecke weit übereinanderfallen. Wir werden später sehen, daß er ursprünglich in den meisten Ländern einheimisch ist, wo er jetzt gebaut wird, und daß in der Regel die cultivirten Reben eines Landes von den einheimischen wilden abstammen. Die Leichtigkeit seiner Verpflanzung und Vermehrung bedingte es, daß die Zeit der Erzeugung der jetzt vorhandenen zahmen Reben vor die bekannte Geschichte der meisten Völker fällt.

Wo das Klima ihm günstig ist, wird er im Freien auf Bergen und in Ebenen erzogen; in weniger günstigen Lagen zieht er sich an geschützte Wände zurück, und endlich kann er mit Glas bedeckt auch in den rauhesten Gegenden gezogen werden. Aus diesem Grunde ist das Interesse an seiner richtigen Behandlung ein sehr verbreitetes und schon seit den ältesten Zeiten wurde die eigene Pflege des Weinstocks fast wie eine freie Kunst betrieben. Aber die Erlernung der richtigen Pflege hatte ihre besonderen Schwierigkeiten. Von den handwerksmäßigen Gärtnern konnte man nur schwierig einen passenden Unterricht erhalten, theils weil er ihrem Interesse entgegen war, theils auch weil diese selten Gründe für ihr Verfahren angeben konnten, und es eben nur so unvollkommen mittheilten, als sie es selbst empfangen hatten. Ohne Einsicht in die Sache konnte aber die Erlernung niemals die Befriedigung eines begründeten Wissens geben, und der Erfolg blieb dann auch unsicher. Es ist ein Vorzug unserer neueren Culturzustände, daß sie das Erwerben der mannigfaltigsten Kenntnisse so ungemein erleichtern, und daß sie fast die Schranken der Fachwissenschaften niedergerissen haben. Die vorliegende Zeitschrift hat hierin Vieles geleistet und die schwierigsten Lehren der Astronomie, der Physik und Chemie, der Geologie und Ethnographie und wie vieler anderer Zweige des Wissens in verständlicher Form einem großen und gemischten Kreise zugänglich gemacht. Warum sollten nicht auch die handwerkmäßigen Lehren der Gartenbücher in anderer Form ein neues Interesse bei denjenigen finden, welche von ihren Gärtnern unabhängig werden, und die geringe Arbeit bei der Behandlung ihrer Reben gern selbst übernehmen möchten, wenn sie dazu die Kenntnisse hätten. Aus dem Wissen folgt in sehr natürlicher Weise das Können.

Es würde aber ganz vergeblich sein, die praktischen Lehren ohne eine genauere Kenntniß des wunderbaren Baues der Rebe mittheilen zu wollen. Sie würden kaum verstanden, geschweige denn ausgeführt werden können. Wir müssen deshalb mit der Naturgeschichte des Weinstocks beginnen.

Die Weinrebe ist eine rankende Pflanze, die sich niemals selbst trägt, sondern entweder über den Boden hinkriecht, oder sich an allen Gegenständen festhält, welche in ihrem Bereiche liegen. Dies bewirkt sie mit eigenen Organen, den Ranken oder Gabeln, die sich bei Berührung eines festen Körpers um diesen schlingen und daran festhalten. Sogar in Mauerspalten, an hervorragenden Kanten der Steine einer Mauer setzen sich diese Gabeln an, und ziehen den Stock in die Höhe. Die ausgetriebenen Zweige eines Sommers sind immer viel zu lang und viel zu dünn, um sich selbst tragen zu können. Es bildet demnach beim Baue die Befestigung des Weinstockes, die immer durch den Menschen geschehen muß, eine besondere Rücksicht.

Dasjenige Organ, durch dessen Wiederholung der ganze Weinstock sich aufbaut, ist der K n o t e n im Zweige. Betrachtet man eine frische Ruthe eines Weinstocks, so sieht man in Entfernungen von 3 bis 5 Zoll Anschwellungen, an welchen alle übrigen Organe des Weinstocks hervorbrechen. Diese Knoten wiederholen sich an einer Ruthe in ganz gleicher Art, nur brechen die Organe bei jedem folgenden Knoten in umgekehrter Stellung von rechts und links hervor. Betrachten wir nun einen solchen Knoten näher, so finden wir, daß da, wo die Anschwellung noch nicht ihre größte Stärke erreicht hat, in der Ruthe eine Art von Gliederung stattfindet. Ein junger Zweig bricht an dieser Stelle stumpf ab, wenn man ihn rasch seitlich biegt. An dem unteren Stücke sitzt nichts oder nur das Blatt, alle hervorgebrochenen Organe sitzen an dem oberen Stücke. Es finden sich nun vier verschiedene Organe an einem Knoten. Auf der einen Seite sitzen drei,

auf der anderen Seite nur ein Organ. Die drei Organe sind

1) ein Blatt, und

2) in dem Blattwinkel ein junger Zweig, auch Geitze genannt, und daneben

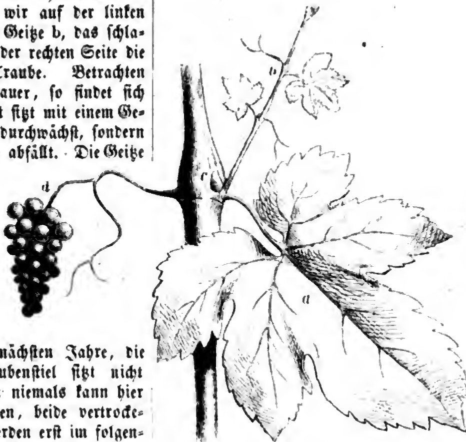
3) ein schlafendes Auge; auf der entgegengesetzten Seite findet sich das eine Organ, nämlich

4) eine Ranke, mit oder ohne Traube.

In Figur 1 sehen wir auf der linken Seite das Blatt a, die Geitze b, das schlafende Auge c und auf der rechten Seite die Ranke d mit einer Traube. Betrachten wir diese Organe genauer, so findet sich Folgendes. Das Blatt sitzt mit einem Gelenke an, welches nicht durchwächst, sondern von dem es im Herbste abfällt. Die Geitze und das Auge sitzen mit einem Gelenke an, von denen das Gelenk der Geitze im Herbste durchwächst, und nicht mehr abgebrochen werden kann; das Gelenk des Auges bleibt unverändert bis zum nächsten Jahre, die Ranke oder der Traubenstiel sitzt nicht mit einem Gelenke an; niemals kann hier glatt abgebrochen werden, beide vertrocknen im Herbst, und werden erst im folgenden Jahre als dürre Körper durch Wind und Bewegung abgestoßen. Man ersieht hieraus, daß Ranke und Traube gleichlaufende Organe sind, und sich vertreten können.

Der Zweig entsteht aus der Wiederholung des Knotens. Die Entfernungen zweier Knoten sind unten am Zweige kleiner, nach oben größer; im Allgemeinen 3 bis 5 Zoll, jedoch auch darunter und darüber. Bei jedem folgenden Knoten sitzen alle Organe in umgekehrter Stellung von rechts und links, so daß auf der Seite, wo an einem Knoten die drei Organe sitzen, am folgenden nur die Ranke oder Traube sitzt. An jedem dritten Knoten fehlt aber die Ranke oder Traube ganz, und diese Stelle ist rundlich zugewachsen. Der folgende Knoten hat aber wieder alle Organe in derselben umgekehrten Stellung, als wenn keine Unterbrechung der Ordnung eingetreten wäre. Die Zahl der Knoten an einem Zweige ist sehr groß, und verschieden nach der Art der Rebensorten und der Ueppigkeit des Wuchses. In der Regel zählt man 25 bis 30 Knoten, an stark treibenden Sorten habe ich schon 83 Knoten gezählt. Die Zahl ist eigentlich der Anlage nach unbegrenzt, denn im Herbste endigt der Zweig, wie bei Fig. 2, mit demselben fächerförmigen Körperchen, womit er

Fig. 1.



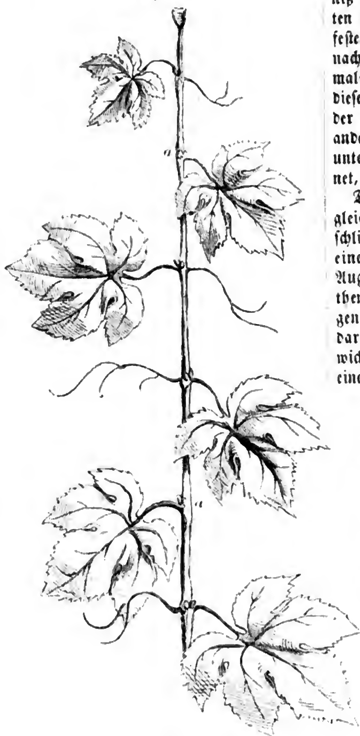
Der Knoten mit den Organen.

im Frühjahr zuerst aufgebrochen ist. In diesem liegen noch eine ungeheure Anzahl Knoten eingeschachtelt, deren Entwicklung nur durch das ablaufende Jahr und die erschöpfte Kraft des Stockes gehemmt wird. In einem warmen Sommer und Klima treiben deshalb viel mehr Knoten aus als in einem kalten.

In Fig. 2 sieht man die Bildung des Zweiges aus dem Knoten. Bei a a sind die rankenleeren Knoten, an welchen nur das Blatt und die beiden Augen sitzen, von denen eins im laufenden Sommer zur Geitze austreibt. Die Knoten unterhalb und oberhalb a sind vollständig, und haben Blatt, zwei Augen und Ranken. An einem in diesem Frühjahre ausgetriebenen Zweige sitzt aber nur eine beschränkte Anzahl Blüthen, oder was gleichbedeutend ist, von Trauben, und zwar sitzen diese ziemlich tief an der grünen Ruthe. Diese beginnt mit drei oder vier leeren oder nur mit kleinen

Ranken versehenen Knoten, dann zeigt sie an zwei folgenden Knoten Trauben, dann wieder einen rankenleeren Knoten und dann die dritte Traube, wenn eine solche vorhanden ist. Die Regel ist, daß nur zwei Trauben an einer grünen Ruthe sitzen, ausnahmsweise drei und mehr. Ueber fünf Trauben habe ich noch niemals beobachtet, wie z. B. an der Captraube. Nach warmen Jahren erscheinen im folgenden Sommer oft drei Trauben an einer Ruthe, wo in der Regel sonst nur zwei sitzen. Beachtet man, daß zwei Trauben der mittlere Ertrag aus einem Auge sind, daß aber die ausgetriebene Ruthe vierzig bis achtzig Knoten bilden kann, so sieht man, eine wie große Menge Holz und Laub der Weinstock treibt, die zur Gewinnung von Trauben keinen Nutzen hat. So wie die Trauben vorzugsweise an den tieferen Knoten sitzen, ebenso kommen die längsten Ranken an den oberen Knoten vor, wo auch das Bedürfniß des Stockes nach Befestigung am größten ist. Berührt eine Ranke nur leise einen festen Körper, so krümmt sie sich von selbst nach dieser Seite hin, umwickelt ihn mehrmals und hält sich daran fest. Die Ursache dieser Erscheinung muß in der Structur der Ranke liegen, die sich auch von allen anderen Theilen des Weinstocks dadurch unterscheidet, daß sie im Herbste austrocknet, ohne abzufallen.

Fig. 2.



Der Zweig.

Die Augen der Zweige haben alle eine gleiche Bedeutung. Es gibt keine ausschließliche Holz- oder Fruchtaugen. Nach einem schlechten kalten Vorjahr zeigen die Augen im folgenden Frühjahr keine Blüthen, und nach einem warmen Vorjahr zeigen sie fast sämmtlich Blüthen. Es folgt daraus, daß die Blüthen eine höhere Entwicklung des Auges andeuten, weil dazu eine größere Wärme nothwendig ist. Die Anlage zur Blüthe ist deshalb immer im vorhergehenden Jahre gebildet, und diese treibt im folgenden Jahre aus, mag die Witterung auch noch so ungünstig sein. Zur Erzielung einer reichen Traubenernte sind also zwei Jahre nothwendig, das erste, in welchem die Anlage zur Blüthe gebildet wird, das zweite, in welchem sie austreibt und zur Frucht reift.

In den Winkeln der Blätter stehen an der frisch ausgetriebenen Ruthe immer zwei Augen, von diesen treibt im Laufe des Sommers eines zu einer Nebenruthe, oder Geitze, aus. Das austreibende Auge steht einmal rechts, an dem folgenden Knoten links von dem ruhenden Auge. Diese Nebenruthe hat alle Organe wie jeder andere Zweig, und es läßt sich aus jeder derselben der ganze Weinstock weiter erziehen. Gewöhnlich wird mit dem Worte Geitze ein Nebenbegriff verbunden, als wenn dieselbe ein überflüssiges und von der Natur stiefmütterlich behandeltes Organ wäre. Diese Ansicht ist ganz irrig und jeder Versuch wird zeigen, daß in der Nebenruthe die Anlage zur reichlichsten Fruchtbildung,

wie in dem stärksten Hauptzweige, vorhanden ist.

So lange diese Nebenruthe wächst, bleibt das daneben stehende Auge ruhig schlafen. Bricht man aber die Nebenruthe aus, so treibt das schlafende Auge zu einer Ruthe aus und es entsteht die Anlage zu einem neuen Auge. Bricht man auch diese Nebenruthe aus, so treibt das nachgebildete Auge aus, und es entsteht ein drittes schlafendes Auge, und dieses kann sich sechs bis siebenmal in einem Sommer wiederholen. Die später ausgetriebenen Augen haben nothwendig einen zu kurzen Lebenslauf, um sich bis zur Anlage einer Blüthe entwickeln zu können; das im Frühjahr zuerst ausgetriebene schlafende Auge hat den längsten Lebenslauf, und kann also auch am vollständigsten zur Anlage der Blüthe vorbereitet werden. Es folgt daraus die Regel, daß man an einer Stelle, wo man im folgenden Jahre Frucht erziehen will, niemals die Nebenruthe ausbrechen darf. Daß die Bildung der Blüthe schon im Vorjahre vorbereitet ist, ersieht man daran, daß wenn man in einem warmen Sommer Geitzen ausbricht, die austreibenden Augen oft schon im Monat August Blüthen zeigen, die im regelmäßigen Verlaufe für das folgende Jahr bestimmt waren, wegen des Safttriebes aber, der nicht mehr von der Geitze aufgenommen werden konnte, jetzt schon zum Aufbrechen kamen. Wegen der späten Jahreszeit werden diese zweiten Blüthen in der Regel nicht mehr zu Früchten reifen können, obgleich sie in einzelnen Jahren (1858) vier bis fünf Wochen nach der ersten Ernte noch reif wurden. Die neben der fruchttragenden Geitze entstehenden neuen Augen können aber wegen Verspätung nicht mehr blüthenreif für's nächste Jahr werden.

Es ist durchaus erforderlich, diesen Haushalt im Wachsthum der Rebe genau zu kennen, weil sich alle Regeln darauf gründen, den Weinstock zu ziehen, um die größte Menge Früchte an der richtigen Stelle hervorzubringen.

Mit dem Ablauf des Jahres gehen an der Ruthe, die im Frühjahr aus einem Auge hervorgetrieben war, folgende Veränderungen vor:

1) Das Blatt wird gelb und fällt in dem Gelenke von selbst ab;

2) Der Traubenstiel oder die Ranke vertrocknet und fällt nicht von selbst ab;

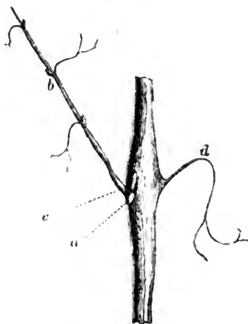
3) Die Ruthe verholzt und bleibt sitzen, indem das Gelenk mit dem Zweige verwächst;

4) Die grüne Farbe der Ruthe verwandelt sich in Braun: das Holz wird reif;

5) Das Auge bleibt den Winter über sitzen und treibt im Frühjahr zu einer grünen Ruthe aus, an welcher Traubenblüthen sitzen.

Der Knoten hat jetzt die Gestalt von Fig. 3. Man sieht bei a unter dem Auge die Blattnarbe; darüber sitzt das Auge c, welches im folgenden Frühjahr austreibt.

Fig. 3.



Knoten im Winter.

Ein zweites Auge ist im Winter nicht vorhanden, sondern es treibt erst im Frühjahr hervor, wenn das Winterauge zur Ruthe wächst. Neben dem Auge c steht die ausgetriebene Nebenruthe b, welche im Herbste ganz abgeschnitten wird; auf der entgegengesetzten Seite sieht man die vertrocknete Ranke d oder den Traubenstiel. Mit dem Verholzen des Zweiges ist sein erster Lebenslauf geschlossen. In diesem Jahre trägt er Trauben unmittelbar mit ihrem Stiele; im nächsten Jahre kommt die Traube nicht unmittelbar an ihm zum Vorschein, sondern an der grünen Ruthe, welche aus dem im Vorjahre gebildeten Auge austreibt. Die Ruthe trägt also in ihrem Leben nur einmal die Trauben mit ihrem Stiele; im folgenden Jahre kommen sie an der Ruthe des Auges heraus; im dritten Jahre an der Ruthe, die an der Ruthe sitzt; im

vierten Jahr an der Ruthe der Ruthe, die an der Ruthe sitzt, und so in's Unendliche fort.

Sobald die grüne Ruthe die braune Farbe angenommen hat und die auf ihr gewachsenen Trauben geerntet sind, erhält sie den besonderen Namen: Rebe, und diesen behält sie bis zur selben Zeit des nächsten Jahres, bis die Trauben von den Seitenzweigen geerntet sind; von da an wird die Rebe ein Theil des Stammes.

Wir unterscheiden also am Weinstock diese drei Theile:

1) Die Ruthe, von grüner Farbe, in diesem Jahre aus dem Auge ausgetrieben, die Trauben unmittelbar am Stiele tragend. Ihr Lebenslauf ist von Mai bis October oder ein halbes Jahr, nachdem sie von October bis Mai, ebenfalls ein halbes Jahr, Auge gewesen ist.

2) Die Rebe, braun von Farbe, glatt von Rinde, die Traube an einem Seitenzweige, der Ruthe, tragend; ihr Lebenslauf ist von October zu October oder ein Jahr.

3) Der Stamm, schwarz von Farbe, mit sich ablösender Rinde, die Trauben erst mit der Rebe auf der Ruthe tragend; sein Lebenslauf ist das Alter des Weinstocks von 30 bis 800 Jahre.

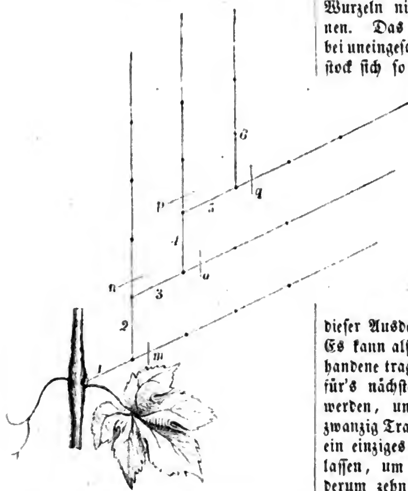
So ist also das Fortschreiten beim Weinstock, das Avancement, ganz regelmäßig; die Ruthe wird zur Rebe; die Rebe zum Stamm und immer mehr muß sich der Stamm ausdehnen, nachdem die Reben des vorigen Jahres ihm zugezählt worden sind. Die nothwendige Folge dieses Verhältnisses ist, daß der Stamm, welcher keine Trauben trägt, immer mehr an Ausdehnung zunimmt, und daß die Früchte immer mehr auf die äußersten Enden des Stammes zu liegen kommen, weil sie nur auf den aus den Augen der Reben ausbrechenden grünen Ruthen sitzen. Es ergibt sich hieraus auch die Nothwendigkeit, durch ein besonderes Verfahren den Weinstock zu zwingen, auf seiner ganzen Ausdehnung neue Reben zu treiben, damit nicht der größte Theil des verfügbaren Raumes von dem nichtstragenden Stocke eingenommen werde. Dies Verfahren nennt man den Schnitt, d. h. eine absichtliche und künstliche Wegnahme der Theile, um benachbarte zum Austreiben zu zwingen.

Der Schnitt hat sich bei der Zucht des Weinstocks von jeher als eine Nothwendigkeit herausgestellt, obgleich man den eigentlichen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht klar eingesehen hat.

Der Weinstock zeigt im Laufe des Jahres in Bezug auf Säftebewegung große Unterschiede. Im Frühjahre beginnt bei zunehmender Wärme der Saft zu steigen; die Augen schwellen und treiben in grüne Ruthen aus. Eine abgeschnittene Rebe wird in der zweiten Hälfte des April am Schnitte naß, läßt Tropfen Wassers ausfließen, sie weint. Die Kraft, womit der Saft in die Rebe getrieben wird, ist so groß, daß wenn man den frischen Abschnitt wasserdicht mit einer Glasröhre verbindet, das Wasser auf 30 Fuß senkrechter Höhe aufsteigt. Nach kurzer Zeit hört das Weinen an den Schnittflächen auf und man bemerkt es im ganzen Verlaufe des Sommers nicht wieder. An einer treibenden Rebe bemerkt man, daß die Augen um so stärker wachsen, je weiter sie nach der Spitze hin sitzen, und man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die Ursache der Säftebewegung auf der ganzen Länge der Rebe sitzen müsse, obgleich wir eine vollgültige Erklärung der Erscheinung noch nicht kennen. Wir können in dem Weinstock weder ein Organ noch eine Kraft nachweisen, welche das Säftesteigen bewirkt, und auch nicht erklären, warum es nach so kurzer Zeit wieder aufhört. Aber das bemerkt man jedesmal, daß nach einem geführten Schnitte das erste unter dem Schnitt sitzende Auge, also das letzte an der verkürzten Rebe, den stärksten Trieb des Wachsens hat. Dadurch hat man die Möglichkeit in der Hand, an jeder beliebigen Stelle ein kräftiges Wachsen hervorrufen zu können. Der treibende Saft, der nun nicht mehr in abgeschnittene Organe eintreten kann, ist genöthigt, die nächsten Organe unter dem Schnitte zum kräftigen Wachsen zu bringen. Wir haben oben schon gesehen, daß wenn man eine grüne Ruthe ausbricht, das danebenstehende Auge zum Treiben kommt. Dies ist eine ganz gleichbedeutende Erscheinung. Schneidet man ferner zurück bis in den Stamm, so daß gar keine Reben mehr vorhanden sind, so veranlaßt der treibende Saft auch den Stamm, neue Augen und Ruthen zu treiben. Da diese aber noch nicht im Vorjahre vorhanden waren, so können sie nicht bis zur Blüthe organisirt sein, und die aus dem Stamme aus-

treibenden Augen sind nothwendig Holzaugen, können aber noch im Laufe des Sommers Fruchtaugen für das nächste Jahr werden. Am Stamme selbst können also im laufenden Jahre keine Trauben erscheinen, wohl aber im folgenden Jahre an der Ruthe, die aus dem Auge der diesjährigen Ruthe hervorbricht. Man hat also auch das Mittel in der Hand, den Stamm wieder herunterzubringen und zum Rebentragen zu zwingen. Schneidet man den Stamm

Fig. 4.



Ideale Aufsteigung des Weinstocks.

an irgend einer Stelle ab, so entstehen darunter grüne Ruthen, die im Herbste zu Reben werden und im folgenden Jahre Früchte tragen können. Die oben erwähnte gewaltige Entwicklung des Stammes, der in jedem Herbste alle Reben, die über ein Jahr alt sind, in sich aufnimmt, nöthigt uns, von dem Mittel, den Stamm zu beschränken, Gebrauch zu machen, und durch den Schnitt die darunter liegenden Organe zu zwingen, sich zu Ruthen und Reben zu entwickeln. Die natürliche Entwicklung des Weinstocks ist der Anlage nach ganz enorm.

Aus einer Rebe von zehn Knoten können im Frühjahre zehn Ruthen austreiben, von denen jede zwei Trauben tragen kann, also im Ganzen zwanzig Trauben; läßt man sämmtliche Ruthen wachsen, so kann jede Ruthe im Herbste zehn Knoten erzeugt haben, im Ganzen also hundert Knoten, welche zweihundert Trauben tragen können; im dritten Jahre würden die hundert Knoten ebenfalls hundert Ruthen mit zweitausend Trauben tragen können. Dies wäre die ideale Vermehrung, der aber durch die Natur Grenzen gesetzt sind, indem eine solche Zunahme des Ertrages durch die Wurzeln nicht würde gedeckt werden können. Das sieht man aber leicht ein, daß bei uneingeschränktem Wachsthume der Weinstock sich so mächtig nach außen ausdehnen würde, daß jeder gegebene Raum zu klein sein würde. Da man an einem Weinstock nur kurze Zeit erzieht, um einen gegebenen Raum damit zu decken, ihn aber dann eine lange Reihe von Jahren benutzen kann, so ist der häufigste Fall der, daß man den Weinstock bereits in seiner ganzen zulässigen Ausdehnung vor sich hat, und in dieser Ausdehnung nur eben erhalten will. Es kann also für eine in diesem Jahre vorhandene tragende Rebe wieder nur eine Rebe für's nächste Jahr in Aussicht genommen werden, und von den zehn Knoten und zwanzig Trauben einer Rebe kann man nur ein einziges Auge zur Ruthe sich ausbilden lassen, um daran im nächsten Jahre wiederum zehn Knoten mit zehn Augen und zwanzig in Aussicht stehenden Trauben zu haben. Damit kommt der Stamm nothwendig um einen Knoten mehr in die Höhe, wenn wir das unterste Auge an der Rebe zur Tragrebe für's nächste Jahr erziehen wollen. Man sieht dies sehr deutlich aus dem Diagramm Fig. 4.

Im ersten Jahre treibt die Ruthe 1 aus, als die unterste der an der Rebe befindlichen Augen. Sie erreicht eine bedeutende Länge und trägt zwei Trauben. Nach der Ernte wird sie bei m abgeschnitten, etwa einen Zoll hoch über dem untersten Auge. Dies treibt im zweiten Jahre die Ruthe 2 aus, welche in gleicher Weise wächst und trägt. Diese wird nach der Ernte bei n, über dem untersten Auge abgeschnitten;

in gleicher Art treibt im dritten Jahre die Ruthe 3 aus, welche bei o abgeschnitten wird, im vierten die Ruthe 4, die bei p, und im fünften die Ruthe 5, die bei q abgeschnitten wird. Man sieht also ein, daß das Aufsteigen des Stammes um einen Knoten die günstigste Bedingung ist, die man einhalten kann; hätte man ein höher gelegenes Auge zur Zucht des folgenden Jahres gewählt, so würde der Stamm sich noch rascher vergrößert haben, was gegen die Absicht ist.

Dies ist nun die Grundlage des Traubenschnittes, wobei der Stamm in jedem Jahre nur um einen Knoten steigt, und wo an der Stelle einer vorhandenen Rebe, die getragen hat, nur wieder eine Rebe entstehen soll, die tragen wird. Nach einer Reihe von Jahren ist aber auch nach diesem Verfahren der Stamm in die Höhe gestiegen und muß von Neuem beschränkt werden.

Beim Schnitte des Weinstocks hat man überhaupt zweierlei im Auge zu halten, nämlich:

1) eine möglichst große Anzahl guter Früchte für das laufende Jahr zu erzielen, und

2) eine mindestens gleiche Anzahl kräftiger Zuchtreben für das kommende Jahr zu erzeugen.

Der erste Schnitt des Weinstocks geschieht am besten im Herbste von Mitte November an, wenn alle Blätter abgefallen sind, und kann bei günstiger Witterung den ganzen Winter hindurch fortgesetzt werden. Die Vortheile des Herbstschnittes bestehen darin, daß man den bereits verkleinerten Stock leichter überwintern kann, besonders wo es das Klima verlangt, die Reben mit Erde zu bedecken, und daß man die abgeschnittenen Reben zerhacken und dem Dünger einverleiben kann. Der Rebenschnitt ist etwas abhängig von der Erziehungsart des Weinstocks, worunter man die Art und Weise der Ausbreitung versteht. Entweder erzieht man den Weinstock an Wänden flach ausgebreitet, Spaliererziehung, oder an Pfählen stehend und an diesen aufstrebend, gewöhnliche Weinbergserziehung, oder an frei gespannten Drähten. Da die Erziehung am Spalier die verbreitetste ist, und grade am meisten von solchen geübt wird, denen die Zucht des Weinstocks ein Vergnügen und nicht ein Erwerb ist, so können wir hier uns vorzugsweise damit beschäftigen.

Tritt man nach dem Herbste an einen auf dem Spalier ausgebreiteten Weinstock, der eben seine Blätter abgeworfen hat, so ist die erste Arbeit, daß man alle Bandagen mit dem Messer oder der Gartenschere durchschneidet und dadurch den Stock freimacht. Man überlegt nun, welche Reben man zum Zwecke des Traubentragens auswählt. Diese Reben sollen möglichst weit unten stehen, und zugleich die kräftigsten und stärksten des ganzen Stockes sein. Hat man eine solche Rebe bestimmt, so schneidet man die diesjährige Rebe, welche Früchte getragen hat und jetzt in den Stamm übergeht, mit einer Gartenschere dicht über der ausgewählten neuen Rebe ab, und verkürzt diese Rebe bis auf eine passende Länge. Dazu dienen folgende Anhaltpunkte: Alles grüne und nicht reif gewordene Holz an der Spitze wird in jedem Falle abgeschnitten, dann verkürzt man die Rebe auf ungefähr zwei Drittel der Länge, die man im folgenden Jahre damit bedecken will. Ein Drittel der Länge am Spalier läßt man frei, um die aus dem obersten Auge hervorbrechende Ruthe anbinden zu können. Unter der Voraussetzung, daß die Spalierwand 6 bis 7 Fuß hoch und nach jeder Seite 6 Fuß Länge habe, werden die mittleren Reben auf 4 Fuß Länge, die seitlichen fächerförmig auseinander gehenden auf 5 bis 6 Fuß Länge angeschnitten. Es bleiben dann acht bis vierzehn Knoten an einer Rebe sitzen, welche eine reichliche Ernte versprechen. Ueber der halben Höhe des Spaliers soll kein altes Holz mehr vorhanden sein. Den Schnitt in die Rebe führt man einen Zoll über dem letzten Auge, damit dieses nicht vertrockne.

Eine Rebe, welche zehn bis vierzehn Augen hat, kann zwanzig Trauben tragen, sie wird aber schwerlich starke Seitenruthen treiben. Es gelingt deshalb nicht immer, an jeder Rebe das unterste Auge zur Tragrebe für's nächste Jahr zu ziehen. Aus diesem Grunde bestimmt man gleich im Herbste mehrere schwächere Reben zur Erziehung der Zuchtreben, indem man sie auf zwei Augen schneidet.

Diese Stutzen nennt man Zapfen. Ein solcher bekommt beim Wachsen eben so viel Saft, als eine gleich dicke Rebe mit zehn und zwölf Augen; allein da dieser Saft

nur zwei Augen auszutreiben hat, so entstehen hier sehr kräftige Ruthen von großem Wachsthum. An diesen können ebenfalls vier bis sechs Trauben sitzen, allein diese sind nicht der Zweck des Zapfens; bricht man diese bei der Blüthe gleich aus, so werden die Ruthen des Zapfens um so stärker. Entwickeln sich beide Augen gleichmäßig und kräftig, so kann man sie stehen lassen; sind sie aber schwach, so bricht man eine aus, um die niedere dadurch stärker zu machen. Man wählt auch die Stelle für die Zapfen so weit unten als möglich, damit die neue Ruthe auf der ganzen Länge der Wand tragbar werden könne. Diese Methode der Rebenerziehung hat denselben Zweck, wie die oben beschriebene, an jeder Rebe das unterste Auge zur Tragrebe zu bestimmen; sie erreicht diesen Zweck aber viel sicherer, weil aus Zapfen jedes Mal stärkere Ruthen ausgehen, als aus einer tragenden Rebe. Man ist beim Bergstock so weit gegangen, Alles auf Zapfen zu schneiden, wodurch die Früchte sehr tief zu hängen kommen. Statt weniger langer Reben hat man dann viele kurze Zapfen. Da diese wie die Hörner eines Bockes aussehen, so hat man auch diese Art des Schnittes den Bockschnitt genannt; er ist aber bei Spaliererziehung nicht verwendbar, weil der obere Theil der Spalierwand nicht gedeckt werden würde. Zu Zapfen kann man auch die aus dem Holze hervorbrechenden Holzungen schneiden, und man hat darin ein von der Natur selbst dargebotenes Mittel, den Stamm zu verkürzen. Ist eine solche Ruthe recht kräftig, so kann man den Stamm dicht oberhalb derselben abscheiden, und ist dadurch bedeutend mit demselben heruntergekommen.

Etwas höher hinauf am Stock schneidet man einige Reben auf vier bis fünf Augen. Diese nennt man Schenkel. Sie tragen auch Früchte, aber weniger als die Reben und können deshalb stärkere Ruthen erzeugen. Auf diese Weise setzt man den Weinstock in die Lage, an allen Stellen starke Zuchtruthen treiben zu müssen; wodurch die jährliche Fruchtbarkeit bedingt ist, und der Stamm innerhalb gewisser Grenzen zurückgedrängt werden kann. Versäumt man diese Vorsichtsmaßregeln, so kann der Weinstock zwar im selben Jahre reichliche Früchte tragen, allein man hat dann für das folgende Jahr viele aber schwache Reben, und alle sitzen sehr hoch am Stamme. Ist das Spalier höher, etwa 12 bis 16 Fuß hoch, so kann man mit einer einfachen Rebe diese Höhe nicht von unten erreichen. Man läßt dann einen Theil des Stammes bis auf die halbe Höhe des Spaliers wachsen, und erzieht von dort aus die Reben durch Zapfen und Schenkel, um den oberen Theil der Wand zu bedecken, während man aus den Theilen des Stammes an der Erde den unteren Theil der Wand bedeckt.

Wenn in Folge eines schlechten Vorjahrs keine Blüthengescheine zum Vorschein kommen, oder wenn solche durch Spätfröste, Regen oder andere Ereignisse zu Grunde gegangen sind, so fällt für das Jahr der Zweck der Traubengewinnung weg, und es bleibt nur noch der andere Zweck übrig, Reben für's kommende Jahr zu erzeugen. Man schneidet dann die zum Tragen bestimmt gewesenen Reben auf zwei Augen herunter und läßt die daraus hervorgehenden Ruthen ganz ungestört wachsen. In gleicher Art kann man an einer nur theilweise tragenden Rebe alle Ruthen ausbrechen, welche keine Trauben haben, und läßt nur das Blatt am Knoten stehen. Es wird deshalb der letzte Schnitt des Weinstocks mit Vortheil nach vollendeter Blüthe vorgenommen, wo die Zuchtruthen für's kommende Jahr schon deutlich erkennbar sind. Alle Theile, außer den Zuchtruthen, die keine Früchte für's Jahr versprechen, können dann entfernt werden. Der Saftzufluß kommt dann ausschließlich den Trauben und Früchten zu statten, die um so voller und reifer werden.

Eine Rebe treibt im Sommer aus jedem Auge eine Ruthe, an welcher zwei Trauben sitzen. Diese befinden sich nicht an den untersten Knoten der Ruthe, sondern etwa am dritten und vierten Knoten. Alle anderen Knoten höher hinauf sind fruchtleer und nur mit Blatt, Geitze, Auge und Ranke versehen. Diese ferneren Knoten haben für die Traube keinen Nutzen, sondern entziehen ihr im Gegentheil einen Theil des Saftes, und da im Herbste doch die ganze Rebe, welche getragen hat, bis auf die unterste Ruthe abgeschnitten werden muß, so hat die ungebührliche Verlängerung der tragenden Ruthen keinen Zweck, sondern eher Nachtheil. Die Menge des Laubes ist kaum unterzubringen, der Schatten wird zu dicht, und die Früchte erlangen nicht ihre volle

Reife. Man bricht deshalb die tragende Ruthe zwei Knoten über der letzten Traube ab, so daß nur noch zwei Blätter über dieser an der Ruthe stehen. Diese beiden Blätter sind zur Ernährung der Traube nothwendig, weil die Bildung des Zuckers nicht in der Beere, sondern in dem Blatte geschieht. Bricht man versuchsweise alle Blätter einer Rebe aus, so bleiben die Beeren der Traube hart und sauer, und erreichen niemals die Reife. Es ist deshalb auch ein schädliches Vorurtheil, wenn man die Trauben durch Ausbrechen des Laubes dem Sonnenstrahl zugänglich zu machen und dadurch ein schnelleres Reifen zu bewirken sucht. Die Sonnenwirkung findet auf der oberen Fläche des Blattes statt, und alle Blätter des Weinstocks sind mit ihrer oberen Fläche der Sonnenseite zugewendet. Wenn man einen Stock nach der Blüthe losbindet, noch einmal nachschneidet und dann aber wieder aufbindet, so kommen eine Menge Blätter unregelmäßig, d. h. mit der Rückseite oder der Kante gegen die Sonne zu stehen. Der Stock sieht unordentlich, man könnte sagen, chiffonirt aus. Aber nach wenigen Tagen haben sich die Blätter wieder alle mit der oberen Fläche nach der Lichtseite gewendet, und liegen geordnet, wie Dachschiefer, über einander. So zeigt auch die Erfahrung, daß die im Schatten hängenden Früchte des Weinstocks die süßesten und wohlschmeckendsten sind. Das Blatt soll im vollen Sonnenlicht prangen, die Frucht aber im zerstreuten Tageslichte hinter den Blättern stehen. Auch an anderen Beerenfrüchten bemerkt man dieselbe Anordnung der Früchte in den Schatten der Blätter. Stellt man sich über einen Stachelbeerenstrauch, so sieht man von oben kaum eine Beere, dagegen unter dem Stocke sieht man alle frei hängen. Dies ist eine so klare Andeutung der Natur, daß man auch ohne das Verständniß des Zusammenhanges die Thatsache festhalten könnte.

Das Ausbrechen oder Kappen der tragenden Ruthen kann vor oder nach der Blüthe vorgenommen werden, sobald man alle Trauben genau erkennen kann. Durch das Kappen der Ruthe kommt aber das oberste Auge in's Treiben, und es würde hier eine seitliche Verlängerung der Ruthe durch eine Geitze stattfinden, wenn man nicht auch diese wieder entfernte. Man kneift deshalb gleich bei dem Kappen auch alle Augen in den Blattwinkeln der Ruthe mit dem Nagel des Daumens aus. Jeder, der mit Neigung die Pflege des Weinstocks leitet, findet so den ganzen Sommer über kleine Verrichtungen an demselben vorzunehmen. Das einmalige Auskneifen des Auges schützt nur eine Zeit lang, denn die Triebkraft des Stockes ist so groß, daß nach einer gewissen Zeit wieder ein neues Auge erscheint, welches zu einer Geitze vorgeht. Man erkennt diese Nachtriebe sehr leicht an der hellgrünen Farbe der Blätter, die erst nach längerem Verweilen am Licht in das satte Grün des Chlorophylls übergeht. Wo man diese hellgrünen Austriebe wahrnimmt, kann man sie zu jeder Zeit wegnehmen. Dagegen läßt man die Ruthe aus dem untersten Auge an der Rebe, die auch beim Kappen unberührt bleibt, so wie die Zuchtruthen aus den Zapfen und Schenkeln ungehindert wachsen. Wenn sie so lang werden, daß man sie nicht mehr bequem unterbringen kann, so schneidet man die Spitze ab, jedoch noch viel höher, als man im folgenden Jahre die Rebe lassen kann. Ebenso kann man auch die Geitzen ohne Schaden auf drei Knoten verkürzen, doch immer so, daß das neben der Geitze stehende Auge nicht in's Treiben kommt.

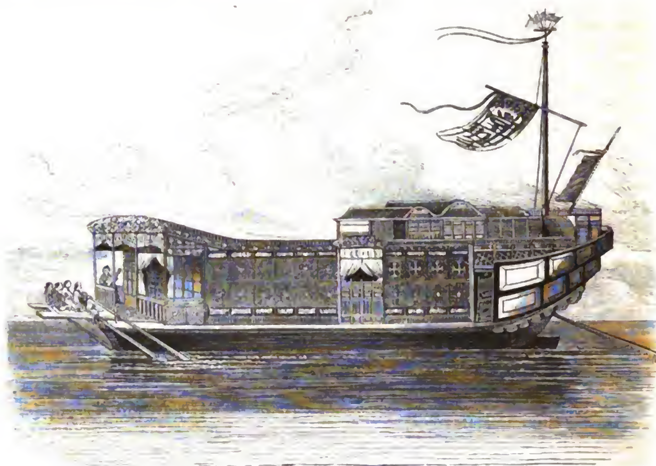
Wenn der Weinstock in dieser Art richtig gekappt und ausgebrochen ist, so bemerkt man nach kurzer Zeit, daß die stehengebliebenen Blätter groß und papierartig fest werden und daß die untersten, nicht ausgebrochenen Ruthen in kräftiges Treiben kommen. Die gekappten Ruthen behalten ihre Größe sehr bald bei, da sie nach oben nicht weiter wachsen können und die Nebenruthen oder Geitzen beständig ausgebrochen werden. Ganz besonders aber bemerkt man das Wachsthum an den Trauben, welche jetzt den ganzen Safttrieb der Rebe verwenden können. Man kann wirklich sagen, daß an einem richtig behandelten Weinstock jedes Blatt und jeder Zweig seine Bedeutung hat, die man bestimmt angeben kann, und die Einsicht in dies Verhalten gewährt ein besonderes Vergnügen. Es ist auch gar nicht so schwer, sich diese Einsicht zu verschaffen, wenn man die Geduld hat, die Sache mit der obigen Anleitung zu erlernen. Der erste Schritt ist die genaue Kenntniß des Baues des Weinstocks, und diese verschafft man sich durch Verglei-

chung eines wachsenden Weinstocks mit der Beschreibung, welche selbst auf's Strengste vom Weinstock genommen ist. Zuerst bemerkt man den Stamm mit der schwarzen, sich ablösenden Epidermis; dann kommen die braunen Reben mit den daran sitzenden grünen Ruthen, an welchen selbst wieder die dünneren grünen Geitzen sitzen. Endlich betrachtet man genau die Beschaffenheit eines Knotens, bricht auch einige über dem Nagel durch, um den Begriff der Gliederung zu erhalten, und beobachtet das abwechselnde Stehen der Blätter, die Anordnung der Ruthen, Augen und Ranken, die Stellung der Traube nach der Anzahl Knoten von unten, das regelmäßige Fehlen der Ranke an jedem dritten Knoten. Wenn man sich diese Dinge zur klaren Anschauung gebracht hat, so wird erst die obige Beschreibung verständlich, die man dann noch einmal genau mit dem grünenden Weinstock vergleicht.

Sobald diese Kenntnisse erlangt sind, erhält man auch die Sicherheit, den Schnitt selbst zu führen. Ich habe mich mehrmals überzeugt, daß es nur an dem Mangel klarer Einsicht liegt, wenn man die Behandlung des Weinstocks nicht begreifen kann. Ich habe einem gewöhnlichen Arbeiter den Bau des Weinstocks an dem lebenden Stocke selbst erklärt, und dann einige Stöcke vorgeschnitten, indem ich das, was ich dabei denken mußte, laut aussprach, so daß er immer den Grund meiner Handlung früher wußte, ehe ich den Schnitt führte, und habe dann mit Befriedigung gesehen, daß er einen folgenden Stock ganz richtig schnitt. Ich gab ihm nun auf, selbst einen Stock zu schneiden und das, was er dachte, in Worten auszusprechen. Es war wunderbar schnell Alles erlernt, weil eine ratio zu Grunde lag, und keine Willkür oder Empirie. Von Hand zu Hand, und von Mund zu Ohr, kann bei richtiger Anweisung jeder Mensch in einer Stunde das ganze Verfahren erlernen, und was ihm noch fehlt, findet er ganz von selbst, weil alle Gründe in einem bestimmten Zusammenhang stehen.

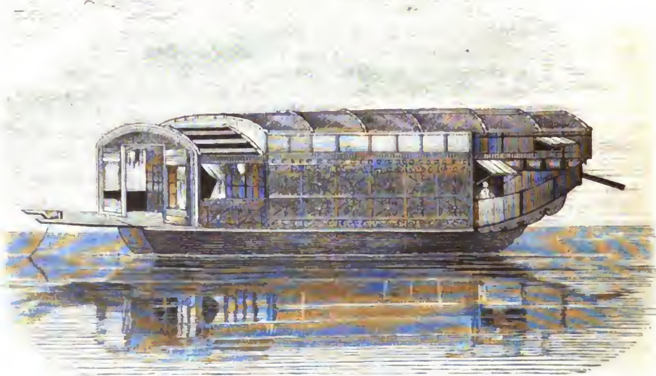
Der Sampan der Chinesen.

Als Ergänzung zu den Mittheilungen, welche unsere März- und Aprilnummern über die chinesischen Flußböte brachten, geht uns noch eine sehr interessante Beschreibung einer Art von Fahrzeugen zu, die in Canton denselben Zweck erfüllen, der bei uns den Droschken und Dienstleuten zufällt. Es sind dies die Sampans, kleine Böte, welche der Frau des Besitzers als Mittel zum Broterwerb, dienen, während tagsüber der Mann anderwärts beschäftigt ist und erst am Abende zu dem bestimmten Halteort seines Eigenthums zurückkehrt. Mehr als irgend ein anderes Fahrzeug bildet der Sampan die Wohnung der meisten Flußbewohner, so unmöglich es uns auch scheinen mag, wie man familienweise in einem Kahne arbeiten, essen und trinken, schlafen — ihn mit einem Worte so ganz wie sein Haus betrachten kann, in dem wir uns zur Noth herumdrehen, bei Leibe aber nicht aufrecht hinstellen können. Der Sampan ist das Hauptverkehrsmittel für die zahlreichen Wasserstraßen, und nimmt man an, daß die Hauptverkehrswege des Landes Wasserstraßen sind; daß der große Güter- und Menschenverkehr zu Wasser stattfindet; erinnern wir uns, daß die Hauptvergnügungsplätze der Chinesen, die Blumenböte, (von denen wir noch zwei sehr schöne Abbildungen in Originalmalerei erhalten haben, deren Copie hier beigefügt ist), auch schwimmende sind, ja wie die Straßen eines ganzen Quartiers aus den vor Anker liegenden größern Fahrzeugen bestehen, so begreift man wohl, daß Canton mehr Sampans in Nahrung setzen kann als London Fiakers und Omnibusse. Aber wie schon Besitzer größerer Fahrzeuge ihre Wohnung permanent auf dem Wasser aufschlagen, weil sie nicht die Mittel besitzen, eine zweite Wohnung auf dem festen Lande zu ermögzichen, um so mehr brauchen wir uns nicht zu wundern, wie der arme Mann seinen billigen Sampan, zum Aufenthalt für seine Familie benutzt, daraus Küche, Wohn- und Schlafstube herstellt und nur zeitweise am Tage Gäste, das heißt die Passagiere, darin aufnimmt. Die Hauptarbeit des Tages fällt dabei der Frau zur

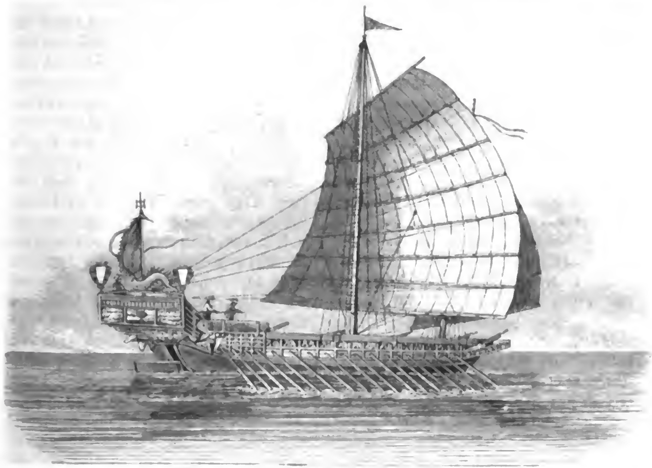


Vergnügungs-Bot.

Last, es sei denn, daß der Mann zu alt und schwach für andere schwerere Arbeit sei. Da steht sie nun am großen Ruder im Hintertheil des Botes, durch welches zugleich dem Bote die Richtung gegeben wird, und „wrickt“ damit so sicher und kräftig über den Strom, daß der Mann des Festlandes kaum begreift, wie das Bot in Bewegung gesetzt wird. Das sogenannte „Wricken“ findet bei den europäischen See-

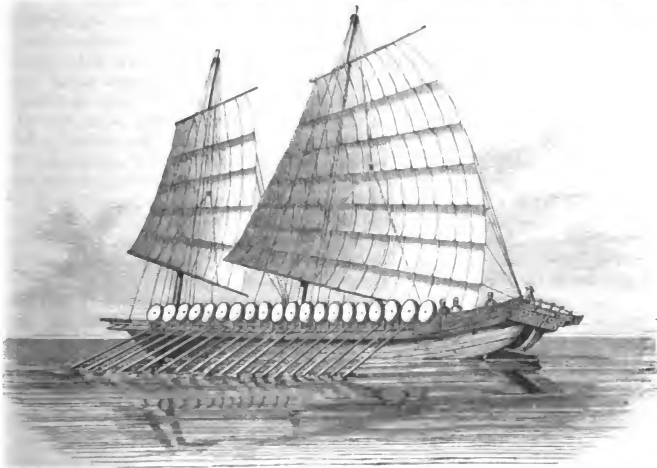


Vergnügungs-Bot.



Zoll-Kutter.

leuten nur wenig Anwendung. Das Ruder wird dabei nie aus dem Wasser gehoben, sondern beschreibt in demselben eine ähnliche Bewegung wie der Fisch mit seinem Schwanze. In sehr belebten Verkehrsstraßen wären außerdem die Seitenruder schon deshalb nicht angebracht, weil man zu häufig im Rudern unterbrochen wird. Beim Vorbeifahren an andern Boten muß man wegen Mangel an Platz seine Ruder



Zoll-Kutter mit Rohrgeflecht.

einziehen und kommt dann bei starkem Stromgange oft eher rück- als vorwärts. Manchmal werden aber auch beim Sampan vorn ein oder mehrere Ruder angebracht, wo der Platz es zuläßt und so weit die Kräfte und Arme der Familie reichen; entweder werden diese von den kleinern Knaben oder größern Mädchen zur Hand genommen, während vielleicht das Jüngste, der Säugling, auf dem Rücken der Mutter festgebunden ist. Dabei spart sie zugleich auch die Kosten für eine Wiege, denn während sie mit ihrem mächtigen Ruder hin- und her arbeitet, entsteht eine gleichmäßige wiegende Bewegung für das Kind, daß man oft fürchten möchte, der kleine Kopf möchte heruntergeschüttelt werden. Jedenfalls wird der Kleine zum Schweigen gebracht, wenigstens hört man solch einen Wurm nicht schreien. Wahrscheinlich spart er diese unliebsame Musik für den geeigneten Augenblick auf, wenn Passagiere nicht dadurch gestört werden, etwa wenn die Mutter ihn auf die Erde setzen muß, um die Mahlzeit zu bereiten oder um das Bot zu reinigen. Und wann wird denn Mahlzeit gehalten? Ich glaube, die Stunde wird ziemlich pünktlich eingehalten — ist der Reis einmal hübsch ausgewaschen, da sind leicht ein Paar Holzkohlen in der Ecke zum Glühen gebracht und die Procedur des Abdampfens geht an. Die Körner bleiben dadurch ganz und ziemlich trocken und vermischen sich nicht breiartig wie bei unserer Art des Kochens. Wird auch grade eine Fahrt engagirt, so findet sich doch noch immer ein Augenblick, um sich über den Topf zu bücken, zu rühren oder schüren, so daß der Mann nicht über angebranntes oder räucheriges Essen zu klagen hat. So einfach die Reisspeise ist, oder grade weil sie so einfach ist, so leidet sie doch nicht die geringste Beschädigung — wo viel Gewürz oder Fett oder was sonst noch angewandt wird, da ist das Vertuschen schon leichter. Unsere Köche würden trotz aller Künste und Apparate aber schwerlich den Reis so tadellos herstellen. Es gehört aber auch noch allerhand Naschwerk zum Reisgericht, z. B. in Oel gesottene Fischchen oder Nudeln, und um diese zuzubereiten oder einzukaufen, findet sich auch schon ein müßiger Augenblick. Zieht nicht grade ein ambulanter Eßwaarenhändler oder Garkoch vorbei, nun so verläßt die Frau wohl ihr Haus, um auf den nahen Markt zu gehen. Die Nachbarin hat dann auf die Kinder Acht und sollte sie auch dadurch eine Fahrt eingebüßt haben, so ist sie doch tolerant gegen ihre Nachbarin gesinnt, um auch ihr einmal einen Verdienst zu gönnen. Wissen sie ja doch, daß im Laufe des Tages noch mehrfach Gelegenheit geboten wird, etwas zu verdienen, und müssen sie es ja doch dem Zufall anheimstellen, ob der Botbedürftige grade sie oder ihre etwas hübschere Nachbarin auswählt. Diese Toleranz und Gegenseitigkeit findet man übrigens wohl fast bei allen Wasserbewohnern. Wenn die Mittel es erlauben, so findet man den Platz der Ruderfrau mit einem leichten Schilfdach bedeckt, um sie gegen Sonne und Regen zu schützen. Der mittlere Raum des Botes, die Cajüte, ist ein bedeckter Raum, in dem sich zwei Personen bequem ausstrecken, eine beliebige Anzahl aber Platz genug hat, um sich zu setzen. Durch eine Schiebewand wird dieser Raum nach hinten geschlossen, und es kommt wohl vor, daß, wenn man grade nicht an die Leute „dahinten" gedacht, ein kleines Mädchen hereingekrochen kommt, um nach vorn zu spazieren, wo es sich zur Schwester setzt und mit Hand an's Ruder legt. Abends wird das bewegliche Dach über das ganze Bot hingezogen und so ist die Familie gegen die Witterung geschützt — einige lose Bretter werden aus dem Boden herausgehoben und so der allgemeine Schlafsalon hergestellt, in dem so viele der Ruhe pflegen, wie eben Platz nebeneinander finden. In kaltem Wetter gibt diese Nähe und Menge eine willkommene Wärme — im Sommer, nun da mag's wohl etwas warm sein, doch nicht mehr als am Tage; kann man ja auch so viel von der Kleidung ablegen, wie man Lust hat.

Leider haben wir keine Abbildung eines Sampan zur Verfügung; doch ist diese Art von Boten so einfach, daß man sie sich leicht vorstellen kann.

Bei der großen Frequenz auf dem Wasser und namentlich bei dem gewöhnlich sehr starken Strome ist das rechtzeitige Ausweichen keine leichte Sache; doch sehen wir selten, daß die Leute miteinander in Collision gerathen. Schon von Weitem rufen sie sich gegenseitig zu, reichen sich hilfreiche Hand, und nur selten hört man Schimpfreden oder sieht gar Gewalt angewandt. Sie wissen, daß durch Zusammen-

stoßen ihre Fahrzeuge leiden; um sich vor Schaden zu hüten, geben sie schon rechtzeitig nach, und da jeder in demselben Falle ist, so läßt es auch Keiner so leicht auf den Versuch ankommen, den Andern durch „Drauflosgehen“ aus dem Wege zu drängen. Nur mit den Fremden geht's nicht immer so friedfertig ab, denn wenn die jungen Herren Engländer in ihren Ruderböten, gigs, wherries, und wie alle die verschiedenen Nußschalen benannt werden, zu ihrem Vergnügen auf den Fluß gehen, so erwarten sie, daß ihnen freie Bahn gemacht wird, wie auf ihrer Rennbahn. Da heißt es denn: „Dies Volk ist einem immer im Wege — sie hemmen beständig die Passage“ — als ob der Fluß nur zum Vergnügen der Herren Engländer existirte. Wenn man sich stark genug fühlt, so wird das chinesische Bot mit Gewalt bei Seite geschoben; meistens freilich unterliegt der Fremde auf dem Wasser demselben Gesetze wie der Eingeborene und würde so gut wie dieser durch einen Zusammenstoß leiden. Deshalb wird aber grade um so mehr sich beschwert, daß so viel Vergnügen hemmender Verkehr auf dem Flusse existirt, und so wie sie gern ihre Wohnungen getrennt von den Chinesen haben, so möchten sie auch noch gern separate Flüsse zu ihrer Benutzung haben. Natürlich gehört diese Botbevölkerung der ärmsten Classe an, wie überall Niemand gern körperliche Arbeit verrichtet, ohne durch die Noth dazu gezwungen zu sein. So unerklärlich den Chinesen unser Verlangen nach Bewegung im Freien ist und nach körperlicher Uebung, eben so wenig begreifen sie, wie Jemand zum Vergnügen rudern kann, was in China nur der arme Mann thut. Deshalb schließen sie daraus, daß wir Fremde alle nur arme Leute sind, die an derlei Arbeit gewöhnt sind, eben so wie er auch bei der Auswanderungsfrage denselben Schluß zieht und den Fremden nach sich selber beurtheilt. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich, das ist seine erste Lebensregel und nur die äußerste Noth zwingt ihn, in die Fremde zu gehen. Wenn er nun dieselbe Ansicht auch an uns geltend macht, so wollen wir das freilich nicht Wort haben, aber im Grunde hat er doch nicht ganz Unrecht, denn wir gehen zunächst auch nur in die weite Welt, um uns etwas zu verdienen. Vollends unbegreiflich ist es ihm aber, wenn wir nicht das Verlangen haben, wieder nach der Heimath zurückzukehren und uns zu verheirathen. Dies Letztere namentlich steht jedem Chinesen als sein Hauptziel beständig vor Augen. Und diese Ansicht hat nicht allein der sogenannte Gebildete, sondern der Kleinste und Aermste, wie denn überall die allgemeinen Pflichten, die jedem Menschen obliegen, wohl nirgends mehr als grade in China in jeder Schule, in jedem Hause gelehrt werden. Und dies Familienleben und Streben finden wir auch in dem armseligsten der Flußfahrzeuge; auch da lernt das Kind seine Bestimmung, „die Familie zu erhalten,“ und der Sohn strebt danach, in dem Besitz dessen zu bleiben, was ihm der Vater hinterläßt, und wählt natürlich auch am liebsten denselben Beruf, in dem er groß gewachsen.

Zwei Abbildungen von chinesischen Zollkuttern sind uns ebenfalls als Originalbilder in prächtigen Farben zugegangen. Wegen des häufigen Schmuggels sind diese Bote gut bemannt. Die Segel sind von Matten. Die Ruderer setzen bei starkem Sonnenschein ihre großen, von Binsen geflochtenen Hüte auf, die den Umfang eines Sonnenschirms haben und beim Gefechte an der Seite des Botes aufgehängt werden, da sie dick genug sind, um eine Flintenkugel abzuhalten. Uebrigens verhüten diese Zollkutter, wie bereits früher erwähnt, den Schmuggel der anderen Bote, um ihn selbst um so sicherer zu betreiben.

Neues vom Büchertisch.

Album v. Freskogemälden im Kaiserdome zu Speier. 1. Serie. hoch 4. (8 Chromolith.) Speyer, Pfülf. In Couvert 1 Thlr. 24 Sgr.; einzelne Bl. 7 Sgr.

Berlepsch, H. A., Schweizerkunde. Land u. Volk, geographisch-statistisch, übersichtlich vergleichend dargestellt. 6. Lfg. gr. 8. (S. 641—768.) Braunschweig. Schwetschke u. Sohn. à ½ Thlr.

Schleiden, M. J., üb. den Materialismus. Zur Kritik der Schrift: „Ueber den Materialismus der neuern deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen u. seine Geschichte. Zur Verständigg. f. die Gebildeten v. Dr. M. J. Schleiden.“ [Abdr. aus dem Dorpater Tageblatt. 1864.] gr. 8. Dorpat, W. Gläser's Verl. 6 Sgr.

Scherzer, Dr. Karl v., aus dem Natur- u. Völkerleben im tropischen Amerika. Skizzenbuch. gr. 8. Leipzig. G. Wigand. 2 Thlr.



Die

bedeutsamsten Ruinenplätze Asiens.

Von Julius Braun.

II. Ninive.

Der älteste Culturboden von Asien, wie wir gesehen, ist Chaldäa, der südlichste Theil Mesopotamiens oder des Landes zwischen beiden Strömen, zwischen Euphrat und Tigris. Dort zwischen den Sümpfen liegen Ruinenfelder, in denen wir außer Babel auch die Plätze für Erech, Akkad, Chalne suchen dürfen, also für jene Städte, die in der hebräischen Ueberlieferung das Herrschaftsgebiet des Nimrod bezeichnen. — Von dort, heißt es weiter, ging Assur aus und gründete Ninive. Diesem Assur begegnen wir wieder in allen Ninivitischen Inschriften, aber nicht als einem menschlichen Patriarchen, wie in der hebräischen Auffassung, sondern als höchstem Gott Assyriens. Die Gesetze des Reiches sind Assur's Gesetze, der Tribut vom Auslande ist Tribut an Gott Assur; zu seiner Ehre werden die Feldzüge unternommen und Völker, die ihn verachtet haben, bestraft. Dieser mit seinem Lande Assur oder Assyrien gleichnamige Gott, Vater der Götter, Gemahl der Beltis, das heißt der Herrin (Astarte, Rhea), fällt zusammen mit Ninus, welcher nach griechischer Ueberlieferung Gründer von Ninus oder Ninive und Gemahl der Semiramis (gleichfalls Astarte) war, und fällt zusammen mit Kronos, welcher gleichfalls Gemahl der Semiramis (Rhea) heißt. Assur ist also (gleich den andern mit ihrem Volk gleichnamigen Patriarchen) nur ein anderer Name für den Bel-Kronos von Babel selbst. Zur Urgottheit verflüchtigt, hat er so wenig als Bel einen eigentlichen Cultus. Niemals wird in Ninive ein Tempel, ein Cultusbild von ihm genannt. Wohl aber ist er zu erkennen in jener Figur eines bärtigen Assyrers, die, getragen von einem geflügelten Ring, schützend und segnend in Schlacht und Triumph über den Königen von Ninive schwebt.*)

Wenn in den letzten Jahren der Boden Ninive's keine bedeutenden und überraschenden Denkmalreste mehr an's Licht gegeben, so ist dafür der Fortschritt im Verständniß des bereits Vorliegenden um so größer. Es liegen aber ganze Bibliotheken vor, und zwar in Gestalt kleiner Tafeln oder Prismen von gebranntem Thon mit einer oft mikroskopisch feinen Schrift. So wurden sie namentlich in einem Zimmer von Sanherib's großem Palast auf Kujjundschik (Centralninive, Mosul gegenüber) gefunden. Leider sind alle wissenschaftlichen Abhandlungen (mythologische, astronomische 2c.) nicht in dem spätern babylonisch-assyrischen Semitisch, der Sprache der historischen Inschriften, geschrieben, sondern in der Ursprache Babylons, die mit dem Aegyptischen und Aethiopischen (Gheez- und Gallasprache 2c.) zusammenhängt. Es war die gelehrte Sprache, mußte in Ninive mühsam

*) Vgl. des Verfassers soeben erschienene „Naturgeschichte der Sage" (Rückführung aller religiösen Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel). München, Bruckmann.

erlernt werden, und war, wie jede gelehrte Sprache, zum Beispiel wie das mittelalterliche Latein, das leider auch noch in unsern Lehrplan hereinragt, das Haupthemmniß für weitern Fortschritt. Zudem schrieb jene ältere Sprache in Wortbildern. Da aber der ursprüngliche Sprachstamm sich in viele Zweige mit verändertem Wortschatz theilt, oder da verschiedene Sprachen dieselbe Zeichenschrift erben, bekommt dasselbe Zeichen so viel verschiedene Werthe, als der ursprünglich mit dem (selten mehr erkennbaren) Hieroglyphenbild gemeinte Gegenstand in verschiedenen Sprachen verschiedene Namen hat. Daher die Vieldeutigkeit und Schwierigkeit derselben Keilgruppen in chaldäischer, susianischer, assyrischer, armenischer Keilschrift. Die alten Wortbilder gewannen phonetischen Werth (Silbenwerth, ohne Rücksicht auf den dargestellten Gegenstand, nur als Klang gefaßt, wie in Aegypten) und bezeichnet also im Assyrischen zum Beispiel das einstige Bild eines Fisches eine Silbe, die nicht auf Assyrisch oder Neubabylonisch, sondern in der chaldäischen Ursprache (turanisch, chamitisch) „Fisch" hieß (Oppert, Expédition en Mésopotamie. Rawlinson, „Herodotus," Essay VI). Da solche Schwierigkeiten geeignet sind, Mißtrauen in die Sicherheit der Entzifferung zu erwecken, schickte Herr Fox Talbot im März 1857 der asiatischen Gesellschaft zu London in einem versiegelten Packet seine Uebersetzung einer Cylinderinschrift, damit man sie vergleichen möge mit der künftig zu erwartenden Uebersetzung desselben Cylinders durch Rawlinson. Der Vorstand der Gesellschaft beschloß, auch die Herren Hinks (in Irland) und Oppert (in Paris) um eine Uebersetzung derselben Inschrift in versiegelter Einsendung zu ersuchen. Einige Monate später lagen die vier versiegelten Päcke vor, wurden von einer Commission der asiatischen Gesellschaft eröffnet und ihr Inhalt verglichen. Da ergab sich in der That eine solche Uebereinstimmung, daß gegen die Richtigkeit des Systems ein vernünftiger Zweifel nicht mehr aufkommen kann. Alle vier hatten in der Inschrift einen Bericht erkannt, welchen Tiglath Pileser, ein König des 12. oder 13. Jahrhunderts, über seine Feldzüge, Bauten, Tempelweihen ꝛc. der Nachwelt überliefern wollte. Dieser Tiglath Pileser (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Eroberer von Damaskus, 2 Kön. 16, der im 8. Jahrhundert steht) residirte zu Assur (Elasar, 1 Mos. 14), der jetzigen Ruinenburg Kalah Scherkat am Tigris unterhalb Ninive. Ninive war noch nicht vorhanden. Die vier Uebersetzungen treffen oft Wort für Wort zusammen und decken sich in einer Fülle von Namen und Zahlen. Wo eine Unsicherheit bleibt, ist sie in allen vier Uebersetzungen angezeigt oder die Stelle weiß gelassen. Alle vier Uebersetzungen sammt dem Commissionsbericht sind in langen Columnen (53 Abtheilungen, also Stoff genug zur Vergleichung und vom verschiedenartigsten Inhalt) nun nebeneinander abgedruckt im Journal of the R. As. Society, 1861. Wir wollten dies vorausschicken, weil eben die Inschriftenkenntniß es ist, die den Denkmalen einen neuen Reiz gibt und uns berechtigt, auch auf längst Bekanntes und Vielbesprochenes wieder einzugehen.

Am obern Tigris, gegenüber der heutigen auf dem Westufer liegenden Stadt Mosul, lagern die Ruinenhöhen von Ninive, Centralninive, denn bis zur südlichsten Ruinenburg des alten Stadtbodens braucht es von der Schiffbrücke zu Mosul aus sieben Stunden, bis zur nördlichsten fünf Stunden. Es ist die Stadt, in welche der biblische Jona eine Tagereise weit sich vertiefen konnte, bevor er zu predigen anfing; eine Stadt von zwölfmal zehntausend Menschen, die rechts und links nicht unterscheiden — also wohl Kinder — was eine Gesammtbevölkerung von 600,000 Seelen bezeichnet. Das ist ganz das richtige Verhältniß für einen Raum von 12 Stunden, auf welchem in der Richtung von Süd nach Nord königliche Burgen und Palastgebiete, Gärten und Ackerfeld, Hütten und Zeltlager, Vorstädte, Bazarquartiere und wieder königliche Burgen und Palastterrassen abgewechselt haben. Die einzelnen Palastgebiete oder Städte hatten ihre besondere Umwallung. Eine gemeinsame Umfangmauer, wie zu Babylon, war nicht vorhanden.

Bereits in den vierziger Jahren hat man angefangen, diese Ruinenhügel von Ninive um ihren Inhalt zu befragen, und zwar zunächst die Hügel Mosul gegenüber. Von diesen trägt der kleinere die Grabmoschee des Jonas und muß dieses vermeinten Prophetengrabes wegen geschont werden.

Der größere, in welchem in der Folge die großen Reichspaläste Sanheribs und des jüngsten Sardanapal zu Tage kommen sollten, bot kein Hinderniß. Aber man hatte auch keine Ahnung, mit welcher Ausdauer man dem Hügel zu Leibe gehen müsse, durch 20 Fuß tiefe Graben, durch Tunnel und Schachte. Der assyrische Palast ward, wie der babylonische, auf einer 40 Fuß hohen Terrasse von ungebrannten Erdformen erbaut, um von dieser Höhe aus die Ebene zu überschauen. Dieser Palast, von dicken Erdwänden, die nur unten mit starken Alabasterplatten bekleidet sind, aber mehrere Stockwerke mit hölzernen Decken dazwischen zu tragen hatten, brach endlich im Brand zusammen und wurde mit seiner Plattform ein einziger Erdberg. Nun gilt es vor Allem, diese alte Plattform zu finden, und auf dieser hin, aber nicht tiefer, die Laufgräben und Tunnels zu treiben, bis man auf begrabene Gemächer stößt. Diese werden durch die stehenden oder gestürzten Alabasterplatten ihrer Wände bezeichnet.

Der erste assyrische Palast wurde auch nicht hier, sondern fünf Stunden nordostwärts auf dem Hügel von Khorsabad aufgedeckt. Der Name kommt von einem Dorfe, das früher auf dem Hügel lag und vor der Ausgrabung weichen mußte. Es liegt nun am Fuß des Hügels außerhalb der großen quadratischen Umwallung, in deren eine Seite, die Nordwestseite, der Ruinenhügel selber eintritt. Jede Wallseite des Vierecks ist eine englische Meile lang. Der innere Raum, gegenwärtig theils bebaut, theils versumpft, enthielt wohl nichts als das Palastgebiet von Khorsabad, Hoflager, Park 2c. Gegründet ist die ganze Anlage von König Sargon, den die Bibel wenigstens einmal (Jes. 20) nennt, Sanherib's Vater, also im Anfang des 8. Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung. Ganz Ninive reicht nicht über das erste Jahrtausend hinauf, während das Dasein Babylons bis in die Mitte des dritten Jahrtausends, und das Dasein von Memphis bis nahe an's fünfte Jahrtausend hinauf zu verfolgen ist.

Dort zu Khorsabad war es, bei den Ausgrabungen des französischen Consuls Botta, daß zuerst jene Hauptcharakterfiguren assyrischer Kunst an's Licht traten, die riesenhaften Thorwächter in Gestalt von menschenköpfigen, geflügelten Stieren, wie sie jetzt im Louvre und im britischen Museum stehen. Im assyrischen Palast nahmen sie paarweise alle Eingänge zwischen sich, diese gewaltig ausgeprägten Stierleiber, mit dem Adlerflügel über Schulter und Rücken und dem menschlichen Haupt unter hoher Königsmütze. Der Bart ist majestätisch lang geflochten; hinter dem Ohr ruht ein ähnlich kunstreich frisirter Haarwulst; um die Mütze legen sich Hörner. So treten die Figuren halb erhoben aus der Wandplatte des Thorwegs, der Länge nach mit allen vier Füßen. Der eine Vorderfuß bildet die Ecke nach außen. Wenn man aber von vorn nach ihnen umwendet, treten sie mit Kopf und Brust und zwei Füßen aus der schmalen Seite der Platte in die Außenwand. Sie haben im Ganzen also fünf Füße, denn der Eckfuß zählt in der Vorderansicht der zwei und in der Seitenansicht der vier Füße mit. Diese Fünffüßigkeit ist von vornherein eine wunderliche Vorstellung, an die man sich aber bald gewöhnt. Wenn man von Innen kommt, ist der eine Vorderfuß um die Ecke herum nicht sichtbar. Das Thier würde also dreifüßig scheinen und unter dem Stierleib müßte eine unangenehm große Lücke bleiben. Darum wird dieser Vorderfuß, der vorn unentbehrlich ist, um die frei heraustretende Brust zu tragen, auch für den Seitenanblick ergänzt, damit der von Innen Kommende nichts vermisse, — natürlich als nachgeschleift, halb erhoben, während er vorn beinahe frei steht.

Diese Creaturen sind Wunderthiere, wie sie nach babylonischer Weltschöpfungslehre zuerst im Chaos sollen entstanden sein. Dort gab es Menschen mit Fischschwänzen, Rosse mit Hundsköpfen, Stiere mit Menschengesichtern 2c. Alle diese Geschöpfe, heißt es, hätten später das Licht nicht ertragen können und seien abgestorben. Vielleicht aber finden sie sich noch im Dunkel der Meerestiefe. Auf einem Sculpturbild eben von Khorsabad sehen wir unter einer assyrischen Flotte das Meer abgebildet und zur Bezeichnung seiner Tiefe ist außer Fisch und anderm Seegethier auch der menschenköpfige Flügelstier gewählt. Da diese Flügelstiere in andern assyrischen Darstellungen bekämpft werden durch gute Flügelwesen, bedeuten sie offenbar böse Dämonen — Dämonen, welche auch sonst die Gestalt jener babylonischen Chaosthiere anzunehmen pflegen. Aber diese Dämonen sind in steinernen Bann gelegt und dienen als Pa-

lastwächter, sowie wir ähnlich böse Dämonen im assyrischen und persischen Säulencapitäl verwerthet sehen. Dort beugen sie ihre Nacken zum Theil schmerzhaft unter den Balken, den sie zu tragen haben.

Diese Flügelthiere sind das augenscheinliche Vorbild auch der hebräischen Cherubs, die das Paradies bewachen, und wenn die dortigen Cherubs außer dem menschlichen Haupt auch menschliche Arme mit der Flamme des zuckenden Schwertes haben, so fanden sich auch in Ninive Beispiele von solchen mit verfügbaren menschlichen Armen. Auf dem Cherub, wie auf einem Reitthier, fährt Jehova daher (Psalm 18, 11). Thiere nennt sie auch Ezechiel und gibt ihnen Stierfüße in seiner malerisch übrigens unfaßbaren Vision vom Wagenthron Jehova's (1, 7). Ezechiel hatte seine Gesichte am Fluß Khebar. Dieser, der Khabur, fließt aber durch die heutige Wildniß des nördlichen Mesopotamiens, und aus seinen Uferwänden haben Layard's Ausgrabungen mitten in der Weidewildniß sehr alterthümliche Flügelstiergestalten zu Tage gebracht. Mit Löwen und Stieren wechseln die Cherubs in hebräischem Bildwerk, zum Beispiel im Untergestell der Waschbecken am Tempel, sind also etwas Aehnliches. Daß die kleinen Cherubs auf der Bundeslade der Hebräer, und die großen Cherubgestalten im Allerheiligsten des Tempels, die ihre Flügel über jene Bundeslade streckten, etwas Anderes sind und menschliche Grundform voraussetzen — das kann keinen Einwand abgeben, denn die Hebräer haben unter Cherub (es ist dasselbe Wort wie Gryps, Greif) jedwedes Flügelwesen verstanden.

Wir können hier nicht eingehen auf den ganzen Plan des Palastes, dessen Zugänge diese Cherubs zwischen sich nehmen. Von einer breiten untern Terrasse kam man auf die höhere Platte, wo vier, mehr oder minder große Höfe durch Gebäudemassen in unregelmäßiger Kreuzform von einander geschieden werden. Nur einige Säle zwischen dem zweiten und dritten Hof wollen wir namhaft machen wegen der reichen Illustrationen, die ihre Wandsculpturen für die Bibel liefern. Diese Sculpturen auf grauen Alabasterplatten in jenem aus dem ägyptischen aufgeweichten, aber in denselben Conventionsgesetzen gefangenen babylonischen Stil sind übrigens, nachdem die Zeichnung genommen war, fast alle zu Grunde gegangen. Sie waren im Brande verkalkt und zerfielen reißend schnell an der freien Luft.

In dem ersten Saale sah man Hinrichtungsbilder, wo ausgespannte Gefangene lebendig geschunden werden. Einem vor ihm knienden und flehenden Gefangenen sticht der König eigenhändig mit dem Spieß die Augen aus, wie dem letzten König von Jerusalem zu Ribla im Lande Hemath geschah, nachdem man seine Söhne vor seinen Augen geschlachtet. Den Gefangenen ist ein Ring durch die Unterlippe gezogen und an diesem Ring die Schnur befestigt, an der man sie führt. Diesen Brauch hat Jesaia vor Augen, wenn er auf König Hiskia's Gebet den Jehova antworten und dem Sanherib ankündigen läßt: „Um Deines Tobens willen gegen mich und weil Dein Uebermuth zu meinen Ohren aufgestiegen, leg' ich meinen Ring in Deine Nase und mein Gebiß in Deine Lippen und führe Dich zurück auf dem Weg, den Du gekommen." Ein kleines Nebengemach enthielt ein Gartenbild mit einem Hügel und auf diesem einen der Höhenaltäre, die in der Bibel als Zeichen des Abfalls so oft genannt werden. Der Altar steht unter Bäumen, wie es bei Hosea (4, 12) heißt: „Auf Gipfeln der Berge opfern sie und auf Höhen räuchern sie unter Eiche und Pappel und Terebinthe, weil lieblich ihre Schatten." Der zweite Saal, so viel davon übrig, ist voll von Schlacht- und Belagerungsbildern, wie jede assyrische Regierung deren so viele zählt — jährliche Kriegs- und Beutezüge mit erbarmungslosem Abschlachten der Gefangenen. „Wehe der Stadt des Blutes," heißt es bei Nahum, „ganz mit Trug, Gewaltthat erfüllet, die das Rauben nicht aufgibt. Schall der Peitsche und Schall des Rasselns der Räder und jagende Rosse und springende Wagen. Reiter im Anzug und Schwertes Flamme und Speeres Blitz und Menge Erschlagener und Haufen Todter und kein Ende der Leichen; man strauchelt über Leichen 2c." In einem der kriegerischen Bilder des dritten Saales läßt der König, der zu Wagen ist, Köpfe vor sich aufhäufen. Daß derlei auch in der hebräischen Geschichte nicht unerhört, zeigt König Jehu von Israel, der die 70 Köpfe von Ahab's Söhnen in zwei Haufen zusammenlegen läßt am Thor von Jesreel. In demselben Saal ist ein Gelage, wobei

die Gäste auf so hohen Stühlen sitzen, daß sie unmöglich den Boden mit den Füßen erreichen könnten. Wenn der alte Eli am Thor zu Silo einen ebenso hohen lehnenlosen Stuhl hatte, dann begreifen wir um so mehr, wie er vom Stuhl herabfiel rücklings an der Seite des Thors und brach das Genick und starb (1 Sam. 4, 18). Zur Seite des Eingangs vor den beiden Außensälen waren Vertiefungen im Backsteinpflaster, die man mit einer Backsteinplatte bedeckt hatte. Darin fanden sich kleine abenteuerliche Figuren von Thon, Menschenleib mit Luchskopf oder Löwenleib mit Menschenkopf, wahrscheinlich jene Götzenbilder, Theraphim genannt, die auch im hebräischen Privatleben nicht auszurotten waren. Rahel stahl sie ihrem Bruder Laban und setzte sich darauf. Der gewölbte Eingang aus dem ersten in den zweiten Hof hatte eine Thür, die durch einen Querbalken verschlossen war. Um diesen Querbalken zu heben, braucht man heutzutage im Morgenlande noch einen Schlüssel, bestehend in einer Latte, aus deren einem Ende eine Gruppe eiserner Stifte hervorragt. Da diese Schlüssel so groß und gewichtig sind, werden sie auf der Schulter getragen. Darum heißt es bei Jesaia (22, 22): „Und ich lege den Schlüssel des Hauses David auf seine Schulter &c." (Vgl. Bonomi, Nineveh and its Palaces.)

Jener quadratische Wallzug, der das alte Palastgebiet einschließt, hat zuweilen Knotenpunkte von höheren Schuttbergen. Jeder davon ist ein niedergebrochener Thorthurm, der das Thor selber nun begräbt. Auch an diesen Stadtthoren fand man theilweise den Durchgang nach außen und innen durch kolossale Flügelstiere gefaßt und über ihrem Rücken wölbt sich noch der Thorbogen aus doppeltem Backsteingurt, blauglasirt mit weißen Sternen. Eine Pflasterstraße führt von innen heraus auf jene Thore zu und erweitert sich unmittelbar hinter ihnen zu einem freien Platze, wie heutzutage in morgenländischen Städten, wo die Karawanen von Pferd und Kamel gleichfalls unmittelbar hinter dem Thore lagern. Mit solch' freien Plätzen inner- und außerhalb hat man nach zahlreichen Spuren auch die Thore althebräischer Städte zu denken. Man saß am Thore, um den Strom des Lebens mit anzusehen, der auch heute, zum Beispiel an dem Thore von Kairo, eine unerschöpfliche Unterhaltung ist. Hiob sagt von seiner Vergangenheit: „Als ich ausging zum Stadtthore, auf den Platz stellte meinen Sitz — Und es sahen mich Jünglinge und bargen sich, und Greise erhoben sich und standen &c." Unter dem Thore ist Anklage und Gericht, werden Verträge geschlossen, wie zum Beispiel Abraham unter dem Thore von Hebron seinen Acker kauft, „vor den Ohren, vor den Augen der Söhne Heth's, Aller die zum Thore eingingen;" und unter dem Thore von Bethlehem erwirbt vor der Zeugenschaft des Volkes Boas die Ruth. Im Thore sitzt David während Absalon's Aufstand, und zwar zwischen beiden Thoren, dem innern und dem äußern, die unter dem Thorthurme noch einen breitern, quadratischen Raum auch zu Ninive zwischen sich hatten. Auf dem Dache des Thores ist der Wächter, der die Boten herbeilaufen sieht. Auf die Nachricht von Absalon's Tod steigt David selber in's Obergemach des Thores, um zu weinen, und empfängt später unter dem Thore die neue Huldigung des Volkes. Bei solcher Bedeutung des Thores, zumal auch als Richtersitz, kann es uns nicht wundern, wenn der Name Babel selbst nichts Anderes bedeutet als „Thor des El," Bab-El, das heißt „Thor Gottes."

Jedes der acht Thore von Khorsabad wurde von König Sargon einem andern Gott geweiht. Diese Widmung ist erhalten in der Gründungsurkunde, die bei den neuern Ausgrabungen (durch Consul Place) zu Tage kam. In einem Trog von Stein fanden sich fünf Tafeln, eine von Gold, eine von Silber, eine von Antimon, eine von Kupfer, eine von Blei. Die letztere ging verloren bei dem Ueberfall, den die französischen, mit der Beute von Khorsabad beladenen Flöße durch räuberische Araber auf den untern Euphrat erlebten. Die andern sind im Louvre und ihre Inschriften geben Auskunft über die Anlage der Stadt „Sargon" (sie hieß noch im Mittelalter Sargun), über den Bau des Palastes, der Mauern, der Thore, sowie über die Siege des Königs (Oppert, Expédition en Mésopotamie, Vol. II). Ausführlich erzählt Sargon seine Kriegszüge in den Wandinschriften des Palastes. Eine vollständige Uebersetzung dieser größten assyrischen Inschrift liefern Oppert und Ménant im Journ. asiatique 1863. (Vgl. Rawlinson, „Herodotus," Essay VII.) Wie gewöhnlich

richten sich die Heereszüge gegen Babylon, Medien, Syrien. In seinem ersten Jahr nahm Sargon Samarien und führte 27,280


Ruinenhügel von Su'a mit der Grabmoschee Daniel's.

Personen (Rawlinson: Familien) in Gefangenschaft. Nach der Bibel (2 Kön. 17) wurde die Belagerung Samariens nicht durch ihn, sondern durch seinen Vorgänger Salmaneser begonnen und dauerte drei Jahr. Wie es scheint, wurde dieser Salmaneser von Sargon gestürzt, und dieser ist der König Assyriens, der die Israeliten in die östlichen Länder (an den Fluß Chabur in Mesopotamien, nach Medien 2c.) vertheilte, und Volk aus Babel, Kutha, Hemath 2c.

an die Stelle setzte (2 Kön. 17, 18 ꝛc. 18, 11). Unter Sargon's Namen wird in der Bibel nur die Belagerung von Asdod in Philistäa erwähnt (Jesaia 20). Damals ging Jesaia nackt einher, um anzuzeigen, daß Aegypten und Aethiopien durch die Assyrer ebenso entblößt werden dürften. Diese Belagerung von Asdod steht auch in Sargon's Annalen. Anstatt des Königs, den Sargon eingesetzt, hatte das Volk einen andern erhoben. Im Zorn marschirte Sargon gegen Asdod. Der Gegenkönig, mit Namen Jaman, entfloh nach Aegypten. Asdod wurde genommen und mit Gefangenen aus dem Osten besetzt. Diese blieben gehorsam. Nicht mehr in den Annalen (weil sie nur 15 Jahre umfassen) steht die Eroberung von Cypern. Für diese zeugt aber ein auf Cypern gefundenes Standbild des Königs, das jetzt in Berlin ist. Auf einer schwarzbasaltenen, oben halbrunden Platte erscheint Sargon halb erhaben im Profil mit erhobener Rechten und ist mit Inschriften bedeckt. Sein Sohn und Nachfolger war Sanherib, der Khorsabad verließ, um die Residenz nach Centralninive zu verlegen.

An Centralninive, dem Ruinenhügel Kujjundschik, der die umfassendsten Paläste trug, gehen wir vorerst vorbei, um bei der südlichsten Burg, die etwa in den einstigen Gesammtbegriff der Stadt noch aufzunehmen ist, dem Ruinenhügel von Nimrud, vormals Kalah (1 Mos. 10, 11), einzukehren. Dort hat Layard die ältesten Paläste Ninive's zu Tage gefördert. Auch dort steht als einstiger Unterbau eine hohe Terrasse, von Regenrinnen gefurcht, gewöhnlich dürr und nur im Frühjahr in üppiges Grün gekleidet. Dann ist die ganze Ebene ein Blumenmeer, so daß selbst die Jagdhunde, die hineinrennen, vom Blumenstaub gelb gefärbt zurückkommen. In solcher Jahreszeit wurde gewühlt. Auch dort stiegen die bärtigen Riesenhäupter der Flügelstiere aus der Erde. Beim ersten Anblick eines solchen warf ein Arbeiter seinen Korb weg, lief nach dem sieben Stunden entfernten Mosul hinein und rief in die Bazars, Nimrud sei erschienen. Sogleich organisirt sich eine Procession, den fanatischen Kadi an der Spitze, zum Pascha und protestirt gegen Unternehmungen, die gegen alle Gesetze des Korans verstießen. Ein Beduinenstamm sprengt auf die erste Nachricht herbei und ruft einstimmig: „Gott ist groß und Mohamed ist sein Prophet!“ Der Schech, der sich endlich bewegen läßt, herabzusteigen, gibt sein Endurtheil ab: „Das ist kein Werk von Menschenhänden, sondern von jenen ungläubigen Riesen, von welchen der Prophet, Friede sei mit ihm, gesagt hat, daß sie größer waren als die größten Dattelbäume; dies ist eins der Götzenbilder, welche Noah, Friede sei mit ihm, vor der Sündfluth verfluchte!“ Alle Umstehenden waren vollkommen einverstanden.

Wir wollen aus allen Entdeckungen zu Nimrud nur eine einzige, aber im ältesten Palast sehr oft wiederkehrende Darstellung herausheben, den sogenannten Baum des Lebens, weil er gleichfalls charakterbezeichnend für die assyrische Anschauung ist. Inmitten eines phantastischen Bändergeflechts steht, wie in einer Laube, ein palmenartiger Pfeiler, an dessen Stamm in verschiedener Höhe einzelne Ornamentbündel angegürtet sind. Das Arabeskengeflecht, in welchem er steht, entfaltet nach außen blumenartige Gebilde, Palmetten, aber auch Früchte, wie Granatäpfel, und namentlich oft die etwas summarisch behandelten, fast wie Fichtenzapfen erscheinenden Weintrauben. Wir sehen anderwärts diesen Baum als Götterbild im Innern eines dargestellten Tempels stehen. Wir sehen ihn verehrt von geflügelten Figuren, die mit erhobener Hand davor knien, die eine von rechts, die andere von links, und mit dieser immer wiederholten Gruppe sind tapetenartig ganze Säle ausgekleidet. Meist aber erscheint die geflügelte Figur stehend vor dem Baum und trägt in der einen erhobenen Hand die zapfenähnliche Frucht des Baumes, in der andern gesenkten Hand einen kleinen, von seinem Henkelgriff überspannten Kübel. Diese seltsamen zwei Symbole, Baumfrucht und Gefäß, können offenbar nichts Anderes sein als Frucht und Saft des heiligen Baumes, und der Baum selber ist jener himmlische Baum, dessen Frucht und Saft auch in der parsischen Lehre zur Auferstehung der Leiber nothwendig sind. Nach parsischer Lehre wird ein künftiger Messias mit seinen Gehilfen allen Menschen davon geben, damit sie unsterblich werden, und auch in der Offenbarung Johannis heißt es: „Wer überwindet, ich will ihm zu essen geben vom Baum des Lebens im Paradies meines Gottes.“ Hier auf den Ninivitischen Sculp-

turwänden sehen wir jene geflügelten Figuren, menschen- oder adlerköpfig mit Baumfrucht und Gefäß, wie sie die beiden unsterblich machenden Gaben dem Könige des Palastes anbieten und ihn allenthalben damit geleiten. Da aber niemals Rücksicht auf sie genommen wird, ist es offenbar, daß sie unsichtbar sind und nichts als ein Segenswunsch, als die Prophezeihung der Unsterblichkeit, die dem König durch himmlische Genien künftig gereicht werden soll. Es würde uns abermals zu weit führen, wollten wir auf alle Verzweigungen und Wurzeln dieses Mysteriums eingehen. Wir wollen nur andeuten, daß auch in ägyptischen Darstellungen bereits die Seele auf ihrer Wanderung von den Göttern erquickt wird. Sie sitzt in Gestalt eines menschenköpfigen Vogels vor einem Perseabaum und fängt mit beiden Händen den Labetrunk auf, den eine Göttin aus den Zweigen herabgießt. Mit der andern Hand hält die Göttin eine Platte mit Früchten. Aber auch Osiris, der Todtenrichter und Erlöser selbst, muß den gerecht erfundenen Seelen mit gleicher Freundlichkeit begegnet sein. „Gebe Osiris Dir den kühlen Trunk," ist ein Spruch, der sich auf griechischen Grabsteinen findet. Der Thyrsos des Osiris aber ist das nächste Vorbild für den assyrischen Baum des Lebens. Auch er entwickelt sich in dieselbe Palmette und läßt aus dem eigenen Schaft in verschiedener Höhe Ornamentwurzelstöcke entspringen, die diesen assyrischen entsprechen.

An der Nordwestecke erhebt die Palastterrasse von Nimrud sich zu einer hohen Pyramidalform. Es lag nahe, in dieser Pyramide das von den Griechen am Thore von Ninive erwähnte Grab Sardanapal's, das heißt eines alten kriegerischen Königs, der diesen Namen trug, zu vermuthen. In der That gehört der zunächst folgende Palast jenem ältesten Sardanapal und in dem Pyramidalberge auf der Ecke, über dem Quaderbau seines untern Theiles fand sich ein Grabgemach in Gestalt eines gewölbten Ganges, der im Innersten der Pyramide verborgen und ohne Verbindung nach außen war. Man fand ihn leer und aus deutlichen Spuren ergab sich, daß er vor Alters schon erbrochen war. Also der vormals ägyptische und in Folge dessen babylonische Brauch, Könige in Stufenpyramiden beizusetzen, war auch in Ninive noch nicht vergessen. Auf derselben Palastterrasse von Nimrud fand man Sphinxe und Obelisken. Das zu Babylon und Ninive übliche sogenannte jonische Capitäl ist gleichfalls in Aegypten schon vorgebildet. Wenn dazu kommt, daß auch jener Baum des Lebens nach Bedeutung und äußerer Gestalt von Aegypten ausgeht; desgleichen die in Ninive, wie in den ältesten Schutthaufen Babyloniens gefundene Abbildung vom Kampf der guten und der bösen Geister, die schon in den Federzeichnungen des ägyptischen Todtenbuches vorliegt; wenn das höchste und älteste Gottessymbol der Assyrer, die Figur im geflügelten Ring, gleichfalls in ägyptischem Rahmen erscheint (denn jener Ring war vormals die geflügelte Sonnenscheibe der Aegypter und seine flatternden Bänder waren die Schlangen, die als Zeichen königlicher Würde jene Sonnenscheibe zwischen sich nehmen); wenn jede Götterfigur, jede Sage und Idee, die wir zu Babylon und Ninive finden, ihr ägyptisches Vorbild hat (was zu beweisen hier allerdings nicht der Platz); wenn die älteste babylonisch-assyrische Schrift ägyptische, aus Aegypten ererbte Hieroglyphenschrift war, so daß zum Beispiel das Bild einer Biene, später in eine Gruppe Keile aufgelöst, in Babylon wie in Aegypten den Begriff „König" bezeichnet — dann werden wir vergebens fragen, was denn die asiatische Kunst und Religion überhaupt Neues und Eigenthümliches habe. Die Ueberzeugung aber, daß alles Babylonische und Assyrische ein umgestaltetes Aegyptisch sei, sowie alles Indische, Nordische und Hellenische ein umgestaltetes Babylonisch — sie ist der einzige Boden, auf den eine Geistesgeschichte der Menschheit sich gründen kann. Das unglückliche Vorurtheil, überall von vorn anfangen zu wollen — ein Vorurtheil, das lediglich auf unvollständiger Thatsachenkenntniß beruht — hat, wie die bisherige Wissenschaft zeigt, noch zu nichts als zu Resultatlosigkeit geführt.

Wir müssen noch einen Blick auf Centralninive, das eigentliche Ninive, gegenüber dem heutigen Mosul, werfen. Dort steht der größte Ruinenhügel, Kujiundschik genannt, vormals die Residenz Sanherib's. Die Terrasse war vor ihm vorhanden, aber verfallen durch den Angriff der Zeit und des Tigris. Sanherib bezwang den Strom durch Dämme und stellte mit Aufwand von

360,000 Arbeitern (Gefangenen aus Armenien, Cilicien, Syrien, Chaldäa) die Terrasse wieder her und baute einen Palast „glänzend wie die Sonne.“ Es ist der Palast, von dem die Ausgrabungen Layard's und Rassam's unzählige Kammern, lange Galerien, geräumige Hallen ꝛc. aufgedeckt haben. Der ausgegrabene Theil erstreckt sich über acht Morgen Landes. Auch dort sind alle Wände mit Sculpturbildern bedeckt, Platten mit kriegerischen Darstellungen, aber auch mit der Abbildung des Palastbaues selbst. Unter den Augen des Königs wird die Terrasse aufgeschüttet, werden die kolossalen Flügelstiere auf Walzen durch lange Reihen vorgespannter Menschen hinaufgeschleppt und aufgerichtet.

Auch Sanherib's Annalen und historische Abbildungen treffen mit dem biblischen Bericht zusammen, der einzigen Urkunde, die zur Vergleichung übrig ist. Nachdem Sanherib Babel bezwungen, Chaldäa verheert, desgleichen die Bergvölker im Norden und Osten, die seinen Vorgängern, wie er versichert, theilweise unbekannt waren, zum Tribut genöthigt, rückte er im dritten Jahre gegen die Syrer und Phöniker. Er vertrieb den König von Sidon Luliya (Eluläus), nahm Askalon und schlug die Könige Aegyptens (damals abhängig von Meroe) bei Lachisch. Bei der Belagerung von Lachisch begegnet ihm die biblische Geschichte des Hiskia (2 Kön. 18). Sanherib nahm Lachisch und Libna, und zog gegen Hiskia, den König von Juda. Die Ekroniten hatten ihren König, einen Vasall der Assyrer, an Hiskia ausgeliefert, der ihn zu Jerusalem gefangen hielt. Sanherib nahm 46 ummauerte Städte und 200,000 Gefangene in Juda, belagerte Jerusalem und suchte es durch Schuttwälle zu nehmen. Da unterwarf sich Hiskia und zahlte 500 Talente Silber (nach der Bibel 300) und 30 Talente Gold. Nach der Bibel mußte Hiskia, um die Summe aufzubringen, das Goldblech von den Tempelthüren reißen. Da dieser Feldzug Sanherib's in dessen drittem Regierungsjahr unternommen wurde, seine Regierung aber mindestens 22 Jahr (bis 680) gedauert haben muß, ist von dieser ersten Bedrohung Jerusalems jene andere zu trennen, bei welcher Sanherib sein Heer verlor — ein Verlust, auf welchen der biblische Bericht unmittelbar den Tod des nach Ninive zurückgekehrten Königs folgen läßt.

Auf derselben Terrasse stand noch der Palast eines jüngern Königs von unsicherm Namen. Er ist es, der die vollendetsten Bildwerke (Jagd auf Löwen, wilde Pferde, wilde Esel und Antilopen ꝛc.) in's britische Museum geliefert hat. Wäre der Sturz nicht erfolgt, meint Rawlinson, so dürfte der ganze Aufschwung, der die griechische Kunst bezeichnet, bereits in Ninive eingetreten sein. Diese letzten Könige sind übrigens äußerst unsicher, denn über den tragischen Untergang der Stadt gibt es begreiflicherweise keine einheimische Annalen. Auch die Bibel spricht nur in Bildern. Assur, heißt es (Ezechiel 31), war eine Ceder auf dem Libanon, schön von Aesten, ein schattendes Dickicht und hoch von Wuchs. In seinen Zweigen nisteten alle Vögel des Himmels und unter seinen Aesten gebaren alle Thiere des Feldes, und in seinem Schatten wohnten alle großen Völker ꝛc. Aber ihn rotteten aus Fremde, die gewaltthätigsten der Völker, und warfen ihn hin.“ Wie wir wissen, waren es die vereinigten Heere der Meder und Babylonier, denen Ninive etwa im Jahr 625 v. Chr. erlag. Vorher schon war sein Untergang nur aufgehalten worden durch den damaligen Weltsturm der Skythen. Es sind die Casdim bei Habakuk, ein Wort, das gewöhnlich fälschlich mit „Chaldäern“ übersetzt wird. „Sieh, ich erwecke die Casdim, das grimmige behende Volk, das nach den Weiten der Erde zieht, Wohnungen einzunehmen, die nicht sein ꝛc.“ Diesem Weltsturm der Skythen (turanischen Stammes) begegnet Herodot's Geschichte vor Askalon. Sie müssen theilweise zurückgekehrt sein in die Ebenen Südrußlands, denn dort am Dnjepr fand man schon im vorigen Jahrhundert Reste der Plünderung aus Innerasien, goldene Dolchscheiden mit darauf ausgeprägten assyrischen Flügelstieren und menschlichen Figuren mit dem Henkelgefäß vor dem heiligen Baum — also Proben assyrischer Kunst lang bevor irgend ein Trümmerhügel Assyriens angebrochen war.

Die Reste Ninive's reichen nicht aus, ein klares Bild vom einstigen äußern Anblick der Gebäude zu gewinnen, und im Innern fehlt uns namentlich die Säule, die unentbehrlich ist, um manche Saaldecke zu tragen. Die Säulen bestanden aus gold- und silberüberzogenem Holz, waren also dem Brand und der Raubluft ausgesetzt. Essarhaddon,

Sanherib's Sohn, der einen Palast auf Nebi Junus, dem kleinern der beiden Ruinenberge von Centralninive baute, beschreibt diesen Palast als getragen von hölzernen Säulen, gedeckt mit Cedern, und voll von Bildwerken in Marmor, Erz, Silber, Elfenbein (Rawlinson, Essay VII). Es ist derselbe Essarhaddon, der den König Manasse von Juda in Ketten nach Babel führen ließ (2 Chron. 33, 11), und der inneraſiatiſche Völker nach Paläſtina verpflanzte (Esra 4, 2). Aber Ninive läßt sich ergänzen mit den Mitteln, welche das jüngere, aus derselben Schule entwickelte Persepolis aufbewahrt. In Ninive sind die Wände geblieben und die Säulen verschwunden; in Persepolis stehen die Säulen, und fehlen die Wände. Dorthin müssen wir uns aufmachen, wollen aber zuvor in der vormals beliebtesten Residenz der Perserkönige, auf den jetzigen Ruinenhöhen von Susa einkehren. Auch dort zu Susa, das nach Strabo gleichfalls in babylonischem Stil erbaut war, liegt uns der Palastplan offen.

Der Tod der Charlotte Ackermann.



Wenn es dem Romanschriftsteller zu verzeihen ist, daß er seinen Helden, sei derselbe nun der Phantasie entsprossen oder der Geschichte angehörig, möglichst idealisirt, so darf der Biograph dies nicht in gleichem Maße thun, namentlich wenn er diese Verherrlichung dadurch erhöht, daß die Schattenseiten anderer Erscheinungen herhalten müssen, um die Glorie um das Haupt des Auserwählten heller strahlen zu lassen. Das Künstler- und Lebensbild „Friedrich Ludwig Schröder," welches Ludwig Brunier*) zum Theil aus dem umfangreichen und einseitigen Werke des Domherrn Meyer, zum Theil aus eigenen Forschungen zusammengestellt hat, würde einen ungleich höhern Werth haben, wenn es etwas weniger absichtlich darauf ausginge, zu zeigen, daß sich bei andern Bühnenkünstlern der damaligen Zeit (Brunier nennt Iffland und Devrient) auch Schattenseiten fänden, „während bei Schröder überall Licht, Reinheit und Tugendglanz sei." Etwas mehr Genialität und Frische würde vielleicht einiges von dem Tugendglanz in Schröder's Leben entbehrlich gemacht haben! Daß der Domherr Meyer eigentlich nur aus den Briefen und eignen Aufzeichnungen seines Freundes Schröder geschöpft hat, muß schon etwas vorsichtig machen, und daß auch zu Schröder's Zeit das Geschäft der Reclame schon in der Blüthe stand, beweist eine Stelle in Brunier's Buche, wo von Eckhof gesagt wird, daß er in Hamburg einem Menschen wöchentlich sechs Mark von seiner Gage zufließen lasse, wofür derselbe ihn in den Zeitblättern als einen Künstler und seine Consorten als große Stümper mit voller Kehle ausschreien lasse. Es fällt uns nicht ein, diese Anmerkung speciell auch auf Schröder anzuwenden, da sie aber beweist, daß das Komödiantenvölkchen immer und überall dasselbe war, so sollte man bei den Quellen über sie etwas vorsichtiger sein und nicht mit Gewalt Alles heraussuchen, was sie wie reine Halbgötter erscheinen läßt. Es gibt sehr verschiedene Arten der Reclame! Uebrigens hat Brunier sein Buch durch eine Menge interessanter Histörchen und Seitenblicke ausgeschmückt. Ueber den Tod der Charlotte Ackermann, Schröder's Stiefschwester, erzählt er Folgendes:

Schröder hatte, bei seiner vielleicht zu großen Aengstlichkeit, daß der Ruf seiner Schwestern Gefahr laufen könne, häufig Scenen mit ihnen, da er oft in Dingen etwas fand, die sie in ihrer arglosen Jugend als ganz harmlos betrachteten, und bei denen auch die Welt nichts Uebles dachte. So wollte er seinen Schwestern durchaus nicht gestatten, daß sie ritten, obgleich sowohl Charlotte wie Dorothea dies Vergnügen sehr liebten, und namentlich Charlotte, bei ihrem leidenschaftlichen und leicht aufwallenden Naturell, sich nicht dazu verstehen wollte, auf eine Bewegung zu verzichten, die ihr so angenehm war, und die sie zugleich für so gesund hielt.

Während des Aufenthaltes der Acker-

*) Leipzig bei J. J. Weber.

mann'schen Gesellschaft in Schleswig war Schröder mit seinen beiden Stiefschwestern, sowie mehreren andern Bühnenmitgliedern, zu denen er wegen ihres anständigen Benehmens in freundschaftlichen Beziehungen stand, vor das Thor hinausspaziert. Es war am 12. März 1775. Die Sonne schien mild und freundlich, so daß man schon den Odem des kommenden Frühlings zu spüren vermeinte. Schröder, nachdem er sich an der schönen Luft erquickt hatte, ging mit seinen Bekannten in ein an der Landstraße befindliches Wirthshaus und setzte sich zum Kartenspiel nieder. Charlotte zog es nebst den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft vor, draußen zu bleiben und in ein nahegelegenes Dorf zu spazieren. Auf dem Wege dahin begegneten sie einem Bauern, dessen Pferd ein ungewöhnlich feines und zierliches Aussehen hatte. Sogleich erwachte ihre große Reitlust, und sie ersuchte den Besitzer des Pferdes, ihr dasselbe für eine anständige Entschädigung auf einige Stunden zu überlassen. Der Bauer, den das ihm angebotene Geld lockte, schlug zu und stellte das Roß zu ihrer Verfügung. Vergeblich waren die Bitten ihrer Schwester und ihrer Begleiterinnen, sich doch nicht einem Pferde anzuvertrauen, das anscheinend noch sehr jung und kaum zu lenken sei. Charlotte lachte der geäußerten Angst und schwang sich, leicht wie ein Vogel, auf den Rücken des muthigen Rosses, das wohl noch nie eine so schöne Last getragen hatte. Es griff gleich mächtig aus, und Charlotte war bald den Blicken ihrer Begleiterinnen entschwunden. Als das Pferd sich dem heimischen Dorfe näherte und an der schwachen Lenkung merkte, daß seinem Ungestüm kein Widerstand entgegengesetzt werden könne, stürmte es von der graden Straße ab, und seinem Stalle zu. Im vollsten Galopp kam es vor der Stallthür an, die geschlossen war, und gegen die es mit seiner Reiterin anprallte, so daß diese besinnungslos zur Erde stürzte. Als die Begleiterinnen Charlottens, die bei dem schnellen Ausgreifen des Pferdes das Schlimmste befürchtet und deshalb ihre Schritte sehr beeilt hatten, in dem Dorfe anlangten, sahen sie hier schon an den vielen Menschen, die vor einem Hause zusammengedrängt standen, daß ein Unglück geschehen sein müsse. Und so war es leider auch. Charlotte lag regungslos und, wie es schien, leblos auf dem Boden, und die sie umgebenden Bauern und Bäuerinnen starrten sie neugierig an, ohne recht zu wissen, was sie thun sollten. Auf das Geheiß der hinzugekommenen Schauspielerinnen ward schnell ein Leiterwagen herbeigeschafft, auf diesen Heu geschüttet, und die Ohnmächtige — trotz häufiger Besprengungen mit Wasser war Charlotte noch immer nicht zum Leben erwacht — so sanft wie möglich auf diese weiche Unterlage gebettet. In Schleswig angelangt, wurde sie sogleich zu Bette gebracht, das sie mehrere Wochen hindurch nicht verlassen durfte. Die Erschütterung ihrer Nerven war eine derartige, daß, wenn nur leise die Thür geöffnet ward, dies ihr Zuckungen verursachte.

Zwar schien, als die Ackermann'sche Gesellschaft wieder in Hamburg angelangt war, Charlotte alle bösen Folgen verwunden zu haben, und ganz wieder das frische und lebensfrohe Mädchen zu sein, wie bisher. Doch hatte von der gewaltigen Erschütterung ihr Nervensystem mehr gelitten, als äußerlich zu Tage trat. Deshalb wäre es weise gewesen, wenn sie in Hamburg, wenigstens für die ersten Wochen noch, sich ebenso geschont hätte, wie in Schleswig. Doch ihr großer Spieleifer, sowie die glänzenden Einnahmen, die ihr jedesmaliges Auftreten zu Wege brachte, ließen sie häufig auf der Bühne erscheinen. Zu wiederholten Malen hatte sie in der letzten Zeit Verdrießlichkeiten mit ihrem Stiefbruder gehabt, der, bei seiner großen Decenz, stets an ihrem Anzuge etwas auszusetzen fand. Am 3. Mai war sie zum Ballet „Der Böttcher" in einer ebenso glänzenden, als extravaganten Toilette erschienen. Schröder sah sich deshalb veranlaßt, ihr den ernstesten Verweis zu ertheilen. Er sprach am Schlusse einer eindringlichen Ermahnung, zu der er, als älterer Bruder, immerhin berechtigt war, die Erwartung aus, daß dergleichen nicht wieder vorkommen werde. Am 8. Mai war das Ballet, das ein Zugstück zu werden schien, auf's Neue angesetzt. Als Charlotte aus ihrem Ankleidezimmer trat, trug sie ein noch auffallenderes Costüm, als am 3. Mai. Schröder's leidenschaftliche Natur erwachte bei diesem Anblicke, und er gerieth ganz außer sich. Viele behaupten, daß er sich in seiner ersten Aufregung so weit vergessen habe, auf Charlotte loszustürzen und ihr eine heftige Ohr-

folge zu geben. Ließ er sich nun von seinem cholerischen Temperamente wohl nicht bis zu dem Grade hinreißen, so überschüttete er doch seine Schwester mit Vorwürfen und erklärte ihr in den verletzendsten Ausdrücken, daß, wenn sie sich seinen Vorschriften nicht füge, sondern nach wie vor ihrem excentrischen Geschmack Folge gebe, ihm nichts übrig bleibe, als mit ihrer Mutter zu sprechen, und dieser unumwunden zu eröffnen, daß er künftighin auf seiner Bühne eine so schamlose Person nicht gebrauchen könne. Charlotte mußte, trotz ihrer heftigen Gemüthsaufregung, ihre angreifende Rolle im Ballet durchführen. Die Zuschauer, nicht ahnend, daß, während ihr Mund so reizend lächelte, und sie auf zierlichen Füßen wie eine Elfe dahinschwebte, sie vor Zorn und Verzweiflung hätte laut aufschreien mögen, verschwendeten an ihren Liebling alle nur denkbaren Beifallsbezeugungen. Die arme Charlotte hatte aber heute zum ersten Male keine Freude davon. Gleich nachdem der Vorhang gefallen war, eilte sie in ihr kleines Ankleidezimmer und riegelte hinter sich zu, weil es sie drängte, nach der furchtbaren Gemüthsaufregung mit sich und ihren Gedanken endlich allein zu sein. Der Vorwurf der Schamlosigkeit von Seiten eines Bruders, den sie eben so verehrte wie liebte, lag wie eine Centnerlast auf ihrer Brust. Ihr ward es zu enge in dem kleinen Raume, und die Erhitzung, in die sie durch den anstrengenden Tanz versetzt worden, ganz vergessend, und nur daran denkend, sich Kühlung und für ihre beschwerte Brust Erleichterung zu verschaffen, stieß sie das Fenster auf und gab ihre glühenden Wangen und ihren ungestüm wogenden Busen der kühlenden Nachtluft preis. Bald fühlte sie ihre Brust erleichtert, indem das heftige Seufzen und Schluchzen sich in einen reichen Thränenstrom entlud. Doch ihre Unvorsichtigkeit, bei einer solchen Erhitzung sich mit bloßen Schultern in das Fenster zu legen, und ihre zarte Gestalt von dem Nachtwinde durchwehen zu lassen (überdies stürzte sie beim Betreten ihres Ankleidezimmers ein Glas eiskalten Wassers hinunter), hatte, wie es nicht anders möglich war, die traurigsten Folgen. Sie ward bald darauf von einem schlagartigen Anfall getroffen. Der herbeigerufene Arzt, Doctor Dahl, versuchte alle nur irgendwie helfenden Mittel; indeß war jegliche Mühe vergebens. Sie starb, kaum zur Jungfrau erblüht. Geboren den 23. August 1757 zu Straßburg, erreichte sie das Alter von siebzehn Jahren, acht Monaten und siebzehn Tagen.

So begreiflich wir die emphatischen Worte Brunier's über diese „hochbegabte Jungfrau, die unentweihte Priesterin Melpomenens" finden, die er durch einen etwas sehr gesuchten Vergleich mit Rachel Felix, welche „sobald sie die Scene verlassen hatte, sich der Lust der Welt ergab und unterthan war den Trieben und Leidenschaften einer glühenden Natur" zu heben sucht, möchten wir uns doch die Bemerkung erlauben, daß der Ritt auf dem Bauernschimmel und die extravagante Toilette, die Schröder zu tadeln fand, eben auch keine besonderen Beweise sind für das feine Gefühl und die weibliche Schüchternheit der guten Charlotte, deren früher Tod ihr allerdings einen Heiligenschein verlieh, den wir ihr denn auch gerne lassen wollen.

Literarisches.

Aus dem Verlage von Meyer in Hildburghausen liegen uns einige neue Reisebücher vor, die sich sämmtlich schon durch die geschmackvolle und bequeme äußere Ausstattung sehr empfehlen. Der Schweizerführer von H. Berlepsch, ein Buch von großer Vollständigkeit und erschöpfender Kenntniß des Landes, reich ausgestattet mit Ansichten, Karten und Plänen, dürfte sich den bis jetzt bekannten derartigen Handbüchern in vieler Beziehung gleichstellen. Die beiden kleineren Wegweiser durch die Schweiz und Thüringen bieten in Kürze das Wünschenswertheste für Touristen und entsprechen somit dem Reisebedürfniß aller Derjenigen, die in wenig Zeit möglichst Vieles kennen lernen wollen.

Neues vom Büchertisch.

Marggraff, Herm., William Shakspeare als Lehrer der Menschheit. Lichtstrahlen aus seinen Werken, nebst einer Einleitg. 8. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1 Thlr.; in engl. Einb. 1⅓ Thlr.

Rötscher, Prof. Dr. Heinr. Thdr., die Kunst der dramatischen Darstellung. In ihrem organ. Zusammenhange wissenschaftlich entwickelt. 2. verm. Aufl. gr. 8. Leipzig. O. Wigand. 2 Thlr. 12 Sgr.

Welfen-Museum, das königliche, zu Hannover im J. 1863. gr. 8. Hannover, Hahn'sche Hofbuchh. ⅔ Thlr.



Der Theer als Heilmittel.

Von

August Vogel.

Bei keiner Nation der Welt steht die Kochkunst auf einer höheren Stufe der Entwicklung, als bei unseren Nachbarn jenseits des Rheins. Wie aber die Franzosen die vollendetsten culinarischen Künstler sind, so verstehen sie auch nach dem ihnen besonders geläufigen Grundsatz: „Variatio delectat," ihre Heilmittel dem Patienten auf die möglichst wechselnde und zugleich angenehme Weise beizubringen und man verdankt bekanntlich vorzugsweise französischem Einflusse die bessere Form der Darreichung so mancher widrig schmeckender Arzneistoffe; wir erinnern nur an die gänzlich geschmacklosen Gelatinecapseln, welche zur Einhüllung von unangenehm schmeckenden und riechenden Oelen und Balsamen schon längst auch bei uns in Deutschland im Gebrauche stehen. Aber nicht allein in der bequemeren und angenehmeren Zubereitung der Heilmittel, sondern auch im Aufsuchen neuer Heilstoffe finden wir bei den Franzosen eine rastlose Thätigkeit und wenn auch mitunter das Aufsuchen neuer Heilmittel nur in einer materiellen Speculation begründet erscheint, so kann doch nicht geleugnet werden, daß hierdurch so manches Schätzbare gewonnen worden ist, ähnlich wie die Schule der Goldmacher, obwohl sie kein Gold zu produciren vermochte, doch immerhin die Chemie mit wichtigen Thatsachen bereichert hat.

Neuerer Zeit sind es namentlich die Producte der trockenen Destillation. der Theer und seine Verwandten, welche zu zahlreichen pharmaceutischen Vorschriften Veranlassung gegeben haben. Wir finden in einem Berichte über die neuern Heilmittel Frankreichs (Neues Jahrb. der Pharm. 1864, S. 262) nicht weniger als ungefähr vierzig Medicamente angeführt, welchen fast ausschließlich Theer und Producte aus dem Theer zu Grunde liegen. Es kann natürlich hier nicht beabsichtigt werden, auf die näheren Details dieser neuen Heilmittel näher einzugehen, in welcher Beziehung auf die interessante Abhandlung von Dr. Rummel a. a. O. verwiesen werden muß; nur auf die allgemeine Bedeutung des Theers und ihm ähnlicher Substanzen möchten wir mit einigen Worten hinweisen, um so mehr, als wir vor Kurzem erst auf einige Giftstoffe aus dem Theer (Aprilheft 1864) aufmerksam gemacht haben.

Die Anwendung des Theers, sowohl dessen innerliche als äußerliche, ist für die deutsche Heilmittellehre eigentlich nicht neu; in den ältesten Pharmakopöen finden wir die Aqua picis, d. i. das Theerwasser erwähnt, welches entsteht, wenn man Theer oder Pech einige Zeit mit Wasser erwärmt, und schon zu sehr früher Zeit scheint die äußerliche Anwendung der Theerdämpfe in Form von Räucherungen im Gebrauche gewesen zu sein. Die Räucherungen mit Harzen, wovon wohl auch Theer und Pech nicht ausgeschlossen waren, im alttestamentlichen Gottesdienste hatten neben der sinnbildlichen dogmatischen Bedeutung natürlich auch einen gesundsheitspolizeilichen Zweck, zunächst den üblen Schlachthausgeruch aus den Umgebungen des Tempels zu verdrängen, so daß man alse, ohne zu irren, den Gebrauch der

Theer- und ähnlicher Dämpfe schon in den mosaischen Zeiten als bekannt annehmen kann, wie denn überhaupt im grauesten Alterthume derartigen Räucherungen eine belebende und stärkende Wirkung zugeschrieben wird.

Durch die Entdeckung des Chlors, welches bekanntlich in seiner wichtigen Verbindung mit Kalk als Chlorkalk ein fäulnißwidriges und luftreinigendes Mittel von größter Wirksamkeit darstellt, scheinen die Theerräucherungen in Krankensälen u. dgl. Localitäten etwas verdrängt worden zu sein, bis endlich, wie schon erwähnt, die Franzosen in neuerer Zeit dieselben wieder in Erinnerung brachten. Und dies, wie es uns scheint, mit einigem Rechte, denn die Anwendung des Theers bei Lungenkrankheiten und chronischen Katarrhen, gegen welche Zustände in Frankreich und England, sowie schon früher in der Berliner Charité, wiederholt Theer mit Erfolg in Gebrauch gezogen wurde, hat offenbar eine rationelle Begründung. Um dies deutlich zu machen, ist es nothwendig, eigene frühere Versuche anzuführen, welche scheinbar mit dem hier behandelten Gegenstande, — der Heilkraft des Theers — in gar keinem Zusammenhange stehen.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß ein Stück Phosphor an der Luft weiße Dämpfe ausstößt, welche im Dunkeln leuchten; diese Erscheinung ist bedingt durch ein langsames Verbrennen des Phosphors, indem er sich nach und nach mit dem Sauerstoffe der Luft verbindet. Durch eine nur geringe Temperaturerhöhung kann diese langsame Verbrennung auch in eine plötzliche unter Feuererscheinung übergeführt werden. Man hat nun beobachtet, daß das Leuchten des Phosphors, somit seine langsame Verbrennung, sogleich aufgehoben wird, wenn man der Atmosphäre, worin sich der leuchtende Phosphor befindet, Terpentinöl-, Kreosot- oder Theerdämpfe zusetzt. Der Versuch ist so einfach, daß er auch von einem Laien ganz ohne Schwierigkeit ausgeführt werden kann. Hängt man ein auf einer Glasspitze oder an einem Drahte befestigtes Stück Phosphor in eine geräumige Glasflasche, so wird im Dunkeln sogleich ein glänzendes Leuchten wahrnehmbar sein. Wird aber in die Flasche ein in Kreosot oder Theer getauchter Papierstreifen, ohne jedoch das Phosphorstück damit zu berühren, gebracht, so hört der Phosphor augenblicklich auf, weiße Dämpfe auszustoßen, d. h. langsam zu verbrennen, und auch die Lichterscheinung wird merklich verringert oder ganz aufgehoben. Es ist demnach offenbar, daß Theerdämpfe einen wesentlichen Einfluß auf die Atmosphäre ausüben, — die mit Theerdämpfen gesättigte Luft hat die oxydirenden Eigenschaften zum Theil verloren, ihre Wirkung auf leicht brennbare Körper, wie Phosphor, ist verringert, ja unter Umständen ganz aufgehoben, in einer Theeratmosphäre geht die Selbstentzündung des Phosphors nicht mehr vor sich.

Nach Dechamp's sorgfältigen Studien über dieses merkwürdige Verhalten der mit Theerdämpfen beladenen Atmosphäre wird hierbei nicht die Luft zersetzt, d. h. der Sauerstoff der Luft wird nicht, wie z. B. bei der Verharzung flüchtiger Oele, durch den Theer und ihm verwandte Stoffe absorbirt, selbst nicht bei längerer Berührung, sondern die Ursache dieser Suspension der Sauerstoffwirkung liegt in der Umhüllung des Sauerstoffmolecüles durch die Theerdämpfe.

Nach Erwägung dieser Thatsachen liegt die Erklärung der Wirkungsweise, wie sie von Theerdämpfen auf kranke, gegen Luft empfindliche Lungen ausgeübt wird, sehr nahe: die Theerdämpfe hüllen die Sauerstoff- oder vielmehr Luftmolecüle ein, verhindern dadurch die schnellere Verbrennung des Blutes und somit den raschen Uebergang des venösen in arterielles Blut.

Wenn wir auch, zwar nicht gern, aber leider, zugeben müssen, daß die Angaben französischer Aerzte, welche mittelst Theerräucherungen selbst in späteren Stadien der Lungenschwindsucht den zehnten Theil der Kranken dauernd erhalten zu können behaupten, etwas zu sanguinisch sein dürften, so scheint uns doch die Anwendung des Theers in verschiedenen Formen bei solchen Fällen im hohen Grade der Beachtung werth, indem vielleicht, wenn auch nicht radicale Heilung, doch eine Erleichterung solcher ganz hoffnungslosen Kranken erzielt werden könnte. Der Gegenstand verdient um so mehr weitere Berücksichtigung, als die heilsamen Erfolge der Einathmung von Theerdämpfen bei Lungenkranken nicht ausschließlich auf reiner Empirie beruhen, sondern, wie aus den mitgetheilten Thatsachen hervorgehen dürfte, einer rationell wissenschaftlichen Basis keineswegs entbehren.

Dampfkesselexplosionen.

Was kann für die Gegenwart bezeichnender sein als das kleine Wort „Dampf?“ Schauen wir uns nur in unserem eigenen Vaterlande um. Wie sieht es hier heute und wie sah es vor dreißig Jahren aus? Noch 1832 setzte man der Dampfmaschine beim Kölner Fasching die Narrenkappe auf. Ein solches Wunderding war dazumal noch eine Dampfmaschine in unserem lieben Vaterlande. Ihre Wirkung erschien unbegreiflich und ihre Leistung unglaublich. Die Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, die erste auf deutschem Grund und Boden, nannten die klugen praktischen Leute ein „Nürnberger Spielzeug.“ Und heute? Würde nicht das Zetergeschrei viel ärger sein, wollte man uns die Eisenbahnen und die zahllosen hoch gen Himmel aufragenden Schornsteine wieder nehmen!

Indessen dürfen wir es unseren Vätern nicht zu hoch anrechnen, daß sie kein Verständniß für die neuanbrechende Zeit hatten. Sie stehen nicht allein da, sondern diese „alte und doch ewig neue Geschichte“ wiederholte sich überall. Bei den ersten Versuchen der Dampfschifffahrt auf der Clyde galten auch die Worte des alten Vaters Homer. Um diese Nußschale zu betreten, dazu gehörte mehr als das dreifache Erz, das die Brust des Mannes, der zuerst sich auf die unermeßliche See in schwacher Barke hinauswagte, umpanzerte. Und bei der fast gleichzeitigen ersten Fahrt auf dem Hudson glaubte man, daß es mit dem Verstande der zwölf Passagiere, die sich dem dampfenden Ungethüm anvertrauten, nicht recht bestellt wäre. Wie schüchtern streckte selbst England, von dessen praktischer Erbweisheit so viel Rühmens gemacht wird, noch 1833 die Fühlhörner nach den gegenüberliegenden Küsten aus. Die erste Fahrt ging von Liverpool nicht einmal nach dem gegenüber gelegenen Irland, sondern nur nach der näheren Insel Man. Und verschwor sich nicht der Graf Derby im Parlament hoch und theuer, das Dampfschiff, welches über den Ocean fahren würde, mit Haut und Haaren zu verspeisen!

So hat denn die große Hinterlassenschaft Watt's den menschlichen Geist mit neuen Ideen befruchtet, alle Zweige der Industrie auf eine höhere Stufe der Entwicklung und Vervollkommnung gehoben, neue großartige Beschäftigungen und Gewerbe in's Leben gerufen, von denen man vor fünfundzwanzig Jahren nicht einmal eine Ahnung hatte. Der Dampf hat ferner die Entfernungen so zu sagen fast aufgehoben und selbst den Ocean als fliegende Brücke überspannt, so den alten Satz wahr machend, daß die Meere nicht trennen, sondern verbinden. Das neue ungeahnte Leben, das der Dampf allen Zweigen der Industrie und des Handels eingehaucht, hat eine neue Periode des Weltverkehrs hervorgerufen und dieser wird sicher auch eine neue Periode der Weltgeschichte folgen. Denn der Dampf sorgt redlich dafür, daß der Mensch sich zum Menschen geselle. Und durch den so ungemein erleichterten Austausch der Gedanken müssen endlich die Vorurtheile, die man daheim, an der Scholle klebend, eingesogen hat, weichen.

Jedoch trägt der Dampf nur unwirsch das Joch, was der Mensch ihm aufgelegt hat. Zeitweise zerbricht er seine Fesseln und zerstört Alles in blinder Wuth, wie es eben der Sclaven Art ist. Wohl hat man sich gegen die Explosionen der Dampfkessel durch die bekannten Sicherheitsventile zu sichern gesucht, aber mögen diese auch noch so vortrefflich eingerichtet und noch so gut im Stande sein, sie reichen nicht aus, um die Gefahr abzuwenden, weil sich ungleich mehr Dampf bildet, als aus der zum Schutz angebrachten Oeffnung entweichen kann. Deshalb vergleicht Arago die Ventilöffnung mit dem Bette eines Gießbaches, welches zwar in gewöhnlichen Zeiten das Wasser faßt, nach einem Platzregen aber zu eng für dasselbe wird, so daß sich dieses verheerend über die Ufer stürzt.

Und doch haben wir diese oft furchtbaren Explosionen keineswegs als unerläßliche Zugaben anzusehen, sondern diese Unglücksfälle sind allein der Unkenntniß und Fahrlässigkeit derer, denen man die Wartung des Dampfkessels anvertraut hat, zuzuschreiben. Der stete Umgang mit der Gefahr erzeugt eine Gleichgiltigkeit, die nur zu leicht in die unsinnigste Tollheit umschlägt. Schaudererregend ist die Zahl der Unglücklichen, die Jahr aus Jahr ein auf den Flußdampfern Nordamerika's einer kindischen Eifersucht zum Opfer gebracht wird. In einem einzigen Jahre belief sich die Zahl derer, die

hier durch Explosionen der Dampfkessel umkamen, auf 1018. Das Publicum, anstatt diesem frevelhaften Spiele mit dem Menschenleben ein Ende zu machen, ermuntert diese unsinnigen Wettfahrten auf jede nur erdenkliche Weise. Nicht allein steht das Volk in hellen Haufen zu beiden Seiten des Stromes und sowohl Männer als Frauen mühen sich ab, den Eifer der unsinnigen Spieler durch allerlei Zurufe zu steigern, sondern die Passagiere sind ebenso unsinnig. Wenn auch die nordamerikanische Regierung schon vor langer Zeit durch ein Gesetz den Schifführer und Maschinisten, durch dessen Nachlässigkeit Beschädigungen an Menschen vorkommen, mit strengen Strafen, selbst mit dem Proceß wegen Todtschlags bedroht, so ist dadurch doch nur wenig geändert worden.

Sehen wir jedoch von diesem Leichtsinn in der höchsten Potenz ab, so kann man sich nur darüber verwundern, daß die Unglücksfälle, welche die Dampfkessel anrichten, nicht ungleich zahlreicher sind, denn in der Regel finden wir die Dampfkessel Arbeitern anvertraut, die nur eine geringe oder auch gar keine Einsicht in die Vorgänge haben, zu deren Ueberwachung und Reglung sie angestellt sind.

Daß die Dampfkesselexplosionen zumeist irgend einer Nachlässigkeit zuzuschreiben sind, steht fest. So erzählt z. B. Armstrong, daß solche in Manchester viel häufiger am Montage vorkommen als an den andern Tagen der Woche und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Das Schwärmen am Sonntage verhindert nämlich den Heizer, am Montage zu gehöriger Zeit zu feuern, und um nun diese Nachlässigkeit zu vertuschen, vernachlässigt er alle Vorsichtsmaßregeln.

So oft nun auch Dampfkesselexplosionen stattgefunden haben, — über die eigentliche Veranlassung derselben ist man doch nicht in's Klare gekommen. Im Allgemeinen nahm man an, daß an den in Folge eines zu niedrigen Wasserstandes glühend gewordenen Stellen, sobald diese durch irgend eine Ursache benetzt werden, eine augenblickliche und enorme Dampfentwicklung stattfinde. Zieht man aber bei ruhiger Ueberlegung die in dem glühenden Eisen aufgehäufte Wärmemenge in Betracht, so findet man, daß sie durchaus nicht bedeutend genug ist, um auch nur eine irgend erhebliche Erhöhung der Dampfspannung bewirken zu können. Noch viel weniger wahrscheinlich ist die Entwicklung von Knallgas und die Entzündung desselben durch einen elektrischen Funken, der durch die Reibung des Dampfes entstehen soll.

Außerdem hat man noch verschiedene andere Theorien aufgestellt, — aber alle haben ihre entschiedenen Gegner gefunden. Daß die Wissenschaft bei ihren Erklärungsversuchen so wenig glücklich gewesen ist, hat seinen guten Grund. So viele Untersuchungen auch in Folge der zahlreichen Unglücksfälle stattgefunden haben, thatsächliche Anhaltspunkte sind dadurch wenig oder gar nicht gewonnen worden, und konnten dadurch auch nicht gewonnen werden, da die Nachforschungen ja immer erst eintreten konnten, nachdem die Explosion bereits geschehen war. Ueber die Ursache des Unglücks wußte man Thatsächliches entweder gar nicht oder man hatte auch wohl Ursache, mancherlei zu verschweigen. So wurden denn die Theorien in der Studirstube ersonnen und dabei übersah man, wie so oft, grade das, was am nächsten lag.

Heute, wo ein wenig mehr wissenschaftliche Gründlichkeit in der Industrie Platz gegriffen hat, will man von einem plötzlich auftretenden, übermäßig hohen Dampfdruck wenig mehr wissen, sondern man stellt die schlechte Beschaffenheit des Kessels in den Vordergrund. Das Prüfen der Kessel unter einem sehr hohen Druck gewährt durchaus keine Sicherheit, da die Umstände in der Praxis ganz anderer Art sind, als die, unter denen diese Prüfung ausgeführt wird. Sie kann sogar direct nachtheilig wirken, d. h. die Festigkeit des Kessels beeinträchtigen. Dasselbe ist der Fall beim Zusammenzwingen der Nietlöcher und durch eine ganze Legion von anderen Ursachen, denen der Kessel während seines Gebrauches ausgesetzt ist. Bei einem solchen Kessel, der auf irgend eine Weise eine leicht verwundbare Ferse erhalten hat, können unter dem gewöhnlichen Dampfdruck Risse entstehen. Entweicht nun durch einen solchen Riß der Dampf, so nimmt die Spannung desselben plötzlich ab und nun findet in dem Kessel eine sehr rasche Dampfbildung statt, wobei das Wasser aufwallt und mit Heftigkeit gegen die Kesselwände geschleudert wird. Dadurch werden die Risse erweitert und je mehr Dampf nun entweicht, um so größer ist auch die Dampfbildung. Auf diese Weise

kann eine so rasche Dampfbildung eintreten, daß die Masse trotz der geringen Spannung im Stande ist, die einzelnen Theile des Kessels weit fortzuschleudern.

Für diese Annahme spricht ihre natürliche Einfachheit und eine wesentliche Stütze erhält sie noch durch den letzten Jahresbericht der englischen Gesellschaft zur Verhütung von Dampfkesselexplosionen zu Manchester, die im Jahre 1862 1376 Dampfkessel von zusammen 126,190 Pferdekraft zu beaufsichtigen hatte. Als Hauptgrund der Explosionen sieht man auch hier eine fehlerhafte Beschaffenheit des Kessels oder der Anlage überhaupt an und deshalb veranstaltet man häufige und sehr sorgfältige Revisionen. Dabei ergab sich im Laufe des angegebenen Jahres, daß nicht weniger denn 85 Dampfkessel, also durchschnittlich einer von je 16, als gefahrdrohend bezeichnet werden mußten und zwar in 51 Fällen (60 Procent) wegen sichtbarer äußerer Schäden (zerbrochene Blechplatten oder Winkeleisen und stark verrostete Stellen). Außerdem wurden noch bei 997 Kesseln, also bei 72,45 Procent der Gesammtzahl, Fehler aufgefunden, die nicht gradezu gefahrbringend waren. Davon kommen wiederum bei 270 Kesseln oder 27,28 Procent verrostete Stellen vor. Wie segensreich diese Gesellschaft wirkt, geht daraus hervor, daß von allen Kesseln im Laufe des Jahres nur einer explodirte und hauptsächlich wohl nur darum, weil der Besitzer eine sorgfältige Untersuchung nicht zulassen wollte.

Außerdem mußte der Oberingenieur der Gesellschaft bei 23 Explosionen von Kesseln, die der Gesellschaft nicht angehörten, seine Gutachten abgeben. Von den oben besprochenen mysteriösen Ursachen, wie sie von scharfsinnigen Theoretikern ersonnen worden sind, hat er hier nie die geringste Spur entdecken können, sondern stets nur ganz nahe liegende Ursachen, zumeist, bei 17 Fällen (81 Procent), verrostete Stellen. In 4 Fällen war die ganze Construction des Kessels mangelhaft und bei einem Kessel fehlte sogar ein Sicherheitsventil, obgleich der Kessel an sich schon sehr schwach war.

An Anfechtungen fehlt es bei alledem dieser Gesellschaft nicht. Manche Fabrikbesitzer und namentlich die Heizer sind nicht gut auf sie zu sprechen. Sie meinen, daß die Untersuchungen zu gründlich seien und daß manchmal die Kessel ohne Noth verworfen werden. Diese Ansichten sind aber sehr erklärlich, weil die Reparaturen dem Fabrikanten Kosten verursachen oder wohl gar das Einstellen der Arbeit fordern und weil hierbei die Nachlässigkeit der Heizer vielfach an den Tag kommt.

In dieser Gesellschaft haben wir wieder ein schlagendes Beispiel von dem immer mehr zur Anerkennung kommenden: „Hilf Dir selbst." Die englische Regierung vermeidet es möglichst, Gesetze und Verordnungen zu erlassen, wodurch die Industrie und der Verkehr gehemmt werden können. So kümmert sie sich z. B. gar nicht um die Sicherheit der Dampfkessel. Der Beitritt zu diesen Gesellschaften, deren in England mehrere existiren, ist ganz dem Ermessen eines Jeden überlassen und ebenso kann die Gesellschaft Niemand zwingen, die gegebenen Rathschläge zu befolgen. Trotzdem bewirkt der rein moralische Einfluß hier mehr als unsere polizeilichen Verordnungen, an denen es nicht mangelt.

Die Bildung ähnlicher Gesellschaften wäre unseren Industriellen dringend anzurathen, zumal die Kosten unbedeutend sind. In England zahlt jedes Mitglied jährlich kaum 20 Schilling, also wenig über 6 Thaler. Durch diese Versicherung der Dampfkessel kann man sich am ersten vor Schaden bewahren und den so gefährlichen Explosionen, von denen man leider oft genug hört, ein Ende machen. Mehr noch wird dies der Fall sein, wenn erst die festeren Gußstahlbleche anstatt der gewöhnlichen Eisenbleche beim Bau der Dampfkessel eine allgemeinere Verwendung gefunden haben werden.

Neues vom Büchertisch.

Riehl, W. H., üb. den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft. Vortrag. gr. 4. München, G. Franz. Geh. $6\frac{1}{2}$ Sgr.

Rudolph, H., vollständiges geographisch-topographisch-statistisches Orts-Lexikon v. Deutschland u. zwar der gesammten deutschen Bundesstaaten. 34. Lfg. hoch 4. Leipzig, A. Hoffmann. Geh. $\frac{1}{3}$ Thlr.

Gleß, A., Das Leben in den Vereinigten Staaten zur Beurtheilung v. Amerika's Gegenwart und Zukunft. Theilweise f. Capitalisten u. Auswanderungslustige in Deutschland. 2 Bde. Lex.-8. Leipzig, G. Wigand. Geh. $4\frac{1}{2}$ Thlr.



Neuestes aus der Ferne.

Dr. Livingstone.

Durch einige englische Zeitungsblätter ging vor einiger Zeit eine unzuverlässige Notiz, nach welcher Dr. Livingstone im Innern Afrika's ermordet worden sein sollte. Der Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft sprach in der Sitzung derselben am 23. Januar dieses Jahres, freilich nach ungenügenden Mittheilungen, seine Zweifel an dieser traurigen Nachricht aus. Im South-African-Advertiser" war ein Brief des Dr. Livingstone abgedruckt, welcher sich auf eine Rückberufung nach England bezog. Er drückte darin den Wunsch aus, vor seiner Abreise noch einige Punkte in der Geographie Südafrika's aufzuklären, die ihm sehr am Herzen lägen. Er reiste, wie es scheint, ohne Begleitung eines seiner Landsleute vom Cap zum Nyassa ab, nur fünf Makololo mit sich nehmend, Leute, von denen er wußte, daß sie ihm mit großer Anhänglichkeit zugethan und unter deren Schutz er völlig sicher sei. „Ich nehme Makololo mit mir," sagt er in einem Brief an einen Freund am Cap, „die einzigen zuverlässigen Kerle in diesem Land," und fügt hinzu: „Wenn wir den ausgedehnten Sclavenhandel am Nyassasee unterdrücken könnten, ich würde mit Vergnügen all das Geld dazu hergeben, was ich jemals von England erhielt." Mit diesen edlen Gesinnungen brach der Reisende nach seinem Ziel auf. Von Mozambique sind nun Nachrichten nach dem Cap der guten Hoffnung gekommen, daß der Bischof Tozer beschlossen habe, die Mission von Centralafrika zu verlassen und nach England zurückzukehren. Der Capitän des Schiffes, welcher diese Nachricht brachte, hatte nicht mit dem Bischof oder mit Livingstone verkehrt. Als er aber am 5. Januar dieses Jahres an der Mündung des Luaboflußarmes im Zambeaidelta ankerte, wo er Livingstone erwartete, um ihn nach dem Cap mitzunehmen, erhielt er einen Brief vom Bischof, der ihm den gefaßten Beschluß mittheilte. Livingstone befand sich in bester Gesundheit, als der Bischof schrieb, war so eben von seiner Expedition in das Hochland zurückgekehrt und hatte die Absicht, im November von dem Murchisonfalle den Fluß herabzufahren, sobald die Wasser hoch genug angeschwollen seien, um seine Schiffe flott machen zu können.

De Saulcy's Expedition nach Palästina.

Die von der französischen Regierung im October 1863 nach Palästina zum Zwecke archäologischer und topographischer Erkundigungen in verschiedenen Gegenden des Landes abgesandte Expedition ist zurückgekehrt und soll eine reiche wissenschaftliche Ausbeute gemacht haben. Außer dem Chef, Herrn de Saulcy, bestand sie aus dem Archäologen Salzmann, dem Architekten Mauß, dem Stabscapitän Gélis, dem Abbé Michon und Dr. Gaillardot. Von Jerusalem aus, das sie am 29. October erreichte, besuchte die Expedition Hebron und Herodium, ging bei Jericho über den Jordan und gelangte über Arak-el-Emir, dessen Alterthümern drei Tage gewidmet wurden, auf die Hochebene des Ammoniterlandes mit den zahlreichen, wohlerhaltenen Baudenkmälern von Ammân, dem alten Rab-

bath-Ammon und Philadelphia. Ueber Hesbon, die alte Hauptstadt des Königs Och, erreichten die Reisenden das Todte Meer. In Jerusalem endlich, von wo aus sie nochmals Herodium besuchten, waren sie dann fast einen Monat lang mit Nivellements und Detailvermessungen beschäftigt. Als Resultate der Expedition werden eine reiche Sammlung von photographischen Aufnahmen, architektonischen Zeichnungen, mitgebrachte Alterthümer (darunter ein Sarkophag aus dem Grabe der Könige in Jerusalem), eine Karte des Ammoniterlandes, zahlreiche Itinerarien, Pläne von Arak-el-Emir, Hesbon, Ammân, Herodium, endlich ein Plan von Jerusalem mit Isohypsen von Meter zu Meter genannt.

Die Kosten der südaustralischen Entdeckungsreisen,

welche seit dem Jahre 1857 von der Colonie Südaustralien ausgegangen sind und über deren Verlauf wir unsere Leser von Zeit zu Zeit unterrichtet haben, belaufen sich — die Kosten der ersten Stuart'schen Reisen ganz ungerechnet, welche von den Herren Chambers und Finke privatim bestritten worden sind, — auf die bedeutende Summe von 170,462 Thalern. Das Opfer, das die junge Colonie damit gebracht hat, wird uns erst recht auffällig, wenn wir erwägen, daß ihre Gesammtbevölkerung nach dem letzten Census (1861) nur 130,627 Seelen betrug, so daß auf jeden Bewohner mehr als 1 Thaler Beisteuer zu jenen Unternehmungen kommt. Nach einem dem gesetzgebenden Körper vorgelegten speciellen Nachweis vertheilte sich die angegebene Summe auf die einzelnen Expeditionen wie folgt:

Freeling . .	3390	Thaler
Hack . . .	13,212	„
Babbage . .	37,040	„
Warburton .	331	„
Stuart . .	60,954	„
Mc. Kinlay .	41,325	„
Crawford . .	11,026	„
Selwyn . .	2735	„
Waterhouse .	449	„

Die telegraphische Verbindung Europa's mit Amerika

ist nach dem Scheitern des ersten, im Jahre 1858 gemachten Versuchs, sie durch ein unterseeisches, von der Valentiabai an der Küste von Irland nach dem Cap Race an der Küste von Neufundland geführtes Cabel herzustellen, keineswegs aufgegeben. Wie die New-Yorker Handelszeitung mittheilt, soll im Jahre 1865 (?) ein neues Cabel zu legen versucht werden. Doch hat man mittlerweile zwei andere Linien in Vorschlag gebracht, nämlich eine von der Küste Labradors über Grönland, Island und die Färöer nach der nördlichen Küste Schottlands, und würden die Drähte der Vereinigten-Staaten-Telegraphencompagnie mit dieser europäischen Linie entweder in Quebeck oder schon an der Küste von Labrador in Verbindung gebracht werden. Die andere, also die dritte Linie, soll von der Western-Union-Telegraphencompagnie angelegt werden. Die Arbeiten sollen bald in Angriff genommen und eine Verbindung über die Behringsstraße bis zum Amur in Asien binnen achtzehn Monaten hergestellt werden. Dort würde die Linie sich an die russische nach St. Petersburg anschließen, welche noch vor der Zeit, in der die amerikanische fertig gebaut ist, vollendet sein wird. Es ist wahrscheinlich, daß eine der beiden letztgenannten Linien binnen weniger als zwei Jahren hergestellt und eine ununterbrochene telegraphische Verbindung zwischen Europa und Amerika ermöglicht ist.

Zur Kunde des Schwarzen Meeres.

Zur Aufklärung der Strömungen im Schwarzen Meer hat eine in Odessa residirende Commission allen Schiffen, welche aus dem dortigen Hafen auslaufen, hermetisch verschlossene Flaschen übergeben, welche einen Zettel enthalten mit Angabe des beabsichtigten Zweckes in russischer, französischer und englischer Sprache. Dieselben sollen an Punkten, welche ebenfalls auf dem Zettel angegeben sind, in's Meer geworfen werden; diejenigen, welche eine solche Flasche auf der See finden, haben sie mit Angabe der Zeit und des Fundortes in Odessa abzuliefern.

Der letzte Winter in Aegypten.

Unser Landsmann Dr. Schweinfurth, welcher im December vorigen Jahres eine Reise zu rein botanischen Zwecken nach den Nilländern unternahm, schreibt Mitte Februar von Cairo aus, daß seit dem sechzehnten Jahrhundert ein so harter Winter, wie der letzte, in Aegypten nicht vorgekommen sei. In der Nacht des 23. Januar

hat es überall im ganzen Lande stark gefroren. Die Gärtner in Schubra beobachteten — 3 Grad R. In Assuan brachte man den Reisenden Major von Prinz und Graf Hahn Eis, das sich auf der Barke in einem Wasserkruge gebildet hatte. Bei Benisuef fand der Reisende Dr. Löbbeke den Nil eines Morgens mit einer dünnen Eiskruste bedeckt; auch bei Bulak und Cairo hat man Eis gehabt. In Cantara, einem französischen Campement auf dem Isthmus, will man — 4 Grad R. beobachtet haben, und in Ismailia wurde ein Malteser eines Morgens in seiner Barke erfroren gefunden. An den meisten Stellen sind die Bananen und Saubohnen erfroren. Jedenfalls ist diese Erscheinung eine außerordentliche zu nennen, da die in neuerer Zeit in Aegypten angestellten Temperaturbeobachtungen als Minimum + 3 Grad R. angeben.

Kaukasus.

Nach einer Mittheilung im Dorpater Tageblatt soll der Frost im vergangenen Winter in Imeretien und Mingrelien einen seit lange nicht erlebten hohen Kältegrad erreicht haben. Der Fluß Rion war mit einer Eisdecke überzogen, von der er bisher stets frei gewesen war.

Die Franzosen in Senegambien

Am 4. December 1863 hat General Faidherbe mit dem neu eingesetzten König Madiodio von Cayor einen Vertrag abgeschlossen, wonach Letzterer die Oberherrlichkeit Frankreichs anerkennt und vier Provinzen an dasselbe abtritt; in der Hauptstadt Nguiguis wird ein Fort erbaut und mit einer ständigen französischen Besatzung versehen. (Moniteur de l'Armée.)

John Peterick's Reisen im Gebiet des Weißen Nils.

In der letzten Sitzung der Geographischen Gesellschaft in London wurde das lang erwartete, äußerst reichhaltige Tagebuch dieses unternehmenden Reisenden vorgelesen. Außer dem sehr detaillirten Bericht über seine Expedition enthält es eine Beilage mit zahlreichen astronomischen und itinerarischen Beobachtungen, die theils von Mr. Petherick selbst, theils von seinem Begleiter, Dr. Murie, angestellt worden sind und deren Verarbeitung für die Geographie dieser Länder von erheblichem Werth sein werden.

Nach seiner Ankunft in Chartum, in Begleitung seiner Gemahlin, organisirte John Petherick sogleich diejenige Expeditionsgesellschaft, welche für die Ausführung seines Unternehmens, nämlich den Capitänen Speke und Grant Provisionen nach Gondokoro entgegenzubringen, nöthig war. Zuerst sandte er einen seiner Agenten, Abd-el-Madjid, mit zwei Boten nach Gondokoro, vier Monate nachher, am 20. März 1862, verließ er selbst mit vier Boten Chartum in der Absicht, sich in Gondokoro mit Abd-el-Madjid zu vereinigen und mit ihm gemeinschaftlich zum Nyanzasee vorzudringen. Am 19. Mai war er überrascht, dem zurückkehrenden Agenten zu begegnen. Auf die Frage nach der Ursache dieser Rückkehr erfuhr er, daß Alles geschehen sei, um Nachrichten über Capitän Speke zu erhalten, aber ohne Erfolg. Er selbst, Abd-el-Madjid, sei dann nach der Station in Neambara, einige Tagereisen westlich von Gondokoro, gegangen und habe von hier aus einen Mann, Namens Musaad, mit einer kleinen Reisegesellschaft nach Süden geschickt, doch seien dieselben wegen der Unruhen im Land und aus Mangel an Nahrungsmitteln sehr bald zurückgekehrt, nachdem sie sich vier Tage lang von Wurzeln hatten nähren müssen. Musaad hatte hinzugefügt, daß auch er keine Nachrichten über Capitän Speke habe erhalten können; dagegen sei ihm von einem sehr ausgedehnten Wasserbecken erzählt worden, welches sich vier Tagereisen südlich von dem fernsten von ihm erreichten Punkt von Ost nach West erstrecken solle. — Auf der Weiterreise wurden die Schiffe des Consuls durch mehrere bedeutende Stürme arg zugerichtet, mit Mühe erreichte er am 2. Juli Abu-Kuka. Von hier aus auf dem Weißen Nil weiter vorzudringen war unmöglich, da keine Palmenfasern aufzutreiben waren, mit denen die Segel und Segelstangen der Bote hätten ausgebessert werden können; Mr. Petherick war somit in die Nothwendigkeit versetzt, Gondokoro auf dem Landweg zu erreichen zu suchen, mußte sich dabei aber weit westlich vom Flusse halten, um Träger zu bekommen. Nachdem er das einzige brauchbare Bot nach Gondokoro weiter expedirt hatte, um Capitän Speke nöthigenfalls zur Hilfe zu kommen, und für sich selbst die nöthigen Träger gemiethet hatte, drang er in südlicher Richtung nach seiner

Station in Neambara vor und erreichte, sich wieder östlich wendend und durch fruchtbares und schönes Land reisend, am 20. Februar 1863 das Ziel seiner Reise: Gondokoro. Hier fand er Capitän Speke und Mr. Baker, der fünf Tage vorher angekommen war. Petherick's Absicht, weiter nach Süden vorzudringen, um die Nilkatarakte und den westlich vom Nyanza gelegenen See zu untersuchen, scheiterte daran, daß sich von seinen 200 Leuten nur 15 zur Mitreise bereit erklärten. Wieder nach Abu-Kuka zurückgekehrt, wurde er von heftigen Fiebern für einige Zeit an das Krankenlager gefesselt. Auf der Weiterreise traf er mit der Reisegesellschaft der holländischen Damen, Frau Tinné und Fräulein van Capellen, zusammen, welche er mit Provisionen und allerhand Reisebequemlichkeiten, z. B. einem Kautschuckbot, ausrüstete. —

Queensland.

Diese australische Provinz, welche zur Zeit ihres Eintritts in die Liste der selbständigen Colonien etwa 25,000 Seelen zählte, hat nach den officiellen Zählungen im Jahre 1863 jetzt 57,125 Einwohner. Rechnet man die bis jetzt hinzugekommenen Einwanderer hinzu, so wird die Einwohnerzahl etwa 60,000 Seelen betragen. Die Einwanderung in dies viel versprechende Land ist in der That so bedeutend, daß sich die Bevölkerung in Zeit von vier Jahren mehr als verdoppelt hat; die ausgezeichneten Maßregeln, welche die Colonialregierung ergriffen hat, sind zum großen Theil von wesentlichem, vortheilhaftem Einfluß auf die Einwanderung gewesen. Die Viehzucht erlangt eine ungewöhnliche Entfaltung; das Areal des urbar gemachten Landes ist im vorigen Jahr doppelt so groß gewesen, als das des vorhergehenden. Die englischen Fabrikbesitzer setzen auf die Production der Baumwolle in Queensland große Hoffnung; Klima und Boden der Colonie sind zur Production der kostbaren Pflanze sehr geeignet. Der Export der Baumwolle betrug im Jahre 1862: 14,344 Pfund, Werth gleich: 35,575 Francs; vom 1. Januar bis 10. December 1863 betrug er 34,000 Pfund, Werth: 87,500 Francs. Es bestehen in der Colonie sechs Gesellschaften, welche mit den Betrieb der Baumwollencultur in die Hände genommen haben. Eben so hat sich die Cultur des Zuckerrohrs, die Fabrication von Zucker, von Arrow-Root, Taback bedeutend entwickelt. Im Jahre 1860 sind 5 Millionen Pfund Schafwolle exportirt, im Jahre 1861 betrug die Ausfuhr davon 6,994,030 Pfund, 1862 war sie auf 8,063,612 Pfund gestiegen. — Es hat sich eine Gesellschaft für den Betrieb auf Kupfergewinnung gebildet. In Peak-Downs, Calliope, Talgai und Gayndgk ist Gold gefunden worden. Nach dem ersten dieser Punkte hat dieses kostbare Metall schon eine so große Menge Miners (Goldgräber) gezogen, daß man zwei Beamtete für ihre Ueberwachung erwählen mußte.

Schicksal der Tinné'schen Expedition in den Nilländern.

Die muthige Frau, welche es unternommen hatte, den noch immer nicht gelüfteten Schleier von den Quellen des Nil hinwegzunehmen, ist nun selbst unterlegen und mit ihr ein Landsmann von uns, Schubert, der sich ursprünglich der Heuglin'schen Expedition angeschlossen hatte. Der Consul L. Hansal in Chartum hat dem Dr. Lange auf seine Anfrage unterm 30. März d. J. geschrieben: „So eben sind die Schiffe der Madame Tinné vom Bahr-el-ghasal im hiesigen Hafen eingelaufen mit der betrübenden Nachricht, daß Mutter Tinné und die beiden holländischen Kammermädchen, sowie auch Hr. Schubert in den westlichen Ländern des Bahr-el-ghasal verstorben sind. Näheres kann ich vorläufig nicht angeben. Herr v. Heuglin kehrte krank zurück." *) Herm. Schubert war gelernter Gärtner und hatte am 20. December 1860 Leipzig, seinen Geburtsort, verlassen, um sich der Heuglin'schen Expedition anzuschließen.

*) S. Monatshefte Bd. XV, S. 333 u. 676.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 95. August 1864.



Die Verkauften.

Historische Novelle

von Bernd v. Guseck.

I.

Ein klarer Herbstabend lag über der inneren Hochebene des Fichtelgebirges. Die Bergmassen, welche dieselbe im Westen in düstrer Majestät umkränzen, kleideten sich in tieferes Blau; die Sonne sank hinter die zackige Felsenstirn des Rudolfsteins und ließ sie wie eine glühende Mauerkrone mit gigantischen Zinnen erscheinen.

„Wie schön, mein edler Freund!" sagte ein stattlicher Herr im Jagdkleide, der mit einem Andern aus der Waldecke trat, wo sich vor ihnen überraschend eine Aussicht auf das höhere Gebirge eröffnete.

„Schön, wie alles Ferne in phantastischer Beleuchtung, gnädiger Herr," erwiederte der Zweite, ein Mann von schlanker Gestalt und feinen, interessanten Gesichtszügen, aus denen es schwer gewesen wäre, das Alter des Mannes zu bestimmen. „Hat man den Gegenstand der Bewunderung erreicht, so schwindet der zauberische Duft, die Farbenpracht zerrinnt, und dem Seelenrausche folgt die Ernüchterung. Nil admirari, gnädiger Herr."

„Wenn ich Ihr Alter erreicht haben werde," sagte der Erste lächelnd mit einer ganz besondern Betonung, „so werde ich mich vielleicht auch zu dieser Philosophie bekehren. Schaffen Sie nur, daß ich so alt werde!"

Der Begleiter war ernst geworden. „Ein so aufgeklärter Herr wird doch das Märchen nicht glauben, das sich eine blödsichtige Welt mit meiner Person erlaubt hat!" entgegnete er. „Halten Sie mich wirklich für eine Art von ewigem Juden, der sein Alter nach Jahrhunderten mißt? Auf mein Wort, gnädiger Herr, wäre ich das und besäße das Lebenselixir, von dem man fabelt, ich würde es für den schwersten Fluch ansehen. Wünschen Sie wirklich über alle der sterblichen Menschheit gesetzten Grenzen hinaus zu leben?"

Beide sprachen französisch. Der Herr im Jagdkleide, ein Mann im kräftigsten Lebensalter, der kaum das vierzigste Jahr erreicht haben konnte, schien keine Lust zu haben, die an ihn gerichtete Frage zu verneinen; ehe er aber antworten konnte, bemerkte er einen jungen Menschen, der plötzlich aus den Tannen trat, da, wo der Pfad

sich von der fahrbar gemachten Straße zur Linken in das Walddunkel verlor. Der Kommende schien große Eile zu haben, denn er blickte nach der untergehenden Sonne und beschleunigte seinen Schritt. Als er der beiden Herren ansichtig wurde, stutzte er wohl, aber er ließ sich nicht irren, sondern setzte seinen Weg entschlossen fort, ihnen entgegen. Der Herr im Jagdkleide betrachtete ihn wohlgefällig. Hoch und kräftig gewachsen war der junge Mensch und sein blühendes Gesicht, als er nah gekommen war, konnte auffallend schön genannt werden. Jetzt zog er tief den Hut und wollte, so weit es der Weg erlaubte, ausweichend, ehrerbietig vorübergehen, der Herr im Jagdrocke hielt ihn aber auf.

„Wo kommst Du her?“ fragte er ihn ohne Weiteres, obwohl der junge Mann seiner Kleidung nach dem bessern Mittelstande angehörte.

„Von der Luxburg,“ war die Antwort.

„Schätze gesucht?“ fragte der Herr mit einem lächelnden Seitenblick auf seinen Begleiter. „Oder nur einen Schatz, einen lebendigen? Hoffentlich gefunden?“

Ein lebhaftes Erröthen, welches dem Gesichte des jungen Menschen ungemein gut stand, überflog seine Wangen und schien die Annahme des spaßhaften Herrn zu bestätigen. „Ich habe einen Freund begleitet“ — erwiederte er etwas unsicher.

„Kennst Du mich?“ fragte jetzt der vornehme Herr.

„Ja wohl, Euer Durchlaucht.“

„Wer bist Du? Was bist Du? Warum nicht Soldat? Mit Deiner Figur könntest Du Dein Glück machen bei Vorgesetzten und beim schönen Geschlecht.“

Wiederum erröthete der junge Mann, aber um seine frischen Lippen, auf denen der erste dunkle Flaum sproßte, machte sich ein stolzer Zug, wenn auch nicht dem Fürsten, doch dem Begleiter desselben bemerklich. „Mein Vater ist der Kaufmann Hochstetten in Wunsiedel,“ sagte er. „Ich bin nicht cantonpflichtig.“

„Sieh da! Und freiwillig sich anwerben zu lassen, hat Er keine Lust,“ versetzte der Fürst, welcher das Du nun doch fallen ließ. „Wenn sich Ihm aber eine schöne Gelegenheit böte, sich in der Welt umzusehen? Kaufmannsblut liebt weite Reisen — auch reiche Beute wäre zu machen, Ruhm und Ehre zu gewinnen!“

„Mein gnädigster Markgraf wolle verzeihen, ich bin der einzige Sohn meines Vaters und soll das Geschäft einmal fortführen —“

„Darum wäre es Schade, wenn Er im fremden Lande todtgeschossen würde! Schon recht! Geh' Er in Gottes Namen. — Hochstetten heißt Er? Das klingt ja adlig?“

„Es klingt nur so, Euer Durchlaucht. Wir sind ein altes bürgerliches Geschlecht,“ erwiederte der junge Mann und als der Markgraf ihn darauf durch einen Wink der Hand entließ, wandte er sich sogleich in das Gebüsch, wo ein ziemlich steiler Fußsteig in das Thal und weiter nach dem Städtchen führte, das sich am Ufer der Rosla, damals noch mit gedrängten Häusern und engen Gassen, lagerte. Der Markgraf sah ihm nach. — „Ein trotzköpfiges Geschlecht, meine Franken!“ sagte er. „Aber der Bursch gefällt mir. Ich glaube doch, daß adliges Blut in seinen Adern fließt, auf eine oder die andere Art.“

Von den Bergen her mahnte ein strenger Luftzug zur Umkehr. Noch eine Weile standen die beiden Männer und blickten zum Niedergang der Sonne, der heut von wunderbarster Schöne war. Die Wolkenstreifen schienen von flüssigem Gold umsäumt, zwischen ihnen schimmerte das zarteste Aetherblau; der Gluthball war hinter dem Rudolfstein tiefer gesunken und umleuchtete ihn mit rothen Flammen, in denen sich die Zackenkrone scharf und schwarz abzeichnete; allmälig färbten sich nun die Wolken mit Purpur, während ihre höhern Schichten von rosigen Wellen durchflossen wurden.

„Kommen Sie, gnädiger Herr,“ sagte endlich der Begleiter des Markgrafen. „Ihre Leute werden in Sorgen um Sie sein.“ Sie traten den Rückweg an, der sie bald in einen graden Durchhau durch den Tannenwald führte, in dessen Perspective einige zerstreute Häuser zu sehen waren. — „Ein Schlößchen würde sich hier nicht übel ausnehmen!“ sagte der Markgraf. „Alles ist hier noch zu wild, zu uncultivirt; unser Fichtelgebirg ist ohnehin übelberufen als böser Wetterbrauer und rauhes, finsteres Waldgebiet, voll Klippen und halsbrechender Wege — wie sollen sich Gäste aus der Fremde hierher verirren? Ich werde mich aber der Sache annehmen, denn es ist wunderbar schön hier. Die Luxburg, gestehen

Sie, Graf, ihres Gleichen haben Sie auf Ihren hundertjährigen Reisen nicht angetroffen." Es lag in dem Tone des Fürsten, wenn er diesen Punkt berührte, immer eine leichte Ironie, durch welche er sich verwahren wollte, als glaube er wirklich an die Fabel, welche vom Hofe zu Paris aus über den räthselhaften Mann, der sich gegenwärtig bei ihm aufhielt, verbreitet war und trotz aller Aufklärung des Voltaire'schen Zeitalters nicht wenig Anhänger fand. Lächeln wir nicht darüber, sondern denken wir an die aberwitzigen Erscheinungen unserer Tage, die tanzenden Tische, die orakelnden Verstorbenen, Mr. Hume und Consorten!

„Haben Sie das ganze Labyrinth dieser Trümmer einer Urwelt durchforscht?" fragte der Graf.

„Das ist unmöglich! Kein Ariadnesfaden reichte dazu aus!" entgegnete der Fürst. „Wer sich höher hinauf wagte in dies Gewirr übereinander gestürzter Kolosse, finsterer Klüfte und Höhlen, um welche undurchdringlicher Wald aufgeschossen ist, der wäre verloren! Ein Mädchen, sagt man mir, habe sich aus unglücklicher Liebe dort hinauf geflüchtet und zum freiwilligen Hungertode verurtheilt, wo keine Reue ihren Entschluß mehr ändern konnte, weil jede Rückkehr unmöglich war."

„Wer hat dies Opfer nachher gefunden?" fragte der Graf und als der Fürst die Achseln zuckte, sagte er: „Sehen Sie, gnädiger Herr, das ist die Sage. Alle Welt glaubt, Niemand prüft sie. Das Mädchen ist entflohen, voilà tout! Hoffen wir, mit ihrem Liebhaber!" — Er wandte sich um, ein rascher Tritt kam hinter ihnen her. — „Vielleicht ist sie das und hat sich gerettet!" sagte er heiter und der Markgraf sah ein junges Mädchen in ländlicher Tracht, das ihnen nachgekommen war und, da sie stehen blieben, mit demüthigem Gruße an ihnen vorüberging. Beide faßten sie scharf in das Auge, denn sie verdiente es wohl. Es war eine jener Erscheinungen, die man unter dem Volke dort, wenn auch nicht häufig, doch zuweilen von überraschend anmuthigem Eindruck findet. Mitten in Deutschland nicht von deutscher Gesichtsfarbe und Gesichtsbildung, ohne lebhaftes Colorit, eher blaß und leicht broncirt, aber nicht krankhaft, sondern kernfest und gesund, von regelmäßigen, aber nicht flachen, sondern interessanten Zügen, kein Blondhaar, wie es in Norddeutschland nur zu sehr in Flachsfarbe und Aschblond entartet ist, sondern schönes Braun oder Schwarz, wie Du auch die lebhaften Augen dunkel findest, wenn es Dir gelingt, die vor Fremden meist gesenkten auf Dich zu ziehen: so kannst Du in jenen Bergen am einsamen Quelle, auf der Trift oder im Fichtenwalde wohl einer Tochter des Volkes begegnen, wie sie dem Markgrafen Karl Alexander von Brandenburg auf seinem heutigen Spaziergange aufstieß. Das rothe, zierlich gebundene Kopftuch ließ ihr dunkles, gescheiteltes Haar und ihre feinen Züge in dem reinen Oval des Gesichts vortheilhaft hervortreten, sie war schlank gewachsen und hatte einen leichten, schwebenden Gang, wie die beiden Herren bemerken konnten, als sie vor ihnen immer größern Vorsprung gewann. — „Wer weiß, theurer Graf," sagte der Fürst, „ob das nicht der Freund ist, welchen mein getreuer, aber etwas trotziger Unterthan aus Wunsiedel begleitet hat! Dann würde er freilich nicht gern nach Amerika gehen."

„Sie haben ihm Ihre Pläne ziemlich deutlich verrathen, gnädiger Herr," erwiederte der Graf. „Kaufleute haben ihre Verbindungen in der ganzen Welt und wissen die kleinsten Winke zu combiniren."

„Unsere ehrsamen Krämer nicht," versetzte der Markgraf. „Wir leben nicht mehr in der Zeit der Hansa. Ueberdem werden meine Pläne, wenn ich überhaupt solche gehegt habe, nicht zur Ausführung kommen. Daß ich eine Gelegenheit, den beispiellos zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, nicht von der Hand wies, werden Sie mir nicht verdenken — ich trage die Schuld nicht, daß beide Fürstenthümer in diesem Zustande sind, daß auch unser Haus — und nunmehr ich, der Letzte! — sich in solcher Lage befindet, es ist die Schuld meiner Vorgänger in Baireuth und mein königlicher Herr Onkel zu Sanssouci hat das mit aller seiner Generosität gegen die geliebte Schwester nicht ändern können, ja, er hat den Schwager dadurch in seiner Verschwendung nur bestärkt. Aber von den Todten nur Gutes! Die Linie ist ausgestorben, beide Fürstenthümer sind wieder vereinigt und es ist meine Pflicht, sie wieder auf einen grünen Zweig zu bringen, mögen sich Mittel und Wege bieten, wo sie wollen. Ich bin aber nicht gesonnen, ein

so knauseriges Gebot, wie dieser Herr Obrist Faucit mir im Namen seiner Krone macht, anzunehmen. Bin ich ein geringerer Fürst, als der Landgraf in Kassel, sind meine Franken schlechtere Soldaten als die Hessen? Sagen Sie selbst!"

Der Graf hatte dies Geplauder, in welchem sich der Charakter des Markgrafen aussprach, schweigend angehört. Seine Seele schien mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, denn er hatte die Augenlider halb geschlossen und seine Miene war zerstreut. Erst bei der letzten Berufung blickte er auf und sagte: „Nach Allem, was ich hier gesehen habe, gnädiger Herr, kann ich Ihnen nur beistimmen. — Dort kommen aber Cavaliere, welche Sie zu suchen scheinen."

In der That kamen ihnen einige Herren, von mehrern Dienern gefolgt, entgegen, und der Markgraf brach das Gespräch ab, um die Besorgniß seiner Getreuen, die sich mit einem ganzen Apparat von Rettungsseilen, Windlichtern für die Dunkelheit, selbst mit einem Spürhund an der Leine gerüstet hatten, zu verlachen. „Ihr dachtet, ich könnte in eine Kluft der Luxburg gestürzt sein!" rief der Fürst. „Und gar einen Saufinder? Das finde ich sehr anzüglich, Herr Oberjägermeister! — Wer bist Du? Dich kenne ich nicht!" Die Frage galt einem breitschultrigen Manne von finsterm Ansehen, welcher den Hund an der Leine hielt und einen grünen Waidmannsrock trug.

„Ich bin der Forstwart vom Waldstein," antwortete der Mann unterwürfig.

„Das ist der lange hohe Bergrücken mit der Einsenkung hinter Weißenstadt, nicht wahr?" fragte der Markgraf. „Aber der ist ja stundenweit entfernt — hat man die ganze Gegend zu einem Treibjagen auf ihren Fürsten aufgeboten? Wie kommst Du hierher, Forstwart!"

„Ich kam her, um meine Tochter nach Haus zu holen, die hier gedient hat," antwortete der finstere Mann, wie es schien, ziemlich widerwillig. „Da befahlen der Herr Oberjägermeister —"

„Schon gut, ich bin heil und ganz wieder hier, lege den Hund nur wieder an. Deine Tochter — ist's etwa die junge Dirn', die kurz vor mir von der Luxburg her kam?" Der Forstwart bejahte es und seine schwarzen Augenbrauen zogen sich dicht zusammen, daß ihre langen Büschel fast die Augen verdeckten. — „Die laß nur hier," sagte der Markgraf. „Badegäste gibt's freilich nicht mehr zu bedienen, aber in der Wirthschaft wird Hilfe noch immer nöthig sein, so lange ich hier bin." — Der Alte wollte etwas erwiedern, aber der Oberjägermeister schob ihn ohne Umstände zurück und bedeutete ihn durch einen stummen Wink, sich zu entfernen. Die Gesellschaft begab sich hierauf in das ansehnlichste der einfachen Häuser, welche hier, seit die heilkräftige Quelle auf der Thalmark von Sichersreuth gefunden worden war und einen gewissen Ruf erlangt hatte, zur Aufnahme von Badegästen erbaut waren; wenige nur, denn der Besuch war trotz der Bemühungen der Aerzte im nahen Wunsiedel noch schwach. Seit Kurzem hatte aber die hochromantische Umgebung, besonders die an Naturwundern reiche und geheimnißvolle Bergmasse der Luxburg, die Aufmerksamkeit des markgräflichen Hofes auf sich gezogen und es war viel die Rede davon, daß der Markgraf Karl Alexander, dem vor sieben Jahren nach dem Aussterben der jüngern Linie der fränkischen Hohenzollern auch das Fürstenthum auf dem Gebirge, früher Culmbach, jetzt Baireuth genannt, zu seinem Ansbach zugefallen war, das Sichersreuther Bad käuflich an sich bringen und freigebig ausstatten werde. Heute bei der dampfenden Bowle Punsch, die auf seinen Befehl beim Nachtmahl aufgesetzt war, sprach er selbst davon.

„Wenn ich einmal gut bei Cassa bin — Sie wissen, Graf Tzarogy!" sagte er zu dem Fremden, der sich bereits zwei Jahre bei ihm aufhielt und durch sein ganzes Wesen, bei aller Liebenswürdigkeit und Feinheit des Benehmens, dem Hofe eine räthselhafte, zuweilen eine unheimliche Person blieb. — Schon sein Name — diese wunderliche Composition von Buchstaben, die offenbar wie eine Verhöhnung denkender Edelleute klang! — gab Anlaß zu vielem Kopfzerbrechen und ein Kammerjunker, der ihn unter anderm Namen in Wien gesehen haben wollte, hatte Andeutungen gemacht, welche diesen Mann als gefährlich dem Kaiserhause erscheinen ließen. — „Nicht wahr, edler Graf, das klingt sehr bürgerlich?" fuhr der Markgraf in bester Laune fort. „Bei Cassa würde sich eher in den Mund unseres jungen Soldatenfeindes aus Wun-

fiedel passen. Kennt einer der Herren den Krämer Hochstetten in Wunsiedel?"

Alle verneinten es; sie waren meist zum ersten Male und jetzt seit zwei Tagen zu einer Jagdpartie hier, welche der Markgraf befehlen hatte. „Ja, mein ehrenfester Herr Obrister von Voit," sagte der Markgraf zu einem alten Officier, der in kerzengrader Haltung ihm gegenüber saß und der Punschbowle am fleißigsten zusprach, „das wäre ein Fang für Euer Regiment! Ich habe in meinem Leben kein schöneres junges Mannsbild gesehen. Leider ist der Bursch aber nicht cantonpflichtig und scheint keine Lust zu haben, sich freiwillig anwerben zu lassen, am wenigsten, wenn etwa —" hier unterbrach er sich selbst, von einem Blicke des Grafen Tzarogy getroffen, über den er lächelte. „Ihr müßt Euch also den Mund nicht wässerig machen lassen, Voit."

„Es käme doch nur auf einen Versuch an," erwiederte der Oberst. „Wollten Euer Durchlaucht dem Werber nicht allzuscharf auf die Finger sehen und ihn gegen etwaige Recriminationen in seinem Recht mainteniren —"

„Werberecht!" unterbrach ihn der Markgraf lachend. „Das kennt man schon. Ich bin Landesvater, mein Herr Obrister, nicht bloß Soldatenvater! Indessen wollen wir uns einmal nach den Verhältnissen des jungen Menschen erkundigen, nicht für Euch, Voit, sondern vielleicht für meine Garde. Ich habe einen Narren an dem Burschen gefressen. Ruft den Wirth."

Der Wirth trat ein. Er wohnte nur im Sommer während der Badezeit hier und hatte auch diesmal schon mit den Schwalben an seinen Abzug gedacht, als er noch durch die Anmeldung der fürstlichen Jagdgesellschaft überrascht worden war. Flugs hatte er sein bereits entlassenes Dienstpersonal wieder verstärkt, in allen Richtungen Boten nach Vorräthen ausgeschickt und sich gleich bei Ankunft der Herrschaft die volle Zufriedenheit erworben. Er erschien daher mit einigem Selbstgefühl vor seinem Landesherrn. — „Kennst Du den Krämer Hochstetten in Wunsiedel?" fragte dieser sogleich.

Gegen den Titel Krämer für einen so angesehenen Mann, als es Johann Christian Hochstetten in Wunsiedel war, hätte der Wirth Einwendungen erheben können, er begnügte sich aber, seine Bekanntschaft mit ihm zu bestätigen.

„Hat er nur den einen Sohn?" fragte der Fürst. „Ist er selbst noch rüstig?"

„Ein Mann, wie ein Eichbaum, Euer Durchlaucht," erwiederte der Wirth. „Straff, streng — hat gedient im siebenjährigen Kriege zwei Jahre unter dem Herzoge von Braunschweig, wurde aber schwer verwundet und entlassen. Dann kam er nach Hause — er ist von hier gebürtig und war auf Reisen unter die Werber gefallen — der Bruder, der hier das angesehene Geschäft hatte, that ihm den Gefallen, zu sterben, er selber war gelernter Kaufmann, so nahm er sich denn eine Frau und hat nun den einzigen Sohn mit ihr — mehr werden wohl nicht kommen, Euer Durchlaucht, denn der Franz ist siebzehn Jahr alt."

„Erst siebzehn Jahr!" rief der Markgraf. „Das wird ein Riese, Voit, ein Goliath! — Also, der Vater ist Soldat gewesen, dem Sohne könnte es also wohl auch nichts schaden, wie? — War der Vater etwa Officier?"

„Er stand beim preußischen Regiment Braunschweig und ist ein Bürgerlicher," entgegnete der Wirth.

„Ja so, das vergesse ich immer. Der Bursch hat ein so nobles Exterieur, daß er an jedem Hofe für einen Edelmann gelten könnte. Ja, ja, Ihr Herren! Es ist mein voller Ernst. Ueberdem — er könnte ja auch einmal, wenn er sich besondere Meriten erwirbt, geadelt werden; nach zwanzig Jahren fragt kein Mensch mehr danach." — In den Gesichtern seiner Umgebung hätte der Markgraf wohl einen Protest gegen diese Behauptung lesen können, welche den Werth aller Stammbäume in Frage stellte und mit den thatsächlichen Verhältnissen, die noch oft genug eine Ahnenprobe forderten, im Widerspruch stand. Wäre der Wirth nicht zugegen gewesen, würde Einer oder der Andere unter dem ermuthigenden Einfluß des heißen Punsches auch wohl eine Einrede gewagt haben. Aber der Markgraf fragte den Wirth noch weiter nach der Familie des jungen Menschen, an welchem er in einer seiner vielen wunderlichen Launen ein besonderes Wohlgefallen gefaßt zu haben schien, und ließ dem Wirth zum Schluß ein Glas Punsch reichen, worauf er abtreten durfte.

„Halt!" rief der Fürst auf einmal. „Komm her, ich muß Dich noch etwas fragen. Hat dieser einzige Sohn noch keine

Anstalt gemacht, seine alte bürgerliche Familie, wie er sagt, fortzupflanzen? Keine Braut, keinen Schatz, wie?"

Der Wirth lächelte verschmitzt. „So viel ich weiß, nein, Euer Durchlaucht," sagte er. „Der Alte würde auch nicht jede Heirath zugeben, denn er ist stolz, wie ein Hahn, und stätisch, wie ein Bock, die Wunsiedeler Mädchen nähmen freilich den schönen Franz alle gern — er heißt in der ganzen Stadt der schöne Franz."

„Ich weiß mehr, wie Du!" rief der Markgraf, dessen Laune immer fröhlicher wurde. „Will gleich einmal Beichte hören. Ruf' mir das Mädel vom Waldstein herein! Der Vater hat sie doch nicht mitgenommen?"

„Nein —" sagte der Wirth, welchen dieser Einfall in Verlegenheit zu setzen schien. „Sie sind Beide noch hier. Wenn's aber Euer Durchlaucht lieber dem Stern selber sagen wollten, so heißt der Forstwart — mit dem ist nicht zu spaßen!"

„Fürchtest Dich vor ihm?" lachte der Fürst. „Nichts da, mit dem Alten haben wir nichts zu schaffen! Ich will das Mädel sprechen. Sie soll hereinkommen. Lieber Graf, nur nicht schwerfällig!" wies er seinen fremden Gast ab, der ihm ein Paar leise Worte abmahnend zuflüsterte.

Der Wirth mußte gehorchen und nach einer kurzen Weile trat wirklich das junge Mädchen, welches dem Fürsten auf seiner abendlichen Promenade begegnet war, in das Zimmer. Unter den Cavalieren befanden sich zu viele Kenner weiblicher Schönheit, als daß sie bei zweitägiger Anwesenheit diese frische Waldblume hätten übersehen sollen — Keiner hatte aber vermocht, ein Wort oder einen Blick bei zufälliger Begegnung von ihr zu gewinnen. Beim Schein der Kerzen sah sie heut noch bleicher aus, als gewöhnlich, oder war es die Befangenheit, vor den Fürsten und so viele vornehme Herren zu treten? Ihr Gesicht war aber wirklich fein und bildhübsch und so viel sich in der unkleidsamen dunklen Jacke erkennen ließ, hatte sie auch einen höchst interessanten Wuchs.

Das arme Kind trat in äußerster Verlegenheit über die Schwelle; sie hob ihren tief gesenkten Blick nur einen Moment, um den Herrn zu finden, der sie hatte rufen lassen, und erbebte, als sie so viel erhitzte, lachende Gesichter, so viele unverschämte Männeraugen, die alle auf sie gerichtet waren, erblickte. Schnell sanken ihre dunklen Augensterne wieder zu Boden und eine Thräne der Scham stahl sich durch ihre lange Wimper. War es auch fürstlich, war es edel, ein so übermüthiges Spiel mit dem demüthigen Kinde zu treiben, das hier wehr- und schutzlos stand?

„Komm' her — wir thun Dir Nichts!" sagte der Markgraf, auf den ihr sittsames Wesen und ihre sichtliche Angst doch einigen Eindruck machte, mit freundlichem Tone. „Ich will Dich nur etwas fragen. Wie heißt Du?"

„Rosine —" antwortete sie kaum hörbar.

„Recht! Roserl also — eine wilde Rose, hübsch und jung. Dein Vater ist der Forstwart vom Waldstein?"

Sie bejahte es, schon etwas dreister, der Gedanke an ihren Vater, der draußen vor der Thüre stand, machte ihr Muth.

„Bist hier im Dienst und er will Dich nun mit nach Hause nehmen. Ist es oben auf Eurem Berge nicht schauerlich im Winter?"

Bei dieser, in ihre Verhältnisse eingehenden Frage, die so gütig klang, hob sie wieder einen Moment ihre braunen, schönen Augen auf den Fürsten und sagte: „Wir schneien manchmal auf viele Wochen ein, aber es geht schon."

„Möchtest Du nicht in die Stadt ziehen? Ich meine nicht in Euer kleines Nest unten, sondern nach Baireuth oder zu mir nach Ansbach? Ein so sauberes Mädel könnten wir brauchen!" Sie schüttelte erschrocken den Kopf; er lachte. „Ich seh's schon, Du willst nicht gern fort von hier, weil Du einen Herzliebsten hast! Leugne es nur nicht lange — ich habe Euch an der Luxburg belauscht, Dich und den schönen Franz!" Bei diesen Worten wurde das Mädchen todtenbleich und zitterte wie ein Espenlaub; ihre Lippen zuckten schmerzlich, ein Paar große heiße Thränen perlten über ihre entfärbte Wange. Ihr war, als zerreiße eine eiserne, eiskalte Faust ihr Herz. Die rohen Männer lachten, dem Markgrafen aber, der bei all' seinen Schwächen und Launen im Grunde gutmüthig war, that sie jetzt leid und er rief: „Still, Ihr Herren! Ich bin der Protector dieser Waldrose! — Weine nicht, Kind, gräme Dich nicht — ich meine es gut mit Dir, ich werde mich Deiner annehmen."

„Gnädigster Herr!" — stammelte Rosa in Thränen ausbrechend, die sie nicht mehr bezwingen konnte.

„Sei still, geh' zu Bett! Ich werde Dich nicht vergessen!" sagte der Fürst und sie schwankte, noch immer fassungslos, hinaus. Draußen dicht an der Thür stand ihr Vater; nur ein einzelnes Licht brannte im Flur, es war ziemlich dunkel und sie würde den Ausdruck seines Gesichtes nicht erkannt haben, auch wenn sie fähig gewesen wäre, zu ihm aufzuschauen. Stumm faßte er ihre Hand und es schmerzte sie, wie stark er sie festhielt; er zog sie mit sich fort. — „Nimm Deine Sachen!" sagte er dann kurz und ohne sich an den Wunsch des Fürsten, welchen dieser deutlich ausgesprochen hatte, oder die Warnung des Wirths, daß er sich Zorn und Strafe zuziehen werde, zu kehren, wanderte er mit seiner Tochter in die stockfinstere Nacht hinaus, um den Heimweg nach seinem entlegenen Häuschen auf dem hohen Waldstein anzutreten.

Der Markgraf war nun in befriedigter Stimmung, er glaubte, eine gute That gethan zu haben. „Nichts für Euch, Ihr Schlecker!" sagte er zu seinen Cavalieren, als diese die Schönheit des Mädchens priesen. „Die Rose hat Dornen, und ich hoffe, sie werden Euch empfindlich stechen, wenn Ihr eine Annäherung wagt. Vergeßt nicht, daß ich ihr Protector bin." Er entließ darauf die Gesellschaft, um frühzeitig zu der auf morgen bestimmten Jagd wach zu sein. Nur den Grafen Tzarogy veranlaßte er, noch zu bleiben. Er selbst war vom Punsch zu aufgeregt, um schon schlafen zu können, und der Graf, das wußte er, bedurfte sehr wenig Schlummer, vielleicht gar keinen, wenn alle Gerüchte über ihn nur einige Wahrheit enthielten.

„Hier werde ich den Grobschmied von Gretna-Green spielen," sagte der Markgraf, als Beide allein waren. „Ein junges Paar zusammenzubringen, das herrlich für einander paßt! — es ist ein Act landesväterlicher Fürsorge, das muß ein schönes künftiges Geschlecht geben! Nach Amerika soll der junge Mensch nicht, das wäre grausam; ein paar Jahre Dienst könnten ihm aber nicht schaden, sein Vater wird nichts dawider haben, da er selber Soldat gewesen ist. Mit siebzehn Jahren kann der Junge doch noch nicht heirathen! Für wie alt halten Sie das Mädchen, lieber Graf?"

„Ich glaube, daß Sie hier auf sehr unsichere Voraussetzungen fußen wollen, gnädiger Herr," versetzte der Graf lächelnd. „Sie wissen nicht, ob das Paar wirklich ein Liebesverhältniß und sich heut' im Bergwalde getroffen hat — und wäre das auch der Fall, ob der Bursch Heirathsgedanken hegt, was in seinem Alter, wo man nur die Blume, nicht die Frucht im Auge hat, sehr unnatürlich wäre — endlich möchte der Vater, ein reicher und angesehener Mann, schwerlich seine Einwilligung geben, die Dirne ist doch immer nur die Tochter eines armen Forstbedienten."

„Wer Sie sprechen hört, so advocatenartig von alltäglichen Dingen," sagte der Fürst, „der sollte nicht glauben, daß er den berühmten Mann vor sich hat, der die Tiefen des Lebens und Todes, der Wissenschaft und der Kunst erschöpft hat! — Unsichere Voraussetzungen, sagten Sie. Eins kenne ich nur, das ist der rocher von Bronze, die Souverainetät, wie weiland der Vater des alten Fritz sagte: ich meine, wenn Ich befehle, daß sich die Beiden heirathen sollen, so wird weder der Bursch, noch die Dirne, noch der stolze Krämer etwas dawider haben." Er sagte das mit einem Aufblick, vor welchem sich der Graf lächelnd verneigte. — Damit brach er dies Thema ab und kam auf mystische Dinge zu sprechen, für die er heute, erregt wie er war, besonders empfänglich schien. Der Graf ließ ihn gewähren und nährte das Gespräch nur durch einzelne Bemerkungen, welche dem Fürsten durch ihren tiefern, verborgenen Sinn, den sie nur ahnen ließen, immer neu zu denken gaben. Warum sprach er sich aber nicht offen gegen ihn aus, warum warf er den Schleier des Geheimnisses, der seine Person umhüllte, nicht gegen den Gastfreund ab, der ihm nun schon so lange Zeit ein Asyl gewährt hatte? Konnte er ihm nicht wenigstens den Grund sagen, der ihn bewogen hatte, auf einige Jahre eine stille Zurückgezogenheit zu suchen? Karl Alexander glaubte des Vertrauens wohl werth zu sein und die heutige Stunde der Mitternacht schien ihm die rechte Zeit, ihm endlich, wie er schon längst beschlossen hatte, die Pistole auf die Brust zu setzen.

„Wollen Sie mir ein paar Fragen offen beantworten?" begann er plötzlich, nachdem er eine Weile geschwiegen und sich Muth gesammelt hatte. Der Graf, der während

des Schweigens in sich gekehrt ihm gegenübergesessen, blickte ruhig auf.

„Die Vergangenheit oder die Zukunft betreffend?“ fragte er.

„Die Gegenwart!“ sagte der Fürst.

„Gibt es eine Gegenwart, deren wir bewußt werden können?“ entgegnete der Graf. „Das Zucken der Wimper, wenn sie niederschlägt, gehört, noch ehe das Augenlid sich wieder hebt, der Vergangenheit an. Was soll ich über den gedankenschnell verrinnenden, nicht festzuhaltenden Moment, den wir Thoren eine Gegenwart nennen, sagen?“

„Sie machen mich schwindlig, theurer Freund. Lassen wir diese Subtilitäten. Ich frage Sie ehrlich: Sind Sie derjenige, welchen der Name, den Sie bei mir angenommen haben, mit seinem ziemlich durchsichtigen Anagramm ahnen läßt? Tzarogy Racoczy? Hoffen Sie bald offen hervortreten zu können, wie man fast glauben muß, da Sie sonst den Kaiser nicht in dieser Nähe durch eine solche Wahl des Namens aufmerksam gemacht hätten?“

„Sie fragen nach der Vergangenheit, nach der Quelle meines Lebensstromes,“ erwiederte der Graf in feierlichem Tone. Er schloß die Augen, als müsse er seine Antwort erst bedenken. Alles war still rings umher, todte Mitternacht draußen, nur das Rieseln des Brunnens ließ sich hören. Dem Markgrafen klopfte das Herz in raschern Schlägen.

„Der ich war, bin ich nicht mehr“ — begann der Räthselhafte endlich und es schien den Augen des Fürsten, welche wie gebannt an ihm hingen, als verjünge er sich auf einmal. „Namen sind gleichgiltig — wer kann behaupten, daß die Wandlungen, welche ein Erschaffenes nur auf Erden zu durchlaufen hat, unter einer Form und Gestalt, unter einem Namen, wie sie das blöde Auge der Menschen aufzufassen vermag, sich vollziehen? Auch meine Zukunft wollen Sie wissen! Wer beherrscht die Zukunft, wer sieht sie voraus? Nur der unerschaffene Geist, der vor Anbeginn der Welt war und nach ihrem Untergange sein wird, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Pläne kann der Sterbliche für die Zukunft machen, ihre Ausführung steht nicht in seiner Macht.“ Er erhob sich würdevoll, als sei es an ihm, die Unterredung zu schließen.

Dem Fürsten graute; ihm war es, als stehe ein höheres Wesen vor ihm, dem er nicht mehr mit irdischen Fragen nahen dürfe. „Sind Sie ein Sterblicher?“ klang es fast unwillkürlich von seinen Lippen.

„Gleich Ihnen,“ antwortete der Graf ruhig, indem er auf einmal in den gewöhnlichen Conversationston einlenkte. „Sie wissen, wer ich bin. Ohne mein Zuthun habe ich die Aufmerksamkeit der Welt auf mich gezogen und es war mir Bedürfniß, den Namen Saint-Germain durch die freiwillige Zurückgezogenheit einiger Jahre in Vergessenheit zu bringen. Daß der Name, den ich bei Ihnen gewählt habe, eine geschmacklose Combination disharmonischer Töne ist, fühle ich als Musikfreund am besten, es war eine Improvisation des Moments — wer hat immer Glück damit! Dissonanzen aber, mein hoher Gönner, können in der Musik, wie im Leben, aufgelöst werden und wenn sich einmal die Zeit findet, wird auch mein dissonirender Name sich in reinen Klang auflösen — obwohl er vielleicht nicht allen Ohren lieblich und willkommen klingen dürfte.“

„Sie sind es also! In Ihren Worten liegt das!“ rief der Markgraf, welcher ihm mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatte.

„Legen Sie nichts in meine Worte, was diese nicht aussprechen. — Haben Sie noch eine Frage an mich, gnädiger Herr?“

„Ja — wenn Sie mir nicht wieder ausweichen,“ erwiederte der Markgraf und etwas schüchtern setzte er hinzu: „Nach dem Lebenselixir — Sie leugnen, es zu besitzen — glauben Sie nicht an dessen Möglichkeit?“

„Bedürfen Sie dessen mit Ihren vierzig Jahren?“ entgegnete der Graf mit leichter Ironie.

„Aus Vierzig werden Sechzig, Siebzig!“ sagte der Fürst. „Ich weiß wohl, daß für den Tod kein Kraut gewachsen ist, aber gibt es denn kein Mittel, das Leben zu verlängern, und bis in das höchste Alter jung und frisch zu erhalten? Keine Panacee, als welche die Pastoren und Moralisten predigen Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Zubehör, probat vielleicht, aber sehr fade schmeckend?“

Der Graf besann sich eine Weile, als zögere er, sein Geheimniß zu offenbaren. Endlich erwiederte er gleichsam gezwungen: „Wohl gibt es eins: Umgang mit Jugend und Schönheit — im höchsten Alter nur mit solcher.“

Karl Alexander sah ihn mit großen Augen an. „Verstehe ich Sie recht?“ rief er. „Im höchsten Alter? Aber das wären ja Tantalusqualen für einen armen Greis!“

„Kennen Sie Cicero's Epistel: de senectute, gnädiger Herr? In derselben, im 12. Capitel würden Sie diese Klage über das Greisenalter als einen Vorzug bewiesen sehen. — Es gibt aber noch außer Pastoren und Moralisten andere Leute, die unsere Lebenskraft hüten, ich meine die medicinae doctores und diese rathen —“ schloß er mit einem heitern Uebergange — „zum Schlafe vor Mitternacht. Wollen Sie heute nicht wenigstens nach Mitternacht ein Paar Stunden schlummern, bis der Hörnerklang Sie weckt?“

„Sie sind ein Aal, ein glatter Aal, der sich nicht festhalten läßt!“ rief der Markgraf. — Wollen Sie morgen durchaus nach Ansbach zurückkehren? Ich hätte Ihnen gern noch die unvergleichlichen Schönheiten dieser Gegend gezeigt, Sie hätten mir vielleicht die unerforschte Felsenwildniß der Luxburg erschlossen — aber ich will Sie nicht halten. Sollte Faucit in meiner Abwesenheit kommen, so unterhandeln Sie vorläufig mit ihm. Diese englischen Knauser denken deutsches Blut für einen Spottpreis kaufen zu können! Hat der Kasseler sich die vortheilhaftesten Bedingungen erhandelt, so sehe ich nicht ein, warum ich ihm meine schönen Regimenter billiger ablassen soll. Der Fürst von Zerbst ist derselben Meinung. Wir müssen einträchtig zu Werke gehen.“

II.

Der Pfad, auf welchem der junge Hochstetten seinem Heimathsorte zueilte, gewährt vom Abhange noch einen bezaubernden Blick über die wellenförmige, von tiefen Thälern durchschnittene Landschaft, welche man die innere Hochebene des Fichtelgebirges genannt hat, weil sie von höhern, mächtigen Bergmassen, in vier getrennten Gruppen aufragend, auf weite Entfernung umschlossen ist. So entzückend die Aussicht war, für welche der junge Mann stets ein offenes Auge und einen empfänglichen Sinn hatte, ließ er sich heute nicht dadurch fesseln, nur nach der Doppelkuppe des fernen Waldsteins warf er einen raschen Blick, als habe diese für ihn ein besonderes Interesse, dann sah er nach dem Städtchen hinüber, das unten in der Entfernung einer halben Stunde schnellen Zuschreitens lag — noch schimmerten die Strahlen der untergehenden Sonne auf dem schönen gothischen Thurme der Hauptkirche, während die näher den Bergen liegenden Dörfer schon von den niedersteigenden Schatten getroffen waren. Hochstetten hatte Eile, wie nachsichtig auch die Mutter, die er allein zu Hause wußte, gegen ihr einziges Kind fühlte und dachte. Er kam zur Stadt und überschritt die Brücke, als es noch ziemlich hell war; er hatte somit sein Wort gehalten.

Vor der Hausthür der väterlichen Wohnung, die in der Nähe des Marktes lag, stand aber die Magd, welche ängstlich nach ihm ausschaute und ihm gleich entgegengelaufen kam. „Wo bleiben Sie denn? Der Vater ist angekommen!“ rief sie schon von Weitem und es zuckte ihm doch, wie ein Schreck, durch die Seele, als er diese unerwartete Nachricht hörte. Er ließ aber die Magd nichts davon bemerken, sondern äußerte sich nur verwundert, und beschleunigte seinen Gang auch nicht. Sie sagte ihm, daß der Herr schon nach ihm gefragt und gescholten habe. In dieser Weise vorbereitet, trat Franz in die Stube, wo er nur die Mutter traf. Der Vater war im Laden, um dort mit dem Diener und Lehrling, noch ehe geschlossen wurde, Ordnung zu machen. Aufathmend, wie von schwerer Sorge befreit, sah die Mutter den Eintretenden erscheinen.

„Aber, Franz! Mußt Du heute grade so lange ausbleiben!“ rief sie.

„Vor der Dunkelheit, wie ich versprochen habe!“ erwiederte er. — „Wie kommt es, daß der Vater heute schon zurückgekehrt ist?“

„Hast Du nun Abschied genommen?“ fragte sie, ohne ihm Antwort zu geben.

„Nein, Mutter!“ engegnete er sanft. „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich nicht anders kann —“

„Unglückskind! Was soll daraus werden!“ rief sie schmerzlich. Da trat der Vater ein und Franz begrüßte ihn mit der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, welche zu jener Zeit noch im Mittelstande durch strengste Auslegung des vierten Gebotes selbst erwachsene Kinder gegen ihre Väter bewahrten.

„Ist der Patron endlich von seiner Streife eingerückt?“ sagte der Vater nicht unfreund-

lich, indem er dem Sohne die Backe zum Kuß hinhielt. — „Wo gewesen? Doch nicht auf dem Waldstein etwa?"

„Auf der Luxburg," erwiederte Franz, dem es nicht unlieb war, den Sinn der väterlichen Frage umgehen zu können, ohne der Wahrheit untreu zu werden.

„Recht, wenn Du Dir endlich die Dummheit aus dem Sinne geschlagen hast! Kinderei, Narrenspossen! — Was hast Du auf der Luxburg gemacht? Ich will nicht hoffen, daß Du das alberne Märchen von dem vergrabenen Schatze der Luxburger glaubst. Schätze, mein Sohn, die Segen bringen, erwirbt man sich nur durch Fleiß und Arbeit. Bringe Licht, Mutter, man kann sich ja nicht mehr erkennen." Die Mutter ging zum Feuerzeuge; während sie Funken schlug und der Zunder nicht brennen wollte, setzte der Vater sich in seinen Lederstuhl, um den Sohn, der vor ihm stand, noch weiter zu befragen.

„Der Markgraf ist im Sichersreuther Bade — hast Du etwas von ihm gehört?"

„Ich bin ihm begegnet, Vater. Er hat mit mir gesprochen."

„So!" versetzte der Vater, auf welchen diese Auszeichnung wenig Eindruck zu machen schien. „Was hat er zu Dir gesagt?"

„Er hat mich auch gefragt, ob ich Schätze auf der Luxburg gesucht hätte," antwortete Franz und das Blut stieg ihm bei der Erinnerung an den fürstlichen Scherz, der sich an die Frage geschlossen hatte, in die Wangen. Die Mutter, welche schon im Begriff war, das Abendbrot, das nach bürgerlicher Sitte sehr früh genossen wurde, zu besorgen, blieb noch stehen, um weiter zu hören, was der Markgraf mit ihrem Sohne gesprochen — es schmeichelte ihrer Eitelkeit, der bildhübsche Junge mußte dem Herrn doch aufgefallen sein, daß er ihn angeredet hatte.

„Schätze, ich glaub's!" sagte Hochstetten lachend. „Er könnte sie brauchen. Hast Du etwas Merkwürdiges von Mineralien für Deine Sammlung gefunden?"

„Nichts, was des Aufhebens werth gewesen wäre," antwortete der Sohn, tiefer erröthend in dem Bewußtsein, daß er gar nicht einmal danach gesucht hatte.

„Siehst Du und hast einen ganzen Nachmittag damit verloren! Es wird Zeit, daß Du diese kindische Passion aufgibst — die Dich nur auf Allotria führt, wie Dein Magister sagt. Wir verstehen uns! — Das Botanisiren und Steinsammeln ist für Erwachsene nur, wenn sie sonst in der Gotteswelt nichts zu thun haben. Nun, Mutter, gib mir bald zu essen, mich hungert. Nachher erzähle ich Dir noch Neuigkeiten, die Dich freuen werden."

Die Frau ging hinaus und Franz, der nach der Anspielung ein Rigorosum, wie auch sein Lehrer, der Magister, zu sagen pflegte, gefürchtet, athmete erleichtert auf, als der Vater, der sehr müde schien, nach andern Dingen fragte, die er ruhigern Herzens beantworten konnte. Bald dampfte dann das reichliche Mahl, welches die Hausfrau gleich nach der Heimkehr ihres Gatten beschickt hatte, auf dem gedeckten Tisch; Ladendiener und Lehrling wurden gerufen, der Hausherr sprach das Tischgebet und die Mahlzeit wurde unter gleichgiltigem Gespräch eingenommen. Als darauf die beiden Handlungsbeflissenen, welche am Tische des Principals Theil nahmen, aufgestanden waren und sich entfernt hatten, sah Frau Hochstetten ihren Mann auffordernd mit ihren freundlichen blauen Augen an. — Die Neugier nach der versprochenen Erzählung hatte sie das Ende des Mahls kaum erwarten lassen: er war ja in ihrer fernen Heimath gewesen.

Er nickte ihr zu, setzte aber erst seinen Meerschaumkopf in Brand und dampfte ein paar mächtige Wolken in die Luft, ehe er sprach. „Capitän von Löhneisen hat geschrieben," sagte er.

Helle Thränen stürzten sogleich aus den Augen der Frau, sie hob die Hände ängstlich empor.

„Dein Bruder ist gesund, er hat die Seefahrt glücklich überstanden und sich bis jetzt wohl erhalten," fuhr der Gatte fort und seine Worte zerstreuten jede Besorgniß, die sich schon in dem allzuweichen Herzen seiner Frau geregt hatte.

„Hast Du den Brief gelesen? Was schreibt der brave Löhneisen mehr von Wilhelm?" rief sie.

„Ich habe den Brief nicht gelesen — wie sollte ich zu Frau von Löhneisen kommen? Mein Gönner, der wackere Herr von Westphalen, war aber grade in Braunschweig und da ich es erfuhr, machte ich ihm meine Aufwartung, denn ich verdanke ihm viel, wie Du weißt; der erzählte mir

gleich, daß Depeschen aus Amerika eingetroffen seien und da ich natürlich nach nähern Umständen fragte, auch erwähnte, daß Du einen Bruder als Feldwebel beim Grenadierbataillon Breymann hättest, Compagnie Löhneisen, erbot er sich, bei Frau von Löhneisen anzufragen. Da hat er mir denn erzählt, was ihm die Dame vorgelesen. Viel Kranke anfangs wegen des ungewohnten Klimas, wenige Deserteure, ein neues Marschiren in geöffneten Rotten, und Einzelnschießen — doch davon verstehst Du nichts! — zum Ernst ist es bis dato noch nicht gekommen. Wie es anderswo steht, wissen sie nicht."

„Gott sei Dank!" rief die Frau. „Wo sind sie jetzt?"

„Wo sie jetzt sind, wer kann das wissen! Du denkst, ein Brief aus Amerika braucht nicht länger Zeit, als aus Hof oder Baireuth. In Quebeck waren sie angekommen und General von Riedesel sollte mit einem Corps, wozu auch das Grenadierbataillon bestimmt war, gegen Montreal vorrücken, das die Amerikaner besetzt hatten. Was hilft Dir das Alles, Gustel! Du weißt ja nicht, wo das liegt und wie es im Kriege zugeht. Weine nicht! Da ist nun nichts mehr zu ändern."

„Dieser schändliche Menschenhandel!" schluchzte sie aus tiefster Brust.

Der Kaufmann blies stärkere Rauchwolken um sich her, dann strich er sie mit der Hand fort, daß er seiner Frau in das Gesicht schauen konnte, und sprach bedächtig: „Loben will ich die Sache auch nicht, und mein edler Herr von Westphalen hat sich stark mißbilligend darüber ausgesprochen, wie er denn furchtlos seine Meinung gegen Hoch und Niedrig sagt. Aber ich habe in Braunschweig doch viele verständige Leute reden hören, die anders über die Sache denken und gar nichts Absonderliches darin finden wollen. Dergleichen, sagen sie, wäre zu allen Zeiten vorgefallen; Potentaten hätten ihre Truppen, wenn sie dieselben im Frieden nicht brauchten, an andere Mächte in Sold gegeben und kein Mensch etwas darüber gesagt, wie jetzt hin und wieder geschieht."

„Aber in ein so fernes Land über's Meer, wo Keiner wiederkommen wird," seufzte Frau Hochstetten.

„Nach Amerika — freilich, das sagte Dein Vetter auch, als bei ihm die Rede davon war. Da brachte aber ein Kaufmann aus Leipzig, der mit in der Gesellschaft war, viele Exempel vor, daß schon vor achtzig Jahren dergleichen passirt sei. Es war die Antwort auf die Rede Deines Vetters, der seinen Fürsten tadelte, daß er seine Landeskinder über's Meer verkauft habe, was noch nie erhört worden. Die Republik Venedig, erzählte der Kaufmann, habe von vielen deutschen Fürsten Soldaten gemiethet, um Negropont in der Levante zu belagern, Anno 1688. Da seien Würtemberger gewesen, Badenser, Waldecker, eine ganze Compagnie Sachsen-Meininger und mehr als dreitausend Hessen. Deutsche Soldaten wären also schon in fremdem Sold über's Meer gegangen."

„Ja, ja, der Hesse – der hat auch diesmal das böse Beispiel gegeben! Mein Vetter hat mir Alles geschrieben!" klagte Frau Hochstetten.

„Und, lieber Vater, wenn Sie mir ein Wort erlauben," sagte Franz, der bis jetzt schweigend, wie sich gebührte, der ganzen Erzählung seines Vaters, welche dieser nur an die Mutter richtete, zugehört hatte, „hier ist doch noch ein großer Unterschied. Die Republik Venedig hat um deutsche Hilfsvölker gegen die Türken, den Erbfeind der Christenheit, wie ja in den Kreuzzügen so viele, viele Tausende von Deutschen gegen die Saracenen gezogen sind. England aber kauft den deutschen Fürsten Soldaten ab gegen —"

„Gegen Rebellen!" unterbrach ihn der Vater mit starker Stimme, indem er sich straff aufrichtete in der Haltung, welche der Wirth im Sichersreuther Bade von ihm gegen den Markgrafen gerühmt hatte. „Hast Du Gelbschnabel auch schon ein Wort über die deutschen Fürsten mitzureden? Rebellirst selber gern, nicht wahr! — Wer hat dem Jungen dieses Raisonniren über den Krieg in Amerika in den Kopf gesetzt — Du etwa, Auguste?"

Die Mutter verwahrte sich schwächlich dagegen, denn sie war sich bewußt, in der Trauer um den zärtlich geliebten Bruder gegen Franz oft über die Grausamkeit geklagt zu haben, welche deutsche Soldaten in einen Krieg, der sie gar nichts anging, für Geld geschickt hatte: Sünden- und Blutgeld hatte sie es sogar einmal genannt.

„Laßt mich so ungewaschene Reden nicht noch einmal hören!" sagte der Vater, der

immer stärker dampfte. „Weiber und Kinder verstehen nichts von Staatshändeln! Der Fürst, der sich Truppen hält, kann sie hinschicken, wo er will, und wenn er sie in fremden Sold gibt, so erspart er seinem Lande dadurch große Ausgaben, kann Steuern erlassen, wenn er will, und erzeigt dem Lande dadurch eine Wohlthat. Für den Soldaten ist der Krieg erst recht eine Wohlthat — fragt doch nach, ob sie nicht mit Freuden marschirt sind! Ich glaube gar, der Patron hätte es ganz recht gefunden, wenn auch die Soldaten rebellirt und den Abmarsch verweigert hätten, bis man mit Kartätschen unter sie geschossen hätte!"

Er blickte seinen Sohn mit strafenden Augen an, Franz wagte kein Wort zu erwiedern, wie manchen Einwurf er auch, ohne einen Gedanken an Rebellion, gegen die Behauptungen seines Vaters in der Seele trug.

„Sei nur gut, Vater!" bat die Frau. „Er denkt ja nicht so. Er ist Dein guter, gehorsamer Sohn."

Der Vater schnitt mit der Pfeifenspitze mehrmals durch die Tabackswolken und sagte dann: „Ihm wäre es sehr gut, wenn er ein paar Jahre in soldatische Zucht käme. — Kannst zu Bett gehen, Franz." Der Sohn stand auf, wünschte den Eltern gute Nacht und zog sich in sein Dachstübchen zurück, wo er aber noch keineswegs zu Bett ging, sondern lange an seinem Tische saß, den Ellnbogen in die Hand gestützt, seinen Gedanken hingegeben, die immer trauriger wurden, je mehr sie sich auf einen Gegenstand richteten. „Was soll daraus werden!" klang die vorwurfsvolle Frage der Mutter in seinem Geiste wieder. Er wurde sehr weich, denn er war noch so jung und sein Herz voll, bis zum Brechen! Aber bald schämte er sich seiner Schwäche, er strich das lange Haar, das noch in freien Locken um seine Schläfe hing, von der Stirn, über welche es bei dem tief gesenkten Haupte gefallen war, er blickte muthig auf und erhob sich von seinem hölzernen Schemel. „Mag daraus werden, was will!" sprach er vor sich hin. „Wir haben uns ewige Treue gelobt und werden dabei bleiben!"

Das lange Haar mit seinen freien Locken war der erste Gegenstand, welchen der Vater, als er mit der Mutter allein geblieben war, scharf angriff. „Das muß nun ein Ende nehmen!" sagte er. „Ich habe mich lange genug von Deiner kindischen Eitelkeit, die Dir der Maler in den Kopf gesetzt hat, abhalten lassen, einen Machtspruch zu thun. Ja, ja, ein Johanneskopf, warum nicht gar noch gotteslästerlicher! So lange er ein Kind war, meinetwegen — aber daß Du ihm den Zopf wieder aufgeflochten hast, nachdem er confirmirt und zu Gottes Tisch gegangen war, und daß ich das schwach genug zugegeben, ist eine Schande. Was muß der Markgraf gedacht haben, als ihm der Junge im Walde wie ein Wilder mit langen Haaren begegnete: es fehlte nichts, wie ein ausgerissener Tannenbaum in der Hand, und der Wappenhalter der königlichen Vettern unsers Herrn wäre fertig gewesen. Morgen gehst Du zum Friedewald und kaufst dem Jungen festes Zopfband, daß er's nicht sprengt; ich will den Scandal nicht mehr sehen. Zu Tisch kommt er mit einem gewickelten Zopf, das sage ich Dir." Die Mutter konnte dagegen nichts einwenden, da ihr schon von mehrern Seiten über das unordentliche Haar ihres schönen Franz Vorstellungen gemacht worden waren.

„Die andere Geschichte ist nun doch vorbei?" fuhr der Vater nach einer Weile auf.

„Ich — weiß nicht," antwortete die Mutter verlegen. „Die Kinder haben sich so sehr lieb!"

„Kinder!" wiederholte der Vater heftig. „Freilich Kinder! Denen soll man aber die Dummheiten austreiben! Kinder wissen nicht, was sie thun. Da steigt der Junge nach Steinen und Moos stundenweit in die Berge hinauf, findet die Dirne auf dem Waldstein, die auch noch ein Kind ist, und Beide verlieben sich gleich in einander. Ich glaube gar, sie haben schon an's Heirathen gedacht." — Dabei schlug er ein lautes, dröhnendes Gelächter auf, vor dem die Mutter erschrak, das ihm aber seine gute Laune zurückgab.

„Es wird dem Jungen gut sein," sagte er, „wenn er ein paar Jahre aus dem Hause kommt. Ja, ja, Mutter," fuhr er fort, als er ihren neuen Schreck bemerkte, „es kann nichts helfen. Ich habe ihn so lieb wie Du und er wird mir in allen Ecken fehlen, aber er muß fort, wenn auch nicht gleich, doch im Frühjahr. Was soll

er hier? Im Laden stehen, wo ich noch alle Comptoirgeschäfte selbst besorge? Da lernt er nichts, da wird kein rechter Kaufmann aus ihm, da bringt er meine Firma, wenn sie einmal auf ihn erbt, nur zurück. Der Kaufmann muß über das Weichbild seiner Stadt hinaus, er muß sich in der Welt etwas versucht haben, ehe er sich niederläßt. So hab' ich es gethan, wenn auch nicht grade freiwillig. Ich hatte mich auch verplempert — nichts für ungut, Gustel! wenn ich sie Dir zeigen wollte, so würdest Du mich auslachen, sie ist noch hier und nun auch verheirathet — als mir aber erst die Kugeln um die Ohren pfiffen, war ich bald curirt und dankte Gott, als ich Dich nachher in Braunschweig kennen lernte." Er reichte ihr die Hand. — „Soldat soll Dein Franz nicht werden, habe keine Angst. Zum Gemeinen ist er mir zu schade, auch würde er die Fuchtel, ohne welche es nicht abgeht, nicht zahm vertragen, dann gäbe es ein Unglück. Er soll nach Braunschweig zu Deinem Vetter, bist Du nun zufrieden? Der macht alle Jahre große Reisen, da nimmt er ihn mit und es wird ein ganzer Kerl aus ihm. Kommt er dann wieder, so ist es Zeit, an eine passende Heirath für ihn zu denken. Die Dirne wird unterdessen wohl auch in ihrem Stande versorgt sein."

Die Augen der Mutter schwammen in Thränen, aber es waren diesmal Thränen der Rührung und Freude, da sie ihren Mann heute so gut, so herzlich sah, wie er sich nur selten bei seiner strengen Außenseite zeigte. Am andern Tage geschah denn auch sein Wille, dem sich Franz lachend fügte. Alle anständigen Leute, hatte man ihm längst gesagt, tragen den Zopf, er war seines frei getragenen Haars wegen, wie sauber es auch stets in seinem natürlichen Gelock gehalten war, vielfach geneckt und verlacht worden — überdem, wenn er es nicht abzuschneiden brauchte, wie leicht war der Zopf, in welchen die Mutter eine Menge Ellen Band verwickelt hatte, wieder aufgerollt, falls es ihm einmal beliebte! Der Vater musterte ihn, als er bei Tisch erschien, mit strengem Blick, ließ ihn „rechts umkehrt" und wieder Front machen und sagte nichts: er wollte es sich nicht gestehen, aber der Junge hatte ihm mit seinen braunen Locken im Grunde selbst besser gefallen.

Spät Abends kam ein markgräflicher Piqueur nach Wunsiedel, fragte nach dem Hochstetten'schen Hause und setzte den Kaufmann durch den Befehl in Verwunderung, morgen um zehn Uhr vor Seiner Durchlaucht im Sichersreuther Bade zu erscheinen. Was konnte der Fürst von ihm wollen? Er irrte nicht, wenn er den erhaltenen Befehl mit der Begegnung seines Sohnes in Verbindung brachte, und als er sich von diesem Alles wiederholen ließ, was der Markgraf mit ihm gesprochen und er geantwortet hatte, schüttelte er den Kopf. „Soldat werden? In der Welt umsehen — Ehre und Beute im fremden Lande? — Das klingt ja grade so, wie das Lied, das sie in Hessen und Braunschweig gesungen haben!"

Er legte am andern Morgen seinen besten kirschbraunen Rock mit Perlmutterknöpfen an, ließ sich von der Frau frische Wäsche geben, Halstuch, Busenstreif und Manschetten, zog die neuen Kniegürtel und silbernen Schuhschnallen hervor und nahm das spanische Rohr mit dem großen silbernen Knopf in die Hand, den dreieckigen Hut unter den Arm, als er sich, gleichsam eine Musterung über seine eigene Person zu halten, vor den kleinen Spiegel stellte. „Schön, nicht wahr, Gustel?" sagte er lachend. „Ein wahrer Hochzeitsputz! Aber vor seinem Fürsten muß man in Parademontur erscheinen." Wenn er guter Laune war — zuweilen freilich auch in entgegengesetzter! — sprach er gern in soldatischen Ausdrücken.

Frau Hochstetten sah ihm wohlgefällig nach, wie er straff über den Markt ging und alle Leute ihn achtungsvoll, viele sogar demüthig grüßten. Er schlug vor der Stadt den Weg über die Höhe ein, wo die Fahrstraße nach Amberg und weiter nach Regensburg läuft, jetzt eine schöne Chaussee aus silberweißem Marmor gebaut, damals noch ein steiniger Fahrweg mit Rasten für schweres Fuhrwerk. Der Kaufmann stieg den steilen Berg so rüstig empor, daß der Fuhrmann im blauen Kittel, dessen vier große Gäule mit ihrem klingelnden Kumtgeschirre keuchend bergan zogen, verwundert und respectvoll die Lederkappe vor ihm zog. Das war ein Mann von altem Schrot und Korn! Oben stand er aber doch eine kleine Weile still; er war in seinem dunkeln Comptoir nicht abgestumpft gegen die schöne Natur und erfreute sich jedesmal an dieser

Stelle der Herrlichkeit seiner Gebirgsheimath. Im hellen Morgenscheine lagen die Riesenberge drüben, er kannte sie alle mit Namen; eine zusammenhängende Kette schienen sie von hier und doch trennte eine tiefe Senkung den Kuppeldom der Platte von den Hörnern der Kösseine, von denen es sich dann abstufte zu der langen waldbedeckten Masse, welche die Wunder einer unerforschten Felsenwelt barg — dort hatte einst, auf fünf aneinander gedrängten Steinkolossen erbaut, das Raubschloß gestanden, deren Namen Lugs- oder Luxburg später auf die ganze Wildniß übertragen worden war. Der Kaufherr hatte kein Recht, seinen Sohn zu schelten, daß er gern müßig in den Bergen umherschweifte; auch ihn zog es immer mächtig hinüber, wenn er sie ungestört, wie heute, schauen konnte. Aber er stieß sein spanisches Rohr unwillig über sich selbst auf den Boden und schritt kräftig weiter, um den Aufenthalt einzuholen, über den Bergrücken hernieder in das weite grüne Thal, das die Wender, ein munteres Bächlein, durchfließt, und an der Mühle, welche sie treibt, rechts abbiegend den sanft ansteigenden Hang hinauf, der zu den bescheidenen Häusern des Sichersreuther Heilquells führte. Dieser war erst vor fünfundvierzig Jahren von einem blinden Bauer, der im Dorfe der Brotmerkel hieß, gefunden worden; ein Traumgesicht, wie die Leute erzählten, hatte ihm die Stelle angegeben, wo er Genesung finden sollte. Der Quell war zu Ehren gekommen und mit einem Steinbecken umfaßt worden, aber für die Gäste noch wenig geschehen, damals brauchte man viel Zeit dazu, wenn nicht eine fürstliche Hand freigebig sich aufthat. Hochstetten hatte auch davon gehört, daß der Markgraf das Bad kaufen werde; vielleicht fand sich heute eine Gelegenheit, mit ihm davon zu reden: Menschenfurcht kannte der feste Mann nicht, seit er dem Adlerauge des großen Fritz Stand gehalten und als gemeiner Soldat dreist mit seinem königlichen Feldherrn gesprochen hatte.

„Er ist pünktlich — das liebe ich!“ empfing ihn der Markgraf, als er zu ihm in die kleine Stube geführt wurde, die der Fürst hier bewohnte. Nur zwei oder drei Herren seines Gefolges waren anwesend; Hochstetten achtete nicht auf sie, sondern verneigte sich mit gebührender Ehrfurcht vor seinem Landesherrn und richtete sich dann auf, Stock und Hut militärisch haltend.

„Ich habe mit Ihm reden wollen, wegen seines Sohnes,“ sagte der Fürst ohne Eingang. „Der junge Mensch gefällt mir — was gedenkt Er mit ihm anzufangen?“

„Er hat die Handlung gelernt, Euer Durchlaucht, und soll einmal mein Nachfolger sein; er ist mein einziger Sohn.“

„Das weiß ich. Aber Er denkt wohl noch nicht an's Sterben und wie Er mir aussieht, ist noch nicht alle Hoffnung auf mehr Kinder aufzugeben!“

„Durchlaucht scherzen!“ erwiederte der Kaufmann, ohne eine Miene zu verziehen.

„Will er den Sohn in meine Dienste treten lassen? Ich kann ihn bei meiner Garde-du-Corps brauchen.“

Auch dieser kleine deutsche Fürst hielt sich eine Garde-du-Corps von vier Escadrons, die den Dienst in seinen Schlössern versah! Warum nicht! Hatte sich doch ein Markgraf von Baden-Durchlach sogar eine Amazonengarde von schönen, starken Mädchen gehalten, welche glänzend uniformirt und vortrefflich exercirt war, sogar im Feuer! Soweit war Ludwig XIV., das Vorbild aller großen und kleinen Potentaten seiner Zeit, im Luxus seines Hofstaates nicht einmal gegangen.

Hochstetten verbeugte sich tief, dann erwiederte er mit unveränderter Stimme: „Euer Durchlaucht erweisen meinem Sohn viel Ehre. Ich kann denselben aber in meinem Geschäft vor der Hand ohne merklichen Schaden nicht entbehren. Sobald das möglich sein wird, soll er auf einem andern Platz, sowie auf Reisen seine Handelskenntnisse erweitern, wie es für seine Zukunft unumgänglich nothwendig ist. Euer Durchlaucht wollen daher verzeihen, wenn ich die mir gebotene Gnade nicht annehmen kann.“

Unter den Hofleuten entstand eine unwillige Bewegung und ein langer Herr, der eben so kerzengrade wie Johann Christian Hochstetten stand, schüttelte heftig den Kopf. — „Er ist kurz angebunden, mein Freund!“ sagte aber der Markgraf in guter Laune. „Zu weiten Reisen wäre vielleicht auch in meinem Dienst Rath geworden, im Fall ich den jungen Menschen zu einem andern Regiment als meiner Garde-du-Corps gegeben hätte.“ Er sah dabei den langen Herrn an, welcher in seiner ganzen Hal-

tung den alten Officier nicht verläugnen konnte, und übersah deshalb, wie es dem Kaufmann aus Wunsiedel über das Gesicht zuckte. Der Markgraf ließ sich in die Karten seines noch verdeckten Spiels schauen. „Wenn Er aber nicht will, ich bin fern davon, meine Unterthanen zu irgend etwas zu zwingen, obgleich ich es könnte, mein Freund, versteht Er mich? — So muß ich denn für Seinen Sohn, an dem ich einmal mein Wohlgefallen gefunden habe, auf andere Weise sorgen. Hat Er schon eine Frau für ihn?"

„Euer Durchlaucht, er ist noch nicht achtzehn Jahre alt!"

„Thut nichts, Er braucht ja nicht gleich den Pastor rufen zu lassen. Ich will ihm bloß eine Braut geben, die Hochzeit kann dann meinetwegen erst in zehn Jahren sein. Keine Widerrede! Einmal hab' ich mir's von Ihm gefallen lassen, das zweite Mal würde es Ihm nicht so hingehen! — Ist der Lichterfeld noch nicht zurück?" wandte er sich an den alten Officier. Dieser ging hinaus, stieß aber schon in der Thür auf einen jüngern Herrn, der in augenscheinlicher Verlegenheit eintrat.

„Da ist Er ja! Laßt den Mann mit der Tochter nur gleich hereinkommen!" befahl der Fürst und Hochstetten, dem eine Ahnung aufging, wenn er auch die ganze Wahrheit noch nicht erkannte, blickte mit finster gerunzelter Stirn, deren Adern mächtig schwollen, auf den Gebieter, der seiner Willensfreiheit Gewalt anthun wollte.

„Durchlaucht —" begann der zuletzt Angekommene jedoch mit unsicherer Stimme — „ich habe Beide nicht gefunden. Mein Führer hat mich sicher hinaufgebracht, über das ganze zackige Rückgrat des Berges bis zum andern Ende, wo das Haus steht, das war zugeschlossen und kein Mensch zu sehen oder zu errufen. Ich habe die ganze Umgebung durchstreift — der lange Berg mit seinem finstern Walde fällt nach allen Richtungen stundenweit ab; es ist eine pure Unmöglichkeit, dort einen einzelnen Menschen aufzuspüren. Warten konnt' ich meinen allergnädigsten Herrn nicht lassen, ich habe also ein Blatt aus meiner Schreibtafel genommen, den Befehl Eure Durchlaucht darauf geschrieben, und es hinter die Thürklinke eingeklemmt, so daß es der Mann finden muß, wenn er nach Hause kommt."

„Wenn Er seine Sache nicht anderswo geschickter macht, Lieutenant Lichterfeld, so wird Sein Obrister schlecht mit Ihm zufrieden sein!" sagte der Markgraf, dem der Humor nun verdorben schien. — „Wir machen denn unser Geschäft kurz ab!" wandte er sich wieder an den Kaufmann, dessen Gesicht jetzt von einer dunkeln Röthe unterlaufen war. „Kennt Er den Forstwart Stern vom Waldstein und seine Tochter?"

„Den Stern, ja — das Weibsen nicht!" antwortete Hochstetten mit versetztem Athem.

„Sprech' Er nicht so despectirlich von Seiner künftigen Schwiegertochter!" rief der Markgraf. „Sein Sohn heirathet das Resel vom Waldstein, sie soll von mir eine Ausstattung haben! Damit Punctum. Er weiß um meinen Willen, dabei bleibt's und Er kann Seiner Wege gehen, ich mag nichts weiter hören. Der Amtshauptmann soll mir in vierzehn Tagen melden, daß die Sache in Richtigkeit ist."

Ohne ein Wort zu entgegnen, wie es ihm auch verboten war, machte der Kaufmann dem Fürsten seine Reverenz, und ging hinaus. Durch das niedrige Fenster konnte man ihn aus der Hausthür treten und den Wirth, der ihn ansprechen wollte, mit einer Handbewegung abfertigend, den Pfad zum Walde einschlagen sehen.

„Auf die Plassenburg mit dem!" rief der Oberst von Voit, der seinen Unwillen nicht mehr zurückhalten konnte.

„Laßt gut sein! Etwas stierköpfig seid ihr Alle, das ist nun einmal fränkische Art von Alters her — darum heißen wir auch die Franken, weil wir frank sind!" Karl Alexander nahm auch für sich die fränkische Art in Anspruch, obgleich sie in seinem Charakter durch viel andere Elemente sehr abgeschwächt war. — „Ich habe mein gutes Werk gethan und Sie, mein lieber Egloffstein, sollen mich zu Weihnachten daran erinnern, daß ich mir das junge Brautpaar in Baireuth vorstellen lasse und ihm ein Weihnachtsgeschenk mache."

Die Anwesenden wurden entlassen. — „Lichterfeld!" sagte der Oberst von Voit draußen, den jungen Officier zu sich winkend. „Nehmen Sie sich die Reprimande nicht zu Herzen, der Markgraf weiß so gut wie ich, daß Sie Ihr Handwerk verstehen. Ich werde Sie bald wieder auf Werbung schicken. Sollte sich's ereignen, wovon man

munkelt, so müssen Sie eine erweiterte Vollmacht haben, denn es fragt sich, ob wir freiwillig so viel Burschen bekommen, als wir brauchen."

„Grade dann, mein Herr Obrist! Der Friedensdienst, das Casernenleben, die strenge Zucht hat keinen Reiz — aber schon die alten Geschichten von dem Goldlande, das freiere Leben, die bunten Abenteuer in der neuen Welt — "

„Bah! Sie sind noch jung, Lichterfeld! Nach dem Goldlande geht's nicht und Strapazen wird's geben, wovon Ihr keinen Begriff habt. Auch ist der Krieg gegen irreguläres Volk in den Wäldern und gegen die Wilden kein Spaß. Das muß man aber nicht sagen, bleiben Sie bei Ihrem Goldlande und malen Sie noch braune indianische Mädchen mit bunten Federschürzen hinein. Kommt's dazu, so würde der Fürst selbst ein Auge zudrücken, wenn wir hier im Lande ein wenig zugriffen, ja den schönen Franz uns ausbäten, für den er eine so rührende Tendresse gefaßt hat."

„Das übertragen Sie mir, Herr Obrister!" sagte Lichterfeld mit funkelnden Augen. „Ich werde den Markgrafen durch ein Meisterstück zu einer Reparation d'honneur gegen mich bewegen."

„Thun Sie das, mein Lieber!" erwiederte der Oberst. „Aber keinen Gewaltstreich! Sie wissen, das dulde ich nicht und der Markgraf möchte grade in diesem Falle keinen Spaß verstehen, wenn er Klage hörte. Diese würde er aber hören, wenn der Vater, den der preußische Grenadier noch in den Nacken schlägt, nicht auf der Plassenburg eingesperrt würde. — Es ist übrigens noch lange nicht so weit und wird vielleicht gar nicht dazu kommen."

III.

Es war allerdings noch nicht so weit, aber es sollte auch für Ansbach und Baireuth dahin kommen. Der britische General-Bevollmächtigte, William Faucit, Oberst der königlichen Garde, der bereits im vergangenen Jahre die Subsidienverträge mit mehrern deutschen Fürsten abgeschlossen hatte, war auch in diesem Jahre wieder in Deutschland erschienen, da die Streitkräfte in Amerika noch immer nicht ausreichten, die im Aufstand begriffenen Colonien zu unterwerfen.

Kein Staat hat sich mehr Eingriffen-gutes, alles Recht erlaubt und ist gewaltthätiger darin verfahren als England, wiewohl es sich bis auf unsere Tage gern den Anschein gibt, ein Hort der Freiheit und Humanität zu sein, wenn — seine eigenen Interessen nicht dabei in's Spiel kommen. Wie es die blühenden Colonien, die es in Nordamerika besessen und in dem glücklich geführten siebenjährigen Kriege auf Kosten Frankreichs vergrößert, durch willkürliche Maßregeln der Besteuerung zur Widersetzlichkeit und endlich zum entschiedenen Bruch mit dem Mutterlande gereizt hat, gehört der Geschichte an. Die Amerikaner ergriffen die Waffen für ihre Rechte, das englische Parlament erklärte sie für Rebellen und der König wurde aufgefordert, sie mit Waffengewalt niederzuwerfen. Ansehnliche Truppenverstärkungen gingen nach Amerika, eine Proclamation lautete: Krieg oder Unterwerfung! der Krieg hatte aber schon mit dem an sich unbedeutenden Treffen von Lexington begonnen. Ein Congreß der Amerikaner übernahm die Leitung des Widerstandes, General Washington organisirte aus Elementen, wie sie das Land in seiner Eigenthümlichkeit bot und noch heut für den dort wüthenden Krieg bietet, eine Streitmacht; auch die südlichen Provinzen erhoben sich und am 4. Juli 1776 erklärten sich die Colonien für unabhängig. Ein Vernichtungskampf stand in Aussicht.

Unterdessen hatte aber England umfassende Maßregeln für den Krieg getroffen. Seine mangelhafte Wehrverfassung erlaubt ihm nicht, für auswärtige Kriege aus dem eigenen Lande eine Armee von hinreichender Stärke aufzustellen, es hat von jeher dazu fremde Truppen in Sold genommen oder Fremdenlegionen geworben. Auch diesmal war das der Fall. Deutsche Fürsten ließen sich willig finden, ihnen zur Unterwerfung der aufständischen Colonien gegen bedeutende Subsidiengelder Truppen zu stellen. Die öffentliche Meinung hat sie dafür gerichtet und diese Verträge als Menschenhandel gebrandmarkt. Das strenge Urtheil über dieselben ist mit Recht gesprochen, aber erst, als sich unter dem Einflusse der europäischen Begebenheiten, welche bald nach dem Ende des amerikanischen Krieges einen welterschütternden Fortgang nahmen, die Ansichten über viele Verhältnisse im Staats- und Völkerleben veränderten und klärten,

hat auch die Anschauung über jenen Verkauf deutscher Krieger, um ihr Blut für eine fremde Sache zu vergießen, sich aus der unsichern Schwankung der Zeitgenossen auf einen festern Standpunkt erhoben.

Denn Christian Hochstetten hatte Recht, als er in seinem Hause äußerte: daß hin und wieder mißbilligend über die Sache gesprochen werde. Nur hin und wieder geschah es. Daß es Männer von edler Gesinnung waren, welche sich furchtlos tadelnd darüber aussprachen, hätte wohl das Urtheil einigermaßen bestimmen können, aber die Menge dachte gleichgiltiger; das Recht der Fürsten, über ihre Soldaten nach Belieben zu verfügen, sie durch Tausch oder Schenkung oder für Uebernahme des Soldes andern Fürsten zu überlassen, war unbestritten und die Sache war noch in letzter Zeit vielfach in Deutschland vorgekommen, ohne daß irgend Jemand Anstoß daran genommen hatte. August der Starke von Sachsen hatte Friedrich I. von Preußen für eine Sammlung japanischen Porcellans 600 Reiter geschenkt, welches Regiment — Wuthenow Dragoner — in Preußen lange Zeit das Porcellanregiment geheißen; der Herzog von Sachsen-Gotha hatte 5000 Mann gegen eine Entschädigung von 120,000 Gulden dem Kaiser Karl VI. im polnischen Thronfolgekriege, kaum vierzig Jahr her, überlassen, auch den Holländern Truppen gestellt, der Landgraf von Hessen schon früher den Engländern; Kursachsen hatte vom Herzoge von Wolfenbüttel ein Regiment, ein anderes vom Markgrafen von Ansbach gekauft. Etwas Neues und Unerhörtes waren also die Subsidienverträge der Fürsten für den amerikanischen Krieg nicht — sie wurden aber dadurch so schmachvoll, daß allerdings der Preis, für welchen sie das Blut ihrer Landeskinder verkauften, wegen seiner Höhe, zu welcher England in seiner Noth hinaufgedrängt worden war, sie verleitete, immer mehr und mehr Soldaten zu bewilligen, welche nun durch alle Mittel der List und Gewalt eines wahren Menschenfanges geschafft werden mußten und daß die erworbenen Summen, nach Millionen zu berechnen, nicht zur Erleichterung des Volkes, das mit Abgaben überall bei seinen dürftigen Erwerbsquellen schwer belastet war, sondern zur Befriedigung der maßlosen Verschwendungssucht, welche damals grassirte, oder des schnödesten Geizes verwendet wurden. Daß auch höhere Motive die Fürsten von Braunschweig und Hessen von ihrem Standpunkte aus geleitet haben, darf man, um gerecht zu sein, nicht leugnen. Sie waren mit dem englischen Königshause verwandt und ihre Truppen wurden von England als Hilfstruppen befreundeter Mächte zur Dämpfung einer Rebellion begehrt — die Gegenleistung in Gelde verstand sich von selbst. Unbekannt mit den eigenthümlichen Rechtsverhältnissen zwischen dem britischen Mutterlande und seinen Colonien sahen wohl alle Fürsten, eben so die Truppen, welche nach Amerika gingen, und viel Leute, selbst Staatsmänner auf dem Continent, namentlich in Deutschland, den Aufstand der Amerikaner für eine Rebellion an, welche mit Fug und Recht bekämpft werden müsse. Wir finden daher in den Schriften und Denkwürdigkeiten der Zeit, auch in den Tagesblättern, die Truppenstellung durchaus nicht angefochten. Daß die Truppen willig und guten Muths nach Amerika gingen, bewiesen viele Tagebücher und Briefe, welche nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und sich mithin rücksichtslos über Alles von Herzensgrund aussprachen: es sind das nicht etwa bloß Briefe von Officieren, sondern auch von Gemeinen, worauf wir bei der damaligen Stellung derselben ein großes Gewicht legen. Aus ihnen geht unzweideutig hervor, wie die Mannschaft über den Krieg dachte. Ein Paar braunschweigische Grenadiere haben sogar in Versen darüber gesprochen. Die Stelle freilich:

> Wir hatten damals noch guten Muth,
> Wir glaubten, wir würden es finden gut,
> Amerika ward sehr gepriesen,
> Geduldig wir uns führen ließen —.

deutet auf goldene Berge, die man sich versprochen hatte, und herbe Enttäuschung, welche nicht ausbleiben konnte. Es strömten auch viele Freiwillige zu den Fahnen, getrieben von der Wander- und Kriegslust, welche den deutschen Stämmen von uralter Zeit her innewohnt und sie ihr Blut in allen Zonen für eine fremde Sache verspritzen läßt. Hätte man irgend etwas Verwerfliches oder gar Entehrendes in dem Zuge nach Amerika gefunden, so würden viele Officiere Anstoß daran genommen und diejenigen, welche durch ihr Vermögen unabhängig waren, ihren Abschied gefordert

haben. Viele waren unter ihnen, welche den ersten und reichsten deutschen Familien angehörten, Viele, die sich bereits in frühern Kriegen einen angesehenen Namen erworben hatten. Alle aber begrüßten den neuen Krieg mit Freuden und es fanden sich auch hier Freiwillige, die bei der Ankündigung desselben sich um ein Officierpatent bewarben. Wir müssen zugeben, daß der Soldat wohl immer so denkt und jeden Krieg — wenn er nicht durchaus gegen das patriotische Gefühl verstößt, wie die Nöthigung der Preußen, im Jahr 1812 an der Seite der Franzosen zu fechten — mit Freuden begrüßt, doch finden wir damals selbst einen Pfarrer, der seine Gemeinde und seine Familie verließ, um sich als Feldgeistlicher anstellen zu lassen: ein Beweis, wie man jenen Zug nicht für einen abscheulichen Menschenverkauf, sondern für eine Stellung von Hilfsvölkern für eine befreundete Macht ansah und den Krieg mit seiner eigentlichen Ursache falsch beurtheilte. Denn die Amerikaner, nachdem der Bruch wegen Rechtsverweigerung einmal geschehen war, kämpften für ihre Unabhängigkeit: das ist es, was vor Allem das Urtheil späterer Zeit bestimmt hat. Von dort erschallten bald erbitterte Klagen über die Hilfe, welche ihren Unterdrückern von Deutschland gewährt wurde, lügenhafte Berichte (wie heute im dänischen Kriege) über die Grausamkeit der deutschen Soldaten, welche keinen Pardon gäben, übertriebene Schilderungen von Excessen und Plünderungen, denen sie sich überließen; die Franzosen, welche den Amerikanern viele Freiwillige (Lafayette unter ihnen) und später auch ein Hilfscorps schickten, stimmten eifrig den Anklagen bei und Deutsche selbst nahmen sie, ohne viel zu prüfen, auf. So bereitete sich allmälig jener Umschwung in der öffentlichen Meinung vor, welche dann das Verfahren der Fürsten mit Recht streng verdammte, aber dies Urtheil auch auf die armen Soldaten übertrug, welche nichts als ihre Pflicht gethan, indem sie dem Befehle ihrer Fürsten gehorchten, welche jenseits des Oceans als ehrliche Kriegsleute gekämpft, tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten in musterhafter Ausdauer ertragen, Mühsal und Hunger, Krankheit und Elend männlich erduldet und die deutsche Waffenehre überall heldenmüthig gewahrt haben! Verdienten sie alle die Schmach und Verleumdung, welche selbst deutsche Schriftsteller auf sie gehäuft? Wodurch? Weil sie gegen die Freiheit einer Nation gefochten? Mit gleichem Rechte hätte man auch die deutschen Truppen schmähen und entehren können, welche auf Befehl ihrer Fürsten dem Unterdrücker der Freiheit aller Nationen Europa's, wir meinen Napoleon, ihre Waffen geweiht und noch in der Völkerschlacht bei Leipzig unter seinen Adlern, also gegen Deutschland's Freiheit gekämpft haben! Deutsche haben aber von jeher leider das Meiste geleistet, deutsche Brüder mit Schimpf und Hohn zu behandeln! Was sollten die armen Soldaten thun, als sie die Marschordre nach Amerika erhielten? Rebelliren, wie Herr Hochstetten strafend seinen Sohn gefragt, den Abmarsch verweigern, in Massen desertiren, drüben nicht auf die Amerikaner schießen, die ihnen doch aus jedem Gebüsch, aus jeder Schlucht die sichere, todbringende Büchsenkugel zusandten, oder gar zu ihnen übergehen? Seid doch gerecht nach allen Seiten! Dem Schuldigen sein Verdammungsurtheil, und nur Ihm!

Es waren bis jetzt vier deutsche Fürsten, welche Truppen gegen bedeutende Subsidiengelder nach Amerika geschickt hatten. Hessen-Kassel hatte sich verbindlich gemacht, fünfzehn Regimenter zu stellen! 12,500 Mann, Braunschweig 4000 Mann, der Graf von Hessen-Hanau (Erbprinz zu Hessen, wo er auch succedirte, der Großvater des jetzigen Kurfürsten) 900 Mann, der Fürst von Waldeck 700 Mann. Die Briten, welche mit unzureichenden Streitkräften ein Land von 200 deutschen Meilen Ausdehnung behaupten sollten, hatten die Deutschen mit Freuden empfangen; die Hessen unter General von Heister waren nach Staaten-Island, die Braunschweiger unter General von Riedesel nach Canada gesandt worden. Bald hatten nun die britischen Feldherrn die Offensive ergriffen und die Amerikaner, deren Streitmacht erst in der Bildung begriffen, waren auf allen Punkten zurückgeschlagen. Long-Island, New-York fielen in die Hände der Engländer. Die Milizen kämpften wohl tapfer, aber sie hatten, wie alle Milizen, auch ihre schwachen Momente. Vergesse man nicht, daß selbst Washington neben der Vaterlandsliebe die Gewinnsucht als Hebel für seine Heeresbildung benutzen mußte; hohes Handgeld, glänzende Ver-

sprechungen, die nicht zu halten waren, hüben wie drüben! Es ging nicht anders, und ist heut noch so im Unionskriege. Kein Wunder, daß die zusammengelaufenen, undisciplinirten, ungeübten Milizen nur im einzelnen Schießgefecht hinter Fels und Strauch etwas leisteten, im rangirten Gefecht aber geschlagen wurden und dann in der entsetzlichen Furcht vor den Deutschen, welche sich seit ihrem ersten Auftreten verbreitet hatte, zuweilen recht erbärmlich zeigten. So traf im Gefecht von Flatbush am 27. August 1776 das hessische Grenadierregiment Rall, das mit Rechtsum, also ganz kampfunfähig, ein Defilé durchzog, auf eine amerikanische Milizabtheilung von 60 Mann mit einer Fahne von rothem Damast mit der Inschrift Liberty — statt die unbehilfliche Colonne wenigstens zu beschießen, schulterten sie das Gewehr verkehrt, nahmen die Hüte ab, fielen auf die Kniee und baten flehentlich um ihr Leben. Verdient Washington nicht die höchste Bewunderung, daß er aus so verschiedenartigen Elementen endlich doch ein Heer zu schaffen wußte, mit dem er nach vorsichtig hinhaltendem Kriege schließlich doch Siege errang? Noch in der Christnacht des Jahres wurde ihm ein Erstlingspfand dieser Verheißung zu Theil. Derselbe Oberst Rall, vor dem die Fahne der Freiheit gestreckt worden, ließ sich in stolzer Sicherheit in Trenton am Delaware überfallen, seine ganze Brigade mußte die Waffen strecken und wurde gefangen, er selbst fiel und Washington besuchte und tröstete ihn noch auf seinem Sterbelager.

Dieser Unfall in den Winterquartieren war noch nicht geschehen, die Winterquartiere überhaupt noch nicht bezogen, als das britische Ministerium in der richtigen Erkenntniß, daß dieser Krieg eine gewaltige Kraftanstrengung bedingen werde, für eine Vermehrung seiner deutschen Hilfstruppen auch mit Würtemberg, Mecklenburg, Sachsen-Gotha und Ansbach-Baireuth Unterhandlungen anknüpfte, die sich aber, bis auf die mit dem Markgrafen Karl Alexander, bald zerschlugen. Selbst an Rußland wandte sich König Georg, aber die Kaiserin Katharina, kaum mit der Türkei zum Frieden gelangt und schon in Gedanken mit ihrem „griechischen Project“ beschäftigt, ließ sich nicht darauf ein. Der Markgraf von Ansbach-Baireuth fand inzwischen noch Zeit, sich so kleinlichen Einfällen seiner Laune zu überlassen, wie er im Sichersreuther Bade gethan.

Für ihn, den Fürsten, war dieser Einfall gewiß ohne Bedeutung, und ehe er morgen auf der Rückfahrt nach Baireuth in das Thal von Berneck an der perlenreichen Oelsnitz kam, hatte er denselben vielleicht wieder vergessen. Desto schwerer wog die Anwandlung fürstlicher Laune dem heimkehrenden Vater, in dessen Recht sie gewaltsam eingriff. Christian Hochstetten sah nicht aus, als werde er sich ihr zahm fügen, als er, den Hut tief in die Stirn gedrückt, mit starken Schritten den Fußpfad an den Teichen verfolgte, den er statt der großen Straße eingeschlagen hatte. Er blickte starr vor sich hin und bemerkte kaum in seiner Zerstreutheit, daß ihm ein Mann entgegenkam, bis er aufblickte und ihn erkannte. Der Mann grüßte ihn mit einem finstern Blicke und wollte an ihm vorübergehen. „Guten Morgen, Stern!“ dankte ihm der Kaufmann, eben so unfreundlich. Auf einmal aber stellte er ihn.

„Wo geht Ihr hin?“

„Der Markgraf hat mich bestellt,“ antworte der Grünrock kurz und wollte sich nicht aufhalten.

„So? Das wißt Ihr schon und kommt fünf Stunden weit her, dem Boten, der Euch nicht gefunden hat, dicht auf dem Fuße?“

„Er hat's gestern Abend schon bestellt, wo er mich nicht getroffen hat. Ihr Diener, Herr Hochstetten.“

„Wißt Ihr, was der Fürst mit Euch vorhat?“

„Ich werde es ja hören,“ antwortete der Forstwart mürrisch.

„Nun, da will ich es Euch sagen,“ versetzte der Kaufmann, der den Ungeduldigen noch immer nicht fortließ. „Der Fürst hat es sich in den Kopf gesetzt, Euerm Mädel einen Mann zu geben — ich aber sage Euch, Stern, der Mann, den Seine Durchlaucht jetzt belieben, wird es nicht! Das merkt Euch von mir und wenn Ihr wollt, könnt Ihr es dem Fürsten sagen. Gott befohlen!“

Jetzt wurde er seinerseits von dem alten Forstwart aufgehalten. Das ohnehin dunkle Gesicht des Mannes hatte sich noch dunkler gefärbt und seine finstern Augen schienen Flammen zu sprühen. „Herr

Hochstetten!" rief er dem Fortschreitenden nach.

„Was beliebt noch?" fragte dieser stolz, indem er sich umkehrte und stehen blieb.

„Ich will Ihnen auch was sagen, Herr, wenn Sie's vielleicht noch nicht wissen!" sprach der Forstwart mit einer Stimme, die wie ein murrender Donner klang. „Als Ihr Sohn das erste Mal auf den Waldstein kam und meinem Mädel was in den Kopf setzen wollte, da hab' ich ihm gesagt: wenn er sich noch einmal bei mir oben blicken ließe, so würde ich ihm eine Ladung Schrot in die Beine schießen. Ich hab' ihn nicht wieder zu sehen gekriegt und er wird sich wohl dessen nicht gerühmt haben. Dabei bleibt's, Herr Hochstetten — und meine Rose bleibt auf dem Waldstein! Einen Mann braucht sie noch nicht, am wenigsten einen Gelbschnabel von Seidenschwanz aus Wunsiedel."

Bei dieser groben Aeußerung, welche den stolzen Kaufherrn wie ein Keulenschlag traf, blickten sich die beiden Männer, deren Sinnesart sehr verwandt war, einen Moment starr in die Augen, dann warf sich der Forstwart trotzig in die Brust und ging seines Weges, während Hochstetten im Zorn über die Frechheit, die er nicht augenblicklich hatte strafen können, langsamer, als sonst seine Art war, an den Teichen dahinschritt.

Ihr armen Kinder — beide! Euer Herzensglück muß ja zermalmt werden zwischen zwei so harten Steinen!

Das kochende Blut des gereizten Kaufmanns kühlte sich auf der Wanderung allmälig ab; er mußte sich sagen, daß er den alten Stern, der starr und knorrig wie die älteste Eiche seines Waldsteins war, auf dem er sein Lebelang gehorstet, besser hätte kennen sollen, daß er sich die Abfertigung durch die Art und Weise, wie er mit ihm gesprochen, selbst geholt hatte, und es beruhigte ihn, daß der Alte im Grunde über die Kinderei eben so dachte wie er. Wenn der Fürst wirklich den Forstwart, wie es schien, nach Sichersreuth hatte rufen lassen, um auch ihm den Einfall, der ihm zum Zeitvertreib und Spaß dienen sollte, zu verkünden, so konnte Hochstetten getrost dem stierköpfigen Stern die ganze fürstliche Ungnade überlassen — wie er ihn kannte, würde er seine Rose eher von der „Schüssel," der höchsten Felsenklippe seines Horstes in die Abgründe gestürzt, als sie auf ein fremdes Machtwort und wäre es das seines Landesherrn, dem Freier, den er nicht wollte, zugesagt haben. Eins nur blieb dem Vater, der nun wieder rascher zuschritt, zu bedenken, wie er der Thorheit seines Sohnes ein kurzes Ende machen und dadurch vielleicht ein Unglück zwischen den beiden jungen Leuten verhüten könne. Denn er hatte in Franz zu sehr und nicht ohne eine gewisse Befriedigung sein eigenes Blut erkannt, das sich durch Furcht nicht einschüchtern ließ; wenn er also wirklich eine heftige Leidenschaft für die Dirne gefaßt, die er der Mutter so lieb und herzig geschildert hatte, so stand es fest, daß er sich weder durch ein Verbot, noch die Scheu vor dem ihm angedrohten Schrotschuß werde abhalten lassen, sie wieder aufzusuchen, und wohin konnte das bei aller Ehrbarkeit doch im Liebesrausche führen?

„Mutter," sagte Hochstetten, nachdem er seiner aufhorchenden Frau nach der Heimkehr sein Gespräch mit dem Fürsten ohne Rückhalt — denn er hatte keine Geheimnisse vor ihr — erzählt hatte, „ich will nicht hoffen, daß Du anders über die Sache denkst als ich. Den Jungen in Koller und Supraweste vor der Eremitage in Baireuth oder sonst Schildwache stehen zu sehen, hast Du wohl selbst nicht Lust und ihn unter seinem Stande zu verheirathen, gewiß nicht. Ich will dem Markgrafen nichts Uebles nachsagen, aber wenn sich die Herren so eifrig als Eheprocuratoren für junge hübsche Frauenzimmer aufwerfen, so hat man dabei seine eigenen Gedanken und das willst Du Deinem Franz doch nicht wünschen — Gott bewahre uns in Gnaden!"

„Hochstetten!" rief die Mutter empört.

„Nun also! Mag es gemeint sein noch so gut, es wird nichts draus, das ist meine Meinung, mag sie den gnädigen Beifall unseres Herrn haben oder nicht! Von einer Ausstattung sprach er — brauchen wir die? Und wenn unsere Schwiegertochter arm wie eine Kirchenmaus in's Haus käme, sie sollte uns willkommen sein, wenn sie sonst für Franz paßte! Nach Geld zu heirathen, braucht er, Gott sei Dank, nicht, nur soll er deshalb nicht unter seinen Stand in die gemeine Classe gehen. Er hat sich verliebt, ich glaub's gern — darum aber muß dem Dinge ein resolutes Ende gemacht werden. Bis zum Frühjahr wollte ich warten, nun

ist mir aber der Fürst dazwischengekommen, und will in vierzehn Tagen Rapport über die Verlobung haben und" setzte er im halben Scherz hinzu, „wenn der Franz sich nicht abhalten läßt, die Dirne zu besuchen, schießt ihn am Ende der alte Stern todt." Er erzählte der unwillig blickenden Mutter seine Begegnung mit dem Forstwart und verschwieg ihr seinen letzten groben Ausfall nicht, über welchen sie entrüstet war.

„Freilich!" entgegnete er, der nun schon kälter darüber dachte. „Was soll man aber machen? In Worten zieht man den Kürzern gegen den alten Bären, in gleich zunehmender Satisfaction durch eine Ohrfeige erst recht, denn er würde sie nicht auf sich sitzen lassen — warum läßt man sich mit ihm ein? Ich mußte schon den Seidenschwanz einstecken und mit nach Hause nehmen. Dabei möchte ich übrigens schon sein, wenn er dem Fürsten antwortet. Das ist aber seine Sache. Für sein Mädel stehen kann er eben so wenig, als Du für Deinen Franz, darum soll der noch vor dem Winter aus dem Hause. Da geht's schon wieder los mit dem Weinen! Aber Mutter, bei Dir ist's doch, als ob man eine Schleuse aufzieht, wenn man nur ein Wort von Abschiednehmen spricht und wenn's den Essenkehrer oder die Pilzfrau beträfe! Nun, weine Dich nur aus, das kann man nicht ändern. Ich werde unterdessen an Deinen Vetter nach Braunschweig schreiben. Dem Franz aber wird nicht eher etwas gesagt, als bis die Abreise vor der Thür steht, das bitte ich mir aus. Wir riskiren sonst einen dummen Streich!" Sie wollte sprechen, vermochte es aber vor Betrübniß nicht und der Vater ging hinaus.

Im Sichersreuther Bade fand der Forstwart, als er hinaufkam, eine große Bewegung. Markgräfliche Diener eilten an ihm vorüber, ohne ihm Rede zu stehen, als er dem Fürsten seine befohlene Ankunft gemeldet wissen wollte, selbst ein Piqueur, den er persönlich kannte, sagte ihm nur flüchtig, daß keine Zeit mehr dazu sei; ein paar vornehme Herren, welche aus einem Hause in das andere gingen, wiesen ihn, als er sie anreden wollte, barsch zurück, endlich führte ihm das Glück den Oberjägermeister in den Weg, der wenigstens den grünen Rock nicht geringschätzig behandelte.

„Du kommst zu ungelegener Zeit, wenn Du etwas anzubringen hast." sagte dieser auf die Bitte des Alten.

„Ich will nichts von Seiner Durchlaucht — ich bin herbefohlen!" entgegnete der Forstwart.

„Gut, so will ich Dich melden — aber ich glaube kaum, daß Seine Durchlaucht Dich noch annehmen werden, Sie sind im Begriffe, schleunigst abzureisen — Du siehst, die Pferde kommen schon an." Der Oberjägermeister ließ ihn stehen und begab sich in das Haus, an dessen Fenster der Markgraf eben erschien.

„Ist er allein gekommen?" fragte der Fürst flüchtig auf die Meldung. — „Ich habe jetzt keine Zeit mehr; kann mich nicht mehr um solche Dinge bekümmern. Der andere Papa kennt meinen Willen, es ist natürlich des Freiers Sache, Alles in Richtigkeit zu bringen. Sagt Eurem Grünen, er solle wieder nach Haus gehen, er werde schon Alles erfahren." Der Oberjägermeister gehorchte.

„Wäre es nicht doch am besten für den jungen Mann, wenn wir ihn zu engagiren suchten?" fragte der Oberst von Voit, dessen angelegentliches Gespräch mit dem Fürsten der Eintritt des Oberjägermeisters unterbrochen hatte. Die Formen der Hofetikette wurden hier auf dem Lande weniger berücksichtigt.

„Für mich oder für Euch?" klang des Markgrafen lachende Gegenfrage.

„Das würde Eure Durchlaucht entscheiden!" antwortete Voit.

„Aber freiwillig, Voit! Nicht ohne Consens!"

„Eure Durchlaucht wissen, daß ich das dem Lieutenant von Lichterfeld schon im Auslande zur strengsten Pflicht gemacht habe, geschweige denn im Inlande, das ja ohnehin schon unter Höchstdero Vorgänger von den preußischen Werbern bis auf den letzten Tropfen ausgemolken ist."

„Es findet sich doch noch Manches, wie Figura zeigt!" erwiederte der Markgraf. „Ihr habt aber gehört, nur freiwillig! Und wegen der hübschen Braut wird der Junge sich schwer entschließen — was man ihm auch nicht verdenken kann!"

„Er könnte sie ja mitnehmen, gnädiger Herr!" sagte der Oberst scherzend. — Der Markgraf lachte und die Sache war damit abgethan.

Ein Eilbote, der von Baireuth mit einer

wichtigen Depesche angekommen war, hatte den Fürsten bewogen, Befehl zum schleunigsten Aufbruch zu geben. „Bravo, Saint-Germain!“ war ihm bei der Lectüre des Schreibens unwillkürlich entschlüpft und die Anwesenden hatten sich bedeutungsvoll angesehen, obgleich sie den Sinn dieses Ausrufs nicht verstanden. Die Depesche meldete, daß der unermüdliche Agent der englischen Krone wieder angekommen sei und zu weitern Concessionen in Bezug auf die Subsidiengelder bei einem abzuschließenden Truppentractat geneigt scheine, wenn derselbe baldigst zur Ausführung kommen könne, damit die frischen Hilfsvölker gleich bei Beginn des neuen Feldzugs in Amerika zu verwenden seien. Karl Alexander war entschlossen, nicht länger zu zaudern. So kam denn bald nach seiner Rückkehr in die Residenz Ansbach der Vertrag zu Stande, der abermals deutsche Soldaten den Fremden für ihren Interessenkrieg überließ. Er wurde gleich auf sechs Jahre geschlossen. Der Markgraf verpflichtete sich darin, dem Könige von England zwei Regimenter zu stellen, in der Gesammtstärke von 1160 Mann, wofür ihm von den diesjährigen Subsidien, welche das Parlament den bereits bewilligten Summen hinzugefügt hatte, 39,588 Pfund Sterling oder 277,116 Thaler zugesagt wurden; dazu kamen noch etwa 10,000 Thaler Extravergütigungen. Sieben Jahre lang hat der Markgraf diese Subsidien bezogen, so daß er fast 2 Millionen Thaler dadurch gewonnen hat. Man kann annehmen, daß jährlich gegen 6 Millionen Thaler in die Cassen der betheiligten deutschen Fürsten geflossen sind — Hessen allein hat $20^1/_2$ Million erhalten.

Nachdem Karl Alexander von Ansbach-Baireuth den Vertrag einmal unterzeichnet hatte, wurde die Organisation der beiden Regimenter auch sogleich kräftig betrieben. Das eine wurde in dem Fürstenthum Ansbach, das andere in dem Fürstenthum Baireuth gebildet, jedes aus fünf Compagnien, wobei eine Grenadiercompagnie, nebst einer Jägerabtheilung und der Regimentsartillerie (vier leichten Geschützen) bestehend. Auf die Jäger legte England einen besondern Werth, den amerikanischen Riflemen oder Büchsenschützen gegenüber, welche im Kampfe gegen Indianer und wilde Thiere nicht allein Schußfertigkeit, sondern alle Vortheile des Anschleichens und Anstellens im Waldterrain, das auf dem Kriegsschauplatze vorherrschte, sich angeeignet hatten. Die hessischen Jäger waren denselben bereits im vorigen Jahre mit großem Erfolge entgegengetreten, daher sie durch Werbungen jetzt ansehnlich verstärkt wurden. Ein gelernter Jäger, der sich anwerben ließ, erhielt 3 bis 4 Louisd'or Handgeld, wer einen solchen anwarb, 1 Louisd'or. Die Jäger bekamen höhern Sold und brauchten keine Schanzarbeit zu thun. Auch Hessen-Hanau stellte für das nächste Jahr noch ein Jägercorps von 500 Mann. Freiwillige Werbung überall, was nicht verfehlt wurde, bei jeder Gelegenheit zu betonen — aber wer konnte den einzelnen Werbern auf die Finger sehen, alle die Mittel und Wege, die Verheißungen und Lockpfeifen überwachen, durch welche sie die armen urtheilslosen Burschen bethörten und einfingen!

IV.

Auf dem langgestreckten Bergrücken des großen Waldsteins lagert wie auf allen Hochkuppen des Fichtelgebirges ein Chaos von riesigen Felstrümmern, vor Jahrtausenden schon durch Erdrevolutionen übereinander gestürzt. Hier bildet es einen gigantischen Kamm aufstarrender Zacken und Granitblöcke, die mit senkrechten Wänden in den abenteuerlichsten Formen aus der Tannennacht oft über hundert Fuß sich erheben und in ihrem zerklüfteten Innern ein unergründliches Labyrinth bilden. Mehrere hundert Schritte zieht sich diese Wildniß von Felskolossen hin, welche sich von der auf der Luxburg — die nun ihren freundlichern Namen nach der edelsten deutschen Fürstin und Frau, der Königin Louise, trägt — dadurch unterscheidet, daß letztere sich viel großartiger und wunderbarer in drei Terrassen bis zu einer Riesenkuppe aufthürmt, während der Felsenkamm des Waldsteins eine gestreckte Masse bildet. An seinem Ostende auf schlanker Spitze ragt ein runder Block empor, dessen schwindelnder Gipfel eine flache Vertiefung, wie die Roßtrappe im Harze, zeigt, das Werk von Menschenhand, hier wie dort wohl für gleichen Zweck heidnischer Opferfeste. Heut schmückt ihn ein Pavillon, welcher die entzückendste und großartigste Rundsicht bietet. Westwärts finden sich die Mauertrümmer einer landbeherrschenden Burg, von den

Deutschen im neunten Jahrhundert zur Bezwingung des wendischen Stammes gebaut, der sich auch hier wie im Osterlande und in Thüringen, über das eigentliche Wendenland hinaus keilförmig in die Sitze der Deutschen vorgetrieben hatte. Von den Hussiten zerstört, dann von ihren Besitzern, den Herren von Sparneck, wieder aufgebaut, war endlich das „rothe Schloß," wie die Burg zum Unterschiede von den Thalschlössern der Sparnecker hieß, als Raubfeste durch den schwäbischen Bund gebrochen und geschleift worden.

Von diesen alten Geschichten wußte das Volk der Gegend noch viel zu erzählen, wie überhaupt im Gebirge die Sagen, die sich an einzelne Stellen knüpfen, viel länger von Mund zu Mund erhalten werden, als im flachen Lande. Besonders sind die Frauen die Hüterinnen des Sagenhortes, und wo sie beim Spinnrade zusammensitzen, lauschen auch die jüngsten Mädchen gern der Erzählerin, die von den Wundern und Abenteuern der alten Zeit berichtet: mischt sich doch so viel Liebes und Trauriges in die schaurigen Mährchen! Vor der niedrigen, aus rohen Baumstämmen gezimmerten Hütte, welche damals als Wohnung des Forstwarts an der Westecke der Felsenmauern — seitdem ein zierliches Schweizerhäuschen: „Hospiz Waldstein" geworden — unter den Burgresten stand, saß die Tochter des alten Stern und hörte, fleißig spinnend, der freundlichen Muhme zu, die ihr die oft und immer gern gehörten Geschichten erzählte, von den Raubrittern und ihren schönen Fräulein, von dem alten Feilenhauer, der die höllischen Geister in den Burghof der zerstörten Feste gebannt, von dem Teufelstisch, an welchem sie um die silberne Glocke, die in den Fuß des Tisches gezaubert ist, Karten gespielt, wie man noch an den Spuren ihrer Krallenfäuste beim Auftrumpfen sehen konnte.

„Die Glocke hat Keiner gewonnen: die wartet noch immer auf ein glückliches Liebespaar, das allein den Schatz heben kann. Die Braut muß auf dem Waldstein geboren sein, wie Du, Roserl. Viele haben geheirathet, die hier geboren sind, aber die Glocke hat noch Keine gefunden, es muß also keine glücklich geworden sein. Vielleicht glückt's Dir, mein Herzenskind!"

Roserl seufzte tief und ließ ihr unschuldiges braunes Auge, das zuletzt andächtig an den Lippen der Erzählerin gehangen hatte, in ihren Schooß sinken, während die kleinen, von harter Arbeit gebräunten Hände den fein gesponnenen Faden emsig wieder aufnahmen. Mit liebevollen Blicken betrachtete die Muhme ein Weilchen das arme Kind an ihrer Seite, dem freilich bei dem harten Vater auch kein Glück beschieden schien, dann sagte sie herzlich und weich:

„Traue nur immer auf Gott, und bete fleißig!"

„Das thue ich schon, Muhme Franzerl!" erwiederte Rose leise. Beide spannen nun schweigend eine Zeitlang, bis die Muhme, zufällig aufblickend, einen Laut des Schreckens hören ließ. Auch Rose blickte auf und erbebte; ihr liebliches Gesicht war im Nu von lichter Purpurgluth überwallt — doch stand sie nicht auf, sondern schmiegte sich ängstlich an die Muhme, die neben ihr auf der Bank saß. Der Vater war zwar im Walde, er konnte aber jeden Augenblick zurückkommen.

Mit raschen Schritten kam Franz unter den Bäumen daher — er war es, er trotzte dem Verbot, der wilden Drohung, die gegen ihn ausgesprochen worden war, und wußte doch so gut wie sie, daß der Vater sie ausführen würde!

„Erschrickst Du vor mir?" fragte er innig, als er vor ihr stand und ihr die Hand reichte. Sie gab ihm die ihrige schüchtern und sah zu ihm auf. Jetzt war sie glücklich! Die Muhme faltete die Hände, als wolle sie für die Dauer dieses Moments beten.

„Guten Morgen, Muhme Franzerl! Seid Ihr böse auf mich?"

„Hat Er's doch nicht über's Herz bringen können?" entgegnete sie freundlich. „Er hat wohl eine Schildwach' auf der Schüssel ausgestellt, die Ihm meldet, wenn das Roserl mit mir allein ist? Nun, ich will mich ein Bischen umschauen, damit Ihm nichts Schlimmes begegnet! Ich kann Ihm ja trauen, Er ist ein rechtschaffener Mensch."

Rose wollte sie zurückhalten, aber die Furcht, daß ihr Vater kommen und das Leben des Geliebten bedrohen könne, überwog und sie sagte kein Wort, als die Muhme sich entfernte, um den Pfad nach Ruppertsgrün, wo ihr Vetter hinabgegangen war, im Auge zu behalten.

„Rosel," begann Franz, nachdem die Muhme kaum zwei Schritt gethan hatte, so daß sie es noch hörte, „wirst Du mich auch immer lieb haben, mir treu sein?"

Sie sah ihn heiter und lächelnd an. „Wir haben es uns ja versprochen, Franz!" erwiederte sie.

„Wenn es aber Gottes Wille nicht fügt, daß wir Mann und Frau werden, Rosel, — wirst Du mir auch dann treu bleiben bis an's Grab?"

„Ich bleibe Dir treu!" sagte sie, ernst werdend vor dieser Frage, mit einer Festigkeit, die man in dem Kinde von sechzehn Jahren nicht gesucht hätte. „Will's Gott anders, als wir — lieb haben können wir uns doch bis an unser Ende."

„Das wollen wir! Auch ich schwöre Dir ewige Liebe und Treue im Angesichte Gottes! — Ich komme heut zum letzten Male — erschrick nicht, Rosel! — ich meine nicht, für immer, sondern nur auf einige Zeit. Mein Vater schickt mich fort, ich soll nach Braunschweig zu einem Onkel gehen, dort die Großhandlung lernen und mit ihm weite Reisen machen. Das wird aber nicht ewig dauern und wenn ich wieder heimgekommen bin und älter geworden, und Dein und mein Vater sieht, daß wir nicht von einander lassen und daß unser Glück davon abhängt — was erschrickst Du, Rosel?"

Der Spruch der Muhme war ihr bei seinen letzten Worten eingefallen: Keine, die auf dem Waldstein geboren, ist glücklich geworden! Aber sie sagte es dem Geliebten nicht, es hätte auch ihn betrübt.

„Glaube nur an unser Glück — Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Lange bleiben kann ich nicht, mein Wagen, den mir der Vater gemiethet hat, nach Hof, wartet unten auf mich, ich habe den Kutscher bewogen, über Weißenstadt zu fahren, von dort bin ich heraufgekommen und habe den Wagen, daß die Leute kein Gerede machen, nach der Hölle bestellt, wo ich wieder einsteigen will. In die weite Welt gehen, ohne von Dir Abschied zu nehmen, konnt' ich doch nicht, aber ich darf nicht lange bleiben und möchte Deinen Vater nicht böse auf Dich machen, wenn ich mich auch nicht vor ihm fürchte. Weine nicht, Rosel, wir sehen uns wieder! Wenn wir uns treu bleiben, was kann uns geschehen?"

Sie antwortete nicht; fassen konnte sie es nicht, daß er nun weit hinweggehen sollte und sie ihn vielleicht erst in vielen Jahren wiedersehen werde, und sie weinte schmerzlich, aber kein Gedanke kam in ihr reines vertrauendes Herz, daß er in der Fremde seinem Worte untreu werden und sie vergessen könnte, und als er sie sanft an sich zog — zum ersten Male! da sie auch heut wie immer Hand in Hand gesessen, ließ sie ihren Kopf an seine Brust sinken und sprach nun unter Thränen ihr letztes Abschiedswort zu ihm. Aber plötzlich sprang sie auf, umschlang ihn mit beiden Armen und wandte sich dann halben Leibes herum, die rechte Hand voll Entsetzen wie zur Beschwörung ausstreckend. Der Vater stand in geringer Entfernung von ihnen am Eingange der finstern Schlucht, durch welche er aus einer andern Richtung, als wo ihn die Muhme vermuthete, zurückgekommen war; er hatte die Büchse angelegt. Als er aber sah, daß seine Tochter den fremden Eindringling in seinen Horst mit ihrer Person gegen ihn schützte, setzte er ab und kam näher, während Franz, der sich, sobald er ihn erblickt, von Rose frei gemacht hatte, ihm furchtlos entgegenging.

„Wenn Ihr schießen wollt, Vater Stern, hier bin ich!" sagte er.

„Der Teufel ist Sein Vater!" fuhr der Forstwart wild auf. „Was will Er noch hier, da ich Ihm meine Meinung gesagt habe, und Seinem Vater auch?"

„Ich gehe auf einige Jahre fort und habe von der Rosel Abschied genommen."

„Glückliche Reise!" sagte der Alte barsch.

„Ich werde ihr aber doch treu bleiben und wenn ich wiederkomme, hoffe ich, Ihr werdet anders denken, denn Ihr seid doch sonst gegen mich immer so gut gewesen."

„Ja, weil ich Ihn für einen ehrlichen Burschen ansah, der nur der Kräuter und Steine wegen heraufstiege. Red' Er mir nicht, Sein Vater weiß, was ich ihm gesagt habe. Gleich und gleich! Ich meine nicht, daß meine Tochter etwa zu gering wäre für den jungen Herrn Hochstetten! O nein, wenn ich statt der Jägerei den Schacher gelernt hätte, und hätte Glück gehabt, so wär' es alles eins — da ist kein Unterschied. Gleich und gleich, sage ich, das heißt, ein Seidenschwanz gehört nicht in das Nest einer Walddrossel! Er ist ein Seidenschwanz, ich kann Ihm nicht helfen.

Geh Er mit Gott Seiner Wege!" Er hatte sich mehr gegen Franz ausgelassen, als er es seit langer Zeit gethan hatte, als dieser ihm aber die Hand bot, verweigerte er ihm die seinige und schnitt das Gespräch wieder unfreundlich ab, litt auch nicht, daß Franz noch mit Rose sprach, sondern schickte diese in das Haus und schritt neben dem jungen Menschen, als escortire er einen Uebelthäter, bis zu der Stelle, wo sich der Pfad nach Ruppertsgrün und von da weiter nach dem Passe von Voit-Sommerau, in frühern Zeiten die Hölle genannt, absenkt. Dieser Paß trennt die Waldsteiner Kette von der höchsten Centralgruppe des Fichtelgebirges; zur Hölle hatten ihn in frühern Zeiten die Raubritter vom Waldstein den Reisenden, besonders den Kaufleuten gemacht, welche ihn mit ihren Gütern passirten. „Wenn Ihr wiederkommt, so steigt nicht mehr zu mir herauf — Ihr werdet meine Tochter vergessen haben und gar nicht mehr finden," sagte der Forstwart und als ihn Franz betroffen nach der Meinung seiner letzten Worte fragte, schlug er ihm die Antwort ab und trennte sich kurz von ihm. Da sah er die Muhme, welche unter den Bäumen stand und bei seinem Anblicke erschrocken war; er ließ sie hart an, daß sie nicht zu Haus bleibe, wenn er fort sei und daß sie die Liebschaft begünstige — sie nahm das ruhig hin, aber zu ihrer Verwunderung war er nachher gegen seine Tochter nicht so hart wie sonst.

„Schlag' Dir's aus dem Sinn!" sagte er nur.

Franz eilte mit schwer betrübtem Herzen durch den finstern Tannenwald hinab. Er hatte die Geliebte um ein Andenken bitten wollen, um ihr Haarband oder eine Schleife, die er tragen könne wie ein Amulet; er hatte nicht ihren Scheidekuß empfangen, ihr nicht einmal die Hand geben dürfen — vielleicht zum letzten Male im ganzen Leben! Schwarze Bilder stiegen in seiner Seele auf, und er stürmte fort, als könne er ihnen entfliehen. So gelangte er in kaum einer Stunde zu dem Wirthshause, das am Fuße der Bergmasse liegt, und der freundliche Herr, der sich von dem Vater die Erlaubniß zur Mitreise erwirkt hatte, kam ihm verwundert entgegen: die Pferde waren noch nicht abgefüttert. — „Trinken wir noch ein Glas," sagte er. „Ich habe hier ein vortreffliches Getränk entdeckt."

Es war ein junger, stattlicher Herr, der sich Liebermann nannte und einige Zeit in Wunsiedel, wie es hieß, in gelehrten Forschungen, aufgehalten hatte. Auch dem Kaufmann Hochstetten, der mit der alten Geschichte seiner Vaterstadt wohl vertraut war, hatte er sich genähert und von ihm manche Auskunft erhalten, die er sich eifrig notirt hatte. So war er auch mit Franz bekannt geworden, und da es sich traf, daß er zu gleicher Zeit mit diesem ebenfalls nach Hof abreisen wollte, so hatte es sich leicht gefügt, daß Hochstetten seinen unerfahrenen Sohn unter seine Obhut stellte. Anfangs war Franz darüber sehr unglücklich gewesen, weil er seinen Wunsch, den Waldstein auf dem kleinen Umwege zu besuchen, vereitelt glaubte, aber Herr Liebermann hatte ihm schon so viel Vertrauen eingeflößt, daß er ihm diesen Wunsch entdeckte, zu dessen Ausführung der Reisegefährte sogleich die Hand bot. — „Aber nun wir einmal von dem graden Wege des Gerechten abgewichen sind, nicht allein über Weißenstadt, sondern sogar über die Hölle," sagte er im Wirthshause, „müssen wir noch einen Schritt weiter thun."

„Es war Ihr Vorschlag, Herr Liebermann," entgegnete Franz. „Der Wagen hätte uns da erwarten können, wo wir ausstiegen."

„Schon recht, denn wir sind jetzt auf dem Wege nach Baireuth, statt nach Hof. Ich habe den Vorschlag nicht ohne Absicht gemacht. Habe ich Ihnen einen Gefallen gethan, so müssen Sie mir auch gefällig sein. Ich habe noch dringende Geschäfte in Baireuth. Wir fahren nach Baireuth, schicken den Wagen zurück, ich schreibe an Ihren Vater und sorge dann für Ihr weiteres Fortkommen."

Es war Franz nicht recht, ließ sich aber nicht ablehnen. Beide saßen dann bald auf dem Wagen und fuhren im schönsten Herbstwetter des letzten Octobertages in veränderter Richtung landeinwärts.

„Sie sind so still," bemerkte Liebermann. „Haben auf dem Waldstein etwas Liebes verlassen? Nun, Sie dürfen sich dessen nicht schämen, ich habe das junge Mädchen einmal im Sichersreuther Bade gesehen und gratulire Ihnen von Herzen."

So viel Antheil weckte noch mehr Vertrauen und als Liebermann einige Anspielungen fallen ließ, welche ihn als einge-

weiht zu bekunden schienen, gab Franz seine Zurückhaltung auf. Er war so jung und offenherzig, es that ihm wohl, sich aussprechen zu können, und wenn sein Vater — wie es doch schien — dem Fremden davon erzählt hatte, warum sollte er nicht mit ihm, der ihm theilnehmend entgegenkam, über seine Hoffnungen reden?

„Aber Sie haben einen sehr weiten Weg gewählt, um zu Ihrem Ziele zu gelangen," sagte Liebermann kopfschüttelnd. „Ein paar Jahre Abwesenheit, wer weiß, was Ihnen unterdessen Ihr Glück raubt! Der Forstwart gibt sie einem Andern zur Frau, glauben Sie, daß das arme Kind den Muth haben wird, sich zu widersetzen, und daß, wenn sie es thut, ihr das etwas helfen kann?"

Dem Jünglinge fielen von Neuem die letzten Worte Stern's ein, welche keinen andern Sinn haben konnten; sie hatten ihn schon auf seinem einsamen Wege beunruhigt. — „Aber was soll, was kann ich thun?" rief er trostlos.

„Ich will Ihnen den kürzesten Weg zeigen," sagte der Andere. „Werden Sie Soldat."

Franz blickte überrascht auf. „Soldat!" wiederholte er. „Und was soll mir das helfen?"

„Daß Sie unabhängig werden von dem Willen des Vaters, daß Sie nur den Consens Ihrer Vorgesetzten zur Heirath brauchen und ich nehme an, daß Sie Officier sind, nur Ihres Fürsten. Natürlich Officier!" fuhr er schneller fort, um seinen Zuhörer nicht recht zur Besinnung kommen zu lassen. „Wie könnte ich annehmen, daß ein junger Mann von Ihrer Erziehung und Bildung sich als Gemeiner engagiren könnte! Ich will Ihnen etwas im Vertrauen entdecken: es steht ein Krieg bevor, spätestens im Februar marschiren wir — die markgräflichen Truppen, wollte ich sagen, ein guter Baireuther spricht dann: wir! und ist stolz darauf. Es geht weit hin."

„Nach Amerika!" warf Franz hinein.

„Sie errathen, was bald kein Geheimniß mehr sein wird! Nun denken Sie sich alles Uebrige — da haben Sie eine Reise, mit der sich keine eines Handlungsbeflissenen messen kann, die Wunder der neuen Welt, die Aussicht auf Ruhm und Ehre, und wenn Sie wollen, so folgt Ihnen ein liebendes Herz, wie es die meisten Frauen thun und theilt mit Ihnen alle Freuden und Leiden, an denen es im Kriege nicht fehlt — oder wenn Sie das nicht wünschen, so denken Sie an die ruhmgekrönte Heimkehr, wo Ihnen der schönste Lohn, den Ihr Herz begehrt, nicht fehlen kann, denn Ihr Fürst tritt dann für Sie ein und Niemand wird Seinem Wunsche zu widersprechen wagen. Wollen Sie dann im Frieden zu Ihrem ersten Beruf zurückkehren, steht es Ihnen frei — Ihre kaufmännischen Kenntnisse, die Sie sich bereits erworben haben, sind Ihnen nicht verloren, Sie haben neue Erfahrungen aller Art, vielleicht Verbindungen für den Handel von unberechenbaren Vortheilen hinzugefügt und nun sagen Sie mir noch, daß Sie im Zweifel sind, was Sie thun sollen!"

Die Lockpfeife des Vogelstellers klang so süß! — „Mein Vater würde seine Einwilligung dazu nie geben," äußerte Franz, von dem Bilde, das vor seiner Seele aufging, angezogen und beunruhigt zugleich. Die Bedenklichkeiten gegen den amerikanischen Krieg und dessen Sache, die er aus dem Munde seines ehemaligen Lehrers gehört hatte, waren in diesem Momente seinem Gedächtniß entschwunden.

„Ja, wenn Sie den Herrn Vater erst fragen wollen!" entgegnete Liebermann lachend. — „Sehen Sie, ich bin zwar Gutsbesitzer" — darin sprach Herr von Lichterfeld, denn kein Anderer war der Begleiter des jungen Hochstetten, die Wahrheit, er besaß wirklich ein kleines Gut in der Gegend von Baireuth! — „aber sonst stehe ich auch noch im abhängigen Verhältniß und daß ich mit nach Amerika marschire, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort!"

„Officier sagten Sie — ich bin ein Bürgerlicher und noch sehr jung — wie sollte der Markgraf dazu kommen?"

„Wir sind nicht in Preußen, bei uns wird der Adel nicht gefordert und der Markgraf stellt genug Fähndrichs an, die nicht älter sind als Sie. Ein paar Wochen — vielleicht während der Seefahrt — Gefreiter, Corporal, Fahnjunker, den Boden der neuen Welt betreten Sie als Fähndrich, also als Officier. Mit der Hochzeit brauchen Sie nicht so lange zu warten," setzte er heiter hinzu, „wenn die Herzliebste Ihr Schicksal theilen will!"

„Das ist unmöglich!" rief Franz, in seine Zweifel zurückfallend. „Nie würde

ihr Vater das erlauben — wie sollten wir zusammenkommen? — Ich gehe jetzt nach Braunschweig und kann nicht gegen den Willen —"

„Erlauben Sie!" fiel ihm Liebermann in das Wort. „Verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe ja auch meinen Katechismus gelernt und kenne das vierte Gebot. Natürlich reisen Sie jetzt nach Braunschweig, ich aber, Ihr Freund, bleibe hier, und wenn Sie mir nur Vertrauen schenken wollen, so werde ich während Ihrer Abwesenheit für Sie thätig sein. Bis Weihnachten muß sich Alles entschieden haben, dann erhalten Sie Nachricht von mir und Sie kommen her. Noch kann ich Ihnen nicht sagen, wie ich Ihre Sache betreiben werde, ich weiß es selbst noch nicht, aber daß ich sie Ihnen nicht verderbe, davon können Sie überzeugt sein. Sie müssen mir nur sagen, ob Sie wollen, und wenn das der Fall ist, mir Ihr Wort und Ihren Handschlag geben, daß Sie meinen Vorschlag annehmen, damit ich mich nicht blamire, dann sollen Sie Ihr Glück nicht verfehlen. Uebereilen Sie sich nicht, wir bleiben ja heut noch zusammen und wollen die Sache in Baireuth gründlich besprechen. Ihr Kerl spitzt, glaube ich, die Ohren." Der Kutscher saß aber auf dem landesüblichen Gefährt, welchem sich heut freilich keine Honoratioren mehr anvertrauen, zu weit entfernt und kümmerte sich nur um seine Pferde, so daß er von dem Gespräch der Beiden nichts verstanden hatte. Liebermann brach dasselbe indessen ab und überließ seinen Gefährten dem Sturme, den er in ihm aufgeregt, und der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt aus seiner gewohnten Bahn in eine fremde Sphäre hob.

Drei Tage nach dieser Fahrt machte der Lieutenant von Lichterfeld seinem Obersten Rapport. „Freiwillig, auf mein Ehrenwort!" betheuerte er wiederholt. Der Oberst bezweifelte das nicht, schüttelte aber wegen der künftigen Gestellung ungläubig lächelnd den Kopf. „Was man hat, muß man festhalten, Lichterfeld!"

„Er kommt, dafür repondire ich Ihnen, mein Herr Obrister," sagte Lichterfeld. „Ich muß nun aber auch meinerseits Wort halten."

„Wie können Sie ihm das geben? Haben Sie über Officierpatente zu disponiren?" fuhr ihn der Oberst an.

„Das nicht! Das meine ich auch gar nicht. Es ist seine Sache, sich durch Heldenthaten Ported'epee und Schärpe zu verdienen: das geht mich weiter nichts an, ich habe sie ihm auch nur in Aussicht gestellt. Was ich ihm versprochen habe, ist die andere Probe meines Meisterstücks, die ich erst vollbringen muß und mit der ich bei dem Fürsten selber Ehre einzulegen hoffe: meine Ehre ist dabei engagirt, wie ich die Sache ansehe."

„Sie sind ein Phantast, Lichterfeld! Der Fürst hat die Geschichte längst vergessen. Sie wollen wohl selbst die hübsche Rose vom Waldstein unter einer soliden Firma bei der Compagnie haben?"

„Mein Herr Obrister, ich bin kein Libertin," versetzte Lichterfeld ernsthaft.

„Meinetwegen denn, das ist keine Dienstsache. Bringen Sie Ihr Meisterstück zu Stande, wie Sie wollen, aber nehmen Sie sich in Acht, daß Sie auf dem Waldstein nicht in den Bärenfang gerathen, wie die beiden Capuziner, von denen der Oberjägermeister erzählte!"

„Ich werde mich schon hüten," erwiederte der Werbeofficier.

Seine Geschäfte nahmen ihn in der nächsten Zeit sehr in Anspruch, denn das Baireuther Regiment war noch lange nicht complett, eben so wenig wie das Ansbacher, das der Oberst von Eyb commandirte. Der Winter kam darüber heran und der Abmarsch stand eigentlich vor der Thür, denn Herr Liebermann hatte seinem jungen Freiwilligen die Wahrheit darüber gesagt. Ende Februar sollten die fränkischen Truppen aus ihren Standquartieren ausrücken! Auf dem Gebirge war schon Schnee gefallen und wer es wußte, wie auf den Kuppen die menschlichen Wohnungen im Winter von aller Verbindung abgeschnitten werden, so daß die Leute oft in den bis zum Dach verschneiten Häusern wochenlang beim Licht ihrer Kienspäne sitzen, mit geschmolzenem Schneewasser kochen und dasselbe trinken müssen, der konnte es in der That ein Kunststück nennen, was sich Herr von Lichterfeld in seinen phantastischen Kopf gesetzt hatte. Der Oberst von Voit zog ihn zuweilen damit auf, Lichterfeld ließ es sich anfangs ruhig gefallen; er mochte aber doch selbst zuletzt seine Zweifel an dem Gelingen seiner abenteuerlichen Anschläge hegen, denn er fing an, die Neckerei seines Vorgesetzten übel zu nehmen.

„Wenn wir auf dem Marsche in Ansbach eingerückt sein werden, mein Herr Obrister," sagte er, „dann erst, im Falle ich mich lächerlich gemacht habe, mögen Sie mich auslachen. Bis dahin bitte ich gehorsamst noch um Geduld."

„Haben Sie Ihre beiden Freiwilligen dorthin beordert?" entgegnete Voit, von seinem gereizten Wesen belustigt.

„Von einem Freiwilligen ist nur die Rede!" versetzte Lichterfeld. — „Wie ich das andere Vöglein einfangen will, darüber habe ich mich zu nichts verbindlich gemacht." In diesen Worten lag eine schlimme Bedeutung, der Oberst zerbrach sich aber nicht den Kopf darüber, das war keine Dienstsache, er hatte das nicht zu verantworten.

Weihnachten kam heran. Lichterfeld mußte seinen Plan geändert haben, denn der junge Hochstetten erschien nicht, der ersten Verabredung gemäß, in der Heimath, wo sein Freund unterdessen seine Sache geordnet haben wollte. Das neue Jahr brachte klares, beständiges Wetter; es war viel Schnee gefallen und die schöne Schlittenbahn lockte die Städter zu Partien in die Umgegend; bis auf das Hochgebirge hatten die Holzbauern die lange unterbrochenen Verbindungen wieder hergestellt! Mit rastloser Thätigkeit wurden die Rüstungen in beiden Fürstenthümern des Burggrafthums Nürnberg ober- und unterhalb des Gebirges fortgesetzt und das Kriegsrathscollegium zu Ansbach, dem seit der Vereinigung der fränkisch-hohenzollern'schen Lande die Gesammtleitung übertragen war, hatte alle Hände voll zu thun. Der „fürstliche Kriegsstaat" bestand, außer der erwähnten Leibgarde zu Pferde (deren es sonst in jedem der getrennten Fürstenthümer eine gegeben!) und einem schönen gelben Husarencorps, aus drei Regimentern zu Fuß; davon sollten nun zwei auf den Kriegsfuß gesetzt, in fremden Dienst und für die Dauer desselben complett erhalten werden: keine geringe Aufgabe für eine bisher friedliche Regierung! Indessen geschah, was geschehen konnte, und am 28. Februar 1777 war das baireuther Regiment wirklich am Schlosse aufgestellt, die Fahnen wurden abgeholt und der alte Held aus den Türkenkriegen des vergangenen Jahrhunderts, Markgraf Christian Ernst, dessen Reiterstandbild im Schloßhofe prangt, schien mit Stolz auf seine Franken zu sehen, welche nun auch in fernes Land zogen, um sich Ruhm zu erwerben: aber freilich nicht, wie er, im Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit, der schon den Halbmond in Deutschland vor den Thoren der Kaiserstadt aufgepflanzt hatte, sondern für eine fremde Sache. Die ganze Stadt war zusammengeströmt — wie uns das Tagebuch eines Soldaten erzählt, „unter herzlichen Seufzern und Gebeten mit vielem häufigen Weinen, Bedauern und Wehklagen." Da mußte denn der Oberst von Voit, um den üblen Eindruck auf die Mannhaftigkeit der Truppe zu hindern, wie wir uns einer ähnlichen Scene aus frühester Kindheit beim Ausmarsch einer Garnison in den österreichischen Krieg noch heute lebendig erinnern, zu dem Mittel greifen, das auch Schubart in seinem „Caplieде," welches den Volkston so gut zu treffen wußte, schildert, als wenige Jahre nach dem amerikanischen Kriege wiederum deutsche Truppen, diesmal an Holland und nach Afrika, für Geld verliehen wurden:

„Ist hart — doch wirble Du, Tambour,
Den Generalmarsch drein!
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten, kleinen Kindern gleich. —
Geschieden muß es sein!"

V.

Markgraf Karl Alexander erwartete die Baireuther in Ansbach, wo er unterdessen das andere Regiment gemustert hatte. Als ihm der Anmarsch gemeldet wurde, stieg er zu Pferde und ritt ihnen mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge eine halbe Stunde weit entgegen, setzte sich an ihre Spitze mit gezogenem Degen und führte sie in die Stadt. Hier marschirte das Regiment vor dem Schlosse, das nach dem Brande von 1710 im italienischen Geschmacke prächtiger wieder aufgebaut war, in Parade auf und wurde unter vielem Zulauf des Volkes von seinem Fürsten, der alle drei Glieder durchschritt, genau in Augenschein genommen. Nach dem Vorbeimarsch in der Stadt einquartiert, wurde es von den Bürgern, welche den abziehenden Landeskindern — die meisten waren es doch! — den größten Antheil schenkten, trefflich bewirthet. Der Markgraf bezeugte dem Obersten von Voit seine Zufriedenheit und zog ihn mit den Hauptleuten seines Regiments zur Tafel.

„Ihr habt tüchtige Burschen zusammengebracht und die Recruten wenigstens nothdürftig schon recht gut zugestutzt, daß sie im zweiten Gliede mitlaufen können," sagte der Fürst gnädig. „Doch keine Gewalt bei der Werbung vorgefallen?"

„Eure Durchlaucht wissen, daß ich dergleichen nie dulde!" wiederholte Voit auch diesmal. — „Geruhen Hochdieselben, daß ich unterthänigstes Gesuch des Lieutenant von Lichterfeld vortrage, er bittet um eine gnädigste Audienz."

„Was will er? Er hat seine Sache gut gemacht als Werbeofficier."

„Er glaubt Eurer Durchlaucht höchste Unzufriedenheit, die er sich damals im Sichersreuther Bade zugezogen hat, nicht mehr zu meritiren und will Hochdenenselben den Beweis geben, daß er Ihro Intentionen wohl verstanden und danach gehandelt hat."

„Ha! Ich erinnere mich!" erwiederte der Markgraf lächelnd. „Das hübsche Kind mit dem rothen Kopftuch und dem interessanten blassen Gesicht! Er war nicht im Stande gewesen, meinem ausdrücklichen Befehl nachzukommen. — Desto bessere Recruten hat er engagirt. Nach der Tafel, Voit. Ich will ihn sprechen."

Die Tafel war heute zu einer spätern Stunde befohlen und der Hofmarschall hätte Jedermann die Ursache mittheilen können, wenn er es für schicklich erachtet hätte, zu verrathen, daß der Markgraf von Brandenburg-Ansbach und Baireuth auf eine Privatperson warte. Es tröstete den Mann der strengen Etikette nur, daß diese Privatperson nach den Aeußerungen Seiner Durchlaucht fürstlichen Geblüts war und nur aus Gründen ihr Incognito trug. In Leipzig, wohin dieselbe gereist war, sollte sie ihre Abkunft von dem Fürsten Racoczy und der Prinzessin Charlotte von Hessen-Wanfried kaum noch verborgen haben. Heute wurde die Rückkehr des wunderbaren Mannes erwartet und der Markgraf hatte sich bewogen gefühlt, seinetwegen die Tafel aufzuschieben. Es währte dem Fürsten aber doch zu lange und er trat in die Versammlung seiner Gäste, noch ehe die von ihm bestimmte Stunde geschlagen hatte, begab sich auch sogleich zur Tafel; kaum war aber die Suppe gereicht, als der Graf Tzarogy — diesen Namen führte er hier fort — in den Saal trat, ohne die geringste Verlegenheit durch das Kreuzfeuer aller Blicke, die auf ihm ruhten, zu dem Markgrafen schritt und mit sonorer Stimme seine Verspätung entschuldigte. Die große Pendüle, welche im Saale stand, übernahm in demselben Moment seine Rechtfertigung, indem sie die Stunde schlug, zu welcher der Fürst die Tafel bestimmt hatte. Dieser machte den Grafen überaus freundlich darauf aufmerksam und winkte, daß er Platz nehmen solle, wo für ihn ein solcher offen gelassen war. Der Graf sah heute greisenhafter aus, als man ihn bisher gesehen hatte: die weite Reise mochte ihn angegriffen haben; dafür war er so prächtig gekleidet, wie er nur am Hofe zu Versailles erschienen sein mochte: Kniegürtel und Schuhschnallen funkelten von kostbaren Edelsteinen, seine Manschettenknöpfe waren orientalische Rubinen und an seinen Ringen konnte man Diamanten von unschätzbarem Werthe bemerken. Verstand er diese doch zu schmelzen und so aus vielen kleinern große Solitärs herzustellen, was nur noch von wenigen hartnäckigen Zweiflern in Abrede gestellt wurde. In seiner Unterhaltung war er immer liebenswürdig, heute aber bezauberte er selbst den alten deutschen Degenknopf, der sonst nicht viel von ihm hielt. Es ging überhaupt an der fürstlichen Tafel sehr heiter her, wozu der Markgraf das beste Beispiel gab. Was der Küchenmeister geliefert hatte, war nicht zu verachten, aber der Kellermeister übertraf ihn doch und der Erbschenk, Freiherr von Kotzau, der mit unter den Gästen saß, war zufrieden, daß sein Amt eine Sinecur war und er nicht dem Herrn jedes Glas einzuschenken brauchte. Einen Erbschenken nebst den übrigen Erbämtern gab es auch in diesem, wie in jedem andern kleinen Fürstenthum des vielgetheilten heiligen römischen Reichs deutscher Nation: die Freiherren von Künsberg zum Wernstein hatten das Erbmarschallamt, die Grafen von Schönburg das des Erbtruchseß, Erbkämmerer waren die Herren von Luchau in Baireuth.

Als das Mahl zu Ende ging, brachte der Markgraf noch einen Trinkspruch auf das Wohl seiner braven Truppen aus und hob dann die Tafel auf. Er entließ kurz nachher die Versammlung und winkte dem Obersten von Voit, als er sich in seine Zimmer zurückzog, wohin ihm der Graf Tzarogy folgte. Oberst Voit entfernte sich, um den ungeduldig wartenden Lichterfeld zu erlö-

sen. Dieser trat nun im Gefühle der Sicherheit vor seinen Herrn.

„Ich bin mit Euern Engagements zufrieden, Lieutenant Lichterfeld," empfing ihn der Fürst gnädig. „Hat Er noch ein besonderes Anliegen?"

„Eure Durchlaucht waren vor einiger Zeit nicht zufrieden mit mir," begann Lichterfeld, „ich habe mich also bemüht, Höchstdero Intentions pünktlich nachzukommen und kann jetzo melden, daß sie erfüllt sind."

„Was meint Er?" fragte der Markgraf.

„Der junge Mann, den Euer Durchlaucht als Soldat zu sehen wünschte, hat sich freiwillig engagirt und erwartet den Befehl, vorgestellt zu werden, und die Tochter des Forstwarts vom Waldstein, so mein gnädiger Herr dem Burschen zur Frau geben wollten, ist auch zur Stelle geschafft. Eure Durchlaucht kann nun weiter bestimmen."

„Er ist ja ein Tausendkünstler!" rief der Markgraf laut lachend. „Den Burschen will ich sehen, die Dirne kann Er in Gottes Namen wieder laufen lassen. Soll ich einem Recruten gleich ein Weib an den Hals hängen, wenn's in den Krieg geht?"

„Wie Euer Durchlaucht befehlen! Es haben sich aber mehrere, absonderlich von den Jägern, beim Ausmarsch mit ihren Liebsten trauen lassen."

„Haben sie das? Schon recht! Weiber vermehren zwar den Troß, haben aber im Kriege auch ihre Meriten mit Lebensmittel anschaffen, Kochen, Waschen, und wenn's Krankheiten oder Wunden gibt, retten sie manchem armen Schelm das Leben. Der schöne Franz soll seine Liebste mitnehmen. Bringen Sie ihn her und Sie, Voit, bestellen Ihren Feldprediger — die Sache soll noch heute in der Hofkirche in Richtigkeit gebracht werden, und Ihr Drei — nicht wahr, lieber Graf? — werdet die Zeugen sein." Die beiden Officiere entfernten sich, ihre Aufträge zu erfüllen, der Graf machte einige Einwendungen gegen diesen Ausfluß fürstlicher Machtvollkommenheit.

„Spannen Sie den Bogen nicht zu scharf an, gnädiger Herr," warnte er. „Wir leben in einer kritischen Zeit, welche Vieles in Frage stellt, was bisher als unantastbar gegolten hat, in religiösen Dingen, wie in Staatsangelegenheiten und dem Rechte der Fürsten. Das Beispiel Amerika's wird Nachahmung finden."

„Wenn es nicht gleich bestraft wird!" entgegnete der Fürst. „Zweifeln Sie daran?"

„Ich glaube kaum, daß England der Bewegung Herr werden wird!" erwiederte der Graf achselzuckend.

„Auch nicht mit der bedeutenden Unterstützung aus Deutschland?" rief Karl Alexander. „Aber das hieße ja unsere braven Truppen nutzlos opfern!"

„Eure Durchlaucht haben meine Ansicht ausgesprochen," sagte der Graf kalt.

Da wurde Lichterfeld wiederum gemeldet, der jetzt mit seinem Schützling erschien. Eine veränderte Verabredung hatte diesen nicht zu Weihnachten und in seine Heimath, sondern erst für die längst vorherbestimmte Zeit des Abmarsches und hierher nach Ansbach bestellt, wo ihn die Reclamation seines Vaters, wenn dieser von dem Schritte seines Sohnes Kenntniß erhielt, nicht mehr erreichen konnte. Franz lebte jedoch in dem Wahne, daß sein Vater von Allem bereits unterrichtet sei, und wenn er auf den Brief, welchen er Herrn Liebermann von Braunschweig aus auf dessen Wunsch zur Bestellung und Vermittlung übersendet, keine Antwort erhalten hatte, so war ihm das ganz im Charakter seines Vaters gewesen, den Nichts dazu bewogen haben würde, eine so von allen seinen Ansichten abweichende Entscheidung schriftlich von sich zu geben. Es war schon viel, daß er ihm hatte sagen lassen: Er möge thun, was er wolle, nur sich überall brav halten.

„Da bist Du ja doch!" rief der Markgraf, als sich Franz vorstellte. „Ich dachte mir's schon. — Was sagt Ihr zu der Acquisition, Voit? Die verdankt Ihr mir! Rangirt ihn nur gleich in die Grenadiercompagnie: schönere Leute werdet Ihr nicht darin haben."

„Die Grenadiercompagnie bekommt keine Recruten, nur gediente Leute, gnädigster Herr," wandte Voit ein.

„Wenn ich nicht anders befehle, sollt' ich doch wohl denken, mein Herr Obrister!" sagte der Markgraf. „Ich befehle sogar, daß der Mensch als Freicorporal eingestellt wird! Verstanden?"

„Eure Durchlaucht wollen gnädigst bemerken, daß keine Stelle vacant ist — und bei den Grenadieren, die keine Fahne haben —"

„Vacant oder nicht! Hochstetten ist Freicorporal, Herr Obrister von Voit, und bei den Grenadieren, wenn sie auch keine Fahne haben. Verfüge Er das Weitere. — Wo ist das Mädel?"

Franz war von dem Moment, wo über sein Schicksal entschieden wurde, so aufgeregt, daß nur die letzte Frage wie ein Blitz die ihn umdrängenden Wolkengebilde seiner Gedanken zerriß. Was sollte die Frage bedeuten? Sein Herz stürmte rascher. Aber schon trat ihm die Erklärung, mit Augen sichtbar, entgegen. Lichterfeld hatte seine Anstalten so gut getroffen, daß Franz keine Ahnung von der zweiten Wendung seines Schicksals gehabt, die ihm vorbereitet wurde; erst, nachdem er das Vorzimmer verlassen hatte, war Lichterfeld's Vertrauter, der ihm in allen Werbegeschäften mit deren Zweigen unübertrefflich geschickt zur Hand ging, mit dem Mädchen gefolgt, das er auf Gefahr seines Lebens halb mit List, halb mit Gewalt aus dem Felsenhorste des Vaters spurlos entführt hatte. Vor neunzig Jahren war dergleichen im lieben Vaterlande noch möglich.

Als Rose in das fürstliche Gemach trat, stieß Franz einen Laut freudigster Ueberraschung aus und der Ton, der ihr Herz traf, ließ sie erbeben; ihre Augen suchten und fanden den Geliebten und strahlten vor Seligkeit; sie durfte jetzt nicht mehr zagen, er war ihr nah und nahm sich ihrer an vor den fremden Männern! Es war ein herzerfrischender Anblick, diese beiden, vom reinsten Gefühl verkärten Gesichter zu schauen, ein Anblick, der selbst auf die gegen Sentimentalität sonst verhärteten Gemüther der Anwesenden ihren momentanen Eindruck nicht verfehlte. Der Graf verwandte kein Auge von dem jungen Mädchen, das jetzt lieblich erröthet und dadurch bildschön für den verwöhntesten Kenner war — sein Blick wurde immer tiefer und glühender. Der Markgraf aber winkte Rose, näher zu treten und faßte sich kurz.

„Kinder, ich habe Euch schon zusammenbringen wollen," sprach er; „nun seid Ihr hier, als Bräutigam und Braut. Ich habe Dir eine Mitgift zugedacht, Roserl, die sollst Du haben. Heut noch wird Euch der Feldprediger trauen, dann nimmt der Freicorporal Hochstetten seine Frau mit, — das wird Ihm nicht übel gefallen. Und nun geht, den Dank schenke ich Euch."

Er winkte sehr entschieden und Lichterfeld zog den jungen Mann, welcher in dem Aufruhr seines Gefühls nach Worten suchte, zurück. Hier war kein Zögern mehr möglich, aber mit einer Energie, welche Zeugniß gab von seinem Charakter, nahm Franz die Hand des zitternden, demüthigen Mädchens, das vor Scham vergehen wollte, und ging mit ihr hinaus, um ungestört durch Fremde sein Glück und seine Zweifel mit der Geliebten zu besprechen. Lichterfeld folgte ihnen, aber nur, um ihnen anzukündigen, daß der Markgraf ihre Trauung in der Schloßkirche befohlen habe, wohin er sie zu einer Stunde beschied, die er eigenmächtig bestimmte; dann überließ er sie sich selbst und kehrte zu seinem Herrn zurück, um dessen Belobigung in Empfang zu nehmen.

„Sie haben die Rolle des Schicksals gespielt, gnädiger Herr," sagte der Graf, sobald das Paar sich entfernt hatte. — „Aber —"

„Kein Aber, mein theurer Graf," unterbrach ihn Karl Alexander. „Meinen Sie die beiden hartnäckigen Papa's, so werde ich meinen Willen zu mainteniren wissen — trotz des bösen Beispiels von Rebellion in Amerika! — Wäre ich schon in dem Alter, vor welchem mir graut," setzte er leicht hinzu, „so würde ich in dankbarer Erinnerung an Ihre Winke über das einzige Mittel, sich die Lebenskraft zu erhalten, beim Anblicke eines so reizenden Geschöpfs, als diese Waldrose, an mich selbst gedacht haben — noch aber kann ich damit zwanzig, dreißig Jahr warten! Sollten Illustrissimo vielleicht für sich selbst ein Auge auf dies Lebenselixir geworfen haben?"

Auch der schärfste Blick hätte nicht erspäht, welchen Eindruck dieser Ausfall der Weinlaune auf den Grafen machte, seine lächelnde Miene blieb ungetrübt, um seine feinen Lippen spielte der angenehme Zug, der seinen sarkastischen Spott zu attischem Salz der Rede milderte, und er hatte für den fürstlichen Scherz eine darauf eingehende, pikante Antwort. Als er aber den Markgrafen verlassen hatte und nach seinen eigenen Zimmern ging, nahm sein Gesicht einen müden und verächtlichen Ausdruck an.

Das junge Paar, das auf eine so seltsame Weise vereinigt worden war, hatte in diesem unerwarteten Glücke vorerst keinen andern Gedanken, als die Freude des Wiedersehens und den gegenseitigen Herzens-

austausch, wie Alles gekommen war und daß sie sich für das ganze Leben gehören sollten. Der gütige Fürst hatte ja für sie gesorgt. Franz wußte durch Herrn von Lichterfeld, der sein Incognito gegen ihn längst abgelegt hatte, daß sein Vater von dem Wunsche des Markgrafen in Kenntniß gesetzt sei; daß ihn sein Stolz hinderte, sich schriftlich darüber gegen den Sohn zu äußern, fand dieser ganz seinem Charakter entsprechend. Vor der Hand trennte sich Franz von allen heimischen Verhältnissen, er begann mit der Geliebten, die ihm nun geschenkt worden, ein ganz neues Leben in der neuen Welt, und wenn er nach Beendigung des Krieges heimkehrte, so konnte er wohl durch die Vermittlung der Mutter auf Versöhnung mit dem Vater hoffen. Wie stand es aber mit Rosens Vater? Freilich war Stern ein fürstlicher Diener, welcher gegen den bestimmt ausgesprochenen Willen seines Herrn keinen Einspruch, wie der selbständige Bürger und Kaufmann, wagen durfte — indessen übertraf er diesen durch unbeugsame Störrigkeit, welche nicht einmal Bitten und Gründen, wie doch Hochstetten, zugänglich war und wenn er auch die auf fürstlichen Befehl abgeschlossene Ehe seines Kindes nicht mehr trennen konnte, so sagte er sich vielleicht ganz von ihr los und sah sie gar nicht mehr als seine Tochter an und Rose, so hart sie von ihm stets behandelt worden war, wußte doch, daß er sie lieb hatte und liebte ihn kindlich. Was hatte sie aber verbrochen? Hätte sie geahnt, daß der Bote sie belogen, der sie, als ihr Vater grade im Walde war, nach Ruppertsgrün beschied, wo Franz, von seiner Reise zurückgekehrt, ihr eine glückliche Nachricht erzählen werde, sie wäre dem ja nimmer gefolgt! Aber sie kannte den Mann aus Sichersreuth, der zuweilen schon fremde Reisende auf den Waldstein geführt hatte, wie sollte auch in ihre reine Seele ein Verdacht kommen — die Muhme hatte ihr selbst zugeredet. Vor dem Dorfe war sie aber belehrt worden, daß sie Franz erst ganz unten in Voit-Sommerau finden werde; und als sie nur auf dringende Vorstellungen, freilich auch vom eigenen Herzen hingerissen, ihm weiter gefolgt war, hatte sie einen Wagen getroffen, auf den sie ein Herr, der sie erwartet zu haben schien, ohne viel Umstände gehoben, weil sie auf sein Wort, daß er sie auf Befehl des Markgrafen abholen und zu ihrem Bräutigam bringen solle, nicht geachtet und sich gesträubt hatte, ihm zu gehorchen. Was war ihr nun übrig geblieben, als sich weinend in ihr Schicksal zu fügen! Der Vater mußte das erfahren, Franz konnte ihm das schreiben — denn sie selbst, das arme, in der Felsenwildniß aufgewachsene Kind wußte damit nicht zurecht zu kommen. Geht noch heute in's Gebirge, wo im Winter die Wege unterbrochen sind und im Sommer die Kinder Vieh hüten und sonst in der Wirthschaft helfen müssen, und seht nach, ob es in vielen Gegenden Deutschlands jetzt, nach neunzig Jahren, mit dem Schulbesuch besser geworden ist!

Franz hatte seine Braut vom Schlosse mit zu seinen Wirthsleuten genommen, welche sie, da er ihnen Alles erzählte, mit Freundlichkeit empfingen. Der ehrliche Meister schüttelte zwar den Kopf über die Geschichte und äußerte mit dem fränkischen, allzeit fertigen: „Schön recht!" der Herr habe es freilich gut gemeint, aber, wenn er so mir nichts dir nichts mit seinen Unterthanen umspringe, könne er's auch einmal böse meinen und der ganze Handel mit den zwei Regimentern sei schon nicht recht. Indessen was konnte der stattliche Bürgerssohn aus Wunsiedel, was konnte das arme Mädchen dafür? Seine Frau und Tochter mußten gleich dafür sorgen, daß sie mit einem hübschen Brautkranz und einem passenden Kleide vor den Altar treten konnte, denn sie war ja, wie sie ging und stand, von Hause abgerufen und entführt worden. Herr von Lichterfeld, der für sein Meisterstück großes Lob erfahren, hatte aber an Alles gedacht. Im Drange der Ereignisse konnte das fürstliche Versprechen einer Mitgift vergessen werden; er hatte sich getraut, den Herrn, als er höchst gnädig entlassen wurde, nochmal daran zu erinnern, unter einem Hinweis, daß das Mädchen in ihrer Armuth nicht einmal schicklich in der Kirche werde erscheinen können, worauf der Markgraf den Hofmarschall sogleich ermächtigt hatte, sein Wort zu lösen. Lichterfeld konnte daher schon mit einem vollständigen Anzuge aus der Garderobe irgend einer Hofdienerin nebst einigem Zubehör in dem Quartiere seines Hochstetten erscheinen, die Wirthsleute waren ihm aber schon zuvorgekommen und Rose hatte das einfache Kleid eines ehrbaren Bürgermädchens angelegt, das

besser für sie paßte, als das ausgeputzte Stück, das man für sie im Schlosse gewählt hatte. Sie war in tiefster Bewegung und weinte viel, aber in ihrem Herzen pries sie Gott, der es mit ihr so wohl gemacht, und betete, daß er sie fernerhin behüten möge.

Die Trauung wurde noch an demselben Abend, wie der Markgraf befohlen hatte, vollzogen und nicht allein die drei Herren, welche er dazu aufgefordert hatte, sondern auch die Wirthsleute und viele andere Menschen, die davon gehört, wohnten derselben als Zeugen in der St. Johanniskirche bei. Die Jugend des Paares erregte allgemeine Verwunderung: „Kinder sollten noch nicht heirathen!" hörte man beim Herausgehen und der alte Spruch: „Jung gefreit, hat Niemand gereut!" wurde hier zurückgewiesen. Auch der Feldprediger hatte seine Bedenken gehabt: es war ja keiner einzigen gesetzlichen Bestimmung genügt, keine Einwilligung der Eltern, kein Taufschein, keine rechte Anmeldung, kein Aufgebot! Aber der Befehl des Markgrafen duldete keinen Widerspruch, er nahm alle Verantwortlichkeit hinweg.

Eben so wenig ließ der Fürst auf eine nochmalige Vorstellung des Obersten von Voit von seinem Befehl, den jungen Hochstetten der Grenadiercompagnie und zwar als Freicorporal einzureihen, etwas nach. Weder in Preußen, welches der Große Friedrich zum militärischen Musterstaate erhoben, noch sonst in einer Armee erhielten die Grenadiere Recruten, sie führten keine Fahnen, hatten also auch keinen überzähligen Corporal, den Gefreiten- oder Freicorporal, der bei den übrigen Compagnien die Fahne trug und in Preußen ein junger Edelmann sein mußte, um nach dreijähriger Dienstzeit Officier werden zu können. Ein Nichtedelmann „von offenem Kopf, großen Meriten und gutem Exterieur," wie es im Reglement von 1743 heißt, konnte ausnahmsweise nach zwölfjähriger Dienstzeit zum Officier vorgeschlagen werden. Gegen alle diese Satzungen hatte der Markgraf seinen Befehl erlassen und es konnte daran nichts geändert werden. — „Sehen Sie, wie Sie mit ihm zurechtkommen, Seitz," sagte der Oberst zu dem Chef der Grenadiercompagnie seines Regiments. „Drei Tage bleiben wir hier, lassen Sie ihn einkleiden, messen, schwören und ein bischen zustutzen, damit er bei den Uebercompletten mitlaufen kann. Wenn ihm der Herr wenigstens nicht das Weibsen aufgepackt hätte!"

„Mir ist der junge Mensch lieber, als mancher alte, steife Trunkenbold, den mir die andern Capitäns abgeben," erwiederte der Officier, — „und die Frau, Herr Oberst, ist allerliebst." Worüber der Oberst die Achseln zuckte.

„Die drei Rasttage gefallen mir nicht, Seitz," sagte er dann, „wer unterwegs ist, muß fort. Unsere Kerls werden hier verdorben; sie haben es zu gut, wie die Ansbacher Kameraden in ihren neuen Casernen. Unter diesen sollen überhaupt viel Räsonneure sein. Sie dulden doch dergleichen bei Ihren Leuten nicht?"

„Grenadiere, Herr Oberst!" versetzte der Capitän von Seitz, mit schnarrendster Betonung.

„Wenn es unterwegs einmal einen Exceß gibt, muß man sich doch wenigstens auf eine Abtheilung verlassen können. Ich fürchte, wir kommen nicht ohne Spectakel auf die Schiffe."

Während der Rasttage in Ansbach wurde Hochstetten in die Baireuther Grenadieruniform gesteckt, die ihm vortrefflich stand; ein alter Unterofficier übernahm es, ihn in aller Kürze mit den nothwendigsten Griffen und Exercitien bekannt zu machen und wunderte sich nur darüber, daß der junge Mann, der noch keine Muskete in der Hand gehabt, so schnell begriff, was zu erlernen sein Instructeur so lange Zeit gebraucht hatte. Auch der Capitän hatte sein Wohlgefallen an ihm und die Officiere behandelten ihn freundlich; nach allen Winken, die über ihn gefallen waren, mußten sie erwarten, ihn bald mit der silbernen Stickerei und dem Esponton zu sehen — Epaulettes als Officierabzeichen gab es damals noch nicht. Ueber die junge Frau, welche als Officierdame allerdings trotz ihrer Reize eine seltsame Figur spielen würde, lachten sie wohl, aber „das braucht sie bei den Wilden auch nicht!" sagte der Hauptmann. „Wenn sie nur treu und brav ist!"

Der Markgraf ließ ihr noch ein reiches Geschenk an baarem Gelde zustellen und nahm das Erbieten des Grafen Saint-Germain, es ihr, um weiteres Aufsehen zu vermeiden, in ihre Wohnung zu bringen, zugleich aber dem Fürsten Bericht abzustatten, wie sich das Paar für die weite Kriegsreise eingerichtet habe, dankbar an. Nach Kräf-

ten hatten die guten Wirthsleute schon dafür gesorgt, sie auszustatten, wozu Franz, der von seinem Vater nicht karg in Braunschweig gehalten worden war, die Mittel geben konnte. Der Graf kam nach der Jägersgasse, wo Hochstetten's Quartier war, zu einer Zeit, wo er die junge Frau allein fand, da er den Mann beim Exerciren wußte; er überreichte ihr das Geschenk des Fürsten und benahm sich durchaus würdevoll, beinah väterlich gegen sie, so daß er ihre Schüchternheit in gutes Zutrauen verwandelte. Wäre sie nicht das arglos reine Kind der Berge, sondern eine Dame aus der großen Welt gewesen, so würde sie freilich den eigenthümlichen Blick bemerkt haben, mit welchem seine Augen wie festgebannt auf ihr ruhten. Es war, als wolle er ihre Schönheit — seinen dunkeln Ausspruch in der wenigst irdischen Form nehmend — ganz in sich einziehen! Doch gab er seinen glühenden Blicken keine Worte, nur als er schied und der jungen Frau, die ihm ihren Dank aussprach, seine feine, mit Ringen geschmückte Hand reichte, fühlte sie einen Schlag durch ihren ganzen Arm schmettern, als werde er ihr plötzlich gelähmt. „Du wirst mich wiedersehen: ich wache über Dich!“ sagte der Graf feierlich und schied. Sie blieb erschrocken zurück, und als sie Franz bei dessen Heimkehr davon erzählte, lachte er sie aus. „Der ist elektrisch, Rosel!“ sagte er. „Das Geschenk unseres guten Fürsten wird doch nicht auch elektrische Funken geben?“

Nach drei Tagen marschirten die beiden Regimenter aus, deren Commando jetzt der Oberst von Eyb, als der älteste der beiden Commandanten, übernahm. Der Markgraf gab ihnen das Geleit mit seinem ganzen Hofstaat bis zur Grenzstadt seines Gebiets, Uffenheim an der Gollach, wo er sie mit gnädigen Worten entließ. Der Marsch betrat nun das Hochstift Würzburg und gelangte am 9. März nach Ochsenfurth am Main, damals der Dompropstei gehörig. Hier waren eine Anzahl Schiffe zusammengebracht, welche die Truppen zu Wasser auf dem Main zum Rhein transportiren sollten. Diese stutzten beim Anblicke der kleinen Flottille, sie wurden gar nicht erst in die Stadt einquartiert, sondern mußten gleich einsteigen. Bequemlichkeit war freilich auf den Mainschiffen damals nicht zu erwarten, aber sie waren außerdem noch im höchsten Grade unsauber und vom widerwärtigsten Geruch erfüllt, überdem hatte das Kriegscommissariat in gewohnter Knauserei zu wenig Fahrzeuge besorgt, so daß die Soldaten schlimm zusammengedrängt wurden. „Wie die Häringe!“ hieß es hier und da. „Häringsschiffe!“ rief es von mehrern der Fahrzeuge. „Sclavenschiffe!“ schrie eine durchdringende Stimme. Einen Moment schwieg das Gemurr, gleichsam übertäubt von dem Ruf, der aber gleich von Hunderten wiederholt von Bord zu Bord lief. „Sclavenschiffe! Sclavenschiffe!“ Die Officiere und Unterofficiere versuchten, dem Murren ein Ende zu machen; es hatte sich aber bei den Leuten, welche meist in ihrer Heimath keine schiffbaren Flüsse kannten und noch nie ein Schiff bestiegen hatten, die Meinung verbreitet, daß sie in diesen erbärmlichen Fahrzeugen, zusammengepreßt wie in Häringstonnen oder Sclavenschiffen, die ganze monatlange Ueberfahrt nach Amerika machen sollten: alle Widerlegung, alles Zureden und Drohen vermochte nicht mehr, dem ausbrechenden Tumult Einhalt zu thun. Unterwegs war viel Wein getrunken worden, mit welchem die Quartiergeber den armen Burschen bereitwillig die Feldflaschen gefüllt hatten, die Köpfe waren erhitzt, die Gemüther über die schändliche Behandlung, die sie in dieser Einschiffung zu erkennen glaubten, empört — wie konnten sie in der wilden Aufregung des Moments an die Kriegsartikel und die Strenge der Militärgesetze denken! Vom Ansbacher Regiment war der Aufruhr ausgegangen, aber er hatte sich nur zu bald auch den Baireuthern mitgetheilt — die Officiere verschwendeten jetzt sogar Bitten: vergebens! Es schien am gerathensten, den Tumult austoben zu lassen. Die Regimenter waren an Bord, über Nacht würden sie schon zur Besinnung kommen, dann konnten die Rädelsführer ermittelt werden. Aber die Nacht, wenn sie auch das laute Toben stillte, brachte dafür eine entschlossene Meuterei zu Wege. Die Ansbacher verließen mit Tagesanbruch haufenweise die Kähne und stiegen wieder an das Land; ein wildes Jauchzen schallte weithin über das Ufer; bald folgten auch die Baireuther, und in einer halben Stunde waren die Schiffe leer.

„Lassen Sie nur auch aussteigen, Seitz,“ sagte der Oberst von Voit zu seinem Gre-

nadiercapitän, „damit man wenigstens eine Compagnie hat, auf die man sich verlassen kann."

Die Mannschaft hatte sich am Ufer in größere und kleinere Haufen gerottet, die Officiere capitulirten noch mit ihnen, um die Ordnung wieder herzustellen, aber es war wenig Aussicht dazu. „Wir haben geschworen, zu Lande, aber nicht zu Wasser zu dienen," hatte ein pfiffiger Bursch gesagt und das wurde die Parole, die gleich in die Runde lief. Feindseliger klang es dem Obersten von Eyb in die Ohren, als er hören mußte: „Man hat uns in die Sclaverei verkauft — aber man soll uns nicht wie Sclaven transportiren und wie die Hunde behandeln!" Was war zu thun? Das Kriegscommissariat hatte nicht einmal ausreichend für die Verpflegung gesorgt und nun es zum Ausbruch kam, ließ sich Keiner von den Herren sehen! „Miserable Kerls!" sagte Oberst von Eyb, der Brigadier, zu Voit. „Wir wollen aus unserer Tasche etwas Lebensmittel und Holz aus der Stadt holen lassen. — Die Leute haben gehungert und gefroren in der kalten Märznacht, vielleicht kommen sie zur Vernunft, wenn sie sehen, daß wir doch für sie sorgen." Aber auch das schlug fehl, denn aus der Stadt strömten bereits die Einwohner schaarenweise herbei, achtbare Bürger, Frauen und Mädchen, welche Lebensmittel, besonders Wein in Massen herbeischafften, aber auch viel Gesindel, das, wie gewöhnlich, die Meuterei schürte, und zahllose Kinder! Bald waren die Meisten sinnlos betrunken, keiner Vorstellung mehr zugänglich, sie mußten sich selbst überlassen bleiben! Das wüste Treiben währte bis gegen Mittag — nur die Grenadiere und Jäger von beiden Regimentern hielten, als Elitetruppen, noch einigermaßen zusammen, und boten wenigstens den Kern, an welchen sich Reuige wieder anschließen konnten. Da begann die große Masse, welche ohne Führer und in totaler Auflösung war, sich zu verlaufen, ihre Richtung, welche schon Einzelne früher eingeschlagen hatten, schien nach den Weinbergen zu gehen, von wo man Tags vorher gekommen war: nach Uffenheim.

„Nimm meine Grenadiere, Eyb!" sagte der Oberst von Voit. „Die stehen wie die Mauern."

„Meine Jäger auch! Es ist eine Ehrensache für die Ansbacher!" erwiederte Eyb und ließ seine Jäger die Höhe besetzen, um die Meuterer durch ein paar blinde Schreckschüsse zur Besinnung zu bringen. Das führte aber nur größeres Unglück herbei, indem Jene sogleich mit scharfen Schüssen antworteten und sich ein förmliches Gefecht entspann, in welchem von beiden Seiten mehrere Verwundungen vorfielen, deutsches Blut schon in der Heimath vergossen wurde. In der Stadt, wohin sich auch viele von den Aufrührern ergossen hatten, entstand gleichzeitig ein furchtbarer Tumult, die Thore wurden gesperrt, die Zugbrücken aufgezogen. Das Feuern dauerte wohl zwei Stunden; ein Eilbote war an den Markgrafen nach Ansbach abgegangen.

Da erboten sich die ansbachischen Grenadiere, ihre Kameraden im Guten zu beschwichtigen. „Im Guten!" rief Oberst Voit, der neben Eyb hielt. „Laß meine Compagnie vorrücken! Seitz macht Ordnung im Nu, mit zwei Salven!"

Eyb nahm aber das Erbieten seiner Grenadiere an; die Compagnie war schnell rangirt, die Officiere traten wieder ein; Zimmerleute auf dem Flügel, Tambours schlagend, rückte sie vor. Schreiend und tobend kam ihr die Masse entgegen, es waren hier die Baireuther. Zurufe halfen nichts, der Hauptmann vor der Front winkte vergebens mit seinem Taschentuche. „Es wird nichts übrig bleiben, Capitän von Erkert!" sagte der Oberst, der mit vorgegangen war.

„Halt!" commandirte der Grenadierhauptmann mit seiner gewaltigen Stimme. „Mit Pelotons auf der Stelle chargiren! Das erste Peloton fängt an! Chargirt!"

Und der Lieutenant vom rechten Flügel sofort: „Erstes Peloton! Macht euch fertig!" Die Hähne knackten — aber der Oberst winkte dem Officier und schwenkte nochmals sein Taschentuch gegen die Masse, welche schon in's Stutzen gekommen war. — „Das Bataillon rangire sich!" tönte Eyb's kräftiges Commando hinüber.

Siehe! Es wirkte in der That, unterstützt von hundertzwanzig Feuerröhren, welche bereit waren, ihm Nachdruck zu geben. Die Zerstreuten, unter denen sich auch ein Theil der Unterofficiere befand, fingen an, sich in ihre Compagnien zu ordnen — auch Voit war unterdessen mit seiner geschlossenen Grenadiercompagnie vorgegangen und eilte jetzt, persönlich sein aufgelöstes Regiment wieder in Reih' und Glied zu

bringen, wobei er seinen Ingrimm bezwang und den Leuten väterlich zuredete. So gelang es bei sinkendem Abend, als allmälig dem Rausche die traurigste Ernüchterung folgte, die Meuterei zu bewältigen; die Grenadiere wollten, mit gutem Beispiel vorangehend, sogleich wieder eingeschifft sein, Oberst Eyb aber behielt die weitere Entscheidung dem Markgrafen vor und führte die Regimenter, wie er versprochen, auf die Straße nach Uffenheim zurück, wo er ein Lager aufschlagen ließ. Zelte und allen Zubehör führte damals jedes Bataillon bei seiner Bagage mit sich.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Messieurs?" sprach der Oberst von Voit, als er noch Abends seine Officiere versammelt hatte. „Hätten wir von Baireuth den graden Weg über Bamberg marschiren dürfen, so wären unsere Burschen in Ansbach nicht angesteckt worden! Mit Ihren Grenadieren, Capitän von Seitz, bin ich zufrieden. Oder haben Sie mir auch räudige Schafe zu melden?"

„Kein einziges!" versicherte Seitz stolz. „Vom ältesten Corporal bis zum jüngsten Pfeiffer, ja bis zu meinem einzigen Recruten haben alle ihre Schuldigkeit gethan. Der Freicorporal Hochstetten hat sich sogar, gegen das Reglement, mit in Reih' und Glied gestellt und hätte chargirt auf seinen eigenen Bruder, wenn er bei den Rebellen einen gehabt hätte!"

„Warum nicht gar auf seine junge Frau!" versetzte der Oberst verdrießlich. „Ihr streicht Eure Compagnie zu sehr heraus!" Er besprach darauf mit den Officieren die Maßregeln, welche gegen einen neuen Ausbruch der Meuterei zu treffen wären: ein solcher stand aber nicht mehr zu befürchten.

Von Ochsenfurth über Uffenheim nach Ansbach sind sieben Meilen; der Eilbote, der mit der Meldung, daß die Regimenter den Gehorsam versagten, an den Markgrafen geschickt worden war, schonte die Sporen nicht, gelangte aber doch erst beim Einbruch der Nacht in die fürstliche Residenz. Karl Alexander hatte sich bereits zur Ruhe begeben und mußte mit der höchst unangenehmen Nachricht geweckt werden. Hier war keine Zeit zu verlieren, er ließ sofort zwei seiner Flügeladjutanten rufen und gab Befehl, daß zehn Husaren satteln sollten. Bald darauf sprengte er mit diesem kleinen Gefolge in die Nacht hinaus.

Beim ersten Morgengrauen wurde Generalmarsch im Lager geschlagen: der Markgraf war angekommen! Viele wußten zwar nicht mehr recht, was sie gestern gethan, aber daß nun das Gericht über sie kommen werde, stand allen Schuldigen vor der Seele und ließ sie der nächsten Stunde mit Bangigkeit entgegensehen.

Die Regimenter waren in Linie aufmarschirt, die Glieder wurden geöffnet. Dort kam er gesprengt! „Gebt Achtung!" Drei Flügelunterofficiere, wie es auch hier damals reglementsmäßig war, liefen 24 Schritt vor, um die Tempo's vorzugreifen, einer stolperte in seinem bösen Gewissen und fiel — „Präsentirt's Gewehr!" Die Fahnen salutirten, die Tambours schlugen. Der Markgraf befahl aber sogleich, schultern zu lassen, saß ab vom Pferde und ging zu Fuß durch die Glieder, wobei er die Mannschaft freundlich anredete und sie fragte, worüber sie sich zu beschweren hätten. Mancher faßte sich dann ein Herz zu sprechen und der Fürst hörte ruhig an, was ihm vorgetragen wurde, versprach Abhilfe, wo es ihm gerecht erschien, und berichtigte falsche Annahmen. Hierauf begab er sich wieder vor die Front, wo er mit lauter Stimme Allen, welche nach Amerika abgehen wollten, volle Verzeihung der gestrigen Excesse verkündigte, diejenigen aber, welche sich dessen weigerten, aufforderte, vorzutreten: sie könnten dann ihrer Wege gehen, würden aber all' seiner fürstlichen Gnaden, sowie, falls sie seine Unterthanen wären, ihres Vermögens und ihrer Heimath verlustig sein. Kein Einziger trat vor und der Abmarsch erfolgte auf der Stelle wieder nach Ochsenfurth, wo die Einschiffung unter den Augen des Markgrafen stattfand, der selbst ein Fahrzeug bestieg und seine Truppen erst an der holländischen Küste verließ, als sie von den englischen Transportschiffen aufgenommen wurden.

Wie verdient ihn auch das Urtheil der Geschichte und des Volks treffen mag, daß er wie die andern, ihm darin vorangegangenen Fürsten seine Soldaten verkauft — so ist ihm, bis auf die neueste Zeit, doch zuviel Böses über die Härte der Ausführung dieses Beschlusses nachgesagt worden. In gewohnter Uebertreibung will ein bekannter Schriftsteller wissen, daß Karl Alexander sich mit gespannter Büchse an das Mainschiff gestellt, vergleichbar Karl IX. in der Bartholomäusnacht, um jeden neuen Fluchtver=

sich zu verhindern (was ein Grenadierpeloton besser gethan hätte), auch wären die Leute, wie Schlachtthiere geknebelt und gefesselt, abgeführt worden. Ein Anderer schreibt ihm das nach! Wir kennen aber die Hergänge, wie alle Kriegserlebnisse der fränkischen Truppen, ganz genau aus dem Tagebuche eines gemeinen Soldaten, das erst lange nachdem Karl Alexander seine Lande an die Krone Preußen abgetreten hatte und in England verstorben war, ja nach dem Sturze Preußens und der Abtretung der fränkischen Fürstenthümer an Baiern geschrieben ist, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sondern einem alten Waffenbruder zur Erinnerung geweiht. Keine Rücksicht hat den Schreiber abhalten können, die volle Wahrheit zu sagen, und wir hören auch schlimme Dinge genug: aber von jenem brutalen, eines Tyrannen würdigen Betragen, das dem Markgrafen vorgeworfen worden, kein Wort, es ist eine Erfindung des Hasses, in Frankreich oder in Amerika vielleicht erlogen und in Deutschland gern geglaubt. Wir lesen im Gegentheil, daß Karl Alexander auf der ganzen Stromfahrt, welche von Hanau aus auf bessern Schiffen geschah, freigebig für seine Truppen gesorgt, daß er in Nymwegen, wo Oberst Faucit sie auf dem Schloßplatze für die Krone England in Eid und Pflicht genommen, jedem Regimente noch 100 holländische Ducaten geschenkt und sich erst in Dortrecht, wo der Convoi am Gründonnerstage geankert, nach erneuter Fürsorge für ihr Wohl „mit weinenden Augen“ — wie der ehrliche Johann Conrad Döhla schreibt — von ihnen getrennt hat. Bei seinem Charakter, wie er sich in seiner Regierung, wie in seinem Leben bekundet hat, mochte es ihm wohl jetzt leid thun, daß er sich hatte um schnöden Geldgewinn verführen lassen, so viele seiner Landeskinder zu opfern — aber diese Thränen konnten die Schmach nicht von ihm abwaschen, die jener Entschluß ihm bereitet hatte. Wiegt sie nicht schwer genug? Muß sie noch durch unbegründete Anschuldigungen verschärft werden?

(Schluß folgt.)

Cromwell's Protectorat.

Von H. Floto.

I.

Cromwell's Zug nach Irland.

Am 30. Januar 1649 war König Karl I. enthauptet und die Republik proclamirt worden. Am Dienstag, dem 10. Juli 1649 brach Cromwell als Lord-Statthalter von Irland eben nach Irland auf: in einer Kutsche, die mit sechs flandrischen Grauschimmeln bespannt war.

Marquis von Ormond war Statthalter des Königs in Irland, ein entschiedener Royalist, ein Mann von ausgezeichneter Rechtlichkeit, Geduld, Thätigkeit und Talent. Ormond hatte im Frühjahr 1649 einen Frieden mit den Irländern geschlossen, worin ihnen Folgendes zugestanden ward:

1) Amnestie aller verübten Gräuelthaten,

2) freie Ausübung der katholischen Religion,

3) Abschaffung der sogenannten Poyningsacte, wonach kein Beschluß eines irischen Parlamentes Gesetzeskraft hatte, wenn ihn nicht die englische Regierung durch ihr großes Siegel bestätigte.

Damit war Irland ein selbständiger Staat und sein Verhältniß zu England zu einer bloßen Personalunion zurückgeführt.

Ormond forderte nun den Commandanten von Dublin, Oberst Michael Jones, auf, gemeinsame Sache mit ihm zu machen; dieser wies aber das Anerbieten entrüstet zurück.

Dagegen erklärten sich die Aeltesten der schottischen Kirche zu Belfast — obwohl Presbyterianer — gegen die Königsmörder.

Ormond schrieb an Jones:

„Die Maske der Heuchelei ist gefallen, die Maske der Heuchelei, durch welche das Heer der Independenten alle Stufen und Schichten der Gesellschaft betrogen und geknechtet hat. Mit nacktem Gesicht erscheinen sie nun als die Zerstörer der wahren Religion, als die Beschützer aller falscher Religionen nicht nur, sondern der Gottlosigkeit und des Unglaubens. Die entmenschten Barbaren haben ihre Frevlerhände an Gottes Gesalbten gelegt und ihn getödtet, nicht wie es sonst Königsmörder gegeben hat, die einem Kronräuber den

Weg bahnten, sondern auf eine Weise, die deutlich zeigt, daß sie die Monarchie England in eine Anarchie verwandeln wollen — oder vielleicht errichten sie ein Wahlreich und setzen Cromwell oder einen ähnlichen Johann von Leyden an die Spitze, woraus dann ein vollkommenes Türkenthum hervorgehen wird.

Von den drei Gewalten: König, Adel und Gemeinen, aus denen zu allen Zeiten eine parlamentarische Regierung sich zusammengesetzt hat, bleibt nur ein kleines Bruchtheil zurück — die Hefe und der Bodensatz des Unterhauses — und dieser bösartige Rest, der ganz vom Heere abhängt, wird uns darum aufgespart, um das Volk wo möglich noch länger mit dem Worte „Parlament" zu täuschen.

Der König ist ermordet; die Lords und eine große Zahl der Gemeinen sind durch unerhörte Gewaltthat aus den Berathungssälen vertrieben, mehrere sogar eingekerkert worden.

Keine andere Freiheit ist dem Unterthan geblieben, als die, lästerliche Meinungen auszusprechen, die Obrigkeit zu verhöhnen, zu mißhandeln, zu tödten und alle die zu unterdrücken, die andere Gesinnungen haben."

Soweit Ormond.

Das Presbyterium zu Belfast beschuldigte die in England herrschende Partei, daß sie den Covenant gebrochen; und eine „allgemeine Duldung aller Religionen einführen wollte, eine Neuerung, welche die Einheit der Kirche zerstört und dem Worte Gottes entschieden zuwider ist." *)

Cromwell nun kam am 15. August 1649 mit günstigem Winde nach Dublin, wo er mit allen nur möglichen Freudenbezeugungen empfangen wurde. Die großen Kanonen tosten ihr Willkommen, und in jeder Straße ertönten die Zurufe des Volkes, das sich begierig um den Wagen drängte, um den Mann zu sehen, von dem sie schon so viel gehört hatten. An einem passenden Orte ließ er halten, stand in der Kutsche auf und mit dem Hute in der Hand hielt er eine Rede.

„Diese Rede" sagen die alten Zeitungen, „wurde mit großem Beifall vom Volke aufgenommen. Alle riefen: Mit Euch wollen wir leben und sterben!"

*) Liebert.

II.

Wie Cromwell ankommt, sind nur zwei Städte in Irland, die zur Republik halten: Dublin und Londonderry. Sonst ist ganz Irland durch Ormond's unermüdliche Thätigkeit abgefallen — aber der Bau ist aus Eisen und Thon gemacht, in Wahrheit nicht so furchtbar.

Armes Irland! Acht Jahre grausamen Fechtens, verzweifelter Gewalt und Elendes haben die Dinge tausendmal schlimmer gemacht, als sie von Anfang waren. Mord, Raub, Brand, Excommunicationen, Ströme von Blut, himmelhoher Lärm — als ob Wölfe und tolle Hunde gegeneinander föchten!

Cromwell's Verfahren hier ist oft Gegenstand bitteren Tadels gewesen. Denen, die da glauben, daß ein Land, welches überlaufen ist von blutigen Quacksalbern, geheilt werden könne durch Besprengen mit Rosenwasser, mag diese Wundarztarbeit schrecklich sein. Aber Cromwell glaubte an Gottes Gericht und nicht an Heilung mit Rosenwasser; zu seiner Zeit gab es noch kein Geschwätz von Abschaffung von Körperstrafen, wie Rousseau will, und allgemeinem Rosenwasser in dieser Welt, die noch so voll ist von Sünde.

Und dann ist ein energisch geführter Krieg immer mit viel weniger Leiden verknüpft als ein Krieg, der schwächlich geführt wird. Cromwell hatte die Wahl: ob er in einigen Wochen vielleicht 5000 Menschen opfern wollte, oder in mehreren Jahren vielleicht 30,000. Er entschied sich für das Erstere.

Carlyle spricht also von Cromwell, wie er nach Irland kommt: Dieser Mann kommt nach Irland, mit einer Wahrheit Gottes im Herzen, freilich einer unerwarteten. Er trägt Parlamentsacten, irdische und himmlische Gesetze in der einen Hand, das blanke Schwert in der andern.

Er redet das verworrene irische Volk an, die blutigen, rasenden Individuen zu Drogheda und anderswo — (dies ist natürlich bloß Dichtung) — „Blutige, rasende Individuen, deren Wort soviel Werth hat, wie das Bellen von Hunden; seht, ich bin gekommen, unter euch die Wahrheit zu sprechen und zu thun. Hier sind Parlamentsacten, Sinnbilder, wie wir armen Puritaner sie nach Gottes Wort machen konnten, dem wir sie immer näher zu brin-

gen trachten werden. Gehorcht ihnen, helft uns, sie zu verbessern, lebt friedlich und treu unter ihnen, und es soll euch wohl gehen.

Wollt ihr ihnen aber nicht gehorchen, so will ich euch auch nicht leben lassen. Als wahrheitredende, ordentliche Leute sollt ihr auf dieser Erde leben, nicht als mörderische tolle Hunde. Wählet."

Sie trauten nicht. Sie verwarfen seine Bedingungen zu Drogheda. Er erstürmte den Platz und wie er versprochen, blieb kein Mann am Leben. Seinen Soldaten ist verboten zu plündern, und sie werden gehängt, wenn sie es thun.

Welch ein Zorn, unerbittlich wie der Tod, wohnt in jenem Herzen. Zorn! der nahe Nachbar von Mitleid, zitternder Liebe und sanften Thränen. Aber Weichheit ohne Härte, Härte fest wie Diamant, solche Weichheit ist bloß feige Niederträchtigkeit — und ohne Gerechtigkeit ist wirkliches Erbarmen nicht möglich, sondern bloß falsches Erbarmen und elende Schwäche. —

Wir wollen ihm auf dem Wege durch Irland nicht folgen. Genug: er erstürmt zuerst Drogheda, wo er die ganze Besatzung niedermachen läßt und dann an das Parlament schreibt: „Wahrlich, ich glaube, diese bittere Erfahrung wird mit Gottes Hilfe viel Blutvergießen sparen."

Cromwell glaubte aber: es ist ein Gericht Gottes — und in der That: es sparte viel Blutvergießen. Carte, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Leben Ormond's schrieb, sagt von diesem Sturme: „Die fluchwürdige Politik dieses Königsmörders erreichte wirklich ihren Zweck. Dieser Sturm verbreitete den Schrecken seines Namens, der Sturm schnitt durch das Herz des irischen Krieges."

Nur die Stadt Wexford wurde noch auf dieselbe Weise gestürmt; und kein weiterer Sturm war nöthig. —

Beiläufig: Cromwell's Armee ward sehr wohl mit Lebensmitteln versorgt durch das irische Landvolk, welches in das Lager kam, wie zu einem guten Markte mit guten Preisen. Carte sagt: „Cromwell's Armee wurde besser versorgt, als irgend eine der irischen Armeen."

III.

Nun kamen im December 1649 verschiedene katholische Geistliche in einem Kloster Clonmacnoise zusammen und erließen von dort ein Warnungsschreiben an die guten irischen Katholiken.

Cromwell, der damals zu Youghal war, beschloß eine Erklärung dagegen zu erlassen. Er schreibt ungefähr: „Ich habe ein Buch gelesen, welches zu Kilkenny gedruckt ist und verschiedene Erklärungen papistischer Geistlicher enthält, die am 4. Dec. 1649 im Kloster Clonmacnoise zusammengekommen sind, und will nun hier darauf antworten."

Die Antwort nimmt etwa zwölf enggedruckte Seiten ein, datirt Januar 1650. Ich theile nur einzelne Stellen daraus mit, weil das Ganze zu viel sein würde.

In der Erklärung der katholischen Geistlichen war gesagt: „Unser Bund ist gegen den gemeinsamen Feind gerichtet."

Darauf hin fährt Cromwell los: „Wer schuf den gemeinsamen Feind? — Die Engländer? Erinnert euch, ihr Heuchler, Irland war einst mit England verbunden. Engländer hatten Grundbesitz, den sie für ihr Geld gekauft hatten: sie oder ihre Vorfahren von euch oder euren Vorfahren. Sie lebten unter euch friedlich und rechtlich. Diesen Frieden brachet ihr! Ohne jede Veranlassung schlachtetet ihr, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, die Engländer nieder, in dem unerhörtesten und barbarischsten Gemetzel, das je die Sonne beschien. Und das zu einer Zeit, da Irland in vollkommenem Frieden war; da ward dies unerhörte Bubenstück ausgeführt auf euer Anstiften hin, die ihr euch rühmt eures Friedenstiftens und eures Bundes gegen den gemeinsamen Feind.

Was denkt ihr? Ist Gott, wird Gott mit euch sein?" —

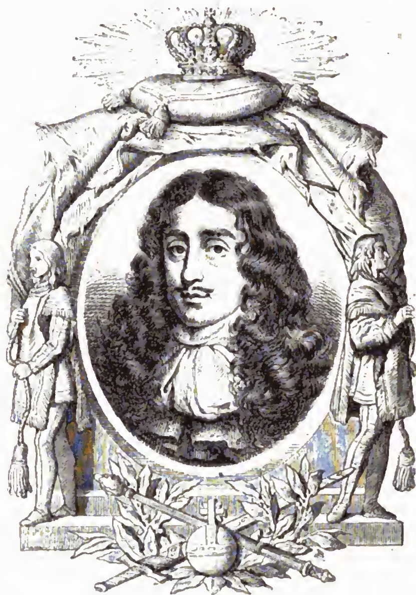
Jene katholischen Geistlichen hatten zuerst von sich geredet, in zweiter Reihe vom Könige, und zuletzt endlich vom Volke, „damit es nicht so aussehen möchte, als hättet ihr das Volk vergessen, oder um mich glauben zu machen, ihr dächtet viel an dasselbe. O arme Laien! Daß ihr und euer König sie reiten und hetzen könnet, wie ihr und euer König bis jetzt gethan habt. Aber es wird nicht schwer sein, vorherzusagen: wenn Thiere allzu heftig gespornt werden, schlagen sie aus. Der

willkürlichen Gewalt werden die Menschen müde, in Staat und Kirche. Der Satz, das Volk gehöre den Königen und den Kirchen, beginnt in der Welt ausgepfiffen zu werden." —

Jene Geistlichen hatten ferner von „ihren Heerden" gesprochen.

„Wie wagt ihr, diese Männer eure Heerde zu nennen, da ihr sie zu einer so gräßlichen Rebellion aufgestachelt und sie und euer Land zu einem Haufen von Ruinen gemacht habt? Die ihr geschunden, geschoren und gerupft habt, die könnt ihr nicht weiden. Wenn man unter ihnen umhergeht und sie befragt, so sieht man, wie jämmerlich es mit ihrer Religion bestellt ist. Seit ich nach Irland kam, habe ich wenig bessere Antworten bekommen als diese: „Sie kümmerten sich nicht um solche religiöse Dinge, sondern überließen das der Kirche." Und von diesen Leuten sagt ihr, sie sollten sich hüten, ihre Religion zu verlieren. Arme Geschöpfe, was haben die zu verlieren? Wenn es Gott gefällt, euch aus euren Schaffellen zu schälen, damit das Volk sieht, wie sehr und von wem es getäuscht ist, so soll mich das über die Maßen freuen.

Wenn es jemals in der Welt eine gute und gerechte Sache gegeben hat, so ist es die, um derentwillen wir nach Irland gekommen sind. Wir sind gekommen, Rechenschaft zu fordern für das unschuldige Blut, das vergossen ist; wir kommen, die Gewalt von einem Paar gesetzloser Rebellen zu brechen, welche die Autorität von England abgeschüttelt haben und nun als Feinde des menschlichen Geschlechts leben; deren Grundsatz ist, wie die Welt weiß, alle Menschen, die nicht zu ihnen halten, theils abzuschlachten, theils zu unterwerfen. Wir kommen, mit der Hilfe und dem Segen Gottes, in dem allein unsere Hoffnung und Stärke ist — den Glanz und Ruhm der englischen Frei-



Karl II.

heit aufrecht zu erhalten in einer Nation, wo wir ein unzweifelhaftes Recht dazu haben — und das irische Volk (wenn es nicht auf solche Verführer hört, wie ihr seid) mag ebenfalls an diesen Segnungen theilnehmen.

Soweit habe ich zu euch Geistlichen gesprochen; jetzt wende ich mich an das Volk von Irland, damit es wisse, was es zu erwarten hat.

Die Adligen und die Gemeinen von Irland, die nicht bei der Rebellion betheiligt gewesen sind, dürfen vollen gesetzlichen Schutz erwarten in ihrem Leben, ihrer Freiheit und ihren Gütern; in ihrem Haushalt, Handel, Manufacturen und sonstigen Gewerben. Wenn sie sich betragen, wie es rechtlichen und friedlichen Männern ziemt, und ihre gute Gesinnung kund thun im Dienste von England, so soll gleiche Justiz gehandhabt werden, wie in England; sie sollen mit Steuern nicht schwerer belastet werden als die Engländer. Und wenn unsere Soldaten sie insultiren, und der Thatbestand bewiesen werden kann, so sollen die Soldaten mit der möglichsten Strenge bestraft werden. —

Diejenigen, die früher oder noch jetzt in Waffen gewesen sind und die Waffen niederlegen, mit denen wird das Parlament von England Nachsicht haben. Sie werden zwar nicht ganz straflos ausgehen; doch wird das Parlament die Strafe nach dem Vergehen abwägen. Und ich selbst, wie es mein Amt ist und meine Pflicht, werde die verschiedenen Fälle dem Parlament gehorsam und wirksam vorstellen.



General Lambert.

Hiervon sind aber ausgenommen die Rädelsführer der Rebellion, an denen das Parlament zuverlässig exemplarische Gerechtigkeit üben wird. —

Wenn nun trotz allem diesem, was ich hier gesagt, die Leute hartnäckig in Waffen verbleiben, so müssen sie erwarten, was die göttliche Vorsehung, die fälschlich Kriegsglück genannt wird, über

sie verhängt. Ich habe mein Wort gesagt und will es redlich halten; aber wenn trotzdem dies Volk hastig auf den Rath seiner Geistlichen und anderer Führer hört, so hoffe ich frei zu sein von dem Elend und Grauen, von dem Blut und Ruin, das über sie kommen wird; und ich werde mit Freuden die äußerste Strenge gegen sie anwenden."

IV.

Inzwischen rief das Parlament Cromwell zurück, zum Kriege gegen Schottland, wo Karl II. zum König ausgerufen war. Cromwell kam am 31. Mai 1651 nach London.

Seinen Zug nach Irland nennt noch heute das irische Volk Cromwell's Fluch. Eine wilde Mähr, die man zuerst in Clarendon lesen kann, besagt, das Parlament habe anfangs die ganze irische Bevölkerung ausrotten wollen, aber da es gesehen, daß dies nicht anginge, so hätte es beschlossen, sie alle in die Provinz Connaught zu schicken, damit sie dort auf dem Moorlande lebten. Aber die Art, wie die Puritaner gegen Irland zu verfahren gedachten, ist noch heute schwarz auf weiß zu lesen und unterscheidet sich durchaus von Clarendon's Ausrottungssysteme.

Die Masse der irischen Bevölkerung lebte ruhig unter einer neuen Aristokratie, pflügend, dämmernd, grabend; ihr Tagelohn wurde ihnen pünktlich bezahlt. Clarendon sagt, daß Irland unter dieser Anordnung in einem früher unerhörten Grade aufblühte

Irland würde, wenn dieser Zustand geblieben wäre, sich allmälig mit einer nüchternen und fleißigen Bevölkerung besetzt haben, höchst wahrscheinlich in einer Form des Calvinismus. Aber die Restauration kam dazwischen. Jener Zustand wurde bei den Wurzeln ausgerissen, und Irland entwickelte sich in jener kläglichen Weise, daß es jetzt eigentlich sprichwörtlich geworden ist, wenn man ein vollkommen elendes Land bezeichnen will.

Dieser sogenannte Cromwell's Fluch ist das einzige Evangelium, welches Irland je gehört und gesehen hat.

V.

Cromwell's Zug nach Schottland 1650—1651.

Der preußische Generalmajor von Rudoff sagt in seiner Geschichte der schottischen Reformation II, 159 ungefähr: Es würde schwer sein, die gemischten Gefühle von Bestürzung, Unwillen und Abscheu zu schildern, von denen das schottische Volk in allen seinen Ständen ergriffen ward, als die Nachricht von König Karl's Hinrichtung am 4. Februar 1649 Edinburg erreichte.

Gleich am folgenden Tage wurde auf dem Marktplatz zu Edinburg der Sohn des Königs vom Ständeausschuß als König Karl II. proclamirt. Jedoch wurde diese Bedingung hinzugefügt: „er könne nicht eher sein königliches Amt ausüben, als bis er den Covenant feierlich beschworen hätte."

Es wurden Commissarien sowohl von Seiten der Stände, wie der Kirche, an Karl nach dem Haag abgesandt. Karl folgte der Politik seines Vaters und wollte auf keine Bedingungen eingehen. In diesem Jahre 49—50 war ja Irland in hellem Aufstande, und falls nun Ormond gesiegt hätte, sollte er an der Spitze seiner Armee nach Schottland gehen — ohne daß der König den lästigen Covenant zu beschwören brauchte.

Nach Schottland schickte er damals den Marquis von Montrose voraus, um für ihn zu kämpfen. Dieser Mann hieß eigentlich James Graham Marquis von Montrose. Er war im Jahre 1640 ein eifriger Vertheidiger der schottischen Freiheiten gewesen; sein Regiment war als das erste in England eingerückt; er selbst hatte sich zuerst im Winter 1640 in die kalten Fluthen des Tweed geworfen. Nachher war er auf des Königs Seite getreten, und im Jahre 1644 war er mit der königlichen Standarte aus den Hochlanden aufgebrochen, an der Spitze einer rohen und wilden Schaar, die aus Gesindel des Hochlandes und aus irischen Landstreichern bestand.

Montrose war von Natur voll kühner Einbildungskraft und ritterlichen Muthes, aber er war hochmüthig und unfähig, die Bevorzugung Anderer zu ertragen. Seine Eitelkeit war verwundet, als man ihm Argyle im Rathe und Leslie im Felde vorzog.*)

Also Karl II. schickte Montrose voraus mit einer Schaar von 500 deutschen Abenteurern, allein er kam nicht weit. Niemand

*) S. über Montrose's Verfahren in Schottland im J. 1644—45 die Darstellung in Rudloff's trefflicher Gesch. der schott. Reform. II, S. 100 ff.

schloß sich ihm an, und als eine parlamentarische Reiterschaar gegen seinen Heerhaufen anrückte, ward dieser zersprengt und Montrose gefangen. Er wurde dann in Edinburg an einen ungewöhnlich hohen Galgen gehängt. Unter Montrose's Papieren fand man eine Vollmacht Karls II., wodurch Montrose ermächtigt war, Truppen auszuheben, um Schottland zu unterwerfen.

Karl II. mußte nun in den sauren Apfel beißen und den Covenant unterschreiben. Aber die schottischen Gesandten sahen schon in Breda, daß von ihm nichts als Trug und grobe Sittenlosigkeit zu erwarten war, besonders der Geistliche Livingstone erklärte sich jetzt, da er wahrgenommen, daß das Leben und Treiben des Königs nur weltlichen Lüsten gewidmet war, mit Entschiedenheit gegen den Tractat.

Ein französischer Schriftsteller sagt von Karl II.: „Die Schotten zwangen ihn, den Covenant freiwillig anzunehmen." Kurz: er ging nach Schottland — und da (sagt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber) „zeichnete sich besonders Edinburg aus durch Anzünden von Freudenfeuern, Läuten der Glocken, Trompetenblasen und Tanzen in den Straßen die ganze Nacht hindurch, und die armen Krautweiber auf dem Gemüsemarkte opferten ihre Körbe und selbst die Stühle, worauf sie saßen, um das Feuer zu unterhalten."

Aber es ward doch allen Hellsehenden bald klar, daß er die besten Männer des Landes nicht nur haßte, sondern verachtete, und daß von ihm nichts zu erwarten war als Falschheit, Verrath und Unsittlichkeit. Später unterschrieb er sogar eine Erklärung, daß er es für eine Sünde hielte, daß sein Vater sich mit einer Prinzessin aus einem papistischen Hause verheirathet habe; daß derselbe an dem im Bürgerkriege vergossenen Blute schuld sei; er verdammte sein früheres Leben — kurz (wie Generalmajor von Rudloff sagt) Karl I. erscheint als Tugendheld im Vergleich mit der kaltblütigen Meineidigkeit seines lasterhaften, aller sittlichen Grundsätze baren Sohnes. —

VI.

Nun war also Cromwell vom Parlament in London aus Irland zurückberufen worden. Am Mittwoch, dem 26. Juni 1650, wurde ihm vom Parlament das Obercommando übertragen. Er ging nun rasch an's Werk. Am Sonnabend, dem 29. Juni, rückte er in's Feld, und diese Nachricht, daß Cromwell gegen sie zöge, erschreckte die Schotten.

Cromwell's Gefühle, als er gegen Schottland zog, waren ganz verschieden von denen, die ihn im vorigen Jahre nach Irland zur Vernichtung des dortigen Aufstandes geführt hatten. Zwar der Covenant oder das feierliche Bündniß vom Jahre 1643 war in England schon längst „als ein Kalender vom vorigen Jahre" bei Seite gelegt worden; aber Cromwell sah die Schotten als Brüder an — Brüder, die sich auf dem Wege des Irrthums befanden, indem sie den unsittlichen Karl Stuart zu sich geladen hatten.

Cromwell hatte in zweiter Stelle bei sich den Generalmajor Lambert, „eine durch und durch militärische Natur, wenig berührt von den politischen, noch weniger von den religiösen Idealen der Zeit, eine hochfahrende, prachtliebende Persönlichkeit." (Ranke.)

Und dann einen Obersten Monk, einen schweigsamen Mann, der überaus gern Taback käute, einen ausgezeichneten Officier, der die Befehle anhört, die ihm gegeben werden, häufig bloß durch einen Strahl brauner Tabacksjauche antwortet, aber pünktlich thut, was möglich ist.

Inzwischen flogen vor dem Kriege zahllose Declarationen, Protocolle und Schriften aller Art zwischen London und Edinburg hin und her — womit wir uns hier nicht behelligen wollen, da es nun doch zum Kriege gekommen ist.

General David Leslie, der Jüngere, steht in festen, uneinnehmbaren Verschanzungen vor Edinburg, und nichts kann ihn aus seinen Linien herauslocken. Das Wetter ist schlecht; Regen strömt vom Himmel; Cromwell geht der Proviant aus. Er marschirt nach Dunbar, wo seine Schiffe vor Anker liegen, und verproviantirt sich da. In Dunbar leiden die Einwohner selbst an Hunger; sie verzehren, was die Soldaten übrig lassen — und dann, was Seife ist, scheinen sie nicht zu wissen.

Cromwell möchte es gar zu gern zu einem Kampfe kommen lassen, damit die Schotten Gottes Hand erkennen lernten; aber Leslie verläßt seine Linien nicht. Die

Engländer marschiren ganz um Edinburg herum, haben von den Portlandshügeln eine entzückende Aussicht über tiefblaue Seen, gelbe Kornfelder und in der Ferne das dämmerige Hochland — aber Leslie verläßt seine Linien nicht.

Und das Wetter wird immer schlechter; die Leute werden krank; und nun hängt es von Wind und Wellen ab, ob selbst Schiffszwieback bei Dunbar für die Engländer an's Land gebracht werden kann.

Cromwell kehrt nach Dunbar zurück, wo seine einzigen Freunde in Schottland sind, nämlich seine Schiffe. Er zieht ein in die Stadt Dunbar, am Meerbusen von Forth. „Die Grundlinie der kleinen Halbinsel, eine halbe Stunde von Meer zu Meer, nehmen die Zelte des englischen Heeres ein, welches zu 11,000 Mann herabgesunken ist. Vor ihnen erhebt sich steil die öde Haideoberfläche von Lammermoor, und da oben steht das schottische Heer, 22,000 Mann stark. Die Dünenhöhen, auf denen es lagert, werden von flachen Gewässern durchschnitten, die bei dem heftigen Regen morastig geworden sind; zumal nach Süden hin geht ein Gewässer von 40 Fuß Breite und vielleicht 40 Fuß Tiefe. Weiter südlich war der Schluchtenpaß Copperspath, die einzige Straße nach England, von den Schotten stark besetzt. Wie eine Tigerklaue umfassen die Schotten die kleine englische Schaar, und es ist kein Entrinnen möglich, anders als durch ein Wunder Gottes." (Hoffmann.)

VII.

Etwa am 2. September wurden drei von Cromwell's Soldaten zu Gefangenen gemacht, darunter ein Musketier, ein sehr stämmiger Mann, mit einem Holzarme und vorn daran einem eisernen Haken zum Feuern. Er schoß dreimal, wurde nicht ohne Mühe gefangen und vor General Leslie den Jüngern gebracht (der ältere war im Schlosse zu Edinburg).

Leslie fragte den Soldaten, ob die Engländer die Absicht hätten, zu fechten. Der Musketier antwortete: „Wozu sollten wir sonst hergekommen sein? Wir kamen zu nichts Anderm her." „Soldat," sprach Leslie, „wie wollt ihr fechten? Ihr habt eure halbe Mannschaft und alle eure großen Kanonen eingeschifft."

Der Soldat antwortete: „Herr, wenn Ihr nur gefälligst Eure Leute herunterbringen wolltet, dann würdet Ihr sowohl Mannschaft als große Kanonen finden."

Als ihn einer der Officiere fragte, wie er dem General so trotzig antworten könnte, erwiederte er: „Ich antworte nur auf die Fragen, die mir vorgelegt werden." —

Am 2. September schrieb Cromwell einen Brief an den Gouverneur von Newcastle. Er beklagt sich mit keinem Worte, sondern getröstet sich des Herrn, der allein weise ist. „Wir haben große Hoffnung auf den Herrn, dessen Barmherzigkeit wir im reichsten Maße erfahren haben."

Ein Mann, der ihn genau kannte, sagt von ihm: „Er war ein gewaltiger Mann: in den dunklen Gefahren des Krieges, an den entscheidenden Stellen der Wahlstatt, leuchtete in ihm die Hoffnung, wie eine Feuersäule, wenn sie in allen Andern erloschen war."

Der Mann, der dies von Cromwell schrieb, war — sein Kammerdiener; also daß von Cromwell jenes bekannte Hegel'sche Wort nicht gilt, daß Niemand ein Held ist für seinen Kammerdiener. —

Cromwell reitet um 4 Uhr in die Stadt Dunbar, um ein kleines Mahl zu sich zu nehmen, und kehrt bald zurück. Wie er nun durch das Feld reitet mit Generalmajor Lambert, sieht er, daß Leslie auf den Anhöhen seine Stellung etwas ändert; kurz, daß er mit seinem Fußvolk in die Ebene zieht. Bisher ist Leslie ein kluger Fabius Cunctator gewesen; aber es ist nicht angenehm, in Wind und Regen auf den Höhen obdachlos zu liegen; vielleicht haben ihn die Geistlichen, vielleicht die königlichen Würdenträger zu diesem Entschlusse gebracht.

Wie Cromwell dies bemerkt, sagt er zu Lambert: „Hätten wir nicht den Vortheil, wenn wir den Angriff begönnen? Der rechte Flügel des Feindes kommt herunter in die Ebene; das Centrum liegt in durchschnittenem Terrain eingekeilt und kann dem rechten Flügel nicht helfen. Schlagen wir den rechten Flügel hier, nehmen wir ihn in Front und Flanke mit überwältigendem Angriffe, so wird der rechte Flügel auf das Centrum getrieben, und die ganze Armee ist geschlagen."

Lambert stimmt voll Eifer bei, eben so Monk, der in diesem Augenblick kommt.

Der Angriff soll morgen früh vor der Dämmerung beginnen.

Und so liegen die Soldaten dicht bei ihren Waffen, so daß sie dieselben abreichen können. Die Nacht ist windig und regnicht; der Herbstmond wird verhüllt durch Hagelwolken. Cromwell soll damals zu seinen Leuten gesprochen haben: „Betet und haltet euer Pulver trocken. Mag ein Jeder wie ein Mann seine Schuldigkeit thun!“ — Die Engländer haben einige Zelte; die Schotten aber keine. Die See mit heiserm Wehklagen läßt sich vernehmen; sie schwingt ihre Wellen schwer und langsam gegen die Basaltufer.

Gegen 3 Uhr des Morgens löschen die Schotten ihre Lunten aus, bis auf zwei in der Compagnie, kriechen unter Kornmandeln und suchen Schutz und Schlaf. Die Engländer aber wachen — wachen und halten ihr Pulver trocken.

Um 4 Uhr reitet ein Major mit seinem Reiterregimente dem Sammelplatze zu, hört einen Cornet laut beten, übergibt sein Commando einem andern Officier und steigt für einige Minuten vom Pferde. Dieser Cornet betete mit wundervollem Feuer und stärkte den Major, der wiederum dies Feuer in seinen Leuten zu entzünden suchte, indem er ihnen davon erzählte.

Jetzt scheint der Mond matter zwischen den Hagelwolken, und über dem Vorgebirge St. Abb's Head kündigt sich die Morgenröthe an.

Nun soll der Angriff stattfinden, und kein Lambert ist zu sehen: er ordnet noch die Linien weit zur Rechten. Cromwell wird ungeduldig; denn auch bei den Schotten sind Trompeten zu vernehmen. Endlich da ist Lambert. Die Trompeten schmettern mit wildem Schalle durch die Stille der Nacht. Mit dem Rufe „Der Herr der Heerschaaren“ beginnt der Angriff.

Der schottische rechte Flügel wird zerschmettert; Alles geht durcheinander. Die schottische Reiterei galoppirt über ihr eigenes Fußvolk. Cromwell ruft bei diesem Anblick aus: „Sie fliehen! ich sage: sie fliehen!“ Und über St. Abb's Head und dem deutschen Meere bricht grade der erste Sonnenstrahl hervor, da ruft Cromwell aus, wie David in den Psalmen: „Laßt Gott aufstehn! Daß seine Feinde zerschmettert werden!“ —

Die Engländer hatten nicht 30 Mann verloren; die Schotten dagegen 3000 Todte und 10,000 Gefangene.

Um 9 Uhr gelangt General Leslie nach Edinburg, und es ist tragisch genug! Im Januar 1644 rückten dieselben Schotten aus Dunbar bis an die Kniee im Schnee, um diesen selben Engländern zu helfen! Und nun unterliegen sie den Engländern.

Ja mit Recht; denn für diesen Karl Stuart zu sterben, ist eine gar zu schlechte Sache; und Karl II. freute sich sogar über diese großartige Niederlage; wenigstens sagt der herzlose Clarendon, dieser Erztory, in seiner Geschichte der großen Rebellion: „Niemals ward ein Sieg mit weniger Bedauern von Seiten des Besiegten erfochten; denn eben so, wie Cromwell große Ursache zum Triumphe hatte, so war auch der König froh, wie über das größte Glück, eine so große Zahl seiner Feinde vernichtet zu sehen.“ —

Cromwell schrieb in seinem Bericht an das Parlament: „Es ist leicht zu sagen: das hat der Herr gethan. Aber es würde euch gut thun, unsere Soldaten umhergehen zu sehen, wie sie sich Gottes rühmen!“

In einem zärtlichen Briefe an seine Gattin schreibt er: „Mein schwacher Glaube ist aufgerichtet worden. Ich bin wunderbar gestärkt, obgleich ich die Schwächen des Alters heranschleichen fühle. Ach daß meine Sünde zugleich abnähme! Bete für mich darum!“

VIII.

Cromwell's Erklärungen an Volk, Geistlichkeit und Regierung in Schottland athmen den Geist der Liebe gegen alle wahrhaft Frommen, des Mitleidens mit dem getäuschten Volke, des Unwillens gegen die hartnäckige Geistlichkeit.

Doch wir müssen uns kurz fassen.

Nur eine Notiz aus einer damaligen Chronik: „Der englische General Lambert nöthigte den Edinburger Stadtrath, ihm die Ostkirche einzuräumen — und da wurden nun verschiedene Predigten gehalten, sowohl von Hauptleuten und Lieutenants, wie von den Reitern der Armee, und dann von den gewöhnlichen englischen Geistlichen; jene Befehlshaber und Reiter beobachteten, wenn sie auf die Canzeln traten, unsere schottischen Weisen nicht, sondern wenn sie hinaufstiegen, traten sie in die Canzel mit ihren Schwertern an der Seite, und Einige

trugen auch Pistolen bei sich; aber nach ihrem Eintritt in die Canzel legten sie ihr Schwert ab, bis sie ihre Predigt beendigt hatten. Man fand, daß diese Männer wohlbegabt waren, aber sie waren nicht ordentlich berufen, nach der in diesem Königreiche Schottland beobachteten Disciplin."

Karl II. rückte von Stirling aus am 6. August 1651 nach England ein, weil ihm die Lebensmittel abgeschnitten sind. Seine Proclamationen an die Bürgerschaft von London werden vom Henker verbrannt. Er erreicht Worcester am 22. August, und 6 Tage darauf erscheint Cromwell. Am 3. September, dem Jahrestag der Schlacht bei Dunbar, besiegte er hier die Schotten.

Der König floh. Ein hoher Preis war auf seinen Kopf gesetzt; noch anderthalb Monate hat er sich unter Abenteuern und Gefahren ohne gleichen in England aufgehalten; endlich fand er eine Barke, die ihn nach der Normandie übersetzte. —

In Schottland war Ruhe und Frieden.

Die schottischen Geistlichen legen Zeugniß ab, daß zu keiner Zeit das Evangelium so blühte, wie jetzt unter Cromwell dem Usurpator.

Nicht anders in bürgerlichen Dingen.

Ein Augenzeuge schreibt: „Schottland wurde in guter Ordnung gehalten. Einige Garnisonen lagen im Hochlande, um die wilden Hochländer zu zähmen — 7- bis 8000 Soldaten mit wundervoller Disciplin. Das schärfste Recht wurde gesprochen; das Laster unterdrückt und bestraft. So daß wir immer auf jene 8 Jahre der Usurpation zurückblicken als auf eine Zeit tiefen Friedens und hohen Glückes."

Aber zweimal mußten die Schotten geschlagen und ihre thörichten Gouverneure in den Tower geworfen werden, bevor sie dies Glück annahmen.

IX.

Auflösung des langen Parlamentes.

Man erinnere sich, wie unvortheilhaft Milton dies lange Parlament schilderte. Seitdem war freilich durch Oberst Pride am 6. December 1648 eine Reinigung vorgenommen worden; aber im Allgemeinen hatte das Parlament immer noch denselben Charakter — und zuletzt ist es nicht gut anders möglich, wenn dieser „Rumpf" nicht gutwillig geht, so muß er auseinandergetrieben werden.

Nach Cromwell's Rückkehr aus dem schottischen Kriege verging eine Woche, ein Monat nach dem andern. Das Parlament kommt zu keinem Entschluß. Es geht z. B. so langsam und gründlich zu Werke, daß es drei Monate brauchte, um eine juristisch erschöpfende Definition davon ausfindig zu machen, was eine Hypothek sei. Die Officiere in London werden ungeduldig. Unser Blut vergossen wie Wasser; die Gebeine unserer Brüder bleichen auf hundert Schlachtfeldern, der Sturm auf Drogheda, der Todeskampf bei Dunbar — wozu war das Alles?

General Cromwell ermahnt sie zur Geduld.

Nun kommt am 13. Juli 1652 bei Cromwell eine Petition seiner Officiere ein: die Officiere tragen darauf an, daß dies lange Parlament sich endlich auflöse und namentlich ein Wahlgesetz erlasse für ein neues Parlament.

Cromwell überreicht diese Petition. Der Winter 1652 bis 1653 geht darüber hin. Dieser Rumpf kann sich nicht auflösen. Justizminister St. John, der Schiffsgeldadvocat, ist der seltsamen Meinung, der Rumpf könne in keiner Weise länger sitzen.

In Cromwell's Hause zu Whitehall kommen am 19. April 1653 die Führer des Parlaments und die Officiere zusammen, berathschlagen lange und bringen es zu keinem Resultat. Sie erklären, am folgenden Tage würden sie wieder zusammenkommen.

Am folgenden Tage, Mittwoch, dem 20. April, sitzt also Cromwell in einfach schwarzer Kleidung und wartet. Eine Menge von Officieren hat sich eingefunden; aber nur wenig Parlamentsmitglieder. Sie werden ungeduldig — da kommt ein Bote, in Westminsterhall sei eben das Parlament dabei, ein Gesetz zu erlassen, wonach nur die Lücken im Parlament durch die Wahl zu ergänzen seien.

Ein neuer Bote kommt, es würde mit Nächstem zur Abstimmung geschritten werden. Jetzt eilt Cromwell mit mehreren Officieren hinüber und befiehlt, daß eine Compagnie Musketiere von seinem eigenen Regiment ihm folge. Sehr zornig ist der Ausdruck seines Gesichtes: „Es ist nicht ehrlich, dies Verfahren des Parlaments, nein, es ist gegen die allergewöhnlichste Ehrlichkeit."

Cromwell tritt in's Parlament, setzt

sich und horcht. Dann winkt er dem Obersten Harrison, der zu ihm herüberkömmt und zweifelnd antwortet. Darauf sitzt der General noch still, etwa eine Viertelstunde. Aber wie es nun zur Abstimmung kommen soll, winkt er wiederum dem Obersten Harrison: „Jetzt ist die Stunde; ich muß es thun!" Dann nahm er den Hut ab und sprach. Im Anfange lobte er das Parlament, nachher aber änderte er seinen Stil und warf dem Parlament Ungerechtigkeit, Selbstinteresse und andere Fehler vor.

Nun erhob sich ein Parlamentsmitglied und sprach: „Dies ist eine seltsame Sprache, eine ungewöhnliche Sprache in den Wänden des Parlaments. Und das noch dazu von einem treuen Diener, den wir so hoch geehrt haben, und von Einem" —

„Kommt, kommt," platzt nun Cromwell heraus, „wir haben genug hiervon." Er ruft aus: „Wir haben genug von eurem Geschwätz;" er schreitet auf die Flur des Hauses, stülpt seinen Hut auf und gelegentlich den Boden mit den Füßen stampfend, beginnt er eine Rede, die kein Mensch je im Parlament gehört hat. Er spricht: „Es ist nicht passend, daß ihr noch länger hier sitzet. Ihr sollt bessern Leuten Platz machen. Ruft sie herein!" herrscht er dem Obersten Hamilton zu; und so ein 20 bis 30 Musketiere treten ein, Kugeln im Lauf — kein erbaulicher Anblick für friedliche Parlamentsmitglieder!

„Ihr nennt euch ein Parlament," fährt Cromwell fort; „ihr seid kein Parlament; ich sage: ihr seid kein Parlament; Einige von euch sind Trunkenbolde, Andere noch Schlimmeres; leben in offener Verachtung der Gebote Gottes. Verderbte, ungerechte Menschen, in Gottes Namen, geht!"

Darauf ging Cromwell zu dem Tische, auf dem das Scepter lag, und sprach: „Was soll dies Spielzeug? Nehmet es fort!" und gab es einem Musketier. Jetzt befiehlt er Harrison: „Holt ihn herunter!" — nämlich den Sprecher Lentholl. Der Sprecher sagte, aus freien Stücken würde er nicht gehen. Harrison sprach: „So will ich euch meine Hand leihen!" Und damit ging der Sprecher hinaus.

Cromwell rief, wie die Parlamentsglieder dem Sprecher folgten: „Ihr seid es, die mich hierzu gezwungen habt. Ich habe den Herrn bei Tag und Nacht gesucht; ich wollte lieber, daß Er mich erschlüge, statt mich zu diesem Schritte zu treiben; aber ihr wollt es nicht anders."

Das war das Ende des langen Parlamentes.

Später sprach Cromwell: „Ich bin viel im Lande umher gewesen und habe die Gesinnungen Vieler und der Bessern kennen gelernt. Ihnen war dies Parlament verleidet. Ich wußte, daß kein Hund bellen würde, wenn es ginge." —

Nun berief er ein neues Parlament von 141 Mitgliedern, das sogenannte kleine Parlament. Es ward eröffnet am 4. Juli 1653 und schloß sich selbst am 2. December desselben Jahres.

Dies Parlament sollte die christliche Religion zum Staatsgrundgesetz machen. Im Allgemeinen spricht sich das leicht aus; aber die Anwendung im Einzelnen ist schwer. Muthig ging das Parlament an's Werk.

Es fing damit an, den Zehnten abzuschaffen, wodurch es die ganze Geistlichkeit gegen sich aufbrachte.

Es richtete Generalvisitationen ein, die unwürdige Geistliche entfernen und durch tüchtige ersetzen sollten — wodurch es ein böses Geschrei gegen sich erregte.

Es warf den Canzleigerichtshof mit seinen 23,000 Processen von 5 bis 30 Jahren um, und setzte die Gebühren der Justiz auf das Geringste herab, wodurch es sich alle Juristen zu Feinden machte. (Hoffmann.)

Kurz es war bald aus mit seiner Popularität und seinem Muthe. Am 2. December 1653 gab es Cromwell seine Vollmacht zurück.

Wiederum trat nun der Rath der Officiere zusammen und anderer Personen von Ansehen. Tage lang wurde der Weg gesucht, um zu einer Regierung ohne König zu kommen, und endlich trat aus diesen Staubwolken hervor — Oliver Cromwell als Protector der drei Königreiche.

(Schluß folgt.)

Hochzeit und Ehe.

Eine

culturhistorische Studie aus dem alten Münchner Leben.

Bei keiner Gelegenheit wurde so viel auf Augurium, Vorzeichen und Wahrzeichen gehalten, als bei der Hochzeit, diesem bedeutenden Schritte, den der Mensch in's Leben thut.

Eine wirklich erschreckende Menge allerlei kleinlicher Dinge, die man dabei zu beobachten habe und welche alle im Volksleben von der äußersten Wichtigkeit sind, hat Schönwerth in seinem trefflichen Buche „aus der Oberpfalz" gesammelt. Wir halten uns hier nur speciell an die alte Stadt München. Dabei ist es wohl erlaubt, die Anfragen mittelst Schuhwerfen und Bleigießen in den heiligen Nächten, Strohsacktreten, die Beschwörungen mit heiligen und unheiligen Namen und Anderes dieser Art, was vielleicht in anderen Gegenden, mehr als nothwendig oder hinreichend wäre, noch besteht, zu übergehen.

Ueber besondere herzlenkende Kräfte galten z. B. folgende Meinungen. Wenn Einer etwas begehrt, spreche er in der Stille: „Aesiel. Aschiel cassua osie" — so kann ihm nichts versagt werden.

Wer die Zunge einer Turteltaube unter seine Zunge legt, erhält Alles, was er will. — Die Taube ist ein heiliges Thier und die Turteltaube insbesondere ein deutsches Symbol der gallenlosen Treue. (Schon bei Homer erscheinen die Göttinnen in Taubengestalt. Ilias XXI, 493.)

Wer die Heilige Geist-Wurzel bei sich trägt, wird von allen Leuten geliebt. Wer das „Kraut" Verbena (Eisenkraut) bei sich trägt, wird von Jedermann geehrt.

Wenn eine Jungfrau zum Tanze geht und Zehrwurzelkraut in die Schuhe steckt, so müssen die jungen Gesellen ihr zulaufen und mit ihr tanzen.

Wer einen Entenschnabel in seinen Hosensaum einnähet, dem kann kein Frauenzimmer gram sein. Wer ein ausgelöschtes Licht wieder anblasen kann, daß es brennt, der ist noch ein Junggeselle und eine reine Jungfrau. Welche Jungfer die Katzen — die Lieblingsthiere der göttlichen Frouwa — lieb hat, die bekommt einen frommen Mann. Der Bräutigam soll seiner Liebsten kein Messer und keine Scheere kaufen, sonst wird die Liebe zerschnitten u. s. w.

Mit unsinniger Furcht glaubte man an die Macht des Nestelknüpfens. Wenn die Brautleute vor dem Altar standen, um sich durch priesterliche Einsegnung zu verbinden und eine böse Person knüpfte indeß einen Knoten mit besondern Worten und Ceremonien, so bleibe der Ehesegen aus; auch hielt man dafür, daß durch ein Schloß, welches während der Einsegnung der Verlobten auf gewisse Art zugeschlossen würde, die Untüchtigkeit des Ehestandes bewirkt werden könne. Auch das Einbinden eines Knotens in das Hosenband sei hinreichend dazu. Natürlich waffnete man sich dagegen mit gleichem Aberglauben; man trug einen Ring, darin das rechte Auge eines Wiesels eingefaßt war, man räucherte sich mit dem Zahn eines todten Menschen, genoß die Hauswurzel, oder der Bräutigam zapfte auch, ehe er zur Kirche ging, ein Bierfaß an und steckte den Zapfen zu sich. Im benachbarten Tirol muß jeder Hochzeitsgast aus rothem Leder gefertigte Hochzeitsnestel tragen, damit dem Brautbett nichts Böses geschehe und das Paar Glück habe. Kurz, man versuchte allerlei Dinge, die nur heutzutage als Narrenpossen erscheinen, die aber in weite Urzeit hinaufreichen, denn schon Herodot weiß davon, Virgil kennt es, seit Karl dem Großen waren geschärfte Vorschriften sehr häufig geworden. — Auch soll das Brautpaar während der Trauung gedrängt stehen, daß man nicht durchschauen kann. Wenn sie sich die Hände gaben, achtete man darauf, wessen Hand die wärmere und kältere war; die kalte Hand kommt früher in's Grab. Ebenso sieht man auf das hellere oder düstere Brennen der Kerzen, ob die Lichter alle gleichmäßig brennen. Wer beim Anstecken der Trauringe zuerst den Handschuh vom Finger und die Hand über die andere bringt, erhält die Herrschaft. Auch soll — und das ist ein uraltes Rechtsalterthum — der Bräutigam während der Trauung der Braut auf den Fuß treten, dann behält er das Regiment im Hause. Bei der Trauung suchen die Kränzeljungfern womöglich mit ihren Kleidern an der Braut anzustreifen, dann kommen sie selbst bald in den Brautstand.

Ebenso wie auf dem „Angang" hatte man auch auf dem Rückwege Allerlei zu beachten. Wenn eine Braut getraut wird und es regnet, während sie unterwegs ist, so hat sie geweint, scheint aber die Sonne, so hat sie gelacht. Wenn eine Braut heimgeholt wird, so soll sie keine Umwege, sondern die grade Straße fahren, sonst zieht sie sich Unglück über den Hals. Die Braut kann sich die Herrschaft über den Mann zuwegebringen, wenn sie nach der Trauung ihren Gürtel in die Thürschwelle des Hochzeitshauses legen läßt, damit der Bräutigam darüberschreiten muß.

Wenn man das erste Mal ein Brautbett aufbettet, so soll man bei Leibe nicht mit der Hand darauf schlagen, sonst entsteht Schlägerei unter den Eheleuten. Wenn auf einer Hochzeit keine Gläser zerbrochen werden, so werden die neuen Eheleute nicht reich. Wenn Eheleute von einem Haushahne essen, so werden sie einander spinnenfeind. Neue Eheleute sollen von ihrem Hochzeitstage Brot aufheben, so werden sie in der Folge niemals Mangel haben. Wenn auf einer Hochzeit die Hunde einander beißen, so ist es ein Zeichen, daß die Eheleute einander schlagen werden. Wenn ein Hund einer Frau durch die Beine läuft, hat sie Schläge von ihrem Manne zu erwarten. Verliert eine Frau das Strumpfband, so ist es ein Zeichen, daß der Mann nicht treu ist.

Vincenza.

Wir sind bereits daran gewöhnt, geistvolle Musiker auch als geistvolle Schriftsteller auftreten zu sehen; Franz Lißt, Richard Wagner und Hektor Berlioz sind besonders die Vertreter des Geistvollen in der Musik und alle drei haben wiederholt durch ästhetische und poetische Wirksamkeit zu erkennen gegeben, daß die Musik nicht ausreicht, ihren Drang nach Mittheilung zu befriedigen: sie bedurften des Wortes, theils um ihre musikalischen Intentionen zu erläutern, theils um selbständige poetische Erfolge zu suchen.

Die gesammelten Schriften von Hektor Berlioz, welche gegenwärtig in autorisirter Uebersetzung von Richard Pohl erscheinen, enthalten viele pikante, viele anregende Partien, aber sie haben doch kaum einen höhern Werth, als die Plaudereien guter französischer Feuilletons. Recht angenehm zu lesen sind namentlich die musikalischen Novellen und Genrebilder, welche die Mitglieder eines Orchesters sich untereinander erzählen. Wir theilen unsern Lesern die folgende kleine sentimentale Novelle aus denselben mit:

Einer meiner Freunde, G***, ein talentvoller Maler, hatte einer jungen Bäuerin von Albano eine heftige Neigung eingeflößt. Sie hieß Vincenza, und kam von Zeit zu Zeit nach Rom, um unsern geschicktesten Malern als Modell zu sitzen. Die naive Anmuth dieses Gebirgskindes und die Seelenreinheit ihrer Züge, hatten sie unter den Malern zum Gegenstand allgemeiner Verehrung gemacht, die ihr züchtiges und zurückhaltendes Benehmen auch völlig verdiente.

Seit dem Tage, wo G*** Freude an ihrem Anblick zu finden schien, verließ Vincenza Rom nicht mehr. Albano, seinen schönen See und seine entzückende Lage, vertauschte sie gegen eine kleine, schmutzige und dunkle Kammer, die sie im Trastevere bei der Frau eines Handwerkers bewohnte, deren Kinder sie beaufsichtigte. Nie fehlte es ihr an Vorwänden zu häufigen Besuchen im Atelier ihres „bello Francese."

So traf ich sie eines Tages dort. G*** saß gravitätisch vor seiner Staffelei, mit dem Pinsel in der Hand; ihm zu Füßen kauerte Vincenza, wie ein Hund zu den Füßen seines Herrn. Sie verfolgte jeden seiner Blicke, lauschte jedem seiner Worte; zuweilen sprang sie empor, trat dem Geliebten gegenüber, betrachtete ihn mit trunkenen Blicken; dann flog sie ihm plötzlich um den Hals, und brach in lautes Lachen und Schluchzen aus, ohne nur im mindesten daran zu denken, ihre glühende Leidenschaft zu verbergen.

Das Glück der jungen Albaneserin blieb einige Monate hindurch ungetrübt; aber die Eifersucht sollte es vernichten. Man wußte Vincenza's Treue bei G*** zu verdächtigen. Von diesem Moment an verschloß er ihr seine Thür, und weigerte sich hartnäckig, sie zu sehen. Vincenza ward durch diesen Bruch zum Tode getroffen; eine wahrhaft entsetzliche Verzweiflung ergriff sie. Ganze Tage lang wartete sie auf der Promenade des Monte Pincio, weil sie hoffte, G*** dort zu begegnen; sie verschmähte jeden Trost, und wurde von Tag zu Tag melancholischer und menschenscheuer.

Ich hatte schon versucht, den unerbittlichen Geliebten ihr wieder zuzuführen. Vergebens. Wenn ich ihr nun begegnete, und sah, wie sie in Thränen aufgelöst vor sich hinstarrte, konnte ich Nichts mehr thun, als die Augen wegwenden, und mich seufzend entfernen. — Eines Tages fand ich sie aber am Ufer der Tiber. Ich sah sie in ungewöhnlicher Aufregung an einem steilen Abhange hin und her gehen, den man die Promenade Poussin's nennt.

— Wie, Vincenza! Wo wollt Ihr hin? — Ihr antwortet nicht? — Ihr dürft nicht weiter gehen; denn ich ahne eine große Thorheit — —

„Lassen Sie mich, mein Herr. Halten Sie mich nicht auf!"

— Aber was thut Ihr hier so ganz allein?

„Nun! Wissen Sie denn nicht, daß Er mich nicht mehr sehen will; daß Er mich nicht mehr liebt; daß Er mich für falsch und treulos hält? Wie kann ich da länger noch leben? Ich will mich in's Wasser stürzen."

Und damit brach sie in herzzerreißende Wehklagen aus, warf sich zur Erde, zerraufte ihr Haar, und erschöpfte sich in rasenden Verwünschungen über die Urheber ihrer Leiden. Als sie endlich ruhiger geworden war, bat ich sie um das Versprechen, sich nur bis morgen still zu verhalten; ich wolle bei G*** noch einen letzten Versuch machen.

— Hört mich an, arme Vincenza. Ich sehe ihn noch diesen Abend; ich will ihm Alles sagen, was Eure unglückselige Leidenschaft und das Mitleid, das ich für Euch fühle, mir eingeben werden, um ihn zu versöhnen. Kommt früh zu mir; dann kann ich Euch mittheilen, was ich ausgerichtet habe und was Ihr zu thun habt, um ihn vollends zu erweichen. Gelingt es mir nicht, und bleibt Euch wirklich nichts Besseres übrig, — nun — dann ist ja die Tiber noch immer da.

— „O, mein Herr, Ihr seid gut! Ich will thun, was Ihr sagt." — — —

Am Abend traf ich G*** wirklich, nahm ihn bei Seite, erzählte ihm die Scene, die ich erlebt, und beschwor ihn, der Unglücklichen eine Zusammenkunft zu gewähren, weil dies allein sie retten könne.

— Ziehe jetzt nochmals strenge Erkundigungen ein, — schloß ich meine Ermahnungen. Ich verwette meinen Kopf, daß sie das Opfer eines Irrthums ist. Uebrigens, sollte auch Alles vergeblich sein, so kann ich Dir doch versichern, daß sie in ihrer Verzweiflung wunderbar schön war; man kann kaum eine dramatischere Scene sehen. Betrachte sie also wenigstens als Kunstwerk!

„Nun, das muß wahr sein, mein lieber Mercur, Du führst ihre Sache gut! Ich ergebe mich! Heute Abend noch suche ich Jemand auf, der mir eine entscheidende Aufklärung über diese lächerliche Geschichte geben kann. Habe ich mich getäuscht, gut, so mag sie kommen. Ich lasse dann den Schlüssel an der Thür stecken. Wenn dagegen der Schlüssel nicht steckt, dann habe ich Gewißheit erhalten, daß mein Verdacht begründet war, und dann, bitte ich, lassen wir die Sache für immer ruhen. — Sprechen wir jetzt von andern Dingen: Wie gefällt Dir mein neues Atelier?"

— Es ist dem frühern bedeutend vorzuziehen, aber die Aussicht ist weniger schön. An Deiner Stelle hätte ich doch die Mansarde behalten, schon deshalb, um St. Peter und das Grabmal Hadrian's sehen zu können.

„Du bleibst doch der alte Träumer, und schwebst immer in den Wolken! — Apropos Wolken, — laß mich meine Cigarre anzünden — so. — Und nun, Adieu! Ich gehe zum Verhör; und Du, melde Deinem Schützling meinen endgiltigen Bescheid. Ich bin doch neugierig, wer von uns Beiden der Angeführte ist!" — — —

Am andern Morgen kam Vincenza schon sehr früh zu mir. Ich schlief noch. Anfangs wagte sie nicht, meinen Schlummer zu stören; aber zuletzt überwog doch ihre peinliche Unruhe. Sie nahm meine Guitarre, und schlug einige Accorde an, die mich aufweckten. Als ich die Augen aufschlug, stand sie vor mir, in unbeschreiblicher Spannung. — Himmel! Wie schön sie war? — — Die Hoffnung verklärte ihre reizenden Züge; trotz ihrer dunkeln Hautfarbe durchglühte sie das Roth der Leidenschaft; sie zitterte vor Aufregung.

— Nun, Vincenza, ich glaube, Er wird Euch wohl empfangen. Wenn der Schlüssel an seiner Thür steckt, hat er Euch vergeben, und dann . . . . .

Mit einem Freudenschrei unterbricht mich das arme Mädchen; bedeckt meine Hand mit Küssen und Thränen; schluchzt laut, und stürzt dann, ohne ein Wort hervorbringen zu können, aus meinem Zimmer. Nur einmal noch wendet sie sich zu mir, mit einem seligen Lächeln des Dankes, das wie ein Himmelsstrahl mich traf . . . . .

Nach einigen Stunden — ich hatte mich eben angekleidet, — kommt G*** zu mir, und sagt mit ernster Miene:

„Du hast Recht gehabt. Ich war getäuscht. Aber warum ist sie nicht gekommen? Ich habe sie erwartet."

— Wie? Nicht gekommen? Sie ist ja diesen Morgen, halb wahnsinnig vor Freude, von mir fortgestürzt. In fünf Minuten mußte sie bei Dir sein.

„Ich habe sie nicht gesehen. Und doch stak der Schlüssel an meiner Thür."

— Herr des Himmels! — Ich vergaß, ihr zu sagen, daß Du jetzt ein anderes Atelier hast. Sie wird Dich in der Mansarde, anstatt im ersten Stock gesucht haben!

„Fort! Fort!"

Wir stürzen nach der Mansarde. Die Thür des alten Ateliers war verschlossen. Im Holz stak die silberne spada (Pfeil) fest, die Vincenza im Haar getragen hatte. G*** erkannte sie mit Schrecken; es war sein Geschenk. — Wir laufen in ihre Wohnung nach dem Trastevere; an der Tiber hin, nach der Promenade Poussin's; wir fragen alle Vorübergehenden — kein Mensch hatte sie gesehen.

Endlich hören wir laute Stimmen und heftigen Streit . . . . . wir eilen zur Stelle . . . . . zwei Ochsentreiber prügeln sich um den weißen fazzoletto (Schleier) Vincenza's. Die unglückselige Albaneserin hatte ihn vom Kopf gerissen, und an das Ufer geschleudert, — als sie hinabsprang . . . .

* * *

Als kleines Scherzo mag dieser traurigen Geschichte noch das Schicksal einer Liedersängerin in Constantinopel folgen.

Ein musikalisches Ehepaar hatte Petersburg und Moskau zwar ohne den geringsten Erfolg „gemacht," hielt sich aber trotzdem für empfehlenswerth genug, um einen einflußreichen Gönner zu bitten, sie am Hof des Sultans einzuführen. Auch Constantinopel sollte „gemacht" werden. Das war noch etwas ganz Neues; selbst Liszt hatte damals noch nicht daran gedacht, dahin zu gehen. Da es ihnen nicht gelungen war, das russische Eis aufzuthauen, war dies nur ein Grund mehr für sie, ihr Glück unter einem Himmelsstrich zu versuchen, dessen Milde sprichwörtlich ist, und dort zu probiren, ob, durch den seltsamsten Zufall, die wahren Musikfreunde nicht unter den Türken zu suchen seien. So folgten also die recommandirten Gatten, wie einst die heiligen drei Könige, ihrem Stern, der sie nach dem Orient führte.

Sie kamen in Pera an; die Empfehlungsschreiben hatten die erwünschte Wirkung: das Serail öffnete sich vor ihnen! Madame erhielt die Erlaubniß, vor dem Beherrscher aller Gläubigen ihre Romanzen singen zu dürfen. Es lohnt sich wohl der Mühe, Großsultan zu sein, wenn man nicht einmal vor solchen Unglücksfällen sicher ist! — Das Hofconcert wird anberaumt. Vier schwarze Sclaven schleppen ein Pianoforte herbei; der weiße Sclave, nämlich der Ehemann, trägt den Shawl und die Notenhefte der Sängerin. — Der arglose Sultan, der sein Schicksal noch gar nicht zu ahnen scheint, läßt sich bequem auf seinen weichen Polstern nieder; seine Großwürdenträger, darunter sein erster Dragoman (Dolmetscher), umgeben ihn. Er läßt seine Pfeife anzünden, hüllt sich in duftende Wolken, und gibt das Zeichen zum Anfang. Die Sängerin beginnt mit der Romanze von Panseron:

„Ich weiß, Dein Herz ist mir verloren,
Weil einer Andern Du's geweiht;
Doch bleib ich treu, wie ich geschworen,
Brachst Du mir auch der Liebe Eid!"

„Die Lieb' zu Dir kann nie erblassen,
Weil sie mein einzig Lebensglück,
Und wenn die Andre Dich verlassen,
Dann rufe mich! Ich kehr' zurück!"

Hier machte der Sultan seinem Dragoman ein Zeichen, und sagte zu ihm, mit jenem Lakonismus der türkischen Sprache, von dem uns Molière in seinem „Bourgeois gentilhomme" (der Spießbürger als Edelmann) so kostbare Beispiele gegeben hat: „„Na-um""! — Der Dolmetscher übersetzte das dem Herrn Gemahl folgendermaßen: „Seine kaiserliche Hoheit befehlen mir, Ihnen zu sagen, daß Madame ihm das Vergnügen machen möge, sofort zu schweigen."

— Aber . . . . sie hat ja kaum erst angefangen . . . . Das wäre eine Beleidigung!

Unterdessen hatte die unglückselige Sängerin fortgefahren, die Panseron'sche Romanze mit rollenden Augen zu heulen:

„Sollt' ihre Liebe je enteilen,
Und sollte Reu' erfassen Dich:
Sprich nur ein Wort, und ohne Weilen
Siehst Du in Deinen Armen mich!"

Neues Zeichen des Sultans. Er streicht seinen Bart, und wirft dem Dragoman über die Schulter nur ein Wort hin: „„Zieck""! — Der Dolmetscher wendet sich zum Ehemann (denn die Frau sang

noch immer die Romanze von Panseron): „Mein Herr, der Sultan befiehlt mir, Ihnen zu sagen, daß, wenn Madame nicht augenblicklich zu singen aufhört, er sie in den Bosporus werfen läßt."

Diesmal besinnt sich der zitternde Gatte nicht mehr. Er hält seiner Frau ohne Weiteres den Mund zu, und unterbricht schonungslos ihren zärtlichen Refrain:

„Dann rufe mich, ich kehr' zurück!
Dann rufe mich, ich kehr' . . . .

Allgemeines Schweigen . . . . . Es ist so still, daß man den Angstschweiß von der Stirn des Gatten auf das gedemüthigte Piano heruntertropfen hört. Der Sultan bleibt unbeweglich. Das reisende Künstlerpaar wagt weder zu bleiben, noch zu gehen — es weiß vor Angst nicht, was es thun soll, — als das kaiserliche Wort: „„Buhlack!"" mitten aus einer undurchdringlichen Dampfwolke heraus erschallt.

Der Dolmetscher übersetzt das: „Mein Herr, Seine kaiserliche Hoheit befehlen mir, Ihnen zu sagen, daß sie wünschen, Sie jetzt tanzen zu sehen." — Tanzen? Ich? — „Ja, Sie, mein Herr!" — Aber ich bin kein Tänzer, ich bin nicht einmal ein Künstler; ich begleite nur meine Frau auf ihren Reisen; ich trage ihren Shawl, ihre Noten, weiter thue ich Nichts; und ich kann wahrhaftig nicht . . . . . — „„Zieck! Buhlack!"" unterbricht ihn die großherrliche Stimme heftig aus einer bedrohlichen Dampfwolke heraus, was der Dragoman eiligst übersetzt: „Mein Herr, Seine kaiserliche Hoheit befehlen mir, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie nicht augenblicklich tanzen, er Sie in den Bosporus werfen läßt."

Dieses Argument zog. Da galt es kein Besinnen mehr; der unglückliche Gatte begann sofort mit Todesangst die unglaublichsten und lächerlichsten Luftsprünge zu machen, bis der Sultan seinen Bart wieder strich und mit gewaltiger Stimme donnerte: „„Dajum be Buhlack! Zieck!"" — was der Dragoman verdollmetschte: „Hören Sie auf, mein Herr! Seine kaiserliche Hoheit befehlen mir, Ihnen zu sagen, daß Sie sich mit Madame augenblicklich zurückziehen, und morgen abreisen werden. Und wenn Sie je wieder nach Constantinopel kämen, würde er Sie Beide in den Bosporus werfen lassen." — — —

Unvergleichlicher Sultan! Welch' erhabenes Beispiel gabst Du mit dieser bewundernswerthen Kritik! O, warum hat Paris keinen Bosporus?

Die Chronik berichtet nicht, ob das unglückliche Ehepaar auch noch China „gemacht," und die schwärmerische Romanzensängerin Empfehlungsbriefe an den himmlischen Kaiser des Reiches der Mitte sich erschwindelt hat. Möglich ist das allerdings, — denn man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Dann liegt der heldenmüthige Gatte wohl im gelben Fluß, oder — ist erster Solotänzer des Sohnes der Sonne geworden.

Neues vom Büchertisch.

Archiv f. die sächsische Geschichte. Hrsg. von Minist.-Rath Dir. Dr. Karl v. Weber. 3. Bd. 4 Hfte. gr. 8. Leipzig. B. Tauchnitz. à Hft. 1/2 Thlr.

Arndt, F., Hardenberg's Leben u. Wirken. Nach authent. Quellen. gr. 8. Berlin, H. R. Fahlisch. 1 3/4 Thlr.

Aus alter u. neuer Zeit. Geschichtsbibliothek f. Leser aller Stände. 1. Bd. gr. 8. Leipzig. W. Baensch' Verl. 1 Thlr. 24 Sgr.

Bernhardt, Thdr., u. Carl v. Noorden, zur Würdigung Johann Wilhelm Löbell's. 4 literarisch-histor. Untersuchgn. nebst vorausgeh. biograph. Notizen. gr. 8. Braunschweig. Schwetschke und Sohn. 16 Sgr.

Brachvogel, A. E., historische Novellen. 3. u. 4. Bd. 8. Jena, H. Costenoble. 3 Thlr.

Hesekiel, Geo., Aus dem Dänenkriege. Neue Preußenlieder. 16. Berlin, Mylius. 1/3 Thlr.

Heyse, Paul, Meraner Novellen. 8. Berlin, W. Hertz. 2 Thlr.

Reichenbach, Hofrath Dir. Prof. Dr. H. G. Ludw., u. Prof. H. Gust. Reichenbach, Deutschlands Flora m. höchst naturgetreuen Abbildgn. Nr. 254—256. gr. 4. (30 Kpfrtaf. u. 8 S. Text in Lex.-8.) Leipzig, A. Abel. à 5/6 Thlr.; colorirt à 1 1/2 Thlr.

Schopenhauer, Arthur. — Aus Arth. Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß. Abhandlgn., Anmerkgn., Aphorismen u. Fragmente. Hrsg. v. Jul. Frauenstädt. gr. 8. Leipzig. F. A. Brockhaus. 2 2/3 Thlr.

Wachenhusen's, Hans, Werke. Vom Verf. veranstaltete, sorgfältig revid. Ausg. Mit dem Portr. des Verf. in Stahlst. 2—4. Lfg. 8. Berlin, Verlags-Comptoir. à 4 Sgr.

Warburg, W. G. Br., Aus vergangenen Zeiten. Historische Novellen. 8. Berlin, Stilke u. van Muyden. 24 Sgr.



Der Diamant.

Von

Dr. H. Emsmann.

Von dem Diamant sollen die folgenden Zeilen handeln, also von einem Monarchen, dessen Thron seit dem grauen Alterthume bis auf unsere Tage — im Gegensatze zu den vielfachen Dynastienwechseln, von denen sonst die Geschichte berichtet — unerschüttert geblieben ist.

Es muß eine eigenthümliche Macht sein, die eine so dauernde Herrschaft geltend zu machen weiß. Worin besteht diese? Werden wir die Antwort von den Orientalen holen, welche den Diamant schon seit uralten Zeiten als Amulet tragen, welche in ihm ein Heilmittel gegen Wahnsinn und ein Gegengift zu besitzen meinen, welche von ihm glauben, daß er dem Besitzer Hoheitssinn, Stolz und Edelmuth einflöße? Oder werden wir uns an eine Dame wenden, die — wie es Agnes Sorel, die Geliebte Karl's VII. von Frankreich (erste Hälfte des 15. Jahrhunderts) zuerst gethan haben soll — im Brillantschmucke strahlt? — Wir würden schwerlich eine befriedigende Antwort erhalten.

Wie konnten wir aber auch daran denken, uns an solche Quellen wenden zu wollen! Wer über adelige Geschlechter Auskunft erhalten will, schlägt das Adelslexikon nach, oder die Wappenbücher und dergleichen; wer über die Monarchen Näheres wissen will, muß die Specialgeschichten der besten Historiker zu Rathe ziehen. So auch hier. Der Diamant ist ja nicht nur der Edelste unter den Edeln des Steinreiches, sondern — wie wir sehen werden — in der That ihr Monarch.

Wenden wir uns also an die Adelsbücher der edlen Geschlechter, zu denen der Diamant gehört, und an die speciellen Bearbeiter ihrer Geschichte. Solcher Werke gibt es gar manche und erst neuerdings ist eins erschienen, welches alle frühern übertrifft. Es ist dies das „Handbuch der Edelsteinkunde von Karl Emil Kluge im Verlage von Brockhaus, Leipzig 1860," auf welches wir hiermit alle Diejenigen aufmerksam machen wollen, welche, ohne grade Mineralogen von Fach, oder Steinschneider, oder Juweliere zu sein, sich für den Gegenstand interessiren. Vorzugsweise an der Hand dieses Führers wollen wir den Diamanten näher betrachten, die Vorgänger jedoch nicht ganz außer Acht lassen, von denen namentlich Karl Ritter: „Die Erdkunde von Asien" (Bd. IV., zweite Abtheilung, S. 343 bis 368), A. Rudolph: „Die edlen Metalle und Schmucksteine, Breslau 1858" und J. R. Blum: „Lithurgik oder Mineralien und Felsarten nach ihrer Anwendung, Stuttgart 1840," zu nennen sind.

Der Diamant oder Demant kündet schon durch seinen Namen seinen Adel an. Das Wort stammt aus dem Griechischen und ist von Adamas, der Unbezwingliche, der Harte, abzuleiten.

Fragen wir zunächst nach dem Wappen des Diamants, so finden wir ein höchst einfaches, nämlich ein sonst leeres Feld mit der Zahl 10.

Bei den Heraldikern lautet ein altes Distichon:

Forma quid haec simplex? — Simplex fuit ipsa vetustas:
Simplicitas formae stemmata prisca notat.

Dies würde deutsch etwa heißen:

Welch einfach Wappen seh' ich hier!
Hat's nicht das leerste Feld von allen? —
Die Einfachheit — das merke Dir —
War alter Zeiten Wohlgefallen.
Erscheint ein Wappenfeld fast leer,
So stammt's von altem Baume her.

Das einfache Wappen des Diamants deutet also auf den hohen und alten Adel desselben. Doch was ist der Sinn des Diamantenwappens?

Die Mineralogen haben in der Härte, d. h. in dem Widerstande, welchen ein Mineral dem Angriffe oder dem Ritzen eines andern Minerals, oder einem schneidenden Instrumente entgegensetzt, ein Mittel, durch welches sie in vielen Fällen über die Natur des Minerals entscheiden können. Der Mineralog Mohs hat nun eine Härtescala aufgestellt, die von 1 bis 10 von minder harten Mineralien zu härtern bis zu dem härtesten fortschreitet. Diese Scala lautet:

1. Talk.	6. Feldspath.
2. Gips od. Steinsalz.	7. Quarz.
3. Kalkspath.	8. Topas.
4. Flußspath.	9. Korund.
5. Apatitspath.	10. Diamant.

Das Wappen des Diamants sagt uns also, daß er das härteste Mineral ist, welches wir kennen. Vor dem Diamant müssen sich alle andern Mineralien demüthigen; seinen Eindrücken kann keines widerstehen. Sollte aber allein auf diese Härte sich die Herrschaft des Diamants gründen? — Eine harte Regierung pflegt nicht von Dauer zu sein. Es muß also wohl noch etwas Anderes geben, was nicht drückt, wohl aber fesselt. Man bedenke dabei auch, daß der Diamant seine Härte nur fühlen läßt, wenn es darauf ankommt, einen verdächtigen Kunden zu prüfen und einen Pseudodiamanten zu entlarven, oder einem ungeschliffenen Burschen seines Gleichen oder einem nahen Verwandten den gehörigen Schliff zu ertheilen und ihm damit die Bildung zu geben, welche ihn erst zum Eintritt in die feine Gesellschaft tauglich macht.

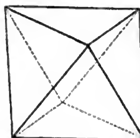
Ehe wir uns jedoch weiter nach den Eigenschaften des Diamants umsehen, noch die Bemerkung, daß man schon in den frühesten Zeiten den großen Härtegrad desselben kannte. Der Name deutete ja schon darauf hin. Welche hohe Idee man von der Härte des Diamants hatte, ergibt sich aus der Fabel, man könne einen solchen mittelst des Hammers auf einem Amboße nicht zerschlagen; eher schlüge man den Amboß in die Erde hinein, als daß der Diamant zerspringe. Plinius*) sagt: „Die Diamanten sind von unaussprechlicher Härte. Auf den Amboß gelegt, stoßen sie den Schlag so zurück, daß Eisen und Amboß in Stücke zerspringen. Diese Macht über den Stahl — setzt er hinzu — wird durch Bocksblut gebrochen, aber nur, wenn der Diamant durch frisches und warmes Blut gebeizt wird."

Hierauf bezieht es sich, wenn im Parcival von Wolfram von Eschenbach erzählt wird, daß ein Schelm den Diamanthelm Gahmuret's heimlich mit Bocksblut bestrichen habe und daß dieser dadurch in kurzer Zeit weicher als ein Schwamm geworden sei.**)

Leute von hohem Adel zeichnen sich gewöhnlich in ihrem äußern Auftreten aus. Man erwartet von ihnen eine edle Haltung, eine gewisse Repräsentation, eine Art Sprödigkeit und dabei etwas Geschliffenes. Sehen wir uns den Diamant hierauf an, so stimmt Alles auf das Vollkommenste.

Freilich wie der neugeborene Sproß eines Adelsgeschlechtes sich zunächst nicht von andern Menschenkindern unterscheidet, wohl aber behauptet wird, daß bereits die höhere Anlage vorhanden sei, wenn auch nicht im Marke, so doch im Blute; so erscheint auch der Diamant in seiner Wiege nicht wesentlich verschieden von andern Mineralien. Er trägt mit vielen Unterthanen seines Reiches dieselbe Physiognomie, aber in seinem Innern steckt doch schon der echte Kern.

Fig. 1.



Oktaeder.

Die äußere Gestalt, die Form, in welcher der Diamant gefunden wird, gehört zu dem regulären oder tesseralen Krystallsysteme. Gewöhnlich erscheinen die ostindischen in Oktaedern (Fig. 1), die

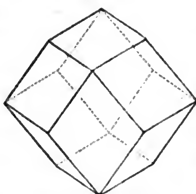
*) Histor. nat. 37. 15.

**) Parzival und Titurel, übersetzt von Simrock. 3. Aufl. S. 88.

brasilianischen in Rhombendodekaedern (Fig. 2), die uralischen in Ikositetraedern (Fig. 3). Auch Zwillinge sind unter ihnen nicht selten.

Die Oberfläche ist meist glatt, manchmal aber auch überzogen von einer rauhen, rissigen oder schuppigen und höckerigen Rinde, noch ohne Glanz u. ohne scharfe Kanten.

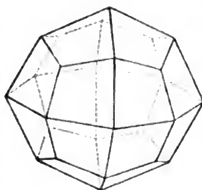
Fig. 2.



Rhombendodekaeder.

Das Aeußere ist also, so lange sich der Diamant in seinem Naturzustande befindet, unansehnlich. Er bekundet jedoch seine guten Anlagen schon dadurch, daß er nach den Flächen des Oktaeders sich leicht spalten läßt. Dadurch wird seine Erziehung und höhere Ausbildung — nicht auf Ritterakademien, sondern auf der Schleifanstalt — wesentlich erleichtert. Der Steinschneider entfernt auf einen Hieb leicht äußere Rauhigkeiten. Solche Hiebe sind wahre Ritterschläge, durch welche der adelige Kern erst recht zum Vorschein kommt.

Fig. 3.



Ikositetraeder.

Vielleicht erscheint es auffallend, daß der so harte Diamant sich so leicht spalten läßt; aber ein Körper besitzt darum, weil er vorzugsweise hart ist, nicht nothwendig eine große Festigkeit. Eine gute englische Feile zerbricht leicht und eine Person, welche ihre Umgebung mit Härte behandelt, verliert gewöhnlich allen Halt, wenn harte Schläge des Schicksals auf dieselbe eindringen.

Auch der Diamant ist ein Beweis dafür, daß Härte und Festigkeit nicht vereint zu sein brauchen. Unter Hammerschlägen zersplittert er, weshalb aus Mißverstand der beiden angeführten Begriffe wohl mancher große Diamant früher zerschlagen und als unecht weggeworfen sein mag. In einem kleinen Mörser von gehärtetem Stahle, der nach der Form eines Uhrglases ausgehöhlt ist, lassen sich Diamantsplitter mittelst eines ebenfalls gehärteten stählernen Stempels, dessen Rundung die Mörservertiefung ausfüllt, zu feinem Pulver zerreiben, indem man auf den Stempel mit einem Hammer schlägt und ihm dann mit der Hand unter starkem Niederdrücken eine leichte kreisende Bewegung ertheilt.

Dies feine Pulver nennt man Diamantbort. Man braucht dasselbe zum Schleifen des Diamants und anderer Edelsteine; denn nur durch die Berührung mit Seinesgleichen, wenn auch diese in derangirten Verhältnissen sich befinden mögen, gewinnt der noch Ungeschliffene den gehörigen Schliff.

Das specifische Gewicht, nach welchem gewöhnlich die Masse, die den bestimmten Raum eines Körpers erfüllt, beurtheilt wird, ist bei dem Diamant nicht bedeutend: $3^4/_{10}$ bis $3^6/_{10}$. Er wiegt also nur etwa $3^1/_2$ mal mehr als eine Wassermenge von demselben Volumen. Auf das specifische Gewicht ist also bei der Bestimmung des Adels des Diamants kein besonderes Gewicht zu legen; doch gehört dasselbe zu seinen charakteristischen Kennzeichen. Das gemeine, aber so nützliche Eisen übertrifft den Diamant mit seinem specifischen Gewichte $7^8/_{10}$ über das Doppelte. Silber und Gold, jenes mit dem specifischen Gewichte $10^5/_{10}$, dieses sogar mit $19^1/_4$, fallen noch kräftiger in die Wagschale.

Tritt der Diamant mit seinem specifischen Gewichte in den Hintergrund, so steht es anders, wenn man ihn unter dem Einflusse des Lichtes betrachtet. Hier entwickelt er sehr merkwürdige Verhältnisse.

Im Allgemeinen erscheint der Diamant farblos und durchsichtig; ist er nicht vollkommen rein, so zeigt er eine blasse Färbung, namentlich weingelb, ochergelb, hellbouteillengrün, hellbläulichgrün, lauchgrün, schwärzlichgrün, bräunlich, röthlich, braun bis schwarz. Die gelbliche und grünliche Färbung ist am häufigsten, die blaue seltener. Abgesehen von diesen gewöhnlichen Verhältnissen, auch abgesehen davon, ob der Diamant im rechten Lichte steht oder nicht, worauf sonst bei der Beurtheilung einer Sache viel ankommt, wenn ein günstiger Effect erzielt werden soll, gehört er zu den Körpern, welche das Licht am stärk-

sten brechen, außerdem zerstreut er die verschiedenen farbigen Lichtstrahlen ungewöhnlich stark, entwickelt einen eigenthümlichen Glanz und zeigt sich phosphorescirend.

Sieht man durch ein dreikantiges Glas nach einem Gegenstande, so erscheint dieser aus seiner Stelle geschoben; würde man einen dem Glase äußerlich ganz gleichgestalteten Diamant bei diesem Versuche verwenden, so würde unter sonst gleichen Verhältnissen die Verschiebung noch bedeutender ausfallen. In beiden Fällen ist also das Licht aus seiner Richtung beim Durchgange durch den durchsichtigen Körper abgelenkt, d. h. gebrochen. Der Zeiger des Brechungsverhältnisses ist bei dem Glase etwas über $1^1/_2$, bei dem Diamant fast $2^1/_2$, nämlich $2^{487}/_{1000}$ und nur wenige Stoffe nähern sich ihm in dieser Beziehung, übertroffen wird er vielleicht nur von dem in der Natur als rother Bleispath vorkommenden, aber auch künstlich darstellbaren chromsauren Bleioxyd, welches dem Diamant auch in Betreff des Glanzes nahe kommt.

Betrachtet man eine weiße Linie auf schwarzem Grunde aus einiger Entfernung durch ein dreikantiges Glas, so erscheint diese nicht nur aus der Stelle gerückt, sondern auch in den Regenbogenfarben: roth, orange, gelb, grün, hellblau, dunkelblau und violet. Stellt man diesen Versuch mit einem ganz gleich gestalteten Diamant unter sonst gleichen Umständen an, so wird die weiße Linie nicht bloß in Folge der stärkern Brechung weiter aus der Stelle gerückt, sondern auch der regenbogenfarbige Streifen breiter als vorher erscheinen und zwar nicht im Verhältnisse des stärkern Brechungsvermögens des Diamants, sondern noch mehr. Der Diamant besitzt also ein stärkeres Farbenzerstreunngsvermögen als Glas. Der Unterschied zwischen den Brechungsexponenten der rothen und violetten Strahlen beträgt beim Crownglas $^{20}/_{1000}$, beim Flintglas $^{43}/_{1000}$, beim Diamant $^{56}/_{1000}$.

Zu diesen beiden Eigenschaften, welche den Diamant so auszeichnen, kommt — wie bereits bemerkt wurde — als dritte noch der ihm eigenthümliche, nicht wohl zu beschreibende Glanz, den man deshalb Diamantglanz nennt, und als vierte die Begabung zu phosphoresciren, d. h. im Dunkeln noch zu leuchten, wenn er vorher erhitzt wurde, oder durch Inselation, d. h. wenn die Sonnenstrahlen auf ihn eingewirkt hatten.

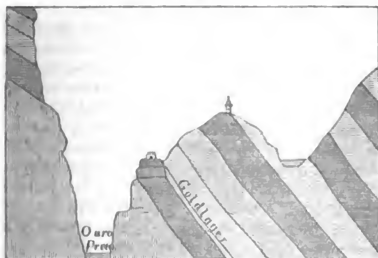
Die eben aufgeführten Eigenschaften — abgesehen von dem hohen Härtegrade des Diamants — sind vollständig ausreichend, die hohe Stellung zu rechtfertigen, welche er einnimmt. Daß derselbe durch Reibung auch elektrisch wird, also als Nichtleiter der Elektricität auftritt, während der ihm dem Stoffe nach so nahe verwandte Graphit zu den Leitern zählt, ist zwar interessant, würde ihm aber keinen besondern Werth ertheilen. Kein anderer Edelstein kann nach unsern Schönheitsbegriffen dem Diamant den ersten Rang streitig machen. Er ist der Herrscher unter den Edelsteinen, weil er an Glanz, der ein wahrhaft königlicher ist, alle übertrifft, weil er durch die Strahlen, welche von ihm ausgehen, seine Umgebung fesselt, weil er über alle Farben eine Macht besitzt, die keinem andern zukommt. Seine Macht über das Licht ist die Basis, auf welcher seine Herrschaft fest gegründet ist. Licht aber ist Leben. Leben zu wecken in geistiger, sittlicher, materieller Beziehung ist die wahre Aufgabe eines Herrschers.

Unwillkürlich drängt sich bei einem so interessanten Körper, wie der Diamant sich erweist, die Frage auf, woraus er eigentlich bestehe. Wenn wir Plinius zu Rathe ziehen, so erfahren wir, daß der Diamant gewissermaßen ein Goldknoten (auri nodus) sei, d. h. ein aus den edelsten Bestandtheilen condensirter Punkt oder Kern des Goldes. Die richtige Antwort gibt uns der Chemiker und zwar lautet sie überraschend genug: Der Diamant ist nichts als reinster Kohlenstoff. Dieser kostbare Körper soll also seinem Stoffe nach mit dem übereinstimmend sein, woraus die Holzkohle, der Graphit, der Anthracit, die Steinkohle, das Beinschwarz, der Ruß ꝛc. bestehen, und was einen Hauptbestandtheil aller organischen Körper bildet? So ist es. Es unterliegt dies jetzt keinem Zweifel mehr; doch ist zu bemerken, daß der Diamant Kohlenstoff im reinsten Zustande ist, was von den andern Körpern nicht gilt. Wunderbar klingt es freilich, aber gewiß nicht wunderbarer, als daß die ebenfalls kostbaren Edelsteine Rubin, Sapphir, Korund aus reiner Thonerde bestehen.

Schon Newton (1642 bis 1727) schloß aus der starken Strahlenbrechung des Diamants, daß derselbe ein brennbarer Körper

sein müsse. Die ersten Versuche, durch welche dies in der That nachgewiesen wurde, veranlaßte im Jahre 1694 Cosmus III., Großherzog von Toskana. Die Akademiker Averoni und Targioni brachten einen Diamant in den Brennpunkt eines großen Brennspiegels; er bekam Risse, sprühte stark und verschwand. Ebenso verschwanden die Diamanten, welche 1750 der Kaiser Franz I. zu Wien einem heftigen Schmelzfeuer aussetzen ließ. Der Franzose Macquer bemerkte 1771 das Verbrennen des Diamants mit Flamme durch Ofenhitze. Der französische Chemiker Lavoisier — der Begründer der neuern

Fig. 4.



Goldbergwerk der Lavra da Passagem in Brasilien.

Chemie, den seine Verdienste um die Wissenschaft jedoch nicht vor der Guillotine retten konnten, denn der Präsident des Tribunals erklärte, als der Bürger Hallé daran erinnerte: „Nous n'avons plus besoin des savants," und bei dessen Tode Lagrange die Aeußerung that, daß in einem Augenblicke ein Haupt gefallen sei, wie es vielleicht in Jahrhunderten erst zum zweiten Male hervorgebracht werde, — also Lavoisier zeigte 1776, daß das Product der Verbrennung des Diamants in reinem Sauerstoffe Kohlensäure sei. Somit stand die später durch vielfach wiederholte Versuche — wir nennen nur die Namen Erdmann und Marchand, Dumas und Staß — bestätigte Thatsache fest, daß der Diamant wirklich nur aus reinem Kohlenstoffe bestehe. Wir bemerken nur noch, daß Diamantpulver, welches man durch Reiben zweier Diamanten aneinander erhält, schon auf einem stark rothglühenden Platinbleche ohne Rückstand verbrennt.

Ist der Diamant nichts weiter als reinster Kohlenstoff, so scheint es, als müßte es eine leichte Sache sein, ihn künstlich darzustellen. Indessen käme es, was seine großen Schwierigkeiten hat, darauf an, sich reinsten Kohlenstoff zu verschaffen, und zweitens fragt es sich, wie man diesen behandeln müßte, um seinen Atomen die Anordnung zu geben, wie er im Diamant auftritt. Analog der Darstellung anderer Stoffe in Krystallform könnte man eine Auflösung des Kohlenstoffes versuchen und ihn nach Art des Zuckers, des Alauns, des Kochsalzes 2c. aus der Lösung herauskrystallisiren lassen. Leider kennen wir kein Auflösungsmittel des Kohlenstoffes — eine Vermuthung von Simmler werden wir noch besprechen, — selbst Säuren, sogar Flußsäure, zeigen sich unwirksam. Man bemühte sich, aus kohlenstoffreichen Verbindungen den Kohlenstoff durch chemische Zerlegung im krystallinischen Zustande darzustellen; aber ohne Erfolg. Versuche, den Kohlenstoff gradezu zu schmelzen, sind mehrseitig angestellt worden und, wie es scheint, nicht ohne alle Aussicht auf ein günstiges Resultat. Der Amerikaner Hare construirte ein großes galvanisches Element, den sogenannten Deflagrator, und ließ den elektrischen Strom auf Mahagonikohle einwirken. Die Kohle soll dadurch metallisches Ansehen erhalten haben. Der Franzose Despretz verwendete in gleicher Absicht den Inductionsstrom des Ruhmkorff'schen Apparates und erhielt aus reiner Kohle Krystalle, die sich unter dem Mikroskope als Oktaeder ergaben.

Könnten wir mit Sicherheit angeben, wie der Diamant sich in der Natur gebildet hat, so würden wir darin wohl einen Anhalt zu seiner künstlichen Darstellung gewinnen. Sehen wir zu, was man in dieser Beziehung ermittelt hat.

Der Diamant ist bis jetzt gefunden worden in Ostindien, in Brasilien, im Ural-

gebirge, ferner auf der Insel Borneo und vereinzelt in Nordamerika in dem südlichen Theile des Alleghaniegebirges, in Mexico, in Californien und im Goldsande Australiens.

In Brasilien glückte es zuerst, den Diamant im Muttergestein und zwar beim Steinsprengen in der Provinz Minas-Geraes aufzufinden, so daß man daselbst sogar eine Zeitlang der Diamanten wegen das Gestein mit Pulver sprengte, die Stücken mit dem Hammer zerkleinerte und dann auswusch. Man hat diese Gewinnungsweise der Diamanten jedoch aufgegeben, weil das Gestein, je tiefer man kam, um so fester wurde und zu große Schwierigkeiten darbot.

Das Muttergestein des Diamants ist der Itakolumit, ein körniges Gefüge von Quarz und Talk oder Chlorit, bald massige Gebirge bildend, bald schiefrig geschichtet und dann als biegsamer Gelenkquarz auftretend.*) Beigefügte Skizze (Fig. 4) versinnlicht die Lagerungsverhältnisse des Itakolumits in der Gegend der Goldbergwerke der Lavra da Passagem oder Lavra da Fundao in Brasilien.

Die Diamanten sitzen in dem Itakolumit fest wie die Granaten im Glimmerschiefer.

Gestützt auf die Aehnlichkeit der geognostischen Verhältnisse im Ural und Brasilien und fußend auf die Analogie gemeinschaftlichen Vorkommens gewisser Mineralkörper (Gold, Platin, Diamanten, Palladium) hatte A. von Humboldt das Vorkommen des Diamants im Ural vorhergesagt, und am 5. Juli 1829 entdeckte zum Triumphe der Geologie Friedrich Schmidt aus Weimar, welcher auf der Bergakademie zu Freiberg studirt hatte und dann als Director der Goldwäschen zu Kresdowosdwischensk angestellt worden war, in dem Goldsande der dortigen Grube Adolphsk den ersten Diamant.

Dies Vorkommen des Diamants im Itakolumit, während man bis dahin sowohl in Indien wie in Brasilien nur eine jüngere Schicht aufgeschwemmten Bodens, ein Konglomerat aus gerundeten Kieseln, eine Sandsteinbreccie als Diamantlager gekannt hatte, ist für die Bildungsgeschichte des Diamants von größter Wichtigkeit geworden.

Es sind in dieser Beziehung sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden. Von einer Seite (von Leonhard) wurde die Vermuthung geäußert, die Diamanten seien durch Sublimation von Kohlenstoff aus den Tiefen der Erde entstanden; von einer andern (Parrot), sie seien Erzeugnisse der vulcanischen Thätigkeit, also Producte der Einwirkung der vulcanischen Hitze auf kleine Kohlenstückchen; von noch anderer (Göbel), der Kohlenstoff sei bei hoher Temperatur aus Kohlensäure als Diamant durch die Einwirkung reducirender Stoffe abgeschieden worden; endlich (Hausmann) hat man auch die Mitwirkung der Elektricität und zwar als Blitz durch Zersetzung der Kohlensäure in Anspruch genommen. Nach allen diesen Ansichten soll also der Diamant durch Hitze aus Kohlensäure oder Kohlenstoff unmittelbar entstanden sein. Im Gegensatze hierzu stehen die Ansichten über den vegetabilischen Ursprung des Diamants.

Newton gab den ersten Anstoß hierzu durch seinen Ausspruch, daß der Diamant ein brennbarer und zwar ein coagulirter, fetter oder öliger Körper sein müsse. Nehmen wir bloß auf die neuern Naturforscher Rücksicht, welche Newton's Vermuthung beistimmen, so ist Jameson zu erwähnen, der 1822 es aussprach, daß der Diamant als eine Form des reinen Kohlenstoffes aus den Säften irgend einer Pflanze ausgeschieden sein dürfte; ferner Brewster, der an den Bernstein erinnert und behauptet, der Diamant habe sich in einem weichen oder teigartigen Zustande befunden und sei entschieden kein Feuergebilde; selbst Liebig gehört hierher, nach welchem es möglich wäre, daß der Diamant das Product eines Verwesungsprocesses in einer an Kohlenstoff und Wasserstoff reichen Flüssigkeit sei. Erwähnungswerth dürfte noch sein, daß auch Wöhler sich dahin ausgesprochen hat, der Diamant könne nicht in hoher Temperatur, am wenigsten durch Schmelzung entstanden sein.

Trotz solcher Autoritäten muß man bei dem Vorkommen des Diamants im Itakolumit bedenklich sein, der vegetabilischen Abkunft desselben beizustimmen. Diese Thatsache leitet vielmehr darauf hin, an eine Entstehung des Diamants aus Chlorverbindungen zu denken, weil viele der denselben im Itakolumit begleitenden Mineralien sich künstlich aus Chlorverbindungen haben darstellen lassen, z. B. Korund aus

*) Ein Berg bei Villa-Rica heißt Itakolumi, d. h. Sohn des Felsen oder des Steines, eine Zusammensetzung aus zwei indianischen Worten.

Chloraluminium. Chlorkohlenstoff scheint hiernach der Stoff zu sein, aus welchem der Diamant in der Natur hervorgegangen ist und aus dem er sich vielleicht am sichersten künstlich darstellen lassen dürfte.

Neuerdings ist von T. Simmler in Breslau eine Hypothese aufgestellt worden, welche Beachtung zu verdienen scheint. Nach ihm soll eine Krystallisation des Kohlenstoffes aus einer flüssigen Auflösung vorgegangen sein, obgleich oben bereits erwähnt wurde, daß wir kein Auflösungsmittel kennen. Trotzdem hält er eine Auflösung für möglich, und zwar basirt er darauf, daß ähnlich wie Schwefel in Schwefelkohlenstoff, Phosphor in flüssigem Schwefelphosphor auflösbar sei, auch eine Auflösung des Kohlenstoffes in flüssiger Kohlensäure sich nachweisen lassen dürfte. Freilich fehlt noch der experimentelle Nachweis; sollte aber eine solche Auflösung sich thatsächlich herausstellen, so wäre an dem Gelingen der künstlichen Darstellung der Diamanten wohl kaum noch zu zweifeln.

Nach dem, wie es bis jetzt mit der künstlichen Darstellung der Diamanten steht, werden sich Diejenigen, welche sich, wenn auch nicht grade das Ansehen, als ob sie echten Diamantschmuck zu tragen vermögend seien, geben, so doch wenigstens einen Brillantschmuck auf billige Weise sich verschaffen möchten, begnügen müssen, in den imitirten Diamanten einen Ersatz zu finden. In solchen Fällen dürfte es indessen jedenfalls rathsam sein, keine zu großen Brillanten zu wählen.

Es bestehen diese Kunstproducte aus stark lichtbrechenden Glassorten, vorzugsweise aus dem nach dem Erfinder sogenannten Straß- oder Mainzerfluß, der aus Sand oder Bergkrystall, Bleiweiß, Pottasche und Spuren von Borax und Arsenik bereitet wird. Die künstlichen Diamanten oder Brillanten von Austrich in Paris (pierres d'Austriche) sind so ausgezeichnet, daß selbst ein Kenner erst die Härte und das specifische Gewicht untersuchen muß, um sich vor Täuschungen zu sichern. Der Straß hat nämlich eine so geringe Härte, daß ihn schon eine gute Feile angreift, und sein specifisches Gewicht ist größer als das des Diamants.

Ein Mittel, künstliche Edelsteine von natürlichen zu unterscheiden, bietet übrigens das verschiedene Lichtbrechungsvermögen beider dar. Bringt man einen echten Diamant in Olivenöl und setzt zu diesem nach und nach Cassia- oder Sassafrasöl in kleinen Mengen, so erhält man endlich eine Mischung, in welcher der Diamant nicht mehr wahrzunehmen ist; legt man aber in dieselbe Mischung einen künstlichen Diamant, so bleibt er sichtbar. Gewiß ein leichtes Mittel, einen falschen Smerdis, Waldemar oder Demetrius zu entlarven. Wer viel mit Edelsteinen zu thun hat, sollte stets für jede Art Edelsteine eine Probeflüssigkeit vorräthig haben; denn man hat es so weit gebracht, daß man mit Ausnahme des edlen Opals — den, nebenbei gesagt, die Kaiserin Eugenie von Frankreich nie trägt, weil er Unglück bringen soll — alle Edelsteine nachzuahmen im Stande ist.

Die angegebene Methode ist jedenfalls sicherer, als das Anhauchen des Steines. An Glasflüssen bleibt nämlich, wohl weil sie schlechtere Wärmeleiter sind, der Hauch längere Zeit sichtbar als an einem gleichzeitig behauchten echten Edelsteine.

Die Fundorte des Diamants sind bereits oben angeführt. Vorderindien und Brasilien sind die bedeutendsten. Das Vorkommen im Ural und in andern außerhalb der Tropen gelegenen Gegenden ist insofern von Interesse, weil man daraus ersieht, daß die Edelsteine nicht wie die Pflanzen an ein bestimmtes Klima gebunden sind. Die Alten waren freilich anderer Ansicht und hielten dafür, daß nur innerhalb der Tropen Edelsteine vorkämen. Die Ausdampfungen der Erde sollten dies bewirken, welche in den Tropenländern durch die dort herrschende höhere Temperatur begünstigt würden. Kluge fügt der Bemerkung, daß es die geographische Breite nicht sei, welche Verschiedenheiten in den Diamanten bedinge, obgleich nicht geleugnet werden könne, daß Ostindien, Ceylon und Brasilien schönere Edelsteine häufiger liefern als andere Länder, hinzu: „Es ist, als ob die Länder der heißen Zone zur Bildung jener Blüthen der unorganischen Welt geeigneter gewesen wären als der trübe Himmel des Nordens."

Das Vorkommen des Diamants ist nur an das Auftreten des Itakolumits gebunden. Dies ist die primäre oder ursprüngliche Lagerstätte. Werden die Diamanten entfernt von ihrer ursprünglichen Heimath auf secundärer Lagerstätte angetroffen, was das Gewöhnlichste ist, so sind sie in Folge

stattgehabter Zerstörungen des Muttergesteins unter Einwirkung atmosphärischer Einflüsse durch Ströme, Regengüsse ꝛc. fortgeführt und liegen nun in aufgeschwemmtem Lande, im Bette der Flüsse mit dem Sande derselben gemengt, wie man ja auch in gleicher Weise den Sand vieler Flüsse reich an Gold findet, dessen ursprüngliche Lagerstätte in oft weit entfernten Gebirgen nachgewiesen werden kann.

Vorderindien, welches schon im grauen Alterthume durch seine Diamanten berühmt gewesen ist, hat Karl Ritter in seiner Erdkunde in Betreff des Vorkommens der Diamanten in fünf Gruppen getheilt.

1. Die Cuddapahgruppe am Pennarflusse;

2. Die Nandialgruppe zwischen Pennar und Kistna;

3. Die Elloregruppe oder die Golkondagruppe am untern Kistna;

4. Die Sumbhulpurgruppe nordwärts des Godawery, am mittlern Mahanadiflusse in Godwara, und

5. Die Pennagruppe in Bundelkund.

Ueber die geognostischen Verhältnisse Vorderindiens haben wir nur dürftige Mittheilungen. Es werden daselbst die Diamanten überall nur im aufgeschwemmten Boden gefunden und zwar in dem oben bereits erwähnten Conglomerate. Sie sind jedoch keineswegs durch die ganze Masse dieses Conglomerates zerstreut, sondern kommen nur in einem gewissen, ganz eigenthümlichen Stratum vor, das härter als die übrigen und höchstens einen Fuß mächtig ist. Es soll unter einer festen Sandsteinschicht liegen, und diese bestehe aus einem schönen Gemenge von rothen und gelben Jaspisstücken, aus Quarzen, Chalcedonen, Hornsteinen von verschiedener Farbe, die ein quarziges Cement verbinde. Dies gehe in eine Art Puddingstein mit gerundeten Kieseln durch thonige Kalkerde verbunden über, mit lockerer Textur. Letztere Schicht soll vorzugsweise die Diamanten enthalten.

Die ostindischen Diamantsucher sind arme, elende Leute von verstoßener Kaste. In dem Districte der ersten Gruppe heißen sie (Ritter, a. a. O. S. 347.) Sudras, in dem der zweiten Dhers, in dem der vierten sind zweierlei Tribus oder Kasten von Diamantsuchern unbekannten Ursprungs. Sie werden Jharas und Toras genannt, sehen den Aboriginern (Ureinwohnern) des Landes, den der Negerrace mehr als der Hindurace verwandten Goands, gleich. Sechzehn Dorfschaften der ärmlichsten Art sind ihnen als freie Jaghirs überlassen, von denen die Toras vier, die Jharas zehn besitzen, während zwei Eigenthum ihrer Schutzgottheit Bukaser-Pat sind. In der dritten und fünften Gruppe kann sich Jedermann dem Diamantsuchen unterziehen, wiewohl es in der letzten meist nur arme Rajputen thun. In der dritten Gruppe sollen zu Tavernier's Zeiten, der vierzig Jahre lang als Juwelier den Orient bereiste und 1669 Golkonda besuchte, 60,000 Menschen mit der Arbeit des Diamantsuchens beschäftigt gewesen sein.

Die Sudras und Dhers arbeiten ohne Aufsicht; ebenso ist in der dritten Gruppe keine Controle, sondern dem Nizam ist eine geringe Abgabe zu entrichten. In der vierten Gruppe sind die Diamanten seit undenklichen Zeiten ein Regale des Rajas. Für große Diamanten erhalten hier die Finder Güterverleihungen mit kleinen Dorfschaften, für kleinere andere Geschenke. Verheimlichungen werden mit Prügeln bestraft oder mit Entziehung der Jaghirs. In der fünften Gruppe ist an den Raja der vierte Theil des Gewinnes abzuliefern; doch gehören diesem alle größern Diamanten von einem gewissen Gewichte an ohne Weiteres.

Irrthümlicher Weise hält man Golkonda selbst für die Hauptfundstätte der Diamanten. Dem ist indessen nicht so, sondern Golkonda selbst hat gar keine Minen, sondern das Fort dieses Namens war nur die Niederlage aller großen Diamanten im Gebiete des Nabob.

Der Gewinn der Diamantsucher gleicht dem einer Lotterie. Daher wird ein solcher in der Regel sogleich wieder verschwelgt.

Die Arbeit ist einfach, aber höchst beschwerlich. Nur dreier Werkzeuge bedarf man: einer Spitzhaue (Ankova), eines fünf Fuß langen Brettes, welches gegen die Mitte ausgehöhlt und mit einem drei Zoll hohen Rande versehen ist (Doer), und eines ähnlich gestalteten, aber nur halb so großen Brettes (Kootla). Mit der Haue wird die Erde gelöst, die alsdann in der Nähe von Wasser in Haufen aufgeschichtet wird. In der ersten Gruppe sind die Gruben viereckige, höchstens sechzehn Fuß tief gehende Löcher. In der nassen Jahreszeit

arbeitet man gewöhnlich auf den Anhöhen, während der übrigen Zeit des Jahres, wenn die Flußwasser seichter werden, in den tiefern Gegenden. Die ausgegrabene Erde wird von den Weibern nach und nach auf das große Brett gebracht, dies schräg gestellt und mit Wasser übergossen, um die erdigen Theile wegzuschwemmen. Dann lesen sie die Kieselsteine und den groben Sand heraus, bringen den Rückstand auf das kleine Brett, breiten ihn aus und untersuchen ihn sehr genau nach Diamanten und Goldkörnern.

Nach einer andern Methode macht man in der Nähe des Ortes, an welchem Diamanten gegraben werden sollen, einen Platz eben und umgibt diesen mit einer zwei bis drei Fuß hohen Mauer, in welcher hier und da Oeffnungen zum Ablauf des Wassers angebracht sind. Die ausgegrabene Erde wird in diesen abgeschlossenen Raum gebracht und zwei- bis dreimal durchgewaschen, hierauf liest man die größern Steine heraus und dann sucht man, nachdem der Rückstand getrocknet ist, die Diamanten auf ähnliche Weise, wie vorher angegeben wurde.

Um von der Diamantenproduction Indiens einen ungefähren Begriff zu geben, genüge die eine Angabe, daß der erste Mohamed der Ghuriden (1176 bis 1205), ungeachtet der großartigen Plünderungen, welche Indien erlitten hatte, in seinem Schatze allein an Diamanten aller Art einen Haufen von 400 Pfund Gewicht hinterlassen haben soll. Die Entdeckung der brasilianischen Diamantenlager gab den ersten Anstoß zum Verfalle der indischen Diamantgräberei im Dekan, wozu freilich noch die vorherrschenden Zerstörungskriege in Centralindien und der Sturz so unzähliger Dynastien kam, wodurch der Diamantschmuck in Abnahme verfallen mußte.

Die Entdeckung der Diamanten in Brasilien geschah durch Zufall. Kluge erzählt den Hergang in folgender Weise: „Man hatte zwar schon oft glänzende Steine beim Goldwaschen gefunden, diese aber weggeworfen, oder allenfalls als Spielmarken gebraucht. Da erkannte 1727 ein Bewohner des Serro do Frio, des Goldgebirges von Minas-Geraes, Bernardino Fonseca Lobo, die wahre Natur der gefundenen Steine. Er hatte rohe Diamanten in Ostindien gesehen und die Aehnlichkeit mit diesen fiel ihm auf. Er brachte eine Menge davon nach Portugal zum Verkauf und zog dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit auf die neuen Diamantgruben. Die europäischen Kaufleute, welche bis dahin ihre Diamanten aus Indien bezogen hatten, fürchteten durch diese Entdeckung eine Herabdrückung der Preise und verbreiteten daher die Sage, daß die brasilianischen Diamanten nur der schlechte Ausschuß indischer Steine seien, die man nach Goa und von da nach Brasilien schicke, um sie zu verkaufen. Aber die Portugiesen kehrten die Sache um, schickten die brasilianischen nach Goa und von da nach Bengalen, wo sie für indische ausgegeben und wie diese bezahlt wurden."

Man fand die Diamanten in Brasilien bald an vielen Orten, am wichtigsten wurde aber die Provinz Matto-Grosso am Quellengebiete des Paraguay, besonders die Umgegend der Stadt Diamantina und später die Provinz Bahia. In letzterer entdeckte man bereits 1755 Diamanten, aber die Regierung verbot die weitere Nachforschung, um den Ackerbau nicht zu beeinträchtigen, und so dachte man kaum noch an die vorhandenen Schätze. Erst 1844 machte ein Sclave die Entdeckung zum zweiten Male, und da das Staatsmonopol seitdem aufgehoben war, so beschäftigten sich bereits 1845 daselbst 25,000 Menschen mit dem Diamantsuchen. Die Diamantregion soll sich über eine Fläche von zwanzig Stunden in der Länge und von zehn Stunden in der Breite erstrecken.

Anfangs war das Diamantsuchen in Brasilien frei; 1772 wurde es jedoch Monopol der Regierung. Das Unökonomische der Monopole zeigte sich auch hier. Es wurde nicht nur nichts verdient, sondern noch Schaden gemacht. Im Jahre 1832 überstiegen die Ausgaben die Einnahmen um 34,000 Thaler, und daher wurde endlich am 25. October 1834 das uneinträgliche Monopol wieder aufgehoben.

Die Arbeit des Diamantsuchens ist auch in Brasilien eine sehr mühevolle und wird meist mit Sclaven betrieben. Man bearbeitet entweder alte Flußbetten, oder die Oberfläche bedeckende Trümmergesteine, oder die Flußbetten der vorhandenen Flüsse selbst. Im letztern Falle leitet man die Flüsse während der trockenen Jahreszeit (April bis Mitte October) in einen Canal ab, pumpt

das zurückbleibende Wasser fort und gräbt den Cascalho genannten und aus Gebirgsfragmenten und Sand, die mit Thon verbunden sind, bestehenden Schlamm bis zu einer Tiefe von sechs bis zehn Fuß aus. Während der nassen Jahreszeit wird der angesammelte Cascalho ausgewaschen. Die Waschtröge, Canoes genannt, werden nebeneinander aufgestellt und der Aufseher setzt sich mit der Peitsche in der Hand vorn auf einen erhöhten Platz, so daß er jede Bewegung der arbeitenden Neger beobachten kann. Jedes Canoe wird mit einem halben Centner Cascalho gefüllt, ein kleiner Wasserstrom darauf geleitet, um die erdigen Theile wegzuschwemmen, und damit unter fortwährender Bewegung angehalten, bis das Wasser klar abfließt. Dann wird der zurückgebliebene Kies mit der Hand sorgfältig nach Diamanten durchsucht. Findet sich ein solcher, so nimmt der Neger eine aufrechte Stellung an und schlägt als Signal für den Aufseher in seine Hände. Dieser legt den Diamant in eine mit Wasser gefüllte Schüssel, welche in der Mitte der Waschhütte hängt, und nach beendetem Tagewerk wird der Ertrag dem Oberaufseher überliefert, welcher denselben nach dem Gewicht in ein Buch einträgt.

An Betrügereien der überaus schlauen Neger fehlt es hierbei nicht. Um ihnen das zu erschweren, trifft man mancherlei Vorsichtsmaßregeln, z. B. man läßt sie auf ein gegebenes Zeichen sich von einem Waschtroge zu einem andern begeben, untersucht ihre einfache Kleidung beim Verlassen der Waschhütte, ja man visitirt ihren Mund, ihre Haare und andere Theile des Körpers, an denen sie einen Diamant versteckt haben könnten. Macht sich ein Neger eines Betruges schuldig, so erhält er zunächst körperliche Züchtigung, bei Wiederholung werden ihm eiserne Halsbänder angelegt, und hilft auch dies nichts, so erfolgt die Verurtheilung zu andern härtern Arbeiten. Andererseits sucht man die Neger durch Belohnungen zu gewinnen. Der Neger, welcher einen Diamant von $17\frac{1}{2}$ Karat (ein Viertel Loth) findet, wird mit einem Blumenkranze gekrönt und in Procession zu dem Verwalter geführt, der ihm die Freiheit, einen Kleideranzug und die Erlaubniß, auf eigene Rechnung zu arbeiten, gibt. Ein Stein von 8 bis 10 Karat verschafft dem Finder Anspruch auf zwei neue Hemden, einen Kleideranzug, einen Hut und ein schönes Messer. Für kleine, aber werthvolle Steine werden entsprechende Prämien ertheilt. Bei der großen Verschmitztheit der Neger ist dennoch ein bedeutender Schleichhandel im Gange. Meistens werden grade die schönsten Diamanten auf die Seite gebracht. Ein entdeckter Schleichhändler wurde, als das Monopol noch bestand, mit dem Verluste seines Vermögens bestraft und auf zehn Jahre oder noch länger nach Angola verwiesen.

Ungeachtet des Reichthums des Bodens an Diamanten, der in manchen Gegenden fast an das Wunderbare grenzt, ist der Ertrag doch kein übergroßer. Das Erträgniß der Grabung und Waschung eines Jahres kann man leicht mit einer Hand heben. Im Jahre 1817 wurden von 1500 Negern, die bei dem Diamantsuchen verwendet wurden, 10,800 Karat (noch nicht 5 Pfund), 1844 von 800 Negern nur 3600 Karat gewonnen. Den Gesammtbetrag aller Diamantbezirke Brasiliens berechnet man bis zum Jahre 1850 auf 10,169,586 Karat oder 44 Centner zu einem Werthe von $105\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. In den Jahren 1850 und 1851 stieg die Gesammtausbeute auf jährlich 300,000 Karat, 1852 betrug sie nur 130,000 Karat.

Der Betrieb hängt in manchen Gegenden mit von der größern oder geringern Menge des zu Gebote stehenden Regenwassers ab, und daraus erklären sich theilweise die ungleichen Ergebnisse.

Nur etwa der vierte Theil der gesammten Ausbeute besteht aus ganz farblosen Diamanten; ein anderes Viertel ist wasserhell mit einem Stiche in eine andere Farbe und die Hälfte ist gefärbt.

Bei der Gewichtsbestimmung der Diamanten rechnet man, wie es eben geschehen ist, nach Karaten.*) Ein Juwelenkarat ist gleich 4 Gran und 72 Karat gehen auf

*) Das Wort Karat soll von dem Namen einer Art Bohne (der Frucht einer Species von Erythrina, Korallenbaum) abgeleitet sein, die im Schangallas, dem Hauptmarktplatze für den Handel mit Goldkörnern, in Afrika einheimisch ist. Der Baum, der diese Bohnen trägt, heißt bei den Eingeborenen Kuara (Sonne), weil Blumen und Früchte eine goldgelbe Farbe haben. Da die trockenen Bohnen fast immer genau dasselbe Gewicht besitzen, so bedienen sich seit undenklichen Zeiten die Wilden ihrer zum Abwägen des Goldes. Diese Bohnen kamen später auch nach Ostindien und wurden dort zum Abwägen der Diamanten gebraucht. Kluge, S. 145.

1 Loth Kölnisch. Das Karatgewicht ist indessen nicht an allen Orten gleich groß. In Wien ist dasselbe am größesten, dann kommt Frankfurt a. M., hierauf Amsterdam, Paris, Berlin und Hamburg, England, Leipzig. Der Betrag ist meistens etwas über 205 Milligramme.

Nach dem Gewichte, also nach der Größe, richtet sich mit der Preis eines Diamants. Ist derselbe noch roh, so muß man seine Reinheit zu ermitteln suchen, ferner seine Form prüfen, um daraus den Verlust beim Schnitte zu berechnen und die Gestalt zu bestimmen, welche man demselben zu geben haben wird, damit er den vortheilhaftesten Effect macht. Bei großen Diamanten ist zu bedenken, daß der Stein nach dem Schleifen oft nicht den Grad der Schönheit erreicht, den man erwartet, und daß ein bedeutendes Capital anzulegen ist, dessen Zinsen verloren gehen können. Bei geschliffenen Diamanten kommt außer dem Gewicht, der Farbe, der Reinheit, Fehlerlosigkeit, Durchsichtigkeit auch noch die Art des Schnittes in Betracht.

Die farblosen, wasserklaren Diamanten stehen am höchsten im Preise, dann kommen die rothen, hierauf die gelben, grünen und blauen.

Der Einfluß des Gewichts auf den Preis ist bei Diamanten, welche über 1 Karat wiegen, ein ganz bedeutender. Während z. B. 15 einzelne Diamanten, von denen jeder 1 Karat wiegt, zusammen etwa 1200 Thaler kosten würden, steigt der Werth von einem einzigen 15karatigen Diamanten, wenn er fehlerfrei ist, auf 14- bis 16,000 Thaler. Von Tavernier und dem Engländer Jeffries ist eine Regel zur Bestimmung des Werthes großer Diamanten angegeben worden, die jedoch in der Praxis nur selten beachtet wird. Diese Regel lautet: Man stelle den Preis eines einkaratigen Steines von derselben Eigenschaft fest, multiplicire das Karatgewicht des Steines mit sich selbst und dies Product mit dem Preise des einkaratigen Steines. Würde z. B. der Werth eines einkaratigen Steines zu 80 Thaler festgesetzt, so würde ein Brillant von 5 Karat fünfundzwanzigmal 80 Thaler oder 2000 Thaler kosten.

Der Haupthandelsplatz für Diamanten ist, wie für Edelsteine überhaupt, Amsterdam. Es gründet sich dies auf die vorzüglichen Leistungen der dortigen Schleifanstalten. Die brasilianischen Diamanten, welche jetzt vorzugsweise in Betracht kommen, werden von Bahia nach Liverpool gebracht, zerstreuen sich von da nach London, Amsterdam, Paris und Antwerpen, concentriren sich aber schließlich fast alle in Amsterdam, um daselbst den erforderlichen Schliff zu erhalten. Amsterdam ist die hohe Schule, in welcher die Diamanten ihre vollkommenste Ausbildung gewinnen. 1856 kamen aus Bahia 320,000 Karat Diamanten nach Liverpool, welche sämmtlich nach Amsterdam exportirt wurden. Neben etwa 40 Engroshändlern und Atelierbesitzern, welche Amsterdam zählt, beschäftigen sich etwa 10,000 Personen, unter denen neun Zehntel Juden sind — es sollen überhaupt 28,000 Juden in Amsterdam leben, — mit dem Diamanthandel, dessen jährlicher Umsatz sich auf 50 Millionen Gulden beläuft.

Der Handel mit Diamanten, welcher den mit den übrigen Edelsteinen so sehr übertrifft, daß er 90 Procent des Gesammtcapitals aller Edelsteine beträgt, so daß auf die übrigen nur 10 Procent kommen, hat manches Eigenthümliche und wird mit großer Redlichkeit und Strenge geführt. Beabsichtigt Jemand eine Partie Diamanten zu kaufen, so wendet er sich an einen Mäkler oder meistens an eine Mäklerin. Die ihm vorgelegten Steine prüft er sorgfältig, thut ein Angebot und versiegelt das Papier, welches die Steine enthält. Wird der Preis, welchen er geboten hat, angenommen, so wird zunächst geprüft, ob das Siegel noch unverletzt ist. Dies Versiegeln geschieht erstens, damit dieselben Steine während der Unterhandlung keinem andern Käufer angeboten, und zweitens damit keine Vertauschungen vorgenommen werden können. — Erfährt ein Diamantenkäufer, daß eine Partie Diamanten ankommen werde, so geschieht es bisweilen, daß derselbe noch vor Ankunft der Steine mit dem Mäkler, an welchen dieselben adressirt sind, unter der Bedingung, daß ihm die Beutel vor ihrer Eröffnung überliefert werden, einen Handel abschließt. Gewöhnlich erhält der Mäkler außer dem ihm gestellten Verkaufspreise noch fünf Procent Gewinn. Solche Geschäfte sollen für den Käufer in der Regel gut ausfallen; doch ist auch oft bei den bedeutenden Schwankungen im Preise der Diamanten Verlust damit verbunden. Auf den Preis hat nämlich nicht nur die Laune der Mode und

Liebhaberei Einfluß, sondern noch weit mehr die Aussicht auf Krieg oder Frieden, die größere oder geringere Ausbeute und dergleichen. Die Verminderung der Sclaverei in Brasilien erhöhte die Ausbeutungskosten und steigerte den Preis. Einmal zahlte Dom Pedro die Zinsen der brasilianischen Staatsschuld in England anstatt in baarem Gelde in Diamanten: der Markt wurde dadurch überfüllt und der Preis fiel um 50 Procent. Erst 1836 stiegen die Preise wieder. Im Jahre 1848 fielen die Diamanten um 75 Procent, und ebenso übte 1857 und 1858 die Handelskrise einen bedeutenden Druck aus, so daß in Brasilien ein Fallen um 50 Procent eintrat.

Die rohen Diamanten werden von dem Käufer sortirt und über ihre Verwendung entschieden. Die Hauptverwendung ist zum Schmucke. Dies soll bei den Syrern zuerst geschehen sein, die den Diamant roh oder höchstens etwas an der Oberfläche polirt gewöhnlich an Schnüren trugen, wie es auch noch an der Agraffe des kaiserlichen Mantels Karl's des Großen war. Prunkgefäße, Reliquien und Kronen wurden später mit Diamanten verziert. Die Herrscherkronen mit edlen Steinen zu schmücken, datirt von Constantin dem Großen. Als Damenschmuck kam der Diamant, wie bereits erwähnt ist, unter Karl VII. von Frankreich auf. Es nahm das Letztere so überhand, daß Karl IX. und Heinrich IV. — freilich umsonst — Luxusgesetze erließen. Unter Franz I. hieß es von manchen Großen, sie trügen ihre Mühlen, Wälder und Wiesen in Diamanten auf den Schultern.

Andere, jedoch eine untergeordnete Rolle spielende Verwendungen findet der Diamant z. B. beim Glasschneiden, wozu — nebenbei gesagt — nur eine durch gebogene, nicht durch grade Flächen gebildete Ecke des natürlichen Diamants brauchbar ist, ferner beim Schleifen, Bohren, Graviren anderer sehr harter Körper. Außerdem werden Axenlager in sehr feinen Maschinen, z. B. in Uhren, aus ihm hergestellt, ebenso hat man ihn zu mikroskopischen Linsen geschliffen.

(Schluß folgt.)

Australische Skizzen

von

Dr. Joh. Pessler.

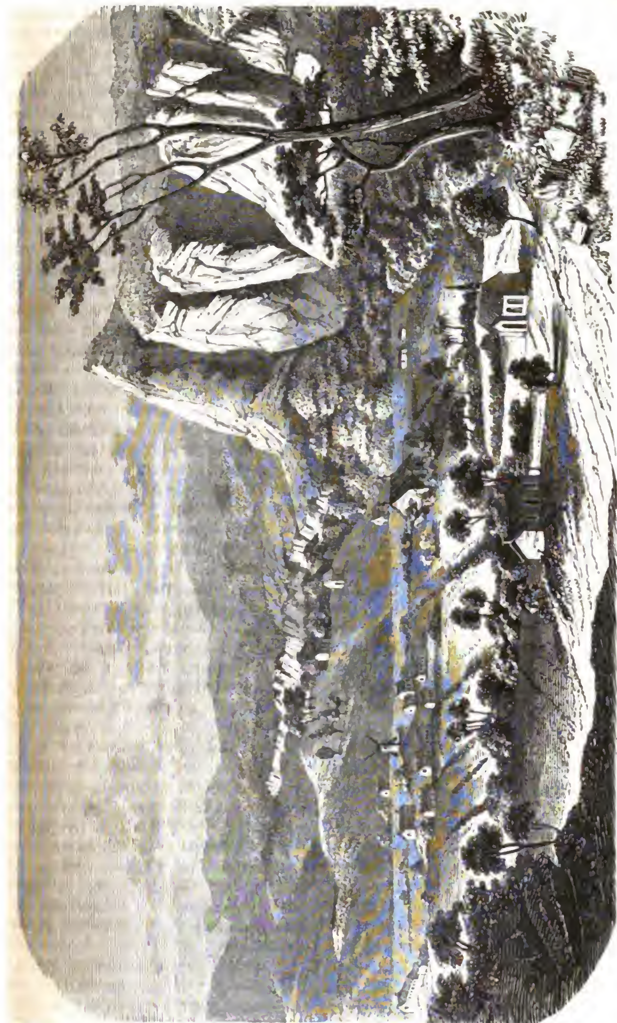
Sidney.

Der Marktplatz und die Kämpfe der Schwarzen.

(Schluß.)

Seitdem die wilden Kämpfe der Eingeborenen stattfanden, hat sich die Gegend freilich sehr verändert. Außer vielen anderen Gebäuden breiten sich vier große Markthallen dort aus, welche als eine der vorzüglichsten Einrichtungen Sidney's zu betrachten sind. Die eine dient als Ausstellungsgebäude für die Erzeugnisse des Landbaues und der künstlichen Blumenzucht; die zweite für den Verkauf von Kartoffeln und Getreide in größerem Maßstabe; die dritte, mit sechsunddreißig Verkaufsständen, gehört den Fleischern und Geflügelhändlern und man sieht nicht nur kolossale Massen von Rindfleisch, von Hammeln und Schweinen, sowie Gänse, Enten und Tauben, reinlich und wohlgeordnet neben einander aufgehängt, sondern auch Schildkröten, Kängurus und wilde Puter. Die Ankäufe großer Heerden fetten Rindviehes werden von den Fleischern gemeinschaftlich gemacht und dann für jede Woche oder jeden Tag ein Verkaufspreis festgesetzt, der von ihnen genau inne gehalten wird, so daß die einzelnen Verkäufer oft lieber große Massen verderben lassen, als daß sie es auch nur einen Penny billiger verkaufen, als man übereingekommen ist. Es gibt wohl in dem ganzen Lande keine einzige Familie, die nicht täglich ihr großes Stück Rindfleisch auf den Tisch brächte, und in Sidney, Paramatta und anderen Orten kommen hierzu noch die herrlichen Südfrüchte, die so billig sind, daß auch die ärmeren Leute sich an ihnen laben können. Die vierte, sehenswerthe Halle enthält dreiunddreißig Verkaufsstände, für feinere Früchte und Gemüse, unter denen man Winter und Sommer frische grüne Erbsen finden kann. Sie ist täglich von sechs Uhr Morgens bis Sonnenuntergang geöffnet, Sonnabends und bei anderen besonderen Veranlassungen bis elf oder zwölf Uhr Nachts, im glänzendsten Schmucke aber habe ich sie am Weihnachtsabend gesehen.

Das australische Weihnachtsfest kommt nicht mit Eis und Schnee, nicht mit der allgemeinen Spannung und Freude der ju-



York in Westaustralien.

gendlichen Gemüther in Deutschland, und den strahlenden Tannenbäumen, die ja auch auf unseren Dörfern nicht zu fehlen pflegen, sondern es kommt mit der drückendsten Hitze und erstickenden Staubwolken, besonders im Innern des Landes. Unter der schottischen

Bevölkerung des Landes, die auch keine kirchliche Feier dieses schönen Festes hat, geht es, wie alle anderen Tage, vorüber. wenn man nicht durch den Anblick vielfältiger Trunkenheit und daraus entstehender Raufereien daran erinnert würde, daß das Volk sich einen Feiertag gemacht hat und in Ermangelung passender Erholung, in der Branntweinflasche seinen Trost sucht. in ihr aber den Zerstörer seines Wohlstandes und seiner Körperkraft findet.

Die Straßen Sidney's sind an diesen Tagen festlich geschmückt mit grünen Zweigen und Blumenguirlanden und die Läden und Buden gewähren einen einladenden Anblick mit ihren geschmackvoll zum Verkaufe ausgestellten Gegenständen. Schaaren von Kindern und Erwachsenen strömen aus und ein oder tragen Gemüse und Früchte aus den Gärten oder die Ingredienzien des nie fehlenden Plumpuddings nach Hause, von dem Jubel der Heimath aber, von den freundlichen Gesichtern und den warmen Herzen bleibt dem Auswanderer meistens nur die wehmüthige Erinnerung.

Das lebendigste Treiben herrschte am Abende vor Weihnachten in und vor der Markthalle, deren weitgeöffnete Thüren von einem dichten Gedränge der schau- und kauflustigen Menge angefüllt wurden. Das Innere war von hellstrahlenden Gaslichtern prachtvoll erleuchtet und gleich beim Eintritte fiel der Blick auf einen plätschernden Springbrunnen, dessen wie Perlen herabfallender Staubregen die erhitzte Luft abkühlte. Alle Stände sind hier im bunten Gemische vereinigt und unter den Schaaren von Menschen gewahrt man sowohl reichgekleidete Damen am Arme ihrer männlichen Begleiter, als Dienstmädchen und Kinderwärterinnen, Bürgerfamilien mit einem Haufen staunender Kinder, Matrosen und Seeleute aller Nationen, langzöpfige Söhne des himmlischen Reiches mit gelben Gesichtern und geschlitzten Augen, reiche Kaufleute, Gutsbesitzer und Beamte, und neugierige Landleute und Ochsentreiber aus dem Innern des Landes, in ihren blauen wollenen Blousen und schwarzbebänderten Strohhüten, aus den Blättern der Kohlpalme geflochten. Man hört eine Menge verschiedener Sprachen und erblickt alle Farben, vom zartesten Weiß einer englischen Schönheit, bis zum dunkelsten Schwarz des afrikanischen Negers. Hier zieht ein Haufen lachender, gesprächiger Franzosen den wilden Sohn Neu-Caledoniens mit sich fort, der ihnen durch seine völlige Unkenntniß europäischer Verhältnisse viel Heiterkeit veranlaßt; dort bahnt sich der dunkle Bewohner des Ganges, auffallend hübsch von Gesichtszügen und fein und elegant in allen seinen Bewegungen, seinen Weg durch eine Gruppe aufgeputzter englischer und deutscher Köchinnen, die ihn wohlgefällig ansehen. An einer anderen Stelle folgt dem würdigen Capitän ruhelos und scheu der cannibalische Bewohner der Fidschi-Inseln, der mit starren, glänzenden Augen und weit geöffneten Nasenlöchern kaum die ungeheure Aufregung verbergen kann, von welcher er ergriffen ist und der seinem Herrn zuflüstert: „Wenn ich nach Bewa zurückkomme, wird es Niemand glauben, was ich hier gesehen habe." — Neben den Pyramiden von Apfelsinen, Ananas und Bananen, die zwischen einer Fülle der prächtigsten Blumen und herrlicher Weintrauben aufgestellt sind, standen ein Paar Damen, in blendendes Weiß gekleidet, auf den Arm eines Officiers gelehnt und bewunderten die reizende, geschmackvolle Anordnung der breiten Halle; dicht neben ihnen erhob sich die männliche, fast riesenhafte Gestalt eines Maori, der immer ernst und selbstbewußt, mit Stolz und Würde die wogende Menge überschaute, obgleich er wohl nie auf dem heimathlichen Boden Neu-Seelands etwas Aehnliches gesehen hatte. — Noch in später Nacht sieht man hier die Menschen aus- und einströmen, bis die Läden geschlossen und die Gaslichter ausgelöscht werden.

Nur einmal während meines Aufenthalts in Australien, habe ich in Sidney im Hause eines deutschen Kaufmannes so zu sagen ein deutsches Weihnachtsfest gefeiert, wozu wir uns selbst den Baum in der Wildniß des nahen Busches ausgesucht hatten; da es dort keine eigentlichen Tannen gibt, so nahmen wir dazu einen Baum, der in Australien diese Classe vertritt, nämlich eine Callitris, die auch wohl australische Cypresse genannt wird.

Sonst ist dies die ungünstigste Zeit des Jahres, da der dem Sirocko ähnliche, heiße Wind das Thermometer 120 bis 130 Grad Fahrenheit in die Höhe treibt und die Luft weit und breit mit einer undurchsichtigen Staubwolke anfüllt. Der längste Tag des Jahres, der 22. December, der von Mor-

gens fünf Uhr bis sieben Uhr Abends seine Gluth aussendet, erscheint bisweilen übermäßig lang und der Aufenthalt in der Stadt oder der Umgegend völlig unerträglich, so daß von der Schwierigkeit des Athemholens, die fast an Erstickungszufälle grenzt, Jedermann in die Häuser getrieben wird. Sobald sich die Zeichen dieser heißen Winde kund thun, stürzen die weiblichen Dienstboten in alle Zimmer und so schnell es ihr Kleiderstaat, der sich über gewaltigen Crinolinen ausbreitet, erlaubt, die Treppen hinauf, um alle Thüren und Fenster ängstlich zu verschließen, denn dies ist die Zeit, in welcher man wegen dieser versengenden Luftströmungen den meisten Augenkranken begegnet. — Sturz erzählt in seinen Pariser Briefen aus dem vorigen Jahrhundert, bei Gelegenheit der Reifröcke und der ausgepolsterten Hüften, daß die Frau eines dänischen Consuls, nach damaliger Mode gekleidet, der Gemahlin des Kaisers von Marokko ihre Aufwartung machte, als diese neugierig und erstaunt auf dem Reifrocke herumfühlend, fragte: „Bist Du das Alles selbst?" Eine Frage, die bei den jetzigen Moden wieder recht an ihrem Platze wäre und die gewiß mancher schwarze Sohn der Wildniß in der Stille gedacht hat, wenn er zuerst nach Sidney kam. Für die Arbeitsfähigkeit des weiblichen Dienstpersonals würde es gewiß nur vortheilhaft sein, wenn auch jetzt noch ähnliche Gesetze beständen, wie die des vorigen Jahrhunderts, z. B. das Gesetz „gegen den widernatürlichen Prachtgeschwulst," und alle jene entsetzlichen Unglücksfälle von Verbrennungen, mit denen die australischen Zeitungen angefüllt sind, indem die englischen Kamine so vielfältige Veranlassung zu denselben darbieten, würden dadurch vermieden werden. Am unvernünftigsten aber erschien mir immer die Crinoline, wenn sie von den Frauenzimmern der unteren Classen auf dem Lande beim Reiten getragen wurde.

Man findet, ganz ähnlich wie es von England und Amerika gerühmt wird, so auch in Australien unter allen Ständen eine große Anzahl auffallend hübscher Mädchen, mit blühenden, lieblichen Gesichtszügen und einem so schönen Teint, wie man ihn in Deutschland selten sieht, aber diese Blüthe dauert bei den in der Colonie Geborenen nicht lange, sondern verwandelt sich, wenn sie über das zwanzigste Jahr hinaus sind, leicht in eine bleichere Gesichtsfarbe und den Ausdruck von Erschöpfung, den das heiße Klima so leicht mit sich bringt. Ein höchst übellauniges Urtheil über die australische Damenwelt fällt ein neuerer englischer Schriftsteller, Frank Fowler, in seinen Southern lights and shadows, welches ich der Merkwürdigkeit wegen hierhersetzen will. Er sagt: „Wie die Männer, so sind auch die Damen Australiens in vieler Beziehung außergewöhnlich und schon in ihrem dreizehnten oder vierzehnten Jahre haben sie mehr Bänder, Schmucksachen und Liebhaber, als vielleicht irgend eine junge Dame sonst irgendwo in der Welt. Sie schwatzen, und zwar höchst abgeschmackt, vom Morgen bis zum Abend, zweimal wöchentlich aber rennen sie in den Botanischen Garten, um die Musikbande des Militärs spielen zu hören, und sie sind dann ganz genau so gekleidet, wie das Titelkupfer in der neuesten Nummer von Le Follet. Außerdem tragen sie so viele Goldketten, wie der Lord Mayor im Staatsgewande, und wenn sie gehen, hört man das Geklingel ihrer goldenen Schätze, als ob sie Glocken an den Fingern und Goldreifen an den Füßen trügen. Als ich zum ersten Male das Theater in Sidney besuchte, saß ich neben einer jungen Dame, die wenigstens ein halbes Dutzend Ringe über ihren weißen Handschuhen trug, und die, wenn entblößte, von Muskitobissen gesprenkelte Schultern schön genannt werden können, mehr Schönheit enthüllte, als ich bis jetzt jemals bei anderen jungen Damen gesehen hatte. Die Mehrzahl der Mädchen in der Colonie sind leichtsinnig, schwatzhaft und übermäßig geputzt, sie haben, mit einem Worte, die leichten, nicht zu beneidenden Eigenschaften morgenländischer Frauen."

Besonders ausgezeichnet sind sie durch diplomatische Feinheit und List, wovon man mir verschiedene Beispiele erzählte. So war eine junge Dame entschlossen, dem Zögern eines jungen Mannes, der sich schon längere Zeit um sie bemüht hatte, ohne mit einer offenen Erklärung hervorzutreten, ein Ende zu machen und eine endliche Entscheidung herbeizuführen. Zu dem Ende affectirte sie eine beabsichtigte Reise nach Europa und stellte auf dem Vorplatze in ihres Vaters Hause alle ihre gepackten Koffer und Kisten auf, an denen deutlich in die Augen fallend die Adresse zu lesen war: „Passa-

giergut für Miß Jackson. — England." — „Und wenn das ihn nicht zur Entscheidung bringt," sagte die heirathslustige Schöne zu ihrer Mutter, „dann soll Fred ihn tüchtig durchprügeln."

Die Schließung der Ehen wird den Bewohnern Australiens dadurch leicht gemacht, daß sie bei Sparsamkeit und Fleiß leicht so viel erwerben, um einen eigenen Hausstand gründen zu können, und daß von Seiten der Regierung und der Geistlichen gar keine Schwierigkeiten erhoben werden, sobald die betreffenden Personen volljährig, d. h. 21 Jahre alt sind, und die Versicherung geben, daß ihrer Verbindung kein gesetzlicher Grund im Wege stehe. Auch Aerzte und Magistratspersonen sind ermächtigt, die Verlobten in einer Civilehe zu vereinigen.

Es läßt sich denken, daß bei den obwaltenden Verhältnissen Australiens manche leichtsinnige Heirathen vorkommen und daß jugendliche, unerfahrene Gemüther durch unbedachtsames Davonlaufen viel Kummer über sich selbst und ihre Angehörigen bringen. So hatte bei einer Entführung, welche vor nicht langer Zeit stattfand, der Entführer für sich selbst kein Pferd zur Verfügung und wollte daher, bis er zum nächsten Geistlichen entkommen und dort getraut sei, ein Pferd benutzen, welches dem Vater seiner Geliebten gehörte. Daß er dies Pferd, im eigentlichen Sinne des Wortes, hätte stehlen wollen, würde ihm natürlich nie in den Sinn gekommen sein, allein nach den strengen englischen Gesetzen gereichte ihm doch schon die Benutzung desselben zum Verderben. Auch der Vater der entflohenen Dame wußte, daß von einer eigentlichen Beraubung des Pferdes nicht die Rede sein konnte, benutzte aber die Sachlage, um eine strenge Strafe an dem Räuber seines Kindes zu vollziehen. Die beiden Entflohenen hatten sich in den nächsten Ort begeben und waren eben getraut worden, als sie beim Heraustreten aus der Kirchthüre von zwei Polizeibeamten empfangen wurden, die den jungen Ehemann wegen Pferdediebstahls ergriffen und ihm somit die Aussicht auf eine 14jährige Karrenstrafe eröffneten. Die junge Frau sank auf der Schwelle des Gotteshauses in Ohnmacht, ihr Mann aber wurde in Eisen geschlossen von den Gerichtsdienern abgeführt, da der Pferdediebstahl dort unter allen Verhältnissen als ein schweres Verbrechen angesehen wird.

Von den sonstigen leichtsinnigen Verheirathungen, die in Australien vorkommen, sei es mir vergönnt, noch eine zu erzählen, die den preußischen Baron v. H. betrifft. Dieser, ein langer, dünner Mensch, hatte hier im Vaterlande das ererbte Gut durchgebracht und war darauf nach Californien gegangen, wo er in den Goldgruben so außerordentlich begünstigt wurde, daß er bald als wohlhabender Mann nach Deutschland zurückkehrte. Statt die verloren gegangenen Güter wieder anzukaufen, fing er an, den erworbenen Reichthum wieder in Berlin durchzubringen, und antwortete den Ermahnungen der Freunde damit, daß er behauptete, er brauche nur nach Californien zurückzugehen, um mit Leichtigkeit gleiche Schätze zu erwerben. Endlich war er dann auch wieder glücklich so weit gekommen, daß ihm, um leben zu können, nichts weiter übrig blieb, als sein Glück von Neuem im Goldgraben zu versuchen, und so kehrte er nach Californien zurück. Daselbst gewann er aber trotz der anstrengendsten Arbeit gar nichts und nachdem er sich lange vergebens abgemüht hatte, verwandte er seine letzte Baarschaft, um in die Goldgruben Australiens hinüberzusiedeln. Leider ging es ihm hier nicht besser und trotzdem er sein Heil in den verschiedensten Districten suchte und namentlich in Westaustralien, wo die emporblühenden Städte und Ortschaften, wie York und Freemantle, manche Gelegenheit zu Gelderwerb bieten, sich längere Zeit aufhielt, sah er sich zuletzt genöthigt, Schäfer zu werden in einer Einöde, nahe bei der kaum gegründeten kleinen Stadt York, deren Umgebung die reizendsten Parthieen bildet. Dort wurde der arme Baron nur alle Monate einmal von dem schweigsamen, wortkargen Verwalter der Schafstationen besucht. Diese Einsamkeit war ihm bisweilen völlig entsetzlich und wenn sich etwa ein Reisender in die Gegend seiner Hütte verirrte, so suchte er denselben durch Geschenke von Taback u. dgl. auf eine Woche an sich zu fesseln, damit er doch Jemand hatte, mit dem er sprechen konnte. Allein solche Besuche waren doch auch nur höchst selten und so verscheuchte er denn die entsetzliche Langeweile der Tage dadurch, daß er schlief und seine Schafe gehen ließ, wohin sie wollten. Die schlaflosen Nächte, welche auf diese so verlebten Tage folgen mußten, brachte er

damit hin, daß er die Dachsparren über seinem Kopfe zählte.

Diese arkadische Lebensweise hielt unser Baron nicht lange aus und er vermiethete sich daher in der Nähe von Bathurst als Kutscher bei einer sehr corpulenten Dame, die, wie man sich erzählte, in ihrer Jugend eine Ziege gestohlen hatte, dafür nach Australien transportirt war und jetzt über mehre Landgüter gebot, die an Reichthum des Bodens und der Einrichtung nichts zu wünschen übrig ließen. Sie gehörte indeß keineswegs zu den Galgengesichtern, denen man sonst wohl bisweilen unter dieser emporgekommenen Classe begegnet, die in der That auch so, zu sagen, vom Galgen hergekommen ist, vielmehr trug das runde, behagliche Gesicht einen Ausdruck von Freundlichkeit und Wohlwollen, der auch mich angenehm überraschte, als ich Veranlassung hatte, ihr meine Aufwartung zu machen. Aber auch diese Stellung konnte der adlige Kutscher nicht lange ertragen, da es ihn verdroß, daß er auf dem Bocke sitzen sollte, während hinter ihm die dicke Ziegenfreundin, in rauschende Seidengewänder gehüllt und mit goldenen Schmucksachen überladen, in eine Ecke der glänzenden Equipage gelehnt, ein aristokratisches Benehmen affectirte, welches den heruntergekommenen deutschen Baron nur zu bitter an seine verlorene Stellung erinnerte.

Er trat nun in den Dienst eines Mr. J., bei welchem er wöchentlich die Rationen an Lebensmitteln und sonstigen Bedürfnissen auf einem kleinen Karren nach den verschiedenen Schafstationen fahren mußte, auf denen die Schäfer seines Herrn mit ihren Heerden wohnten. Eines Tages war er bei einer dieser Touren in das kleine Städtchen Carcoar, westlich von Bathurst, gekommen und ließ sich in dem Wirthshause ein Glas Bier geben, welches ihm von einem jungen, sehr hübschen Dienstmädchen in's Gastzimmer gebracht wurde. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und fragte scherzend, ob sie ihn heirathen wolle, und als sie sogleich einwilligte, gingen sie Beide zum Geistlichen des Ortes und wurden gegen Erlegung einer Summe von 3 Pfd. Strl. 10 Sch., etwas über 23 Thlr. nach deutschem Gelde, ohne Weiteres getraut. Zum Erstaunen seines Herrn kehrte er Abends mit einer jungen Frau zurück und es folgte nun eine vierzehntägige glückliche Ehe, bis er nach Verlauf dieser Zeit einmal wieder von den Schäfern zurückkehrte, die er, wie gewöhnlich, mit Lebensmitteln versorgt hatte, und durch die Nachricht überrascht wurde, daß seine Frau mit einem anderen Arbeitsmanne davongelaufen sei. Dieser Vorfall und die dadurch veranlaßten Neckereien der übrigen Arbeiter verleideten ihm auch hier den Aufenthalt so sehr, daß er seinen Abschied nahm. — Baron v. H. hatte während seiner Glanzperiode in Deutschland stets eine besondere Vorliebe für die Genüsse einer wohlbesetzten Tafel entwickelt und unter den Kenntnissen, welche er sich angeeignet, stand im Vordergrunde eine ziemlich genaue Bekanntschaft mit der edlen Kochkunst, die er nun zu seinem ferneren Lebensunterhalte anzuwenden beschloß. Er wurde Koch bei Mr. Pechey, einem Feldmesser der Regierung, der oft viele Monate lang in den Wildnissen des australischen Busches umherzog und mit seinen Leuten in Zelten lebte. Eines Morgens, als die Gesellschaft auf den einsamen Wegen des Urwaldes weiter zog, um die Messung an einer anderen Stelle fortzusetzen, begegnete derselben ein jugendliches Paar, von denen der Mann ein Packpferd am Zügel führte und das Frauenzimmer immer rüstig neben ihm einherschritt. Kaum waren sie derselben ansichtig geworden, als Baron v. H., abwechselnd bleich und roth werdend, sein Pferd seitwärts in den Busch lenkte und erst später auf einem Umwege wieder mit der Reisegesellschaft zusammentraf, nachdem das Paar längst in der Biegung des Weges verschwunden war. Er war seiner davongelaufenen Frau begegnet, fühlte aber in demselben Augenblicke eine so rasende Leidenschaftlichkeit in sich aufsteigen, daß er selbst glaubte, der Versuchung eines Mordes nur durch die Flucht entgehen zu können. Als ich Australien verließ, war er noch immer beschäftigt, als Koch seine vortrefflichen Plumpuddings anzurichten und zugleich solche Beweise gegen seine treulose Frau einzusammeln, durch welche eine gerichtliche Scheidung von derselben möglich gemacht würde.

Man erzählte mir von einer jungen Dame, die eine vergebliche Reise nach Indien unternahm, um dort einen Herrn zu heirathen, den sie gar nicht kannte, dessen Portrait ihr aber von einer Verwandten zugeschickt war, wonach derselbe ein junger

Mann von etwa 23 Jahren, mit angenehmen Gesichtszügen sein mußte. Die Freundin, von welcher diese Unterhandlungen geführt wurden, fügte außerdem Vieles über seinen Charakter hinzu, welches eine Heirath mit einer so liebenswürdigen Persönlichkeit nur noch wünschenswerther machen konnte, und voll Hoffnung und Freudigkeit machte sich die australische Braut auf den Weg nach Indien. Bei ihrer Ankunft im Hafen der Stadt wurde sie von ihrer Verwandten und Freundin empfangen, bei welcher, als der Abend herannahte, sich eine größere Gesellschaft einfand. Unter den Gästen zog ein ältlicher Mann, der in einem Palankin hergetragen war und nur mit Hülfe eines Stockes die Treppe hinaufsteigen konnte, so sehr die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich, daß diese einen Ausruf des Mitleids und Bedauerns über die offenbare Gebrechlichkeit des Gelähmten nicht zu unterdrücken vermochte; wer beschreibt aber ihr Erstaunen und zugleich ihre Entrüstung, als die Hausfrau ihr denselben als den künftigen Gatten vorstellte, dessen jugendliches Porträt ihr zugeschickt war. Der ihr gespielte Betrug empörte sie so sehr, daß sie trotz aller Bitten und Vorstellungen schon am nächsten Morgen wieder das Haus ihrer Wirthin verließ und sich an Bord desselben Schiffes begab, mit welchem sie gekommen war, und auf demselben so lange blieb, bis die Rückreise nach Australien angetreten wurde, wohin sie in demselben zurückkehrte. Sie verließ jedoch bald darauf mit einem jungen Einwanderer Neu-Süd-Wales und folgte demselben als Gattin nach Westaustralien, woselbst er ein sehr gewinnbringendes Geschäft in der lebhaften Hafenstadt Freemantle am Schwanflusse gegründet hatte.

Zu den sittlichen Uebelständen, unter denen das Leben in der Colonie zu leiden hat, gehört auch die Straflosigkeit, mit welcher das Verbrechen der Bigamie seinem irdischen Richter zu entgehen weiß, und aus den mir bekannt gewordenen Beispielen will ich nur einige anführen, welche dazu dienen können, derartige Zustände zu erläutern.

Im Jahre 1855 kam ein Mann, Namens John Gerrie, aus Schottland nach Neu-Süd-Wales, nachdem er kurz vor seiner Abreise aus der Heimath sich mit einem jungen Mädchen verheirathet hatte. Er brachte von dem Prediger seiner Heimath ein Empfehlungsschreiben an einen schottischen Geistlichen nach Sidney mit und führte sich durch dasselbe bei diesem ein. Er gab sich indeß sogleich bei seiner Ankunft als unverheirathet aus und wußte dabei nach einiger Zeit sowohl die Neigung eines respectabeln Mädchens, Namens Jane W., zu gewinnen, als auch sich in der Achtung und Freundschaft ihrer Verwandten zu befestigen. So gelang es ihm, schon nach einem halben Jahre, eine zweite Ehe mit Jane W. einzugehen, die er indeß gar bald einer so brutalen Behandlung aussetzte, daß das Verhältniß für die junge Frau ein höchst unglückliches wurde, und diese endlich genöthigt war, ihn zu verlassen, um bei ihren Verwandten Schutz zu suchen.

Hiergegen opponirte er sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und zwang die Frau mit Hülfe der Gerichte, zu ihm zurückzukehren, bis es dann durch die Correspondenz der beiden Geistlichen an den Tag kam, daß er bereits in Schottland verheirathet sei und Weib und Kind in großer Armuth und Noth zurückgelassen habe. Die Verwandten der betrogenen Frau in Sidney machten nun beim Staatsanwalte der Colonie die Anzeige von dieser Doppelehe und reichten eine Klage nebst dem Gesuche um Trennung dieses zweiten unglücklichen Verhältnisses ein.

Die Antwort des Staatsanwalts ging aber wider alles Erwarten dahin, daß in der Colonie keine Klage gegen derartige Doppelehen angenommen werden können, es sei denn, daß sich in der Colonie selbst zwei Zeugen befänden, welche bei Schließung der ersten Ehe in Schottland gegenwärtig gewesen seien. Die Trauscheine wurden zwar von Schottland herübergesandt und außerdem wurde die ganze, zwischen den Geistlichen über diese Angelegenheit geführte Correspondenz vorgelegt, deren Echtheit, der Handschrift nach, hinlänglich bezeugt werden konnte, allein das half Alles nichts, die Klage wurde zurückgewiesen, weil sie zu keiner Verurtheilung des schuldigen Theils führen könne und die unglückliche Jane mußte zu ihrem Manne zurückkehren, der ihr als Verbrecher bekannt war.

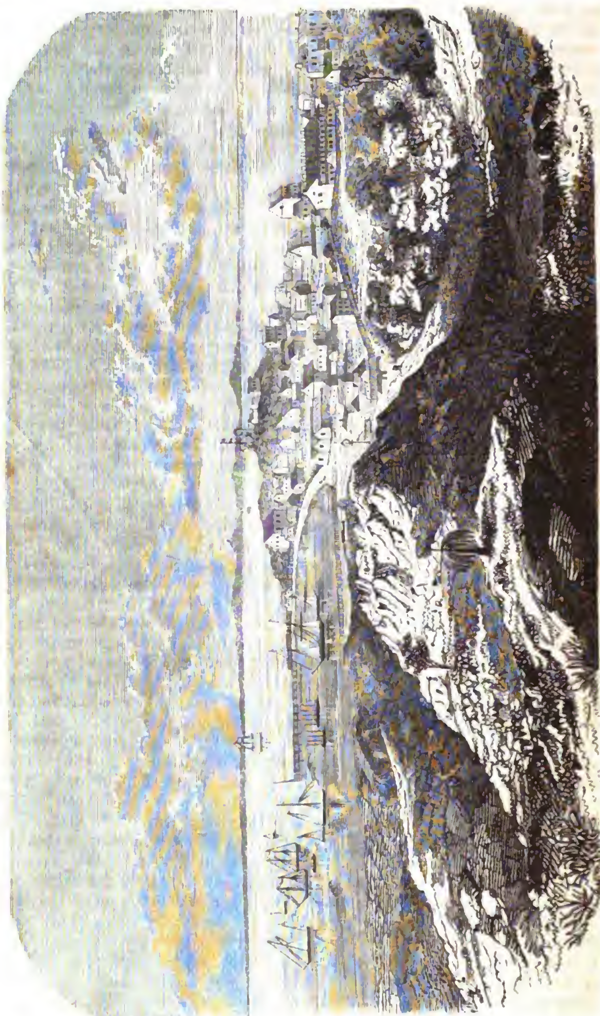
Zu einer anderen Zeit kam eine Frau mit ihrem Manne auf einem Auswandererschiffe von Europa in Sidney an, ein Paar, welches bis dahin in einer zufriedenen Ehe

gelebt hatte. Während der Seereise, nicht lange vor der Ankunft in Neu-Holland, verbreitete der Elende durch wiederholte vertrauliche Mittheilungen unter seinen Reisegefährten das Gerücht, jene sei gar nicht seine rechtmäßige Frau. Kaum war er im Hafen gelandet, als er seine bisherige Lebensgefährtin verließ, sie in Krankheit und Mangel dem größten Elende Preis gab und selbst ganz in aller Oeffentlichkeit und ohne die geringste Scheu und Heimlichkeit eine Andere heirathete. Die arme verlassene Frau eilte in ihrer Noth zum Staatsanwalte und zeigte die Documente über die gesetzlich mit ihrem Manne vollzogene Ehe vor, allein diese Scheine und sonstige Papiere konnten, wie ihr gesagt wurde, zwar wohl als moralischer, keineswegs aber als gerichtlich giltiger Beweis angesehen werden, so sehr auch die Justizbeamten persönlich von der Wahrheit der dargelegten Verhältnisse überzeugt waren. Sie selbst konnte nicht als Zeuge in ihrer eigenen Angelegenheit auftreten, die Heirathszeugnisse galten nicht, und so wäre sie, in einem fremden Lande allen Versuchungen ausgesetzt, wahrscheinlich sittlich und körperlich zu Grunde gegangen, wenn nicht einige mitleidige Seelen sich ihrer angenommen hätten.

In Sidney lebt noch jetzt der Rev. Mr. L., ein Mann, der nicht allein durch den geistlichen Stand und sein hohes Alter, sondern auch dadurch ehrwürdig ist, daß er seit vielleicht mehr als funfzig Jahren mit unermüdetem Fleiße im Parlamente in seinem Amte und als Privatmann, das moralische und materielle Wohl der Colonie gefördert hat. Als er vor etwa zwei Jahren eines Tages über die Straße ging, trat mit militärischem Anstande ein Herr auf ihn zu und fragte ihn nach seinem Namen, nahm dann eine Reitspeitsche und prügelte den alten Mann auf offener Straße vor vielen Zeugen durch, ohne daß dieser auch nur den geringsten Widerstand geleistet hätte. Der Grund dieser Züchtigung war der, daß der erwähnte Geistliche in seiner furchtlosen Weise das sittenlose Leben seines Angreifers, des Capitän M., öffentlich getadelt hatte. Es war freilich kein Name dabei genannt worden, allein der Officier fühlte sich so getroffen, daß er sich auf die erzählte Weise zu rächen beschloß.

Capitän M. war in England mit einer liebenswürdigen Frau aus angesehener Familie verheirathet, führte aber ein wüstes Leben und verschwendete nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das seiner Frau, so weit er dasselbe den Gesetzen nach in seine Hände bekommen konnte. Als ihm hierin Grenzen gesetzt wurden, verließ er sie und ging nach Australien, weil er, wie er sagte, Geld haben müsse, um so fortleben zu können, und bereit sei, für 20,000 Pfd. Strl. seine Seele dem Teufel zu verschreiben. — In Sidney lebte in früherer Zeit ein Deportirter, Namens H., mit seiner Familie, der ein enormes Vermögen angesammelt hatte, welches nach dem Tode des Vaters unter seine zahlreichen Kinder vertheilt wurde, die sehr wohl erzogen, bis auf die jüngste Tochter verheirathet waren. Diese, sowohl wegen ihrer außerordentlichen Schönheit, als auch durch den Grad ihrer geistigen Ausbildung, ihre Liebenswürdigkeit und den großen Reichthum, der ihr zu Gebote stand, berühmt, hatte bereits die Augen vieler Bewerber auf sich gezogen, doch konnte keiner derselben ihr Herz gewinnen, bis sie und ihr Vermögen die Beute des gewissenlosen Capitän M. wurden.

Eines Abends, so erzählte mir eine Dame, welche zugegen gewesen war, hatte sich die vornehme und schöne Welt von Sidney zu einem Concerte versammelt, in welchem auch Miß H. im Glanze ihrer Schönheit und Jugend in den ersten Reihen der Zuhörer sich befand, ein Bild jener jungfräulichen Reinheit und Unverdorbenheit, deren Zauber so mächtig auf die Herzen der Menschen zu wirken pflegt. Nicht weit davon stand Capitän M., eine hohe, kräftige Männergestalt, vornehm und stolz, aber mit ungetheilter Aufmerksamkeit den rauschenden Tönen hingegeben, bis er, bei eintretender Pause, sich umwandte und beim Anblicke seiner Nachbarin die unverkennbarste Ueberraschung in seinem ganzen Benehmen an den Tag legte. Als er sein dunkles Auge lange auf ihr ruhen ließ, übergoß Purpurröthe ihre Wangen und während er den ganzen Abend sie mit seinen Blicken verfolgte, gewann er schon dadurch eine solche Herrschaft über das junge Mädchen, wie man dieselbe in manchen Kreisen der Engländer mesmerischen oder sympathetischen Einflüssen zuzuschreiben gewohnt ist. Er hatte sie bald überredet, ihre Familie zu verlassen, bei ihm zu wohnen und ihm den Gebrauch ihres ganzen Vermögens zu übergeben. Seine in Eng-



Freemantle in Westaustralien.

land zurückgebliebene Frau, die ihn noch immer mit Geldsummen unterstützt hatte, machte den Versuch, ihn von dem eingeschlagenen Wege abzuziehen und scheute deshalb nicht die weite Reise nach Australien, allein ihre Bemühungen waren vergeblich und end-

lich wurde die Scheidung zwischen ihnen ausgesprochen.

Capitän M. heirathete Miß H. und nachdem der erste Rausch verflogen und er auch hier den größten Theil ihres Vermögens durchgebracht hat, leben Beide so unglücklich und elend zusammen, wie es ein Mensch auf dieser Welt nur werden kann und wie es sich von solchen Verhältnissen erwarten läßt.

Das Kleinod der Jungfrau.

Skizze aus der Pflanzenwelt.

Von Karl Russ.

Wie reich die Pflanzenwelt auch an sinnigen Beziehungen, an Uebereinstimmungen und Anklängen mit dem Frauenleben sein mag — wohl in keinem einzigen ihrer unzähligen Glieder finden wir die Bedeutung wieder, welche die Myrte für das weibliche Herz hat.

So innig verschlungen, so ganz in einander verflochten erscheint uns oft das Schicksal eines Myrtenstockes mit dem Loose eines Menschenlebens, daß wir getrost das eine mit dem andern und damit zugleich ein Stückchen unseres deutschen Volkslebens betrachten können.

Mit dem ersten jährigen Geburtstage des Mägdleins schenkt eine Pathe oder eine alte Kinderfrau im kleinen unscheinbaren Blumentöpfchen ihm ein Myrtenreis — und an dasselbe ist hinfort in den Augen der Mutter, wie aller übrigen weiblichen Angehörigen, das ganze Wohl und Wehe, die ganze Zukunft des Kindes gebunden. Darum wird das Pflänzchen gehegt und gepflegt, mit derselben Sorgfalt und Liebe, welche über der kleinen Erdbürgerin selber waltet.

Viele, viele Jahre hindurch hat das Myrtenbäumchen nun weiter keine Bedeutung, als daß es das Wohlgedeihen des Kindes versinnbildlicht. Wie jenes eine Unzahl von „Kinderkrankheiten,“ Unglücksfällen und Verderbern des Menschendaseins aller Art fast auf Schritt und Tritt bedrohen, so hat auch die Myrte von allerhand schädlichen Kerbthieren, von Ungeschicklichkeiten oder vielerlei ungünstigen Einflüssen fortwährend ihren Untergang zu erwarten. Beide gelangen indessen glücklich durch alle diese Gefahren — und je mehr sie sich entwickeln, desto deutlicher tritt ihre unbewußte und doch so unendliche Gleichartigkeit und innerste Verwandtschaft hervor.

Immer lieblicher ergrünen die Zweige der Myrte, immer holder erblühen die Wangen des Mädchens, immer herrlicher entfaltet das Bäumchen seine Krone und immer wundervoller erschließt sich die gottähnliche Schönheit des Menschenkindes. Und wie der Myrtenbaum jetzt die ersten Blüthenknospenansätze entwickelt, so beleben sich in der Brust der Jungfrau die hehrsten und süßesten Gefühle des Menschenherzens — doch die einen wie die anderen noch schlummernd und harrend des ersten erweckenden göttlichen Sonnenstrahls. Jetzt vermag die Myrte keinen Staub, keine verdorbene Luft und keinen kalten Zug zu ertragen — — — und das jungfräuliche Mädchenherz, o, ein rauher, unreiner Hauch, eine einzige garstige Berührung vermag es jetzt zu verderben, zu ertödten für immer!

Nicht lange, da runden sich dann die Zweige der Myrte zum schönsten Symbol des Frauenlebens — und nie geahnte Gefühle durchströmen die Brust der Jungfrau. Und in immer goldeneren Strahlen übergießt die Sonne das Bäumchen, in immer reicherer und wundervollerer Entfaltung erschließt sich neben den kleinen weißen Sternchen der Myrte die schönste Blüthe der Schöpfung: die Jungfrau. Darum vermag der Dichter auch nimmer die Rose von der Myrte zu trennen, jene wunderreiche Rose, von der er singt:

> Und alle Zauber zu vollenden,
> Ward ihr auf ros'ge Stirn geküßt
> Das holde, reizende Geheimniß:
> Daß sie nicht weiß, wie schön sie ist.

jene holdselige Königin der Blumen — welche das Symbol des Hehrsten und Göttlichsten des Menschenlebens ist: der glücklichen, unschuldvollen und jungfräulichen Liebe. —

Dann, über Nacht haben sich die Blüthen der Myrte völlig entfaltet — und mit ihrem wonnigen Duft ist dies beseligendste Gefühl des Erdenlebens in das Herz des Mädchens gezogen; nur kurze Zeit vergeht noch, da schallt uns der Refrain des lieblichen Brautjungfernliedes entgegen:

> Wir winden Dir den Jungfernkranz
> — — — — — — — — — —
> Schöner, grüner, schöner grüner Jungfernkranz!

und, „die hellen Kirchenglocken laden zu des Festes Glanz." Von allen ihren Bedeutungen, in denen uns die Myrte entgegen tritt, erscheint uns nun erst die hehrste und sinnigste am Altar. Hier ist der immergrüne Myrtenkranz, wie das Sinnbild der treuen, sich stets gleichbleibenden Liebe, so auch das der Tugend, Unschuld und Jungfräulichkeit.

Die Myrte folgt der jungen Frau auch in die neue Heimath, in das Haus des Gatten; und während am Geburtstage eines jeden Töchterchens wieder ein neues Myrthenpflänzchen eingesetzt wird, so dienen die Zweige des alten Stammes auch noch bei der silbernen und wohl gar bei der goldenen Hochzeit zum schmückenden Strauß in der Hand seiner Lebensgefährtin, bis sie schließlich sie auch noch als Todtenkranz zur letzten Ruhestätte begleiten.

Deshalb genießt die Myrte auch bei Arm und Reich, bei Hoch und Gering, ja, bei der gesammten Frauenwelt unseres deutschen Volkes eines hohen Ansehens und großer Liebe und Verehrung, und wie im glänzenden Palast, so finden wir auch in der ärmsten Hütte ein Myrtenbäumchen. Sie ist ein Sinnbild, das sich weder an Rang und Stand knüpft, das zu tragen vielmehr die Armuth eben so berechtigt ist als der Reichthum. Und dennoch ist der Myrtenkranz ja das höchste aller Ehrenzeichen — das werthvollste und kostbarste Kleinod der Frauenwelt. —

Bereits seit dem hohen Alterthum ist die Myrte das Symbol der keuschen Liebe und war Aphrodite, der Göttin der Liebe, geweiht. Myrha oder Myrsine, eine schöne Jungfrau, wurde von der Venus aus Eifersucht getödtet und in einen Myrtenbaum verwandelt, welcher fortan noch, außer der Göttin der Liebe, Bacchus, dem Gott des Weins, Ceres, der Göttin des Frucht- und Erntesegens, und deren Tochter, Proserpina, der Göttin der Todten geweiht wurde. Nicht bloß, wie bei uns die Braut, sondern auch der Bräutigam und die Thüren des Hochzeitshauses wurden in jenem glücklichen Alterthum mit Myrtenzweigen geschmückt. Und wie den Traualtar, so bekränzten dieselben auch die Gräber, wie die Stirn der Schnitter, so auch die Schläfe der Zecher.

Wie wir sehen, ist die Bedeutung der Myrte bei uns eine einseitige gegen damals geworden, doch jedenfalls eine höhere und würdigere.

Der Myrtenbaum ist keineswegs bei uns in Deutschland einheimisch; bereits seit Jahrhunderten eingeführt, muß er, besonders im Norden und Osten unseres Vaterlandes, in Töpfen oder anderen Gefäßen gehalten und in der rauhen Jahreszeit in die Zimmer gebracht werden, während er in West- und Süddeutschland auch im Freien gedeiht. Ursprünglich ist er in Südeuropa, in den Ländern um das Mittelmeer — der Heimath unserer meisten und schönsten Zier-, Küchen- und Gartengewächse — zu Hause, gedeiht aber auch in allen warmen Gegenden Asiens, Afrika's und Amerika's und erhebt sich im Freien zu einer Höhe von 4 bis 8 Fuß. Die Myrtenbäume bilden besonders in Italien wundervolle dunkele Haine, aus denen das feurige Roth der Granaten und das lichte Rosa der Oleander zauberhaft schön hervorschimmern und von deren Lobe die Dichter aller Zeiten ihre Lieder ertönen lassen.

Aus den kleinen weißen, röthlich glänzenden und gewürzhaft duftenden Blüthen der Myrte entstehen rothe Beeren, welche dem Bäumchen nicht minder zum reizenden Schmuck dienen. Die in den Wohnzimmern vor den Fenstern gezogenen Myrtenbäume müssen aber meistens so beschnitten werden, daß sie kaum Blüthen, geschweige denn Beeren hervorbringen. Auch die trockene oder dicke Luft der Wohnstuben im Winter sagt den Myrten gar wenig zu; zum naturgemäßen Ueberwintern bedürfen sie lichter und luftiger Räume von etwa 5 Grad Wärme und dann später zum Wohlgedeihen möglichst viel milden Sonnenschein, reine warme Luft und wenig Nässe. Vor Staub, kalter Zugluft, oder dumpfer ungelüfteter Atmosphäre sind sie möglichst zu bewahren.

Um Myrtenbäumchen zu erziehen, schneidet man die Ableger zu Ende des Monat März, pflanzt sie in kleine Töpfe, überdeckt sie mit klaren Gläsern, stellt sie recht warm und hält sie ein wenig naß. Sobald sie, etwa im Mai, sich bewurzelt haben, werden sie in größere Töpfe oder noch besser in leere Mistbeete gepflanzt, wo sie, ebenfalls noch unter Glas, stets mäßig feucht und ein wenig schattig gehalten werden. Gegen den Herbst versetzt man sie dann in die Töpfe, in denen sie vorläufig bleiben sollen und

mit denen sie in der Orangerie oder an ihren Plätzen auf dem Blumentische oder vor dem Fenster eingereiht werden. In dem letzten Viertel des Monat Mai bringt man die Myrtenbäume in's Freie an einen sonnenwarmen, vor kalten Winden geschützten Ort, begießt sie täglich regelmäßig, jedoch nicht stark und erhält mittelst Besprengen durch die Brause das Blätterwerk, sowie auch die Aeste stets rein und sauber. Bei dieser Pflege kann jedes Mädchen sich einen stattlichen Brautkranz erziehen, denn das dankbare Bäumchen rundet sich bereits im dritten Jahre zu einer prächtigen Krone und beginnt, falls es nicht zu arg unter der Schere gehalten ist, im vierten zu blühen.

Die Myrte ist ein sehr vielartiges Gewächs. Ihre Arten unterscheiden sich im Ganzen, bis auf zwei Hauptabtheilungen: die groß- und die kleinblättrige, sehr wenig von einander, dennoch sind sie bemerkenswerth genug, um mindestens die hauptsächlichsten einzeln zu betrachten.

Unsere gemeine Myrte — Myrtus communis — die eigentliche Brautkranzspenderin, hat kleine, dunkelgrünglänzende, lanzettförmige Blätter, weiße, röthliche Blüthen und ist die häufigste und zugleich dankbarste von allen, indem sie selbst im kleinsten Stübchen ganz gut gedeiht. Sie gehört nebst den folgenden zur zweiten Gruppe. Die kleinblättrige Myrte — Myrtus microphylla — hat noch ein wenig kleinere und spitzigere, sonst ebenso geformte und aussehende Blätter; eine Abart zeigt die letzteren jedoch auch weiß oder röthlich bunt gefleckt. Die dünnblättrige Myrte — Myrtus tenuifolia — mit ebenso kleinen, scharf zugespitzten Blättern, welche auf der unteren Seite seidenhaarig glänzen; sie bringt außerordentlich zahlreiche kleine und ganz weiße Blüthen hervor; abweichend von den übrigen ist sie erst spät und zwar aus Neu-Holland zu uns gekommen. Die thymianblättrige Myrte — Myrtus thymifolia — deren Blätter denen jenes bekannten Krautes gleichen, nach dem sie den Namen hat; sonst ist sie der gemeinen Myrte durchaus ähnlich. Ihnen folgen großblättrige Arten. Die belgische Myrte — Myrtus belgica — hat breite, lang zugespitzte, sehr schön dunkelgrün glänzende, unten matt hellgrüne Blätter und wechselt in einer Art ab, welche gefüllte — und bei beiden — weiße Blüthen trägt; wie die gemeine Myrte, ist sie sehr genügsam und gedeiht gut, doch wird sie zum Brautkranz nur selten benutzt. Die großblättrige Myrte — Myrtus macrophylla — deren flache, eiförmig abgerundete Blätter in einer Abart ebenfalls bunt erscheinen und deren röthliche Blüthen zuweilen auch gefüllt sich erschließen, eignet sich ebenfalls nicht recht zum Brautkranz — für den eben nur die kleinblättrigen Myrten vorbehalten sind. Noch zwei fremde, die filzige Myrte — Myrtus tomentosa — aus China und die australische Myrte — Myrtus australis oder Jambosa — verdienen unsere Aufmerksamkeit. Die erstere hat mittelgroße, unten spitzzulaufende, länglich eirunde Blätter, welche dreifach stark gerippt sind, und große, prächtig rothe, gefüllte Blumen. Aehnliche sehr schöne Blüthen zeigt die letztere, welche sich noch dazu in eßbare Früchte verwandeln.

Alle Myrten verlangen zum guten Gedeihen leichte, doch humusreiche, also am besten Holz- oder Lauberde. Dung vermeide man durchaus für sie und hat man keine andere als fette schwarze Gartenerde, so vermische man dieselbe mit etwas Sand, leichte Sanderde dagegen wieder mit Moor. Als ein treffliches Mittel, um die Myrten sowohl als andere Blumentopfgewächse zu düngen und zugleich die Würmer und andere Verderber zu vertilgen, sammele man den Kaffeesatz. Ausgetrocknet breite man ihn dann auf der Oberfläche der Töpfe ringsum die Stämme aus und man wird bald durch die Freude an dem herrlichen Gedeihen seiner Lieblinge reich belohnt werden. Auch kann man gleich beim Pflanzen der Gewächse der Topferde etwa ein Zwanzigstel ihrer Menge von getrocknetem Kaffeesatz beimischen. Will man die so sehr schädlichen Regenwürmer sicher aus den Blumentöpfen und dergleichen vertreiben, so stecke man einen dünnen Stock, einen starken Rohr- oder Fischbeinstab oder dergleichen schräge und möglichst tief in die Erde und klopfe nun eine Zeit lang recht heftig an denselben. Durch die Erschütterung beunruhigt, kommen die Regenwürmer bald schleunigst an die Oberfläche und können dann leicht abgesammelt werden.

Ungeachtet einer solchen sorgsamen Pflege, werden die Myrtenbäume oft dennoch durch

ihr krankhaftes Aussehen zur Quelle von Bekümmernissen der um ihren Brautkranz besorgten Mädchenwelt. Es bilden sich an ihren Stämmen und Blattrippen kleine und größere pockenartige, fast eirunde Erhöhungen, welche zerdrückt einen zähen Saft enthalten. Auch auf den Rosen, dem Epheu, Oleander, Weinstock und vielen anderen Gewächsen finden sich ähnliche Gebilde. Dieselben sind nun aber weiter nichts, als die Nester von scheußlichen Schildläusen, welche sich an die Rinde der Pflanzen fest saugen und sie ihrer besten Säfte berauben, wodurch dieselben natürlich kränkeln oder wohl gar absterben. Die Thierchen setzen sich an einer Stelle fest und bleiben dort unbeweglich bis sie sterben. Unter dem zum Schild und Dach dienenden Körper der Mutter entwickeln sich dann aus den Eiern die Jungen, verweilen noch einige Zeit unter der gleichsam brütenden Alten, kommen dann endlich hervorgekrochen und saugen sich bald an verschiedenen Stellen ebenfalls fest. Bei einiger Sorglosigkeit und lässigen Pflege sind zuweilen in kurzer Zeit die ganzen Bäumchen mit diesen Plagegeistern übersät.

Da gilt's nun, nachdem das Uebel erkannt ist, dasselbe abzuwenden und auszurotten. Für diesen Zweck werden die Myrten-, Epheu-, Rosen- u. s. w. Stämme zunächst mittelst weichen Löschpapiers und verschlagenen Wassers sorgsam abgewaschen, dann sorgfältig untersucht, alle jene Schildlauspocken mit dem Fingernagel eingedrückt, behutsam ausgeschnitten und die bereits leeren abgeriebenen, sowie die Wunden mit Baumwachs verklebt. Diese sorgfältige Untersuchung und Behandlung wiederhole man alle acht Tage. Auch kann man gleich anfangs die Stämme, aber nur einmal, von oben bis unten mittelst eines Pinselchens mit Benzin bestreichen, welches jene Thiere sogleich tödtet, bei öfterer Anwendung aber auch den Gewächsen schädlich sein würde. Am anderen Tage wasche man, um alle schädlichen Folgen zu vermeiden, auch nach dem einmaligen Gebrauch des Benzins die Stämme mit Wasser sorgsam ab.

So möge denn allüberall im ganzen deutschen Vaterlande die liebliche Myrte, das sinnige Symbol der keuschen reinen Liebe und Jungfräulichkeit gedeihen, grünen und blühen! Und, wie im Scherben oder im goldgeränderten Porcellantopf, die Jungfrau in gleicher Weise zärtlich und besorgt über ihrem Kleinod wacht und dasselbe zu bewahren sucht vor jeglichen Unfällen und Gefahren — so möge auch ein gütiges Schicksal über den zarten Mädchen- und Frauenherzen walten und ihnen in den Stürmen des Lebens, in den Gefahren der Noth und Leidenschaften stets das erhalten, was allein ein wahres ungetrübtes Lebensglück bedingt und was ebenfalls unsere Myrte versinnbildlicht: Herzensreinheit, Seelenadel, jungfräuliche Sittsamkeit bis in das höchste Lebensalter!

Ueber die Heimath des Weinstocks.

Von Friedrich Mohr.

Der Weinstock entzieht sich überall der Nachforschung nach seinem Ursprunge, denn wo wir ihn finden, ist er schon in der Hand des Menschen von einem Orte nach einem andern verschleppt und in seiner Natur verändert. Der Cyklope hat den „großtraubigen" Weinstock, und die Kundschafter in Canaan mußten schon die Trauben auf Stecken über der Schulter tragen. Aber wo die eigentliche Heimath der Rebe sei, wußte man in alter und neuer Zeit nicht. Die Verbreitung der biblischen Geschichte veranlaßte die Ansicht, daß der Weinstock aus dem Oriente, aus „dem gelobten Lande" abstamme, und daß er dann später durch Menschen über die Erde verbreitet worden sei; daß er sich hier an einzelnen Orten aus der Pflege des Menschen herausgezogen habe und verwildert sei, so daß die wilden Weinreben, welche an vielen Stellen gefunden werden, von den durch den Menschen gezogenen veredelten abstammen sollen. Diese Ansicht ist noch in der interessanten Schrift Ferdinand Cohn's „Ueber den Weinstock und den Wein" (1859) niedergelegt. Es heißt dort: „Wir finden verwilderte Weinreben bereits in den deutschen Wäldern im Rheinthal bei Speier und Straßburg, in besonderer Ueppigkeit im Donauthal bei Wien und abwärts bis hinein nach Ungarn, Serbien und der Walachai. Reissek schildert uns die Vegetation dieser wilden Rebstöcke in den feuchten Wäldern der Donauinseln, wie sie in Grup-

von dem Dickicht entsteigen und mit starkem Arme sich in die höchsten Waldkronen aufschwingen, bald umfangreiche Lauben von Stamm zu Stamm wölben, bald über Gesträuch und geschlossene Hecken wandartig abfallend in weitläufigen Zeilen sich aufbauen." Als Erklärung dieser Erscheinung wird angeführt, daß Vögel, die sich von den Beeren nährten, die Samen in die Wälder getragen hätten, daß sie dort gekeimt hatten und zu jungen Reben erwachsen wären, die erst schwächlich und schüchtern, wie Winde und Hopfen, sich den Zweigen des Gebüsches angeschmiegt hätten, bis sie mit Jahren erstarkt wären und sich zu den Gipfeln erhoben hätten. Wo der Boden ungünstig, das Klima nicht warm genug, da verliere die verwilderte Rebe bald die Errungenschaften der Cultur; die Trauben seien schwarz, klein, sauer; unter günstigerm Himmel jedoch brächten die Reben eben so süße Früchte, wie die im Weinberg aufgezogenen. Diese Ansichten könnten richtig sein, wenn sie mit den Beobachtungen übereinstimmten. Es war jedoch schon das eigentliche Sachverhältniß in einer ganz entgegengesetzten Richtung mehrere Jahre vorher (1857) ermittelt und mit den unwidersprechlichsten Beweisen unterstützt worden. Der Grund der irrigen Ansicht lag darin, daß man die wilden Reben nicht untersucht hatte. Die Botaniker nahmen die Sache leicht. Sie stellten die Species Vitis vinifera auf, ohne dieselbe jemals gesehen zu haben, und hatten dabei nur ein unbestimmtes Bild, worunter sie alle gekannten Reben zusammenfaßten. Die wilden Reben wurden von den Botanikern kaum einer Beachtung werth gehalten, und Gmelin hat sie zuerst in seine Flora badensis als vitis silvestris aufgenommen; es wurde von allen Spätern einfach nachgeschrieben, und von Reichenbach selbst die Vitis labrusca, die aus Amerika eingeführt ist, als eine in Deutschland einheimische Art genommen. Die erste und auch bis jetzt einzige Beleuchtung dieses Gegenstandes stammt von Bronner ab, der im Laufe seiner erfolgreichen önologischen Thätigkeit auch diesen Gegenstand mit der ihm eigenen Schärfe behandelt hat. Diese Untersuchung bildet sozusagen den Schlußstein von Bronner's Arbeiten, und es lohnt wohl der Mühe, den Fleiß und den Erfolg dieses Mannes etwas genauer zu betrachten, um die Stelle richtig aufzufassen, welche diese letzte Arbeit in seinen Leistungen hat. Es ist dies um so passender, als wir nicht einem Verstorbenen ein Monument zu setzen haben, sondern einem noch Lebenden die Anerkennung schenken, die er in vollem Maße verdient.

Johann Philipp Bronner wurde am 12. Februar 1792 zu Neckargemünd geboren, und war einziger Sohn des dortigen Apothekers Bronner. Er widmete sich der Pharmacie mit jenem schönen Antheil naturwissenschaftlicher Ausschmückung, die so viele Naturforscher aus diesem Stande hervorgehen ließ. Botanik und Mineralogie trieb er mit Liebe als zum Hauptfach der Pharmacie gehörig.

Dem Weinbau noch ganz fremd, kaufte er im Jahre 1820 ein Stück öden Feldes von einem halben Morgen und legte dies zu einem Weinberg an. Immer im Geiste mit dem Gegenstande beschäftigt, legte er selbst Hand an, und führte das Schnittmesser selbst zehn Jahre lang. Von diesem Zeitpunkte beginnt bei ihm ein neuer Zeitabschnitt für die Weincultur; die alte Empirie wurde verbannt, und der Weinbau auf Grundsätze gestützt, womit er die Morgenröthe einer neuen önologischen Volksbildung heraufführte. Um diese Zeit erfand er den jetzt so viel bekannten Bockschnitt, und den halben Bockschnitt oder Bronnerschnitt, wodurch bei leichterer Mühe und weniger Kosten ein besserer Wein erzielt wurde. Bald beginnen nun seine Publicationen, in denen er in natürlicher freier Sprache seine Erfahrungen und Ansichten zur Belehrung mittheilt. Der Stil ist leicht, gefällig, zuweilen sogar nachlässig, aber immer auf die Sache gerichtet, voll Wohlwollen und Freundlichkeit. Sein großes Werk, „der Weinbau in Süddeutschland" umfaßt in fortlaufender Erzählung alles Bemerkenswerthe, was er in jenen Gegenden wahrgenommen hat, untermischt mit seinen Rathschlägen, Ansichten, seinem Tadel und Vorwürfen. Ausgedehnte Reisen, nicht nur durch ganz Deutschland, in die Champagne, Burgund, Medoc, Montpellier, Roussillon, Italien, Tirol, Steiermark, Oesterreich, Ungarn geben ihm die reichste Anschauung, und bei der großen Summe von Kenntnissen, die er bereits mitbrachte, entging ihm nichts Merkwürdiges. Sein Werk ist eine Fundgrube des Nützli-

chen und Wahren für jeden Weinbauer. Kein Reisender hat so viele Weingegenden besucht, und keiner mit solchen Vorkenntnissen. Da er schon zu Hause eine Rebschule angelegt und geführt hatte, so waren ihm die Rebensorten aus Anschauung und Handhabung bekannt, und seine Beobachtungen in andern Ländern haben grade wegen dieser vollen Anschauung einen besondern Werth.

Bronner ist ein Mann von ungemein scharfem Verstande und strenger Logik und war in der Agriculturchemie seinem Volke um vier Jahre vorausgeeilt, als er von Liebig eingeholt und überflügelt wurde. Er hat zuerst der damals noch herrschenden Humustheorie die Fehde angekündigt. Er erklärt sich als ihren Gegner*) und gibt nur zu, daß der Humus mittelbar zur Ernährung der Pflanzen beitrage; daß aber der Haupteffect immer in den mineralischen Salzen und der successiven Bildung salpetersaurer Erden beruhe. Er wendet zuerst das Wort „mineralische Düngung" (Seite 75) an, welches ein Jahrzehent später einen solchen Lärm in der Welt machen sollte. Er schreibt die Unwirksamkeit der Torfasche dem Mangel an auflöslichen Kalisalzen zu, und erklärt die Fruchtbarkeit der aus Felsen gebildeten Weinberge in Nierstein (S. 72) durch ihren Gehalt an Mineralstoffen ohne allen Humus. Er schreibt der Kohlensäure als solcher die Eigenschaft zu, von der Pflanze angeeignet zu werden, und nicht dem Humus; ganz genau so, wie wenige Jahre später mit dem größten Widerspruche aber vollständigem Siege Liebig behauptete. Diese Stelle ist so merkwürdig, daß ich sie wörtlich wiedergeben muß. Seite 76 heißt es: „Die Kohlensäure wird in den verschiedenen Organismen wieder zersetzt, woraus sich dann neue Körper bilden, die durch die aus der Erde zugeführten erdigen und kalischen Salze ihre eigenen Formen und Beschaffenheiten erhalten." Den Begriff von Ausbeutung, Erschöpfung stellt er zuerst ganz in dem Sinne der heutigen Wissenschaft als den Verlust der Mineralbestandtheile auf, und die Wirkung der Ruhe oder Brache als die Bereitmachung neuer mineralischer Bestandtheile, welche aber bei öfterer Wiederholung deswegen auch nicht mehr eintrete. Bronner's Ansicht von der Brache steht weit über jener der größten Ackerbaulehrer Schwerz, Thaer und anderer, Liebig ausgenommen, welche die Wiederkehr der Fruchtbarkeit fast der Zeit allein zuschreiben. Eben so kannte Bronner zuerst, und 14 Jahre früher als Thomson und Huxtable, die Eigenschaft der Ackererde, Mistjauche zu entfärben und Ammoniak sowie Mineralsalze in sich aufzunehmen, und wendete diese Ansicht und Erfahrung auf die Düngung mit unlöslichen Düngestoffen an, wozu die Liebig'sche Agriculturchemie erst in der zweiten Periode ihrer Entwicklung überging. Es gibt keinen schlagenderen Beweis, daß Liebig Bronner's Arbeiten nicht kannte, als daß er erst durch die Arbeiten von Thomson und Huxtable auf diese merkwürdige Eigenschaft der Dammerde hingeleitet wurde, welche zu dem jetzigen Abschlusse seiner Lehre führten. Seine Arbeiten über denselben Gegenstand sind aus 1858, also 22 Jahre nach Bronner's erster Mittheilung der Thatsache. Fragen wir uns nun, wie es kam, daß die 40 Millionen Denker, die man Deutsche nennt, so etwas unbemerkt an sich vorübergehen ließen, so daß, wenn nicht Liebig vier Jahre später denselben Weg mit noch stärkerem Rüstzeug beschritten hätte, diese Wahrheiten, obgleich gedruckt, noch lange eben so unbekannt hätten bleiben können, wie eine verlorene Decade des Livius, so ist der Grund kein anderer, als daß der Boden noch nicht zum Keimen dieser Ideen vorbereitet war; diese Begriffe, die uns jetzt allen so geläufig sind, gingen in dem Dornicht der Humustheorie gar nicht auf. Erst Liebig baute das Feld so, daß diese neuen Ansichten Wurzel schlagen konnten. Bronner's Minerva war ein neugeborenes zartes Kind; Liebig bewehrte sie erst mit Aegis, Speer und Helm. Seit dieser Ausrüstung kann sie jeden Angriff selbst abschlagen.

Ein anderer äußerer Grund, daß Bronner's Ansichten unbekannt blieben, lag in dem Umstande, daß sie an einer Stelle standen, wo sie Niemand suchte. In einer Zeitschrift für praktischen Weinbau stehen sie in dem Artikel Elfeld ohne alle andere Ueberschrift, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie mit demselben Rechte unter Rüdesheim oder Johannisberg hätten untergebracht werden können. Wissenschaftliche Leser suchten sie dort nicht, gewöhnliche Leser fanden die Bedeutung nicht, und

*) Rheinischer Weinbau 3. Heft S. 69 (1836).

ich bekenne mich als höchlich überrascht, als ich die Entdeckung dieser Entdeckungen machte, die 27 Jahre gedruckt unbekannt geblieben waren. Nach diesem Mitgetheilten wird der geneigte Leser ein höheres Interesse an Bronner's Entdeckungen über die Heimath des Weinstocks gewonnen haben, da ihm die Person nun bekannter geworden ist. Bei den vielen Reisen in die bedeutendsten weinerzeugenden Gegenden hatte er schon lange einen Verdacht gegen die gemeinschaftliche Abstammung der Reben aus dem Morgenlande gefaßt; und diesen durch vermehrte Beobachtung immer mehr gekräftigt. Es kam nun darauf an, den Gegenstand genauer zu untersuchen, und dazu zeigte sich die seinem Wohnort Wiesloch nahe Rheingegend zwischen Mannheim und Rastadt besonders günstig, wo diese Schlingpflanze, der verwilderte Weinstock, zu Tausenden wuchs. Allein die Erforschung der Eigenschaften dieser Waldbewohner stellte sich bald als viel schwieriger heraus, als sie anfangs schien. Es ist nämlich keine leichte Sache, in dem Frühjahre aus den vielen Tausenden die verschiedenen Blüthenstände und mannichfaltigen Blattformen aufzufinden und aufzuschreiben, dann diese Stellen zu bezeichnen und im Spätjahr bei der Traubenreife wieder aufzufinden. Solche Beobachtungen erforderten lange Zeit. Zuletzt aber wurden seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und es gelang ihm, Eigenschaften in ihnen aufzufinden, die bis dahin noch von Niemanden aufgefaßt worden waren. Es ist in der That auffallend, daß die Botaniker, die doch so bereit sind mit Unterabtheilungen und neuen Namen, diesen Gegenstand ganz übersehen hatten, wo so viele Veranlassung sichtbar vorlag. Die vorgefaßte Meinung schloß ihnen die Augen zu.

Nachdem die verschiedenen Arten dieser Pflanze erkannt, aufgesucht und gehörig bezeichnet waren, nahm er von jeder Sorte Schnittlinge und pflanzte sie in seinen Garten. Es waren im ganzen 36 verschiedene Arten eingelegt worden. In dem günstigen Weinjahre 1842 hatte er die Freude, sie meistens mit vollkommen ausgebildeten Früchten und in möglicher Reife zu sehen, und fand dabei, daß sie ihren ursprünglichen Charakter durch die Cultur nicht abgelegt oder geändert hatten. Um die Erscheinungen zu fesseln, nahm er einen Maler an, der die Früchte genau nach der Natur in Form und Größe malte. Schon während der Blüthezeit nahm er von jeder Sorte einen Zweig mit Blüthen, Blättern und Endspitzen, und drückte sie noch im grünen Zustande als Naturdruck auf einen Realbogen ab, wodurch nicht nur von dem Ganzen die richtigen Conturen, sondern sogar jeder Nerv und jede Rippe der Blätter, die Form der Gabeln, Blattstiele, Knoten auf das Genaueste wiedergegeben wurden; dann wurden die Blätter, Spitzen, Zweige und Gabeln genau nach der Natur colorirt, und so zugleich mit den Früchten das naturgetreueste Bild der ganzen Rebe festgehalten. Es entstand dadurch eine Sammlung naturgroßer und naturgetreuer Bilder, welche ein Unicum ist, und für die Naturgeschichte der Rebe einen unschätzbaren Werth hat. Ich habe dieselbe genau durchgesehen, und mir die Ueberzeugung verschafft, daß die gezeichneten Pflanzen ihrem ganzen Habitus nach wirkliche Weintrauben sind. Diese Eigenthümlichkeiten liegen in dem besondern Baue der Weinrebe. Der Zweig hat von Stelle zu Stelle Anschwellungen, an welchen die Organe hervorbrechen, die Knoten. Auf der einen Seite steht ein Blatt, in dem Blattwinkel tritt ein Zweig und ein Auge auf; dem Blatte gegenüber steht eine Ranke oder eine Traube. An je zwei folgenden Knoten stehen Blatt und Ranke auf entgegengesetzten Seiten. Jeder dritte Knoten ist frei von Ranke oder Traube. Dieser letzte Umstand ist entscheidend. Da die Abbildungen wirkliche Abdrücke von der Natur waren, so konnte man die Stellen genau unterscheiden, wo eine Ranke oder Traube saß, oder welche davon frei war, und da stellte sich regelmäßig das Gesetz ein, daß wenn zwei aufeinander folgende Knoten Ranken hatten, der dritte davon frei war. Es gibt keine andere Pflanze in der ganzen Natur, welche diesen eigenthümlichen Bau hat, und in dieser Beziehung stimmten die wilden Reben des Rheinlandes ganz genau mit allen cultivirten Arten des Weinstockes überein. Ehe wir auf die gefundenen Artenunterschiede der wilden Rebe eingehen, müssen wir die eigenthümliche Entwicklung der Blüthe etwas genauer betrachten. Alle zahmen und tragbaren Weinstockarten haben zweigeschlechtige Blumen; fünf Staubfäden sitzen in der Runde um den Fruchtknoten,

der oben die weibliche Narbe trägt. In der noch nicht entwickelten Blüthe sind diese Theile mit einer grünen, fünfspaltigen Kappe umhüllt. Während bei allen andern Blumen, welche eine Blumenkrone haben, die Blätter der Blumenkrone an der Spitze sich öffnen, dann zurückschlagen und mit ihrer Basis angewachsen bleiben, sind die fünf Theile der Traubenblumenkrone an der Spitze immer vereinigt, und lösen sich an der Basis ab, indem sie von den von innen drückenden Staubfäden gehoben werden. Wenn sie gänzlich von ihrer Befestigung losgetrennt sind, so fallen die Blumenkronen ab, und die blühende Traube zeigt nur noch die Staubfäden und den Fruchtknoten. Das Abfallen der Blumenkrone ist also bei der Traube der Anfang, bei allen andern Blumen das Ende der Blüthe. In Fig. 1 sehen wir die noch mit der Mütze geschlossene Blüthe; in Fig. 2 die bereits gelüftete Mütze und die darunter noch gespannten und gebogenen Staubfäden; und in Fig. 3 sehen wir die geöffnete Blüthe mit gestreck-

Fig. 1.



Fig. 2.



Fig. 3.



Blüthentheile der Zwitterblüthe.

ten Staubfäden, und die künftige Beere schon in der Mitte sitzend.

Die verschiedenen Traubensorten unterscheiden sich durch die Länge der Staubfäden, durch die Gestalt der Mütze, aber alle haben in ganz gleicher Weise dieselbe Art des Verblühens. Nachdem der Pollenstaub die Narbe des Griffels befruchtet hat, fallen die Staubfäden ab, und der Fruchtknoten schwillt zur Beere an. Hat aber durch ungünstige Witterung die Befruchtung nicht stattgefunden, so bleiben die Fruchtknoten klein und hart und erreichen oft nur die Größe eines Stecknadelkopfes. Man findet an reifen Trauben häufig einige zurückgebliebene Beeren dieser Art. Während die zahmen und cultivirten Trauben alle Zwitterblüthen haben, die eine vollständige Befruchtung bewirken können, zeigte sich bei den wilden Reben ein sehr großer Unterschied. Es fanden sich nämlich

1) Reben mit nur männlichen Blüthen. Diese haben die fünf Staubfäden, aber es fehlt die befruchtungsfähige Narbe, deren Stelle ein gelbes Honiggefäß, Nectarium, einnimmt, woran die Staubfäden sitzen. Der Rebstock bringt eine überschwängliche Menge von Blüthensträußen hervor, die mehrere Zoll Länge haben und mit ihren langen gelben Staubfäden und aufsitzendem Staubbeutel einer Glasbürste ähnlich sehen und dabei den sehr angenehmen Geruch verbreiten, der von der Traubenblüthe bekannt ist. Auch in der Blattform haben diese Rebstöcke eine Verschiedenheit. Diese Reben sind natürlich ganz unfruchtbar.

2) Reben mit befruchtungsfähiger Narbe, aber mit unfruchtbaren Staubfäden. Diese machen bei Weitem die größte Menge der rheinischen Waldreben aus. Die Staubfäden sitzen ebenfalls unter der Kappe, sobald sie sich aber davon befreien, beugen sie sich rückwärts unter den Fruchtknoten.

Fig. 4.



Fig. 5.



Blüthentheile mit unfruchtbaren Staubfäden.

Fig. 4 zeigt eine Blüthe mit noch aufsitzender Kappe, aus der sich erst ein Staubfaden losgemacht hat, die andern vier sitzen noch unter dem Käppchen.

Fig. 5 zeigt eine vollblühende Knospe mit abgefallener Kappe und sämmtlichen Staubfäden unter den Fruchtknoten abgebogen. Wenn man aus einiger Entfernung eine blühende Blüthentraube ansieht, so glaubt man, die Blüthen seien noch unentwickelte Gescheine mit aufsitzender Kappe, weil die Staubfäden sich durch ihre Stellung dem Blick entziehen und die grünen Fruchtknoten wie noch geschlossene Knospen aussehen. Untersucht man die Sache genauer, so findet man die trocken erscheinenden Staubbeutel unter dem Fruchtknoten versteckt, gleichsam als schämten sie sich ihrer Impotenz, wie Bronner sagt. Die Staubfäden sind nicht saftig, sondern dürr, und die Staubbeutel trocken, und es liegt die Vermuthung nahe, daß die männlichen Befruchtungsorgane verkümmert und unwirksam sind. Gleichwohl tragen diese Blüthen Früchte, und die Befruchtung kann nur von den männlichen Blüthen der ersten oder dritten Abtheilung ausgeführt werden.

Eine vollständige Isolirung einer solchen Blüthe hat noch nicht stattgefunden, so daß

es noch einigermaßen zweifelhaft erscheint, ob die zweihäusige Befruchtung absolut nothwendig ist. Das verkümmerte trockene Ansehen der männlichen Blüthen macht es jedoch mehr als wahrscheinlich, daß der Sachverhalt so sei, wie er angenommen wurde. Auch sind die Blüthensträußchen immer weit kleiner, als die der fruchtbaren Zwitter.

3) Fruchtbare Zwitterblumen. Diese lassen sich von unsern zahmen Trauben gar nicht unterscheiden, wenn man sie in der Blüthe sieht. Sie haben dieselben Blüthensträuße, dieselbe Größe, manche haben ganz ähnliche Blattformen, aber in den Früchten unterscheiden sie sich wesentlich. **Nicht eine einzige Frucht hat Aehnlichkeit mit den zahmen Trauben.**

Dies ist nun der natürliche Befund der Sache. Unter den wilden Reben des Rheinlandes befinden sich eine sehr große Anzahl von Arten, und darunter solche, die nur männliche Blüthen, andere, die nur fruchtbare weibliche Blüthentheile, endlich andere, die beide Blüthentheile in derselben Weise wie zahme Trauben besitzen. Es ist ganz natürlich, daß auch diese Pflanzen in einer beständigen Artveränderung begriffen sind, die theils durch die äußeren Verhältnisse, theils auch durch zufällige Befruchtungen verschiedener Arten entstehen. Alle diese wilden Reben wachsen nur im Marschlande, an Stellen, wo Weinbau niemals getrieben wurde und auch nicht getrieben werden kann. Sie ragen mit ihren Wurzeln fast in das Grundwasser des Rheines und Bronner mußte mehrere Sorten mit Kähnen zu erreichen suchen. Zu einer naturbeschreibenden Anordnung der wilden Reben nahm er verschiedene Kennzeichen an, und ordnete sie je nachdem sie kurze oder lange Staubfäden, runde oder längliche Beeren zeigten und nach der Farbe der Beeren. Die Aufstellung ist folgende:

I. Classe.

Mit kurzen Staubfäden.

1. Ordnung. Mit runden Beeren.

Mit rothblauen Beeren:

Berberina villosa — Tyrtamia revoluta.

Mit schwarzblauen Beeren:

Arminia conferta — Arminia silvatica — Arminia obtusa.

2. Ordnung. Mit länglichen Beeren.

Mit grünen Beeren:

Maerklinia viridis.

Mit schwarzblauen Beeren:

Palatina dichotoma — Palatina oblonga — Palatina septemloba — Palatina Visilocensis — Palatina silvestris — Palatina tiliaefolia — Palatina sinuata — Palatina macrocarpa — Palatina dissecta — Dionysia isidorophylla.

II. Classe.

Mit langen Staubfäden.

1. Ordnung. Mit runden Beeren.

Mit grünen Beeren:

Zaehringia nobilis.

Mit rothblauen Beeren:

Sickleria brevicirrhata — Elisabetha rubicunda — Berberina venusta.

Mit schwarzblauen Beeren:

Heddaea mitissima — Schamsia ligustrica — Noachia macrophylla — Ludovica cylindrica — Gokia crescentifolia — Thalesia rubrivenia — Dioscoridia grata.

2. Ordnung. Mit länglichen Beeren.

Mit grünen Beeren:

Leonhardia viridis.

Mit schwarzblauen Beeren:

Hlubeckia fertilis.

Von der Beschreibung der einzelnen können wir passend absehen und nur von einigen Mittheilungen machen. Unter den Früchten sind solche, die hart, sauer, ungenießbar bleiben, andere werden süß, süßsauer, aromatisch duftend, ganz genießbar.

Die Beeren sind meistens blauduftig mit dem bekannten Reif der Beerenfrüchte, welcher in einer feinen Ausschwitzung von Pflanzenwachs besteht, die geringere Zahl grün. Am stärksten verbreitet ist die Arminia silvatica, mit dreilappigen Blättern, kurzen Staubfäden. Die Beeren sind schwarzblauduftig, klein, hart, fleischig, ungenießbar.

Die Zæhringia nobilis mit langen Staubfäden hat 3 bis 4 Zoll lange Trauben, dicht gedrungen, Beeren rund von der Größe der Rieslingbeere, gelbgrün, bei voller Reife gelb; der Geschmack ist köstlich süß mit Geruch nach Orangenblüthe. Diese Traube kann füglich dem Muscatgutedel an die Seite gesetzt werden.

Die Elisabetha rubicunda mit fast rundem Blatte, mit großen Blüthenbüscheln, Traube 4 bis 5 Zoll groß, ästig, sehr schön, Beeren mittelmäßig groß, rund, rothblau, Geschmack süß. Es ist eine prachtvolle Traube, welche die Eigenschaften des

Königsgutedels besitzt, in dem sich die Beeren frühzeitig gleich roth färben.

Berberina venusta, eine wunderschöne, 5 Zoll große Traube, Beere rund, rothblau, von saurem Geschmack, so daß selbst die Vögel die Beeren im Winter nicht fressen.

Heddaea mitissima, eine prachtvolle schwarze Traube mit großen runden Beeren, schwarzblau, ähnlich der Burgundertraube, ist aber doch keine.

Schamsia ligustrica, mit schwarzblauen felderbsengroßen Beeren. Die Frucht gleicht einer Ligustertraube. Geschmack säuerlich.

Ludovica cylindrica ist die größte aller wilden Trauben, 6 bis 8 Zoll lang, schön walzenförmig, gedrungen, Beere rund, groß, blauduftig, sehr süß. Diese Traube würde sich leicht zur Cultur verwenden lassen.

Die Leonhardia viridis hat 5 lappige Blätter, 4 bis 6 Zoll lange Trauben, mit stark länglichen Beeren, von grüner Farbe mit grauem Duft, Geschmack sehr angenehm mit wenig Säure; der Rebstock hat einen starken Wuchs und kann mit keiner zahmen Rebe verwechselt werden.

Was soll man nun zu diesem wunderbaren Befund sagen? Ist es nicht merkwürdig, daß diese Thatsachen so lange unbekannt blieben, dicht an der Wiege der mitteleuropäischen Cultur, dicht an dem Sitze der Nibelungen? Noch heutzutage wuchern die wilden Reben in den Marschländern des Rheines und die Landbewohner nehmen in guten Obstjahren ganze Wagen voll der zähen Reben aus dem Dickicht, um die Aeste ihrer Obstbäume aufzubinden.

Der erste Gedanke, der sich von selbst darbietet, ist kein anderer, als daß die wilden Reben des Rheinlandes einheimische Pflanzen sind, die dem Menschen nichts verdanken. Daß diese Reben nicht verwildert sein können, geht aus der genauen Beschreibung derselben zur Genüge hervor.

Eine verwilderte Rebe würde nur eine einzige Species geben, aber nicht 36 oder 50 Species, die sich so unterscheiden wie eine Rose von einem Schlehdorn. Kein Fall ist bekannt, daß eine Pflanze durch Verwilderung ihre geschlechtigen Organe verloren habe.

Die Reben mit nur männlichen oder nur weiblichen Blüthen sind urwüchsige Naturerzeugnisse; sie können sich vielleicht durch günstige äußere Verhältnisse zur Zweigeschlechtigkeit erheben, aber sie sind nicht aus zweigeschlechtigen Pflanzen entstanden. Zudem ist der Standort so verschieden. Die zahmen Reben gedeihen auch auf trockenen Lagen, die wilden aber gut nur im Marschlande. An vielen Stellen sind die Wohnplätze der wilden Reben meilenweit von cultivirten Reben entfernt. Wenn nun die Uebertragung durch Vögel hätte geschehen sollen, so müßte doch ein ähnliches Aufkeimen der Traubenkerne auch anders beobachtet worden sein. Trotz der vielen Traubenkerne, welche von Straßburg bis nach Bonn am Rhein jährlich verloren gehen, sieht man selten eine Rebe aus einem Kerne entstehen. Man vermengt die ausgepreßten Trauben mit Erde und gibt sie als Dünger unter den günstigsten Verhältnissen in den Weinberg zurück, und dennoch keimen nirgendwo Reben auf. Alle, welche mit der Erziehung neuer Traubensorten aus Kernen sich beschäftigt haben, wissen, daß die Traubenkerne nur unter den günstigsten Bedingungen aufgehen. Für die Kerne zahmer Trauben sind aber die günstigen Bedingungen nicht das Marschland, sondern das warme Mistbeet. Man könnte fast glauben, als wenn die Natur bei der Rebe auf die Fortpflanzung durch den Kern ganz verzichtet habe, so wie sie bei den einjährigen Pflanzen auf die Fortpflanzung durch die Wurzel verzichtet. Die rankende Rebe berührt irgendwo den Boden, senkt Wurzeln hinein, und die Fortpflanzung ist geschehen.

Die Ansicht, daß die wilden Reben durch Vögel an ihre Stelle gekommen seien, ist demnach ganz unhaltbar.

Eben so unbegründet erscheint es, sie als Reste früherer, römischer Cultur anzusehen. Aus dem Zurückbleiben einzelner Reben könnten durch Verwilderung nur einige Species entstehen, aber nicht so viele und untereinander so verschiedene, in denen alle Blattformen vom runden Lindenblatt bis zum siebengetheilten Blatte vorkommen. Diese Mannigfaltigkeit der Formen beweist das Ureigenthümliche der Pflanze.

Die Botaniker von Profession könnten leicht an der Aufstellung Bronner's einen Anstoß nehmen, als wenn damit die Verschiedenheit der genera und species angedeutet wäre.

Das ist entfernt nicht der Sinn. Das genus ist nur eines, Vitis, Weinstock, und

die einzelnen Namen stellen nur Species vor. Uebrigens bildet das genus Vitis eine so eigenthümliche Art von Pflanzen, daß es fast allein eine natürliche Familie, die der Ampelideen, ausmacht. Nach allen Kennzeichen bilden alle wilden Reben auf der ganzen Erde nur das eine genus Vitis und dürften dann leicht über 1000 Species abgeben, wenn man in gleicher Art, wie Bronner es mit den deutschen Reben gethan hat, mit jenen der andern Länder verfahren würde. Die Herren von Weinstock sind ein hocharistokratisches Geschlecht, bei dem nur das Recht der Geburt anerkannt wird. Die Grafen Riesling von Johannisberg schauen mit Stolz auf ihre Vettern von Grüneberg und Naumburg; aber adlig ist alles, was Vitis heißt.

Daß die wilden Reben nicht aus den Samen der zahmen erzeugt wurden, erhält auch seine Bestätigung dadurch, daß die wilden nur auf dem ihnen von Natur angewiesenen Standorte vorkommen, während an andern Flüssen, wie an der Saale, am Main, am Neckar, an der Tauber, wo doch auch schon seit 500 Jahren Weinbau getrieben wird, niemals eine wilde oder verwilderte Rebe gefunden worden ist. Auch findet man von Mannheim abwärts bis Düsseldorf keine wilden Reben mehr, offenbar weil ihnen die natürliche Bedüngung des Marschlandes fehlte, obgleich hier sowie auf der Strecke von Worms bis Bonn doch auch viele Traubenkerne verloren gehen. So ist also der Rhein die eigentliche Mutter des Weinwuchses für ganz Deutschland, und die hier einheimischen Reben sind Kinder unseres Landes.

Gehen wir auf andere Länder über, so finden wir auch dort in vielen die wilden Reben einheimisch. Sie wachsen in Vorderösterreich an den Ufern der Donau. Unterhalb Wien gegen Preßburg zu sieht man viele derselben. Jaquin hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß auf den Donauinseln wilde Reben in Menge wachsen, welche kleine schwarze Trauben tragen, allein man würdigte sie auch hier keiner Aufmerksamkeit. Von Ofen in's Banat hinein und nach Siebenbürgen treten die wilden Reben häufig auf, und viele gibt es an der Theis, besonders reichlich aber an der Save, an der Grenze von Croatien. An der Etsch in Tirol, gegen Verona zu, fand Bronner ganze Strecken mit wilden Reben übersponnen, die sich über den Perrückenbaum (Rhus Cotinus) und die wilden Feigen hinzogen. An der ganzen Thallinie von Meran bis Roveredo, Trient und weiter hinab stehen einzelne wilde Reben, aber erst wo die Etsch das Gebirge verläßt, und ein flaches Marschland durchzieht, wachsen sie in üppiger Fülle.

Crescentius, ein Schriftsteller im 13. Jahrhundert, welcher die cultivirten Trauben Italiens genau beschrieb, bemerkt auch, daß er viele wilde Reben gefunden hätte, ohne sich näher um ihre Verhältnisse zu bekümmern. Besonders reich sind an wilden Reben die Ufer der Saone, woher unzweifelhaft die Burgunderreben stammen. Als Bronner Frankreich bereiste, war er auf diesen Gegenstand noch gar nicht aufmerksam und hat nur das beobachtet, was sich von selbst anbot. Der Spanier Clemente Roxas, welcher ein classisches Werk über die spanischen Traubensorten schrieb, erkennt die wilden Reben als präexistirend an und bekämpft die Ansicht der Botaniker, welche die zahmen Reben von einer Species Vitis vinifera ableiten wollen. Von den niedern Theilen von Algaida, welche feucht und sumpfig sind, erzählt er, daß der wilde Weinstock hier undurchdringliche Wälder, Cabinette, Pavillons, Grotten, Bogen, Säulen und tausend andere phantastische Gestalten bilde; es sei durch keine Urkunde erwiesen, daß man in frühern Zeiten in dieser Erdstrecke den Weinstock je gebaut habe; sogar unwahrscheinlich, da den Arabern der Weingenuß verboten war; es erhelle vielmehr aus der Geschichte, daß in Europa eine Menge Reben gewachsen wären, ehe es aus dem Orient die Cultur derselben erlernt habe: wegen der geringen Aehnlichkeit der wilden Reben von Algaida mit den angepflanzten des Landes schließt er auf die Unwahrscheinlichkeit, daß die wilden Reben jemals aus Kernen der zahmen entstanden seien.

Selbst Amerika ist reich an wilden Reben, die zwar bedeutend von jenen der alten Welt abweichen, aber dennoch den gemeinschaftlichen Charakter der Gattung Vitis führen. Wer erkennt nicht in dem sogenannten wilden Wein, Vitis labrusca, alle Kennzeichen des Weinstockes: Knoten, Blatt, Blüthe, Ranke, Beere, alles in gleicher Bildung und nicht mehr abweichend, als die kleine Korinthentraube von der nußgroßen

Beere der Kalebstraube. Auch die Unfruchtbarkeit vieler Blüthen findet sich dabei, wie an den wilden Reben des Rheinlandes. Aus den meisten Staaten der Union sind schon wilde Reben bekannt, die zum Theil durch die Seltsamkeit ihrer Formen in Erstaunen setzen.

Gerstäcker, welcher von Buenos-Ayres durch die Pampas über die Cordilleren nach Chile reiste, gibt in seinem Reiseberichte an, daß in Chile viele wilde Reben an dem Hauptflusse des Landes wachsen. Aus Californien berichtet er, daß er den Sacramento hinauf unter einem Laubdache von wilden Trauben gefahren wäre, welche das Gebüsch am Ufer ganz übersponnen hätten. Die Indianer bereiten zur Zeit der Traubenreife aus den Früchten mit Mehl von Eicheln ein wohlschmeckendes Gericht; Rebenpflanzung und Weinbereitung kennen sie aber nicht. Auch auf den Sandwichinseln fand Gerstäcker wilde Reben. Die Eingeborenen dürfen bei großer Strafe keinen Wein keltern, da die Missionäre den Genuß geistiger Getränke verboten haben. Nach neuern Nachrichten sind auch in dem neuerforschten Amurgebiete wilde Reben in bedeutender Menge gefunden worden. Demnach finden sich auf dem größten Theile unserer Erde in den gemäßigten Zonen wilde Reben in mannigfaltiger Abartung, und man kann fast sicher sagen, daß keine Rebe des einen Landes mit einer eines andern Landes übereinkomme. Wenden wir nun erst unsern Blick auf jenen Theil von Asien, aus welchem die Noahsage stammt, auf jenes Land, welches von Milch und Honig fließt, so müssen wir zugeben, daß die Weinrebe eine der verbreitetsten Pflanzen der Erde ist. Unter den günstigen Verhältnissen dieses Landes hatte die wilde Rebe die kostbaren Eigenschaften einer gebauten von selbst angenommen; es bedurfte nicht erst, wie in andern Ländern, der pflegenden Hand des Menschen, um ihr edlere Eigenschaften zu geben.

Es kann keine Rede mehr davon sein, daß die Traube aus Kleinasien und Syrien ihre Reise über die Erde gemacht habe. Wie hätte sie in das Amurgebiet, nach Chile, an den Susquehannah kommen sollen? Diese Reben sind offenbar eben so urwüchsig, wie jene in Syrien und Palästina.

Wir gehen noch einen Schritt weiter, und untersuchen, nicht ob es wahrscheinlich, sondern ob es überhaupt möglich ist, daß die Reben des Orients bei uns einheimisch werden konnten.

Pflanzt man eine Rebsorte aus einem Lande in ein anderes damit nicht ganz übereinstimmendes, so gedeihen mit wenigen Ausnahmen die Reben nicht; sie wachsen wohl, bringen auch anfangs gedeihliche Früchte, allein dies hört bald auf, die Früchte bekommen nicht die gewünschten Eigenschaften, sie werden allmälig kleiner, und nach Verlauf von nicht vielen Jahren geht die Pflanze ein, ohne jemals nutzenbringend gewesen zu sein. Bronner ließ sich aus allen Gegenden des südlichen Frankreichs, Spaniens und Italiens Reben kommen und pflanzte sie in Wiesloch an. Sie brachten wohl Blätter und Stengel, aber nur wenige Trauben, die ganz entartet waren und nicht den Charakter jener ihrer Heimath trugen.

So machte er eine Anpflanzung von der großen Arramonttraube, die bei Montpellier zur Erzeugung von Weingeist gebaut wird. Sie ist merkwürdig durch ihre ungeheure Fruchtbarkeit. Im vierten Jahre der Pflanzung trugen die Stöcke reichlich und zwar meistens große Trauben; im folgenden Jahre nahmen sie aber schon an Zahl und Größe ab. Jetzt kommen selten nur noch Trauben an dieselben Stöcke, und wenn sie vorkommen, nur halb so groß, als in dem ersten Jahr der Tragbarkeit. Viele Stöcke sind in einem kalten Winter ganz ausgegangen. Es ist nicht verwundersam, daß Reben aus einem so warmen Klima, wie die Gallia Narbonnensis, nicht unter dem 50. Grade der Breite gedeihen; wohl aber ist es auffallend, daß oft Reben in einem fast ganz gleichen Klima nicht fortkommen. Oesterreich hat 4 eigenthümliche Rebsorten, die im übrigen Deutschland unbekannt, und wahrscheinlich Kinder der Donauufer sind. Burger unterscheidet sie als

1) Plinia rubrivenia, der Rothgipfler,

2) Plinia austriaca, der grüne Muscateller,

3) Virgilia austriaca, die weiße Traube von Grinzing bei Wien,

4) Herera austriaca, der rothe Zierifandler von Boslau.

Die erste Sorte sieht dem Traminer ziemlich ähnlich, die Rippen der Blätter und Endspitzen sind roth, woher der Name.

Die Plinia austriaca ist die fruchtbarste

Traube, die es vielleicht gibt, ziemlich groß mit kleinen grüngelblichen Beeren. Sie wird in Vorderösterreich häufig gebaut, sonst aber nicht. Die Virgilia austriaca trifft man bloß in der Umgebung von Wien an, wo sie den Hauptrebsatz bildet; die Herera austriaca kommt bloß in dem Thale zwischen Wien und Baden vor.

Bronner ließ von allen diesen Rebsorten Reben kommen und pflanzte sie auf seinem Weingute. Besonders hoffte er einen großen Nutzen von der ungemeinen Fruchtbarkeit der Plinia austriaca zu ziehen, da er sie an Ort und Stelle in solcher Fruchtbarkeit gesehen hatte. Aber in zehn Jahren sah er keine Traube davon und nach Verlauf dieser Zeit waren sie alle kränkelnd dahingestorben. In ganz gleicher Art ging es mit den drei andern Sorten; auch sie waren ausgegangen und es ist nun erklärlich, warum diese Sorten im übrigen Deutschland unbekannt geblieben sind.

Den schönsten und schlagendsten Beweis für die entwickelte Ansicht bietet uns Nordamerika. Auch hier hatte man die einheimischen wilden Reben nicht geachtet, und aus Europa die besten Traubensorten herübergebracht, um sie dort anzupflanzen. Der Schweizer Dufour und der Exconventionel Lakanal hatten es sich zur Aufgabe gemacht, Amerika mit der Rebe zu beschenken. Es wurden die besten Reben aus Burgund und vom Rhein eingeführt, französische und schweizer Winzer verschrieben und ungeheure Geldsummen an das Project ausgelegt; aber Alles vergeblich: die europäische Rebe gedieh nicht auf amerikanischem Boden, nach kurzer Zeit kränkelte sie und starb ab. Noch vor wenigen Jahren wurden 17,000 der edelsten Reben aus Frankreich eingeführt; aber nach kurzer Zeit war keine einzige mehr am Leben. Da wendete man sich zu den einheimischen wilden Reben zurück und erzog nach wenigen Decennien daraus vortreffliche Rebsorten, die einen guten Wein gaben.

So vollzog sich zur Zeit unseres Lebens in Amerika ein Vorgang, der in der alten Welt bis weit vor die aufgeschriebene Geschichte zurückreicht. Cincinnati und St. Lewis sind die Mittelpunkte des Weinbaues, und der Ohio macht Ansprüche auf den Namen des amerikanischen Rheins.

Nach diesen Thatsachen ist es einleuchtend, daß unsere Trauben nicht aus dem Orient abstammen können. Wenn nicht einmal die Reben des Donauthales im Rheinthal gedeihen, wie sollten die Trauben vom Euphrat und vom Jordan bei uns fortkommen können. Es ist klar, daß die erste Traube jedesmal denselben Verlauf des Verkümmerns durchmachen mußte, ehe sie sich an ein Klima gewöhnen konnte, und so kommen wir, mit wenigen Ausnahmen, zu dem Resultat, daß die üblichen Traubensorten jedes Landes nur aus den wilden Reben desselben Landes oder eines ihm gleichen oder ähnlichen abstammen können. Demnach kann es auch keine einzelne Species Vitis vinifera geben, sondern fast so viele, als Rebensorten in den verschiedenen Ländern vorkommen. Von welcher Sorte unsere deutschen Reben, die jetzigen Sorten Riesling, Traminer, Ortlieber, Sylvaner abstammen, ist unmöglich zu ermitteln; denkbar, daß diese Urspecies gar nicht mehr existiren. Aber das bleibt sehr wunderbar, daß überall, wo die Geschichte der Menschheit beginnt, die Rebe als schon cultivirt erscheint. Die Cultur der Weinrebe schreitet jeder andern Cultur voraus, und der Mensch, welcher noch seine Werkzeuge aus gehauenen Kieselsteinen bildete, konnte schon die Rebe anbauen.

Eine wilde Pflanze, die wie die Ludovica cylindrica schon durch 6 bis 8 Zoll lange süße Früchte den Menschen anzog, und die durch jedes abgerissene und anderwärts in den Boden gesenkte Reis vermehrt werden konnte, mußte sehr bald von dem Menschen in seine Obhut genommen werden. Vergleichen wir damit, was dazu gehört, einen Apfel oder eine Birne zu veredeln, die nicht durch Stecklinge vermehrt werden kann. Ein Apfelkern zum Stämmchen gezogen, gibt nach 8 bis 9 Jahren die ersten Früchte; die Rebe schon im dritten. Die Rebe in die Erde gesenkt wächst im ersten Jahre oft 3 bis 4 Fuß lang, der Apfelkern treibt ein schwaches Pflänzchen, welches vielleicht dem nächsten Winter unterliegt. So war es in jeder Beziehung viel leichter, die Rebe aus dem Marschlande in fette Erde zu bringen und daraus eine ganz andere Pflanze zu ziehen, als einen Apfel durch wiederholte Saaten zu veredeln, denn das Pfropfen setzt schon das Edelreis voraus. Noch heute versagt die wilde Rebe des Rheinthales nicht die Verpflanzung in den Garten oder auf den Berg und ihre Frucht gewinnt da-

durch. Die Dauerbarkeit unserer zahmen Reben gegen den Frost beweist auch schon dafür, daß sie eingeborene Kinder des Landes sind. Die Veränderung der wilden Rebe in die zahme erfordert aber jedenfalls ungeheure Zeiträume und Alles beweist, daß die Geschichte des Menschengeschlechtes viel weiter zurückgeht, als man gewöhnlich annimmt; dagegen findet diese Ansicht in andern geologischen Beobachtungen eine Stütze, welche den Menschen als gleichzeitig mit dem Mammuth und Rasborn in Mitteleuropa lebend darstellt.

Welche Zeiträume dazu gehören, in einem Lande eine neue veredelte Rebensorte zu erzeugen, können wir nach keinen Thatsachen beurtheilen. In Bordeaux und Medoc wird der berühmte Wein aus Traubensorten gewonnen, die nirgend sonst vorkommen und auch nicht fortkommen. Nun finden sich auch in dem Garonnethal keine wilden Reben mehr, und wir müssen annehmen, daß die ursprünglichen wilden Reben gänzlich durch die Cultur verdrängt worden sind. Das gesellschaftliche Leben des Menschen ist überhaupt der Erhaltung der wilden Reben sehr ungünstig. Die Niederungen werden entwässert, die Dickichte zu Wiesen angelegt, und damit muß die Rebe auswandern. An wie vielen Stellen mögen sonst noch wilde Reben gewachsen sein, wo jetzt keine Spur mehr derselben zu finden ist.

Unter den in Deutschland gebauten Rebsorten scheinen nach Bronner's competentem Urtheil einheimisch und angestammt zu sein:

Der Riesling, der Traminer (?), der Sylvaner, der Gelbhölzer, der Ortlieber, die Orangetraube und der blaue Wildbacher, für Oesterreich die vier oben genannten Sorten, und an einzelnen kleinern Stellen der Taubenschwanz, Kleinedel und der Fürter. Eingewandert sind:

Der schwarze und weiße Burgunder aus Burgund, die Heunische, der Trollinger, die Gutedelsorten, die Muscatellersorten, der Gunsfüßer, der Velteliner, die Orleanstraube und noch viele andere.

Man sieht also, daß die Einwanderung nicht absolut unmöglich ist, und daß sie für jeden besondern Fall durch den Versuch erprobt werden muß. Die Wildbacher Traube aus Steiermark hat sich in Deutschland ganz gut fortgepflanzt, während die vier Donautrauben dies verweigerten.

Der Riesling ist entschieden eine deutsche Traube, die aus den wilden Reben des Rheinlandes abstammt und schon über 500 Jahre in Cultur bekannt ist. Sie wird außer Deutschland nicht gepflanzt, und verliert in südlichen Gegenden ihre Eigenthümlichkeit oder geht aus. Ihre erste Verbreitung fand sie im Rheingau, wo noch jetzt die edelsten Weine aus ihr gezogen werden.

Der Traminer ist sehr wahrscheinlich eine deutsche Traube, und kommt bei Tramin an der Etsch gar nicht vor. Die Bezeichnung ist jedenfalls falsch, aber nicht mehr zu ändern.

Der Sylvaner, auch Oesterreicher genannt, dessen Namen auf Transsylvanien deutet, stammt wohl von den Donauufern.

Der Gelbhölzer oder schwarze Räuschling verräth noch sehr seinen wilden Ursprung aus einer Rebe, die wohl in der Nähe der Pfalz einheimisch war. Der ganze Bau, die gestreckten Glieder, haben den Charakter einer wilden Rebe. Er ist sehr wenig verbreitet.

Der Ortlieber ist sicher eine im Elsaß aus dortigen wilden Reben gezüchtete Rebe. Ortlieb gibt an, sie aus Samen gezogen zu haben, was aber bezweifelt werden muß, da er ein Interesse hatte, die Abstammung von wilden Reben zu verbergen.

Der Burgunder stammt entschieden aus Burgund, und hat sich als blaue Traube über einen großen Theil von Europa verbreitet. Er führt in den Lehrbüchern auch den Namen Clävener von Cläven, Chiavenna, in Oberitalien, als Synonym, aber wahrscheinlich durch eine bloße Verwechselung, denn in Chiavenna kommt der Clävener gar nicht vor. Der Herzog von Burgund schenkte Reben seines Landes an den Herzog von Cleve, von welchem sie in Deutschland verbreitet wurden. Das Synonym Clever würde aber eben so unrichtig sein, als Clävener, obgleich es eine natürlichere Ableitung hätte. Die Burgunderrebe erträgt die weiteste Verbreitung nach Norden, wie die Ahrgegend beweist, ihre weiteste Ausdehnung nach Süden ist aber in Frankreich bis nach Orleans und Blois an der Loire, wo sie unter dem Namen Auvernas vorkommt.

Die weiße Burgunderrebe ist eine Abart der schwarzen, denn diese geht erst in den kupferrothen Rulander, dann in die weiße Burgundertraube (Chablis) über, und fällt auch zuweilen wieder in die schwarze Farbe

zurück, so daß man oft an einer Traube schwarze und weiße Beeren, ja an einzelnen Beeren schwarze und weiße Kugelausschnitte beobachtet.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die blaue oder schwarze Farbe der Beeren die ursprüngliche ist, denn es zeigen die Mehrzahl der wilden Trauben diese Farbe, und sie ist auch so allgemein unter den Beerenfrüchten verbreitet. Die Entfärbungen entstehen durch veränderte Verhältnisse und Cultur.

Unter die in Deutschland eingeführten Reben sind auch die Gutedelsorten und die Muscateller zu rechnen, die aus Spanien und Südfrankreich abstammen. Bei Bordeaux, längs der Garonne, sieht man eine Menge Gutedel, besonders den geschlitztblättrigen, der auch den Namen des spanischen Gutedel, oder Ciutad führt. Die Muscateller werden jetzt am meisten im südlichen Frankreich in der Nähe der spanischen Grenze gebaut und stammen aus Spanien, wo noch Muscatrosinen vorkommen. Diese beiden Sorten besitzen eine ungemeine Dauerbarkeit, daß sie selbst unsere nordischen Winter überstehen, und sich allmälig bei uns, wie einheimische Reben, eingebürgert haben. In gleicher Art ist auch der Trollinger bei uns aus Oberitalien über Tirol eingeführt worden, wie auch der aus Tirolinger entstandene Namen bezeichnet.

Der Rattenkönig.



So widerlich auch manche Erscheinungen in der Natur sind, bieten sie doch ein allgemeines Interesse und fordern zu genauer Beobachtung auf. Das „illustrirte Thierleben" von E. A. Brehm bringt in einer seiner neuesten Lieferungen die Beschreibung einer solchen interessanten Erscheinung bei einem der verhaßtesten Thiergeschlechter, nämlich die des Rattenkönigs. Brehm erzählt:

Im Freileben kommt unter den Ratten zuweilen eine ganz eigenthümliche Krankheit vor. Mehrere von ihnen verwachsen unter einander mit den Schwänzen und bilden dann den sogenannten Rattenkönig, den man sich in früheren Zeiten freilich ganz anders vorstellte als gegenwärtig, wo man ihn in diesem oder jenem Museum sehen kann. Früher glaubte man, daß der Rattenkönig, geschmückt mit goldner Krone, auf einer Gruppe innig verwachsener Ratten throne und von hier aus den ganzen Rattenstaat regiere! Soviel ist sicher, daß zuweilen eine ganze Anzahl fest mit den Schwänzen verwickelter Ratten gefunden wird, welche, weil sie sich nicht bewegen können, von Mitleidigen ihrer Art ernährt werden müssen. Die eigentliche Ursache dieser Erscheinung ist bis jetzt noch nicht genügend bekannt geworden. Man glaubt, daß eine eigenthümliche Ausschwitzung der Rattenschwänze ein Aufeinanderkleben derselben zur Folge habe, ist aber nicht im Stande, etwas Sicheres darüber zu sagen. In Altenburg bewahrt man einen Rattenkönig auf, der aus 27 Stück Ratten gebildet wird; in Bonn, bei Schnepfenthal, in Frankfurt und in Lindenau bei Leipzig hat man andere aufgefunden. Der letztgenannte ist von Amtswegen genau beschrieben worden, und ich glaube manchem meiner Leser einen Dienst zu erzeigen, wenn ich hier den Inhalt der betreffenden Acten folgen lasse.

„Am 17. Januar 1774 erscheint bei der Landstube zu Leipzig Christian Kaiser, Mühlknappe zu Lindenau und bringt an:

Was maaßen er an vergangenem Mittwoche frühe einen Rattenkönig von sechszehn Stück Ratten, welche mit den Schwänzen in einander verflochten in der Mühle zu Lindenau gefangen habe, welchen er, weil dieser auf ihn losspringen wollen, sofort todtgeschmissen. Diesen Rattenkönig habe Johann Adam Faßhauer zu Lindenau von seinem Herrn, Tobias Jägern, Müllern zu Lindenau, unter dem Vorwande, daß er solchen abmalen wolle, abgeholt, und nunmehr wolle er den Rattenkönig nicht wieder hergeben, habe auch seit der Zeit viel Geld damit verdient; er wolle daher gehorsamst bitten, Faßhauern cum expensis anzudeuten, daß er ihm so-

fort seinen Rattenkönig wiedergeben und das damit verdiente Geld bezahlen solle u. s. w.

Am 22. Februar 1774 erscheint bei der Landstube Christian Kaiser, Mühlknappe zu Lindenau, und sagt aus:

Es sei wirklich der Wahrheit gemäß, daß er am 12. Januar einen Rattenkönig von 16 Stück Ratten in der Mühle zu Lindenau gefangen habe. Besagten Tages habe er in der Mühle und zwar bei einer Treppe in einem Unterzuge ein Geräusch gehört, worauf er da die Treppe hinaufgegangen, einige Ratten bei sothanem Unterzuge gucken sehen, welche er mit einem Stück Holz todtgeschlagen. Hierauf hätte er eine Leiter an gedachten Ort angelegt, um zu sehen, ob noch mehr Ratten wären, und diesen Rattenkönig mit Beihilfe einer Art auf den Platz geschmissen, und hätten viele noch gelebt, weil sie heruntergefallen, welche er aber nach einiger Zeit auch todtgeschmissen. Sechszehn Stück Ratten wären an einander feste geflochten gewesen und zwar 15 Stück mit den Schwänzen, die 16. aber mit einer andern auf dem Rücken mit dem Schwanze in ihren Haaren eingeflochten gewesen. Durch das Herunterfallen von dem berührten Unterzuge wäre keine von der andern abgelöst gewesen, auch hätten nachher noch viele einige Zeit gelebt und gesprungen, sich aber nicht von einander durch das Springen losmachen können. So feste wären sie in einander geflochten gewesen, daß er nicht glaubte, daß es möglich gewesen, wenigstens mit schwerer Mühe, sie von einander zu reißen u. s. w."

Nun folgen noch einige andere Zeugenberichte, welche wesentlich dasselbe feststellen. Und endlich findet sich die Beschreibung des Arztes und Wundarztes, welche auf Wunsch der Landstube die Sache genauer untersuchten. Der betreffende Arzt theilt darüber Folgendes mit:

„Um zu untersuchen, was von der von Vielen sehr fabelhaft erzählten Geschichte des Rattenkönigs zu halten sei, habe ich mich am 16. Januarii nach Lindenau begeben und daselbst gefunden, daß in der Schenke zum Posthorn in einem kühlen Zimmer auf einem Tische eine Anzahl von 16 todten Ratten gelegen, davon 15 Stück mit den Schwänzen, gleich als ein aus vielen Enden bestehender Strick, in einen großen Knoten in einander so verwickelt, daß einige dieser Schwänze ganz in den Knoten bis ungefähr 1 bis 2 Zoll von dem Rumpfe an verknüpft gewesen. Ihre Köpfe waren nach der Peripherie, die Schwänze nach dem Centro, so der aus ihnen bestehende Knoten ausmachte, gerichtet. Neben diesen an einander hangenden Ratten lag die sechzehnte, die nach Vorgeben des dabei stehenden Malers Faßhauer's von einem Studioso von der Verwicklung mit denen übrigen losgerissen worden."

„Meine Neugierde beschäftigte sich am allerwenigsten mit Fragen, besonders da denen nach uns häufig beikommenden Bewunderern auf vielerlei Fragen die ungereimtesten und lächerlichsten Antworten gegeben wurden, sondern ich untersuchte bloß die Körper und Schwänze der Ratten und fand 1) daß alle diese Ratten an ihrem Kopfe, Rumpf und vier Füßen ihre natürliche Gestalt hatten; 2) daß sie ihrer Farbe nach einige aschgrau, andere etwas dunkler und wieder andere fast ganz schwarz waren; 3) daß einige ihrer Größe nach einer guten Spanne, 4) daß ihre Dicke und Breite nach ihrer Länge proportionirt war, doch so, daß sie mehr abgehungert, als gemästet zu sein schienen; 5) daß ihre Schwänze von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Leipziger Elle lang, wenig darüber oder darunter gerechnet werden konnten, an welchen etwas Unreinigkeit und Feuchtigkeit anzutreffen war."

„Als ich vermittelst eines Stückchen Holzes den Knoten und die an demselben hängenden Ratten in die Höhe heben wollte: so bemerkte ich gar deutlich, daß es mir nicht schwer fallen würde, einige der verwickelten Schwänze auseinanderzuzerren, wovon ich aber von dem dabeistehenden Maler mit einigem Unwillen abgehalten wurde. An der oben erwähnten sechszehnten Ratte habe ich deutlich wahrgenommen, daß ihr Schwanz, ohne die geringste Verletzung erlitten zu haben, noch an ihr befindlich und sie also mit leichter Mühe von dem Knoten der übrigen losgelöst worden. — Nachdem ich nun alle diese Umstände mit vielem Fleiß erwogen, so bin ich vollkommen überzeugt worden, daß besagte sechszehn Ratten kein aus einem Stück bestehender Rattenkönig, sondern, daß es eine Anzahl von Ratten, so von verschiedener Größe, Stärke und Farbe und (nach meiner Meinung) auch von verschiedenem Alter und Geschlecht gewesen. Die Art und Weise, wie oft gedachte Ratten sich mit ein-

ander so verwickelt haben, stelle ich mir also vor. In der wenig Tage vor der Entdeckung dieser häßlichen Versammlung eingefallenen sehr strengen Kälte haben diese Thiere sich in einem Winkel zusammenrottirt, um durch ihr Neben- und Uebereinanderliegen sich zu erwärmen; ohnfehlbar haben sie eine solche Richtung genommen, daß sie die Schwänze mehr nach einer freien Gegend und die Köpfe nach einer vor Kälte mehr geschützten Gegend zugewendet haben. Sollten nicht die Excrementa der oben gesessenen Ratten, welche nothwendig auf die Schwänze der untern gefallen, Gelegenheit gegeben haben, daß die Schwänze haben zusammenfrieren müssen? Ist es auf diese Art nicht möglich, daß die an den Schwänzen an einandergefrorenen Ratten, sobald sie nach ihrer Nahrung gehen wollen und mit ihren angefrorenen Schwänzen nicht loskommen können, eine so feste Verwicklung bewerkstelligt haben müssen, daß sie auch bei bevorstehender Lebensgefahr sich nicht mehr losreißen können?"

„Auf Verlangen der Hochlöblichen Landstube E. E. Hochweisen Rathes allhier habe diese meine Gedanken nebst Dem, was ich laut dieses Berichts zugleich mit Herrn Eckolden bei der Untersuchung angetroffen, hiermit aufrichtigst anzuzeigen nicht anstehen wollen, so ich mit ihm eigenhändig unterschrieben habe."

Es ist möglich, daß derartige Verbindungen öfter vorkommen, als man annimmt, die wenigsten aber werden gefunden, und an den meisten Orten ist der Aberglaube noch so groß, daß man einen etwa entdeckten Rattenkönig so bald als möglich vernichtet.

Hierzu gibt Lenz einen für sich selbst redenden Beleg. In Döllstedt, einem zwei Meilen von Gotha gelegenen Dorfe, wurden im December des Jahres 1822 zwei Rattenkönige zu gleicher Zeit gefangen. Drei Drescher, welche in der Scheuer des Forsthauses ein lautes Quieken vernahmen, suchten mit Hilfe des Knechtes nach und fanden, daß der starke Tragbalken des Stalles von oben ausgehöhlt war. In dieser Höhle sahen sie eine Menge lebender Ratten, wie sich nachher herausstellte, ihrer 42 Stück. Das Loch im Balken war offenbar von den Ratten hineingenagt worden. Es hatte ungefähr einen halben Fuß an Tiefe, war reinlich gehalten und auch nicht von Ueberbleibseln der Nahrung und dergleichen umgeben. Der Zugang war für die alten Ratten, welche dort ihre Brut gefüttert haben mußten, ganz bequem, weil das ganze Jahr hindurch über dem Stall und seinem Tragbalken eine große Masse Stroh gelegen hatte. — Der Knecht übernahm das Geschäft, die Ratten, welche ihren Wohnsitz nicht verlassen wollten oder nicht verlassen konnten, hervorzuholen und auf die Scheuertenne hinabzubringen. Dort sahen dann die vier Leute mit Staunen, daß 28 Ratten mit ihren Schwänzen fest verwachsen und um diesen Schwanzknäuel regelmäßig vertheilt im Kreise waren. Die übrigen 14 Ratten waren genau ebenso verwachsen und vertheilt. Alle 42 schienen von großem Hunger geplagt zu sein und quiekten fortwährend, sahen aber durchaus gesund aus; alle waren von gleicher und zwar so bedeutender Größe, daß sie jedenfalls vom letzten Frühjahre sein mußten. Ihrer Färbung nach zu schließen, waren es Hausratten. Sie sahen ganz rein und glatt aus, und man konnte kein Anzeichen bemerken, daß etwa vorher welche gestorben waren. Ihrer Gesinnung nach waren sie vollkommen friedlich und gemüthlich, ließen Alles über sich ergehen, was das vierköpfige Gericht über sie beschloß, und musicirten bei jeder über sie verhängten Handlung in gleicher Melodie. Der Vierzehnender ward lebend in die Stube des Forstaufsehers getragen, und dahin kamen dann unaufhörlich Leute, um das wunderbare Ungeheuer zu beschauen. Nachdem die Schaulust der Dorfbewohner befriedigt war, endete das Schauspiel damit, daß die Drescher ihren Gefangenen im Trumphe auf die Miststätte trugen und ihn dort unter dem Beifalle der Menge solange droschen, bis er seine vierzehn Geister aufgab. Sie packten ihn nun noch mit zwei Mistgabeln, stachen fest ein und zerrten mit großer Gewalt nach zwei Seiten, bis sie drei Ratten von den übrigen losgerissen. Die drei Schwänze zerrissen dabei nicht, hatten auch Haut und Haare noch; sie zeigten aber die Eindrücke, welche sie von den andern Schwänzen bekommen hatten, ganz wie Riemen, welche lange mit einander verflochten gewesen sind. Den Achtundzwanzigender trugen die Leute in den Gasthof und stellten ihn dort den immer frisch eindringenden Neu- und Wißbegierigen zur Schau aus. Zum Beschluß

des Festes wurde auch dieser Rattenkönig jämmerlich gedroschen, todt auf den Düngerhaufen geworfen und nicht weiter beachtet. Hätten die guten Leute gewußt, daß diese Rattenkönige sie sammt und sonders zu reichen Leuten hätten machen können, sie würden sicherlich ängstlich über das Leben der so eigenthümlich Verbundenen gewacht und sie in allen Städten Deutschlands zur Schau gestellt haben. —

Wir gestehen, daß trotz der interessanten Brehm'schen Berichte unser Glaube an das natürliche Vorkommen des Rattenkönigs wenig verstärkt ist. —

Da neuerdings die Anlage zoologischer Gärten in mehreren deutschen Städten die Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nimmt, so kommen wir auf einen Aufsatz in der Zeitschrift „Der zoologische Garten," worin mitgetheilt wird, daß die Ratten auch eine Plage der zoologischen Gärten und zwar hauptsächlich deshalb bilden, weil sie sich keineswegs damit begnügen, die Futtergeschirre zu plündern und die Vorräthe auf das Unbescheidenste zu benaschen, sondern, weil sie Thiere, die sie zu überwältigen vermögen, überfallen und verzehren. Abgesehen von dem pecuniären Nachtheil, der hieraus entsteht, werden nicht selten interessante Beobachtungen auf diese Weise gestört oder unmöglich gemacht. Nur, wer es erfahren hat, kann sich den Aerger vorstellen, den man empfindet, wenn man Morgens einen Tages zuvor gekauften schönen Vogel vermißt und endlich einige Federn und einen Fuß findet, welche unschwer errathen lassen, was aus ihm geworden ist. Selbst Thiere, von welchen man glauben sollte, daß es ihnen leicht werden müßte, sich der Nachstellungen zu erwehren oder ihnen zu entfliehen, werden den häßlichen Räubern zum Opfer, indem sie von denselben im Schlafe überfallen und getödtet werden. Einem Fabrikanten wurden im Laufe eines Winters über dreißig Stück Goldfische aus einem flachen Behälter, in dem sie überwintert werden sollten, von den Ratten geraubt. Leichen werthvoller Thiere, welche immer noch für Naturaliensammlungen brauchbar sind, lassen sich kaum über Nacht genügend vor den Ratten schützen und, wie bereits mehrmals erprobt wurde, sind nur die Cadaver von Affen vor ihnen sicher. Wahrscheinlich hält sie der eigenthümliche Geruch ab. Daß die Ausdünstung der Meerschweinchen die Ratten vertreibe, ist eine Fabel, denn man hat nicht nur Letztere in dem Behälter von Meerschweinchen häuslich eingerichtet angetroffen, sondern auch einen angestellten Versuch ein höchst klägliches Ende nehmen sehen, indem die Meerschweinchen von den Ratten gefressen wurden.

Diese ungebetenen Gäste nun gänzlich zu entfernen, dürfte durchaus unmöglich sein, da nicht nur die Nachkommenschaft dieser Thiere eine sehr zahlreiche zu sein pflegt — ein Wurf besteht gewöhnlich aus 9 bis 17 Jungen — sondern auch durch Einwanderung aus der nähern oder entferntern Umgebung für immer neuen Nachschub gesorgt ist. Ueberdies gewähren die Gebäulichkeiten, Anlagen von Felsgruppen und dergleichen den Ratten nur zu günstige Wohnplätze und verschiedene Fangarten, sowie die Anwendung von Gift oder die Aufspürung mit Hunden, verbieten sich im Interesse der Thiere des Gartens von selbst.

Um der übermäßigen Vermehrung des Ungeziefers in den zoologischen Gärten wenigstens einigermaßen entgegenzuwirken, sollte man schon bei Anlage der Gebäulichkeiten darauf Rücksicht nehmen, daß denselben möglichst wenige Gelegenheit zu Schlupfwinkeln geboten wird, ein Umstand, dem leider nur äußerst selten gebührend Rechnung getragen werden kann. Weit eher ist es möglich, Ratten und Mäusen den Eintritt in die Gebäude zu erschweren oder selbst ganz unmöglich zu machen, indem man soviel als thunlich zu dem Mauerwerk statt des gewöhnlichen Mörtels Cement verwenden läßt, besonders bei den Grundmauern und Fußböden. Die Ränder der Thüren mit einem Eisenbeschlage zu versehen, um das Durchnagen zu verhüten, dürfte wohl ebenfalls empfehlenswerth sein. In England hat man ein „rattensicheres Gitter" für offene Parks construirt, dessen Stäbe so nahe stehen, daß die Ratten nicht durchschlüpfen können, und welches weit genug in den Boden geht, um das Durchgraben zu verhindern. Das Uebersteigen wird dadurch unmöglich gemacht, daß jeder Stab an seinem oberen Ende in einem Kreisabschnitt von etwa 6 Zoll Durchmesser nach außen gebogen ist und mit einer Spitze endet. Dabei ist das Gitter nur etwa $1^1/_2$—2 Fuß hoch, so daß es das Sehen nicht beeinträchtigt.

Eine Rattenfalle eigenthümlicher Art führt Brehm zu Nutz und Frommen der

Leser an, obwohl dieselbe, wie er selbst sagt, dem menschlichen Herzen nicht eben Ehre macht, sondern eher von der Tücke des Erzfeindes der Thiere beredtes Zeugniß gibt. An recht besuchten Gangstraßen der Ratten, etwa zwischen Ställen, in der Nähe von Abtritten, Schleußen und an ähnlichen Orten legt man eine vier Fuß tiefe Grube an und kleidet sie innen mit glatten Steinplatten aus. Eine viereckige Platte von drei Fuß im Geviert bildet den Grund, vier andere, oben schmälere, die Seiten. Die ganze Grube muß vier Fuß tief und oben halb so weit sein, als unten, so daß also die Wände nach allen Seiten hin überhangen und demnach ein Herausklettern der in diese Grube gegangenen Ratten unmöglich machen. Nun gießt man auf dem Boden geschmolzenes Fett, mit Wasser verdünnten Honig und andere wohlriechende Stoffe aus, setzt ein thönernes, etwa zwei Zoll hohes Gefäß, welches oben eine ganz enge Oeffnung hat, da hinein, tränkt es mit Honig und füllt es mit Mais, Weizen, Hanf, Hafer, etwas gebratenem Speck und anderen Leckerbissen an. Dann kommt etwas Heckerling auf den Boden der Grube und endlich ein Gitter über den Eingang, damit nicht zufällig ein Huhn oder ein junges ungeschicktes Hausthier da hineinfällt. Nunmehr kann man das Ganze sich selbst überlassen. Der liebliche Duft und der warme Heckerling verleiten den bösen Feind, lustig und erwartungsvoll in den Abgrund zu springen. Dort riecht Alles gar schön nach Speck, Honig, Käse, Körnern; man muß sich aber mit dem bloßen Geruche begnügen, weil das Innere nicht zugänglich ist, und so bleibt nichts Anderes übrig, als daß ein Gefangener immer den andern auffrißt. Die erste Ratte, welche da hinabfällt, bekommt selbstverständlich bald einen fürchterlichen Hunger und müht und mattet sich vergeblich ab, dem entsetzlichen Gefängniß zu entgehen. Da stürzt eine zweite von oben hernieder. Hei, welch' eine willkommene Erscheinung ist das! Man beschnoppert sich gegenseitig; man berathet wohl auch gemeinschaftlich, was da zu thun ist; aber der erste Gefangene ist viel zu hungrig, als daß er sich auf lange Verhandlungen einlassen könnte. Der Hunger verführt ihn zu Streit und Kampf, ein furchtbares Balgen, ein Kampf auf Leben und Tod beginnt, und einer der Gefangenen mordet den andern. Blieb der Erste Sieger, so macht er sich augenblicklich über die Leiche des Gefährten, um ihn aufzufressen; siegte der Zweite, so geschieht dasselbe wenige Stunden später. Nur höchst selten findet man drei Ratten zu gleicher Zeit in dieser Falle, am folgenden Tage aber sicherlich immer eine weniger. Kurz, ein Gefangener frißt den andern auf, die Grube bleibt ziemlich reinlich; aber sie ist eine Mordhöhle in des Wortes furchtbarster Bedeutung.

Literarisches.

Von der Beschreibung der Reise, welche die österreichische Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1857 bis 1859 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorf-Urbair vollführte, ist gegenwärtig eine billigere Volksausgabe durch den Verfasser Dr. Karl v. Scherzer besorgt worden. Bei der Reichhaltigkeit der Mittheilungen und der im schönsten Sinne populären Darstellung kann es nicht fehlen, daß das Werk die weiteste Verbreitung findet. Es ist ganz dazu geeignet, ein belehrendes und unterhaltendes Volksbuch zu werden, um so mehr, da auch die Karten und Illustrationen sehr zur Erläuterung beitragen.

Im Verlage von Carl Gerold's Sohn in Wien erschien vor einiger Zeit ein sehr geschmackvoll mit Abbildungen in Buntdruck ausgestattetes Werk, welches sich „Aus den Tauern, Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen" betitelt und Dr. Anton v. Ruthner, den Vorstand des österreichischen Alpenvereins, zum Verfasser hat. Die Kette der hohen Tauern ist ein Theil der Centralalpen Oesterreichs und besteht aus den Gruppen des Großglockners, des Großvenedigers und den Alpen in der Umgegend von Gastein.

Neues vom Büchertisch.

Baedeker, K., Oesterreich. Handbuch f. Reisende. Mit 2 Uebersichts-Karten, 3 Specialkarten u. 13 Plänen. 11. verb. Aufl. 8. Coblenz, Baedeker. In engl. Einb. $1^1/_3$ Thlr.

Löher, Frz., Sicilien u. Neapel. 2 Thle. 8. München, Fleischmann's Sep.-Cto. à $1^1/_6$ Thlr.

Waldersee, Frz. Graf v., der Jäger. Mit zahlreichen Illustr. 2. Lfg. gr. 4. Berlin, A. Duncker. à $1^1/_3$ Thlr.



Die
bedeutsamsten Ruinenplätze Asiens.

Von Julius Braun.

III. Susa und Persepolis.

Schon zu Mosul (Ninive) ist man im Angesicht des gewaltigen Gebirges, das die östliche Wand der Euphrat- und Tigrisebene bildet. Es rückt vom armenischen Gebirgsstock aus in ungeheuerm Zuge nach Südosten, mehrere Ketten übereinander, und bildet die große Stufentreppe zum persischen Hochlande. Aus diesem Gebirge treten ein paar Flüsse hervor, die im Südosten der mesopotamischen Ebene, zunächst am persischen Golf, das System von Euphrat und Tigris wiederholen. In ihrem obern Laufe, wo sie die Gebirgsketten durchbrechen, sind sie am weitesten auseinander, kommen sich dann beim Austritt aus dem Gebirge ganz nahe, so daß Susa's Ruinen fast von einem zum andern reichen, und entfernen sich wieder, um ihren verschiedenen Mündungen zuzustreben. Die nächste heutige Stadt bei Susa ist Dizful, an dem östlichen jener Flüsse, der heutzutage gleichfalls Dizful heißt, gelegen. Es ist ein Nest voll Schmutz und Stank und Fanatismus, reich gesegnet mit Nachkommen des Propheten, die alle den grünen Kopfbund tragen, und weißgetünchten Heiligengräbern mit Kuppeln in Form eines Kreisels. Auf der ruinenhaften Brücke drängen sich die Marktesel und die Leichenkarawanen für Meschhed Hussein (s. Babylon). Wohlbebautes Land voll Reis und Indigo, Citronen und Orangen, durch viele Canäle benetzt, breitet sich aus gegen das fünf bis sechs Stunden südwestlich liegende Susa. Dort stehen die Ruinenhügel an einem trägen, trüben Seitenflusse des Dizful, dem alten Euläus, Ulai der Bibel.

Am Fuße der Ruinenhügel, zwischen ihnen und dem Ulai, ist Daniel's Grab. Es besteht in einer Moschee mit der in Mesopotamien üblichen hohen spitzen, weißgetünchten Kuppelform in Gestalt eines Lichtauslöschers.*) Darunter im dunkeln Raume ist ein Sarg von polirtem Cement und mit einem Holzgitter umgeben. Weil Daniel (nach dem Buch Daniel) am Ulai Gesichte hatte und über dessen Wasser eine Stimme hörte, muß er hier begraben sein wie Jonas zu Ninive. An diese innen von Schmutz starrende Moschee schließt ein Hofraum mit Ringen an den Wänden zum Anbinden der Thiere, da man diese der Raubthiere, zumal der Löwen wegen, nicht außen lassen darf. Auf den Dachterrassen der Moschee und der gewölbten Gänge, die den Hofraum einfassen, schlafen die zahlreichen Pilger, Reisenden und Räuber, die da einkehren, und jene Dachterrassen sind oft ganz bedeckt davon (vergl. Loftus, Chaldäa und Susiana).

An diesem Danielsgrabe haften wunderbare Sagen. Es heißt, als Abu Musa, Omar's General, Susa erobert hatte und in's Schloß drang, kam er an ein Gemach, das verschlossen und versiegelt war. Begierig fragte er das Volk von Susa, was das bedeute. Sie versicherten, hier sei nichts zu plündern; er aber ließ aufbrechen und fand

*) Abbildung im Juliheft.

einen ausgehöhlten Stein (Sarkophag) und einen todten Mann in Goldbrokat, das Haupt unbedeckt. Abu Musa und die Seinigen staunten, maßen die Nase des Mannes und fanden, daß er übermenschlich groß gewesen. Das Volk bekannte, es sei der Leib eines großen Weisen, vormals in Irak sterben. „Und wie hieß er?“ fragte Musa. „Bei den Irakern: Daniel, der Weise.“ Abu Musa berichtete nun an Omar. Wie dieser in seiner Umgebung sich nach Daniel erkundigte, waren Alle still bis auf Ali, der zu erzählen wußte, wer Daniel gewesen, ein Prophet, wenn auch nicht vom höchsten



Hieroglyphenstein von Susa.

(Chaldäa), und wenn man dort Regen bedurfte, wandte man sich betend an den Leib. Als einst der Regen in Susa fehlte und große Noth war, schickte man um Erlaubniß, den Mann einige Zeit haben zu dürfen. Die Iraker wollten nicht. Man schickte fünfzig Geißeln. Der Leib kam und schaffte richtig Regen.*) Nun wollten ihn aber die Susier nicht wieder herausgeben und ließen lieber ihre Geißeln in der Gefangenschaft sterben. Range, bei Baktnassar (Nebukadnezar). Das wußte Ali alles ganz ausführlich. Omar befahl nun, den Leib mit schuldigem Respect an einen Ort zu bringen, wo die Susier ihm nicht beikämen. Abu Musa nöthigte das Volk, den Strom abzulenken, begrub den Daniel auf seinem Grunde und ließ den Strom wieder darüber (Ouseley in Walpole Travels).

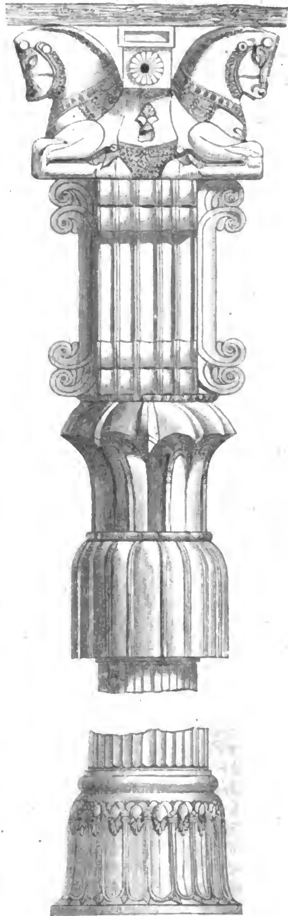
Eine andere Ueberlieferung gibt Benjamin von Tudela (1160). In Susa, sagte er, seien große und schöne Gebäude aus alter Zeit und 7000 Juden mit 14 Syna-

*) Aehnliche Bedeutung hatte das Grab des Riesen Antäus zu Tanger, des Amphion zu Theben, des Oedipus zu Kolonos 2c

zogen. An einer davon sei Daniels Grab. Der Fluß Ulai theile die Stadt. Auf der Seite der Juden sei der Markt und Handel und Wohlstand, auf der andern Seite Armuth. Man schrieb das dem Leibe Daniel's zu, und die Armen von der andern Seite verlangten ihren Antheil und führten Krieg, bis man endlich Jahr um Jahr mit dem Sarge wechselte. Ein Perserschah kam zu einem solchen Transport, fand das Verfahren unziemlich, ließ genau die Mitte der Brücke abmessen und dort den Sarg in einem andern Sarge von Glas mittelst eiserner Ketten aufhängen. Das Fischen wurde eine Meile ober- und unterhalb der Brücke verboten.

Aber gleichviel wer Daniel auch gewesen, den wir, Ezechiel 14 (in seltsamer Zusammenstellung mit Noah und Hiob) als einen der Weisesten genannt finden — die Moschee, die seinen Namen trägt, ist nützlich geworden als Absteigeplatz bei den im vorigen Jahrzehnt von Loftus (vergl. sein Chaldäa und Susiana) für's britische Museum unternommenen Ausgrabungen. Diese wurden im Anfang sehr zu hemmen gesucht. Beim ersten Erscheinen der Fremden stellten sich auch drei grün beturbante Spione ein, die wieder verschwanden, nachdem sie das nächste Dickicht angezündet, um in Dizful sagen zu können, die Fremden wollten Daniel's Grab verbrennen. Die nächsten Araberschechs stellten sich mit Drohungen ein; Arbeiter waren keine zu gewinnen. Der Hitze wegen mußte Loftus nach Dizful zurück. Sie war, wie Strabo versichert, in Susa so groß, daß selbst Eidechsen und Schlangen, die Mittags über den Weg wollten, verbrannt liegen blieben. In Dizful aber hieß es, die sieben Löwen, die Daniel's Grab bewachen, hätten den Fremden zu verschlingen gedroht, wenn er nicht eilends weiche.

Die ersten englischen Reisenden, die nach Susa kamen, im Anfang des Jahrhunderts, sahen einen schwarzen, rechteckigen Block (und haben ihn auch abgebildet, Walpole Travels), der auf der einen Seite mit Keilschrift bedeckt war, auf der andern Seite Reihen von hieroglyphenähnlichen Symbolen, Mond, Sonne, Vögel, menschliche Figuren 2c. zeigte. Später kamen Andere und boten seltsamer Weise 70 Pfund dafür. Sie kamen aber nicht zurück (Grant und Fotheringham), sondern wurden ermordet am Fuße des Gebirges. Der Stein hatte früher auf der Höhe des Ruinenhügels gelegen, war herabgerollt und diente als

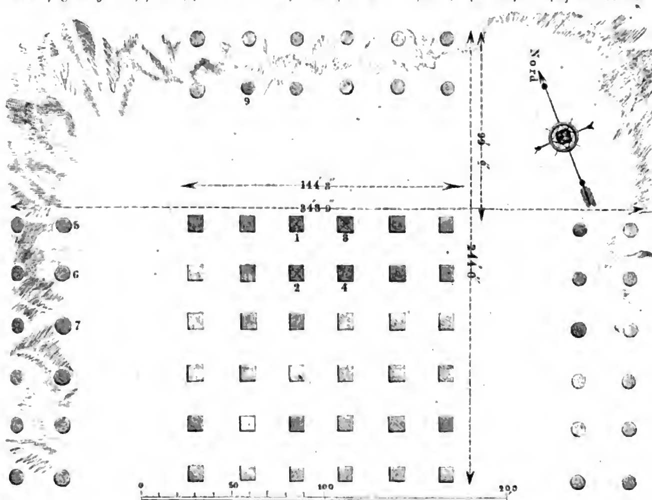


Säulenfuß und Capitäl von Susa.

Wäscheblock am Fluß. Nach jenem Angebot verbreitete sich die Sage von seinem Werthe, wuchs riesenhaft und der Stein

wurde ein Talisman gegen Pest, feindlichen Ueberfall 2c. Ein Sendling des Ali Mirza, eines persischen Prinzen, der in Kirmanschah Hof hielt, hatte ihn schon auf ein Bot gebracht, wurde aber durch die Einwohner von Dizful und Schuster (einer ähnlich aufgeklärten Nachbarstadt) verhindert, ihn wegzuführen. Die Rettung des Steines wurde Lebensfrage für die Provinz und die Araber sammelten angeblich 2000 Goldstücke und fügten zwei schöne Pferde bei, um seine Stücke wieder einzufügen und den Pfeiler wieder aufzurichten. Der über solche Kenntniß des Franken staunende Wächter wurde endlich gewonnen. Aber ehe die That möglich wurde, kam ein solcher Schwall von mißtrauischen, fanatischen Pilgern, daß keine Stunde mehr unbewacht blieb. Der Wächter mußte das Weite suchen, da von dem Einverständniß Etwas verlautet hatte.

Da die Araberschechs der Ebene von vornherein erklärten, sie ließen sich lieber in



Palastplatz von Susa.

Hoheit zufriedenzustellen. Aber ein blinder Heiliger von den Beni-Lam-Arabern mit zwei Gehilfen lauerte einmal unter Pilgermaske sechs Monate auf Gelegenheit und sprengte den Stein mit Pulver, um der vermeintlichen Schätze seines Innern willen. Nun kam richtig die Pest und in Schuster brach die Brücke ein. Es hieß, der Thäter sei ein verkleideter Franke gewesen. Die Stücke des Steines wurden gesammelt und in einen der Pfeiler der Moschee verbaut. Loftus wußte darum, vermied aber jede Anspielung bis zum Schluß der Ausgrabung. Dann suchte er den Wächter der Moschee zu gewinnen, daß er ihn den Pfeiler eines Nachts umwerfen ließe, mit dem Versprechen, nach genommener Zeichnung die Stücke hauen, als Arbeiter zu senden, und zehnfache Cholera als Lohn der Ausgrabung verhießen, mußte man Gebirgsbewohner dingen. Diese, vom Stamm der Luren, stamm- und sprachverwandt mit den Kurden, die in der nordöstlichen Fortsetzung des Gebirges wohnen, sind Ali Ilahi's, halten Ali, den Schwiegersohn des Propheten, für Gott und erklären sich selber für religionsverwandt mit den Franken, sofern sie Wein trinken, Schweinefleisch essen und nicht zu beten brauchen. Um aber den Schein aufrechtzuhalten, dem Islam gegenüber, wurde bei jedem Laufgraben ein Mullah aufgestellt, der von Zeit zu Zeit beten mußte: „Ali bewahre uns vor allem Uebel, für's Ausgraben und Lohnempfangen

von einem Ungläubigen, dem Ali fluchen möge." Und der ganze Haufen fiel dann mit der Betheuerung ein: „Ya, Ali!"

Zunächst am Ulai oder Eulänus, einem trägen und trüben Flusse, steht die höhere der beiden Terrassen, 120 Fuß hoch, Kissis' hohe Burg, wie Aeschylus sie nennt. In der Mitte ihrer Plattform ist eine Vertiefung, als sei es ein von Gebäuden umschlossener Hofraum gewesen. Von dieser Burgveste, welche noch den Sturm der Araber in Omar's Zeit sechs Monate aufhielt,



Ruinen der Königsburg von Persepolis.

unterscheidet sich die benachbarte breitere und weniger hohe Palastterrasse, wo einst Ahasverus tafelte. Ahasverus (Achaschverosch) ist Xerxes (in persischer Keilschrift Charscha, syrisch Jscharsch). Er gab in seinem dritten Jahre jenes Fest, das 180 Tage dauerte, wie Xerxes, ehe er nach Griechenland ging. Das Buch Esther schildert die Gelage „im Hofe des Gartens, am Hause des Königs" und weiß noch von den weißen und purpurblauen Tüchern, die an Schnüren und Ringen zwischen den Mar-

morsäulen hingen; von den Polstern aus Silber- und Goldstoff; von der Menge der goldenen Gefäße und des königlichen



Herstellung der Palastterrasse von Persepolis. (Nach Fergusson.)

Weines ꝛc. Also dies ist die Ausstattung, in der wir die persischen Paläste zu denken haben.

Von diesem Palast des Ahasverus-Xerxes sind noch Bruchstücke zu Tage gekommen. Man stieß auf gewaltige Säulenfüße in der von Persepolis her schon bekannten Form einer auf dem Rand ruhenden Glocke oder eines umgestürzten, nach abwärts mit Blättern bekleideten Korbes. Man fand Stücke der hohlgestreiften Säulenschäfte und des Capitäls. Dieses wird in seiner Herstellung allein schon 28 Fuß hoch, und setzt sich zusammen wie in Persepolis aus dem

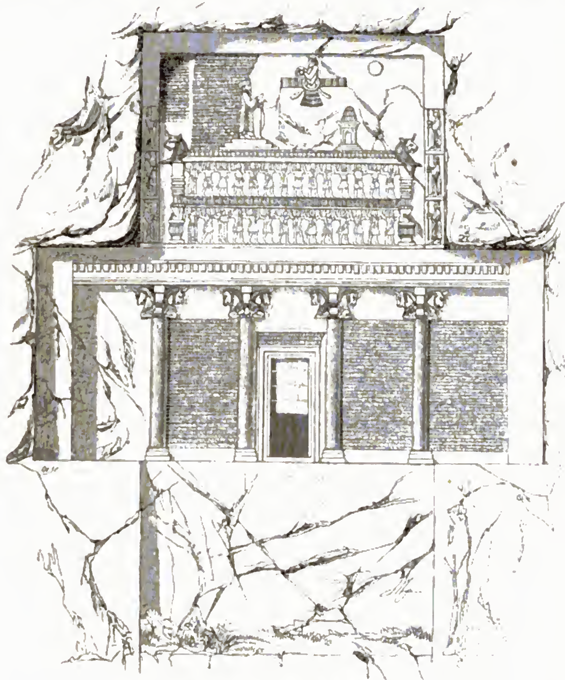
untern gesenkten Blätterkelch; einem zweiten, aufrechtgestellten darüber; dem vierseitigen Pfeiler, an dessen vier Seiten die oben und unten herausgerollten doppelten jonischen Voluten haften; und zuoberst als viertes Stück die auf den Knien liegenden Doppelstiere, die ihre Nacken unter den einstigen Deckbalken beugen. Hörner und Ohren fehlen, waren aber, wie die Löcher zeigen, einst aus Bronze eingesetzt.

Aus der Ordnung der Säulenfüße ergab sich, daß der Plan des Palastes genau derselbe war wie an Xerxes' großer Halle zu Persepolis, sechsmal sechs Säulen in einem Mittelraum und nach drei Seiten Vorhallen, jede zu zweimal sechs Säulen. Babylonisch dicke Erdwände schieden die Vorhallen vom Mittelraume. Wir dürfen also hier bereits Gebrauch machen von einer Herstellung, wie sie dort sich vollends rechtfertigen wird — bestehend in der Annahme eines obern Stockwerkes über dem Mittelraume der sechsunddreißig Säulen, das die drei Vorhallen überragt. Dieser Oberbau von Cederholz, leuchtend von Gold und Farben, hatte eine flache Decke und zu oberst den Feueraltar, zu welchem der König betet. Der Palast war von einem Park umgeben, wie selbst der Felsboden der Terrasse von Persepolis in seiner aufgetragenen Erde ihn aufnehmen mußte. Im Hofe des Gartens, heißt es, schlug Ahasverus das Speisezelt auf. „Und der König stand auf in seinem Zorn vom Weintrinken und ging zum Garten am Hause." Ueber die Brustwehr der Plattform übersah man die buntglasirte Stadt Susa mit ihren Palmgruppen und Cypressen und die reich bebaute und bewässerte, im Winter frühlingsgrüne Ebene. „Wenn Ihr Susa einnehmt," konnte der Jonier Aristagoras dem Spartanerkönig Kleomenes vorstellen, „dann könnt Ihr leben wie Zeus selber."

So hatte es wenigstens Alexander vor, der nach der Rückkehr von dem leidensvollen indischen Feldzuge hier ausruhte. Ein ungeheuer großes Zelt wurde von fünfzig gold- und silberüberzogenen, edelsteingeschmückten, zwanzig Ellen hohen Säulen getragen, und war mit Gold, Scharlach, rothem und blauem Purpur ausgekleidet. An gleichfalls goldenen Stäben hingen die buntgewirkten und golddurchflochtenen Vorhänge. Hundert Divans mit silbernen Füßen standen an der Tafel, nur der des Königs mit goldenen. Diese Divans waren für die Getreuen Alexander's, die zugleich mit Alexander ihre Vermählung feiern sollten. Die schönsten Perserinnen, Töchter der Großen, traten paarweise ein und stellten sich neben ihre Bräutigame, die macedonischen Generale; an der Spitze des Zuges Statira, Darius' Tochter, die für Alexander bestimmt war. Das ganze Heer wurde von Alexander draußen bewirthet, wie einst von Ahasverus, und alle die ungeheuern Schulden (namentlich die Officiere sollen damals Schulden gehabt haben) bezahlt.

Einige von den Säulenfüßen des Palastes hatten Inschriften an ihrer Unterplatte in den gewohnten drei Sprachen, persisch, babylonisch-assyrisch und skythisch-turkomanisch. Leider ist nur die letzte, am wenigsten verständliche Art, unverstümmelt. Nach einer Uebersetzung von Norris lautet die Inschrift: „Spricht's Artaxerxes (Mnemon, der Sieger von Kunaxa), der große König, König der Könige, König des Landes, König der Erde, Sohn des Königs Darius (II.): Darius war der Sohn des Königs Artaxerxes, Artaxerxes der Sohn des Königs Xerxes, Xerxes der Sohn des Königs Darius, Darius der Sohn des Hystaspes, des Achämeniden 2c." Der Rest mit Angaben über Gründung oder Herstellung des Baues ist unsicher. Alle andern in Susa gefundenen Inschriften, z. B. ein Stück Obelisk von blauem Kalkstein mit dreiunddreißig Zeilen Keilschrift gehören zur skythischen oder turanischen Art. Von derselben Art sollen die Schriftzeilen sein, die man unten am Meere in den Ruinen von Rischire (bei Buschir) findet, und wie sie wahrscheinlich noch in der ganzen Reihe von Hügeln längs des östlichen Ufers am persischen Golfe zu Tage kommen werden (Rawlinson zum Herodotus, 488). Eine turanische oder kuschitische Bevölkerung ist im ältesten Susiana nicht minder als im ältesten Babylon vorauszusetzen. Die ägyptische Hieroglyphenschrift wurde in Babylon erst von einer turanischen Race entgegengenommen, wie die ältesten Inschriften aus Südchaldäa mit ihrem turanischen Wortschatz zeigen. Wortbilder, z. B. die Gestalt eines Fisches, in einen Bündel Keilschriftzeichen aufgelöst, finden sich, wie bereits bemerkt, in der spätern semitischen Keilschrift der Babylonier und bedeuten eine Sileb, die aber nicht auf semitisch, sondern auf

turanisch Fisch heißt, also aus turanischem Sprach- und Schriftgebrauch ererbt sein muß. Susa hieß bei den Alten Kissia (Kusch), und von dort, wußten sie, sei Memnon gekommen, der Aethiope oder Kuschite, d. h. der Turanier, denn Kusch (Kossäa, Kaukasus) hieß auch das turanische Land im Süden des Kaukasus zwischen dem Schwar-



Façade eines persischen Königsgrabes.

zen und Caspischen Meere. Turanische Völkerreste mag das Susa benachbarte Gebirge der Luren ꝛc. noch genug enthalten. Wir wissen, daß auch Himalayavölker, z. B. die Ghurka's, von turanischem oder tatarischem Stamme sind.

Unsere Herstellung der Susischen Paläste wird sich rechtfertigen, wenn wir noch einen Blick nach Persepolis werfen. Dort hinauf südostwärts führen enge Pässe durch das Gebirge wilder Völkerschaften. Selbst die persischen Könige, wenn sie von einer zur andern Residenz wollten, mußten den Durchweg erkaufen. Alexander hatte bei seinem ersten Zuge nach Persepolis durch Umgehung der Pässe im unwegsamen, schneeüberstürmten Gebirge mit harter Mühe sich Bahn gebrochen und erschien unvermuthet im Rücken des Feindes in der Ebene von Persepolis. Dorthin versetzen wir uns gleichfalls, wo die Palastterrasse von Persepolis mit ihren fern sichtbaren Säulen aus dem Fuße eines dürren Berges hervortritt. Man hatte dort nicht nöthig, wie in der mesopotamischen Ebene, eine Terrasse aus Backstein und Schuttfüllung aufzuführen. Ein natürlicher Felsvorsprung des Gebirges wurde abgeplattet, und wo er nicht senkrecht

abfiel, durch senkrechte Quaderwände unterbaut und ergänzt. Nicht in der Mitte, sondern mehr gegen das Nordende führt die große Haupttreppe aus der Ebene hinauf. Es ist eine Doppeltreppe, die in der Terrassenwand erst nach zwei Seiten auseinandergeht, um dann von den Ruheplätzen aus nach oben sich wieder entgegenzukommen. Die Stufen sind so breit und flach, daß zehn Pferde nebeneinander hinaufsteigen könnten.

Oben, wo eine Täfelung von großen Platten sich ausbreitet, stehen zunächst die Ruinen einer Wachtstube oder eines Thorthurms — Quaderpfeiler, die den Eingang zwischen sich hatten, nach vorn und hinten, und hohe Säulen in der Mitte, um die einstige Decke zu tragen. Aus den Quaderpfeilern springen nach vorn und hinten in Ninivitischer Weise ein paar Wunderthiere als Thorwächter heraus. Die ganze dicke Erdwand, die an diese Pfeiler anschloß und ein großes quadratisches Gemach mit vier Säulen in der Mitte darstellte, ist vollkommen herausgespült und verschwunden. Vielleicht erhob sie sich thurmartig wie die Ninivitischen und hebräischen Stadtthore zu einem obern Stockwerk, und zeigte nach außen jedenfalls lebhafte Farben in Backsteinglasur.

Am Pfeiler unter dem Thorwege und über dem Flügel des Wunderstieres stehen drei Keilschrifttafeln in den gewohnten drei Sprachen des Reiches: persisch, babylonisch-assyrisch und turanisch. Da heißt es: „Der große Gott Ormuzd, er ist es, der diese Welt gegeben hat, der die Menschen gegeben hat, der den Menschen gegeben hat, welcher den Xerxes zum König gemacht, beides, König des Volkes und Gesetzgeber des Volkes. Ich bin Xerxes, der König, der große König, der König der Könige, der König der bevölkerten Länder, Stütze dieser großen Welt, Sohn des Königs Darius, des Achämeniden. Spricht's Xerxes, der König: Mit Ormuzd' Gnaden habe ich gebaut dieses Eingangsthor. Hier ist manches andere edle Werk in diesem Parsa (d. h. Persepolis), welches ich ausgeführt und welches mein Vater ausgeführt. Was nur zu sehen von edlen Werken, wir haben sie alle ausgeführt mit Ormuzd' Gnaden. Spricht's Xerxes der König: Möge Ormuzd mich und mein Reich beschützen. Beides, was ich ausgeführt und was mein Vater ausgeführt, möge Ormuzd beschützen."

Von jenen andern edlen Werken haben wir die Ueberreste vor uns, wenn wir die Länge der Terrasse hinsehen, den Berg zur Linken, die Ebene rechts. In verschiedenen Stufen, denn nach Süden steigt die Terrasse etwas an, zeigt sie gruppenweis oder vereinzelt ihre hohen Säulenschäfte, ihre alten Schutthaufen und Gruppen von Thür- und Fensterrahmen — Alles in einem dunkeln Marmor, den die Zeit vergoldet hat und der am Abend, wie anderwärts der schwarzbraun gewordene weiße, ein eigenthümliches Feuer einzusaugen vermag. Die Gegend ist öde und verlassen. Nur zuweilen schlagen Wanderhirten ihre schwarzen Zelte hier auf, oder kommen verstohlen ein paar arme, weißbärtige Guebern, Feueranbeter, die sich den Feueraltar in einem der Sculpturbilder zeigen und schnell Holz zu einem Feuer sammeln, um in alter Sprache ihre Gebete davor zu murmeln.

Ein edles Werk ist schon die Stirnwand der nächsten Stufe, an welcher gleichfalls eine Doppeltreppe von rechts und von links hinaufführt. Diese Wand ist bedeckt mit langen Figurenreihen, die von beiden Seiten nach der Treppe sich wenden, als wollten sie selber diese Treppe hinauf zum großen Audienzsaal des Königs Xerxes, der einst dort oben stand. Von rechts her kommen Tribut bringende Gesandte, die Vertreter aller Persien unterworfenen Völker mit ihren Gaben, jede Gruppe von einem stabführenden Hofbeamten geleitet. Sie bringen, was ihre Länder liefern, Kleidung, gefüllte Schalen, Wagen und Pferd, Kamele, Widder &c. Zur Linken der Treppe, also auf der Binnenseite, der Seite der Heimath, bestehen die Figurenreihen lediglich aus Hofbeamten und Officieren. Diese tragen abwechselnd das weite medische Gewand mit hängenden Aermeln und steifer Tiara, theils eine runde Mütze, kurzen persischen Rock und weite Beinkleider. Alle tragen Ehrenketten und haben einen künstlich gekräuselten Haarwulst und Spitzbart. Um der Abwechslung willen läßt der Künstler sie theilweise umwenden, ihre Hand bald dem Vordermann auf die Schulter, bald dem Hintermann auf die Brust legen oder sich gegenseitig die Hände reichen. Vielleicht wollte der Künstler auch ausdrücken, welch ewiger Frieden in König Xerxes' Hofstaat war und wie alle Hofleute sich gegenseitig so ungeheuer lieb hatten. Aber Alles ist

in höchst gemessener Bewegung, tritt ordentlich leise auf, um Andacht zu gebieten vor der unsichtbaren Nähe der Majestät.

Also droben stehen die Säulen des einstigen Audienzsaales noch in ihrer ganzen Größe, d. h. bis 67 Fuß hoch, und wo sie fehlen, sind wenigstens die Säulenfüße noch auf dem Platze, und bezeichnen den Palastplan. Ehe wir aber an die Herstellung des Palastes gehen, suchen wir mit dem Blick in der Bergwand hinter der Terrasse nach dem dort vorhandenen Königsgrab, denn die felsgehauene Façade dieses Grabes ist nichts als die Abbildung eines persischen Palastes, also ein Vorbild für unsere Herstellung. (Nach Fergusson, Palaces of Nin. and Persep.).

Also dort oben, unersteiglich hoch, sehen wir im Fels eine mächtig hohe Nische in Gestalt eines breit-, aber kurzarmigen Kreuzes. Der untere Theil ist leer, aber im Mittelraume zwischen den vier kurzen Flügeln erscheint die Abbildung einer Vorhalle, bestehend in vier Halbsäulen, deren mittleres Paar die hohe Grabesthür zwischen sich nimmt. Die vier Säulen mit dem Doppelstiercapitäl, also dem obersten Theil der Capitäle von Susa, tragen ein Gebälk, das durch die ganze Breite der Nische reicht und sich ganz und gar aus sogenannten jonischen, in Wahrheit babylonischen Formen zusammensetzt (ein in drei leichten Stufen vorrückender Architrav; der Streif der sogenannten Zahnschnitte, und ein mit bewegtem Bildwerk erfüllter Fries). Ueber diesem Gebälk, in den obern Theil der breiten Kreuznische hineinragend, erscheint ein eigenthümliches Gerüst als ein oberes, die Vorhalle überragendes Stockwerk. Seine Front wird bezeichnet durch zwei Reihen Unterthanen übereinander, die mit emporgehaltenen Händen die über sie hingestreckten Böden zu tragen scheinen. Eckpfeiler sind ein paar säulenartig aufgerichtete Fabelthiere — abermals gefangene böse Mächte. Zu oberst auf der Plattform steht links der König auf seinem Treppenthrone, die Linke auf den Bogen gestützt, die Rechte halb erhoben und betet aus andächtiger Entfernung zu dem Feueraltar, der auf derselben Platform steht. Er betet also, wie es persische Sitte ist, auf dem flachen Dache seines Hauses. Dies ist die Gestalt persischer Königsgräber, wie sie nicht nur über der Terrasse von Persepolis (in einer vollendeten und einer unvollendeten Anlage) erscheinen, sondern auch in einer Felswand, eine halbe Stunde rückwärts, wo in vollkommen gleichen Façaden die Gräber des Kambyses, Darius, Xerxes, Artaxerxes sich aneinander reihen.

Diese Anschauung brauchen wir, um auch den Audienzpalast des Xerxes zu ergänzen. Es ist derselbe Palastplan wie zu Susa: ein Mittelraum von sechsmal sechs Säulen in sechs Reihen hintereinander geordnet, und nach drei Seiten (nämlich nach vorn, nach rechts und nach links) offene Vorhallen, gleichfalls sechs Säulen breit, aber nur zwei Säulen tief. Die Zwischenwände zwischen dem geschlossenen Mittelraume der sechsunddreißig Säulen, dem eigentlichen Audienzsaal, und den drei offenen Vorhallen von je 12 Säulen fehlen. Nach der breiten Gasse zu schließen, die jetzt zwischen der Gruppe des Mittelraumes und jenen Vorhallen ist, und nach der Tiefe des noch vorhandenen Sockels der Thürpfeiler in der einstigen Zwischenwand zu schließen, war diese ungeheuer dick, also ganz nach Babylonischer und Ninivitischer Art. Ueber dem Mittelraume der sechsmal sechs Säulen aber erhob sich ein hölzerner, jene Vorhallen überragender Oberbau, dessen äußere Gestaltung uns die Grabfaçaden zeigen. Für sein Vorhandensein bürgt nicht nur das Vorbild jener Façaden und die architektonische Nothwendigkeit, die schon um des Gesammtanblicks willen eine solche Ergänzung fordert, sondern auch die Ueberlieferung durch einheimische Historiker, daß vor Alters in der That noch Etwas dort oben hing.

Wir wollen nicht näher eingehen auf die Wohnpaläste von Darius und Xerxes, wie sie weiter rückwärts auf etwas höherer Stufe folgen. Sie haben wesentlich denselben Grundplan, nur daß statt der Seitenhallen Seitengemächer eintreten, und ergänzen sich mit demselben Oberbau. Noch stehen die Fensterrahmen mit ihren Inschriften und die Thürpfeiler mit ihren Bildwerken. Da sehen wir mehrmals den König, wie es seine königliche Pflicht ist, im Kampfe mit bösen Dämonen in Thiergestalt, zum Beispiel einem greifartigen Ungeheuer, das mit seinen Löwentatzen aufgerichtet vor ihm steht. Er hat es am Horn erfaßt und stößt ihm ruhig das Messer in den Leib. Wir haben bereits angedeutet,

wie dieser symbolische Kampf mit den Mächten der Finsterniß von Aegypten ausgeht. Auf den Blättern des ägyptischen Todtenbuchs kämpft die Seele mit bösen Geistern in Gestalt von Krokodil, Schlange, Schildkröte; auf Babylonischen Cylindern und Thontafeln haben die bekämpften bösen Geister die Gestalt von Löwen, Straußen, Schlangen; auf den Sculpturplatten von Ninive und Persepolis nehmen sie die abenteuerlich zusammengesetzte Gestalt der Babylonischen Chaosthiere, jener Thiere der Finsterniß, an. Auf diesem Kampfe zwischen Gut und Bös, zwischen Licht und Finsterniß, beruht das ganze Zoroastrische System, welches persische Reichsreligion war. Ormuzd, der gute Gott, seinem Leibe nach Licht, mit dem Chor der guten Geister steht auf der einen Seite; Ahriman, seinem Leibe nach Finsterniß, mit den bösen Dämonen steht auf der andern Seite. Im Kampfe der Beiden, den die Menschenseele mitmachen muß, besteht die gegenwärtige Welt. Wenn schließlich das gute Princip gesiegt hat, wenn unter Ormuzd' Regierung ein seliges Reich eingetreten ist und alle Sünden gebüßt sind, dann werden Götter und Erzengel und Menschenseelen sammt der ganzen Welt sich wieder in die Urgottheit auflösen, aus der später wieder eine neue Weltentwicklung hervorgeht. Man sollte glauben, es liege nah, den Gegensatz von Gut und Bös, von Licht und Finsterniß aus der Natur herauszuholen, und es müsse überall möglich sein, ein solches System neu zu gewinnen. Nichtsdestoweniger geht der ganze Gegensatz von einem sagengeschichtlichen Verhältniß aus, denn auch Ormuzd und Ahriman sind nach allen ihren äußern Abzeichen und ihrem ganzen innern Gehalt*) nichts als Verflüchtigungen des ägyptischen Urkönigs Osiris und seines Bruders und Mörders Typhon. Schon in Aegypten hat man den sterblichen, ermordeten Osiris verflüchtigt in einen Ausdruck für alles Wohlthätige und Geordnete in Natur und Menschenseele, und den Typhon in einen Ausdruck für alles Schädliche und Störende, und hat diesen Kampf zwischen Gut und Bös, Erhaltung und Zerstörung, schon in einer Weise ausgebildet, daß auf asiatischem Boden in der That nichts mehr beizufügen war. Dieser Zusammenhang ist aber äußerst wichtig, denn durch seine Erkenntniß wird die ganze vermeinte Selbständigkeit eines sogenannten indogermanischen Ideenkreises, wie sie sonst wohl vorausgesetzt wird, auf's Gründlichste beseitigt.

*) Vergl. des Verf. „Naturgeschichte der Sage."

Vom Ehrlichsprechen.



Wohl eines der mächtigsten unter den überwundenen Vorurtheilen alter Zeiten war der Begriff der Unehrlichkeit, der früher manchen Berufsclassen anhaftete. Dr. Otto Beneke hat kürzlich bei Perthes, Besser und Mauke in Hamburg ein Buch erscheinen lassen, worin er von unehrlichen Leuten früherer Zeit erzählt, als da waren Hirten, Müller, Spielleute, Bader und einige andere Gewerbe, ferner Zöllner, Todtengräber, und vor Allen der Scharfrichter mit seinen Gesellen. Den Schluß des interessanten Buches bildet ein Capitel vom Ehrlichsprechen und darin sind mehrere Beispiele aus verschiedenen Zeiten angeführt.

Als einst vor unendlich vielen Jahren, — so heißt es — bei Kaiser Friedrichs Empfangsfeierlichkeiten zu Frankfurt a. M., Bankett und Ehrentanz im Römer stattfand, da erschien im Saal auch ein ungekannter reich gekleideter Jüngling von so hoher Gestalt, so edlem Anstande, und so wunderbarer Schönheit, daß männiglich einen Fürstensohn zu sehen vermeinte. Kein Wunder also, daß die junge Kaiserin ihm einen Tanz zu gönnen Gefallen trug, welch' ehrenvollem Geschäfte er sich mit vollendeter Sittigkeit und Anmuth unterzog. Nach beendeter Lustbarkeit trat der Kaiser herzu und fragte den Fremdling nach Namen und Herkunft. So bescheiden wie gelassen antwortete dieser: „Kaiserlicher Majestät gehorsamst zu dienen, ich bin der Scharfrichter von Bergen, dem Städtlein in Frankfurts Nachbarschaft." Todtenstille ringsumher,

— Entsetzen über Entsetzen! Sprachloses Erstarren vor Schreck und Zorn über die unerhört verbrecherische Vermessenheit! Ein Wink mit des Kaisers zusammengezogenen Augenbrauen, und sie wäre draußen gebüßt mit dem Leben. Aber der Kaiser winkte nicht. Des schönen Mannes Kühnheit, mit der er auch jetzt seinen Friedrichsblick so fest wie ergebungsvoll ertrug, fesselte ihm Aug' und Hand, bis nach langer Pause der fast wie wehmüthiges Seufzen klingende Ausruf: „Also der Schelm von Bergen!" seinem kaiserlichen Mund entfuhr. Abermalige Pause; dann aber sprach der Gemeinte sittig weiter: „Wohl bin ich ein Schelm und auch nicht weit her, wohl verdiene ich zu sterben, und fürwahr, ich sterbe gern, denn ich, der schlechtesten Knechte Einer, habe der höchsten Ehre genossen und tanzen dürfen mit der deutschen Kaiserin, der alleredelsten, allerschönsten Frau auf Erden! Aber mein Tod macht's nicht ungeschehen, mein Blut wäscht's nicht ab, wenn's der Durchlauchtigsten Kaiserin ein Fleck däucht, daß der Scharfrichter von Bergen sie berührte. Und traun, mich will's bedünken, die geheiligte Majestät der Kaiserin sei zu erhaben, als daß meine Niedrigkeit ihrer reinen Hoheit Abbruch gethan haben könnte, vielmehr muß der Kaiserin Berührung mich ehrlich gemacht haben! Darum wär's wohl richtiger, Herr Kaiser, Ihr bessert den Schaden gründlich, indem Ihr mich nun ehrlich sprecht und zum Ritter schlagt!" Des schönen kühnen Mannes freisame Worte hörte Jeder mit Staunen, der großherzige Kaiser aber mit tiefsinnigem Ernst an; und wieder nach einer Pause banger Erwartung sprach er, sein Schwert ziehend: „So knie nieder, Du Schelm!" Fast vermeinten die Umstehenden, der Kaiser gedenke dem Vermessenen die Ehre anzuthun, daß er ihn eigenhändig köpfe, — aber mit Nichten! Längst hatten die stummen gnadeflehenden Blicke seiner Gemahlin den Kaiser vollends zur Willfahrung der kühnen Bitte gestimmt. Und nachdem er ihm mit dem Schwerte den Ritterschlag ertheilt (man sagt, mit einer für solche Procedur kaum nöthigen Kräftigkeit), sprach er zu ihm: „Nun stehe auf, Ritter Schelm von Bergen, denn also sollt Du fortan heißen und Dein ritterlich Geschlecht nach Dir!" — —

Außer dem Ehrlichsprechen durch den Kaiser gab es noch eine andere Art, welche mit der schönen Bedeutung der Fahne beim Soldatenstande zusammenhängt, es war das Ehrlichmachen durch Fahnenschwenken.

Es war im Februar des Jahres 1770, als bei Gelegenheit einer Staupbesenexecution vor der Hamburger Frohnerei ein Soldat des dabei Ordnung haltenden Militärdetachements in Conflict gerieth mit dem Henkersknecht Schwartz. Der Soldat nahm die Sache leicht und setzte dem Frohnknecht das volle Gewicht seiner verachteten Condition entgegen, worauf diesen alle Besonnenheit dergestalt verließ, daß er sich nicht entblödete, dem ehrlichen Musketier einen Faustschlag zu versetzen. Es folgte ungeheure Aufregung, sofortiges durch den Frohn vollzogenes Festnehmen des frechen Kerls, welcher damit der Gefahr, gesteinigt zu werden, entging. Der Prätor ließ ihn in Eisen legen. Der Commandant berichtete unmittelbar an den Senat und forderte Satisfaction und Ehrenerklärung für seinen wackern Musketier. Der Senat ging vollständig darauf ein, und erkannte für den Musketier die Ehrlichmachung in folgender Manier. Drei Tage nacheinander wurde auf der Wachtparade, nach voraufgegangenem Trommelwirbel, unter Präsentirung des Gewehrs, vom Oberauditeur ein Senatsbeschluß verlesen, in welchem dieser Stadt ordentliche Obrigkeit erklärte: daß der Musketier durch jenen Schlag nicht für unehrlich geworden zu achten sei, daß er vielmehr nach wie vor seiner vollen Ehre theilhaftig bleiben solle, weshalb einem Jeglichen bei strenger Ahndung befohlen werde, ihm deshalb niemals den geringsten Vorwurf zu machen oder „allerhand üble Discourse dieserwegen zu halten." — —

Zu Ende des vorigen oder Anfangs dieses Jahrhunderts schlendert eines schönen Morgens ein rothröckiger Stadtsoldat Hamburger Garnison, dienstfrei und müßig durch die Straßen. Da gewahrt er einen Mann in schwerer Arbeit beschäftigt, um ein von der Schleife gefallenes todtes Pferd wieder hinaufzuladen. Gutmüthig von Natur und gefälligen, mitleidigen Gemüths, kann er's nicht länger unthätig ansehen, wie der arme alte Mann sich so abplagen muß, und doch das Beest nicht auf die „Slöpe" bringen kann, — er besinnt sich also keinen Augenblick, sondern folgt unwillkürlich dem raschen Antriebe seines guten Herzens: greift das todte Roß mit kräftigen Fäusten an und

fördert das nützliche Werk also bald zu Ende. Durch das Bewußtsein einer guten That und den dankbaren Händedruck des greisen Mannes reichlich belohnt, will er seines Weges gehen, und so eben einen guten Bekannten unter den inzwischen zahlreich versammelten Zuschauern anreden, als dieser vor ihm zurückweicht, und aus dem Haufen vielfache Rügen seines Verfahrens laut werden. Da wird ihm sein Verbrechen gegen das Gesetz der Volksehre klar, welches denn auch so mächtig sich erweist, daß seine Kameraden ihn meiden, daß die ganze Compagnie einhellig beschließt, nicht länger mit Dem zu dienen, der freiwillig dem Schinder bei seiner Arbeit geholfen, der dem Abdecker die Hand gegeben.

Als einst der treffliche Herzog Karl August von Weimar der Section eines Lieblingsrosses beigewohnt und nun dem fungirenden Scharfrichterknecht durch den Leibjäger einen Laubthaler reichen lassen wollte, legte dieser das Geldstück nicht in die bereits dargebotene Hand des unehrlichen Mannes, sondern auf eine Karre. Der edle Herzog, dies gewahrend, sagte: „Albernheit," — nahm den Thaler und händigte ihn mit den freundlichen Worten: „Da, Landsmann, nimm 'ein Trinkgeld von mir," dem hierdurch zur Menschenwürde erhobenen Knecht ein, der dann hocherfreut in die Durchlauchtige Hand griff und dazu sagte: „Ich bin nur ein sehr armer Kerl, aber dieser Thaler soll in meiner Familie vererben und niemals kleingemacht werden."

Wenn diese schöne Geschichte damals schon passirt oder in Hamburg bekannt gewesen wäre, — wer weiß, vielleicht hätte einer der erleuchteten vier Bürgermeister eben so kühn dem albernen Vorurtheil die Stirn geboten, um durch eine ähnliche Demonstration dem armen Soldaten eine Reparation d'honneur zu verschaffen. Aber Magnifici erfuhren vermuthlich von der Sache damals noch nichts. Und so schien denn der gute Mensch sonder Gnade der Weltstellung eines kastenlosen Paria anheim zu fallen, als endlich seine Officiere, die ihn ungern entließen, seine Rettung versuchten. Es wurde also ein ordentliches Kriegsgericht über ihn gehalten und zu Recht erkannt, daß der gute Kerl, allerdings unehrlich geworden, dennoch, dieweil sein Makel aus keiner moralisch ehrlosen That entsprungen, mittelst Fahnenschwenkens über ihn nach Soldatenbrauch wieder ehrlich gemacht werden könne und dürfe. Dictum factum! Tags darauf formirten die dienstfreien Compagnien des Regiments auf dem Pferdemarkte ein Quarré. Der Kerl, ohne Waffen, mußte vortreten. Nachdem der Oberauditeur die Sentenz verlesen, kniete Jener nieder, der Fähndrich trat vor und schwenkte dreimal die Fahne über ihn, worauf der Capitän ausrief: „Nunmehro stehe auf als ein ehrlicher Soldat." Und er stand auf als ein ehrlicher Mann und Soldat, die Waffen wurden ihm zurückgegeben, er trat in Reih' und Glied, und verblieb bis an sein selig Ende in allen Ehren und Würden eines Grenadiers der Garnison. Ja, er hatte aus diesem Handel noch die besondere Auszeichnung davongetragen, daß er in Hamburg unter dem Beinamen „der ehrliche Mann" eine Stadtmerkwürdigkeit geworden war. Und da außer ihm Niemand in Hamburg existirte, dem die Ehrlichkeit in solcher Weise öffentlich documentirt war, so nannte man ihn auch wohl „den einzigen ehrlichen Mann in Hamburg."

Zum Schlusse erzählt Beneke noch eine Geschichte aus neuerer Zeit — etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts — wo ein Bauerbursche aus Ritzebüttel mit dem von ihm nicht gekannten Scharfrichter trank und in Folge davon in seinen eigenen Augen, wie in denen seiner Freunde und Bekannten unehrlich erschien. Der arme Mensch versteckte sich im ödesten Revier des Amtes und verwilderte fast gänzlich, bis ein menschenfreundlicher Amtmann ihn aufsuchen ließ und es trotz der entgegenstehenden Ansichten der Ortsvorstände durchsetzte, daß der Unglückliche durch feierliches Fahnenschwenken ehrlich gemacht wurde.

Neues vom Büchertisch.

Eckardt, Ludw., Lessing u. das erste deutsche Nationaltheater in Hamburg. Eine deutsche Gabe zur Shakspeare-Feier. Vortrag im Athenäum zu Hamburg am 21. April 1864. gr. 8. Hamburg, Boyes u. Geisler. 6 Sgr.

Universal-Portrait-Gallerie berühmter Männer u. Frauen des 19. Jahrh. 2. Bd. 5—10. Lfg. gr. 4. Leipzig, Baumgärtner. à 6 Ngr.



Umschau

auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und der Gewerbe.

Die Photographie als Hilfsmittel für die Miniaturmalerei.

Die Photographie ist die gewissenhafteste Dienerin der Malerei; durch sie sind die herrlichen Werke der großen Meister, deren Anblick man sonst nur in den Museen genießen konnte, zum Gemeingut Aller geworden. Nach den glänzenden Resultaten, die man hier erzielt hat, beeilt man sich immer mehr, von der Geschicklichkeit, mit der das Licht den Griffel führt, Nutzen zu ziehen. In Amerika hat man in neuester Zeit versucht, sich der Photographie mit großem Nutzen als Hilfsmittel bei der Miniaturmalerei zu bedienen. Will man die Bilder auf die Elfenbeinplatten übertragen, so legt man letztere zwei bis drei Tage lang in eine Auflösung von oxalsaurem Eisenoxyd-Ammoniak. Die Uebertragung des Bildes vermittelst des Sonnenlichtes nimmt dreiviertel bis eine Stunde in Anspruch. Die Hervorrufung des Bildes geschieht dadurch, daß man die Platte in eine Auflösung von Oxalsäure und rothem Blutlaugensalz taucht. Ist das Bild ganz zum Vorschein gekommen, so spült man es einige Minuten lang mit reinem Wasser ab. Sollte der Ton zu blau ausgefallen sein, so kann man das Bild beliebig bleichen, indem man dasselbe in eine sehr schwache Cyankaliumlösung eintaucht, worauf das Abspülen mit Wasser wiederholt werden muß.

Die Bergwerksgesellschaft Vieille Montagne.

In Chile sagt ein Sprichwort: Wer in Goldminen arbeitet, verliert stets dabei, wer Silberminen bearbeitet, kann möglicherweise gewinnen, wer aber Kupferbergbau treibt, ist sicher, reich zu werden. Das Letztere gilt auch bei uns von dem Zinkbergbau, der allerdings nicht allgemein verbreitet ist, sondern sich nur auf wenige Gegenden beschränkt. Eine solche bevorzugte Gegend ist der an Preußen grenzende Strich von Belgien. Die Zinkgruben befinden sich hier alle in Händen der Actiengesellschaft Vieille Montagne, die außerdem noch Zinkgruben und Hüttenwerke in der preußischen Rheinprovinz, sowie auch die alten Zinkbergwerke bei Wiesloch in Baden, die vor wenigen Jahren wieder aufgefunden und in Angriff genommen worden sind, und in Frankreich besitzt. Neuerdings hat man auch in Schweden Zinkgruben erworben, deren Erze aber in Belgien verarbeitet werden. Obgleich das Zink bereits seit 1730 in England im Großen dargestellt wurde, so war doch seine Verwendung lange Zeit einzig nur auf die Fabrication von Messing beschränkt. Erst 1805 lernte man die Schwierigkeiten bei der Darstellung des Zinkbleches überwinden und damit war denn auch die Bahn gebrochen für eine Verwendung des Metalles selbst. Wie sehr sich dieselbe in der neuesten Zeit gesteigert hat, lehrt eine Vergleichung der Betriebsresultate der Gesellschaft Vieille Montagne aus den Jahren 1854 und 1863. 1854 wurden gefördert auf den Gruben der Gesellschaft $1\frac{1}{2}$ Million Ctr. Zinkerze (Galmei und Blende), 100,000 Ctr. Blei-, Eisen- und Kupfererze und 2,6 Mill. Ctr. Steinkohlen. Die in Belgien und der preußischen Rheinprovinz belegenen Hüttenwerke der Gesellschaft lieferten 360,000 Ctr. Zink, also 29,72 Procent der gesammten

Zinkproduction dieses Jahres, und die Walzwerke in Belgien, Frankreich und Preußen ½ Mill. Ctr. Zinkblech. Der Mehrbetrag rührt von gekauftem Zink her. Außerdem wurden noch 100- bis 120,000 Ctr. Zinkweiß (Zinkoxyd), ein beliebtes Ersatzmittel für das Bleiweiß, da die Anstriche mit letzterem leicht gelb werden, während die Anstriche mit Zinkweiß unveränderlich sind, gewonnen. Die Gesellschaft beschäftigte 7000 Arbeiter, die mit ihren Angehörigen wenigstens 21,000 Köpfe ausmachten. 1863 wurden dagegen auf den eigenen Gruben in Belgien und Preußen 2,943,240 Ctr. Zinkerze gefördert, dazu lieferten noch die Gruben in Schweden 20,000 Ctr. und außerdem wurden noch 587,480 Ctr. angekauft. Die Hütten lieferten 551,060 Ctr. Zink, der Verkauf von Zink erhob sich aber zu der bedeutenden Höhe von 664,640 Ctr. Der Bruttogewinn von 1863 belief sich auf 1,026,016 Thaler, so daß, wie im Vorjahre, auf jede der 112,500 Stück $^1/_{10}$ Actien à 80 Frcs. (21⅓ Thaler) eine Dividende von 25 Procent vertheilt werden konnte. Die Immobilien der Gesellschaft werden zu 1,418,485 Thaler angegeben, nachdem seit 1837 bereits 6,139,656 Thaler abgeschrieben worden sind. Die Aussichten dieser Gesellschaft für die Zukunft sind sehr glänzend. Wenn auch der Verbrauch des Zinkes, das vor noch gar nicht langer Zeit seines hohen Preises wegen als ein Luxusgegenstand anzusehen war, bereits ein allgemeiner und gewöhnlicher geworden ist, so steht demselben doch noch eine viel weitere Ausdehnung bevor, in dem Maße als die Zeit und die Erfahrung die Vorurtheile, die jetzt der allgemeinen Verwendung dieses Metalles als Bedachung entgegenstehen, vernichten.

Neue Verwendung des Gußstahls.

Wenn wir und zwar mit vollem Rechte das Eisen das herrschende Metall der Gegenwart nennen, da es mit einer der sichern Grundpfeiler ist, auf dem der kolossale Aufschwung der modernen Gewerbethätigkeit ruht, so ist der Gußstahl, der wegen seiner Festigkeit, Zähigkeit, Elasticität und Härte dem Eisen weit überlegen ist, das Metall der Zukunft. Von Jahr zu Jahr erobert sich der Gußstahl neue Verwendungen und dies wird immer mehr der Fall sein, jemehr das Eisen bei großartigen Constructionen in Gebrauch kommt. Wie bekannt sind in der neuesten Zeit die eisernen Brücken sehr in Aufnahme gekommen, weil dieses Material Dimensionen bei den Bauten zuläßt, die nach dem alten System gradezu unmöglich waren. Aber sehr bald stellte sich heraus, daß die Verwendung des Eisens bei Brücken mit sehr großen Spannweiten mit nicht unerheblichen Mängeln behaftet sei. Das Eisen ist nämlich im Verhältniß zu seiner Festigkeit viel zu schwer, so daß es schon zur Sprache gekommen ist, ob die Verwendung des Eisens überhaupt bei großartigen Brücken räthlich sei. So sind z. B. bei der bekannten Brücke über die Weichsel bei Dirschau 3 Ctr. Eisen erforderlich, um 1 Ctr. Stützlast zu tragen, und bei der berühmten Britanniabrücke, wo die Spannweite noch größer, ist dieses Verhältniß noch ungünstiger. Man hat nun zwar versucht, diesen Uebelstand durch Verbesserungen in der Construction zu beseitigen, aber was man hier auch ersonnen hat, eine Aenderung ist dadurch nicht herbeigeführt worden. Ein günstigeres Verhältniß konnte noch nicht erzielt werden, da nicht die Construction die Quelle des Uebels, sondern diese allein in den Eigenschaften des Materials zu suchen ist. Neuerdings ist diese Frage wiederum bei Gelegenheit der großartigen Eisenbahnbauten, mit denen man in Holland umgeht, zu einer gründlichen Erörterung gekommen. Der eigenthümlichen natürlichen Beschaffenheit des Landes wegen sind hier nicht allein viele Brücken, sondern auch sehr großartige zu bauen. So soll z. B. die Brücke bei Kuilenburg eine Oeffnung von 478 Fuß lichter Weite bekommen, die bei Bommel mehrere von 382 Fuß und die bei Moerdyk gar 10 Oeffnungen jede von 318½ Fuß. Von den 2,940,000 Thalern, welche die neue Rheinbrücke bei Köln gekostet hat, kommen allein 1,250,000 Thaler, also 42,52 Procent auf den eisernen Ueberbau. Hiernach kann man einigermaßen die Erheblichkeit des Capitales ermessen, das von den großartigen Brückenbauten in Holland beansprucht wird. Deshalb sahen sich die holländischen Ingenieure veranlaßt, bevor sie zur Ausführung selbst schritten, sehr gründliche Vorstudien anzustellen und da diese, wie oben bemerkt, zu Ungunsten des Eisens ausfallen mußten, so faßten sie den Gußstahl in's Auge. Um aber ganz sicher

zu gehen und um bestimmte Anhaltspunkte und genaue Grundlagen für die Berechnung und Beurtheilung zu gewinnen, hat man sich zunächst dazu entschlossen, drei kleinere Brücken für den gewöhnlichen Straßenverkehr zu erbauen, also gewissermaßen gleich im Großen zu experimentiren. Die eine dieser Brücken hat 118 Fuß Spannweite und $12\frac{3}{4}$ Fuß Breite und die beiden andern bei derselben Breite eine Spannweite von 95 Fuß. Bei den verschiedenen Belastungsproben, denen diese Brücken nach ihrer Vollendung unterworfen wurden, sollen sie sich vollkommen bewährt haben. An Nachahmung wird es daher nicht fehlen, und damit sind der deutschen Industrie neue und sehr günstige Aussichten eröffnet, da die deutsche Gußstahlfabrication selbst der englischen weit überlegen ist.

Zur Statistik der chemischen Fabrication in England.

Ueber die kolossale Ausdehnung, welche die Fabrication chemischer Producte in England in der neuesten Zeit erlangt hat, ist bereits Bd. XII S. 198 berichtet worden. Wir wollen diesen Bericht durch einige Zahlen, die laut genug für sich selbst sprechen, ergänzen. Unsere Angaben beziehen sich nur auf die Fabrication von Schwefelsäure, Soda und Chlorkalk, Industriezweige, die Hand in Hand gehen. Die Capitalien, die in diesen Industrien angelegt sind, belaufen sich auf 14,290,000 Thaler, und davon kommen 10,95 Procent auf die Ländereien, 44,28 Procent auf die Gebäude und Apparate, 38,45 Procent auf das Betriebscapital und 6,32 Procent auf die Unterhaltungs- und Reparaturkosten. Das Gewicht der jährlich fabricirten Producte beträgt 5,600,000 Centner und der Werth 16,650,000 Thaler. An Rohproducten werden jährlich 36,676,000 Centner verbraucht und zwar 5,080,000 Centner Kochsalz — Preußen producirt auf seinen 20 Salinen nur 48,12 Procent dieser Masse und ganz Oesterreich an Stein-, Sud- und Seesalz 95,38 Procent —, 19,220,000 Centner Steinkohlen, 5,600,000 Centner Kalk, 5,280,000 Centner Schwefelkies, 176,000 Centner Natronsalpeter, 660,000 Centner Braunstein und 660,000 Centner Holz für Fässer zur Verpackung. Beschäftigt werden durch diese Industriezweige 19,140 Arbeiter und zwar 10,600 bei der directen Fabrication, 3100 in den Steinkohlengruben, 420 in den Salzwerken, 660 in den Kalkbrüchen, 4030 in den Schwefelkiesbrüchen und 330 bei der Verarbeitung des Holzes. Rechnen wir die Familien hinzu, so werden 95,700 Personen durch diese Industriezweige ernährt. Der Arbeitslohn beträgt jährlich 5,805,850 Thlr.

Das größte Eisenwerk der Welt

ist das von Dowlnis bei Merthyr Tydwil in Südwales. Hier sind 18 Hohöfen im Gange, von denen jeder wöchentlich 8- bis 10,000 Centner Roheisen liefert, und 151 Puddelöfen, sowie eine angemessene Zahl von Schweißöfen für 11 Walzwerke, die wöchentlich 40,000 Centner Stabeisen produciren. Die Jahresproduction beläuft sich auf 2,600,000 Centner Roheisen und 1,800,000 Centner Stabeisen. Das eine Eisenwerk zählt 4 Hohöfen mehr als das Königreich Sachsen im Jahre 1858 und producirt fast zehnmal so viel Roheisen als dieses und nur eine Kleinigkeit weniger (40,604 Centner) als sämmtliche Staaten des deutschen Zollvereins mit Ausnahme von Preußen in 183 Eisenhütten. Die Roheisenproduction auf Dowlnis' Eisenwerk beläuft sich auf fast ein Drittel (32,94 Procent) der gesammten Roheisenproduction in ganz Preußen, wo 184 Eisenhütten im Gange sind. Der Steinkohlenverbrauch beträgt jährlich 9,600,000 Centner, noch um 191,325 Centner mehr als der gesammte Verbrauch an Steinkohlen während des Jahres 1862 in Berlin. Die auf dem Werke beschäftigten 8000 Arbeiter erhalten einen Jahreslohn von 1,998,000 Thaler.

Berlins Handelsverkehr.

Der Aufschwung, den Berlin im Laufe der Jahrhunderte von dem Fischerdorfe bis zur Haupt- und Residenzstadt genommen hat, steht in keinem Vergleich zu dem, der in der kurzen Spanne Zeit seit der Einführung der Eisenbahnen eingetreten ist. Wäre es dem Weißbierphilister, dessen Stillleben noch nicht durch den schrillen Pfiff der Locomotive gestört wurde, vergönnt, heute wieder aus dem Grabe hervorzusteigen, so würde er sicher höchst erstaunt auf das fremdartige, hastige und unstete Treiben in den Straßen Berlins schauen und Mühe haben, sich in seinen Erinnerungen aus der Zeit seines Lebens zurechtzufinden, denn gewaltig sind die Veränderungen, die Ver-

lin seit der Zeit erfahren hat, wo es zu dem sehr zweifelhaften Ruhme, die Metropole der Intelligenz zu sein, noch den einer Handels- und Fabrikstadt ersten Ranges hinzugefügt hat. — Die Großartigkeit des heutigen Verkehrs in Berlin lernt man deutlich aus dem Eisenbahn- und Schifffahrtsverkehr kennen. Die Einfuhr mittelst der Eisenbahnen belief sich 1863 auf 9,296,077 Centner und die Ausfuhr auf 6,490,357 Centner und davon kommen auf die anhaltische Bahn resp. 31,99 und 23,59 Procent, auf die Potsdam-Magdeburger Eisenbahn 28,92 und 37,37 Procent, auf die Hamburger Eisenbahn 22,50 und 20,12 Procent und auf die Stettiner Eisenbahn 16,58 und 18,82 Procent. Die Zahl der anlangenden Schiffe betrug 1863 37,251, 7820 oder 26,57 Procent mehr als 1862.

Die Zahl der Locomotiven auf den Eisenbahnen Großbritanniens

betrug Anfangs 1861 5801; im Laufe des Jahres stieg sie auf 6166 und bis zum Ende des Jahres 1862 auf 6398. Rechnet man die Dauer einer Locomotive auf 20 Jahre, so müssen als Ersatz für die ausrangirten Invaliden Jahr aus Jahr ein wenigstens 500 neue Locomotiven erbaut werden, ganz abgesehen von andern Anforderungen, welche die Zahl dieser Dampfrosse von Jahr zu Jahr steigern müssen. Eine Locomotive kostet in England circa 8660 Thaler und folglich sind alljährlich allein $4^1/_3$ Mill. Thaler erforderlich für die Remonte dieser Dampfrosse. Viel bedeutungsvoller ist aber der Umstand, daß zu dem Bau dieses alljährlichen Bedarfes in Folge der Abnutzung eine wahre Armee von 12- bis 13,000 Menschen erforderlich ist und diese repräsentiren mit ihren Angehörigen eine Zahl von wenigstens 50,000 Personen, deren Unterhalt einzig von dem Bau dieser Dampfrosse, die eine so außerordentliche Rolle in der Geschichte der Civilisation unseres Jahrhunderts spielen, abhängt.

Insecten, welche Blei durchfressen.

Es sind in neuester Zeit zwei Fälle beobachtet worden, wo Insecten ziemlich starke Bleitafeln durchfressen haben, eine Thatsache, die noch immer von Vielen bezweifelt wurde. Beide Fälle wurden bei dem Bau neuer bleierner Schwefelsäurekammern, der eine im Elsaß von Kestner, der andere in Schöningen bei Braunschweig beobachtet. In den Brettern unter dem Boden der Schwefelsäurekammer, welche aus Bleiplatten gebildet wird, deren Stärke 1—2 Linien betrug, hatten sich Insectenlarven erhalten. Ehe dieselben sich in geflügelte Insecten verwandeln, pflegen sie sich einen geeigneten Ausweg aus dem Holze zu schaffen, in dem sie früher wanderten und lebten, was sie in der vollkommneren Lebensform nicht mehr vermögen. Bei diesem Bestreben waren sie dem auf dem Holze festaufliegenden Blei begegnet und hatten es nicht gescheut, auch dieses mit ihren scharfen Kauwerkzeugen zu durchbohren. In Schöningen fand man die vier fast völlig entwickelten Insecten, sogenannte Holzwespen, in den Gängen des Holzes neben den Bleispänen aus den das Blei schief durchsetzenden Löchern. Die Löcher waren ziemlich rund aber nicht glatt, sondern fein gestreift. Ihr Durchmesser betrug $1—1^1/_2$ Linien. Die Thiere sind über einen Zoll lang und haben einen sehr harten Kopf. Dennoch ist man überrascht, daß sie sich weder von der Consistenz noch der Giftigkeit des Bleies abhalten lassen, es zu durchbohren.

Neues vom Büchertisch.

Giebel, C., die Fauna der Braunkohlenformation v. Latdorf bei Bernburg. Mit 4 Tafeln. gr. 4. Halle, Schmidt's Verl. 3 Thlr.

Lochnis, H., die Vereinigten Staaten v. Amerika. Deren Vergangenheit u. Gegenwart in socialer, polit. u. finanzieller Beziehung. gr. 8. Leipzig, C. H. Mayer. 2 Thlr.

Wenckenbach, Fr., bergmännisches Wörterbuch. Nebst e. Anh. üb. das herzogl. nass. Maß u. Gewicht. gr. 16. Wiesbaden, Limbarth. 12 Sgr.

Wredow's Gartenfreund. Eine Anleitg. zur Erziehg. u. Behandlg. der Gewächse im Gemüse-, Obst- u. Blumengarten, in Wohnzimmern, Gewächshäusern u. Mistbeeten, sowie der Bäume u. Ziersträucher im freien Lande. 11. Aufl., nach den neuesten Erfahrgn. verm. v. H. Gaerdt u. E. Neide. gr. 8. Berlin, Gaertner. 2 Thlr., in engl. Einb. $2^1/_3$ Thlr.



Neuestes aus der Ferne.

Der Stekinfluß im russischen und britischen Gebiete von Nordamerika.

Zwar ist seit einer Reihe von Jahren das an den Stillen Ocean grenzende Gebiet des britischen Nordamerika, das goldreiche Columbia und Vancouverinsel, Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit gewesen, gleichwohl aber befinden sich dort noch weite Ländercomplexe, zum Theil sogar dicht an der Meeresküste, über deren geographische Beschaffenheit noch sehr unklare Begriffe umlaufen. Eine solche terra incognita war noch bis vor Kurzem das Flußgebiet des Stekin (auch Sticken geschrieben), welcher, aus British Columbia kommend, einen 8 geographische Meilen breiten, zu Rußland gehörigen Küstenstreifen passirt, bevor er sich — wieder auf britischem Gebiete — in das Meer ergießt. Zunächst wohl durch englische Colonialzeitungen, die für die Abtretung jenes Landstreifens an England wirkten, wurde die russische Regierung auf den früher unbeachteten Fluß aufmerksam und sandte im Jahre 1863 eine Untersuchungsexpedition unter Führung des Marinelieutenants Bassarguine aus. Gleich bei der Ankunft theilte sich das Personal derselben in drei Abtheilungen, von denen die eine die Mündung, die zweite den russischen Antheil des Flusses, die dritte den obern Lauf desselben, auf britischem Gebiete, erforschen sollte. Dieser letzten Abtheilung hat sich Professor W. F. Blake aus Sacramento City angeschlossen, von dem die durch die Expedition erlangten Resultate in einem californischen Blatte mitgetheilt worden sind.

Der Stekin hat nach ihm seine Quelle in den „Blauen Bergen," welche die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des in den Arktischen Ocean mündenden Mackenzie und den nach dem Großen Ocean herabkommenden Strömen bilden. Im obersten Theil seines Laufes fließt er gegen Nordwest am Fuß dieser Berge hin und nimmt viele kleine Zuflüsse aus den Thälern derselben auf. Nahezu unter dem 60. Parallel wendet er sich gegen Südost um und durchfließt 25 Stunden weit ein verhältnißmäßig ebenes Land, das ohne die Aussicht begrenzende Erhebungen beschrieben wird. Hier nimmt er einen Arm aus Nordwest auf, tritt sodann in eine sehr gebirgige Gegend ein und wird auf 4 Stunden beiderseits von fast senkrechten und überhängenden Felsenmassen eingeengt. Diese Strecke heißt „Great Cannon," sie ist in ihrem obern Theile sehr mangelhaft bekannt, doch soll der Fluß einige Bogen machen, welche eben so wie die Gefahren der Schlucht dadurch von den Goldgräbern vermieden werden, daß sie den Strom verlassen und zu Fuß quer über das Land gehen. An einer Stelle nähern sich die Wände der Schlucht einander so, daß der Fluß bei Hochwasser aufgestaut wird und dann einen Fall von einigen 60 Fuß bildet. Bei der Einmündung des ersten von Nordwest kommenden Zuflusses steht ein Dorf der Stekinindianer und unterhalb des Cannon befinden sich mehrere Goldgräberlager. Vom untersten derselben, Shek's Bar, abwärts fließt der Stekin ziemlich genau nach Südost, parallel mit der Küstenlinie. Das ganze Volumen des Flusses ist in einen nicht über 60 bis 100 Fuß breiten Raum zusammengepreßt und stürzt mit großer Geschwindigkeit wie durch ein Schleusenthor. Glück-

licherweise entstehen aber durch das ungleiche Vorspringen der Wände an einzelnen Stellen Rückströmungen, welche allein das Fortkommen von Boten möglich machen. Manche Reisende, auf indianischen Canoes heraufkommend, haben hier ihren Tod gefunden, und die Expedition selbst verlor einen ihrer Leute, welcher am Seile zog und unvorsichtig in das tiefe schnelle Wasser gerieth. Etwa 23 deutsche Meilen unterhalb dieser Stromschnelle wendet sich der Fluß im Bogen nach Westen und dann nach Süden, bis er nach 5 Meilen seine Mündung in der Straße oder dem Sunde zwischen der Küste und den vorliegenden Inseln erreicht.

Die ganze Länge des Flusses beträgt ungefähr 75 Meilen (fast gleich der Länge des Rheins von seiner Quelle bis Mainz). Das Land an der Mündung ist eine Wildniß, das alte Fort Stekin der Hudsonbaicompagnie ist längst verschwunden und nur ab und zu kommt ein kleiner Dampfer oder ein Küstenfahrzeug, um bei den Koloschen Pelzwerk gegen schlechten Whisky und elende Decken, Hemden, Calico und dergleichen einzuhandeln, so daß die Indianer bei großen Gelegenheiten bekleidet erscheinen. Mit Ausnahme des Gürtels ebenen Landes oder vielleicht der breiten und niedrigen Abdachungen der Blauen Berge hält sich der ganze Lauf des Stekin zwischen Bergketten. Die schmalen Streifen Landes im Thalgrunde, welche gelegentlichen Ueberschwemmungen unterworfen zu sein scheinen, haben eine kräftige Vegetation von Erlen, Baumwollenbäumen (eine Art Pappel) und bisweilen immergrünen Bäumen. Das Holz der am meisten vorkommenden Pappel ist weiß, weich und leicht und wird von den Indianern zu Canoes verwandt. Am untern Laufe des Flusses gibt es sehr wenige Stellen, welche durch ihre Beschaffenheit, die Vortheile ihrer Lage, den Boden 2c. zur Errichtung einer Niederlassung einladen.

Die Schnelligkeit und Stärke der Strömung in seinem ganzen Laufe bleibt das Merkwürdigste am Stekinflusse. In den obern Theilen des Flusses beträgt die Schnelligkeit der Strömung durchschnittlich $1^1/_4$ Meile in der Stunde, in den untern Theilen eine Meile.

Professor Blake hegt, wenige Localitäten ausgenommen, von der Goldausbeute am Stekin keine großen Hoffnungen. Doch ist die Quantität des feinen Goldstaubes an manchen Punkten überraschend groß, besonders auf den Bänken in einer 5 bis 6 Zoll tiefen Schicht, die 18 Zoll unter der Oberfläche beginnt. Zwei Mann wuschen aus einer Strecke von 200 Fuß für 2000 Dollars Gold. Einige von den Goldgräbern, die am Stekin überwintert hatten, wollten im Sommer 1863 die Blauen Berge zu erreichen suchen.

Das Klima am Stekin ist nicht eben ein mildes zu nennen. Der Fluß friert im December zu und geht erst im Mai auf. In den letzten Wochen des Mai, der Zeit von Professor Blake's Aufenthalt, fingen die Pappeln und andere Laubbäume zu grünen an. Die Nächte waren zwar kalt, aber es fror nicht, das Thermometer zeigte selten weniger als $3^1/_2$ Grad R. Den Tag über war es in der Sonne heiß. Am obern Lauf soll der Winter sehr streng sein.

Bevorstehende Erforschung des Ogo-Wai (Gabun) durch M. Touchard, Marinearzt.

Auf die Erforschung des Ogo-Wai durch den Marinearzt Griffon du Bellay und den Schiffslieutenant Serval wird noch eine weitere folgen, indem das Marinedepartement den Marinearzt Touchard, schon durch seine Untersuchungen der Flüsse Como und Rhambae, der Hauptarme des Gabun, bekannt, wieder dahin abschicken will. Es ist ihm ein kleines Dampfbot zu 5 Pferdekraft zur Verfügung gestellt, mit dem er den Ogo-Wai hinaufzufahren gedenkt, der, wie man vermuthet, mit den großen Seen im Innern Afrika's in Verbindung steht.

Eine neue arktische Expedition

hat kürzlich der durch seine frühern Nordpolexpeditionen bekannte C. F. Hall in New-York für Mitte Juni dieses Jahres angekündigt. Er will sich von New-London auf einem Walfischfahrer einschiffen, begleitet von den Eskimos, welche er von seiner letzten Nordpolfahrt mitgebracht hat. Den Winter wird er in Repulsebai, im äußersten Nordwesten von der Hudsonsbai, zubringen und im nächsten Frühjahr eine Landreise mit Hunden und Schlitten nach Boothia und King William's Sund unternehmen.

Der neue transatlantische Telegraph.

Aus den Mittheilungen der atlantischen Telegraphengesellschaft in London entnehmen wir folgende Angaben über die Kosten des neuen Unternehmens. Für den Fall, daß

das Cabel erfolgreich arbeitet, ist der Stand des Capitals:

	Pfd. Sterl.
Alte Actien	600,000
8procentige Verzugsactien . .	600,000
In zwei Jahren zahlbare Obligationen	100,000
In Summa	1,300,000

Nach vielen Versuchen von Varley und Thomson sollen durch das jetzt zur Anwendung gelangende Cabel zwischen Irland und Neufundland in einer Minute acht Worte befördert werden können. — Reducirt man diese Annahme um 25 Procent und nimmt an, daß nur sechs Worte befördert werden können, und arbeitet das Cabel täglich 24 Stunden, und nimmt man statt 365 Tage jährlich 300 Tage an, so können im Jahre $6 \times 24 \times 300 = 2{,}592{,}000$ Worte, und 20 Worte pro Depesche gerechnet, 129,600 Depeschen befördert werden. Kostet die Depesche von 20 Worten 5 Pfd. Sterl., so bringt dies im Jahre $5 \times 129{,}600 = 648{,}000$ Pfd. Sterl. ein, und wenn man auch davon $33^1/_3$ Procent absetzt, so bleibt eine Jahreseinnahme von 432,000 Pfd. Sterl.

Die Ausgaben sollen betragen:

	Pfd. Sterl.
4 Procent Zinsen auf alte Actien	24,000
8 Procent Zinsen auf Verzugsactien	48,000
5 Procent Zinsen auf Obligationen	5000
Unterhaltung der Stationen in Irland und Neufundland, Verwaltungskosten rc.	15,000
Zusammen	92,000

Es bleibt demnach ein Reinertrag von 340,000 Pfd. Sterl. pro Jahr, was eine Dividende von 25 Procent ergibt für das ganze Capital, und neben den Subsidien der englischen und amerikanischen Regierung von zusammen 34,000 Pfd. Sterl. (auf 25 Jahre) noch einen Ueberschuß von 40,000 Pfd. Sterl. möglich macht.

Nachrichten über Herrn v. Heuglin.*)

Schon im vorigen Hefte theilten wir unsern Lesern gelegentlich des Berichts über das Schicksal der Tinné'schen Expedition mit, daß Hr. v. Heuglin krank nach Chartum zurückgekehrt sei. Mittlerweile ist bei dem Präsidium der Leopoldo-Carolinischen Akademie, welche einen Beitrag zu seinen Reisekosten gesteuert hatte, ein Schreiben von ihm angelangt, welches er noch vor seiner Ankunft in Chartum, bereits am 12. Februar dieses Jahres von Murah-Scholl, unfern der Meschrah des Bahr-el-ghasal abgesandt hat. Außer Beiträgen zur Kenntniß der Fauna und der Volksstämme jener Gegenden gibt Herr v. Heuglin noch folgende Aufschlüsse über das Schicksal seiner Expedition: „Die Verhältnisse erlauben mir es leider nicht, zu dem muthmaßlichen Binue, von dem ich kaum 40 deutsche Meilen entfernt war, vorzudringen, obgleich ich eine solche Reise für leicht ausführbar halte. Ich hielt mich für verpflichtet, die Gesellschaft (Tinné), der ich mich einmal angeschlossen, im Unglück nicht zu verlassen, von dem wir durch den Verlust von vier europäischen Mitgliedern heimgesucht waren. Es gereicht mir indeß immer zum Trost, daß ich die wenige Zeit, die ich zu Arbeiten und Untersuchungen verwenden konnte, nicht unbenutzt vorübergehen ließ und daß ich so glücklich bin, andern Reisenden eine Straße mitten durch Afrika zeigen zu können, deren Verfolgung vom größten Interesse für die Wissenschaft sein muß. Ich besitze augenblicklich weder die Mittel, noch — ich gestehe es — den Muth, sogleich wieder nach dem Innern aufzubrechen. Vielleicht erhalte ich in Chartum Nachrichten von Speke, mit dem ich halb und halb übereingekommen bin, eine Expedition nach Westen zu unternehmen. Vorläufig muß ich etwas meine vollständig ruinirte Gesundheit pflegen."

*) S. Monatshefte Bd. XV, S. 333 u. 673.

Weiteres über und von Dr. Livingstone.

Abermals sind von dem unermüdlichen Reisenden einige specielle Berichte eingelaufen, welche nicht nur sein Wohlbefinden außer allen Zweifel setzen, sondern auch sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß Südafrikas enthalten. Daß die Briefe, welche von Ende December vorigen Jahres datirt und an den Präsidenten der Londoner geographischen Gesellschaft, Sir R. Murchison, und an den Admiral Washington gerichtet sind, erst kürzlich eingetroffen, darf uns bei dem mangelhaften Verkehr des südafrikanischen Innern mit der Küste nicht Wunder nehmen. Dr. Livingstone schreibt, daß ihn die Depeschen, welche den Befehl zu seiner Rückkehr enthielten und vom 2. Februar

1863 datirt waren, erst am 2. Juli in Schupanza, bei der Mündung des Shiré in den Zambesi, erreicht haben, zu einer Zeit, wo das Wasser so tief gefallen war, daß es ihm unmöglich gewesen sei, den „Pioneer" den Nyassasee hinabzubringen. Um den sonach unvermeidlichen Aufenthalt auszufüllen und die Zeit vom Juli bis zu den Wasserfluthen des December zu nützen, hielt er es für's Beste, sich durch den Augenschein zu vergewissern, ob ein ansehnlicher Fluß sich in das Nordende des Sees ergieße; ferner wollte er bei dieser Gelegenheit Aufschluß zu gewinnen suchen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Angabe, daß die Mehrzahl der nach Zanzibar, Iboe und Mozambique geschafften Sclaven aus dem Seedistricte kommen.

Fast alle nach Quiloa, Iboe und Mozambique geschafften Sclaven kommen an der Kotakotabai zusammen. Wenige werden bis nach dem Ende des Sees hinuntergeführt und dort, der Billigkeit halber, über den Shiré gesetzt. Aber hier ist der Knotenpunkt der großen Handelsstraße nach Katanga, Kazembe 2c. Die Babisa sind die Haupthändler, und die Wanganja die Hauptackerbauer. Livingstone traf hier auf zwei Araber, welche sich sehr freundlich gegen ihn und seine Leute benahmen. Sie kamen ihnen entgegen und brachten ihnen Reis, Mehl, Zuckerrohr und ein Stück Malachit. Die Expedition schlug nun eine volle westliche Richtung ein und gelangte nach drei Tagen auf den Rand eines Plateau. „Das langedauernde Aufsteigen wird verschönert durch den Anblick reizender Bergpartien, Thalgründe und Gebirgsströme, deren Rücken, Schluchten und Ufer, mit immergrünen Baumgruppen geziert, ein unvergleichliches Panorama gewährten. Auf den Höhen herrscht eine herrliche, doch ganz eigenthümlich durchdringende Luft; es kam uns sämmtlich vor, als durchzöge sie unsere Körper. Fünf Schupanza, welche ich bei mir hatte und welche ihr ganzes Leben hindurch an die Stickluft des Zanzibar-Deltas gewöhnt waren, wurden fast krank und niedergedrückt durch die reine Luft, welche auf mich erheiternd und wie neubelebend wirkte. Wir wanderten etwa 90 (englische, $= 21^1/_2$ deutsche) Meilen westlich und drehten uns dann in nordwestlicher Richtung. Das Land ist eben, der Saum des Plateau 3440 Fuß über der See." Livingstone meint, daß die Richtung der Ströme die Hypothese Murchison's bestätige, denn der Isangwa vom See finde seinen Weg zurück nach dem Nyassa, während ein anderer, genannt der Isangwa vom Moravi, gegen Westen fließe und sich in den Zambesi Zumbo ergieße. Die Reservoirs dieser Flüsse sind sumpfige Thäler mit tiefen Löchern in ihrem Lauf ... Livingstone bedauert sehr, daß seine Angaben nur auf Informationen von den Eingeborenen, nicht aber auf eigener Anschauung beruhen. Er beklagt sich darüber, daß die portugiesische Sclavenjägerei das Werk, für das er seit Jahren thätig gewesen sei, vollkommen zunichte gemacht habe. Ueber den Sclavenhandel spricht er sich in dem Schreiben an Admiral Washington noch wie folgt aus: „Es war die Ueberzeugung, die sie aus meinem Elfenbeinaufkauf zogen, daß ich auf die Vernichtung des Sclavenhandels hinarbeite, welche die Portugiesen alles aufbieten ließ, um meinen Unternehmungen so viele Hindernisse als möglich vorzuschieben. Ich hoffe, daß Operationen im Innern (und unter einem fähigeren Führer) nicht werden vernachlässigt werden. Solche werden dem Sclavenhandel mehr und erfolgreicheren Einhalt thun, als alle unsere Kreuzer an den afrikanischen Küsten; ohne sie sehe ich keine Wahrscheinlichkeit, daß die Portugiesen die Sclaverei aufgeben werden." Schließlich bemerkt er, daß der Befehl zur Rückkehr ihn hindere, über Streitfragen in's Reine zu kommen, deren Lösung ihm ganz nahe gerückt war.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 96. September 1864.



Die Verkauften.

Historische Novelle

von Bernd v. Guseck.

VI.

Ein Vierteljahr dauerte die Ueberfahrt nach Amerika. Am 3. Juni 1777 warf die aus 17 Segeln bestehende, durch die Kriegsfregatte Somerset von 74 Kanonen escortirte Transportflotte, welche die fränkischen Regimenter nebst hessischen Ersatztruppen an Bord hatte, im Hafen von New-York Anker. Der Donner des Geschützes zum Empfang wurde vom Donner eines furchtbaren Gewitters begleitet, das als ein Vorzeichen der kommenden Ereignisse die Deutschen begrüßte. Sie waren freudigen Muthes. „Wir brannten vor Verlangen", sagt der wackere Baireuther in seinem Tagebuche, „Proben von unserer Tapferkeit zu geben und zu zeigen, daß es den Deutschen und besonders dem von jeher berühmten fränkischen Blute nicht an Muth fehle, und solchen auch in einem andern entfernten Welttheile leuchten zu lassen." Das war die alte Kriegslust im deutschen Blute, die in frühern Jahrhunderten keinen Krieg von der Newa bis zum Volturno, von der Theiß bis zum Tajo ohne deutsche Söldner hatte schlagen lassen. Wofür? gegen wen? Das war gleichgiltig. Die unselige Zersplitterung Deutschlands in Hunderte von reichsunmittelbaren Gebieten und die zahlreichen Fehden zwischen denselben, oft mit winzigen, nach Zehnern zu berechnenden Kriegshaufen, hatten dazu gedient, das Gefühl des gemeinsamen Bandes abzustumpfen; der fluchwürdige dreißigjährige Krieg war dann des Unheils Vollendung gewesen. Seitdem auch deutsche Fürsten mit dem Reichsfeinde Frankreich im Bunde, seitdem war keine Schmach, die ihr Ludwig XIV. geboten, groß genug gewesen, um die deutsche Nation zu gemeinsamer That für ihre Ehre aufzustacheln! Was Wunder, wenn einzelne Fürsten jetzt ihre Interessen durch die berüchtigten Subsidienverträge verfolgten!

Der Feldzug war bei der Ankunft der hessischen Truppen in New-York noch nicht eröffnet, weder hier noch in Canada, obgleich auch die Nordarmee dort bedeutende Verstärkung aus Europa erhalten hatte. In Verbindung standen beide nur sehr dürftig — wie sollte da ein Zusammenwirken, trotz des vortrefflichen Operationsplans, den man in London entworfen hatte, stattfinden. Und doch

war die höchste Energie geboten, um die Vortheile, welche eine regelmäßige Kriegsmacht über Washington's zusammengeraffte Streitkräfte gewonnen hatte, die allgemeine Entmuthigung der Patrioten Amerika's, die in Folge der ersten Unglücksfälle, besonders durch den Verlust von New-York, eingerissen war, zu entscheidenden Schlägen zu benutzen!

Ganze Regimenter Milizen kehrten bei abgelaufener Dienstzeit — die nur sehr kurz, wie auch im jetzigen Kriege, bemessen war — trotz aller Bitten Washington's in ihre Heimath zurück, die Milizen von Maryland, New-Jersey, zum Theil auch von Pennsylvanien, erklärten ihre Dienstzeit sogar eigenmächtig für abgelaufen und verließen ihre Fahnen und der Feldherr wurde zu dem Ausspruch bewogen, den Alle, welche für bloße Milizheere schwärmen, aus dem Munde des großen Washington, der ein Volksheer geschaffen und endlich zum Siege geführt hat, wohl annehmen können: „Ein Milizheer ist ein gebrechliches Rohr, auf das man sich, ohne Besorgniß zu fallen, nicht stützen kann!“ Der Congreß wurde denn auch bewogen, eine stehende Armee zu decretiren, deren Dienstzeit anfangs auf Kriegsdauer, später jedoch nur auf drei Jahre bestimmt wurde, nach deren Ablauf den entlassenen Officieren und Gemeinen Ländereien angewiesen werden sollten. Dem edeln Feldherrn aber wurde eine militärische Dictatur übertragen.

Zu den Organisationen, die ihm oblagen, gehörte aber Zeit und diese ließ ihm der britische Oberbefehlshaber; er ließ sich hinhalten durch Märsche und Stellungen des Feindes, er fand die letztern immer unangreifbar und kannte die Schwäche des Feindes nicht. Die Werbungen der Amerikaner für ihr stehendes Heer nahmen guten Fortgang, besonders Irland — wie auch heut — stellte sein Contingent von tapfern Söhnen der grünen Insel, welche gegen ihre Unterdrücker gern die Waffen führten; Freiwillige aus Frankreich und andern Ländern strömten Washington zu, unter ihnen Kosciusko, der später in seinem eigenen Vaterlande an die Spitze der Erhebung trat und verwundet das prophetische Wort rief: Finis Poloniae! gegen das sich sein Volk in wiederholten Kämpfen immer von Neuem gesträubt hat. Washington's Muth und Vertrauen war auch in der schlimmsten Lage unerschüttert geblieben, jetzt sah er hellern Blicks in die Zukunft, da auch die Verhandlungen mit Frankreich um wirksame Unterstützung durch ein Hilfscorps von Franklin eifrig betrieben wurden. Die einzige Besorgniß war nur, daß die beiden Armeen des Feindes sich vereinigen könnten, um ihn mit seinen geringen Kräften zu erdrücken, oder ihm wenigstens weite Bodenstrecken zu entreißen.

Darauf war es auch beim Entwurfe des britischen Operationsplanes abgesehen gewesen. In Canada hatte für Carleton, welcher den vorigen Feldzug glücklich geführt, General Bourgoyne den Oberbefehl erhalten, ein brillanter Cavalier im Geschmacke des 18. Jahrhunderts, leichtfertig im höchsten Grade, sorglos in den wichtigsten Dingen, genußsüchtig, ein verwegener Spieler, aber talentvoll, ritterlich und tapfer. Dieser sollte mit zwei Heerhaufen, deren stärksten er selbst führte, während 3000 Mann unter St. Leger eine Seitendiversion über den Ontario machten, gegen Albany vordringen, und sich mit der Hauptarmee unter General Howe in Verbindung setzen. Sir William Howe galt in der Armee als einer der erfahrensten und tüchtigsten Generale, er hatte sich bereits im vorigen Kriege, wie sein älterer Bruder Richard, der Admiral, ausgezeichnet, die Truppen hatten Vertrauen zu ihm, sein vornehmer Anstand und sein liebenswürdiges Benehmen bekundeten ihn als einen vollendeten Gentleman. Auch er, wie Bourgoyne, war sinnlichen Freuden ergeben, führte eine vortreffliche Küche nebst Keller und — wie es zum guten Tone gehörte — eine Mätresse mit sich, zuweilen auch zwei. Freilich, wie Geschichtskundige behaupten, verträgt sich ein unmoralischer Lebenswandel auch mit der Feldherrnkunst. Aber Sir William Howe war eben nur General, kein Feldherr. Ihm fehlte dazu die Energie und Thätigkeit, die Besonnenheit und die Selbständigkeit, er war fremden Einflüssen zugänglich und versäumte die entscheidenden Momente zum Handeln.

Beiden Heeren waren die deutschen Hilfstruppen einverleibt und auch dabei nicht unter einheitlichem Befehl zusammengelassen, sondern vielfach unter britischem Commando zersplittert. Man wußte ihre Kraft sehr gut zu benutzen, allerdings nicht mit der französischen Unverschämtheit, welche die Rheinbundstruppen später zur schwersten Blutarbeit vorschob und ihnen dafür in allen

Schlachtberichten die Ehre abschnitt, diese ließen die englischen Generale den Deutschen in mancher lobenden Erwähnung zukommen, aber als Hilfstruppen, die man bezahlt hatte, wurden sie doch nur angesehen und wenn sie unter der ungeschickten englischen Führung bald mit in die allgemeinen Unglücksfälle verwickelt wurden, so mußten sie außer diesem Schatten auf ihren Ruhm auch der schwärzern Flecken theilhaftig werden, mit denen sich die englische Soldatesca von jeher durch ihre Brutalität und Grausamkeit gegen wehrlose Einwohner bedeckt hat — möge man nur an den Orientkrieg und an Indien denken! Gewiß haben deutsche Soldaten ebenfalls in Amerika Excesse begangen, denn auch die bestdisciplinirten Truppen verwildern im Kriege und das böse Beispiel der Engländer steckte zuweilen an, besonders wo sie durch Feindseligkeiten der bewaffneten und Widersetzlichkeit der übrigen Bewohner — die man ihnen stets nur als ruchlose Rebellen schilderte — gereizt wurden, aber im Allgemeinen haben die Deutschen, wie aus actenmäßigen Quellen hervorgeht, ihrer Disciplin Ehre gemacht und sich gut und schonend gegen die Einwohner verhalten, bis sie Befehl zum Plündern erhielten. Dennoch wurde das Geschrei der Entrüstung, das über die Briten durch die Länder und besonders durch die Presse ging, auch auf die Deutschen übertragen und da sich die Tagespresse um actenmäßige Quellen wenig bekümmert, die Staats- und Kriegsarchive ihr auch meist verschlossen sind, so kann es uns nicht wundern, auch in dieser Beziehung viel unverdiente Schmach über unsere ehrlichen Landsleute gehäuft zu sehen. Hätte der englische Kriegsplan die deutschen Hilfstruppen, wie ihre Stärke wohl gestattete, in ein Corps zusammenziehen und diesem unter Führung eines deutschen Feldherrn — des braunschweigischen Generals von Riedesel oder des hessischen von Heister — eine selbständige strategische Aufgabe stellen können, so würden sie mehr Ruhm und weniger üble Nachrede davongetragen haben. Sie waren aber überall vertheilt. Bei der Nordarmee kämpften die Braunschweiger und Hessen-Hanauer, wovon 660 Mann in Canada zurückblieben, als sich Bourgoyne mit 8000 Mann, wobei 3000 Deutsche, und St. Leger mit 3000 Mann, wobei eine hessische Jägercompagnie, in Bewegung setzten. Hessen-Kasseler und Waldecker standen bei der Hauptarmee Howe's um New-York, welche wenigstens 24,000 Mann zählte. Dazu waren nun die beiden fränkischen Regimenter und einige hundert neuangeworbene hessische Jäger gekommen und General Howe, welcher die Verstärkungen nicht so früh erwartet hatte, entschloß sich endlich, seine Operationen zu beginnen. Diese waren zunächst auf Philadelphia, den Sitz des Congresses, gerichtet. Nach vierzehn Tagen und einem unbedeutenden Gefecht kehrte Howe jedoch zurück und die Deutschen wurden von Amboy nach Staaten-Island übergesetzt, wo sie bei Colls-Ferry ein festes Lager bezogen.

Viel Unzufriedenheit darüber! Statt lustiger Märsche in unbekannte Gegenden, alle Tage etwas Neues sehen, fremde Menschen, schöne Mädchen, statt sich mit dem Feinde zu messen und Beute zu machen, ein langweiliges Lagerleben, täglich dasselbe, von der Reveille bis zum Zapfenstreich: Putzen, Exerciren mit vielem Fuchteln, Wachtdienst und Verlesen und Gott sei's geklagt! magere Verpflegung. Selbst diejenigen, welche den höhern Zweck anerkannten und moralische Triebfedern in sich fühlten, konnten sich des Unmuths nicht enthalten.

„Hätte ich Dich nicht, Rosel," sagte Hochstetten zu seiner jungen Frau, „so müßt' ich hier verzweifeln."

„Hast Du's einmal angefangen, Franz," erwiederte sie freundlich, „so mußt Du's auch durchsetzen. Wir werden hier nicht ewig bleiben, marschiren und raufen wirst Du noch genug."

Wundern wir uns nicht, sie an der Seite ihres Mannes im Lager zu finden, was heut, mit Ausnahme weniger Marketenderinnen, bei keinem Heere geduldet wird. Damals war das, besonders bei den kleinern Contingenten, anders, und der Markgraf Karl Alexander, als er sich darüber äußerte, hatte durchaus nur die Ansichten seiner Zeit ausgesprochen, welche, allgemein genommen, auch ihre Wahrheit enthielten. War doch mit der Flotte, welche der Nordarmee Verstärkungen nach Quebeck gebracht hatte, selbst die Gemahlin des braunschweigischen Generals ihrem Versprechen treu, das sie ihm beim Abschiede gegeben, in Amerika angekommen, um dort alle Gefahren und Entbehrungen des Krieges mit ihm zu theilen. Das jüngste ihrer drei kleinen Kinder, das

sie mitnahm, war erst zehn Wochen alt; sie hatte im vorigen Jahre, wo sie mit ihm guter Hoffnung war, zurückbleiben müssen, nun war sie wieder mit dem Gatten vereint und die beiden Kinder, welche sie ihm während ihres Aufenthaltes in der neuen Welt geboren, wurden zum Andenken „Amerika" und „Canada" getauft, die letztere liegt auch dort begraben.*) Heut zu Tage ist eine Reise nach Amerika kein Wagniß — welcher Muth gehörte aber für eine Frau in jener Zeit, wo selbst eine Landreise auf geringe Entfernung mit Schwierigkeit auszuführen war, dazu, sich der weiten Seefahrt und den Schrecknissen, welche sie jenseits des Oceans erwarteten, auszusetzen? Die Schrecken des Krieges hat die Generalin kennen gelernt, denn sie folgte ihrem Gemahl, als er unter Bourgoyne den verhängnißvollen Zug unternahm; sie war im Gefechte stets so nahe dem Kampfplatze, daß sie das Feuer hörte, in welchem ihr Gatte stand, und hatte die Leiden der Verwundeten und Sterbenden vor Augen — aber der Lorbeer des Siegers, den sie für ihren Gemahl mit glühender Seele wünschte, blieb aus: die Expedition gegen Albany endigte traurig. General Bourgoyne war der Mann nicht, sie energisch durchzuführen; er gerieth, als er unvorsichtig den Hudson überschritt, ohne sich eine Basis zu sichern, bald in eine verzweifelte Lage und mußte endlich, von den Amerikanern unter Gates eingeschlossen, die berüchtigte Capitulation von Saratoga eingehen, in welcher er sich mit seinem ganzen Heere kriegsgefangen ergab. Die muthige deutsche Frau, welche ihren Gemahl auf dem Pfade zum Ruhme zu begleiten gehofft, konnte jetzt nur seine Gefangenschaft theilen, die sich bis gegen Ende des Krieges verlängerte. Möge man lesen, wie sie die furchtbaren Scenen im Lager von Saratoga schildert! Die Convention, welche den Gefangenen die ehrenhaftesten und günstigsten Bedingungen gewährt hatte, wurde später vom Congreß nicht gehalten, sondern in eine harte Gefangenschaft verwandelt, unter Scheingründen von Beschwerden, gegen welche namentlich die Deutschen zehnfache aufzustellen vermochten. So war auf dieser Seite das Loos der braven deutschen Krieger besiegelt, welche an die Fremden verkauft worden waren: vor dem Feinde verloren hatten die Braunschweiger 1100, die Hanauer 100 Mann; kriegsgefangen bei Saratoga waren von Deutschen 2431 Mann, dabei 112 Officiere.

Den Brüdern bei der Hauptarmee schien mehr Glück zu lächeln. Howe unternahm Ende Juli eine zweite Angriffsoperation gegen Philadelphia, diesmal von der See aus durch die Chesapeak-Bai. Eine Flotte von 264 Segeln führte das Heer, 17,000 Mann stark, wobei etwa 4500 Deutsche (Hessen und die Jäger der beiden fränkischen Regimenter), an die öden Küsten Virginiens, den Elkfluß hinauf, wo die Truppen ausgeschifft wurden. Am 27. August trat die Armee den Marsch gegen Philadelphia an. Bei Head of Elk (jetzt Elktown) fand die Vorhut am 28. eine Brücke abgebrochen, deren Herstellung etwas Aufenthalt verursachte. Howe mit seinem Stabe kam selbst vorgeritten; auf einer Anhöhe bemerkte man am Rande des Waldes, der sie krönte, einen kleinen feindlichen Reitertrupp in blau und weißer Uniform: amerikanische Officiere, welche den Anmarsch der Verbündeten recognoscirten. Howe's Fernrohr ließ unter ihnen einen Reiter im einfachen grauen Ueberrock erkennen, das war Washington! Vorwärts, Jagd auf ihn! Eine Schwadron leichter Dragoner ging sogleich durch den Fluß, die ganze Avantgarde rückte nach, aber die feindlichen Officiere waren schon verschwunden; nur nach einer Stunde brachten die Dragoner zwei gefangene Officiere ein: einen Franzosen, der zu d'Armen's Freischaar gehörte, und einen Sachsen, von Uechtritz, der im Vaterlande den Abschied genommen hatte, um für die Sache der Amerikaner zu kämpfen. Die feindliche Armee hatte sich hinter den Brandywinefluß zurückgezogen und nahm hier endlich die Schlacht an. Ihre Stärke betrug 15,000 Mann ohne die Milizen, die unter Armstrong zwei Meilen flußabwärts zur Vertheidigung einer Furth aufgestellt waren. Dies Heer, aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt, sollte die erste schwere Waffenprobe, nach den vorangegangenen nicht eben glücklichen Actionen, gegen regelmäßige Truppen und europäische Taktik bestehen. Freilich waren (wenn auch nicht in so starker Zahl, wie heut bei den Conföderirten) unter Washington's Kriegern viele Ansiedler

*) Frau von Riedesel, geborne von Massow, hat ihre Erlebnisse in Amerika später veröffentlicht. Das interessante Buch wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Eine ihrer Töchter haben wir selbst gekannt.

aus den Niederlassungen in den Urwäldern, wo sie von Kindheit auf Krieg mit den wilden Thieren und Indianern geführt hatten, abgehärtete, an die größten Anstrengungen und Entbehrungen gewöhnte Naturen, welche Außerordentliches leisten konnten. Gegen diese halbwilden Jäger, wenn sie im waldigen Terrain in Gruppen oder Schwärmen aufgelöst ihr wohlgezieltes Büchsenfeuer aus sicherer Deckung auf die langen, mit geschultertem Gewehr bis auf dessen Tragweite vorrückenden Linien der Roth- oder Blauröcke richteten, hatte die europäische Taktik, die sich auf den Schlachtfeldern Friedrich's des Großen erprobt hatte, ein schweres Spiel. Aber Washington's Armee bestand nicht allein aus diesen eisernen, schweigsamen Gesellen, sondern sie zählte viel anderes, zweifelhaftes Volk, und der Enthusiasmus für die gerechte Sache konnte den Mängeln, die der Oberfeldherr am wenigsten übersah, nicht abhelfen. Dennoch mußte eine Schlacht für die Rettung der Hauptstadt gewagt werden und Washington gab die Losung aus: „Freiheit oder Tod!" Auch der englische Feldherr verkannte die Wichtigkeit des Tages nicht und seine Armee erhielt die Losung: „Philadelphia oder Tod!" Vieles von den starren Formen einer Taktik, welche nur unter gewissen Bedingungen einst das Höchste erreichen konnte, hatten die Verbündeten auf diesem Kriegsschauplatze, wo die Fechtweise der Amerikaner ihnen Hohn sprach, bereits abgestreift, den feierlich langsamen Schritt beim Vorrücken gegen den Feind, 75 in der Minute! die ängstliche Richtung und Geschlossenheit, das streng innegehaltene Pelotonfeuer von beiden Flügeln, Zug um Zug, nach der Mitte laufend. Man hatte den Geschwindschritt angenommen, bewegte sich freier, löste sich im Walde gewissermaßen von selbst auf und ging dem Feinde, wo das Herumschießen zu nichts führte, entschlossen mit dem Bajonett zu Leibe, was immer das Beste ist, wo das Herz auf dem rechten Flecke sitzt. Auch in der Schlacht am Brandywine, am 11. September 1777, kämpften die europäischen Truppen nicht mehr nach dem Reglement.

Der Sieg schien sich anfangs auf Washington's Seite zu neigen, er erlitt aber schließlich eine vollständige Niederlage. Howe verstand wiederum auch nach einem zweiten Siege seinen Vortheil nicht zu benutzen; er verlor eine kostbare Zeit, Cornwallis rückte zwar ohne Widerstand in Philadelphia ein, Howe zersplitterte aber seine Kräfte in einzelnen Unternehmungen ohne Nachdruck, welche viele Opfer kosteten, wie die Expedition gegen die Delaware-Forts, zu welcher die hessischen Grenadiere und Jäger unter Oberst von Donop beordert wurden. Dieser ausgezeichnete Officier, Flügeladjutant des Landgrafen, fand hier seinen Tod. Er war erst 37 Jahre alt: „Das ist ein frühes Ende für eine schöne Laufbahn!" seufzte er sterbend. Um jeden Preis sollten die Forts jetzt genommen werden, der gereizte Feldherr bestimmte dazu größere Kräfte, was er gleich hätte thun und sich dadurch empfindliche Verluste ersparen können. Ein schwächlich unternommener Angriff ist immer ein großer Fehler, freilich hatte es hier nur deutsches, also bezahltes Blut gekostet.

Im Lager von Colls-Ferry auf Staaten-Island entstand eines Tages ungewöhnliche Bewegung. Frau Hochstetten, deren Manne der Capitän aus besonderer Rücksicht eins der übercompletten Zelte ganz für sich allein gegeben hatte, steckte ihren hübschen Kopf neugierig aus der Zeltthür und sah ihren Gatten eilfertig daherkommen. — „Was gibts, Franz? Marschiren wir?"

„Die Officiere sollen das Silber von den Uniformen trennen!" rief er ihr zu. „Jedenfalls ist Marschordre gekommen." So war es auch; der Befehl wurde gleich darauf ausgegeben. Daß die Officiere ihre silbernen oder goldenen Litzen abtrennen mußten, war bei den Engländern, wo diese auf der rothen Uniform besonders leuchteten, und sie zum willkommnen Ziel für die amerikanischen Büchsenschützen machten, längst befohlen, wiewohl es von Seiten der Betheiligten, als ihre Ehre verletzend und auf die Mannschaft von üblem Eindruck, vielen Widerspruch erfahren hatte. Aber der Befehl kam von oben und wurde aufrecht erhalten. Auch in neuerer Zeit, wo der Verlust an Officieren durch die verbesserten Feuerwaffen über alle bisherigen Verhältnisse hinausgewachsen ist, weil vorzugsweise auf die Officiere geschossen wird, um die Masse führerlos zu machen, hat die Maßregel, sie von Weitem nicht mehr unterscheiden zu lassen, mehrfach Anwendung gefunden. Das Baireuther Regiment, welches Befehl zum Aufbruch erhalten hatte, mußte sich ihr ebenfalls fügen. — Sir

William Howe zog 4000 Mann zusammen, um Donop's gescheiterte Unternehmung zu rächen. Er ritt den Baireuthern mit seinem Gefolge entgegen und freute sich der trefflichen Haltung dieser kernfesten deutschen Soldaten, besonders die Grenadiercompagnie an der Spitze, lauter ausgewählte Leute, erregte seine Bewunderung, die er in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit gegen den Obersten von Voit aussprach. Auch der Regimentsartillerie, ja, der Bagage, die in strenger Ordnung folgte, widmete er seine Aufmerksamkeit.

„Ei, was haben Sie da für ein allerliebstes Gesicht!“ sagte er plötzlich zu dem Obersten, der bei all' seinem Lobe das ernste Dienstgesicht nicht verändert hatte.

Sir William's Ruf als Kenner weiblicher Schönheit, der diese Kenntniß auch praktisch zu benutzen verstand, war selbst dem ehrbaren Voit nicht unbekannt geblieben; er erwiederte daher nichts. Als aber Sir William ihn persönlich angriff: „Ihre Acquisition, mein tapferer Freund?“ versetzte er ziemlich trocken: „Ich habe mit Weibsleuten nichts zu schaffen, bitte Eure Excellenz, mich nicht für effeminirt zu halten. Die Frau ist das Eheweib eines Freicorporals!“

„Sie können den Mann in mein Hauptquartier als Ordonnanz commandiren,“ sagte der Feldherr lachend und sprengte mit seinem Gefolge, das in doppelter Beziehung über die Scene belustigt war, an dem Wagen vorüber, auf welchem mit einigen andern Soldatenfrauen auch die schöne Rose vom Waldstein saß. Er warf ihr eine Kußhand zu, welche ihr das brennendste Roth des Unwillens in die gebräunten Wangen trieb.

„Er soll mir kommen!“ murrte Voit gegen seinen Adjutanten. „Geben Sie aber doch dem braven Jungen einen Wink, daß er ein Auge auf seine Frau hat. Sie ist ja noch ein pures Kind und Kinder sind dumm.“

Rose war noch ein Kind, unerfahren wohl, aber fromm und rein, die Leichtfertigkeit, wie das Mißtrauen konnten an ihr zu Schanden werden. Franz runzelte freilich die Stirn, als der Adjutant sich wirklich bemüßigt fand, ihm die Aeußerung Seiner Excellenz mitzutheilen, aber er lachte dann herzlich. „Und wenn Sie ihm auch den Gefallen thun, Herr Lieutenant, und mich als Ordonnanz in's Hauptquartier commandiren,“ sagte er, „meine Frau bleibt doch beim Regiment und meine Kameraden werden sich ihrer schon annehmen.“

„Gar keine Rede davon, Hochstetten,“ erwiederte der Adjutant. — Rose aber, als Franz ihr die Sache erzählte, nahm sie nicht so gleichmüthig auf, ihr weibliches Gefühl war verletzt und wie demüthig sie auch war, bei Gelegenheiten, wo ihr rechtschaffener Sinn sich empörte, konnte sie das Blut ihres Vaters in heftigem Aufbrausen nicht verleugnen. Sie sprach sich über Sir William in einer Weise aus, die sich mit der Ehrfurcht vor dem Höchstcommandirenden, dessen Autorität auch die Soldatenfrauen unterworfen waren, schlecht vertrug.

Indessen hatte der Feldherr jetzt keine Mußestunden, um sie mit einer Tändelei angenehm zu füllen. Er betrieb diesmal sein Unternehmen mit Ernst. Unter dem Schutz seiner Kriegsflotte, deren Admiralschiff, der Eagle (Adler) von 98 Kanonen, eins von jenen hochbordigen Meerwundern war, welche jetzt vor den Dampfern und Panzerschiffen mit ihren Bombenkanonen schweren Calibers mehr und mehr von der See verschwinden, ging er den Delaware hinauf und begann die Forts, die ihm getrotzt hatten, zu beschießen. Drei Tage und drei Nächte währte mit geringen Unterbrechungen die Kanonade. Ueber 12,000 Schüsse sollen von beiden Seiten gefallen sein, von großem Menschenverlust schweigt die Geschichte. Die Trümmer der Befestigungen, vergleichbar dem in unsern Tagen viel besprochenen Fort Sumter, wurden von den Amerikanern in der Nacht auf den 16. October verlassen; in der zum 20. zündeten sie ihre Schiffe an, in der Hoffnung, die englische Flotte dadurch mit in Brand zu setzen, was aber fehlschlug. Es war ein Schauspiel von grauenhafter Majestät, in der dunkeln Nacht eine Flammenlohe nach der andern zum Himmel aufschlagen zu sehen, bis sich ein Feuermeer über alle Borde ergoß, das die Gegend weithin taghell erleuchtete und in den schwarzen Fluthen seinen Wiederschein fand; Geschütze, welche auf den Schiffen geladen hinterlassen worden, sandten die Donner ihrer entzündeten Cartouchen in die Gluth und vermehrten die Schrecknisse; hier und da flog unter markerschütterndem Krachen eine Pulverkammer auf und schickte in riesiger Feuergarbe,

welche alle Augen verblendete, eine Masse zerschmetterter Balken und Planken in die Luft; schon sank an einzelnen Punkten die Gluth und brauste ein vernichtetes Fahrzeug in die hochaufschäumende Meerestiefe hinab, eins nach dem andern, bis das Werk der Zerstörung vollendet war und schauerliches Dunkel sich über die Gegend lagerte, wo Tausende im britischen Lager und dessen Umgebung, Tausende von den Höhen, auf welche der Feind sich zurückgezogen und die Nachbarschaft zusammengeströmt war, den furchtbar schönen Anblick betrachtet hatten.

„Das war entsetzlich, Franz!“ sagte Rose, welche Hand in Hand mit ihm, und an seine Brust geschmiegt, während des Brandes gestanden. „Und das haben sie selbst gethan! Gott im Himmel, wie soll dieser Krieg endigen? Sie geben Alles Preis, Haus und Hof und ihr Leben! Franz, ihr bezwingt sie nicht!“

VII.

Erschüttert war das Volk durch soviel Mißgeschick, aber gebrochen nicht. Washington hatte am Brandywine den ihm schon winkenden Sieg verloren, sein Angriff bei Germantown war zurückgeschlagen worden; der Feind hatte Philadelphia, die Hauptstadt, besetzt, die Forts am Delaware genommen und zerstört und nach dem glücklichen Feldzuge in reicher Gegend seine Winterquartiere bezogen, während das geschwächte Heer der Amerikaner in seinen Quartieren den schrecklichsten Drangsalen der schlimmen Jahreszeit entgegensah und Krankheiten wie Desertion seine Reihen lichteten. Gegen Washington selbst erhoben sich feindselige Stimmen, welche ihm bei seinen Soldaten wie beim Congresse zu schaden suchten, und die Partei der Royalisten im Lande, die vom Abfall nichts wissen wollte und ihre Freiwilligen zu den britischen Heeren sandten, wurde muthiger. Dennoch verzagte der Congreß nicht; seine ungebeugte Haltung richtete das gesunkene Vertrauen wieder auf und die kühnen Flugschriften, namentlich Thomas Payne's, welche zum Ausharren anfeuerten, verfehlten ihre Wirkung nicht. Das Cabinet von Versailles aber, das lange geschwankt hatte, so daß die amerikanischen Gesandten schon ihre Hoffnungen schwinden sahen, wurde durch den ersten großen Erfolg, die Capitulation von Saratoga, endlich aus seiner Unentschlossenheit gerissen, erkannte am 6. Februar 1778 die Unabhängigkeit und Souveränetät des neuen Freistaats an und schloß mit ihm ein Schutz- und Vertheidigungsbündniß.

In einem großen Walde bei Valley-Forge hatte Washington sein verschanztes Lager bezogen, das er auch nicht verließ, als der Schnee und die Kälte des Winters einbrach; er hinderte dadurch die weitere Ausbreitung des Feindes in Pennsylvanien. Die Truppen schützten sich, so gut sie konnten, in Hütten und Erdhöhlen und ertrugen Mangel und Frost mit Geduld. Welch' ein anderes Bild boten die behaglichen Winterquartiere der britisch-deutschen Armee in und um Philadelphia! Welch' ein schwelgerisches Leben der Officiere in der üppigen Stadt, die ihnen alle Fülle der Genüsse bot! Aber wie einst Hannibal, als er nach der Vernichtungsschlacht bei Cannä, statt Rom anzugreifen, sein Heer in die Winterquartiere von Capua führte, dasselbe hier in Ueppigkeit sich entnerven sah, so wurde Philadelphia für Howe's Armee ein zweites Capua, nur mit dem Unterschiede, daß er selbst in ausschweifender Genußsucht ein Beispiel gab, welches der strenge einäugige Karthager verschmäht haben würde. Die Nachrichten, welche er über den Zustand der feindlichen Armee erhielt, Nachrichten, welche für einen Angriff trotz des Winters nicht einladender sein konnten, vermochten nicht, ihn aus seinen Vergnügungen aufzurütteln, auch waren seine Tage im Commando schon gezählt, sein Nachfolger in England schon ernannt: der mochte sein Heil versuchen!

Amerikanischer Seits fing man jetzt an, die Deutschen, welche doch kein Herz für die Sache, der man sie, ohne sie zu befragen, verkauft, haben konnten, durch Verlockungen aller Art zu bearbeiten. General Putnam, den man später den amerikanischen Blücher mit unverdienter Ehre genannt hat, erließ sogar eine Proclamation, die in deutsche Sprache gebracht, durch Zwischenträger verstreut wurde. Ihre Verdolmetschung wetteiferte mit der Caulaincourt's, als dieser Napoleon's Ansprache an die Sachsen vor der Front übersetzen mußte: „Der Kaiser sei gekommen, sich auf ihren Kopf (à leur tête) zu setzen!“ Sie erinnert auch an gewisse neuere Briefhumoresken der Witzblätter. Nachdem Israel

Putnam den deutschen Soldaten vorgehalten, daß „davon manche gegen ihren Willen sind gezwungen worden, an einem Krieg, von welchem sie keinen Nutzen haben, und gezwungen sind, ihre Hände in Derjenigen Blut zu waschen, die ihnen niemals beleidigt und mit welchen sie keine Controversion haben," fährt er fort: „Als hat mich darum gut gedünkt, öffentlich hiermit zu erklären und kund zu thun, denen Herren Officieren und Soldaten der deutschen Truppen im Dienste des Königs von Großbritannien, daß die Leute der vereinigten amerikanischen Staaten willig sein zu empfangen als ihre Mitbürger und Einwohner, alle und jegliche von diese Truppen, welche ein stilles und friedsames Leben erwählen, vor ein Leben voller Gefahr und Mühseligkeiten, an einem Streite, welcher ihnen nichts angeht, und von welchem sie keinen den geringsten Nutzen ziehen können und daß allerley Encouragirung vor Arbeitsleute und Handwerker in diesem Staate zu finden ist, welches nirgendwo in einem Lande anzutreffen sein kann."

Auf diese Proclamation antwortete Emmerich, der Führer des deutschen Freicorps, in derber Weise und seine Erwiederung wurde in 6000 Exemplaren verbreitet. Er sagte unter Anderm: „Der Amerikaner wird seine Absicht nicht erreichen. Der Deutsche ist standhaft und sucht seinen Ruhm darin, ein ehrlicher Mann zu bleiben, der Wort hält und auf den man sich verlassen kann; und jedesmal regt sich in seiner Brust ein gerechter Unwille gegen den, der sich nur merken läßt, ihm seine Treue wankend zu machen." — Und ferner: „All' die Lockspeise, die ihr legt, ist zu ekelhaft für uns, wir müßten sie durch die häßlichen Namen: Treulose, Gewissenlose, Verjagte und Meineidige erkaufen! Nein, die ganze Welt nehmen wir nicht für solche Namen! Standhaft wollen wir uns halten bei unsern Freunden und mit Ehren einmal wieder in unser Vaterland zurückkehren; als Meineidige und Verjagte dürfen wir uns nie wieder da sehen lassen." Das war die schlichte Sprache eines Mannes, welcher dreißig Jahre später als hochbetagter Greis in seinem deutschen Vaterlande das Leben für die Befreiung von der aufgedrungenen Fremdherrschaft einsetzte und auf Befehl des Königs Jerome bei Kassel erschossen wurde.

Der Winter verging, einige Vorposten-neckereien abgerechnet, ruhig. Die Amerikaner konnten nicht daran denken, die von 14 Redouten gedeckten verschanzten Linien der Briten um Philadelphia anzugreifen und Letztere hatten keinen unternehmenden Feldherrn. Nur die Jäger, welche vorzugsweise zu den Vorposten gebraucht wurden, hatten einen etwas angestrengten Dienst, die übrigen Truppen befanden sich wohl und die Grenadiere, welche die Reserve bildeten, waren casernirt. Hochstetten konnte sich also mit seiner jungen Frau für einige Monate häuslich einrichten und da nun bei dem einförmigen Leben mehr Ruhe in ihre Gemüther einkehrte, dachten sie oft der lieben Heimath und sehnten sich, Nachrichten von dort zu empfangen. Diese blieben jedoch aus, obgleich Franz schon zweimal an seinen Vater geschrieben hatte.

Im Officiercorps der fränkischen Brigade fand ein großes Avancement statt. Oberst von Eyb, der seit längerer Zeit kränklich war, wurde vom Markgrafen zurückberufen und Oberst von Voit zum Brigadier ernannt. Das Commando des baireuther Regiments erhielt unter Beförderung zum Obersten der Major von Seybold und der Hauptmann von Beust, der sich in mehreren Gefechten, welche die auf Staaten-Island bei Clinton's Corps zurückgebliebenen Ansbach-Baireuther zu bestehen gehabt, rühmlichst ausgezeichnet hatte, rückte zum Major auf. Außerdem war der tapfere Hauptmann von Eckert, Chef der ansbachischen Genadier-Compagnie, Clinton's Liebling, gefallen und Hauptmann von Sichart wegen Krankheit auf sein Ansuchen verabschiedet worden. Es waren also bei der durch alle Grade gehenden Beförderung mehrere Fähnrichstellen vacant und Lieutenant Lichterfeld erinnerte den Grenadierhauptmann von Seitz, daß er, eingedenk des Versprechens, welches dem Freicorporal Hochstetten gegeben worden sei, eine Fürsprache für diesen beim Obersten einlege.

„Ja, bester Freund, wer hat dem braven Jungen ein Versprechen gegeben? Du! Hatten der Herr Bruder ein Recht dazu?"

„Ich nicht! Aber was Seine Durchlaucht selbst zu ihm gesagt —"

„Kann sein, ich habe es nicht gehört, aber etwas Bestimmtes muß es doch nicht gewesen sein, denn der Alte, bei dem ich schon einmal wegen meines Junkers anbäumte, ließ mich kurz ablaufen. Ihr habt gar

keinen Junker, hieß es, nur einen übercompletten Corporal, wollt Ihr den, da Ihr Platz habt, als Corporal einrangiren, so habe ich nichts dagegen. Ich will's aber noch einmal versuchen."

Er trug die Sache zunächst dem neuen Regimentscommandanten vor, der sich gleich dafür interessirte. Hochstetten hatte sich in der Affaire bei Bergen am 14. September, wo Hauptmann Seitz mit den beiden Grenadiercompagnien sich gegen zwei feindliche Bataillone behauptet hatte, durch Tapferkeit und Einsicht hervorgethan und war in dem Bericht besonders genannt, auch von dem Obersten belobt worden. Darauf stützten sich die beiden Officiere, als sie bei dem „Alten" für ihn das Wort ergriffen.

„Soll er nicht etwa gleich in meine Stelle rücken, wie's drüben bei den Insurgenten zugeht?" entgegnete Voit barsch. „Ich weiß, daß er ein tüchtiger Junge ist, und daß noch etwas aus ihm werden kann, aber jetzt kommt mir noch nicht damit. Mit dem Versprechen, das sind Narrenspossen! Hat Lichterfeld ein solches mit der Dirne zusammen an seinen Angelhaken gehängt, so geht das mich nichts an, ich hab's ihm reprobiret. Was der Markgraf zu ihm gesagt hat, weiß ich ganz genau; andere Instructionen habe ich nicht bekommen, laßt mich also ungeschoren. — Er ist ja auch ganz zufrieden und will nicht hoch hinaus; ein glückliches Kindsbett für sein Weib wird ihm lieber sein als das Fähnrichspatent."

Dabei blieb es und die Beförderung ging an Hochstetten vorüber, der übrigens, da er der Jüngste seiner Charge war, gar nicht daran gedacht hatte. Ihn kümmerte allerdings die schwere Stunde, welcher seine Rose entgegenging, mehr als alles Andere, und er hätte oft weinen mögen vor Reue, daß er sie der Heimath entrissen hatte. Wenn er fiel, was sollte dann aus ihr werden? Es rührte ihn noch mehr, wenn er sie so muthig und heiter sah. Doch führte Gott Alles gnädig vorüber, sie schenkte ihm ein Mädchen und genas als ein echtes Kind des Gebirges wunderbar schnell. Franz nannte das Kind, nach seiner Mutter, Auguste und die Officiere der Compagnie, welche sich sämmtlich zu Gevattern angemeldet hatten, beschenkten es reichlich. Er schrieb dann gleich nach Hause, um den Eltern und Rosens Vater das frohe Ereigniß zu melden, und bat dringend um Nachrichten, da auch der letzte Transport keine gebracht hatte. Mit diesem waren einige der bei dem Tumult vor Ochsenfurth desertirten Baireuther angekommen, welche in ihrer Heimath von Feldjägern eingefangen, vom Markgrafen jedoch nach kurzer Haft begnadigt worden waren. Sie wußten aber aus Wunsiedel nichts zu erzählen.

General Howe war unterdessen, da in England die allgemeine Stimme seine Kriegführung verurtheilte und ihm auch das Unglück von Saratoga Schuld gab, seines Commandos entsetzt worden. Sir Henry Clinton, welcher bisher in New-York mit 6000 Mann während Howe's Operationen gegen Philadelphia sehr geschickt sich gegen feindliche Uebermacht behauptet hatte, erhielt den Oberbefehl und kam gegen Ende April in Philadelphia an, nachdem er das Commando seines Corps in New-York an General Jones abgegeben hatte.

Der dritte Feldzug sollte nun beginnen und den Aufstand, wie England hoffte, endlich niederschlagen. Das Parlament hatte die Mittel dazu in großartigstem Umfange bewilligt. Hier zeigte sich aber, wie Montecuccoli's bekannter Ausspruch: „Zum Kriege gehört dreierlei: Geld und nochmals Geld und wiederum Geld!" im Grunde eine hohle Phrase ist; mit Geld kann man freilich Kriegsmaterial schaffen, so viel man dessen bedarf, aber ein Heer, wenn die Wehrkraft des eigenen Volkes nicht ausreicht und Fremde sich nicht mehr kaufen lassen? So war es jetzt in Deutschland. Die Fürsten, welche einmal die Subsidienverträge eingegangen waren, mußten deren Bedingungen nachkommen, aber nach den trüben Erfahrungen, welche die deutschen Truppen in Amerika bisher gemacht hatten, ließ sich nur noch ein einziger durch die lockenden Anerbietungen Faucit's, der nun General geworden war und wiederum mit ausgedehnter Geldvollmacht erschien, verblenden. Es war der Fürst Friedrich August von Anhalt-Zerbst, eins der vielen Originale des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Wunderlichkeiten ihn oft als unzurechnungsfähig erscheinen ließen. Die Bedingungen seines Handels mit Faucit waren glänzend, die Geschichte seiner Werbungen höchst originell. Es fehlte an Officieren; in dem Aufrufe, welchen die Zerbster Regierung deshalb erließ, wurde auch Einer verlangt, „der sich

getraue, Chef eines Infanterieregiments zu werden." Zwei Brüder von Rauschenplatt aus Braunschweig nahmen diese und die Stelle eines Majors gleich für sich an. Das Regiment, 1164 Mann stark, marschirte endlich aus; unterwegs desertirten aber Viele, die sich, wie es oft vorkam, nur des Handgelds versichert hatten. Die Herrschaft Jever, jetzt oldenburgisch, gehörte damals dem Fürsten von Anhalt-Zerbst; auf Wangeroge, dem nachherigen Badeorte, waren Casernen gebaut: hier wurden, um Desertionen zu vermeiden, die Ersatzmannschaften gesammelt. Als das Regiment nach Quebeck gelangte, hatte der dortige Gouverneur noch keine Instructionen und versagte die Ausschiffung, bis diese von London eingeholt wurden; so mußten denn die armen Zerbster drei volle Monate im Hafen liegen, ehe sie das Land betreten durften, wo ihrer weder Ruhm noch Freuden harrten. In Canada kam es, nachdem die Nordarmee unter Bourgoyne so traurig zu Grunde gegangen war, eigentlich nur noch auf Behauptung an, welche denn auch geglückt ist.

Dem General Howe wurde nach seiner letzten Heerschau zum Abschiede noch ein glänzendes Fest in Philadelphia gegeben, welches der geistreiche junge Major André arrangirte, welcher später bei einer Mission gefangen und, weil er dabei in bürgerlicher Kleidung war, von den Amerikanern als Spion gehängt wurde. Die Sorglosigkeit während der Festnacht glaubte der Feind zu einem Ueberfall benutzen zu können. Ein Corps unter Lafayette's Führung rückte wirklich dazu heran; es waren aber doch Wachen und Pikets verdoppelt worden und bei der Meldung mußten auch die Grenadiere ausrücken. Lafayette zog sich daher wieder zurück und der Versuch, ihn abzuschneiden, zu welchem ein großer Theil der Armee verwendet wurde, schlug fehl, da sich Lafayette sehr geschickt und fast ohne Verlust aus der Bedrängniß zu ziehen wußte.

Sir Henry Clinton übernahm jetzt den Oberbefehl. Er war in der Schule des Herzogs Ferdinand von Braunschweig gebildet worden, unter welchem er als Adjutant den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Es war überhaupt, was die deutschen Truppen betrifft, ein Hauptgrund ihrer Anhänglichkeit an die Engländer, daß diese in jenem Kriege Friedrich's treue Bundesgenossen gewesen waren und namentlich die Braunschweiger schon an ihrer Seite gekämpft hatten, solche Waffenbrüderschaft vergißt sich nicht so leicht und geht von Generation zu Generation fort, wenn sie nicht gewaltsam durch spätere Ereignisse zerrissen wird. Dieser Umstand ist von den Schriftstellern — weil sie, dem Waffenberufe fern, kein Verständniß dafür haben — bei Beurtheilung unserer deutschen Krieger in Amerika niemals oder doch nicht genug gewürdigt worden. Clinton's erste Maßregel war die Räumung Pennsylvaniens. Er konnte Philadelphia nicht behaupten, da die französische Flotte, welche zur Unterstützung der Amerikaner ausgelaufen war, ihm den Seeweg nach New-York abschneiden konnte. Am 25. Mai gingen zuerst 3000 Mann, darunter die beiden fränkischen Regimenter und die Cavallerie, zu Schiffe, eine Transportflotte von 51 Segeln brachte dieselben nebst der schweren Bagage unter Bedeckung einiger Fregatten den Strom hinunter. Die Armee folgte nach und nach; ihre Schwerkranken und Verwundeten, die nicht fortzuschaffen waren, empfahl Clinton der Großmuth Washington's und nicht vergebens. Dieser war, sobald er Meldungen über Clinton's Abmarsch erhalten, sogleich aus seinem Lager zur Verfolgung aufgebrochen. Sein Heer hatte sich während seiner langen Ruhe durch seine unermüdliche Thätigkeit wesentlich verbessert und ein ehemaliger preußischer Officier, Baron von Steuben, der als General unter ihm diente, war ihm dabei erfolgreich behülflich gewesen. Die Riflemen, unter deren Führern sich Morgan einen großen Ruf erworben hatte — wie heut sein Namensvetter als gefürchteter Parteigänger — hingen sich sogleich an die Fersen der abziehenden britischen Armee, welche den Delaware, wo sie hätte vernichtet werden können, glücklich überschritten hatte und nun ihren Rückzug in zwei Colonnen fortsetzte, die eine unter Cornwallis, die andere unter Knyphausen, der an Heister's Stelle den Oberbefehl der Hessen führte. Bei seiner Arrieregarde befanden sich die hessischen und ansbachischen Jäger unter Wurmb, welche drei Wochen lang den Sicherheitsdienst auf dem Marsch und während des Lagerns thun mußten, unter stetem Gefecht mit dem Feinde. Der ungeheure Troß, welcher damals durch die Zelte und Brotwagen, besonders aber durch die an's Lächerliche streifende Bagagemenge der reichen

britischen Officiere vermehrt wurde, erschwerte den Marsch sehr und verlängerte den Zug der nur 13,000 Mann starken Armee auf beinahe drei deutsche Meilen! Lee und Lafayette drängten Cornwallis', Morgan und Dickinson Knyphausen's Colonne. Da gab es für gewandte Jägerofficiere viel Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und besonders Hauptmann Ewald hatte sich hervorgethan: wir verdanken diesem Feldzuge seine werthvolle Abhandlung über den kleinen Krieg. Die beiden Regimenter des Markgrafen von Ansbach-Baireuth waren unterdessen glücklich auf Long-Island angekommen und nur ein Soldat beim Ausschiffen in's Wasser gefallen und ertrunken. Der Wasserarm hieß Hellgate (Höllenthor) und der Verunglückte Teufel — woraus dann sogleich der Soldatenwitz den Teufel in der Hölle ertrinken ließ. Ihres Bleibens war hier nicht lange. Sie wurden nach Rhode-Island beordert; die beiden fränkischen Regimenter kamen nach einer kleinen fruchtbaren Insel, Newport gegenüber, wo sie ein Lager bezogen. Fünf Wochen lagen sie hier und litten bald bittere Noth, da ihnen nur wenig Proviant geliefert wurde und die Lebensmittel bis zu einem unerschwinglichen Preise stiegen.

„Fleisch kann ich Dir nicht mehr geben, Franz," sagte die junge Frau zu Hochstetten mit heitrer Miene. „Das Pfund soll zwei Gulden kosten nach unserm Geld, das wär' eine Sünde. Wir haben viele Wochen lang auf dem Waldstein kein Fleisch gesehen im Winter. Du bist freilich ein Schlecker, ich kann Dir aber nicht helfen — wir müssen unser Geld sparen, wer weiß, was Alles noch kommt."

Franz verwahrte sich gegen den Vorwurf, den sie ihm auch nur im Scherz gemacht hatte, wollte aber von Sparen nichts wissen, da sie noch immer mit Geld reichlich versehen waren. Indessen behauptete sie ihr Recht und freilich kam es noch schlimmer. Das Brot konnte bald nur aus Hafer und etwas Reis gebacken werden. Und doch hielt sich die muthige Frau dabei gesund und kräftig und ihr Kind gedieh, daß es eine Freude war. Wenn Franz auf Beide sah, verschmerzte er leicht, daß er auch bei einer neuen Beförderung, welche eine kürzlich eingelaufene Cabinetsordre bei den fränkischen Truppen gebracht hatte, unberücksichtigt geblieben war. „Ich bin ganz zufrieden, mir fehlt nichts!" sagte er zum Lieutenant Lichterfeld, als dieser ihn ganz entrüstet davon in Kenntniß setzte.

„Aber ich nicht! Was Liebermann Ihnen in Aussicht gestellt hat, schien ihm selbst so sicher — ich hatte später vom Fürsten selbst gehört —"

„Herr Lieutenant, Sie können ja nicht dafür, ich weiß es. Sehen Sie doch selbst Ihr Pathchen an — kann ich nicht zufrieden sein?"

Lichterfeld nahm die Kleine in Augenschein, noch mehr aber die Mutter, welche sich selten sehen ließ; ihre wunderbare Schönheit, die sich trotz aller Beschwerden des Kriegslebens noch mehr entfaltet hatte, setzte ihn ganz in Erstaunen.

„Ja, Hochstetten, Sie können zufrieden sein!" sagte er. „Ohne mich hätten Sie das Roserl am Ende doch nicht bekommen, wie? Nun, alles Andere muß sich endlich auch finden — wenn wir nur erst aus diesem Hungerlager erlöst wären!"

Das geschah nun bald, aber der Hunger zog mit. Eine Kriegsschaluppe brachte von New-York die Nachricht, daß die französische Flotte, welche dort die britische bis jetzt im Hafen eingeschlossen gehalten, wieder unter Segel gegangen sei, wahrscheinlich um Rhode-Island anzugreifen. Wirklich kamen am 27. Juli 16 Kriegsschiffe in Sicht, eine englische Schaluppe lief aus, sie zu recognosciren, ihre drei Salutschüsse blieben unerwiedert und als um Mittag die Flotte vor dem Hafen ankerte, stieg an allen ihren Hauptmasten die weiße Flagge mit den goldenen Lilien empor. Zugleich lief die bedrohliche Meldung ein, daß auch zu Lande ein Angriff zu erwarten sei, daß sich ein amerikanisches Heer bei Providence zusammenziehe. Die Regimenter Ansbach und Baireuth erhielten sogleich Befehl, ihr Lager abzubrechen; sie wurden von ihrer kleinen Insel nach Rhode-Island übergesetzt, marschirten mit klingendem Spiel durch die Stadt und besetzten den Windmühlenhügel. Mehrere Tage vergingen, die französischen Schiffe manövrirten; täglich wurde ein ernstlicher Angriff erwartet, der erst am 8. August stattfand. Der Admiral Graf d'Estaing suchte mit 11 Schiffen den Hafen von Newport zu forciren, diese eröffneten ein furchtbares Feuer, ihre Kugeln schlugen sogar in das Lager der fränkischen Regimenter ein. Da dankte Mancher Gott, daß

die Soldatenfrauen und Kinder diesmal in der Stadt untergebracht waren. General Pigot, der englische Befehlshaber, zog alle seine Truppen zusammen und ließ sie einen Höhenzug besetzen, wo sie allerdings gedrängt, aber doch gegen feindliche Geschosse einigermaßen gedeckt standen. Das Feuer der Franzosen wurde von den Strandbatterien kräftig erwiedert, und blieb ganz unwirksam: kein einziger Mann in den Batterien wurde getödtet, obgleich 10,000 Schuß gefallen sein sollen. Wie bei der ersten Beschießung des Fort Sumter 1861! Gegen Abend zog sich die Flotte zurück und ankerte außer Schußweite zwischen den Inseln. Man erwartete am andern Tage mit Besorgniß den erneuten Angriff, da auch amerikanische Truppen von Providence, der Hauptstadt des Staats Rhode-Island, über den Fluß, oberhalb der Narraganset-Bai, gesetzt waren. Aber plötzlich kam Rettung durch die englische Flotte unter Lord Howe, 36 Segel stark; auf den französischen Schiffen wurden Signale gewechselt, das Admiralschiff, der Languedoc, von 90 Kanonen, zog eine rothe Flagge auf, alle andern gleichfalls, Truppen wurden auf der Insel Conanicut gelandet: es schien auf einen verstärkten Angriff vor dem Eintreffen der britischen Flotte abgesehen, welche durch einen ungünstigen Wind aufgehalten wurde. Die Nacht sank darüber und Pigot zog sein zweites Treffen, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, näher an das erste, verstärkte Wachen und Pikets und ließ das Regiment Baireuth gegen die Landseite eine halbe Meile vorrücken, weil er von dort auch einen Angriff der Amerikaner befürchtete. Am 10. August bei Tagesanbruch sah man von den Höhen, auf deren Abhange die Stadt in malerischer Lage amphitheatralisch aufsteigt, die britische Flotte in Schlachtordnung vor dem Hafen, aus welchem nun die französische unter dem Feuer der Küstenbatterien auslief. Lord Howe nahm jedoch die Seeschlacht nicht an, sondern ließ zum Rückzug wenden, eifrig verfolgt von d'Estaing, so daß Beide im Laufe des Vormittags außer Sicht kamen. Diese Gefahr war vorüber, aber das amerikanische Heer unter Sullivan, Greene und Lafayette rückte näher. Es war über 20,000 Mann stark und der Bundespräsident Hancock befand sich in Person dabei, ein Beweis, welche Wichtigkeit man der Befreiung von Rhode-Island beilegte. Mit Anstrengung aller Kräfte arbeiteten die Briten und Deutschen an ihren Schanzen und Batterien, gegen welche die Amerikaner mit ihren Werken allmälig vorrückten und am 17. August ihr Feuer eröffneten. Da erschien auch die feindliche Flotte wieder und die Besatzung von Rhode-Island schien nun verloren zu sein. Aber der Angriff unterblieb, die Flotte blieb einen ganzen Tag unbeweglich vor Anker und als der folgende anbrach, der 22., sah man sie mit erleichtertem Herzen schon im Absegeln begriffen. Vergebens hatten Greene und Lafayette den französischen Admiral mit Vorstellungen bestürmt, er hielt es für nöthig, seine Schiffe nach Boston abzuführen, weil sie vom Sturm, welcher drei Tage gewüthet und auch in den Lagern viele Zelte umgerissen hatte, zum Theil arg beschädigt waren. Das ganze Unternehmen auf Rhode-Island scheiterte dadurch; auch die Amerikaner mußten abziehen, weil Sir Henry Clinton mit 72 Schiffen und Ersatztruppen von New-York ausgelaufen war. Einige Tage früher hätte er dem Feinde einen empfindlichen Verlust zufügen können, der auf seinem Rückzuge von den Hessen kräftig gedrängt worden war. Erfreulich, wie der Entsatz nach höchster Gefahr, kamen den abgehungerten Truppen auch die Lebensmittel, welche die Flotte ihnen zuführte. Der Herbst verging; Ende November wurden die Winterquartiere hier, wie bei New-York bezogen. Aber der Oberbefehlshaber ließ nicht allen Truppen die Ruhe; noch am Schlusse des Jahres unternahm er einen Schlag gegen die südlichen Provinzen, denen Washington's entfernte Armee keine Hilfe bringen konnte. Ein Corps unter Campbell, bei welchem sich zwei hessische Regimenter befanden, brach in Georgien ein und bemächtigte sich der Hauptstadt Savannah nach einem siegreichen Gefecht; General Prevost aus Ost-Florida, nachdem er ein amerikanisches Corps geschlagen, führte noch mehr Streitkräfte nach Georgien, wo er das Commando übernahm. Der Savannah, Grenzfluß zwischen den beiden Provinzen, trennte nun die Gegner, es war hoch im Winter, aber der Krieg nahm hier seinen Fortgang und wurde um so erbitterter, als auch die Einwohner, in die royalistische und republikanische Partei gespalten, gegeneinander die Waffen ergriffen und beide Theile sich durch Wilde als Bundesgenossen

verstärkt hatten. Die Rothhäute kannten kein Erbarmen, aber auch die „Bleichgesichter" wütheten gegeneinander, wie es Christen nicht ziemt. Prevost drang noch im April über den Fluß gegen Charlestown, die Hauptstadt von Süd-Carolina, vor, wagte aber keinen Angriff und räumte die Provinz wieder, wobei die Royalisten, die er zu den Waffen gerufen hatte, mit ihm abzogen und alles Eigenthum ihrer politischen Gegner, das sie berührten, mit Hilfe aufständischer Neger verheerten. Das war der Winterfeldzug von 1778 auf 1779, den das gelindere Klima des Südens möglich gemacht hatte.

Um so härter war der Winter mit Frost und Schnee auf Rhode-Island eingetreten, wo ein Theil der Hessen, durch das Loos bestimmt, campiren mußte, während die übrigen Truppen, auch die fränkischen Regimenter, Quartiere bezogen hatten. Gegen Ende des Jahres stieg die Kälte so, daß mehrere Soldaten, auch ein paar unglückliche Soldatenweiber, erfroren. Selbst in den Quartieren litten die Truppen, da sie meist in unbewohnten, verfallenen Häusern lagen und es ihnen bald an Holz und Lebensmitteln zu fehlen anfing. Die Verbindung mit New-York war durch die französische Flotte abgeschnitten. Schon von Neujahr wurden nur halbe Brotportionen ausgetheilt, und der Januar verging unter bittern Leiden, bis eine große Proviantflotte aus Irland in New-York ankam, von welcher auch den 13 Regimentern auf Rhode-Island Lebensmittel zugeführt wurden. Die mildere Jahreszeit trat endlich ein und von den Hessen gingen zwei Regimenter ab, um mit dem Corps des Generals Tryon in Neu-England einzufallen; die übrigen Deutschen blieben den Sommer über auf Rhode-Island, wo sie aus den Winterquartieren wieder in das Lager rückten. Freie Luft und Sonnenschein, bessere Tage!

„Was hast Du, Franz? Nun Alles glücklich überstanden ist und wir gesund geblieben sind, bist Du auf einmal traurig? Weil wir hier bleiben müssen etwa und Du lieber Kugeln pfeifen, als die Gustel schreien hörst? Oder ist Dir Alles hier leid und Du hast das Heimweh? Sag' es mir, Franz!"

Er sah der Frau innig in die treuen, braunen Augen und schämte sich, ihr den Grund seiner Verstimmung zu gestehen. Endlich hatte ihn doch das Gefühl getäuschter Hoffnung überkommen. Schon im Januar waren mit einem Transportschiff aus New-York wieder Recruten und Reconvalescenten für die fränkischen Regimenter — nach einer Ueberfahrt von 22 Wochen! — aus der Heimath eingetroffen, mit ihnen als Regimentsarzt Dr. Schöpf aus Ansbach. Dieser hatte den Officieren viel aus dem Vaterlande erzählt, auch sich nach Franz Hochstetten von Wunsiedel erkundigt, von welchem der Markgraf bei der Abmeldung gesprochen. Der Fürst hatte ihm, dem Arzte, scherzend aufgetragen, sich der jungen Frau anzunehmen, deren Hochzeitsvater Er eigentlich sei, da sich die beiden Väter der jungen Leute sehr widerhaarig benommen. Dr. Schöpf war denn auch mit dem Hauptmann von Seitz gleich im Quartiere bei dem Ehepaare gewesen, hatte über dessen Jugend zwar den Haarbeutel geschüttelt, aber sich doch sehr freundlich gegen die Frau gezeigt und ihr ganzes Herz gewonnen, als er ihr Töchterchen liebkoste. — „Nun wird's bald kommen, Hochstetten!" hatte der Hauptmann dann gesagt. „Unser Markgraf hat wieder an Sie gedacht, und ich weiß bestimmt, daß der Oberst Seybold und auch der Alte Sie empfohlen haben."

Es war aber nicht gekommen. Noch ehe die fränkischen Regimenter als die letzten die Stadt, wo sie zuletzt einen überaus anstrengenden Dienst gehabt, mit dem Lager vertauscht hatten, war die Cabinetsordre, welche die neuen Beförderungen brachte, in Newport dem Obersten von Voit zugegangen. Major von Reitzenstein war Oberstlieutenant beim ansbachischen Regiment, Capitän von Seitz — der Gönner des jungen Hochstetten — Major, Capitän von Molitor Chef der baireuther Grenadiercompagnie, mehrere Junker zu Officieren befördert worden — Franz Hochstetten wiederum nicht. Er konnte nun wohl alle Hoffnung aufgeben und das war es, was ihn so verstimmt hatte, daß er es gar nicht zu überwinden verstand. Rose lachte ihn aus.

„Bist also hochmüthig, Franz?" sagte sie. „Dann hättest Du aber auch eine vornehme Jungfer aus Wunsiedel oder ein Fräulein aus Baireuth freien sollen — ich wäre doch nur eine armselige Officiersfrau. Und wenn wir wieder nach Hause kommen, möchtest Du etwa in der Montur bleiben, auch wenn Du nun Fähnrich wärst? Ist

es denn nicht besser so, daß Du Deinen Vater wieder gut machst und wir dann frei und glücklich leben?"

VIII.

Noth und Mangel hatte in den Winterquartieren auch bei New-York geherrscht, wie stand es bei den andern deutschen Brüdern? Suchen wir ihre Schaaren, die auf dem ganzen ungeheuren Kriegsschauplatze verstreut, in ihren Verlusten stets durch neue Recruten aus der Heimath ergänzt, für englisches Gold, das ihnen nimmer zu gut kam, bluteten und duldeten.

Das Schicksal der „Conventionstruppen," wie die Gefangenen von Saràtoga genannt wurden, war sehr traurig. Nach einem fürchterlichen Marsche in der strengsten Jahreszeit, wo sie bei plötzlich eintretendem Wechsel der Temperatur oft am Tage durchnäßt, in der Nacht mit panzerfest gefrorenen Kleidern lagerten, kamen sie bei Boston an. Hier bezogen sie Baracken. General Bourgoyne hatte vom Congreß die Erlaubniß erhalten, gegen eine Caution von 40,000 Thalern nach England abzureisen; da er diese nicht zahlen konnte, überließ er den Amerikanern den Werth in Proviantvorräthen seiner Truppen! Ein anderer Proviantransport, der ihnen zugehen sollte, wurde von den Amerikanern mit Beschlag belegt. Der Haß der Einwohner überschüttete die Gefangenen, deren Lager jedem Besuch freigegeben war, mit Hohn und Brutalität. Auch Frauen im politischen Fanatismus zeichneten sich durch Rohheit aus — wie im jetzigen Kriege Oberst Estvan von den Damen im Süden gegen gefangene und verwundete Unionisten berichtet. Vor der Generalin von Riedesel streckten sie die Zunge heraus. Empörende Gewaltthaten fielen vor. Ein englischer Officier, der mit zwei Damen an einem amerikanischen Doppelposten vorüberfuhr und seine feurigen Pferde nicht gleich zügeln konnte, wurde ohne Weiteres durch den Kopf geschossen; ein braunschweigischer Soldat, der mit seiner jungen schönen Frau aus dem Lager ging und sie gegen die unsittliche Begegnung einiger Milizen vertheidigte, wurde von einer herzulaufenden amerikanischen Schildwache mit dem Bajonett durch den Leib gerannt, daß er auf der Stelle todt blieb. Von einer Bestrafung des Mörders hat man nichts vernommen — was mag aber aus dem unglücklichen Weibe geworden sein? Der Congreß erklärte endlich die Convention für null und nichtig — auf Lafayette's Andrängen, der sich auf das Beispiel der Capitulation von Kloster-Zeven im siebenjährigen Kriege berief, welche vom englischen Parlamente auch nicht ratificirt worden sei. Die Truppen wurden fortan wie die andern Kriegsgefangenen behandelt, die Officiere von der Mannschaft getrennt und letztere auf alle Weise, durch die äußerste Noth und die lockendsten Versprechungen zur Desertion verlockt, welche denn auch einriß, so daß Anfangs April 1778 die Engländer schon 655, die Braunschweiger 119, die Hanauer 31 Ausreißer hatten. Ja, der Congreß nahm das Geschäft selbst in die Hand, indem er in einer wortreichen Proclamation jedem Capitän, welcher 40 Mann mit sich bringen würde, 800 Acker gutes Holzland, 4 Ochsen, 1 Bullen, 3 Kühe und 4 Sauen verhieß, so nach Verhältniß den Unterofficieren und Gemeinen. Als aber der Winter nahte, wurden die Gefangenen nach Virginien verlegt und hatten einen Marsch von 120 Meilen, in Lumpen, ohne Mäntel und Decken, durch unwegsame Gegenden, oft im fußhohen Schnee zu machen. Ein trauriger Sylvestertag, als sie den Potomac, den Grenzfluß von Virginien, überschritten und im verschneiten Walde bivouakirten, wo am Neujahrstage Gottesdienst abgehalten wurde, da brach den Stärksten die Standhaftigkeit beim Gedächtniß der Heimath, die sie kaum wiederzusehen hofften. Am 15. Januar 1779 erreichten sie ihren Bestimmungsort Charlottville, wo sie sich ein Hüttenlager bauen durften.

In Canada war bei Bourgoyne's Abmarsch nur ein kleines Corps zurückgeblieben, bei welchem sich noch 667 Braunschweiger und Hessen-Hanauer befanden; der canadische Winter forderte aber auch hier seine Opfer. Bei einem bloßen Marsche zum Beziehen der Quartiere erfroren vom Bataillon Barner, das für den erkrankten Chef der Capitän Thomä führte, 14 Mann und 2 Soldatenweiber. Der Führer wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, konnte sich aber mit der abgerissenen Bekleidung entschuldigen! General Carleton, welcher jetzt in Canada commandirte, mußte sich darauf beschränken, Canada zu behaupten und das französische Blut der Einwohner, das sich

seit der Kriegserklärung Frankreichs zu regen anfing, im Zaum zu halten. Auch nachdem seine Streitkräfte durch das Regiment Anhalt-Zerbst, neue Verstärkungen aus England und die Complettirung der Braunschweiger und Hanauer, wieder auf 6000 Mann gewachsen war, fiel auf dem nördlichen Schauplatze nichts Bedeutendes mehr vor.

Bei New-York und auf Rhode-Island haben wir die Hessen und die beiden fränkischen Regimenter gesehen. Das Regiment Waldeck war Ende des Jahres 1778 nach dem Süden geschickt worden, um die Truppen Prevost's zu verstärken, weil Florida nun auch von den Spaniern bedroht war. Spanien hatte den Krieg an England, durch Frankreich und den Bourbonischen Hausvertrag bewogen, zwar noch nicht erklärt, aber der Bruch stand bevor und von Louisiana aus, welches damals noch spanisch war, konnte Florida gefährdet werden. Das Regiment Waldeck ging zur See dahin ab, mit Allem, was ihm anhing, es war wie in der Völkerwanderung, wie im dreißigjährigen Kriege: fast alle Soldatenfrauen machten die Fahrt mit, drei Kinder wurden unterwegs geboren und vom Feldprediger getauft. Auch 10 englische und 2 hessische Regimenter nebst einigen Provinzialtruppen erhielten Marschordre nach den südlichen Provinzen. Hier fanden sich die wilden Indianer wieder in großer Zahl ein, um für „ihren Bruder jenseits des großen Wassers“ zu kämpfen, unter ihnen erkannten einige Waldecker mit größtem Erstaunen einen Landsmann, der als Häuptling mit Federkrone, Tättowirung und Silberzierrathen, den Tomahawk und das Scalpmesser an der Seite, Mokassins an den Füßen, erschien. Er hieß Brandenstein, war aus Königshagen gebürtig, vor Jahren als Soldat vom Schlosse desertirt und nach vielen Irrfahrten hierher verschlagen worden, wo er sich unter den Wilden im wahren Sinne des Worts naturalisirt und mit einer Indianerin verheirathet, endlich aber zum Häuptling aufgeschwungen hatte. Besseres begehrte er nicht mehr. Die Feindseligkeiten von Seiten der Spanier ließen noch auf sich warten, daher in Pensacola, der Hauptstadt von Florida, soviel als möglich Vertheidigungsmaßregeln getroffen wurden. Erst am 19. August ließ Don Bernardo de Galvez, der Gouverneur, in New-Orleans die Anerkennung der amerikanischen Freistaaten und die Kriegserklärung Spaniens bekannt machen. Der Kampf begann auf diesem südlichsten Punkte des Kriegsschauplatzes und endigte nach anderthalb Jahren, wie auf dem nördlichen bei Saratoga, und wie er auch auf dem mittlern Operationstheater nach mehreren Wechselfällen schließlich bei Yorktown endigen sollte: mit Gefangenschaft. General Campbell konnte sich trösten, daß er in Pensacola mit kaum 800 Mann sich lange und tapfer gegen 15,000 Spanier gewehrt und eine sehr günstige Capitulation erhalten hatte, welche auch ritterlich gehalten wurde.

Im Centrum hatte Sir Henry Clinton vergebens gehofft, Washington aus seiner unangreifbaren Stellung am Hudson zu einer Entscheidungsschlacht zu manövriren. Der amerikanische Feldherr mußte dieselbe bei seiner Schwäche vermeiden, da der Feind seine Streitkräfte durch die Truppen von Rhode-Island vermehrt hatte und er ihm weder der Zahl, noch dem moralischen Element nach gewachsen war. Wenn auch einzelne Abtheilungen sich auf allen Gefechtsfeldern des weitverzweigten Krieges wie die Löwen geschlagen hatten, ein bedeutender Sieg im freien Felde war noch nicht errungen worden und seit Frankreich den Krieg erklärt und ein Hilfscorps zugesagt hatte, war unter den Einwohnern des Landes die Begeisterung, welche sie zu den Fahnen trieb, merklich abgekühlt, man glaubte nun das Seinige gethan, den Krieg fast fünf Jahre ehrenvoll genährt zu haben und die Beendigung den Berufssoldaten überlassen zu dürfen. Außerdem trieb der Wucher und die Speculation, grade wie heut, ihr schamloses Spiel bei der Versorgung des Heeres mit Kriegsbedarf und Verpflegung. Washington's großer Geist hatte mit so vielen Hemmnissen zu kämpfen, daß er eben nur den Cunctator des Alterthums zum Vorbilde nehmen konnte, aber er war zuletzt glücklicher, als dieser, der den Sieg über Hannibal einem Andern überlassen mußte.

Clinton nahm jetzt ein anderes System an: er wollte den Aufstand durch die Schrecken barbarischer Verheerung niederwerfen. Verwüstend drang General Tryon zweimal in Connecticut ein; nicht bloß die Magazine und Schiffe wurden vernichtet, sondern auch das Eigenthum der Einwohner, mehrere Städte gingen in Flammen

auf. Es war dasselbe Verfahren, welches die Engländer immer von Neuem wiederholt haben, zuletzt noch im Orientkriege an der Küste des todten Meeres und Finnland's — ihrem Kriegsruhm zur Schande! Hoffte man dadurch Washington zu bewegen, seine Position auf den Höhen, wo er den Hudson beherrschte und die Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Colonien unterbrach, zu verlassen, so schlug diese Hoffnung fehl. Er kam nur herab, um seine neuangelegten Forts „Lafayette" und „Stony-Point," welche von Clinton genommen waren, wieder zu erobern, was seinem General Wayne, von den Indianern „die schwarze Schlange" genannt, am 16. Juli mit stürmender Hand bei Fort Lafayette gelang; das andere blieb in den Händen des Feindes und Washington nahm seine Stellung wieder ein, um die rechte Zeit zum Schlagen abzuwarten. Wer da glaubt, daß der Freiheitskrieg der Amerikaner ein leichter, auf strahlendem Pfade von Sieg zu Sieg gewesen, der ist in einem großen Irrthum befangen: es war ein schwerer Kampf, den Washington zu bestehen hatte, und nicht bloß mit den Waffen gegen den Feind!

Die Flotten hatten sich unterdessen in den Antillen bekämpft; jetzt erschien die französische vor der Mündung des Savannahstroms; der Admiral d'Estaing setzte Truppen an's Land, auch Lincoln eilte herbei und Savannah sollte mit Sturm genommen werden; dieser wurde jedoch rühmlich abgeschlagen, wobei sich die Hessen besonders auszeichneten. Der englische Obergeneral Clinton unternahm dagegen einen Zug nach Süd-Carolina, wozu auch Truppen der frühern Besatzung von Rhode-Island, das man aufgegeben hatte, herangezogen worden waren. Die Seefahrt zur Winterszeit war schrecklich. 25 Tage und Nächte kämpften die Schiffe mit den furchtbarsten Stürmen; mehrere wurden verschlagen, unter ihnen eins mit 250 Mann, wobei auch hessische und ausbachische Jäger, die solche Hungersnoth litten, daß sie zuletzt nur Brühe von Spülwasser aus den Fleischfässern mit Hobelspänen genossen und der Capitän in der Verzweiflung vorschlug, Menschen nach dem Loose, die Frauen zuerst, zu schlachten, was jedoch allgemeinen Abscheu erregte. Dem Tode nahe, erreichten sie endlich die Küste von Irland, von wo sie mit dem nächsten Transport im Sommer wieder nach Amerika geschafft wurden. Unterdessen war Sir Henry Clinton längst in den Besitz von Charlestown gekommen, dessen Besatzung unter Lincoln, 6000 Mann stark, das Gewehr gestreckt; er war darauf nach Staaten-Island zurückgekehrt und hatte nur ein Corps unter Cornwallis zur völligen Unterwerfung Süd-Carolina's zurückgelassen. In New-York war während dieser Expedition nach dem Süden General von Knyphausen mit 6000 Mann in den Winterquartieren geblieben, welche hier auch die fränkischen Regimenter theilten, die am 25. October Rhode-Island verlassen hatten. Auf den Straßen der Stadt, welche heut nach London die wichtigste Handelsstadt der Erde ist und 600,000 Einwohner zählt, damals aber kaum 26,000, sah man seit einiger Zeit zerlumpte Jammergestalten, welche allgemeines Mitleid erregten. Es waren Braunschweiger von den „Conventionstruppen", welche aus der Gefangenschaft entronnen waren und sich hier eingefunden hatten. Sie meldeten sich hier und da bei den Truppenstäben, Niemand nahm sich jedoch ihrer an. Konnte man sie auf die land- oder markgräflichen Verpflegunsrapporte bringen? Unter welche Rubrik, auf welchen Titel? Es waren aber doch Deutsche! Freilich, aber Soldaten eines andern deutschen Fürsten, nicht einmal aus demselben Reichskreise! Was konnte man für sie thun? Deutsche Brüder waren es aber doch und das Mitleid der Officiere und Soldaten sorgte für die Armen, die nichts hatten, womit sie ihre Blöße im Winter bedecken und ihren Hunger stillen, noch minder, wo sie ihr Haupt hinlegen konnten.

„Komm' mit, Bruder Grenadier!" sagte auch Franz Hochstetten zu einem dieser Unglücklichen, der auf einer Kirchentreppe saß und, den grauen Kopf tief gesenkt, stumpfsinnig vor sich hinstierte.

Der Mann sah ihn wie neubelebt an, stand auf und sprach ihm seinen Dank aus, daß sich doch ein Mensch seiner erbarme. Es seien schon ihrer Vierzig, die sich aus Noth bei dem Husarenfreicorps, das ein Lieutenant von Diemar errichte, hätten anwerben lassen, er selbst wolle aber auf seine alten Tage nicht mehr zur Cavallerie gehen und vorzüglich seinen Eid halten, den er seinem Herzoge geschworen habe.

Die offene und klare braunschweigische

Mundart heimelte Franz wunderbar an, da es die seiner Mutter war, und er fragte auf dem Gange nach seinem Quartiere, wohin er den Soldaten führte, ob er vielleicht den Feldwebel Frank vom Grenadierbataillon von Breymann, Compagnie von Löhneisen, kenne.

„Doch!" erwiederte der Braunschweiger. „Der ist auch hier, wird aber wohl schon todt sein. Wir haben auf dem weiten Wege durch die Wildnisse immer zusammengehalten — wie wir aber herkamen, ist er gleich liegen geblieben und hier kann sich Keiner mehr um den Andern bekümmern, man hat mit sich selbst zu thun."

Franz war über die Nachricht, daß der Bruder seiner Mutter hier und dem Tode nahe sei, so aufgeregt, daß er die schauerliche Selbstsucht, die in Zeiten der Noth am grellsten zu Tage tritt, in den letzten Worten nicht beachtete und den alten Soldaten nur dringend fragte, wo er den Kranken finden könne. Der Mann wußte es und erbot sich, ihn hinzuführen. Es war ein elendes Häuschen in einer der engen winklichen Gassen, deren New-York vor dem großen Brande von 1835 sehr viele besaß. Hier lagen Hessen im Quartier, von denen einer sich des Kranken angenommen hatte. Hochstetten trat mit klopfendem Herzen an das Strohlager, auf welchem der Bruder seiner Mutter unter einer warmen Decke lag, welche sein Pfleger für ihn — gestohlen hatte. Offenbar war er sehr krank; er hatte die Augen geschlossen und athmete schwer: vergebens suchte Franz auf diesen bleichen, aber männlichen Zügen eine Aehnlichkeit mit seiner Mutter. — „Ich werde einen Arzt schaffen, es ist mein Onkel!" sagte er zu dem Hessen, der theilnehmend bei ihm stand und ihn dann ein Stück begleitete.

„Sie sind auch wohl hinter's Kalbfell geschleppt worden, wie ich?" fragte er Franz, und als dieser erwiederte, daß er freiwillig Soldat geworden sei, verwunderte er sich. „Mich stahlen sie auf offener Landstraße," sagte er. „Ich hatte meine Matrikel als Leipziger Student bei mir, die zerrissen sie mir gleich, nun war ich ohne Legitimation ein Landstreicher und wurde gleich untergesteckt und vor'm Jahr hieher geschickt. Sie sind Frei-Corporal, wie ich sehe, also wohl ein Edelmann."

Franz verneinte es etwas bitter, da er anfing zu glauben, daß seine Geburt doch seiner Beförderung im Wege stand; er nannte seinen Namen und fragte nach dem des auf so empörende Weise zum Soldaten gepreßten Studenten, der, wie seine thüringische Mundart verrieth, obenein nicht einmal ein Unterthan des Landgrafen von Hessen war. Er hörte, daß er Seume hieß und hat in spätern Jahren mehr von ihm gehört und gelesen, als Seume nach wechselnden Schicksalen im Vaterlande sich als Dichter und Schriftsteller bekannt machte, eine der edelsten Naturen, wenn er auch ein hohes Ziel in der Poesie nicht errungen hat.

Franz brachte zuerst den Braunschweiger, für dessen Unterkommen er sorgen wollte, nach seinem Quartier, wo ihn Rose menschenfreundlich willkommen hieß. Dann sagte er ihr mit kurzen Worten, daß er den Bruder seiner Mutter hier und schwer erkrankt gefunden habe und gleich zum Regiments-Chirurg Schöpf, der immer helfe, wo er könne, gehen und ihn zu dem Kranken führen wolle. Er hatte schon oft von dem Oheim, den seine Mutter zärtlich liebte, mit Rosen gesprochen und es bedauert, daß der Krieg ihn gar nicht mit den Braunschweigern, welche so weit entfernt in Canada standen, zusammengeführt. Rose war daher durch die Mittheilung lebhaft bewegt und bat ihn, den Kranken, wenn er fortzutragen sei, nur gleich herschaffen zu lassen, sie wolle ihn pflegen wie eine Tochter. Das geschah denn auch. Der Arzt folgte bereitwillig seinem jungen Freunde, wie er Franz immer nannte, zu dem traurigen Lager seines Verwandten, fand ihn allerdings an einem der bösartigen amerikanischen Fieber sehr krank, ordnete aber sogleich seine Fortschaffung in Hochstetten's Quartier an, da er hier bei dem redlichsten Willen seines Kameraden nicht genesen konnte. Rose weinte nicht, als sie den Armen, der ein Bild des Elends war, erblickte; sie war eine herzhafte Frau und weinte überhaupt selten, suchte vielmehr stets mit Rath und That gleich Abhilfe zu schaffen, wo ihr eigene oder fremde Noth nahe trat, so auch hier. Sie hatte schon eine stille Kammer im Hause, aus der sie die Einquartierung in andere Räume verwiesen, für die Aufnahme des Kranken bereitet, und die Soldaten, die der jungen Frau in Allem, was sie anordnete, gern gehorchten, da sie auch wie eine Hausfrau für ihr Wohl sorgte, hatten sich willig

zusammendrängen lassen. Sie waren schon zahmer geworden, als auf den Mainschiffen bei Ochsenfurth. — Der Kranke war aus dem hinbrütenden Halbschlaf, in welchem er gewöhnlich nach den Fieberanfällen lag, durch das, was mit ihm vorging, geweckt worden und hatte gefragt, ob man ihn in's Hospital schaffe; als er dann auf das neue Lager — Betten gab's freilich nicht! — gebracht war, schlug er die Augen auf und heftete einen langen Blick auf das liebliche Frauenantlitz, das sich troſtreich, wie das eines Engels, über ihn neigte. Welcher Gedanke mochte ihm aufdämmern? Ein müdes Lächeln zeigte sich um seinen Mund, seine Augenlider sanken wieder zu und ein tiefer Athemzug schien zu sagen, daß er sich zufrieden fühlte.

„Ich komme wieder, Frauchen, ich komme wieder," sprach der Regimentsarzt. „Sie bringen ihn durch, das sehe ich schon."

Sie that wenigstens, was in ihren Kräften stand, und widmete dem Kranken die treueste Pflege. Bald war die Krisis, die mit furchtbarer Heftigkeit eintrat, glücklich entschieden und die gute Natur, welche nur durch die namenlosen Anstrengungen und Entbehrungen erschöpft gewesen war, half überwinden. Als er erfuhr, daß er bei seinen nahen Verwandten sei, als Franz ihn als seinen Oheim begrüßte und mit ihm von der Schwester sprach, deren Liebe er von Kindheit auf erwiedert hatte, da gab die Freude ihm auch neue Kraft. „Du hast mich gerettet, Rosel!" sagte er fast täglich. „Ohne Dich läg' ich unter der Erde! Das werde ich Augusten und Deinem Vater sagen, Franz!"

Es fand sich überraschend schnell Gelegenheit dazu. Für die ranzionirten Braunschweiger, deren Zahl allmälig noch mehr gewachsen war, weil Alle, die aus Virginien entflohen, New-York, das Hauptquartier, für ihren natürlichen Vereinigungspunkt ansahen, trat auf einmal eine günstige Wendung ein: ihr eigener, allverehrter Feldherr, der General von Riedesel, kam in New-York an. Der Congreß hatte ihm, auf Washington's Verwendung, gestattet, bis zu seiner bevorstehenden Auswechslung seinen Aufenthalt in New-York auf Ehrenwort zu nehmen, wobei allerdings der Hintergedanke mitgewirkt hatte, daß durch seine Entfernung die Gefangenen den Verführungen zum Abfall zugänglicher sein würden. Riedesel sorgte sogleich, wie ein Vater, für seine Braunschweiger, die er hier vorfand; er besuchte selbst die Kranken, die man ihm namhaft machte, und kam in Begleitung seiner Frau, welche schon unter den Gefangenen viele Werke der christlichen Liebe gethan, in Hochstetten's Haus, als man ihm von dem Wunder, das hier an dem wackern Frank geschehen war, erzählte. Dieser war nun fast ganz genesen und bat seinen General, ihn baldmöglichst wieder zu seinem Bataillon zu schicken, dessen in Canada zurückgebliebener Stamm sich wohl wieder complettirt haben würde. Der General, der ihn persönlich kannte, sagte es ihm zu, sobald sich eine Gelegenheit finden würde, und sprach dann freundlich mit seinen Verwandten; die junge Frau hatte schon von seiner Gemahlin über ihre Menschenfreundlichkeit, die sie auch an andern nothleidenden Soldaten bewiesen hatte, so viel gütige Worte gehört, daß sie ganz beschämt war. Die edle Dame machte ihr beim Abschiede ein reiches Geschenk, damit sie ihre Nächstenliebe weiter üben könne, ohne sich und den Ihrigen etwas zu entziehen.

Bald darauf nahmen die Raub- und Verheerungszüge der Engländer wieder ihren Anfang und leider wurden nun auch deutsche Soldaten in gemischten Detachements dazu gebraucht. Bis jetzt hatten die Befehlshaber in diesem Punkte die strengste Disciplin gehalten, das kleinste Verbrechen am fremden Eigenthum war hart bestraft worden und man konnte den Deutschen wohl nachrühmen, daß sie es bisher geachtet hatten. Jetzt wurden ihnen von den englischen Detachementsführern förmlich Befehle zum Plündern gegeben und dadurch alle Dämonen der Habsucht und Grausamkeit gegen die Einwohner, welche das Ihrige zu vertheidigen wagten, entfesselt. So ging Ende März 1780 eine gemischte Abtheilung von Engländern, Hessen und Baireuthern unter Major Kleerlington ab, um den Flecken Hakensack für seine antiroyalistische Gesinnung zu züchtigen.

„Wollen Sie mit, Hochstetten?" fragte sein Hauptmann. „Die lange Unthätigkeit fängt an, lästig zu werden."

„Grenadiere plündern nicht, Herr Hauptmann!" erwiederte Hochstetten furchtlos. „Ich hoffe, Sie werden keinen einzigen Mann von der Compagnie schicken."

Der Hauptmann wurde roth, sagte aber

nichts. Den Befehl, der von jeder Compagnie eine gewisse Zahl commandirt hatte, konnte er nicht ändern und Hochstetten's gute Meinung wurde zu Schanden, denn als der englische Major, vor Hakensack angekommen, den Befehl zur Plünderung und Zerstörung gab, stürzten auch die Baireuther, von Habgier entflammt, wie die Raubthiere über den unglücklichen Ort her. Einer davon hat ganz harmlos in sein Tagebuch geschrieben, das noch erhalten ist: „Meine Beute, die ich glücklich mit zurückbrachte, bestand noch aus 2 silbernen Sackuhren, 3 Garnituren silberner Schnallen, einem Paar Frauenstrümpfen und einem Paar Mannssommerstrümpfen, 2 Manns- und 4 Frauenhemden von feiner englischer Leinwand, 2 feinen Tafeltüchern, 1 silbernenEß- und dergleichen Theelöffel, 5 spanischen Thalern und 6 Yorkschillingen an Geld. Das andere, nämlich 11 Zügel feine Leinwand und über 2 Dutzend seidene Tücher nebst 6 silbernen Tellern und einem silbernen Trinkbecher, so in einem Pack zusammengebunden waren, mußte ich wegen des eilfertigen Marsches wegwerfen und dem nacheilenden Feind überlassen." Wahrlich, eines Kosacken würdig! Und das war nur Einer von vierhundert! Alle Männer des Fleckens wurden gefangen fortgeschleppt und mehrere Häuser in Brand gesteckt.

Aehnliche Unternehmungen folgten und Hochstetten hatte stets das Glück, davon zurückbleiben zu dürfen. „Ich würde ein Insubordinationsverbrechen begehen, Onkel," sagt er, „wenn ich auch nur als Augenzeuge dabei sein müßte."

„Es ist eine Schande!" erwiederte Frank. „Aber Du hast einen losen Schnabel, Franz, nimm Dich in Acht: die Kriegsartikel sind streng."

Im Sommer unternahm General Knyphausen, noch vor Clinton's Rückkehr aus dem Süden, einen größern Einfall in die Jersey's. Das Regiment Baireuth blieb von allen deutschen Truppen allein in New-York zurück und es war schon so weit gekommen, daß viele Wohlgesinnte, unter ihnen auch Franz Hochstetten, Gott dafür dankten, da es auch wieder auf nichts abgesehen schien als Verwüstung. Darin irrten sie aber, es kam wirklich zum Zusammenstoß mit dem Feinde; Washington warf das britisch-deutsche Corps zurück. Clinton war unterdessen mit seinen Truppen in New-York angekommen und ließ sofort das Regiment Baireuth zu Knyphausen abrücken, dem er bald selbst folgte.

„Ich vertraue Ihnen Weib und Kind an," sagte Hochstetten zu seinem Oheim. „Nun ich Sie zu ihrem Schutze hier weiß, marschire ich mit leichtem Herzen. Sollte ich fallen, so werden Sie gewiß für sie sorgen und wenn Sie bald mit den Gesammelten zu Ihrem Corps nach Canada abmarschiren, so wird doch Frau von Riedesel sich der Verlassenen annehmen und sie mit sich nach Europa zurückreisen lassen. Meine Mutter kann sie ja nicht verstoßen!"

„Rede Dich nicht weich, Junge!" versetzte der alte Soldat, dem doch selbst weich zu Muth war. Rose erleichterte dem Scheidenden die Trennung durch ihr muthiges Benehmen; als er aber fort war und sie sich über ihr Kind neigte, da hätte er nicht zugegen sein dürfen!

Diese trübe Stimmung ging bei ihr jedoch, wie immer, bald vorüber und sie hatte auch nicht Ursache, sich ihr hinzugeben. Der Sommerfeldzug brachte kein wichtiges kriegerisches Ereigniß, da Washington einer Hauptschlacht noch immer auswich, obgleich sich schon darin ein Umschwung zeigte, daß in kleinern Gefechten, wie bei Kingsbridge, die Amerikaner siegten. Er begnügte sich, durch geschickte Demonstrationen am Hudson die Engländer in ihren Operationen zu stören, so daß sie auch eine Expedition gegen Rhode-Island, wo jetzt der Marquis von Rochambeau mit dem französischen Hilfscorps gelandet war, aufgeben mußten. Desto schlimmer hausten sie in dem wehrlosen Lande, am grimmigsten aber in den südlichen Provinzen. Die Einwohner wurden hier zur Verzweiflung gebracht, zur Unterwerfung jedoch nicht. Auch wüthete hier der Krieg erbittert fort, während im Centrum die Winterquartiere bereits Mitte October bezogen wurden; das milde Klima des Südens begünstigte die Operationen und es schien, als ob hier die Entscheidung gesucht würde, denn Washington hatte mehr Truppen unter Gates, dem Sieger von Saratoga, dorthin geschickt, der das Commando der Südarmee übernahm. Auch Clinton sandte im Herbst zwei Corps zur Verstärkung ab. Das eine führte General Leslie, das andere der von den Amerikanern übergetretene Arnold. Dieser, welcher eine übelberüchtigte Vergangenheit gehabt, im Kriege

aber der Sache seines Landes als Truppenführer gute Dienste geleistet hatte, war aus Neid gegen Washington und aus Rachsucht, weil er von diesem Verweise erhalten hatte, aber auch aus Geldgier, zu den Engländern übergetreten. Sein Vorschlag, ihnen die Hudsonforts zu übergeben, wurde verrathen und er mußte fliehen; der britische Major André, der als Parlamentär bei ihm gewesen war und den er überredet hatte, in Civilkleidung abzureisen, wurde gefangen und von einem Kriegsgericht, dem alle Stabsofficiere der Washington'schen Armee, auch Lafayette, beiwohnten, zum Strange verurtheilt und am 20. October gehängt. Arnold war unterdessen in Sicherheit und führte Mitte December das zweite Corps britischer Verstärkung nach dem Süden. Hier war noch vor seiner Ankunft von den Amerikanern der erste namhafte Erfolg errungen worden, indem am 6. Januar 1781 der Parteigänger Morgan ein englisches Detachement von Leslie's Corps unter Tarleton bei Cowpens geschlagen und die bisher so gefürchtete britische Reiterei beinahe vollständig vernichtet hatte. Der gesunkene Muth, den der Verlust von Charlestown tief gebeugt hatte, wurde dadurch wieder gehoben und man sah den Ereignissen des neuen Jahres mit Vertrauen entgegen.

Das Jahr 1781 sollte denn auch das Jahr der Entscheidung werden. Der Krieg hatte sich, seit Frankreich gegen England aufgetreten war, über alle Erdtheile, wo das englische Banner wehte, verbreitet: nach der spanischen Küste, um ihnen Gibraltar und Minorka zu entreißen, nach Afrika, weil auch Holland den Krieg erklärt hatte, und nach Ostindien. Zur See behielt die britische Flagge das Uebergewicht, in Amerika neigte sich aber die Schale der Gegner Englands, obgleich das Glück seinem Feldherrn noch einmal lächelte. General Greene, der jetzt an Gates' Stelle das Commando der amerikanischen Südarmee erhalten hatte, mußte sich, hart gedrängt, nach Virginien zurückziehen, was er geschickt ausführte. Er wurde darauf am 16. März bei Guilford geschlagen, wobei sich das hessische Regiment von Bose mit Ruhm bedeckte. Dasselbe hatte, nach einem gelungenen Angriff, der die geworfenen englischen Garden aufnahm und das Gefecht herstellte, einen Moment, in welchem es in der Front und im Rücken angefallen, sein Hinterglied Kehrt machen lassen und sich so der Feinde erwehren mußte; zuletzt gab es der Schlacht die Entscheidung. Der englische Bericht sogar vergleicht es mit Cäsar's weltberühmter zehnter Legion. Rückzug von beiden Seiten nach der Schlacht! Arnold hatte unterdessen gegen Steuben mehrere Gefechte gehabt, welche glücklich ausfielen; aber Cornwallis bedurfte neuer Verstärkungen, um sich in Virginien behaupten zu können. So ging denn im April General Phillips mit einem Corps von New-York dahin ab. Phillips war der britische Befehlshaber der Gefangenen von Saratoga seit Bourgoyne's Abreise; wie Riedesel hatte er die Erlaubniß gehabt, in New-York seine Auswechslung abzuwarten, diese war endlich erfolgt und General Clinton verwendete ihn nach dem Süden, während Riedesel nach Canada zurückkehrte, wo Haldimand jetzt das Commando übernommen hatte. Seine Braunschweiger in New-York, deren sich gegen 80 gesammelt hatten, waren schon vorher unter Hauptmann von Schlagenteuffel dahin abgegangen, mit ihnen auch Hochstetten's Oheim.

„Will's Gott, sehen wir uns in eurem Fichtelgebirge wieder!" hatte er beim Abschiede zu den jungen Leuten gesagt. „Die Mutter weiß nun Alles durch mich; mein Brief ist richtig in Braunschweig angekommen, wie mir Seine Excellenz selbst gesagt hat, und von dort wird ihn der Vetter schon nach Wunsiedel geschafft haben. Sie können sich nun darnach einrichten — daß sie Euch gar nicht schreiben, hat vielleicht andere Gründe."

Frau von Riedesel hatte Rose den Vorschlag gemacht, mit ihr zu reisen und bei ihr zu bleiben, wo sie doch besser aufgehoben sein würde als hier, da gewiß auch die andern deutschen Regimenter bald nach Virginien abgehen würden, aber Rose war bei ihrem Vorsatze geblieben, sich diesmal, wo ihr Kind nun schon älter sei, nicht wieder von ihrem Manne zu trennen, sondern den Zug mitzumachen und die Dame, welche selbst nicht anders gehandelt, hatte dagegen nicht viel einwenden können.

Die Marschordre ließ auch nicht lange auf sich warten. Eine neue dringende Vorstellung von Lord Cornwallis bestimmte den Obergeneral, schon im Mai abermals bedeutende Verstärkungen nach dem Süden abgehen zu lassen, und diesmal waren auch die Regimenter des Markgrafen dabei. Sie

brachen frischen Muths auf und ahnten nicht, daß sie der Katastrophe des ganzen Krieges entgegengingen.

„Glaubst Du, daß wir wieder hierher zurückkommen?" fragte Rose, als sie ihr Hausgeräth musterte, das sich während des anderthalbjährigen Aufenthalts in New-York doch vermehrt hatte.

„Siehst Du, Mutter, Du möchtest Alles gern mitnehmen!" scherzte Franz. „Wenn sonst der Soldat seine Hüttenstadt verließ, wurde sie abgebrannt — wie wär's, Rosel, wenn wir mit all' dem Plunder, den wir vielleicht nicht wiedersehen, ein Lustfeuerwerk anstellten? — Laß gut sein! Was brauchen wir viel, wenn uns Gott nur zusammenläßt?"

Sie sollten nicht mehr getrennt werden, aber noch viele Leiden mit einander erdulden. Als die neuen Truppen bei New-Portsmouth ausgeschifft waren, blieben sie hier stehen, nur ein englisches Regiment marschirte zur Armee von Cornwallis ab. Das Leben im Lager wurde durch die Hitze, welche bald zu unerträglicher Gluth stieg und das Trinkwasser verschlechterte, sehr lästig und der Befehl zum Aufbruch, der Mitte Juli eintraf, mit Freuden begrüßt.

Die Verhältnisse hatten sich immer drohender für die Engländer gestaltet. Washington zwar war durch eine gefährliche Meuterei, welche durch den ausgebliebenen Sold in seiner Armee ausgebrochen, in die schlimmste Lage gekommen, seine Energie hatte aber den Aufstand unterdrückt und eine bessere Finanzverwaltung unter Frankreichs Beihilfe dem Geldmangel abgeholfen. Jetzt erschien eine neue französische Flotte unter de Grasse mit Truppen in den Antillen und Washington glaubte nun den Moment gekommen, aus seiner abwartenden Haltung im Lager von New-Windsor am Hudson herauszutreten. Er hatte eine Besprechung mit Rochambeau, der das französische Corps in Rhode-Island befehligte, und leitete dann seine Operationen vortrefflich ein, um Clinton durch eine Bedrohung New-Yorks hier festzuhalten und mit vereinter Macht den entscheidenden Schlag im Süden zu thun.

Hier hatte sich Lafayette nur mühsam gegen Cornwallis gehalten, von welchem er am 6. Juli bei Jamestown geschlagen worden war. Cornwallis zog sich jetzt aus dem Innern wieder an die Küste, um Stützpunkte zu gewinnen und seine Verbindung mit Clinton zu sichern. Er setzte sich deshalb in Yorktown an der Mündung des York in die Chesapeakbai fest, wo er einen vortrefflichen Hafen für seinen Zuzug hatte und durch verschanzte Linien die von den Einwohnern meist verlassene, ziemlich weitläufig gebaute Stadt befestigte. Seine Armee, welche sehr geschmolzen war, betrug jetzt wenig mehr als 9000 Mann, von deutschen Truppen waren dabei die hessischen Regimenter Erbprinz und Bose und die beiden fränkischen Regimenter. Es war im August, die Hitze noch im Steigen; Mangel an Lebensmitteln trat wieder ein, weil von der See die ersehnten Proviantschiffe ausblieben und vom Lande wenig zugeführt wurde. Da trat die Bangigkeit bald wieder an Jeden heran, der nicht bloß für seine eigene Person, sondern auch für seine Lieben zu sorgen hatte.

Endlich zeigten sich Segel am fernen Horizonte, eine Flotte! Sie brachte Lebensmittel, frische Truppen, bald konnte man aus den Verschanzungen vorbrechen und Lafayette aus seiner nahen festen Position werfen — unselige Täuschung! Es war die französische Flotte, sie setzte 3000 Franzosen an's Land, welche zu Lafayette stießen, und segelte dann wieder ab, um sich mit der englischen Flotte zu messen, die von ihr geschlagen wurde, worauf sie vor New-York erschien und somit die Verbindung zur See für Cornwallis abschnitt. Gegen New-York setzten sich nun auch Washington und Rochambeau in Bewegung und Sir Henry Clinton wurde um so mehr in seiner Ansicht, daß es auf einen ernstlichen Angriff abgesehen sei, bestärkt, als ihm Briefe des amerikanischen Feldherrn, in welchen davon die Rede, in die Hände gefallen oder gespielt worden waren. Er zog deshalb all' seine detachirten Corps an sich und ließ sich nicht irren, als Washington plötzlich sein Lager abbrach: er hielt es nur für eine Scheinoperation, um ihn aus der Stadt zu locken. Washington ging dann in starken Märschen nach Virginien und vereinigte sich mit Lafayette zum Angriff auf Yorktown, während die französische Flotte sich vor die Chesapeakbai legte. Was half es den Eingeschlossenen, daß sie einen drei Stunden lang mit immer neuen Truppen wiederholten Sturm abschlugen, der Feind begann seine Belagerungsarbeiten und trieb dieselben in

jeder Nacht weiter vor; im Lager und in der Stadt wütheten in Folge des angestrengten Schanzdienstes und der elenden, schmalen Kost Dysenterie und Faulfieber und rafften viele Opfer dahin.

„Es geht mit uns zu Ende!" sagte Hochstetten, der vom Begräbniß eines braven Officiers seiner Compagnie, des Lieutenants von Schuchardt, zurückkam, mit gepreßtem Herzen zu seiner Frau, die seit einigen Tagen auch am Fieber litt und sich nur mit äußerster Anstrengung aufrecht hielt.

„Gott lebet noch!" erwiederte sie, die Hände faltend, indem ihr Blick aus den brennenden, trockenen Augen mit Mutterangst auf ihr schlummerndes Töchterchen fiel.

In demselben Augenblick wurde ein ferner Kanonenschuß hörbar. Der Feind hatte noch kein schweres Geschütz — was konnte der Schuß bedeuten? Franz eilte hinaus und wollte sich schon voreiligen Hoffnungen hingeben, aber wiederholter Kanonendonner und einschlagende Kugeln belehrten ihn bald eines Bessern. Washington hatte seine Artillerie erhalten und begann die Beschießung der Werke und der Stadt, welche mit äußerster Heftigkeit viele Tage lang fortgesetzt wurde. Die Belagerten hatten bedeutenden Verlust. Die wenigen noch zurückgebliebenen Einwohner flüchteten aus der Stadt nach der Seeseite, wo sie in den hohen Thalrand des Flusses Erdlöcher gruben, um sich darin zu bergen; in der Stadt richteten die Bomben eine grauenhafte Verwüstung an. Welche Schreckenszeit für ein Herz, das für sein Kind zittert und für den geliebten Mann, der draußen am Wall in Reih und Glied steht und seine Bangigkeit um die in Todesgefahr schwebenden Lieben nicht einmal in seinen Mienen zeigen darf, um nicht der Feigheit beschuldigt zu werden! Jedes Wiedersehen schien da wie von Gott geschenkt! — Das Feuer wurde mit geringen Pausen Tag und Nacht fortgesetzt. Am 14. October, einem Sonntage, Abends, stürmten die französischen Grenadiere unter Baron Viomenil zwei von den äußern Redouten und setzten sich darin fest. Noch hätte Cornwallis sich vielleicht mit einem Gesammtausfall durchschlagen können, aber er hoffte auf Entsatz: unmöglich konnte ihn doch Clinton im Stich lassen! Darüber wurde der Moment versäumt; Cornwallis überzeugte sich endlich, daß jeder fernere Widerstand unnütz sein würde, und schickte am 17. October einen Parlamentär in's feindliche Lager, um zu capituliren. Sofort fingen die Soldaten, welche längst darauf gewartet hatten, an, die Zelte und was sie dem Feinde überlassen mußten, zu zerstören. Am 19. October kam die Capitulation zu Stande. Nachmittags um 4 Uhr rückte die Garnison mit klingendem Spiel, aber mit verhüllten Fahnen aus und marschirte durch die zu beiden Seiten aufgestellte feindliche Armee. Rechts standen die Franzosen, ihre Generale in glänzender Uniform, mit dem St. Michaels- oder Ludwigsorden geschmückt, vor der Front, prächtig gekleidete Läufer hinter sich, man sah den Grafen Rochambeau, den Marquis von Lafayette, den Prinzen von Saarbrück-Zweibrücken, den Herzog von Lauzun. Auf dem Flügel jedes Regiments empfingen die Musikbanden die ausziehenden Truppen mit kriegerischen Märschen. Links ebenso die Spielleute der Amerikaner, welche in zwei Treffen aufgestellt waren, die regulären Truppen im ersten, die Milizen im zweiten Treffen; vor der Front hielt Washington mit den Generalen Gates, Greene und Wayne, deren Einfachheit sehr gegen den Glanz der Franzosen abstach. Als die britisch-deutschen Truppen beide Regimenter passirt hatten, schwenkte ihre Spitze rechts ab auf eine große Haide, wo französische Husaren einen weiten Kreis gebildet. In diesen rückten die Truppen regimenterweise ein und streckten die Waffen. Es war ein ergreifender Moment, Viele weinten vor Schmerz und Wuth, Mancher küßte sein Gewehr, ehe er es niederlegte. 18 deutsche Fahnen und 8 Geschütze wurden dem Sieger mit überliefert; 1800 Todte und Verwundete hatten die Belagerten verloren; gefangen wurden 7447 Mann, 63 Soldatenweiber mit 14 Kindern; von deutschen Officieren 32 Hessen und 42 Ansbach-Baireuther. Eine Kriegscasse von mehr als 5000 Pfund Sterling, 191 Geschütze und 82 Fahrzeuge im Hafen fielen dem Feinde in die Hände. Die Gefangenen wurden bei der Uebergabe schonend und würdig behandelt, sie behielten ihr Eigenthum und blieben den Winter über in Baracken bei Winchester in Virginien; im folgenden Jahre kamen sie nach Fredericktown in Maryland.

Zwei Tage nach der Capitulation war endlich Sir Henry Clinton, aus seinem falschen Glauben aufgeschreckt, mit einer Flotte in der

Chesapeakbai erschienen, zu spät! Er kehrte niedergeschlagen nach New-York zurück, wo er bald seines Commandos entsetzt wurde.

Mit der Capitulation von Yorktown war die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten fest begründet. England mußte die Hoffnung aufgeben, sie mit Waffengewalt wieder zu unterwerfen. Es konnte den Krieg wohl noch ein Jahr fortsetzen und von den deutschen Fürsten, die sich ihm verkauft hatten, die siebente Blutlieferung fordern, Gibraltar wurde glänzend gegen die Spanier vertheidigt und Admiral Rodney gewann in den Antillen noch einen wichtigen Seesieg über de Grasse, aber diese Umstände begünstigten nur den Abschluß des Friedens, dessen Nothwenigkeit nicht mehr geleugnet werden konnte. Friede wurde denn schon am 30. November 1782 durch Präliminarien geschlossen, welche im folgenden Jahre durch einen Definitivtractat zu Versailles bestätigt wurden. Erst am 25. November 1783 räumten die Engländer New-York und Washington hielt seinen feierlichen Einzug in die befreite Stadt. Er nahm darauf Abschied vom Heere, das entlassen wurde, legte Rechnung vor dem Congresse zu Philadelphia und trat in das Privatleben zurück. Die Franzosen waren bereits nach der Heimath abgesegelt, Lafayette gleich nach dem Falle von Yorktown, den er für den Schlußact des Krieges ansah. Für die Gefangenen, welche noch nicht ausgewechselt waren, schlug nun die Stunde der Erlösung aus ihrer harten und schmählichen Lage, für alle deutschen Truppen die Stunde der Heimkehr. Aber ihre Reihen waren entsetzlich gelichtet. Die Berechnungen, die man angestellt hat, um die Verluste zu ermitteln, welche die Verkauften in Amerika erlitten haben, sind falsch; sie haben Abgang und Zuwachs nicht zum Grunde legen können, weil ihnen die Rapporte nicht zugänglich gewesen sind; diese ruhen in den Kriegsarchiven der betreffenden Staaten und werden das Licht des Tages wohl niemals erblicken. Beispielsweise sind von den beiden fränkischen Regimentern, welche 1160 Mann stark ausrückten, nur 450 zurückgekehrt und dabei sind noch sechsmal Ersatzmannschaften nachgesendet worden. Vorüber! Das Alles liegt jetzt hinter uns! Zur Heimath die Blicke, zur theuren deutschen Heimath!

IX.

Sieben Jahre hatten die ersten Truppen, welche aus Deutschland nach Amerika geschickt worden, den vaterländischen Boden nicht wieder betreten — was verändert sich in sieben langen Jahren! Eine verhängnißvolle Zahl, welche von Mystikern vordem in geheimnißreiche Beziehungen zu den Wandlungen im Menschenleben gebracht worden ist! Ahnungsvoll eilten die Gedanken über den Ocean voraus: Viele gab es unter den Heimkehrenden, welche in ihrer Abwesenheit wenig oder nichts aus ihrem Vaterlande gehört, Andere, welche den Tod lieber Verwandten und Freunde zu beklagen hatten; auch das eigene künftige Schicksal mochte Manchem schwer auf dem Herzen liegen, denn es war klar, daß die Fürsten ihre aus fremdem Solde wieder in den eigenen übergehenden Truppen, deren Stärke weit über die Kräfte ihrer Länder ging, stark reduciren würden — was fingen die abgedankten Soldaten dann an, wer sorgte für diejenigen, welche ihre Gesundheit im Kriege verloren hatten, oder zu Krüppeln geworden waren? Doch entschlug sich die Mehrzahl solcher Gedanken, je näher der Tag der Abfahrt von der fremden Küste rückte. Die Einschiffung der Deutschen fand in den Monaten Juli und August 1783 von New-York und Quebeck statt, eine letzte Abtheilung konnte erst im November folgen.

Von New-York gingen zunächst die aus spanischer Gefangenschaft dorthin schon früher zurückgekehrten Waldecker, die Hessen-Hanauer, welche daselbst gestanden, und die Zerbster Ersatzmannschaften am 18. Juli ab. Die Einschiffung der Braunschweiger, nebst dem Regiment Anhalt-Zerbst und den Hanauern aus Canada geschah zu Quebeck in den letzten Julitagen. Am 2. August folgten die beiden fränkischen Regimenter, welche fünfviertel Jahr in Gefangenschaft gewesen, und die einstigen Conventionstruppen von Saratoga, so viel deren noch übrig waren. Diese hatten die Gefangenschaft sechs ganze Jahre getragen; sie wurden mit der ersten hessischen Division am 5. August eingeschifft und waren die ersten, welche die deutsche Küste wieder betraten. Die zweite hessische Division und die Jäger bildeten im November den Schluß.

Am traurigsten war es in der Zeit der Gefangenschaft vielleicht den Soldaten des Markgrafen von Ansbach-Baireuth ergan-

gen. Bald nach der Capitulation hatten sie den weiten Marsch in den District angetreten, wo sie vorläufig bleiben sollten, auf schlechten Wegen, in rauher Jahreszeit; den Shenandoah — im jetzigen Kriege vielgenannt — hatten sie bei hohem Stande des eiskalten reißenden Wassers durchwaten müssen, kein Wunder, daß sie eine Menge von Kranken mit in die Baracken brachten, die ihnen zum Winterquartier angewiesen waren! Und diese Baracken! Elende Hütten, nur flüchtig zusammengeschlagen, ohne Thüren und Fenster, die sich die Gefangenen erst einsetzen mußten, schlecht eingedeckt, mit erbärmlichen Feuerungsstellen und im Ganzen zu wenig, so daß zwanzig bis dreißig Mann in eine Hütte kamen, wo sie kaum Platz zum Stehen und Liegen hatten. Ein trauriges Weihnachtsfest, das sie hier zubrachten. Ende Januar kam wieder Marschbefehl nach Maryland, wiederum durch Gewässer bei schneidender Kälte; am Potomac — wo die Entscheidung des gegenwärtigen Krieges wiederholt gesucht wurde — bivouakirten die Gefangenen bei einem so furchtbaren Frost, daß sie den Fluß, den sie auf Boten hatten passiren sollen, am andern Tage auf haltbarem Eise überschreiten konnten. In Maryland wurde es nun besser. Sie fanden deutsche Ansiedler und bei ihnen Theilnahme und freundliche Behandlung. Bald aber, nachdem sie Fredckstown und hier ihre Baracken erreicht hatten, stellte sich die Noth wieder ein, von deren Schilderung wir uns abwenden. Da war es der Trost der Religion allein, welcher die Gemüther noch aufrichten konnte, und der ehrwürdige Feldprediger Wagner aus Ansbach spendete ihn überall mit Aufopferung seiner eigenen Gesundheit. Mit den Bewohnern des Städtchens scheint sich bei alledem ein freundliches Verhältniß gestaltet zu haben, denn als der Erlösungstag, der mit Jubel begrüßt wurde, endlich gekommen war und die Truppen am 13. Mai 1783 abmarschirten, schieden sie unter vielen Beweisen von Herzlichkeit, so daß ein Soldat gemüthlich schrieb: „Die meisten Bürger der Stadt wünschten uns Glück und weinten; zumal das hiesige Frauenzimmer, welches ziemlich mit uns bekannt geworden war und uns ungern scheiden sah.“ Auf Long-Island wurde die Mannschaft, welche ihre Wachen und Posten seit der Befreiung nur mit Stöcken ausgestellt hatten, wieder vollständig bewaffnet und gekleidet. Es ist ergötzlich, in dem eben erwähnten Tagebuche zu lesen: „Am 31. Mai erhielten wir Gamaschen und Zopfbänder wieder. Wir fingen nun an, wieder Soldaten zu werden.“ Nicht etwa ironisch gesagt, sondern ganz ehrlich: so dachte man damals.

Was erwartete nun die Deutschen in der Heimath? Der Landgraf von Hessen hatte sein Invalidenbataillon, das vor dem Kriege aus 3 Compagnien bestand, bereits um 5 Compagnien vermehrt, so daß es nun ein Regiment bildete. Aber schon ein Jahr nach dem Frieden wurde es wieder auf ein Bataillon reducirt und wenn es auch übertrieben ist, daß der geldliebende Fürst seine zurückgekehrten Soldaten ohne Gnade und Barmherzigkeit reducirt und einem ungewissen Schicksale preisgegeben habe, so war ihr Loos doch nicht zu beneiden. Der neue Herzog von Braunschweig hatte seinem General von Riedesel, bereits im Februar 1783 den künftigen verminderten Etat seiner Truppen bekannt gemacht und Jedem freigestellt, seinen Abschied zu nehmen, dabei aber zugleich erklärt, daß er nicht gesonnen sei, „junge rührige Leute zum Ruin Seiner Kriegscasse mit einem Wartegeld zu vinculiren.“ Viel weniger noch konnten die kleinern Fürsten ihre Truppen in derselben Stärke beibehalten oder für die Entlassenen sorgen. Das war nicht anders. Ihr einziger Lohn war das Bewußtsein, als ehrliche Soldaten ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Dem deutschen Vaterlande ging aber ihre Kriegserfahrung nicht verloren und diese trug in späterer Zeit ihre Früchte. Nennen wir nur Gneisenau von denen, welche mit in Amerika gewesen sind! Neithardt von Gneisenau, welcher 24 Jahre später Colberg so glänzend gegen die Franzosen vertheidigte und in den deutschen Befreiungskriegen an Blücher's Seite jene großartigen und genialen Operationspläne zur Vernichtung Napoleon's entwarf, war als Lieutenant in ansbach-baireuthischen Diensten mit einem der letzten Transporte von Ersatzmannschaften nach Amerika gekommen und dadurch der Gefangenschaft von Yorktown entgangen; jetzt kehrte er mit den Befreiten zurück.

Der Markgraf sah der Heimkehr seiner bis auf ein Viertel geschmolzenen Regimenter wohlgemuth entgegen. Auch er hatte

dafür gesorgt, daß selbst diese Zahl noch reducirt wurde; er hatte ja zu Hause noch einen Kriegsstaat, der über die Verhältnisse des Landes hinausging. Sie waren schon, nachdem sie Helgoland, als das erste Stück deutscher Erde, von den Schiffen jubelnd begrüßt, in Cuxhafen eingelaufen und glaubten nun, wieder auf ihre eigenen Füße zu kommen, aber der Durchmarsch wurde hier verweigert und so liefen sie denn wieder aus, um bei Bremerlohe Anker zu werfen. Da war denn Mr. Faucit, der englische Werbecommissär, wieder da, um sie zu zählen und zu mustern, des abzuwickelnden Geldgeschäfts wegen, da England für Gefallene und Verwundete noch extra zu zahlen hatte. In Bremen, wohin sie auf Weserschiffen geführt wurden, traf der Befehl des Markgrafen ein, alle Ausländer und diejenigen, welche unter 5 Fuß 5 Zoll Maß hatten, sofort zu entlassen. Wenig fehlte, daß sich nicht der Aufruhr von Ochsenfurth erneuert hätte, freilich aus einem entgegengesetzten Grunde. Die Leute fügten sich aber in ihr Geschick, besonders weil die Ausländer, welche gut gedient hatten, Reisegeld nach ihrer Heimath erhielten. Der Rest wurde nun auf die sogenannten Bremer Böcke geschafft, um von Pferden stromauf gezogen zu werden: eine langweilige Fahrt, die nur durch die gute Verpflegung, für welche der Markgraf durch förmliche Proviantfahrzeuge reichlich hatte sorgen lassen, erträglich wurde. Glückliche Reise bis Münden, dann Landmarsch mit 15 Kreuzern täglich, denn der englische Sold hatte nun aufgehört.

Das englische Geld war aber dem Markgrafen in vieler Beziehung zu Statten gekommen, um seine Lieblingsgedanken, die er nicht den realen Verhältnissen unterzuordnen verstand, auszuführen. Was hatten seine Vorgänger in Baireuth Staunenswerthes und Schönes geschaffen und er sollte ihnen nachstehen, er, der nicht einmal Erben von seiner Gemahlin hatte! Sollte er sparen für seinen Herrn Vetter, den Kronprinzen von Preußen, an welchen die fränkischen Stammlande der Hohenzollern fallen mußten? Wenn Karl Alexander nur den Brandenburger Weiher ansah, der vor dritthalbhundert Jahren erst künstlich ausgegraben und unter Wasser gesetzt war, auf welchem einst lustige Seetreffen geliefert, Wasserfeuerwerke abgebrannt worden; wenn er in dem prachtvollen, goldstrahlenden Opernhause saß, oder die Eremitage, dies märchenhafte Lustschloß mit seinem Sonnentempel, dessen schwarze Marmorsäulen unermeßliche Summen gekostet, mit seinen Spiegel- und Muschelzimmern und der Grotte besuchte, wo die Wasserkünste tausend Humoresken spielten, dann kam er sich recht ärmlich vor, daß sein Name sich an kein Denkmal knüpfte. Dem aber war jetzt abgeholfen. Er hatte ihn auf eine Stätte übertragen, deren ewige Schönheit von keinem Machwerk durch Menschenhände übertroffen werden konnte: die Heilquelle, welche auf der Mark von Sichersreuth entdeckt worden, war für den Markgrafen gekauft und von ihm das Alexandersbad genannt worden. Seitdem hatte er Sorge getragen, dasselbe zu verschönern; er hatte ein Lustschloß für sich errichten lassen, und es war jedenfalls ein guter Geschmack, daß er in diese romantische Umgebung nicht einen Bau im verschnörkelten Zopfstil seiner Zeit, sondern ein einfaches Herrenhaus setzte, dessen stolze Inschrift allerdings nicht dazu paßte und heut noch bei lateinkundigen Curgästen ein Lächeln hervorruft. In goldenen Buchstaben prangen unter der Angabe, wer und wann das Schloß erbaut, die Verse:

Exstructas aedes miraris, candide lector,
Quas sistit nitidas haec solitudo tibi;
Desine mirari, Princeps has condidit Almus,
Qui monumenta sui nobiliora dedit.

Deutsch hat diese Worte ein Jüngstverstorbener, bekannt durch seine meisterhafte Uebersetzung des Euripides, der Geheime Rath Fritze, dessen Lieblingsaufenthalt Alexandersbad war, wiedergegeben:

Staunend erschaust Du das stolze Gebäu, bewundernder Leser,
Das in der Stille des Thals glänzend sich vor Dir erhebt.
Halte Dein Staunen zurück, ein erhabener Fürst war der Gründer,
Der zur Erinn'rung an sich vieles noch Edlere schuf.

„Weißt Du etwas davon?" fragte lachend ein junger Mann, dessen Kleidung den Studenten verrieth, einen Andern im schwarzen, fast dürftigen Rocke, der die Inschrift mit sinnendem Blicke gelesen hatte.

„Was heißt das, ihr Herren Studiosi?" mischte sich ein stattlicher Mann hinein, der mit seiner Frau unter den jungen Linden gesessen hatte und jetzt näher getreten war. „Ich verstehe kein Latein."

Der schwarzgekleidete Student erklärte ihm den Sinn der Inschrift; während er sprach, ruhten die Augen der Frau mit einer gewissen Verwunderung auf ihm, seine Stimme hatte einen ihr bekannten Klang und doch war ihr der junge Mann durchaus fremd. Ihr Gatte schüttelte den Kopf über die Verdolmetschung, auch er konnte weder etwas Stolzes an dem einfachen „Schlößle“ trotz der großen Saalfenster, noch bei aller Unterthanenpietät viel nobiliora, die sein Fürst für die Nachwelt geschaffen, finden.

„Kennen Sie mich, Herr Hochstetten?“ fragte jetzt der andere Student. Er war der Sohn eines Gutsbesitzers aus der Gegend von Hof, mit welchem der Kaufmann zuweilen Geschäfte hatte. Dieser erinnerte sich jetzt des Sohnes, den er in mehrern Jahren nicht gesehen, zog aber die Stirn kraus, als der Student nach seinem Sohne fragte.

„Geht hinter'm Kalbfell!“ antwortete er barsch, indem er einen Moment vergaß, daß er selbst diesen Pfad einmal gewandelt war.

„Jetzt nicht, Sie schwimmen jetzt auf dem Meere,“ erwiederte der Student lächelnd. „Ganz Hof will nach Baireuth, wenn sie ihren Einzug halten. — Nun, Junge, ich komme schon!“ wandte er sich zu seinem Commilitonen, der zum Aufbruch zu mahnen schien. „Das ist ein Wunsiedler Kind, Herr Hochstetten, seinen Vater, den Pastor Richter, haben Sie gewiß gekannt.“

Hochstetten, wie seine Frau, wiederholten den Namen; sie wußte jetzt, warum seine Stimme ihr so bekannt geklungen hatte, es war die Stimme seiner Mutter, mit welcher sie befreundet gewesen war. Der Kaufmann reichte dem jungen Richter die Hand. „Ihr Vater war ein würdiger Mann, Sie haben ihn früh verloren,“ sagte er. „Studiren auch Theologie?“

Richter wurde roth, als er die Frage bejahte. Er hatte keine Befriedigung in diesem Studium gefunden und mit dem bittersten Mangel gekämpft; jetzt aber schwellten frohe Hoffnungen seine Brust, sich auf einem andern Lebenswege emporzukämpfen; er hatte ein Erstlingswerk unter dem Namen: „Jean Paul“ erscheinen lassen, dessen erster Theil Aufmunterung gefunden hatte. Davon wußte aber bis jetzt Niemand. Fragen nach seiner Mutter beantwortete er nur mit wenigen Worten; wie hätte er deren bittere Armuth und Noth Fremden entdecken mögen. Er empfahl sich bald darauf ziemlich linkisch und der Kaufherr, wie seine Frau, als sie den jungen Menschen im abgeschabten schwarzen Rocke anschauten, fühlten Mitleid mit ihm. Wohl verdiente er das und bald noch mehr — aber er kämpfte sich durch die drückendsten Verhältnisse im unerschütterlichen Vertrauen auf seine Zukunft, durch die Geringschätzung, ja Verachtung der Menschen, durch Kummer und — wörtlich genommen — Hunger hindurch, bis er sich Anerkennung errungen hatte, und „Jean Paul,“ der gefeierte Lieblingsdichter in allen deutschen Gauen, war namentlich von den Frauen fast vergöttert.

Das Ehepaar ging langsam die Lindenallee hinunter, welche vor einigen Jahren gepflanzt in vierfacher Reihe nach dem Heilbrunnen führte. Frau Hochstetten warf manchen Seitenblick auf ihren Mann, weil sie sah, daß der Unmuth in ihm kämpfte, doch unterbrach sie das Schweigen nicht. Auf dem Brücklein, unter welchem der kleine Wenderbach flink wie eine Forelle quer über den Weg durch sein weitgeschwungenes, saftgrünes Thal schießt, blieb Hochstetten einen Moment stehen und sah sie an, als wolle er reden, aber er schritt gleich wieder fort, dem Heilbrunnen zu, der in ein schönes steinernes Bassin gefaßt, damals von einem säulengetragenen Tempel überwölbt, vor ihnen lag. Dort setzte er sich auf eine Bank, und die Frau neben ihn. Sie konnte sein Benehmen jetzt nicht länger ertragen. „Dir thut es doch nicht wieder leid, Vater?“ fragte sie schüchtern.

„Dies ewige Fragen nach dem Bengel macht mich fuchswild!“ brach er los. „Du hast mich überrumpelt, Auguste, hast mir im Voraus meine Verzeihung abgelockt, noch ehe ich weiß, daß er mich in der rechten Weise darum bittet. Was er gethan hat, ist eigentlich gar nicht zu verzeihen. Daß er Soldat geworden ist, nun ich bin es auch gewesen, bin gemeiner Grenadier gewesen, und Gott bewahre mich, daß ich gegen den Stand etwas hätte! Aber er hat mich nicht um Erlaubniß gefragt, hat sich hinter das Machtwort des Fürsten gesteckt, wegen dieser und wegen der andern

Sache mit seiner Dirne. Das soll ich denn auf einmal hinunterschlucken und wenn er kommt wie der verlorene Sohn im Evangelio, jubiliren! Ich hab's in einer schwachen Stunde versprochen und Christian Hochstetten hält sein Wort, aber der Alte auf dem Waldstein ist doch ein anderer Kerl als ich, der hat seiner weggelaufenen Tochter eine Kugel durch den Kopf zugesagt, wenn sie sich wieder oben sehen läßt!"

„Und Du sollst sehen," rief die Mutter eifrig, „wenn sie kommt, nimmt er sie eben so freudig auf, wie wir unsern Sohn mit der Frau und unserm Enkelchen. Ja, ja, wir, sage ich! Schäme Dich, Vater!" fuhr sie herzhaft fort. „Sie hat mir den Bruder vom Tode gerettet, sie hat unsern Franz treulich gepflegt in dem wilden Kriege, und ist ihm gefolgt, wohin er auch verschlagen wurde; ohne sie, das hat mir der Bruder geschrieben, wäre Franz, wie viele Andere, elend verkommen, und Du hast das eingesehen und mir endlich erlaubt, auf alle die Briefe, welche unser Sohn an uns gerichtet hat, einmal zu antworten — und nun schlägst Du wieder in den alten Groll um! Wie wär's denn, wenn er nun gar nicht wiederkäme, wie so viele Hunderte" — hier wurde ihre Stimme weich — „würdest Du ihm auch noch in seinem Grabe den Groll nachtragen?"

„Sei still, das sage ich ja nicht, Mutter! Weine nicht, das kann ich nicht leiden. Er kommt ja zurück!"

„Weißt Du das?" fuhr sie traurig fort. „Haben wir Nachricht, daß er dabei ist? Und kann er nicht noch Schiffbruch leiden?"

„O quäle Dich doch nicht!" unterbrach er sie und stand auf. „In sechs, acht Wochen ist er hier — und wenn Du willst, kannst Du ihm auch nach Baireuth entgegenreisen, wie ja Andere der Neugier wegen hinfahren wollen. Nur mich laß zu Hause und verlange nicht, daß ich mich über die Schwiegertochter freue!"

„So! Bist zu stolz, nicht wahr? Die Tochter des Forstwarts ist Dir zu gering. Bin ich etwa ein vornehmes Fräulein gewesen? Der Schwager Feldwebel wird Dir wohl auch zu schlecht sein, wenn er uns besucht?"

Was war hier in den sieben Jahren vorgegangen, daß Frau Hochstetten sich dieser Sprache getrauen durfte? Ihr Mann, welcher die Cur im Alexandersbade gebrauchte, mußte in Wahrheit krank und schwach sein, daß er sich das gefallen ließ und ihre Vorwürfe zu widerlegen suchte. Er wurde durch ein Posthorn unterbrochen, das die Ankunft neuer Gäste verkündigte; es waren diesmal aber ein paar Wagen vom markgräflichen Hofstaat, welche die Allee vom Dünkelhammer heraufkamen."

„Es wird der Fürst sein, der die neuen Anlagen sehen will," sagte Hochstetten. „Ich mag ihm nicht wieder begegnen, Du weißt, wie er mir neulich den Text gelesen hat, und man darf nicht antworten. Obenein in Gegenwart des fremden Frauenzimmers."

„Sprich nicht so verächtlich von der Dame," erwiederte Frau Hochstetten. „Mir haben die Leute gesagt, daß sie eine vornehme und reiche Frau ist, und nur eine reine Freundschaft —"

Der Kaufmann lachte und sie wurde ärgerlich. „Ihr Männer habt freilich keinen Sinn dafür, und überall gleich arge Gedanken!" sagte sie. „Würde die Frau Markgräfin mit ihr umgehen, sie am Hofe dulden?"

„Was weißt Du vom Hofe!" versetzte er mit der alten Barschheit. „Komm nur hinaus in die Welt und schau' Dir ein bischen die paar hundert Höfe im deutschen Reich an, da wirst Du Deinen frommen Glauben bald aufgeben."

Es war der Markgraf, welcher von Baireuth, wohin er seine Residenz für den Sommer verlegt hatte, nach seinem Alexandersbad kam, um zu sehen, wie weit seine Befehle, aus Wald und Wiese in der nächsten Umgebung einen Lustgarten zu schaffen und Pfade so weit als möglich in die Felsenwildniß zu bahnen, bis jetzt zur Ausführung gediehen waren. Darum war er auch ganz unerwartet gekommen und Niemand zu seiner Begrüßung da, wie er es gewünscht hatte. Nachmittags pflegte es in der Umgebung des Schlosses, wo ein paar Logierhäuser — nach damaligen Begriffen wohnlich genug — erbaut waren, ganz leer zu sein, da die meisten Gäste dann Ausflüge zu den interessanten Punkten der Gegend unternahmen. So war es auch heut, obgleich das Bad ziemlich stark besucht war und Viele ein Unterkommen in den nächsten Hütten, in Sichersreuth und der am Eingange des Demuthsthales liegenden Mühle hatten suchen müssen. Der

Markgraf, welcher in dem vordersten Wagen ganz allein gefahren war, trat an den Schlag des zweiten, welchen der Lakai bereits geöffnet hatte, und half mit feinster Galanterie, welche nur die Fingerspitzen zu bieten wagte, einer Dame beim Aussteigen, der er dann den Arm bot, um sie in das Schloß zu führen, dessen Castellan jetzt bestürzt herbeigeeilt war. „Sie wünschen doch eine Weile zu ruhen auf die anstrengende Reise?" fragte er die Dame.

„Ich bin an das Reisen gewöhnt, wie Sie wissen," erwiederte sie lächelnd; „wenn Ihnen also die Ruhe nicht Bedürfniß ist, sollten wir uns den Naturgenuß keinen Moment verzögern."

Er winkte den Kammerherrn herbei, welcher mit einem Adjutanten in dem dritten Wagen gesessen hatte, gab' ihm einige Aufträge und reichte dann der Dame, deren Augen während der Zeit die nächste Umgebung gemustert, den Arm, um die sanft ansteigende, ebenfalls neu gepflanzte Allee zur Luxburg langsam hinaufzuwandeln. Ein Diener mit Mänteln über den Arm folgte ihnen in einiger Entfernung, die Herren des Gefolges blieben zurück, und sahen sich nach den Curgästen um, da sie bei letzter Anwesenheit einige notable Schönheiten unter ihnen entdeckt hatten. Der Hofgärtner von Baireuth, welcher auch mitgekommen war, ging nachzusehen, wie sein Entwurf von den Arbeitern, die er hergeschickt hatte, ausgeführt worden sei.

Am Fuße der aufgethürmten Felsenwelt, deren Zugänge allmälig durch Menschenhand erschlossen worden, rieselt eine Quelle unter einem mächtigen Steinblock hervor in ein halbrundes Becken, dessen Form ihr den Namen des Apfelbrunnens gegeben. Seitdem hat ihn die Cultur, deren Invasion in das Grauen der Wildniß von Jahr zu Jahr stieg, ihre Klippen und Felswände mit Inschriften bedeckte und mit Erinnerungsnamen taufte, den „Nymphenbrunnen" genannt. Hier ließ sich der Markgraf von dem Diener den silbernen Becher geben, füllte ihn selbst und reichte ihn der Dame. Sie trank auf sein Wohl und das Gedeihen seiner neuen Schöpfung.

„Ich rivalisire hier mit einem meiner getreuen Wunsiedler Unterthanen," sagte der Fürst. „Der eigentliche Begründer dieser Anlagen ist ein Doctor Schmidt. Wenn ich nicht irre, so kommt er dort mit Gesellschaft, vielleicht ist der unnatürliche Vater dabei, für welchen Sie sich interessiren, Mylady. Ich wollte, ich könnte Ihnen den Andern zeigen, von dem ich Ihnen erzählt habe, doch nehme ich Anstand, diesen Bären in Ihre Nähe zu bringen. Er ist völlig ungezähmt, überhaupt bin ich hier mit einem starrköpfigen Volke gesegnet. Die Ansbacher haben auch echt fränkisches Blut, aber die vom Baireuther Gebirgslande übertreffen sie noch bei Weitem."

„Danken Sie Gott, gnädigster Herr, daß sie ein kräftiges Volk besitzen," erwiederte die Dame.

„Lady Craven ist eine Britin und urtheilt nach ihrem Volke — dergleichen kann aber unbequem werden," versetzte der Markgraf. Die Gesellschaft, deren Stimmen, plaudernd und fröhlich lachend, sie schon früher verkündigt hatten, wurde jetzt sichtbar und verstummte plötzlich — offenbar hatte Jemand von ihr den Fürsten erkannt und das mitgetheilt. Dieser ging den Kommenden entgegen und sprach einige freundliche Worte mit dem Arzte von Wunsiedel, der wirklich dabei war, und mit einer oder der andern von den tiefknixenden Damen. Sie gingen dann, von ihm entlassen, auf dem schmalen Pfade einzeln und mit kleinstädtischer Unbeholfenheit an der Fremden vorüber, welche jeden Gruß mit einer leichten Kopfneigung erwiederte, zuletzt aber doch vor dem neugierigen Anstarren erröthete.

„Zuweilen können allerdings Ihre getreuen Unterthanen lästig werden, Sie haben Recht," sagte sie dann scherzend, während sie mit dem Markgrafen den Aufgang weiter verfolgte. Hier waren schon Treppenstufen in den Fels gehauen, und oberhalb derselben ein Platz geebnet, von welchem verschiedene Pfade zu den höhern Regionen der von Tannen umnachteten Felskolosse und Klüfte emporführten. Die Lady war entzückt, je tiefer sie eindrang, und wollte selbst an der Grenze der gebahnten Pfade, welche noch weit in das Labyrinth vorgetrieben waren, nicht umkehren, mußte sich aber in seinen Wunsch fügen.

„Wenn selbst Saint-Germain die Unmöglichkeit eingesehen hat, meine Freundin," sagte der Markgraf sanft, „so wäre es vermessen, die Gefahr zu suchen."

„Ihr Magus scheint noch heut die unwiderlegliche Autorität zu sein," versetzte die Dame. „Wie grausam aber, daß er sein wichtiges Geheimniß so beharrlich ableugnet! Mir wurde in Wien erzählt, daß ein Diener — freilich beim Ungarwein — ausgeplaudert habe, er stehe schon fünfhundert Jahre in seinen Diensten."

„Spotten Sie nur!" erwiederte Karl Alexander. „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, an denen unser menschliches Begreifen scheitert, wie selbst mein aufgeklärter Onkel, der Philosoph von Sanssouci, zugeben muß. — Das Lebenselixir leugnet Saint-Germain freilich, aber er weiß doch ein Mittel, das menschliche Leben zu verlängern, und wenn er es freilich in einem Sinne verstand, der — aber ich langweile Sie! Ich wollte nur sagen, daß ich seine Andeutung seit Kurzem in dem edelsten und reinsten Sinne aufgefaßt habe — —" er ergriff plötzlich die feine weiße Hand der Dame und führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen; sie entzog sie ihm ruhig.

„Wo mag der Unerforschliche jetzt weilen?" warf sie gleichmüthig hin.

„In Kassel, Mylady, in Kassel! Und merkwürdig, mir ist gesagt worden, er soll so blühend sein wie ein Jüngling."

„Toilettenkünste, gnädiger Herr! Daß er viele Erfindungen in seinem Laboratorium gemacht hat, wer zweifelt daran? Aber sterben muß er, wie ich und Sie. — Der Vater Ihres jungen Helden war nicht bei der Gesellschaft?" lenkte sie ein, als sie den unangenehmen Eindruck ihrer letzten Worte bemerkte. Sie wußte das Gespräch auf dem Rückwege so leicht und anmuthig zu führen, daß der Markgraf ganz heiter wurde. Auch bei dem ländlichen Mahl, das zwanglos im Freien eingenommen wurde und zu welchem außer den beiden Herren vom Hofe mehrere der angesehensten Curgäste mit ihren Frauen gezogen waren, hatte Karl Alexander Gelegenheit, ihren Geist und die Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher sie in die Anschauungen der verschiedensten Lebenskreise einzugehen wußte. Diese Anerkennung fand sie auch bei der Gesellschaft, selbst die Strengsten, die an ein bloßes Freundschaftsverhältniß zwischen dem Fürsten und dieser weitgereisten Engländerin, die, eine Mutter von sieben Kindern, von ihrem Gemahl getrennt lebte, nicht geglaubt hatten, wurden von ihren Zweifeln bekehrt und gaben zu, daß Lady Craven nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen sei. — „Bleibt es unwiderruflich bei Ihrer Abreise?" fragte der Markgraf, als die Tafel aufgehoben war. Sie neigte sich ernst; der Befehl zum Anspannen ihres Reisewagens war schon gegeben, der Mond stand am Himmel und die Fahrt in der milden Sommernacht mußte genußreich sein.

„Und werden wir uns bald wiedersehen, Elisabeth?" fragte der Fürst leiser.

„Ich hoffe es, gnädiger Herr. Pläne weit in die Zukunft hinein soll man nicht machen." Sie sprach so ruhig! Sie trug ihm noch ihren Dank an die Markgräfin auf, daß sie ihr, der Unstäten, eine so lange und unvergeßliche Zeit an ihrem Hofe gewährt hatte, und als sie sich dem Fürsten empfahl, konnte sie heiter lächeln! Wohl konnte sie das, es war das Lächeln einer reinen Frauenseele, die sich keinen Vorwurf zu machen hat.

Noch zwei Tage blieb der Markgraf in seinem Bade und sprach auch Hochstetten wieder an, der ihm gern ausgewichen wäre, was aber dort ganz unmöglich ist. „Euer Sohn wird wohl bald einrücken; ich habe Befehl gegeben, all' die Kleinen, mit denen hier kein Staat zu machen ist, abzudanken — nun, der Herr Sohn gehört dazu nicht, der war eine Kopflänge größer als Er, und wird wohl noch gewachsen sein. Weiß Er, daß ich den Burschen Seinetwegen nicht zum Officier gemacht habe?"

Der Kaufmann sah seinen Landesherrn groß und fragend an.

„Ja, ja!" bestätigte der Markgraf lachend. „Ich wollte kein Präjudiz geben, damit er seinen Abschied nehmen oder bleiben kann, wie Ihm beliebt. Halten will ich ihn nicht, wenn Er den Sohn wieder in sein Geschäft haben will — bleibt er aber Soldat, so wird sich mit der Zeit, trotz der vielen jetzt auf Wartegeld entlassenen Officiere, für ihn schon eine Stelle finden."

Diese Erklärung, warum Franz nicht im Kriege befördert worden, war dem Fürsten selbst erst jetzt in den Sinn gekommen, aber er glaubte den Vater, als er, mit der manschettenumwallten Hand gnädig ihm winkend, weiter gegangen, vollständig beruhigt und beglückt zu haben.

Hochstetten war dunkelroth geworden und seine Stirnader geschwollen, er sagte jedoch kein Wort zu seiner Frau; erst Abends beim letzten Spaziergang rief er plötzlich: „Wenn Du nach Baireuth fährst, Mutter, und siehst den Jungen, so sag' ihm, ich wolle vergessen, daß er gegen meinen Willen Montur getragen; er soll sie aber ausziehen, ehe er wieder zu mir kommt."

Bis dahin mußte noch manche Woche vergehen; der November kam darüber heran. Endlich war der Tag des Einmarsches in Baireuth abzusehen. Der Markgraf hatte seinen Truppen neue Montirungsstücke bis Münden entgegengeschickt, wo sie die Schiffe verließen und den Landmarsch durch das Hessische und der geistlichen Fürsten Gebiet antraten; er selbst wurde durch Unpäßlichkeit in Ansbach festgehalten und konnte sie nicht, wie er gewollt, in Culmbach empfangen und an ihrer Spitze in Baireuth einrücken, aber er gab Befehl, daß der Einzug so stattlich als möglich geschehe und ließ den Regimentern dazu von dort noch acht Tamboure und vier Pfeifer zugehen. Starke Musikbanden waren noch nicht üblich.

Aus allen Theilen des Landes waren hier, wie in Braunschweig und Hessen, in Waldeck und Zerbst, viele Menschen schon bis an die Grenze gereist, um „die Amerikaner" zu empfangen; sie strömten auf dem Marsche lawinenartig zu; in Baireuth war eine zahllose Volksmenge versammelt und der Jubel brach aus wie ein Sturm, als endlich die Fahnen sichtbar wurden, und der wohlbekannte Grenadiermarsch erklang. Tücher wehten aus allen Fenstern, Willkommen riefen tausend freudige Stimmen, und Thränen der Freude wurden geweint — aber auch Thränen des Schmerzes von denen, welche die Ihrigen nicht mehr finden sollten und es doch nicht hatten lassen können, herbeizueilen, um wenigstens von ihren letzten Schicksalen durch treue Kameraden etwas zu hören. In stolzer Haltung, die Hüte mit Tannenzweigen geschmückt — es war am 18. November und kein Laub mehr grün — zogen die Regimenter ein, nach ihren Verlusten und der letzten Entlassung kaum noch Compagnien zu nennen. Der alte Oberst von Voit, trotz des langjährigen Krieges und der Gefangenschaft noch immer so kerzengrade wie sonst, ritt an ihrer Spitze; hinter ihm kam zuerst das Baireuther Regiment, die Grenadiere voran, ihre Zimmerleute mit geschulterten Aexten vor dem ersten Peloton — mit hochklopfendem Herzen drängte sich eine Frau in die vorderste Reihe der Zuschauer, sie suchte ihren Sohn! Die Grenadiere waren vorüber — die andern Compagnien folgten, bis zur letzten des Ansbach'schen Regiments — das Volk fluthete hinter dem Zuge zusammen und begleitete ihn zu beiden Seiten bis zu dem Platze, wo die Truppen Halt machten, um in die Casernen zu rücken. Auch die Frau, jetzt todtblaß, von Angst gefoltert, war ihnen gefolgt — bis zum letzten Moment hatte sie gehofft, den Sohn, den sie bei den Grenadieren nicht gefunden, in einer andern Abtheilung zu erblicken, umsonst, er fehlte! Er war nicht wiedergekommen! Ihre Fragen wurden abgewiesen, Niemand schien ihn gekannt zu haben, freilich hatte sie bei dem fremden Regiment gefragt — endlich gelang es ihr, einen Officier zu treffen.

„Wo ist — Franz Hochstetten, der bei den Grenadieren stand —, als Freicorporal?" fragte sie in Todesangst.

„Desertirt!" sagte der Officier kurz und schneidend und wollte vorübergehen. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus, sie faßte den Arm des Officiers: „Ich bin seine Mutter, lieber Herr!" rief sie mit herzzerreißenden Tönen.

Da blieb der Officier stehen, und war nun selbst in großer Bestürzung. „Arme Frau!" sagte er, „Ja, ich hätt's auch nicht geglaubt, hätt's lieber gesehen, er wäre vor dem Feinde, wie ein ehrlicher Soldat, geblieben — kommen Sie, die Menschen sammeln sich um uns, kommen Sie nur mit nach Hause, ich bin der Lieutenant von Lichterfeld und will Ihnen Alles erzählen. Ich könnte ja selbst weinen um den Jungen, da ich an Allem Schuld bin. Ich hätte ihm das Frauenzimmer nicht auf den Hals laden, ihn lieber zu Hause lassen sollen, wenn er nicht anders gekommen wäre."

Ihm war selbst das Herz übergeflossen und er wurde nun betreten über seine Geständnisse, die er bald wieder zurückzog. Die Mutter erfuhr in seiner Wohnung überhaupt nur den äußern Vorfall, nicht dessen innern Zusammenhang. In der

Gegend von Kassel war es geschehen. Die junge Frau Hochstetten, welche immer so brav gewesen war, in der Gefangenschaft ein guter Engel für die Leidenden, so daß sie der Prediger Wagner oft eine Samariterin genannt, hatte in einem Marschquartier bei Kassel ihren Mann, während dieser beim Appell war, mit ihrem Kinde verlassen. Soldaten hatten kurz vorher einen vornehmen Herrn in ihr Quartier gehen sehen. Darauf war Hochstetten, in blinder Leidenschaft, ohne Urlaub zu nehmen, ohne einen Menschen um Rath zu fragen, ihrer Spur nachgesetzt und bis jetzt noch nicht wieder eingetroffen. Das geringe Eigenthum, das Beiden gehörte, hatte der Hauptmann beim Abmarsch mit verladen lassen. Mehr wußte der Officier nicht anzugeben und die trostlose Mutter schied von ihm in halber Verzweiflung. Statt der Freude brachte sie die schreckliche Nachricht nach Hause — wie sollte sie damit ihrem Mann unter die Augen treten? Wie konnte dieser bei seiner Denkungsart ertragen, seinen ehrlichen Namen durch den unglücklichen Sohn als eines Deserteurs, dessen man nicht habhaft geworden, an den Galgen geheftet zu sehen? Es kam jedoch Alles anders, als irgend ein Mensch erwartet hatte.

Das baireuther Regiment blieb hier, das andere setzte am folgenden Tage seinen Marsch nach Ansbach fort. Als sich der Oberst von Voit bei dem Markgrafen, welcher das Regiment wegen seiner Unpäßlichkeit aus einem Fenster des Residenzschlosses hatte defiliren sehen, meldete, empfing ihn dieser sehr gnädig, sprach ihm seine volle Zufriedenheit über seine Truppenführung während des ganzen Krieges aus und überreichte ihm eigenhändig die neue Decoration seines Adlerordens. Dieselbe war jetzt einfacher als bisher, sonst hatten in den vier Ecken des Kreuzes zwei schwarze und zwei rothe Adler — Preußens und Brandenburgs Wappen — geprangt, jetzt sah man nur noch den letztern im Mittelschilde gemalt, daher der Orden gewöhnlich und bald officiell der rothe Adlerorden genannt wurde. Voit sprach seinen Dank aus und fragte, was Seine Durchlaucht, den gemeldeten Desertionsfall betreffend, über den Sie Sich die Entscheidung vorbehalten, zu befehlen geruhe.

Der Markgraf räusperte sich und war offenbar in einiger Verlegenheit. „Mein lieber Obrister von Voit," sagte er, „dies ist ein ganz besonderer Fall. Der junge Mann kann nicht als Deserteur angesehen und bestraft werden — weil schon vor seiner Entfernung sein Abschied von Mir unterzeichnet gewesen ist."

„Sein Abschied —?" fragte Voit höchst verwundert. „Hat er ihn ganz undienstlich privatim nachgesucht? Erlauben mir Eure Durchlaucht zu bemerken, daß, wenn er ihn noch nicht auf dem Dienstwege erhalten und derselbe nicht bei der Parole bekannt gemacht worden ist, in der Sache dadurch nichts geändert wird und der Proceß als Deserteur —"

„Ich habe denn doch wohl darüber zu bestimmen, mein Herr Obrister!" unterbrach ihn der Markgraf unwillig. „Ihr sollt noch heut' die Cabinetsordre haben, dann könnt Ihr sie morgen bei der Parole bekannt machen!"

Als der Oberst, in seinem Dienstgefühl verletzt, entlassen war, setzte sich Karl Alexander an seinen Schreibtisch, las einen feingeschriebenen Brief nochmals mit großer Aufmerksamkeit durch und beantwortete denselben ausführlich.

„Meine edle Freundin, Sie werden mit mir zufrieden sein. Ich habe Ihren Schützling, der auf eine so außerordentliche Weise Ihre Protection gewonnen hat, vor der Schande und Strafe, die seiner warteten, bewahrt; er kann mit seinem Weibe und Kinde, welche Sie aus einer wunderbaren, aber wie ich glaube, nicht gefahrvollen Lage gerettet haben, getrost in seine Heimath zurückkehren. Ich bitte Sie aber, den Mann, welchen Sie selbst den Unerforschlichen genannt haben, nicht auf die bloßen äußerlichen Anzeichen des gewöhnlichen Lebens zu verurtheilen. Der Grund, der ihn bewogen hat, diese junge Frau an sich fesseln zu wollen, ist nicht der einer gemeinen Sinnlichkeit, über welche seine große Seele erhaben ist; er liegt vielmehr in den tiefen Geheimnissen der Natur, mit deren Offenbarung ihn die Götter begnadigt haben. Sie haben ihn gekannt in St. Petersburg, in Wien, Sie sagen selbst, daß er sich würdig benommen hat, als das junge Weib in jener Waldschenke sich zu Ihren Füßen warf und um Ihren Schutz flehte — aber Sie schreiben dies Beneh-

men einer vollendeten Schauspielerkunst zu: lernen Sie besser von dem Manne denken, den so viele Fürsten ihres Vertrauens gewürdigt haben —" hier unterbrach sich der Markgraf einen Moment, um dem Adjutanten im Vorzimmer den Befehl zu geben, die schon bestellte Estafette augenblicklich bereit zu halten, und schrieb dann noch mehrere Seiten, ehe er den Brief schloß.

Noch hatten die Eltern keine Ahnung von der günstigen Wendung, welche das Schicksal ihres Sohnes genommen hatte. Die schreckliche Nachricht, welche die Mutter nach Hause gebracht, hatte auf den Vater nicht den Eindruck gemacht, den sie gefürchtet: sie hatte ihn nicht zum ungemessenen Zorne gegen den Sohn entflammt, sondern nur tief niedergeschlagen. Er sprach sich nicht aus, aber er trug schwer an seinem Kummer. Selbst gegen die Pflichtvergessene, welche er doch als die Ursache des Unglücks ansehen mußte, äußerte er keinen Groll, was die Mutter am meisten verwunderte. Einen Moment hatte er die Absicht gehabt, sich nach Ansbach aufzumachen und eine Audienz beim Markgrafen nachzusuchen, aber er hatte sie gleich wieder aufgegeben. „Das Kriegsgesetz muß seinen Lauf haben!" sagte er. — In seiner gebeugten Stimmung war es ihm ein Schreck, als er eines Mittags, da er eben das Comptoir verlassen wollte, einen Officier eintreten sah: was konnte er bei ihm wollen, als ihm die Verurtheilung seines Sohnes ankündigen und nachforschen, ob derselbe eigenes Vermögen besitze, das zu confisciren sei. „Herr Hochstetten, nicht wahr?" fragte der Officier. „Ich bringe Ihnen eine gute Nachricht, nachdem ich Ihrer armen Frau eine falsche gegeben. Ihr Sohn ist nicht desertirt, er hat bereits den Abschied von Seiner Durchlaucht unterzeichnet gehabt, als er abgereist ist. Wie die Sache zusammenhängt, geht uns nichts an: der Fürst hat darüber zu befehlen, er sendet mich zu Ihnen, um dem Sohne Quartier zu bestellen."

Mit einer Aufregung, welche den starken Mann des Bewußtseins zu berauben drohte, hatte der Vater die Mittheilung angehört, er faßte die Hand des Officiers und vermochte kaum ein paar Worte des Dankes zu sprechen, dann führte er ihn eiligst zu der Mutter, welche ihn auf den ersten Blick erkannte und leichenblaß wurde. Aber er riß sie schnell aus ihrer Angst und sie gab sich nun ihrem seligen Gefühl mit ausbrechenden Thränen der Freude hin. Franz war unschuldig, sie sollte ihn wiedersehen! Was kümmerte es sie jetzt, wie Alles zusammenhing, bald sollte sie es ja aus seinem eigenen Munde erfahren, auch, wie der Officier ausdrücklich beauftragt war, ihr mitzutheilen, daß der Anlaß zu der schleunigen Abreise ihres Sohnes von seinem Truppentheil auf einem Mißverständniß beruhe und die junge Frau kein Vorwurf treffe. — Auf die Fragen des Vaters, welcher nun genauere Aufklärung über die Abschiedsangelegenheit wünschte, erwiederte Lichterfeld: „Ja, lieber Herr, da müssen Sie den Markgrafen fragen. Wenn ich ehrlich sein soll, so herrscht im Officiercorps allerdings nur eine Stimme darüber, daß der Fürst seine Cabinetsordre, durch welche er Ihrem Sohn den Abschied ertheilt, um soviel vordatirt hat, als nöthig war, um ihn nicht als Deserteur vor ein Kriegsgericht stellen zu müssen. Warum das geschehen und wie er Alles erfahren hat, weiß kein Mensch. Der Oberauditeur, der ihm mit Gesetzesstellen kam, wonach der junge Mann dennoch zu bestrafen sei, ist schön bei dem Herrn angelaufen." Er sah nun die Eltern mit einem heitern Lächeln an: „Der Quartiermacher hat seine Schuldigkeit gethan, darf die Truppe nun einrücken?" Und ehe der Vater antworten konnte, nahm er Hut und Handschuh vom Tisch und eilte hinaus; die Mutter folgte ihm achtungsvoll bis vor die Thür — sie sah ihn in das Nebenhaus, den Gasthof, eintreten, und gleich darauf ihren Franz erscheinen, ein Kind an der Hand. Mit einem lauten Ausruf der höchsten Mutterseligkeit flog sie ihm entgegen, gleichviel, ob es auf der Straße vor allen Menschen geschah, sie schloß den Sohn in ihre Arme, sie hob das Kind, ihre Enkelin, zu sich empor, und auch der Vater war nun herausgetreten und hatte kein anderes Wort für den Heimgekehrten als ein herzliches Willkommen. — „Wo ist Deine Frau?" fragte die Mutter sich umschauend.

„Zum Waldstein hinauf," antwortete Franz. „Ihr Herz trieb sie zuerst zu ihrem Vater."

Lichterfeld lehnte es ab, die Wiederver-

einigten in das Haus zu begleiten. „Ich muß Seiner Durchlaucht Rapport abstatten," sagte er und blieb zurück, nachdem er die Dankbezeugungen, mit welchen er für den gnädigen Fürsten beauftragt wurde, auszurichten versprochen hatte. Franz war nun wieder im Vaterhause und hatte die volle Vergebung schon empfangen, noch ehe er darum gebeten hatte, wie nun geschah. Sie saßen zusammen um den Tisch, wie in alten Tagen, nur war er seitdem in harter Schule des Krieges zum Manne gereift, und das Kind an seiner Seite, ein echtes Soldatenkind, das dreist mit den Großeltern sprach, gab ihm ein Recht mehr. Er erzählte viel; aber erst als die Handlungsgehilfen sich entfernt hatten, konnte er sein volles Herz erschließen, und vor Allem, die letzten Vorgänge aufklären, so weit er das vermochte. Als er in dem Quartier bei Kassel Frau und Kind vermißt und von Soldaten gehört, was sie gesehen, hatte er keinen Moment an Rosens Treue gezweifelt, aber ohne sich zu besinnen, ohne der Stimme der Dienstpflicht Gehör zu geben, augenblicklich ihre Spur verfolgt: jeder Aufschub konnte ihm ja seine Theure unwiderbringlich rauben. Nach Kassel! Er hatte einen Landmann gefunden, welcher dorthin fuhr und sich bewegen ließ, ihn rasch zu befördern. Im Walde an der Landstraße, zwei Stunden etwa von der Stadt entfernt, lag eine Waldschenke; ohne sich aufzuhalten, hatte er vorüberfahren wollen, als er plötzlich seinen Namen rufen, seines Weibes Stimme gehört — dort stand auch ein Reisewagen: er hatte sie glücklich noch eingeholt und sie stürzte ihm aus dem Hause entgegen. Aber gerettet hatte er sie nicht, sondern eine andere Dazwischenkunft, und der Mann, der sie hinweggelockt hatte, war schon weit entfernt. Rosa hatte ihm in raschen Worten Alles erzählt, was sie wußte, und die Dame, der sie ihre Befreiung verdankte, war auch hinzugekommen und hatte sich ihres Glückes gefreut. Es war eine vornehme Engländerin, Franz wie seine Frau hatten durch mehrjährigen Verkehr mit den Engländern in Amerika hinlänglich ihre Sprache gelernt, um sich mit ihr zu verständigen. Rosa hatte nun den abscheulichen Anschlag auf ihre Freiheit, den sie schon der Dame erzählt, nochmals ihrem Mann geschildert. Sie hatte ihn an den alten vornehmen Herrn erinnert, der als ihr Trauzeuge der Einsegnung in der Hofkirche zu Baireuth beigewohnt, der ihr damals gesagt hatte, „sie werde ihn wiedersehen, er wache über sie," bei dessen Handberührung sie ein Schlag durchzuckt bis in's Herz hinein. Derselbe Herr war jetzt auf einmal in ihre Stube getreten, aber viel jünger und schöner anzusehen, als er sonst gewesen, er hatte sie beruhigt, als sie erschrocken, und ihr gesagt, er komme, sein Versprechen zu halten und sie zum Glück zu führen — ihr Vater und Franz's Eltern seien ihnen entgegengereist und schon in Kassel, sie müsse ihm augenblicklich folgen, ihr Mann warte schon in seinem Wagen vor dem Orte, den er, um Aufsehen zu vermeiden, draußen halten lassen. Und sie, das einfache Kind der Berge, das keine Lüge und kein Falsch kannte, hatte ihm die wunderliche Erzählung geglaubt und als er ihr wiederholt betheuert, daß ihr Mann sie erwarte, der schon Urlaub erhalten, war sie ihm gefolgt; Franz mußte ihr ja gleich Alles sagen. Den Wagen hatte sie wohl gefunden, man hatte sie, ohne ihre Fragen nach ihrem Manne zu beachten, mit ihrem Kinde hineingehoben und der fremde Herr sich neben sie gesetzt, und sie mit neuen Vertröstungen, daß Franz schon in Kassel sei, zu beruhigen gesucht. Aber sein Benehmen, als sie dann die Waldschenke erreicht und hier, weil etwas am Geschirr beschädigt, eine Rast gemacht, hatte ihr nun Verdacht eingeflößt, der schnell zur Gewißheit geworden war, als er ihr das glänzendste Loos verheißen; sie hatte stürmisch verlangt, zurückgebracht zu werden, hatte sich an die Wirthsleute gewandt, welche ihr scheu ausgewichen; in Verzweiflung hatte sie dann mit ihrem Kinde sich den Ausgang aus dem Hinterstübchen, in das man sie geführt, erzwingen wollen. Da war plötzlich, wie ein Engel der Rettung, die Dame erschienen, bei deren Anblick der Herr betroffen zurückgetreten war. Rosa hatte sich der Dame zu Füßen gestürzt und sie um ihren Schutz beschworen, die Dame sich zu ihr geneigt, aber nicht deutsch geantwortet, die Klänge ihrer Sprache waren aber Rosa zu ihrer Freude vertraut gewesen und im schlechten Soldatenenglisch, wie sie es in Amerika gelernt, hatte sie der Dame geklagt, was ihr

geschehen. Da war die schöne fremde Frau auf den Herrn zugetreten und hatte streng zu ihm gesprochen; was sie gesagt und was er geantwortet, hatte Rosa nicht verstanden, denn es war Französisch gewesen. Der Herr war aber dann zu ihr gekommen und hatte auf Englisch, recht damit es die Dame verstehen sollte, gesagt: „Du hast meine gute Absicht verkannt, Du hast mich verläumdet, aber dennoch werde ich wachen über Dich und Du sollst mich wiedersehen.“ Damit war er hinausgegangen und gleich fortgefahren. Die Dame, deren Postillon hier angehalten hatte, um den Pferden etwas vorzulegen, hatte nun Rosen in ihrem Reisewagen zu ihrem Manne zurückbringen wollen, als er endlich angelangt war.

„Und warum,“ fragte der Vater, als Franz innehielt, „warum bist Du nicht zum Regiment zurückgegangen? Wenn Du Deinem Hauptmann Alles gesagt hättest, so wärst Du allenfalls mit Arrest fortgekommen!“

„Ich — wollte das thun,“ erwiederte Franz zögernd, „aber ich hätte das Regiment nicht mehr im Quartier getroffen und — es wäre mir zu schwer geworden, mich als Delinquent zu melden, mein ganzes Blut empörte sich dagegen. Was weiß der Hauptmann davon, wie Einem Weib und Kind über Alles gehen! Die Dame, die von uns schon gehört hatte, denn sie kam von hier, nahm sich meiner Sorgen an; sie glaubte, mir den Pardon des Markgrafen sicher verbürgen zu können, und wollte mich von Kassel mit einem Briefe an ihn nach Hause schicken, so daß ich eher ankäme als das Regiment. Darum fuhren wir mit ihr nach Kassel, aber am andern Morgen wurde mein Kind krank und wenn der Galgen, den ich als Deserteur verwirkt, auf mich gewartet hätte, so würde ich mich doch von Rose jetzt nicht getrennt haben. So blieb ich dort, die gute Dame sorgte für uns, auch, daß ich bürgerliche Kleidung erhielt, und schickte ihren Brief an den Markgrafen ab. Erst jetzt ist es uns möglich gewesen, zu reisen; der Pardon des Markgrafen, der auch den Vorwurf der Desertion in gnädigster Weise durch Verleihung meines Abschieds vor dem Tage meiner Entfernung von mir nahm, war mir schon zugesichert: Lady Craven, so heißt unsere Wohlthäterin, reiste nicht eher ab, bis sie Antwort hatte.“

Der Vater schüttelte den Kopf. „Ein rechter Soldat bist Du doch nicht geworden,“ sagte er, „aber es ist gut so.“

„Da ist Rose!“ rief Franz: an der Thür war ein leises Klopfen hörbar geworden. „Nur herein!“ sagte der Vater laut und die Mutter, mit der Enkelin auf dem Arme, ging nach der Thür. Auf der Schwelle erschien demüthig und blaß die junge Frau; ihr erster Blick suchte ihr Kind und strahlte hell auf, als sie es auf dem Arm der Mutter sah, gegen Franz, der sie fragend anblickte, schüttelte sie traurig den Kopf, dann eilte sie zu dem Vater und wollte vor ihm niedersinken unter dem Nachgefühl der vor Kurzem erlebten Behandlung von ihrem eigenen Vater, aber Hochstetten duldete das nicht, er zog sie an seine Brust und sagte tief bewegt: „Du bist meine Tochter!“

Ihr Vater dagegen hatte sie verstoßen! Als sie vor ihn getreten, war er erschrocken und hatte die Hände ausgestreckt, als wolle er sein Kind an das Herz drücken, aber gleich darauf hatte er sie von sich gewiesen, hatte auf ihr jammerndes Flehen nicht geachtet, sondern war hinausgegangen in den Wald. „Du hast Dein Theil! Du brauchst mich nicht! Laß Dich nicht wieder hier oben sehen!“ Mit dieser harten Rede war er fortgegangen. Sie hatte der Muhme dann weinend Alles erzählt, was mit ihr geschehen war, wie man über ihr Schicksal verfügt hatte und wie oft sie den Vater habe grüßen lassen, wenn sich irgend eine Gelegenheit dazu geboten.

„Laß gut sein!“ tröstete sie die Mutter. „Du bist nun unser Kind. Er wird Dich schon rufen lassen.“

Das geschah — aber erst nach einigen Jahren, als der harte Mann auf dem Todbette lag und nicht sterben konnte, bis er sich mit seinem Kinde versöhnt hatte. —

Rosen's Glück war aber nun fest begründet. Ihr Franz trat wieder in sein volles Sohnesrecht und in die Handlung seines Vaters ein, und das junge Paar genoß im Hause wie in der ganzen Stadt bald der größten Achtung. Den Grafen von Saint-Germain, dessen angedrohte Erscheinung Rosen zuweilen noch beunruhigte, sahen sie nicht wieder; er blieb am Hofe des Landgrafen von Hessen, seines letzten Gönners und vielleicht seines Schülers, und starb daselbst, trotz „der tiefen Geheimnisse über die Verlängerung des menschlichen Lebens, mit

denen die Götter ihn begnadigt hatten," eine der vielen räthselhaften Gestalten, an deren übernatürliche Künste das 18. Jahrhundert trotz seiner gerühmten Aufklärung glaubte. Dagegen wurde Rosen das Glück zu Theil, ihre Wohlthäterin noch einmal wiederzusehen. Das reine Freundschaftsverhältniß zwischen Lady Craven und Karl Alexander von Brandenburg, das die frivole Zeit als eine platonische Liebe verspottete, führte nach dem Tode der Markgräfin zu einem Ehebündniß. Elisabeth's Hand war frei, der Mann, welcher die Mutter seiner Kinder gemißhandelt hatte, war gestorben, und der Markgraf, als er sich mit ihr vermählte, trat sein Land an die Krone Preußen ab, welcher es doch einst nach seinem Ableben zufallen mußte. Er lebte dann mit seiner Gemahlin in England, wo er 1806 gestorben ist.

Für seine Schöpfung, das Alexandersbad, begann nun eine Zeit des Glanzes. Der süße Frieden, welcher jenes liebliche Hochthal umweht, seine belebende Wald- und Bergluft, die romantischen Wunder der großartigen Felsenwelt in seiner nächsten Umgebung, deren Aehnliches sich kaum irgendwo findet, zogen, mit dem zunehmenden Rufe seiner Heilquelle verbunden, Besuche von nah und fern herbei. Friedrich Wilhelm III. und die schöne Königin Louise brachten hier längere Zeit zu. Noch tragen die Felsen viele Erinnerungen an jene Tage, wo die Luxburg, nun zugänglich gemacht bis zu ihrer höchsten Felskuppe, von welcher ein rothes kolossales Kreuz über das Land schaut, ihren Namen in den der Louisenburg verwandelte. Das Festgedicht bei diesem Anlaß, gesprochen im Beisein der Königin und ihres Gemahls mit einer zahlreichen und vornehmen Begleitung, ist von Jean Paul gedichtet. Eine zahlreiche Gesellschaft aus der Umgegend war dazu herbeigeströmt und Franz Hochstetten und seine Rose, nun schon über die Mittagshöhe des Lebens hinaus und selbständig seit Jahren im eigenen Hause, nahmen die unvergeßlichste Erinnerung mit sich.

„Auf Wiedersehen!" sagte die Königin bei ihrer Abreise, als sie von der letzten Höhe noch einmal ihre schönen Augen über die herrlichen Berge schweifen ließ. Es war im Sommer 1805. Wenige Monate später und dies eine der fränkischen Stammlande der Hohenzollern, Baireuth, wurde dem Sieger von Austerlitz von dem noch unbesiegten Preußen um des Friedens willen abgetreten; bald mußte auch das zweite, Ansbach, für Baiern folgen, als der unglückliche Krieg von 1806 alles Land links von der Elbe kostete, und die Königin Louise hat Franken nicht wiedergesehen. Sie hat die glorreiche Zeit der Befreiung Deutschland's vom Joche Napoleon's nicht mehr erlebt. Von den Verkauften aber, welche einst in Amerika gegen dessen Befreiung gekämpft, haben doch noch Einige, wenn auch nur Wenige, die Waffen für die gerechte Sache ihres eigenen Vaterlandes getragen. Die aber selbst nicht mehr zu Büchse und Schwert greifen konnten, gaben sie gern ihren Söhnen in die Hand und Franz Hochstetten segnete seinen Jüngstgeborenen, als dieser von der Universität Erlangen zu Lützow's schwarzer Schaar eilte. „Sei getrost, Rose!" sprach er zu seiner sich härmenden Frau. „Er wird mehr Ehre und unvergänglichen Preis gewinnen, als uns beschieden war!"

Cromwell's Protectorat.

Von H. Floto.

(Schluß.)

X.

Leider bin ich genöthigt, mich in diesem Abschnitte kurz zu fassen; der Aufsatz wird für diese Blätter fast zu lang.

Am 16. December 1653 trat Cromwell in den Besitz seiner neuen Würde. General Lambert hatte mit einigen Officieren eine Verfassungsurkunde aufgezeichnet; Cromwell versichert, er habe davon nichts gewußt, bis man sie ihm vorgelegt. Er habe sie angenommen, weil er gesehen, daß seine Gewalt eine beschränkte sein würde. Am 16. December also bot ihm Lambert in Westminsterhall im Namen der Armee und der drei Nationen das Protectorat an, wie es in der Verfassungsurkunde beschrieben. Da leistete Cromwell den vorgeschriebenen Eid. —

Es sind nur 17 Reden von Cromwell erhalten. Wenn Cromwell sprach, so geschah dies ganz frei. Dabei ist von Eleganz der Sprache keine Rede; Reflexion, Erzählung, Beweisführung und fromme Sprüche gehen bunt durcheinander; aber

eine tief politische Absicht geht durch alle seine Worte und drängt die Zuhörer mit unwiderstehlicher Gewalt auf den Punkt, wo er sie haben will.

Daher sind denn die Urtheile über seine Reden außerordentlich verschieden. Zum Beispiel über seine längste Rede, die er am 17. September 1656 gehalten, urtheilt Carlyle: „Keine Thronrede, wie diese, ist jemals in der Welt gehalten worden. Sie ist gleich einem Stück gediegenen Goldes."

Guizot, der jeden Staatsmann nach einseitig constitutioneller Schablone beurtheilt und Cromwell noch immer als Heuchler ansieht, spricht: „Es war eine der längsten, aber auch verlegensten und leidenschaftlichsten Reden, die er bis dahin gehalten. Er war verlegen über das, was er zu sagen hatte, und das, was er zu verschweigen wünschte. Zwei Beweggründe hatten ihn veranlaßt, ein Parlament zu berufen: die Nothwendigkeit, Geld zum Kriege gegen Spanien zu erhalten, und die Hoffnung, König zu werden. Es war ihm unangenehm, diese Nothwendigkeit, die immer den Regierungen lästig ist, zu verkünden, und er hütete sich wohl, auch nur den leisesten Schimmer seiner Hoffnung durchblicken zu lassen."

Es ist in der That schwer, bei solchen Redensarten („Hoffnung, König zu werden!"), denen auch der Schatten von Begründung fehlt, nicht verdrießlich zu werden.

Ranke endlich nennt die Rede „lang, verworren und weitschweifig; aber sie legt zugleich das volle Gefühl seiner Stellung an den Tag." —

Wenn man vielleicht zweifeln sollte an der Redlichkeit Cromwell's, wie die Welt es zweihundert Jahre lang gethan hat, so sind doch drei Männer vorhanden, die uns von seiner lauteren Wahrhaftigkeit Zeugniß geben: Milton, Thurloe und Blake.

Admiral Blake, durch und durch ein Ehrenmann, hatte vom Staatssecretär Thurloe im Januar 1656 die Nachricht erhalten, das Parlament wäre aufgelöst, weil es versucht hätte, auf eigene Faust und kraft seiner ausschließlichen Macht die Protectoratsregierung einzurichten. Da schrieb ihm Blake zurück:

„Die Nachricht, welche Ihr mir mitgetheilt, hat mich nicht gewundert. Die schleppenden Verhandlungen und unpassenden Anträge dieser Versammlung haben mich voraussehen lassen, daß es dahin kommen würde. Ich kann mich nicht genug wundern, daß es bei Menschen, die sich aufrichtige Patrioten nennen, noch so viel Parteigeist und blinde Vorurtheile gibt, daß sie die einzigen Mittel beseitigen, die von den vereinigten Verschwörungen alter und neuer Feinde umgarnte Republik zu retten. Ich hoffe, daß der Herr, der uns bis hierher gerettet hat, uns auch diesmal erretten wird, obgleich wir Alles thun, um seine Langmuth zu erschöpfen."

Dies eine Zeugniß mag genügen! Und so können wir mit einer gewissen Gemüthsruhe den Bericht des Venetianischen Gesandten lesen, Giovanni Sagrado, der damals von Paris nach London kam:

„Hier bin ich in England; das Land nimmt sich ganz anders aus als Frankreich; man sieht hier keine Damen, die zu Hofe gehen, sondern Damhirsche, auf die man Jagd macht; keine eleganten Cavaliere, sondern Cavallerie und Infanterie; anstatt der Musik und Ballete hört man Trommeln und Trompeten; man spricht nicht von Amor, sondern von Mars; nicht von Lustspielen, sondern von Trauerspielen; man sieht keine Schönpflästerchen auf den Gesichtern, sondern Musketen auf den Schultern; man wacht nicht, um sich zu ergötzen, sondern strenge Minister lassen ihre Gegner nie zur Ruhe kommen. Mit einem Worte: man sieht hier nichts als Verachtung, Argwohn und rauhe, drohende Gesichter. Der König Karl war zu gut für so schlechte Zeiten. Cromwell hat das Parlament verjagt; er spricht und lügt allein; er hat die Gewalt eines Königs, wenn auch nicht den Namen. Er führt den Titel Protector, aber er vernichtet den Adel. Die vielen Truppen sichern ihm die Gewalt, aber sie bedrücken das Land und richten es zu Grunde. Alles Geld ist für die Soldaten. Die Maschine ist stark, aber ich halte sie nicht für dauerhaft; denn sie arbeitet zu gewaltsam."

Das neue Wahlgesetz für das Parlament bestimmte, daß im Ganzen 400 Abgeordnete zusammenkommen sollten. 340 für England, für Schottland und Irland je 30. Jeder Deputirte mußte ein Vermögen von 200 Pfund nachweisen können. Cromwell's Wahlgesetz war sehr vernünftig,

Städte und Grafschaften sehr angemessen vertreten.

Thurloe ist seit dem kleinen Parlamente Staatssecretär, einer der erfahrensten Secretäre, die je ein Staat oder ein Mensch gehabt hat. **Milton's** Meinung ist, Cromwell's Protectorat sei hervorgerufen durch die Nothwendigkeit, und der Protector solle sein Amt wie ein Mann versehen. —

Eine der wichtigsten Einrichtungen Cromwell's war das neue **Kirchenregiment**. Die bischöfliche Kirche war abgeschafft, und die Presbyterialkirche nicht eingeführt: so ist die Sache etwas schwierig. Cromwell ernennt eine Commission von 38 Männern, die anerkannte Blüthe des englischen Puritanismus, welche freilich verschiedenen Secten angehören. Aber danach fragt Cromwell nicht. Er weiß, es sind darunter Presbyterianer, Independenten und selbst Wiedertäufer. Aber sie sind weise und fromme Männer. Das ist Cromwell genug.

Diese 38 nun ernennen für jede Grafschaft Commissionen von 15—20 Mann. Richard Baxter, ein Geistlicher, gehört zu der Commission für seine Grafschaft; er ist kein Freund Cromwell's, aber bezeugt doch, freilich ungern, daß diese Commissionen das Volk mit geschickten, ernsthaften Predigern versorgten, die ein frommes Leben führten, so daß viele tausend Seelen Gott priesen für das, was sie gethan.

XI.

Nun zu Cromwell in seinem Parlament.*)

In seiner **ersten** Rede an das lange Parlament geht er die großen Ereignisse durch von Eröffnung des langen Parlaments bis zur Schlacht bei Worcester und der Unterwerfung der drei Königreiche, „jene seltsamen Wege und Wendungen der Vorsehung, wo Gott einer armseligen Schaar, die durchaus nicht im Kriege geübt, noch auch voll Kriegslust war, zum Siege verhalf."

Dann schildert er, was das Heer und Volk vom langen Parlamente erwarten konnte und wie es getäuscht wurde. Das Parlament war weder bereit, dem Volke die nöthigen Reformen zu bewilligen, noch sich selbst aufzulösen; die Advocaten hätten drei Monate über die Bedeutung des Wortes Hypotheken gestritten, ohne einig zu werden; die Conferenzen der Führer des langen Parlaments mit den Officieren, die man nur mit großer Mühe zu Stande gebracht, hätten stets mit dem Worte geendet: „Nur die Verlängerung des Parlaments kann die Nation retten."

„Auf uns lag die Sache Gottes, und wir mußten handeln. Das lange Parlament wollte nicht verschiedene Formen der Gottseligkeit anerkennen, sondern wollte bloß Presbyterianer dulden. Die reißenden Wölfe ließ es unbekümmert als Hirten walten; darum **mußten** wir Hand anlegen." —

Als Protector berief Cromwell nur zwei Parlamente, das eine saß in Westminsterhall vom September 1654 bis zum Januar 1655.

Am 3. **September 1654 kam das erste Parlament von 400 Mann zusammen.** In seiner Eröffnungsrede gibt er Rechenschaft von seinem Thun und zählt die Leistungen der Regierung auf: den Friedensschluß mit Dänemark, Portugal und den Niederlanden.

Doch das neue Parlament verstand seine Aufgabe nicht. Es wollte theoretisch die Grenzen feststellen zwischen seiner und des Protectors Macht.

Cromwell stellt ihm in einer denkwürdigen Rede seine Aufgabe vor. Er spricht:

„Ich habe nicht mich selbst auf diesen Platz gerufen, deß ist Gott mein Zeuge." Er erzählt nun sein Leben. „Nach dem Kriege hoffte ich als Privatmann mit meinen Brüdern die Früchte harter Arbeit und Wagnisse zu genießen, nämlich Frieden und Freiheit, in einiger Gleichheit mit Andern. Ich wollte mich in's Privatleben zurückziehen; ich bat wiederholt um Entlassung. Ich hatte das dringende Verlangen, meiner Gewalt in den drei Königreichen los zu werden; aber ich durfte sie nicht wegwerfen, weil sie mir so klar von Gottes Vorsehung gegeben war. Erst mußte die Regierung geordnet sein.

„Als die rechtschaffenen Männer, die sich darüber beriethen, mir erklärten, um Blutvergießen und Verwirrung zu meiden, müßte ich mich der Regierung (des Protectorats) unterziehen, weigerte ich mich bestimmt und wiederholt. Erst als sie mir zeigten, daß

*) Zum Theil nach Hoffmann's Vortrag, Elberfeld 1862.

ich dadurch nicht an Macht gewinnen, sondern eher verlieren würde, erst da ging ich darauf ein — und in der größten Oeffentlichkeit, vor den Commissären des großen Siegels, den Richtern, dem Lordmayor und den Aldermen von London, den Soldaten, vielen Herren und Bürgern, Männern von Stand und Bedeutung wurde ich mit dem Amte eines Protectors betraut und legte meinen Eid ab."

Nun dürfe man nicht fragen, ob Parlament oder Protector? Denn die Formel stehe fest: Parlament und Protector. Er werde sich sein Amt nicht nehmen lassen. Er beruft sich auf das Zeugniß Gottes und der Menschen, der Officiere, der Stadt, der Grafschaften, der Gerichte, der Wähler, des ganzen Volkes; endlich des Parlamentes selbst, welches ja nur auf sein (des Protectors) Ausschreiben hin gewählt worden sei. Er verlangte vom Parlamente schriftliche Erklärung über diesen Punkt. Dreihundert unterschrieben; die Ultra-Republikaner gingen.

Aber auch der Rest unterließ zum Beispiel, Steuern auszuschreiben, so daß an die Armee kein Geld ausgezahlt werden konnte, und diese zur unmittelbaren Erhaltung in die Häuser der Bürger und Bauern gelegt werden mußte. Die Truppen in Schottland waren so unzufrieden, daß sie ihren General Monk gefangen nehmen und den republikanischen Obersten Overton an die Spitze stellen wollten. Die socialistischen Republikaner hatten heimliche Versammlungen bei Nachtzeit auf abgelegenen Haiden.

Das Alles wirft Cromwell dem Parlamente vor:

„Ihr habt Dornen und Disteln aufgezogen; ihr habt die Thaten Gottes nicht verstanden; ihr habt die Betrachtung der Dinge im Lichte der himmlischen Leitung als Schwärmerei von euch gewiesen; ihr habt nichts gethan, um endlich die Nation zu befriedigen. Auf dem religiösen Gebiete lag es so nahe, die Independenten zu befriedigen, die, wenn sie auch in Einzelheiten abweichender Meinung sind, doch an der Gerechtigkeit des Glaubens im Blute Christi festhalten. Ihr selbst habt Freiheit vom Drucke der Bischöfe erlangt, und wollt nun Andern nicht zur Gewissensfreiheit verhelfen."

Auf sich selbst kommt er in dieser Rede zu sprechen: „Ich will mein Amt nicht länger haben, als Englands Recht und Freiheit es fordern. Das Volk beweist durch seinen Gehorsam die Zustimmung zu meiner Herrschaft, die ich um Gottes willen übernahm, und die auf dem Volkswillen beruht. Erbliche Herrschaft habe ich nie begehrt und hätte sie nicht zugegeben. Mein Amt aber ist eine göttliche Nothwendigkeit; denn Gott hat es so gelenkt, nicht etwa meine Klugheit und List, um mein Haus groß zu machen. Wäre es bloß menschliches Thun, ich hätte mich nie damit eingelassen."

Nachdem er dies Parlament aufgelöst hatte, am 22. Januar 1655, wurde um die Mitte des August ganz England in zehn Districte getheilt, jeder unter einem Generalmajor. Diese Generalmajore waren auf das Sorgfältigste ausgelesen, Männer von wirklicher Weisheit, Wahrheit und Tapferkeit, Männer, die Gott fürchteten und die Habsucht haßten; und so konnten sie ihr Amt antreten; denn ihre Befugniß war groß. Sie sorgten für das geistige und leibliche Wohl der Republik, wie es ihnen am besten dünkte. Diese Einrichtung, so wenig constitutionell sie war, hatte doch viel Gutes. Nach einem Jahre aber hob der Protector diese Gewalt auf.

XII.

Während der ganzen Zeit des Protectorats hörten die Mordanfälle gegen Cromwell nicht auf, von Royalisten oder Radicalen. Das Parlament*) meinte, dies würde aufhören, wenn der Protector König würde. Doch Mordanfälle und Verschwörungen waren es nicht allein, die das Parlament auf jenen Gedanken brachten, sondern noch mehr der Zustand der englischen Gesetze, die überall das Dasein eines Königs voraussetzten. Eine Verfassung, mit Abwägung der Gewalten, König, Haus der Lords und der Gemeinen, ward ausgearbeitet.

Hiervon hörten die Generale und sie schickten eine Deputation zum Protector, um ihr Entsetzen auszusprechen. Und da gab er ihnen eine Antwort, in der wir

*) Wir eilen hier etwas voraus. Es war das zweite Parlament, welches so vorging, 23. Februar bis 8. Mai 1657. In obiger Darstellung folge ich dem Vortrage von Hoffmann.

eine ganz neue Entdeckung machen. Er sagte ihnen mit einiger Schärfe, sie möchten über das Wort König nicht erschrecken, da sie ja selbst (also die Generale) ihm den Königstitel angeboten hätten, den er aber abgelehnt, weil ihm die äußere Ehre, die Feder auf dem Hut, nichts gälte. Die Wege, auf denen sie England hätten beruhigen wollen, hätten zu nichts geführt, jetzt käme ein neuer Vorschlag, der müßte erwogen werden.' Ein Haus der Lords habe seine großen Vorzüge.

Das Parlament inzwischen ließ sich nicht irre machen: Es erschien mit seinem Sprecher Widdrington vor dem Protector in Whitehall und bat ihn, den Verfassungsplan anzunehmen.

Cromwell antwortete, er hätte die letzte Hälfte seines Lebens im Feuer, in Unruhe hingebracht, aber wenn er alle seine Noth in einem Punkt zusammenfaßte, so könnte sie ihn nicht so erschüttern wie dieser Antrag. „Die schwere Frage, die vor mir liegt, muß ich vor Gott bringen. Ich bin vielleicht dem Ende meiner Laufbahn nahe; ich darf nicht wagen, auf solchen Fels anzurennen; es könnte enden, wie eine unglückliche Heirath. Wehe mir dann! es wäre besser, wenn ich nie geboren wäre. Ich muß um Zeit bitten zu betender Ueberlegung."

Nach drei Tagen kam ein Brief des Protectors an den Sprecher, er könnte dem Parlament jetzt Antwort geben. Und er antwortete, so sehr er die treffliche Gesinnung des Parlamentes für das Land und seine Freundlichkeit für ihn anerkennte, so könnte er den Antrag nicht annehmen, weil die Bedingung gestellt wäre, entweder das Ganze oder Nichts!

Das Parlament beharrte auf seinem Vorsatz und übergab ihm seine Gründe schriftlich.

Cromwell erwiederte: „Ihr habt das Recht zu solchen Vorschlägen über die Verfassung, und sie haben Autorität (ich rede nicht in Schmeichelworten; darüber sind wir hinweg; bei mir gilt es, wenn jemals, Recht und Wahrheit). Aber der Last gegenüber, die Ihr mir auferlegen wollt, darf ich meine Kraft in Anschlag bringen und an Gott die Frage nach meiner Pflicht richten. Noch ist mir diese nicht klar und ohne Glauben zu handeln, ohne Zuversicht auf Gottes Willen, das thut nicht gut."

Ein Ausschuß von 99 Mitgliedern wird ernannt, Cromwell's Zweifel zu hören, und — wo möglich — zu lösen.

Eine lange Verhandlung fand Statt.

Die Gründe des Parlamentes waren folgende: in den Gesetzen sei überall der König vorausgesetzt, und zwar mit gesetzlich beschränkter Gewalt, während von einem Protector, also auch von seiner Gewalt und deren Schranken, nirgends die Rede sei. Der Königstitel sei dem Volke vertraut, der des Protectors dagegen fremd.

Alle diese Gründe überzeugten Cromwell nicht; er widerlegte sie zum Theil mit schlagenden Gründen.

Er sagt: „Mein gegenwärtiges Amt habe ich nicht übernommen, weil ich hoffte, Gutes zu thun, sondern weil ich wünschte, Schaden zu verhüten, der dem Lande drohte. Es galt, Verwirrung und Blutvergießen zu hindern, und in der That, was bin ich bisher gewesen, als ein ehrlicher Polizeimann des Landes, wie jede Gemeinde einen hat? Ihr wißt, was ich zu John Hampden sagte über den Geist, dessen das Heer bedürfte, um die Edelleute zu schlagen. Ich habe eine solche Truppe gesammelt von gottesfürchtigen Männern. Sie wurden nie besiegt und siegten immer. Diese Männer und Ihresgleichen würden den Königstitel nicht ertragen Obrigkeit muß sein, und die müssen sie tragen lernen; aber den Königstitel läßt man um ihretwillen besser fallen."

Jetzt folgt eine überaus merkwürdige Stelle.

„Ich bin noch nicht im Klaren, habe noch keinen göttlichen Wink. Sein Wort ist mein Leitstern. Das Königthum und das Königshaus hat Gott factisch verworfen. Es ist nicht in augenblicklicher Leidenschaft, sondern nach langer, ernster Berathung, ja fast nach 12jährigem Bürgerkriege geschehen. Ich sage nicht, daß es damals nicht recht war, auch nicht, was ich thun würde, wenn es jetzt geschehen sollte. Aber wenn Gott in seinem Gericht ein Haus entwurzelt und aus dem Lande geworfen hat — Er, der weiß, warum Er es that — so muß es dabei bleiben. Ich habe es nicht gethan, auch nicht die, welche mir die Regierung übertrugen, sondern das lange Parlament hat es gethan. (Er sollte besser sagen: die Armee hat es ge-

than.) Ich möchte nicht den Fluch auf mich laden, das, was Gott verworfen hat, zu übernehmen. Auch ist die Sache nicht nöthig; darum unterbleibt sie besser."

Auch fernere Verhandlungen führten nicht weiter; nur immer deutlicher neigte sich Cromwell zum: Nein! Er sagt z. B.: „Ich habe kein Anrecht, keine Erbansprüche; man kann mir also nicht entgegenhalten, daß selbst Könige auf den Rath des Parlamentes hören müssen. Ich würde das auch thun, aber ich bin kein König, sondern nur ein Beamter aus Noth."

Nachdem Cromwell's Bemerkungen zur Umarbeitung des Verfassungsentwurfes geführt, gab Cromwell endlich seine Erklärung am 8. Mai 1657:

„Da ich vor Gott die Verantwortung zu tragen habe, so muß ich meine Freiheit auch dem Lande gegenüber behalten. Von der Nothwendigkeit des Königstitels bin ich gar nicht überzeugt, die Nützlichkeit seiner Annahme bezweifle ich. Was mit Zweifel geschieht, kommt nicht aus dem Glauben, ist also Sünde. Ich kann diese Regierung nicht übernehmen mit dem Titel eines Königs."

So war denn die große Frage entschieden, und der Protector stand glänzender da als je. Einige meinten, Cromwell hätte die Krone gern angenommen, aber der Stimmung der republikanischen Soldaten wegen hätte er es nicht gewagt. Das ist ganz richtig; denn er sagt es selbst. Er spricht von seinen Eisenseiten: „Diese Männer und Ihresgleichen würden den Königstitel nicht ertragen."



Richard Baxter.

Doch hatte er Gewinn von diesen Verhandlungen: 1) ein Oberhaus und 2) das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen.

Zum zweiten Male wurde er mit feierlichem Pomp als Protector installirt. In der Welt umher stand sein Name leuchtend da. Das protestantische Europa verehrte ihn als sein Haupt.

XIII.

Aber nochmals hatte er seine Kraft am Parlamente zu erproben. Beide Häuser waren versammelt; auch die früher Ausgeschlossenen hatte Cromwell wieder zugelassen. Aber grade diese Mitglieder waren unverbesserlich. Von Neuem hielt Cromwell eine gewaltige Rede. Er schildert die gemeinsamen Interessen des Protestantismus in England mit Deutschland, Skandinavien



Robert Blake.

und andern protestantischen Ländern, den Entscheidungskampf, zu dem sich der Papst mit Oesterreich und Spanien aufgemacht, die bedenkliche Lage des evangelischen Deutschlands. Es war die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege, die Zeit der schlimmsten römischen Restauration. In großartiger politischer Betrachtung führt er das Parlament zu dem Schlusse, daß nur ihre Einigkeit und Festigkeit den Protestantismus in England retten könne. „Wollen wir dies nicht, nämlich Frieden und Gerechtigkeit, so wird der Spruch lauten: Actum est de Anglia! (Es ist vorbei mit England!) So lange ich lebe, will ich mit euch für unsere jetzige Verfassung stehen und fallen!"

Endlich am 4. Februar 1658 versammelte er das Parlament zum letzten Mal, indem er es auflöst. Er kommt immer wieder darauf zurück, daß er das Protectorat nicht gesucht hat. „Niemand, kein Mann und kein Weib auf englischem Boden kann behaupten, daß ich diese Stellung suchte. Ich kann in Gegenwart Gottes sagen, vor dem wir sind wie Ameisen, die auf der Erde kriechen, daß ich viel lieber in meinem Holze gewohnt und eine Schafheerde gehalten, als diese Regierung übernommen hätte." Er wirft ihnen Bruch ihres Eides vor, während er den seinigen gehalten, er beschuldigt sie des Aufruhrs und der Verschwörung und endet mit den Worten: „Gott sei Richter zwischen euch und mir!" *)

*) Obiges ganz nach Hoffmann's Darstellung.

Und hohe Zeit war es! Denn die Hydra erhebt sich von allen Seiten. „Glaubt mir," schreibt Samuel Hartlib, Milton's Freund, an einen Beamten, „glaubt mir, es that groß Noth, daß dem ein Ende gemacht wurde; denn hätte die Sitzung nur zwei oder drei Tage länger gedauert, so würde die Stadt und das ganze Land im Blut geschwommen haben um Karl Stuart's willen."

Cromwell wirft die Verschworenen, Royalisten und Wiedertäufer, in den Tower und tritt das überall auftauchende Feuer aus.

An einem der folgenden Tage ruft er seine Officiere nach Whitehall, setzt ihnen in einer Rede von zwei Stunden auseinander, von welcher Art die Verschwörung ist, und fragt dann: Soll sie uns besiegen, uns wieder in blutige Verwirrung stürzen? — Die Officiere antworten von Herzensgrunde: Nein, sie soll es nicht; wir wollen leben und sterben mit Ew. Hoheit, wir wollen stehen und fallen mit Euch. —

In den ersten Tagen des März 1658 spricht Cromwell zu Lord Broghil (einem Begleiter Cromwell's nach Irland 1649): Ein alter Freund von Euch ist in der Stadt, der Herzog Ormond, wohnt jetzt in Drury-Lane, im Hause des katholischen Chirurgen; sagt ihm lieber, er solle sich fortmachen. Lord Broghil staunt, findet aber doch, daß es richtig ist.

Nämlich Ormond war um den 20. Januar verkleidet in die Stadt geritten; sein Haar war gefärbt, über seinen Hut trug er einen grünen Wachstuchüberzug und darunter eine Nachtmütze; ein Felleisen hinter sich auf dem Pferde. Er war überaus geschäftig, als Broghil zu ihm kam. Da machte er sich mit beispielloser Eile über die See nach Brügge zu Sr. geheiligten Majestät und sagte ihm, Cromwell hätte viele Feinde, aber an einen erfolgreichen Aufstand der Royalisten wäre nicht zu denken.

XIV.

Kriege zur See und auswärtige Unternehmungen.

Der Seekönig (wie ihn die Matrosen nannten), der Cromwell auf dem Meere hieß **Robert Blake**, ein Mann, „der mit einer gewissen Gelehrsamkeit und ausgesprochener religiöser Ueberzeugung hohes Kriegstalent und unverwüstliche Thatkraft verband." Er zählte 50 Jahre, als er zum ersten Male das Deck eines Kriegsschiffes betrat — mit ihm trat eine namhafte Anzahl erprobter Führer des Landheeres in den Dienst zur See.

Gegen die Holländer.

Die Holländer waren empört über die englische Navigationsacte, welche vom Parlament in London am 9. October 1651 beschlossen wurde.

In derselben setzte das Parlament fest, daß alle Güter aus den übrigen Welttheilen außer Europa nur auf englischen Schiffen, alle europäischen Güter aber entweder ebenfalls auf englischen Schiffen oder aber auf den Schiffen der Länder, in denen die betreffenden Waaren fabricirt würden, in England eingeführt werden sollten; also sollten zum Beispiel französische Waaren nach England gelangen entweder auf französischen oder auf englischen Schiffen, aber nicht auf Schiffen einer andern Nation.

Das war ein Todesstreich für die **holländische Marine**, die grade vorzüglich auf Frachtschifffahrt angewiesen war.

Die Holländer hatten nun ihrerseits ganz vorzügliche Admirale, wie Ruyter und Tromp, und Tromp gelang es auch, Blake einmal eine kleine Niederlage beizubringen. In einem Schreiben an den Staatsrath gestand Blake dies mit fester Männlichkeit ein. „Ich sehe mich genöthigt", schrieb er, „Ew. Ehren mitzutheilen, daß sich nicht nur auf den Kauffahrern, sondern auch auf vielen andern Schiffen viele Feiglinge vorgefunden haben. Und deshalb ersuche ich Ew. Ehren ernstlich, einige Herren hierher zu schicken, um eine unparteiische und strenge Untersuchung des Betragens der verschiedenen Befehlshaber vorzunehmen. Und ich hoffe, man wird es nicht unzeitgemäß finden von mir, wenn ich Ew. Ehren bitte, mich, Euren unwürdigen Diener, von diesem für mich viel zu schweren Amte zu entheben, damit ich den Rest meiner Tage in stiller Zurückgezogenheit zubringen kann und in Gebeten, daß Gott Euch und diese Nation segnen möge."

Dies Entlassungsgesuch nahm der Staatsrath nicht an. Der Kampf war höchst erbittert und blutig. Aber die Engländer siegten. Am 3. Juni 1653 fand eine Seeschlacht statt, die mit einer Niederlage der Holländer endigte. „Warum soll ich es länger verschweigen?" sprach der Vice-

admiral in der vollen Versammlung der Staaten. „Ich stehe hier vor meinen Souveränen; es ist meine Pflicht, ihnen zu sagen, daß die Engländer Herren sind über uns und das Meer."

Darauf entschlossen sich die Holländer, Gesandte nach England zu schicken und wegen des Friedens zu verhandeln.

Blake im Mittelmeer.

Im Jahre 1654 erschien Blake vor Livorno und ließ vom Großherzog von Toskana sofortige Entschädigung für die englischen Kauffahrteischiffe verlangen, welche Ruprecht von der Pfalz 1650 gecapert und in den toskanischen Häfen verkauft hatte. Darüber Bestürzung an der ganzen italischen Küste; einige der Prisen waren im Kirchenstaate verkauft worden, und der Großherzog meinte, der Papst habe einen Theil des Schadenersatzes zu zahlen. Sogleich schickte Blake einen Officier nach Rom. Der Papst befürchtete eine Landung dieser anmaßenden englischen Ketzer. Man knüpfte Unterhandlungen an über die Höhe der zu bezahlenden Summe: Blake verlangte 100,000 Pfund; der Großherzog zahlte 60,000, wozu der Papst noch 20,000 Pistolen schoß.

Von Livorno segelte Blake nach Tunis in der Absicht, den Barbareskenstaaten gebührende Achtung vor England einzuprägen. Er verlangte vom Dey von Tunis Erlaubniß, frisches Wasser einnehmen zu dürfen. Der Dey schlug dies Gesuch mit rohen Worten ab. Darauf erschien am 3. April 1655 die englische Flotte vor Tunis und verbrannte die Flotte des Dey.

Als Blake vor Malaga an der spanischen Küste lag, gingen einige englische Matrosen in die Stadt. Es ward eine Monstranz in der Straße dahergetragen, und die Matrosen, statt sich zu verbeugen, spotteten und lachten. Darauf wurden sie auf Befehl des Priesters von der wüthenden Menge gemißhandelt. Blake erzwang die sofortige Auslieferung des Priesters. Da fand sich denn, daß die Matrosen sich allerdings höchst roh und unschicklich benommen hatten; aber Blake sagte: „Ihr und alle Welt sollt wissen, daß ein Engländer nur durch Engländer gerichtet werden kann."

Als Cromwell den Brief Blake's mit dem Bericht über diesen Vorfall erhielt, las er ihn dem Senat mit der lebhaftesten Billigung vor. „Durch solche Mittel", sprach er, „müssen wir den Namen Engländer so groß machen, wie nur der Name eines Römers in den berühmtesten Zeiten der Republik war."

Uebrigens war Blake der erste englische Admiral, der den Namen Englands im Mittelmeere berühmt machte.

Blake vor Teneriffa.

Cromwell sprach in seiner Thronrede vom 17. September 1656: Euer großer Feind ist der Spanier. Er ist Euer natürlicher Feind; denn er ist Allem feind, was aus Gott stammt."

Und am 20. April 1657 überrascht Blake die spanische Silberflotte bei Teneriffa in der Bai von Santa Cruz, dort im Schatten des alten Pik von Teneriffa, und liefert einen der heißesten Kämpfe, die je zur See oder zu Lande gefochten worden sind.

Blake hat an der spanischen Küste gekreuzt, wartet wie gewöhnlich auf die spanische Silberflotte; da wird ihm gemeldet, die Silberflotte sei bis zu den Canarischen Inseln gekommen und läge jetzt in der Bai von Santa Cruz in Teneriffa. Blake kommt dort an, Montag, den 20. April, in der Frühe, erblickt die Silberschiffe unter Deckung von 16 Kriegsschiffen, fast stärker als Blake selbst. Die Bai von Santa Cruz hat die Form eines Hufeisens, am Eingange Citadellen, und längs der Küste Citadellen, im Ganzen acht. Blake schaut sich die Sache an, segelt in den Hafen und unter einem Orcan von Feuer und Eisenhagel bringt er die Citadellen zum Schweigen und versenkt oder verbrennt jedes Schiff im Hafen. Es ist der letzte Sieg dieses tapfern Blake; aufgerieben von Mühen, Krankheiten und einem dreijährigen Kreuzen stirbt er auf der Heimfahrt in Sicht von Plymouth.

Cromwell hatte Grund, Blake das vollständigste Vertrauen zu schenken; denn der republikanischgesinnte Seemann hatte aller Einmischung in die innern Streitigkeiten seines Vaterlandes entsagt, um sich nur um seine Größe im Auslande zu kümmern.

XV.

Cromwell schreitet ein für die Waldenser.

Am 3. Juni 1655 kommen traurige Nachrichten nach Whitehall. Herzog Karl Emanuel von Piemont und dessen Mut-

ter Christine (eine Tochter Heinrich's IV. von Frankreich) hatten die Waldenser in Savoyen aufgefordert, katholisch zu werden oder sich auf vier Gemeinden zu beschränken; in keinem andern Orte wurde ihr Gottesdienst geduldet. Erst wurden Mönche gesandt, um sie zu bekehren; die Mönche konnten Niemanden bekehren, und Einer von ihnen wurde ermordet gefunden. Nun sandte der Herzog sechs Regimenter katholischer Soldaten — drei davon irische Soldaten — und in der letzten Hälfte des April 1655 hausten diese Krieger recht angenehm, wie ein authentischer Bericht eines französischen Officiers aussagt:

„Ich Herr von Petit Bourg, erster Capitän und Commandant des Regimentes Grancey, hatte Ordre erhalten, zu dem Marquis von Pianezza (dem Befehlshaber der piemontesischen Expedition gegen die Waldenser) zu stoßen und mich unter seinen Befehl zu stellen, und da war ich Zeuge zahlloser Gewaltthaten der Soldaten gegen Personen jeden Alters, Geschlechts und Standes, die ich ermorden, hängen, verbrennen oder schänden sah, und war auch Zeuge mehrerer schrecklicher Feuersbrünste... Als dem Marquis von Pianezza Gefangene vorgeführt, sah und hörte ich den Befehl, alle zu tödten, weil Seine Hoheit keine Leute dieses Glaubens im Lande dulden wolle.... Deshalb betheure ich förmlich und verwahre mich vor Gott, daß keine der obenerwähnten Grausamkeiten auf meinen Befehl vor sich gegangen ist; im Gegentheil, da ich nichts dagegen thun konnte, sah ich mich genöthigt, mich zurückzuziehen und den Befehl über mein Regiment niederzulegen, damit ich solchen Missethaten nicht Beistand leistete."

Cromwell zerschmilzt in Thränen und entbrennt in heiligem Feuer. In einem Briefe spricht er es aus, daß die Leiden der armen Bewohner der piemontesischen Thäler ihm so nahe, oder vielmehr näher an's Herz gingen, als ob sie seine geliebtesten Verwandten auf der Welt betroffen hätten. Die Sprache, welche er in dieser Angelegenheit führte, war die eines vollendeten Staatsmannes. Sie war ernst, bestimmt und dringend, aber in keiner Weise herausfordernd oder beleidigend. Doch war er entschlossen, wenn der Herzog von Savoyen nicht nachgäbe, eventuell englische Soldaten nach Piemont zu schicken. Seine Freunde nannten Nizza und Villafranca als die Häfen, wo allenfalls die englischen Truppen landen könnten. Cromwell schrieb an alle protestantischen Mächte; er forderte die Niederlande und die Schweiz auf, sich zum Kriege zu rüsten. Mit Frankreich hatte er in diesen Tagen ein Freundschaftsbündniß zu schließen; er schließt es nicht, so lange der König und Cardinal Mazarin sich nicht mit ihm vereinigen, um den armen Waldensern zu ihrem Rechte zu verhelfen. Er schreibt eine allgemeine Sammlung über England aus, stellt sich selbst an die Spitze mit 2000 Pfund; im Ganzen gehen in England über 38,000 Pfund ein. Cardinal Mazarin schritt um des Friedens willen für die Waldenser ein.

XVI.

Cromwell's Tod.

Cromwell hatte also sein Parlament entlassen und war in schwerer Geldverlegenheit. Darüber schreibt zum Beispiel Thurloe an Henry Cromwell, den Statthalter von Irland: „Wir sind so ohne alle Mittel, daß ich nicht weiß, wie wir Geld schaffen sollen. Wir müssen bei einzelnen Aldermen in London betteln gehen, um 5 oder 6000 Pfund nach Dünkirchen zu schicken, und ich glaube, wir bekommen sie nicht. Wir geben so wenig von den Staatsgeldern für andere als öffentliche Angelegenheiten aus, aber unsere Verhältnisse und Ausgaben sind außerordentlich, und wir können sie nicht mit Sicherheit vermindern. Wie uns geholfen werden soll ohne Unterstützung eines Parlamentes, weiß ich wahrhaftig nicht."

Damals war wieder stark die Rede von Annahme der Königskrone von Seiten Cromwell's.

In einem Briefe Thurloe's an Henry Cromwell schreibt er folgendermaßen (damals hatte nämlich eine Commission einen ganz kindischen Vorschlag über die Weise gemacht, wie der Protector seinen Nachfolger ernennen sollte): „Wahrhaftig, ich habe längst gewünscht, Seine Hoheit folgten ihren eigenen Gedanken und kümmerten sich nicht um die Anderer. Im Uebrigen ist Seine Hoheit jetzt in Hamptoncourt und wird daselbst noch einige Zeit bleiben, sowohl seiner eigenen Gesundheit wegen, als um beständig in der Nähe der Lady Elisabeth zu sein, die vor Kurzem gefährlich

krank war, jetzt aber sich etwas besser befindet."

Cromwell ist also in Hamptoncourt bei seiner kranken Tochter. —

Seine betagte Mutter war Donnerstag den 16. November 1654 in Whitehall gestorben. Am Freitag, den 17., schreibt Thurloe: „Mylord Protectors Mutter starb letzte Nacht, 94 Jahre alt. Kurz vor ihrem Tode gab sie Mylord ihren Segen in diesen Worten: „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und tröste Dich in allen Deinen Widerwärtigkeiten und mache Dich fähig, für die Glorie des Allerhöchsten Großes zu thun; und Seinem Volke ein Retter zu sein. Mein lieber Sohn, ich lasse mein Herz bei Dir. Gute Nacht!" — und damit sank sie in den Todesschlaf. Auf die Königspracht in Whitehall gab sie nichts; aber wenn eine Muskete losging, war sie oft voll Angst, ihr Sohn möchte erschossen sein, und sie war nicht zufrieden, wenn sie ihn nicht wenigstens einmal am Tage sah."

Sein Sohn Richard war träge, liebte die Ruhe und war politisch gleichgiltig. Cromwell erlaubte ihm daher, bei seinem Schwiegervater, Mr. Major, das Leben eines Landedelmannes zu führen.

Der jüngere Sohn Henry dagegen war Lordstatthalter von Irland und rechtfertigte des Vaters Vertrauen vollkommen; gegen die aus ihren Besitzungen vertriebenen Irländer verfuhr er sehr gelinde; er versöhnte die Presbyterianer und sogar viele Royalisten — kurz, er benahm sich so, daß Cromwell von ihm sagen konnte: „Er ist ein Statthalter, von dem selbst ich lernen könnte." —

Die Gesundheit Cromwell's sank allmälig unter der Last von Mühen und Sorgen.

Der Tod seiner Lieblingstochter Elisabeth, Lady Claypole, brach ihm das Herz. Vierzehn Tage verließ der unglückliche Vater ihr Bett nicht und war unfähig, irgend ein Staatsgeschäft zu versehen.

Sie starb am 6. August 1658.

Einige Tage nachher nahm er die Bibel und bat einen seiner Freunde, ihm aus dem Philipperbriefe folgende Stelle vorzulesen, 4, 11:

„Ich habe gelernt, bei welchem ich bin, mir genügen zu lassen.

Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt; ich kann satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden.

Ich vermag Alles durch den, der mich kräftig macht, Christus."

Nach diesen Worten bemerkte der betrübte Vater: „Diese Stelle rettete einst mein Leben, als mein ältester Sohn starb. Das ging wie ein Dolch durch mein Herz." (Sein ältester Sohn Oliver fiel ganz im Anfang des Bürgerkrieges.)

Darauf las er wieder jene Stelle aus dem Philipperbriefe und rief dann aus: „Wahr, Paulus! Du hast dies gelernt und dies Maß der Gnade erreicht! Aber was soll ich thun? Ach, armes Geschöpf, es ist eine harte Lehre für mich daraus zu ziehen."

Aber wie er den 13. Vers las, wo Paulus sagt: „Ich vermag Alles durch den, der mich kräftig macht, Christus" — da fing sein Glaube an aufzuleben: „Ja," sprach er, „ich fühle es, ich sehe es, der Christus Pauli ist auch mein Christus."

Derselbe Mann, welcher dies mit angehört, schreibt ferner: „Er war immer ein höchst zärtlicher Vater. Das Mitgefühl mit seiner leidenden und sterbenden Tochter, seine großen Sorgen und Mühen in der Regierung; die bittern Vorwürfe und ungerechten Beschuldigungen von Freunden, die Verschwörungen von Feinden; sein tiefes Gefühl für die leidenden Christen, soweit sich das protestantische Interesse erstreckte — alles dies und viel mehr noch war genug, um den ungebeugtesten Muth in der Welt zu brechen."

Am 21. August hatte er einen Anfall von Wechselfieber. Am Dienstag, den 24., verließ er Hamptoncourt und ließ sich nach Whitehall bringen.

Zu seiner Frau und seinen Kindern, die weinend um sein Bett standen, sprach er: „Liebt diese Welt nicht: Ich sage euch, es ist nicht gut, diese Welt zu lieben. Kinder, lebt wie Christen."

Am Montag, den 30. August, war ein furchtbarer Sturm, der den ganzen Tag heulte und brüllte.

Es schreibt jener Zeuge der letzten Tage Cromwell's: „In der Nacht vorher, ehe der Herr ihn zur ewigen Ruhe nahm, hörte ich ihn leise zu sich sprechen: „Wahrlich, Gott ist gut; er wird nicht" — und dann ging ihm die Sprache aus; aber ich denke, er wollte sagen: er wird nicht mich verlassen. Wiederum sagte er: „Ich möchte gern noch

leben, um Gott und seinem Volke ferner zu dienen; aber meine Arbeit ist vollbracht. Doch Gott wird mit seinem Volke sein."

Fast die ganze Nacht schlief er sehr unruhig und sprach viel mit sich selber. Man reichte ihm zu trinken und bat ihn, er möchte versuchen zu schlafen. Darauf antwortete er: „Ich will gar nicht trinken oder schlafen, sondern so schnell wie möglich von hinnen gehen."

Als die Morgensonne aufstieg, war Oliver sprachlos; zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags starb er, Freitag, den 3. September 1658.

Cromwell's Schwiegersohn, Fauconberg, schreibt darüber an Henry Cromwell: „Die Bestürzung und Niedergeschlagenheit aller Leute sind unbeschreiblich. Meine arme Frau -- ich weiß nicht, was ich mit ihr machen soll. Zuweilen scheint sie beruhigt; und dann bricht sie in solches Schluchzen und Weinen aus, als sollte ihr Herz in Stücke brechen." —

Mit Cromwell starb der echte Puritanismus in England. Bei der zweiten sogenannten glorreichen Revolution folgte Wilhelm III. allerdings zur Hälfte seinen Spuren, aber es war doch nicht die aufrichtige Reinheit von Cromwell's Verfahren; allerdings war auch kein zwölfjähriger Bürgerkrieg vorausgegangen.

Generalsuperintendent Hofmann in Berlin wendet auf Cromwell das bekannte Wort Schiller's über Wallenstein an:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Aber ist es denn so schwer, einen Mann für ehrlich zu halten?

In meinen Augen war Cromwell einer der größten und besten Menschen, die je die Geschicke der Welt geleitet haben.

Heraldisches.

Von Hans Meininger.

(Fortsetzung.)

Städtewappen.

Heiligenbeil.

Zu jener Zeit, als Heidenpriester am Strande der Ostsee den heiligen Adalbert erschlagen hatten, begann der Bischof Anselm von Ermeland an einer Eiche, unter welcher sonst ein Götzenbild verehrt wurde, zu predigen. Er befahl einem Christen, der ihn begleitete, mit der Axt Hand an den geheiligten Baum zu legen. Jedoch beim ersten Hiebe entfuhr die Axt dem Schafte und flog Jenem an den Kopf, daß er entseelt zu Boden sank. Da erhoben die Heiden, welche ihn in großer Menge umringt hatten, ein frohlockendes Jubelgeschrei, durch welches sich aber der fromme Bischof nicht schrecken ließ. Er nahm eine neue Axt, und führte in den Baum Hieb auf Hieb, und es geschah kein weiteres Zeichen. Dann ließ er die Eiche sammt dem Götzen verbrennen und erbaute an jener Stätte eine hölzerne Kirche, darin das Beil verehrt werden sollte. Die sich nach und nach bildende Stadt nannte man Heiligenbeil. Das Beil ist im Laufe der Zeiten abhanden gekommen, doch führt die Stadt noch den alten Namen und ein Beil in ihrem Wappenschilde.

Hildesheim.

Nach dem Ableben Kaiser Karl's des Großen verlegte dessen Sohn, Ludwig der Fromme, sobald der Grund zu Hildesheim gelegt war, das Bisthum in diese Stadt, wozu folgendes Ereigniß Veranlassung gab. Kaiser Ludwig jagte eines Tages im Walde und lagerte, als er ermüdet war, unter einem schattigen Baume, an dessen Stamm er das Bild der Jungfrau Maria niederzusetzen befahl. Nachdem er seine Andacht verrichtet hatte, erhob sich Ludwig und trat den Heimweg an. Als man aber zu Elze, einem lieblich gelegenen Oertlein am Zusammenfluß der Leine und Saale, ankam, fehlte das Marienbild. Der Caplan, der es vergessen, kehrte daher zurück. Hier fand er es zwar noch unter dem Baume, war jedoch wegen dessen Schwere nicht im Stande, es hinwegzutragen. Andern gelang dies gleichfalls nicht. Der Kaiser, hievon benachrichtigt, glaubte, die heilige Maria wolle unter diesem Baume Wohnsitz nehmen. Indem er über den zu erwählenden Platz zum Aufbau einer Kirche mit sich noch nicht einig war, fiel auf einmal und nur in dieser Gegend während der Nacht ein tiefer Schnee vom Himmel, welche Stelle nun zur Aufführung der Stiftskirche und der Domherrngebäude bestimmt wurde. Der Kaiser sagte damals hoch erstaunt: „Düt is ein hilde Schnee." Sobald die Kirche vollendet war, wurde

der Bau der Stadt mit Eifer betrieben, und lange Zeit „Himmelsschnee," in der Folge aber Hildesheim genannt. Dies geschah um das Jahr 822.

Der Wappenschild Hildesheims ist der Quere nach in zwei Theile getheilt. Die untere Hälfte ist in Roth und Silber quadrirt, die obere zeigt in Gold mit halbem Leib einen schwarzen Adler, der seine Schwingen entfaltend, dem untern Halbfelde sich entwindet.

Ingolstadt.

In dem Kriege zwischen Ludwig dem Baier und seinem Gegner Friedrich dem Schönen von Oesterreich betheiligten sich auch die Einwohner vieler Städte am Kampfe; so ist bekannt, daß die Bäcker Münchens in der Schlacht bei Ampfing 1322 sich gar männlich hielten, daß sich die Bürger Landshuts und Ingolstadts bei Gammelsdorf 1313 ganz besonders hervorthaten. Um diesen rühmlichen Antheil auch der Nachwelt ersichtlich zu machen, gab der spätere Kaiser den Landshutern statt der bisher geführten drei Pickelhauben oder Eisenhüte — weil sie sich gleich Rittern gehalten, drei Ritterhelme, und den kecken Ingolstädtern einen blauen, feuerspeienden Panther, weil sie ein steyerisches Hauptbanner dem Feinde entrissen hatten, welches Panier diesen Panther führte. In der Pfauengasse zu Regensburg ist der Gasthof zu den drei Helmen, welche Bezeichnung daher kommt, daß dieser Gasthof schon zu den ältesten Zeiten die Herberge der Landshuter war.

Kneiphof in Königsberg.

Als ein Wahrzeichen dieser Stadt gilt das Brunnenstandbild des Hans von Sagan in der Nähe der Haberbergerkirche. Auf dem Kopfe trägt er ein Barett und in der rechten Hand eine flatternde Fahne, während sich die linke in die Seite stützt.

In der Schlacht zwischen den deutschen Ordensrittern und den Preußen ging es heiß her. Ein muthiger Schuster aus Sagan nahm das Banner aus den Händen des sterbenden Fahnenträgers, der nicht zurückgehen wollte. Da sammelten sich die schon Weichenden und Zerstreuten wieder um das hochgehaltene Banner, ein Vereinigungszeichen für Alle, stritten männlich und behaupteten das Feld. Hierauf ließ der Hochmeister den vom Siege gekrönten Schuster aus dem Kneiphofe zu sich kommen, und sprach dankerfüllt gegen dieses den Wunsch aus, sich bei ihm eine Gnade zu erbitten. Doch als schlichter harmloser Bürger hatte dieser kein anderes Verlangen als den Wunsch, daß zum Andenken der Schlacht von Rudau alljährig am Himmelfahrtstage auf Unkosten des Ordens ein Freudenfest im Kneiphofe zu Königsberg veranstaltet werden möchte, bei dem es namentlich an einem kräftigen Trunk Bier nicht fehlen dürfe, weshalb auch in der Folge dieses Gedächtnißfest das „Schmeckbier" genannt wurde. Hieran knüpft sich der Sage nach noch ein anderes Wahrzeichen, das Wappen des Kneiphofes, welches als Schildhalter zwei weiße Bären hat, und im grünen Schilde einen Arm mit blauem Aermel, der die vom König Ottokar der Stadt Königsberg als Wappenschild verliehene Krone emporhält, so wie daneben zwei schwarze mit Gold beschlagene Hüfthörner als Symbol der Aufforderung zum Kampfe zeigt. Der blaue Aermel soll aber ein Andenken an den im blauen Wamse kämpfenden Hans von Sagau sein, mit welchem Wappenzusatze der Hochmeister Winrich von Knippenrode den Stadttheil Kneiphof zur Erinnerung an den erlangten Sieg von 1370 belieh. Eine auf drei Stufen stehende Säule bezeichnete lange Zeit den Ort des Entscheidungskampfes.

Landsberg.

Landsberg am Lech gehörte in ältern Zeiten zu der welfischen Herrschaft Lechrain, fiel nachher an die Hohenstaufen, kam im Jahre 1266 an die Herzoge Ludwig und Heinrich von Baiern, und war dann der Wittwensitz der baierischen Herzoginnen aus dem lothringischen und mailändischen Stamme. An dem Baierthore ist noch heutzutage nebst dem Stadtwappen das von Mailand zu sehen. Das Mailänder Wappen stammt aus der Familie Visconti und stellt eine sich nach aufwärts bewegende Schlange vor, die ein kleines Kind verschlingt.

Das Jahr 1315 war für Landsberg ein Unglücksjahr. Die Bürger dieser Stadt hatten in dem Kriege, welchen König Ludwig der Baier mit dem Gegenkönige Friedrich dem Schönen führte, so lange gezö-

gert, dem Erzherzog Leopold von Oesterreich Hilfsvölker und Lebensmittel zu senden, bis dieser sich genöthigt sah, vor Augsburg sich zurückzuziehen. Bald darauf drang der Erzherzog jedoch wieder in das Land, plünderte einen Theil von Oberbaiern, und ließ vor seinem Rückzuge Landsberg niederbrennen. Um die Wiederaufbauung der Stadt zu befördern, ertheilte ihr König Ludwig mehrere Privilegien, erließ z. B. den Landsbergern Umgeld und Stadtsteuer vom Jahr 1315 bis 1321, und beschenkte sie im Jahre 1320 mit einem Salzpfennige. Als Wappen verlieh Ludwig dazumal ein rothes Kreuz in Silber; den Fuß des Schildes bildet ein grüner Berg mit drei Erhöhungen, in deren mittelster dieses einfache aber vielsagende Kreuz steht.

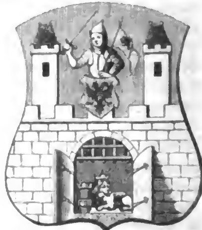
Prag.

Die so wunderschön gelegene Hauptstadt Böhmens soll ihren Namen von dem gleichlautendem Worte, welches auf böhmisch „Schwelle" bedeutet, erhalten haben. Als nämlich die Seherin Libussa auf der Bergzinne, wo jetzt eine kaiserliche Burg auf dem Hradshin steht, ein Schloß zu bauen befohlen hatte und bei ihrem ersten Besuche auf dem Bauplatz einen Mann fragte, woran er arbeite, dieser aber sagte, er arbeite an einer Schwelle (praga), so bestimmte sie darnach den Namen der neuen, nun im Bau begriffenen Stadt.

Die Altstadt Prags, deren Gründungszeit sich nicht bestimmen läßt, wurde zu Anfang des 9. Jahrhunderts erweitert, als Wogan, der Nachfolger Herzogs Nezamysl, den fremden Colonisten hier die Niederlassung gestattete. Das Wappen dieses Stadttheiles ist nicht historisch nachzuweisen, doch findet man dasselbe bereits auf Urkunden im 14. Jahrhundert, wenn auch nicht in seiner jetzigen Gestalt, da es mancherlei Veränderung erlitt. Zuerst zeigte sich in Roth eine gezinnte silberne Mauer mit einem offenen Thore, dessen Flügel aus Gold waren. Hinter dieser Mauer erhoben sich drei gezinnte silberne viereckige Thürme, der mittlere und höhere mit einem Satteldach, alle drei Dächer von Gold und mit eben solchen Knöpfen geziert. Als Kaiser Friedrich III. von den Wienern in seiner Burg zu Wien um 1462 belagert, von den Pragern unter König Podiebrad aber befreit wurde, ließ er aus Dankbarkeit in das Thor des erwähnten Wappens einen gepanzerten Arm setzen, der das Schwert nach rechts zückt.



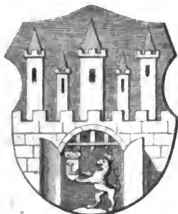
Am rechten Ufer der Moldau, von Kaiser Karl, der zugleich König von Böhmen war, gegründet erhebt sich die Neustadt, deren Wappen in Blau also beschaffen war, daß eine gezinnte silberne Mauer mit offenem Thor und drei Thürmen sich präsentirte, auf deren mittelstem man den böhmischen Löwen in Roth und hinter den Zinnen zwei abwärts blasende Wächter sah. In Folge der glücklich zurückgeschlagenen Schwedenbelagerung veränderte Kaiser Ferdinand III.



am 10. April 1649 dieses Wappen, indem er den böhmischen Löwen unter das Thor legen ließ, neben diesem das österreichische Hauswappen mit dem Namenszuge F. III. Um an Raum zu gewinnen, wurden die schildhaltenden Adler, die drei gekrönten Helme, sowie jene zwölf Fahnen hinter diesen weggelassen.

Der Sage nach wurde die Kleinseite von Libussa um 713 erbaut, erhielt aber erst nach 1250 den Namen und die Rechte einer Stadt. Das frühere ganz einfache

Wappen vermehrte König Ludwig dadurch, daß er unter das Thor den böhmischen Löwen stellte, welcher auf seinem rothen Schildchen den Namenszug desselben zur Schau trug. Kaiser Ferdinand III. schmückte den mittleren Helm mit einem Adler, welcher das österreichische Hauswappen in seinen Klauen hält. Diese drei Wappen, so wunderschön sie Manchen bedünken mögen, sind doch zu sehr überladen. Je einfacher ein Wappen, desto schöner!



Das Wischehrader Capitel der alten Königsstadt Prag führt noch heutzutage in seinem Siegel einen Mann, welchen St. Petrus züchtigt, und solches gründet sich, wie uns Hormayr erzählt, auf folgende Begebenheit. Es war im Jahre 1187, als Herzog Friedrich ein Dorf, welches der Kirche St. Petri und Pauli gehörte, an den Ritter Hrabowek um 300 Mark Silber verpfändete, da kam es ihm in der Nacht vor, als trete ein ehrwürdiger Greis mit weißen Haaren und einer Glatze, mit einem Mantel bekleidet, vor das Lager und fragte ihn: „Warum hast Du ein Dorf von meiner Kirche verpfändet, welches Dein Vorfahr König Wratislaw erkauft und derselben geschenkt hat?“ — Der Herzog schwieg und als der Heilige wieder verschwunden war, achtete er solcher Erscheinung nur als eines leeren Traumbildes und erzählte selbe bei der Tafel, wo leichtsinnige Hofjunker ihr Gespött darüber trieben; aber sein Hofcaplan führte ihm nach Tische zu Gemüthe, daß er des Heiligen Warnung nicht also in den Wind schlagen solle, und der Herzog entgegnete: „Wahrscheinlich hoffst Du auf dem Wischehrad Dechant zu werden, weil Du Dich des verpfändeten Dorfes so lebhaft annimmst, und wenn das geschieht, will ich solches auslösen und dem Capitel zurückstellen; bis dahin mag es der Hrabowek behalten.“ — In der folgenden Nacht, wie der Herzog schlief, trat St. Petrus wieder vor sein Bett, erweckte ihn und sprach: „Stehe auf, du unbußfertiger Mann!“ Erschrocken erhob sich der Fürst und St. Petrus befahl ihm, nachdem er ihn mit Geißelhieben beahndet hatte, das Dorf der Kirche zurückzugeben, worauf er verschwand, und als Friedrich seine Kämmerlinge herbeirief, um ihnen die blutigen Striemen von St. Peter's Geißel zu zeigen, frugen sie ihn ganz verwundert, warum er ihnen nicht gerufen habe; doch er versicherte, nicht im Stande gewesen zu sein, einen Ton von sich zu geben. Bei Tagesanbruch ließ der Herzog den Ritter Hrabowek vor seinen Thron entbieten, ihm die 300 Mark auszahlen und befahl ihm, das Gut der Kirche alsbald wieder abzutreten. Auch der Dechant und das Capitel von St. Petri und Pauli mußten sich bei Friedrich einfinden, welchen er seinen gegeißelten Rücken zeigte und ihnen auftrug, nicht nur alsogleich das verpfändete Dorf in Besitz zu nehmen, sondern zum Gedächtniß dieser Begebenheit ein Abbild derselben in ihr Siegel aufzunehmen. Dann beichtete er bei seinem frommen Hofcaplan, welcher in der Folge zum Dechant auf dem Wischehrad erwählt wurde.

Neues vom Büchertisch.

Abende, deutsche. Eine Novellensammlg. 3. Bd. 8. Leipzig, Dürr'sche Buchh. 18 Sgr.

Aus dem Leben d. Frhrn. Ludwig Christian Heinrich Gayling v. Altheim, Großherzogl. bad. wirkl. Geh. Raths u. Oberhofmarschalls :c. Nach dessen hinterlass. Papieren bearb. v.***. gr. 8. Freiburg im Br., Wagner. 1 Thlr. 12 Sgr.

Bibra, Ernst, Frhr. v., Hoffnungen in Peru. Ein Roman. 3 Bde. 8. Jena, H. Costenoble. $3^3/_4$ Thlr.

Büchner, Luise, das Schloß zu Wimmis. Roman. 8. Leipzig, Th. Thomas. $1^1/_3$ Thlr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 1. Bd. 1. Abth. gr. 8. München, literar.-artist. Anst. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Schmid, Herm., Im Morgenroth. Eine Münchner Geschichte aus der Zeit Max Joseph's III. 2 Bde. 8. Berlin, O. Janke. $2^1/_4$ Thlr.

Söltl, Prof. Dr. J. M., Max I. König v. Bayern. Sein Leben u. Wirken. 3. ganz umgearb. Aufl. gr. 8. Augsburg, J. A. Schlosser. 24 Sgr.

Wachenhusen, Hans, Leicht Gepäck. Eisenbahn-Bibliothek. II. br. 8. Berlin, Exped. d. Hausfreund. à $^1/_3$ Thlr.



Der Diamant.

Von Dr. H. Emsmann.

(Schluß).

Die Kunst, die schätzbaren Eigenschaften der Diamanten und der Edelsteine überhaupt durch Umgestaltung derselben zu vielflächigen polirten Körpern recht zum Vorschein zu bringen, ist die Steinschneiderei oder Steinschleiferei. Man unterscheidet 1. Diamantschneider, 2. Edel- oder Kleinsteinschneider und 3. Galanterie- oder Großsteinschneider.

Den Alten war die Kunst, wie sie heutiges Tages betrieben wird, nicht bekannt. Im Jahre 1290 bildete sich zu Paris eine Steinschleiferzunft; 1373 gab es in Nürnberg Diamantpolirer; aber erst im fünfzehnten Jahrhunderte erreichte die Kunst einen höhern Grad der Vollkommenheit, und zwar, wie man gewöhnlich annimmt, was aber noch des genauern Beweises bedarf, 1456 durch Ludwig van Berquen zu Brügge. Dieser soll die Kunst, den Diamant mit seinem eigenen Pulver zu schleifen, erfunden haben. So viel steht fest, daß man seitdem den Diamant mit regelmäßigen Facetten zu versehen und dadurch sein Farbenspiel bedeutend zu erhöhen gelernt hatte, wodurch der Verbrauch desselben zu Haar-, Hals- und Armgeschmeide und zu Ringen sich bedeutend steigerte. Im Jahre 1465 war zu Brügge schon eine förmliche Zunft der Diamantslipers. Im Jahre 1475 schliff Ludwig van Berquen drei Diamanten Karl's des Kühnen, unter denen sich der später „der Sancy" genannte befand. In Paris wurde die Diamantschleiferei besonders durch den Cardinal Mazarin gehoben, der die zwölf dicksten Diamanten der französischen Krone neu schleifen ließ. Diese Steine hießen die zwölf Mazarin's. 1774 befand sich nur noch ein einziger von ihnen in dem französischen Kronschatze; die übrigen aber dieser kostbaren Steine sind vollständig verschollen.

Die Arbeit des Diamantschneiders zerfällt in das Spalten oder Klieven, das Schneiden oder Formen und das Schleifen oder Poliren.

Die Operation des Spaltens, was bekanntlich bei dem Diamanten nach den Flächen des Oktaeders leicht geschieht, wird vorgenommen, theils um Flecken oder sonstige fehlerhafte Stellen wegzuschaffen, theils um das Schleifen selbst zu erleichtern, indem den gerundeten Diamanten, die nur schwer einen kunstgerechten Schnitt zulassen, die convexen Lagen genommen und Facetten im Rohen gegeben werden.

Soll ein Diamant gespalten werden, so befestigt man ihn in einen Kittstock, erzeugt mit einem andern Diamanten in der Richtung, in welcher der Spalt geschehen soll, auf ihm eine Furche, setzt ein Messer auf und führt auf dieses einen Schlag.

Durch das Schneiden wird die natürliche Kruste des rohen Steines entfernt und diesem die ihm bestimmte Form gegeben.

Es geschieht das Schneiden dadurch, daß man zwei Diamanten in verschiedene Kittstöcke befestigt und den einen an dem andern abreibt, weil ja der Diamant als der härteste Körper sich nur durch den Diamant schneiden läßt.

Die durch den Schnitt erzeugten Flächen haben nur ein mattes, graues Ansehen. Deshalb folgt schließlich das eigentliche Schleifen oder Poliren, was auf einer gußeisernen Scheibe geschieht, die sich horizontal herumdreht und durch ein Rad von dem Steinschneider selbst in Bewegung gesetzt wird. Als Schleifmittel benutzt man Diamantbort unter Anfeuchten mit Olivenöl. Zuletzt reibt man den Stein mit einem Tuche oder mit der bloßen Hand ab.

Die Formen, welche man den Schmucksteinen gibt, sind sehr verschieden. An den meisten unterscheidet man:

1. Den Obertheil (Oberkörper, Krone, Pavillon, Dessus), d. i. den Theil, welcher nach der Fassung des Steines den obern, sichtbaren Theil bildet.

2. Den Untertheil (Unterkörper, Culasse, Dessous), d. i. den Theil, welcher nach der Fassung den untern Theil bildet, und

3. Die Rundiste (Rand, Einfassung, Gürtel, Feuillette), d. i. den Theil, an welchem der Stein beim Fassen befestigt wird. Eine durch die Rundiste gelegte Schnittfläche würde den Obertheil und Untertheil von einander trennen.

Die wichtigern Schnittformen, welche man jetzt noch ausführt, sind:

1. Brillant (Fig. 5 von der Seite und Fig. 6 von oben).

Fig. 5.

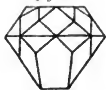
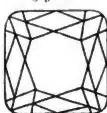


Fig. 6.

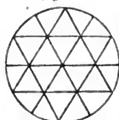


2. Die Rosette (Rose, Raute, Rautenstein, rose, Fig. 7 v. d. S. und Fig. 8 v. o.).

Fig. 7.



Fig. 8.



3. Der Tafelstein (Fig. 9 v. o. und 10 v. d. S.).

Fig. 9.



Fig. 10.



4. Der Dickstein oder indische Schnitt (Fig. 11 v. o. und Fig. 12 v. d. S.).

Fig. 11.



Fig. 12.



5. Der Treppenschnitt (Fig. 13 und 15 v. o., Fig. 14 u. 16 v. d. S.).

Fig. 13.

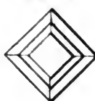


Fig. 14.



Fig. 15.

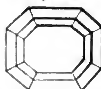


Fig. 16.



6. Der gemischte Schnitt (Fig. 17 v. o. und Fig 18 v. d. S.).

Fig. 17.

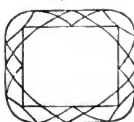


Fig. 18.



7. Der Schnitt mit verlängerten Brillantfacetten (Fig. 19 v. o. und Fig. 20 v. d. S.).

Fig. 19.

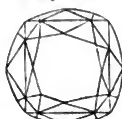


Fig. 20.



8. Der Schnitt mit doppelten Facetten (Fig. 21 v. o. und Fig. 22 v. d. S.).

Fig. 21.



Fig. 22.



9. Der Tafelschnitt (Fig. 23 v. o. und Fig. 24 v. d. S.).

Fig. 23.



Fig. 24.



10. Der muschelige oder mugelige Schnitt (en cabochon, Fig. 25 u. 28 v. o., Fig. 26 u. 27 v. d. S.

Fig. 25.



Fig. 26.



Fig. 27.



Fig. 28.



Außerdem nennt man auf beiden Seiten geschliffene Blättchen, deren Rand meist mit Facetten versehen ist, Portraitsteine, weil man sie gewöhnlich zum Belegen kleiner, auf Ringen eingesetzter Portraits benutzt; ferner Schnitte, welche aus verschiedenen Formen zusammengesetzt sind, Bastardformen, und Steine mit unregelmäßigen Facetten, Kappgut.

Der für den Diamant günstigste Schnitt ist der Brillant und die Rosette, weil sie den Glanz und das Feuer des Steines am meisten steigern. Zwar gibt man auch vielen andern Edelsteinen diese Formen, man versteht jedoch, wenn von einem Brillanten oder von einer Rosette schlechthin die Rede ist, stets einen Diamant darunter.

Diese beiden Formen wollen wir etwas näher betrachten. Die andern Formen werden dann mit Hilfe der Abbildungen sich ebenfalls leichter auffassen lassen.

Die Brillantform besteht im Wesentlichen aus zwei abgestumpften, an ihren Grundflächen verbundenen Pyramiden. Die Abstumpfungsfläche der obern Pyramide wird die Tafel genannt und ist größer als die der untern, welche Kalette heißt. Beide liegen der durch die Rundiste gehenden Ebene parallel. Facetten, welche mit ihren größern Seiten an der Tafel liegen, heißen Sternfacetten, diejenigen, welche mit einer Seitean die Rundiste stoßen, Querfacetten.

Bei einem dreifachen Brillanten (dreifaches Gut) liegen zwischen Tafel und Rundiste 32 Facetten in drei Reihen und zwar sind die Stern- und Querfacetten dreiseitig, die zwischen ihnen liegenden vierseitig. Zwischen Kalette und Rundiste befinden sich 24 Facetten und zwar 16 dreiseitige Querfacetten und 4 vierseitige und 4 fünfseitige abwechselnd an die Kalette stoßende. Figur 29 zeigt diese Form v. d. S. und Figur 30 v. o.

Fig. 29.

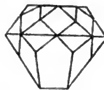
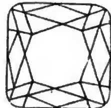


Fig. 30.



Bei einem zweifachen Brillanten (zweifaches Gut) sind zwischen Tafel und Rundiste nur 24 dreiseitige Facetten in zwei Reihen und zwischen Kalette und Rundiste 8 bis 12 Facetten, von denen die Querfacetten dreiseitig, die übrigen fünfseitig sind, wie Figur 31 v. d. S. und Figur 32 v. o. zeigen.

Fig. 31.

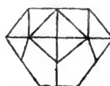
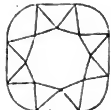


Fig. 32.



Hat ein Brillant gar keine Facetten an der Cülasse, so heißt er einmal gemacht, bei einer Reihe Querfacetten an der Cülasse zweimal gemacht und bei einer doppelten Reihe dreimal gemacht.

Brillonetten oder Halbbrillanten sind Steine, die nur nach oben als Brillanten geschliffen sind und denen der Untertheil fehlt.

Die Brillantform, die sich nur Steinen geben läßt, welche in Länge, Breite und Dicke ziemlich gleich sind, kam erst unter Ludwig XIII. auf und zwar 1660 durch den Cardinal Mazarin.

Der seit 1520 zur Ausführung gekommenen Rosettenform liegt die Idee zu Grunde, eine aufbrechende Rose nachzubilden. Sie wird dann ausgeführt, wenn der Stein nur mit großem Verluste an seinem Körperinhalte zum Brillant geschliffen werden könnte. Die Rosette besitzt nämlich nur einen Obertheil in der Form einer Pyramide, ist unten flach und oben mit zwei Reihen Facetten versehen, von welchen die in eine Spitze oben zusammenlaufenden Stern-, die untern Querfacetten genannt werden. Die erstern sind immer dreiseitig, die letztern, wie Fig. 33 zeigt, meistens

Fig. 33.



auch, aber auch vierseitig, wenn sie nämlich in gleicher Anzahl mit jenen geschliffen werden, wie es bei den sogenannten Blakke Moderoozen, Figur 34, geschieht. Die allgemeine Form der Rosette ist übrigens gewöhnlich länglich rund oder eiförmig.

Fig. 34



Blakke Moderooza.

Kleine Rosetten, von welchen über 100 auf ein Karat gehen, nennt man Stückrosen. Auf der Pariser Ausstellung waren in der niederländischen Abtheilung so kleine Rosediamanten zu sehen, daß erst 1500 Stück zusammen ein Karat wogen.

Diamanten, die sich durch Größe und Schönheit auszeichnen und Ihresgleichen suchen, heißen Parangons oder Nonpareils oder auch Solitärs; sehr kleine Salzkörner. Dem Gewichte nach nennt man Steine, die noch nicht 1 Karat wiegen, Karatgut, schwerere nach ihrem Karatgehalte, z. B. vierkaratig ꝛc.

Durch das Schleifen verliert der rohe Diamant bedeutend an seinem Gewichte, oft über die Hälfte. Im Preise stellt es sich aber gewöhnlich so, daß der rohe Stein kaum den vierten Theil dessen gilt, was man für einen verarbeiteten von derselben Größe zahlt.

Amsterdam zählt 5 Schleifanstalten, von denen zwei Privatpersonen, die drei andern aber fast sämmtlichen Diamanthändlern der Stadt gemeinschaftlich gehören. In diesen 5 Etablissements sind etwa 872 Drehscheiben vorhanden, welche von 5 Maschinen zu 6, 40 und sogar zu 60 Pferdekraft getrieben werden. Die Zahl der Arbeiter beträgt gegen 3000, wenn man Spalter, Schneider und Schleifer zusammenrechnet. Gute Spalter werden besonders gesucht und gut bezahlt; denn dem Diamanten möglichst viel Körper zu lassen und ihn doch zu einer vortheilhaften Schnittform zu gestalten, ist eine Hauptsache. Die Spalter arbeiten gewöhnlich in ihrer Wohnung, erhalten die rohen Diamanten zugewogen und haben dasselbe Gewicht in gespaltenen Steinen, Splittern und Diamantpulver wieder abzuliefern. Die Arbeitskosten betragen für alle Operationen durchschnittlich 6 Gulden auf das Karat; da sich nun die Menge der jährlich in den Ateliers von Amsterdam zur Bearbeitung kommenden Rohdiamanten auf 300,000 Karat beläuft, so kommt an Arbeitslohn eine jährliche Summe von 1,800,000 Gulden heraus. Daß der jährliche Umsatz im Diamanthandel sich in Amsterdam auf 50 Millionen Gulden beläuft, wurde bereits oben erwähnt. Antwerpen sticht bedeutend ab, denn es besitzt außer einer vor etwa 25 Jahren errichteten Dampfschleiferei mit 30 Drehscheiben, welche von einer Maschine von 6 Pferdekräften betrieben wird, nur vereinzelte Werkstätten.

Das Befestigen der geschliffenen Steine an der Rundiste auf Luxusgegenständen in einem dazu vorgerichteten Kästchen oder Ringe heißt das Fassen derselben. Weiße, wasserhelle Steine, namentlich Diamanten, faßt man am vortheilhaftesten in Silber, weil dadurch die scheinbare Größe des Steines vermehrt wird. Für Diamanten, wenn sie rein und fehlerlos sind, ist die Fassung à jour, d. h. ohne Unterlage, die günstigste, weil sich dabei der Stein in seiner völligen Schönheit am besten zeigen kann; auch faßt man dergleichen in sogenannten Krappeln, d. h. frei schwebend, nur durch einzelne Krallen gehalten. Werden größere Steine in der Fassung noch mit kleinen, z. B. mit Stückrosen oder auch mit Zahlperlen und dergleichen umgeben, so nennt man dies Carmoisiren.

Größere werthvolle Steine soll man nie gefaßt kaufen, sogar wenn dies à jour geschehen ist; denn durch die Fassung selbst können leicht Fehler verdeckt werden.

Der Preis geschliffener Steine richtet sich stets nach ihrer Vollkommenheit, und es ist unmöglich, einen auch nur annähernd richtigen Werth festzusetzen. Ein schön geschliffener Brillant von 1 Karat kostet jetzt 80 bis 86 Thaler; eine einkaratige holländische Rosette 54 Thlr.; Rosetten, von denen 200 bis 500 auf 1 Karat gehen, werden im Partiepreise ungefähr mit 10 Sgr. das Stück bezahlt und solche, von denen 1000 Stück 1 Karat wiegen, ungefähr mit 4 Sgr. Kluge gibt (a. a. O. S. 233) folgende Zusammenstellung:

Brillanten erster Sorte:

	Gewicht.	Thaler.	
von	1 Karat	80	das Karat
„	3 Gran ($^3/_4$ Karat)	64	„
„	2 „	56	„
„	1 „	48	„
„	8 auf 1 Karat	48	„
„	16 „ „	51	„

Brillanten zweiter Sorte:

	Gewicht.	Thaler.
von	8 auf 1 Karat	38 das Karat
„	16 „ „	40 „
„	20 „ „	43 „

Holländische Rosetten:

„	1 Karat	54 „
„	3 Gran	46 „
„	2 „	43 „
„	1 „	38 „
„	8 auf das Karat	43 „
„	16 „ „	44 „
„	50 „ „	48 „
„	100 „ „	54 „

In der organischen Welt gilt es als Ausnahme, wenn ein Körper von der seiner Gattung zukommenden Normalgröße auffallend abweicht. Zwerge und Riesen ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, seien es Thiere oder Pflanzen.

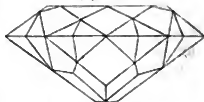
Für unorganische Körper gibt es keine Normalgröße; gleichwohl wird unsere Aufmerksamkeit da vorzugsweise gefesselt, wo uns das Ungewohnte entgegentritt. So auch bei den Diamanten, die schon bei einer geringen Größe in einem nicht unbedeutenden Preise stehen, und bei denen bereits Exemplare von $^1/_4$ Loth Gewicht in Brasilien dem Sclaven, welcher einen solchen findet, das Geschenk der Freiheit bringt.

Rechnet man Diamanten von solcher Größe schon zu den Ausnahmen, so können wir uns nicht wundern, wenn noch größere als ganz besondere Seltenheiten gelten. Solche Größen haben in der Regel ihre eigenthümliche Geschichte. Freilich eine Geschichte wie von Alexander dem Großen, Karl dem Großen, Friedrich dem Großen oder von andern politischen Größen bekommen wir da nicht zu hören; aber dennoch tritt uns auch hier meistens eine Verbindung mit den Gewaltigen der Erde entgegen, leider eine Verbindung, die wenn auch hier und da für Einzelne, doch selten für die Völker mit Segen verknüpft ist.

Im Jahre 1741 wurde in Brasilien ein Diamant gefunden, welcher der größte von allen sein soll. Er ist noch roh und befindet sich im portugiesischen Staatsschatze. Die Angaben über ihn lauten sehr verschieden und auffallend abweichend; man zweifelt sogar an seiner Echtheit und hält ihn nur für einen weißen ausgezeichneten Topas, wie sich auch 1858 in Wien bei dem so viel Aufsehen erregenden Diamanten von Dupoisat herausgestellt hat. Nach einer Angabe ist er etwas über 4 Zoll lang und beinahe 3 Zoll dick und besitzt ein Gewicht von 1680 Karat oder $23^1/_3$ Loth. Holländische und englische Juweliere sollen seinen Werth auf 57 Millionen Pfund Sterling, d. h. auf fast 400 Millionen Thaler geschätzt haben. Nach einer andern Angabe wiegt er nur 95 Karat, also etwas über $1^3/_{10}$ Loth. Sollte aber bei einer so abweichenden Bestimmung nicht eine Verwechselung zu Grunde liegen?

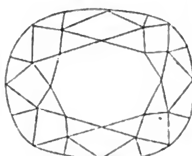
Der größte in Brasilien gefundene unzweifelhaft echte Diamant ist der „Stern des Südens." Er wog roh 254 Karat, wurde als Brillant geschliffen, der noch 125 Karat wiegt, ist außerordentlich rein, jedoch etwas in's Rosenroth spielend, und erregte auf der Pariser Ausstellung allgemeines Aufsehen. Er wurde 1853 in der Provinz Minas-Geraes von einer Negerin gefunden und ist jetzt in dem Besitz eines Herrn Halphen. Abbildungen von ihm zeigen Figur 35 v. d. S. und Figur 36 v. o.

Fig. 35.



Stern des Südens.

Fig. 36.



Stern des Südens.

Ein anderer großer Diamant von $138^1/_2$ Karat Gewicht wurde 1775 in der Nähe des Abaitéflusses gefunden und befindet sich in dem Schatze des Königs von Portugal. Nach einer Angabe war ein Neger der glückliche Finder, der dafür seine Freiheit und eine jährliche Rente von 50 Pfund Sterling erhielt. Nach einer andern Lesart, welche Kluge nach Zimmermann (Reise in das Innere Brasiliens, S. 383) mittheilt, verhält sich jedoch die Sache folgendermaßen. Drei Menschen wurden schwerer Verbrechen halber in das Innere Brasiliens verbannt und ihnen bei Strafe lebenslänglicher Einkerkerung verboten, sich einer der Hauptstädte zu nähern oder in der bürger-

lichen Gesellschaft zu bleiben. Diese Menschen gingen nun in den unbesuchtesten Theilen des Landes auf Entdeckungen aus und wanderten meist an den Ufern der Flüsse länger als sechs Jahre auf und ab, immer in der Gefahr schwebend, einmal eine Beute der Anthropophagen oder von den Soldaten der Regierung ergriffen zu werden. Endlich gelangten sie zum Flusse Abaitė zu einer Zeit, wo wegen langer trockener Witterung ein Theil seines Bettes offen lag, und hier war es, wo ihnen das Glück wohlwollte und beim Goldsuchen einen Diamant von fast einer Unze Gewicht auffinden ließ. In Berücksichtigung der strengen Gesetze, die wegen unberechtigten Diamantenwaschens bestanden, und andererseits von dem lebhaften Wunsche getrieben, ihre Freiheit wiederzuerhalten, befragten sie einen Geistlichen, der ihnen nicht nur rieth, sich dem Wohlwollen der Regierung anzuvertrauen, sondern sie selbst nach Villa-Rica begleitete und ihnen beim Statthalter eine Audienz verschaffte. Der Statthalter war von der Größe des Steines so überrascht, daß er seinen eigenen Augen nicht traute und die Beamten der Niederlassung zusammenberief, und erst als diese insgesammt erklärten, daß der Stein ein Diamant sei, schenkte er den Findern den Genuß der bürgerlichen Rechte wieder. Der Geistliche aber wurde mit dem Diamanten nach Rio-de-Janeiro und von dort auf einer Fregatte nach Lissabon geschickt, wo der König die Begnadigung der Verbrecher bestätigte und den Geistlichen zu einer höhern Stelle befördern ließ.

Die Geschichte der großen indischen Diamanten ist natürlich älter und reicht theilweise bis vor Anfang unserer Zeitrechnung zurück; außerdem gibt sie uns ein charakteristisches Bild von den orientalischen Despoten mit ihrer Habgier und Gewaltthätigkeit. Die Geschichte des jetzt englischen „Koh-i-noor“ (Berg des Lichts) tritt vorzugsweise in den Vordergrund; doch müssen wir uns hier nur auf einzelne Züge beschränken.

Nach Tavernier's Nachrichten befand sich im Schatze des Großmoguls in Delhi ein als Rosette geschliffener Diamant von $279^{9}/_{16}$ Karat Gewicht, der bis auf einen kleinen Eisflecken am Umfange vollkommen wasserhell war. Dieser Stein ist wahrscheinlich derselbe, welchen seit dem 3. Juni 1850 die Königin von England besitzt und der auf der Londoner Industrieausstellung 1851 als Koh-i-noor eine Rolle spielte. Das Alter dieses Steines wird auf den indischen Helden Vikramaditya 56 v. Chr., ja selbst auf das fabelhafte Zeitalter Krischna's zurückgeführt. Mit dem vierzehnten Jahrhundert beginnt seine eigentliche Geschichte. Im Jahre 1304 kam derselbe in den Schatz von Delhi, nachdem der Radscha von Malva, in dessen Besitze er sich befunden hatte, besiegt worden war. Im Jahre 1739 setzte sich Thamas Kuli-Khan, Nadir-Schah, der über die Berge Afghanistans in Indien eingefallen war, in den Besitz von Delhi. Mahomed-Schah war damals auf dem Throne Delhi's. Der Sieger gab das über den Haufen geworfene indische Reich dem Besiegten zurück, versäumte bei dem Rückzuge mit seiner Beute aber nicht, sein Augenmerk auf den Koh-i-noor zu richten und versuchte alle möglichen Wege, sich in den Besitz desselben zu setzen, die jedoch alle ohne Erfolg blieben. Endlich wurde ihm durch eine Frau aus dem Harem Mahomed's verrathen, daß derselbe den Stein in seiner Kopfbedeckung trage und nie von sich lege.

An dem zu dem Abschiedsbesuche Nadir-Schah's bei Mahomed-Schah festgesetzten Tage war eine große Festlichkeit in Delhi veranstaltet. Nadir-Schah erschien im prachtvollen Schmucke, seine persische Schaffellmütze tragend, die, mit der königlichen Binde umwickelt, von den kostbarsten Perlen strotzte.

Die Ceremonie war höchst feierlich. Beide Herrscher wechselten die Versicherungen ewiger Freundschaft und Brüderlichkeit zur Freude des ganzen Hofes. Wie erstaunte aber Mahomed, als Nadir-Schah, gleichsam von seinen freundschaftlichen Gefühlen fortgerissen, die höchste Bekräftigung ihres Bundes vorschlug, den Tausch der Turbane. Für Mahomed war hier nichts zu überlegen. Das Verhältniß erlaubte keine Weigerung und Nadir-Schah ließ ihm auch nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Er nahm seine Mütze ab und setzte sich den Turban Mahomed's auf. Dem in der feinen Sitte der Selbstbeherrschung gut geschulten Schah war nichts anzusehen und Nadir-Schah blieb ungewiß, ob ihm seine List gelungen sei. Seine Ungeduld ließ ihn nicht länger verweilen. Unter den gegenseitigen erneuten Versicherungen der aufrichtigsten Freund-

schaft und Zuneigung trennten sich die Herrscher. Nadir-Schah, in seinem Zelte angekommen, nahm sofort den Turban ab und begann denselben aufzuwickeln; er fand hier ein Päckchen, und dies öffnend, den Stein, den er zuerst mit dem Namen Koh-i-noor (Berg des Lichtes oder glänzender Berg) begrüßte. Er wurde mit all dem fabelhaften Reichthume, den das persische Heer mit sich führte, nach Khorassan gebracht.

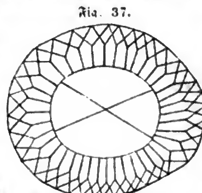
Die auf Nadir-Schah folgenden Besitzer des kostbaren Diamants haben zum Theil grade dieses Steines wegen schreckliche Schicksale erlebt. Am 1. Juni 1813 kam der Koh-i-noor in die Hände Rundschit-Singh's, der den vertriebenen und seiner Augen beraubten König von Kabul, Schah Schuja, den Besitzer des Steines, in Lahore scheinbar als Gast aufgenommen hatte, aber als Gefangenen betrachtete. Rundschit-Singh war zwar kein Kenner von Edelsteinen, setzte aber hohen Werth auf den Besitz derselben. Er hatte von dem Koh-i-noor nur gehört und versuchte jedes Mittel, um ihn in seine Hände zu bringen. Wuffo-Begum, die Gemahlin des unglücklichen Königs, hatte ebenfalls bei Rundschit-Singh Schutz gesucht. Es wurden alle möglichen Zwangsmaßregeln angewendet, um durch die Begum den Stein zu erhalten; aber umsonst. Endlich versprach Schah Schuja selbst, den Stein auszuliefern.

Rundschit-Singh begab sich am 1. Juni 1813 mit mehreren seiner Vertrauten und einigen Kennern des Steines zu Schah Schuja. Man begrüßte sich und ließ sich nieder. Eine Todtenstille herrschte, und Niemand schien diese Stille unterbrechen zu wollen. Eine Stunde war vergangen; Rundschit, wiewohl ungeduldig, scheute sich dennoch, das allgemeine Schweigen zu unterbrechen und gab einem seiner Vertauten ein Zeichen, demselben zuflüsternd, Schah Schuja an den Zweck dieser Zusammenkunft zu erinnern. Der Schah winkte einem Sclaven; dieser ging und kam bald mit einem Päckchen zurück, welches er in gleicher Entfernung von Rundschit und dem Schah auf den Teppich niederlegte, darauf trat wieder die vorige Stille ein. Es verging abermals geraume Zeit; Rundschit's Ungeduld stieg mit jeder Minute und ließ ihn endlich nicht länger zögern, diesem peinlichen Zustande ein Ende zu machen. Er gab einem seiner Leute ein Zeichen, das Päckchen aufzuheben. Dieser gehorchte und wickelte es auf. Der Stein zeigte sich und wurde als der echte Koh-i-noor erkannt. Rundschit vergaß bei dem Anblick des langersehnten Kleinods alles Vorhergegangene. Er brach das lange Schweigen und fragte den Schah: „Auf was schätzest Du seinen Werth?" „Auf gut Glück," erwiederte Schah Schuja, „denn er ist stets das Eigenthum Dessen gewesen, der seine Feinde besiegt hat."

Nach den Berichten eines glaubwürdigen Augenzeugen dieser Zusammenkunft — lesen wir bei Kluge — war die Haltung Schah Schuja's überaus Achtung gebietend und machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Rundschit-Singh, der außerdem durchaus nicht so delicat gewesen, sei dadurch vollkommen niedergehalten worden, obgleich kein Wort als jene kurze Frage und Antwort gewechselt wurde. Niemand, Rundschit selbst vielleicht nicht ausgenommen, sei weggegangen, ohne sich gesagt zu haben, daß er die Seelenstärke eines gesunkenen Fürsten gesehen habe, die er achten müsse.

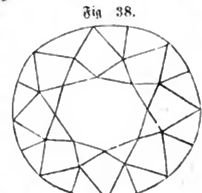
Der Koh-i-noor befand sich nun, in ein Armband gefaßt, unter den Kronjuwelen von Lahore. In Folge der Empörung der Sikhtruppen wurden diese eine Beute der englischen Truppen und der Koh-i-noor der Königin von England 1850 überbracht. Der Stein war zur Zeit des Schah Johann (17. Jahrhundert) von dem venetianischen Steinschneider Hortensio Borgio geschnitten oder vielmehr verschnitten worden und zeigte die beigefügte Form (Fi-

Fig. 37.



Koh-i-noor geschnitten von Hortensio Borgio.

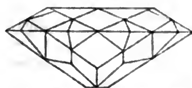
Fig. 38.



Koh-i-noor geschnitten von Voorsanger.

gur 37). In der Diamantschneidefactorei des Herrn Coster in Amsterdam wurde er nun durch Herrn Voorsanger zu einem regelmäßigen Brillanten geschnitten, wie ihn Figur 38 v. o. und Figur 39 v. d. S. zeigen. Das Gewicht wurde dadurch von $186^1/_{16}$ Karat bis auf $106^1/_{16}$ Karat vermindert.

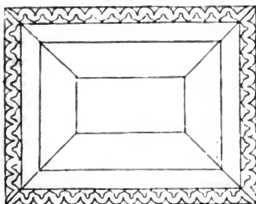
Fig. 39.



Koh-i-noor geschnitten von Voorsanger.

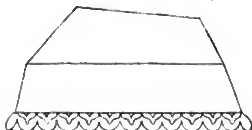
Der Schah von Persien besitzt zwei Diamanten, von denen der eine, der Dariainur (das glänzende Meer), 252 Karat, der andere, ebenfalls Koh-i-noor genannt, 162 Karat wiegt. Ersterer wird von demselben am rechten Arme, letzterer am linken Beine getragen. Fig. 40 und Fig. 41 zeigen den Dariainur und Fig. 42 und Fig. 43 den Koh-i-noor.

Fig. 40.



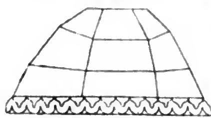
Dariainur.

Fig. 41.



Dariainur.

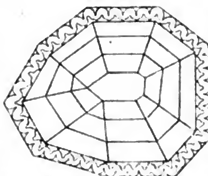
Fig. 42.



Persischer Koh-i-noor.

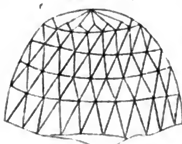
An der Spitze des kaiserlichen Scepters in Rußland befindet sich der „Orlow" oder „Amsterdamer" Diamant von $194^3/_4$ Karat Gewicht. Sein größter Durchmesser beträgt 1 Zoll $3^1/_2$ Linien, seine Höhe 10 Linien; er hat also etwa die Größe eines Taubeneies. Er stammt von dem Thronsessel des Schah Nadir von Persien, soll aber eins der Augen der Statue des Sherigan im Tempel des Brahma gebildet haben. Bei der Ermordung Nadir's entwendete ein französischer Grenadier, der bei dem Schah Dienste genommen hatte, den Stein, verkaufte ihn in Malabar an einen Schiffscapitän für 14,000 Thaler und dieser wieder für 84,000 Thaler an einen Juden. Hierauf wurde der armenische Kaufmann Schafraß Besitzer, von dem ihn 1772 die Kaiserin Katharina II. zu Amsterdam für die Summe von 450,000 Silberrubel, eine nicht unbedeutende jährliche Rente und den russischen Adelsbrief kaufte. Figur 44 und Figur 45 zeigen Abbildungen dieses Diamants v. d. S. und v. o.

Fig. 43.



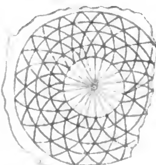
Persischer Koh-i-noor.

Fig. 44.



Orlow od. Amsterdamer Diamant.

Fig. 45.



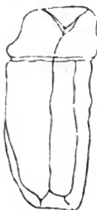
Orlow oder Amsterdamer Diamant.

1832 soll bei der Eroberung von Coocha in Khorassan durch Abbas-Mirza ein Diamantstück von 132 Karat erbeutet worden sein, welches früher ein armer Bewohner in seiner Familie als Feuerstein benutzt hatte. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser Stein ein Stück des Koh-i-noor sein könnte.

Der persische Prinz Cosrohoës, jüngerer Sohn des Abbas-Mirza, brachte 1820 dem Kaiser von Rußland einen Diamant, welcher unter dem Namen „Schah" bekannt ist. Figur 46 zeigt denselben. Er

wiegt 86 Karat, ist vollkommen rein und klar, 1 Zoll $5^1/_2$ Linien lang und bis 8 Linien breit. Er ist nur theilweise geschliffen, zeigt noch mehrere seiner natürlichen Oktaederflächen, trägt auf den geschliffenen Flächen persische Inschriften und am obern Ende befindet sich ringsherum eine kleine Rinne, an welcher wahrscheinlich eine Schnur befestigt wurde, um ihn an derselben am Halse zu tragen.

Fig. 46.

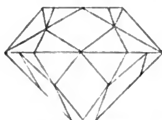


Schah.

Im türkischen Schatze sollen sich zwei Diamanten von 147 und 84 Karat befinden.

Der kaiserliche Schatz zu Wien besitzt einen Diamant von $139^1/_2$ Karat Gewicht. Er heißt der „Florentiner" oder „Toscaner," ist schön und gut geformt, spielt aber etwas in's Gelbliche. Man schätzt ihn auf 700,000 Thaler. Er soll von Karl dem Kühnen herrühren und zu den dreien gehören, welche dieser in der Schlacht bei Granson verlor. Ein Schweizer fand ihn in einem Kästchen, das ihn gemeinschaftlich mit einer ebenso kostbaren Perle beherbergte. Verächtlich warf ihn der Mann erst weg, hob ihn endlich wieder auf und verkaufte ihn um einen Gulden an einen Geistlichen zu Montagny, der ihn wieder für drei Gulden an die Berner abließ. Bartholomäus May, ein reicher Handelsherr in Bern, kaufte das Kleinod um 5000 fl. und machte außerdem dem Schultheiß Wilhelm von Dießbach für dessen Begünstigung ein Geschenk. Von May kam der Stein ohne erheblichen Gewinn in den Besitz eines Genuesers, der sich von dem mailändischen Regenten Lodovico Moro Sforza die doppelte Summe zahlen ließ. Später zahlte Papst Julius II. 20,000 Ducaten für diesen Diamanten.

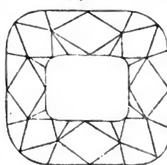
Fig. 47.



Pitt oder Regent.

Die französische Krone besitzt einen großen Diamant, den Regent oder Pitt, Figur 47 und Figur 48, welcher $136^3/_4$ Karat wiegt. Der Herzog von Orleans, damals Regent von Frankreich, kaufte 1717 denselben von dem englischen Gouverneur des Fort zu St. Georg, Namens Pitt, für Ludwig XV. für 3,375,000 Fr. Ein Sclave hatte den Stein in den Minen von Parteal, 20 Meilen von Mazulipatan, gefunden. Um ihn zu verbergen, verwundete er sich an den Lenden und versteckte ihn unter dem Verbande. Ein Matrose, dem er den Stein versprochen hatte, wenn er ihm die Freiheit verschaffe, lockte ihn auf das Schiff, nahm den Stein weg und warf dann den ihm Vertrauenden hinterlistig über Bord. Der Matrose verkaufte den Stein an Pitt für 1000 Pfund Sterling, brachte das Geld durch und erhängte sich dann aus Verzweiflung. Nach einer andern Mittheilung erhandelte aber Pitt den Stein von dem Diamanthändler Jamchund in Indien im Jahre 1701 für 312,500 Fr. Bei der Plünderung der Tuilerien 1792 verschwand der Pitt mit sämmtlichen Krondiamanten, fand sich indessen später ebenso räthselhaft wieder ein. Die Republik verpfändete ihn dann in Berlin bei dem Kaufmann Treskow. Wieder eingelöst schmückte er später den Degenknopf des Kaisers Napoleon I. Der Diamant, welchen Napoleon bei Waterloo verlor und der sich jetzt im preußischen Kronschatze befindet, wiegt 34 Karat.

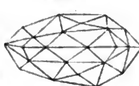
Fig. 48.



Pitt oder Regent.

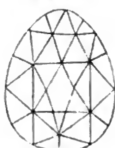
Der Sancy, jetzt in Petersburg, welchen Figur 49 v. d. S. und Figur 50 v. o. zeigen, kam zuerst in den Besitz Karl's des Kühnen, der ihn in der Schlacht bei Nancy, in welcher er das Leben verlor, trug. Ein gemeiner schweizerischer Soldat plünderte die Leiche des Herzogs und verkaufte den Stein um eine Kleinigkeit an einen Geistlichen in der Schweiz. Die Eidge-

Fig. 49.



Sancy.

Fig. 50.



Sancy.

nossen verkauften ihn dann zu Luzern an Diebold Glaser für 5000 fl.; dann kam er in die Hände des Königs von Portugal, von dem er indessen 1489 aus Geldverlegenheit einem französischen Handelsmanne überlassen wurde. Von diesem kaufte ihn ein hugenottischer Edelmann, Nikolaus von Harlay, Herr zu Sancy. Heinrich III. kam in Geldverlegenheiten; Sancy bot ihm freiwillig den Diamant an. Später war König Jakob II. von England Besitzer, der ihn 1688 auf seiner Flucht mit nach Frankreich brachte. Ludwig XIV. kaufte den Stein für 625,000 Fr. Im Jahre 1792 verschwand er zugleich mit dem Pitt, kam später wieder zum Vorschein und wurde durch den Fürsten Paul Demidow für 500,000 Silberrubel an den Kaiser von Rußland verkauft.

Den größten Reichthum an Diamanten soll der russische Schatz besitzen. Die Krone von Iwan Alexiewitsch enthält deren 881, die von Peter dem Großen 847, die der großen Katharina 2536. Auch der „Polarstern,“ ein schöner Brillant von 40 Karat, befindet sich daselbst.

Der englische Kronschatz ist ebenfalls reich an Diamanten. In der Krone der Königin Victoria sind deren 497.

Frankreich soll an Krondiamanten immer noch einen Schatz von 21 Millionen Fr. besitzen.

Die portugiesische Diamantsammlung schlägt man auf einen Werth von 20 Millionen Thaler an, wobei der große Diamant, dessen Echtheit fraglich ist, nicht mitgerechnet wird.

Der größte Diamant im grünen Gewölbe zu Dresden wiegt 48½ Karat und hat einen Werth von etwa 200,000 Thaler.

Australische Skizzen

von

Dr. Joh. Pessler.

Der Yuhlang.

Schon den ersten europäischen Besuchern der neuholländischen Küsten war es aufgefallen, daß fast überall den Wilden zwei der beiden Vorderzähne im Oberkiefer fehlten, und als einst Gouverneur Philipp einem versammelten Stamme derselben zeigte, daß auch er eine Lücke an dieser Stelle aufzuweisen habe, erregte dies großes Aufsehen unter ihnen und trug offenbar viel dazu bei, ihn in ihrer Achtung zu erhöhen.

Später zeigte es sich, daß diese Sitte, wie es schien, sich nur bei denjenigen Wilden fand, die durch größere Milde ausgezeichnet waren, daß dagegen die rohen, völlig unzähmbaren Stämme, zum Beispiel die des Flusses Darling, alle ihre Zähne besaßen. Im Allgemeinen betrifft dieser Verlust nur die Männer, in einigen Gegenden aber, zum Beispiel in Westaustralien, ist er beiden Geschlechtern gemein und soll dazu dienen, sich vor dem Puttikan zu legitimiren, der eine besondere Vorliebe für den Anblick von Zahnlücken, also einen eigenthümlich entwickelten Geschmack besitzen muß.

Puttikan ist ein Wesen von der Größe eines Pferdes, gehört übrigens zum Geschlechte der Kängurus und besitzt dabei nicht nur eine starke Mähne, sondern auch einen Schweif, der so scharf ist wie ein Schwert. Sobald er den Schwarzen begegnet, geht er auf sie zu und öffnet ihnen den Mund, um zu sehen, ob der gesetzmäßige Mangel zweier Vorderzähne vorhanden ist und in diesem Falle läßt er sie denn ruhig weitergehen, ohne ihnen ein Leid zuzufügen. Sind die Zähne aber an ihrer Stelle, so springt er unter donnerähnlichem Geräusche mit großen Sätzen hinter ihnen her, indem er Pirrolong! Pirrolong! ruft und sie stückweise in seinem Schlunde verschwinden läßt.

Die Procedur, durch welche den Knaben zur Zeit der Mannbarkeit, d. h. im 13., 14. bis 17. Jahre, diese beiden Vorderzähne des Oberkiefers genommen werden, heißt Yuhlang, und nach Beendigung derselben erlangen sie manche Vortheile, welche sie bis dahin nicht besitzen durften. Als Knaben dürfen sie weder Eier noch Wild genießen und ebenso wie die jüngern Frauenzimmer nicht an den Festessen theilnehmen, bei welchen Menschenfleisch verzehrt wird, da dies als ein Vorrecht nur den Kriegern und alten Weibern zukommt. Auch das Fleisch des Emu ist ihnen verboten, weil sie glauben, daß ihnen der unvorbereitete Genuß desselben Geschwüre zuzöge, von denen alsdann ihr ganzer Körper befallen

würde; der Genuß desselben ist, wie sie sagen, für die Knaben „zu gut“, es sei denn, daß ein alter Mann dieselben vorher mit dem Fette dieses Vogels eingerieben hätte. Daher glaubten die Wilden auch, als Major Mitchell auf seiner Reise am Lachlan im Jahre 1836 genöthigt war, sein Reitpferd erschießen zu lassen, weil dasselbe, von einem andern Pferde geschlagen, das Bein gebrochen hatte, daß die ganze bärtige Gesellschaft der Reisenden noch nicht mannbar geworden sei, weil sie das erschossene Pferd hatte liegen lassen, ohne davon zu essen. Daß dieselben außerdem alle Vorderzähne besaßen, bestärkte die Schwarzen in ihrer vorgefaßten Meinung und während sie selbst im Hochgefühle der erlangten Würde sich über das gefallene Pferd hermachten, um es zu verzehren, blickten sie voll spöttischer Verachtung auf diese bärtigen Knaben, die nach ihrer Ansicht weder ein Weib nehmen noch Fleisch essen durften.

Nach dem Feste des Zahnausschlagens dürfen die Schwarzen dann auch heirathen, das heißt, sie dürfen sich der ersten besten Frau, deren sie habhaft werden können, mit Gewalt bemächtigen, die sie vorwiegend gern aus feindlichen Stämmen zu wählen und zu rauben pflegen. Während der Vorbereitung zum Yuhlang werden sie ganz von allen weiblichen Personen getrennt, essen abgesondert für sich und müssen deren Gegenwart so sorgfältig vermeiden, daß sie denselben oft durch große Umwege aus dem Wege gehen. In dieser Zeit werden sie auch noch besonders darin geübt, allen erwachsenen Männern einen unbedingten Gehorsam zu zeigen.

Einige Nächte vor dem Beginn der Ceremonie hört man einen Schrei in der Ferne, und es wird den Knaben gesagt, das sei Bulu, der nach ihnen riefe, worauf denn alle Männer der verschiedenen Stämme die nach der Operation begierigen Jünglinge in ihre Mitte nehmen und sich nach dem vorher verabredeten Orte auf den Weg machen, von welchem jedoch alle Frauenzimmer auf's Strengste ausgeschlossen bleiben. Die dabei vorkommenden Ceremonien sind nach den Gegenden verschieden und von manchen noch wenig bekannt, in einigen jedoch werden die Knaben in Felle eingenäht und müssen, die Sprünge der Kängurus nachahmend, den auf sie gerichteten Wurfspießen ausweichen, das Ganze läuft aber bei allen Stämmen darauf hinaus, daß der Muth und die Geistesgegenwart der Jugend geprüft werde.

Der Bulu, welcher noch verschiedene andere Namen trägt, unter denen ich nur die des Porrang, Koïn und Tippakál nennen will, erscheint als ein böses Wesen, welches von jeher schwarz gewesen und geblieben ist, daher es den Wilden in allen Stücken gleicht. Dichtes Gebüsch ist seine Wohnung und nur Nachts tritt es aus demselben hervor. Wenn der Yuhlang gefeiert wird, stellt der Bulu sich ein, ist dann mit Lehm und Oker bemalt und trägt einen brennenden Baumzeig in seiner Hand, allein sichtbar wieder nur den Zauberern und Doctoren, die sie mit verschiedenen Namen als Karakul, Karrahdi oder Koradschi bezeichnen. Zu diesen spricht er: „Fürchte Dich nicht, sondern komme und sprich!“ Sonst aber ist er bisweilen übel gelaunt und wenn er Schwarze schlafend antrifft, hebt er sie in die Höhe wie der Adler seine Beute und trägt sie in das Gebüsch dicht neben sein Feuer. Der Schlafende versucht zu schreien, kann aber halberstickt keinen Laut hervorbringen, bis das Tageslicht den Bulu wieder verscheucht und der Wilde beim Erwachen sich neben seinem eigenen Feuer befindet, da, wo er sich Abends niedergelegt hatte, ohne daß ihm weiteres Leid zugefügt worden sei.

Es ist auffallend, daß die weiblichen Geister durchweg bei den wilden Australiern eines weit schlechtern Rufes genießen als die männlichen, ein Umstand, der dem schönen Geschlechte nicht sehr schmeichelhaft sein kann, wenn man sich des Ursprunges aller solcher Sagen erinnert, denn auch die Gemahlin des Bulu ist viel schrecklicher als er selbst. Sie trägt die verschiedenen Namen Bimpoin, Mailkun und Tippakaléun und beschäftigt sich nicht allein damit, die Schwarzen in einem großen Netze zu fangen, sondern auch in Anfällen eines liebenswürdigen Uebermuthes Kinder aufzuspießen, deren Todesqualen sie sehr spaßhaft finden soll. Ganz im Gegensatze zu ihrem Manne, den sie überhaupt durch Entschiedenheit des Charakters übertrifft, läßt sie diejenigen niemals wieder los, deren sie sich einmal bemächtigt hat, sondern trägt sie in dem Netze bis in's Innere der Erde.

Etwa alle 3—4 Jahre, während der

heißen Zeit des Jahres in den Monaten Januar oder Februar, pflegten sich die Wilden in großer Anzahl zu versammeln, um durch die Ceremonien des Yuhlang die schwarzen Knaben zu Männern zu machen. Zuerst wurde durch sorgfältige Entfernung aller Baumstämme und des Grases ein ovaler Platz von 27 Fuß Länge und 18 Fuß Breite hergestellt, welchem der Name Yuhlang beigelegt ist. In die Rinde aller benachbarten Bäume waren rohe Abbildungen von Schlangen, Heuschrecken und andern Thieren eingeschnitten, und während einiger Abende wurde getanzt, bis die Cammeraygal ankamen, auf die man zu warten pflegte, die dann im vollen Kriegsornate, mit Schilden, Streitkolben und Speeren bewaffnet erschienen.

Die neuholländischen Stämme sind nämlich in Familien oder Unterabtheilungen eingetheilt, von denen jede ihren eigenen bestimmten Wohnort hat, nach welchem sie ihren unterscheidenden Namen empfängt, indem man dem Namen des Ortes die Silbe Gal anhängt. So heißt zum Beispiel das nördliche Ufer des Hafens, da, wo jetzt der sogenannte stark bevölkerte North Shore sich befindet, Cammeray und die Wilden, welche diese Gegend bewohnten, Cammeraygal. Diese bildeten bei weitem die mächtigste Abtheilung des ganzen Stammes und unter ihnen befanden sich nicht allein die kräftigsten Gestalten, sondern auch mehrere der außerordentlichen Menschen, welche sie Carrahdi nennen. Diese Cammeraygal waren sehr angesehen unter den Schwarzen und besaßen das alleinige Privilegium, von den übrigen Stämmen der Meeresküste die Ablieferung der Zähne zu verlangen, welche denselben beim Yuhlang ausgeschlagen wurden. Auch die Ehrenkämpfe, welche die übrigen Wilden auf dem Raum des jetzigen Marktplatzes von Sidney zu halten pflegten, wurden immer aufgeschoben, bis die Cammeraygal angekommen waren, die dann sowohl durch die Anzahl ihrer Krieger, wie durch ihre muskulösen Gestalten sich vor allen Andern auszeichneten. Dadurch begründeten sie ihr Uebergewicht, und die von ihnen ausgeübte Gerechtsame, von den jungen Männern andrer Stämme deren Zähne zu verlangen, muß schon sehr alt gewesen sein.

Am ersten Abende, als die Feierlichkeit des Yuhlang begann, standen die Cammeraygal an dem einen Ende des hergerichteten Ovals, an dem andern die Knaben, welche sich der Operation unterwerfen wollten, mit ihren Angehörigen. Plötzlich schlugen die Ersteren ihre Waffen zusammen, setzten sich nach dem Tacte eines eigenthümlichen Gesanges, der eher einem Geschreie ähnlich war, in Bewegung und schritten bis zum andern Ende des Yuhlang vor. Hier bemächtigte sich der eine Krieger eines Knaben, führte ihn mit sich und brachte ihn in die Mitte der Cammeraygal, die ihn mit lautem Geschrei empfingen und einen dichten Wald von Speeren um ihn bildeten. Dies wiederholte sich so oft, bis alle Knaben an das andere Ende des Ovals hinübergeholt waren, wo sie, den Kopf gesenkt, die Hände gefaltet, mit gekreuzten Beinen saßen und in dieser schwierigen Stellung die ganze Nacht hindurch sitzen bleiben mußten, ohne die geringste Erfrischung zu sich nehmen zu dürfen. Jetzt begannen die Carrahdi ihre mystischen Gebräuche, indem Einer derselben sich plötzlich auf die Erde warf, während die Uebrigen unter heulendem Gesange um ihn herumtanzten, und ihn so lange auf den Rücken schlugen, bis er unter krampfhaften Verdrehungen und allen Anzeichen furchtbarer Schmerzen, wie durch Erbrechen einen Knochen zu Tage brachte, mit welchem die wichtige Operation ausgeführt werden sollte. Kaum hatte dieser, erschöpft, fast ohnmächtig und in Schweiß gebadet sich erhoben, so stürzte ein zweiter Carrahdi zu Boden, bis auch dieser unter den Anzeichen von Schmerzen, die entsetzlich zu sein schienen, einen Knochen vorzeigte, den er wohl unter seinem Gürtel versteckt gehalten hatte. Die Knaben glauben, daß die eigenen Schmerzen bei der bevorstehenden Operation um so geringer sein würden, je größer die des Carrahdi bei Hervorbringung des Knochens gewesen sind.

Am folgenden Morgen liefen die Zauberer mit ihren Genossen mehrere Male rasch und unter großem Geschrei um den Yuhlang herum, in dessen Mitte die Knaben, ganz in der gebeugten Stellung des vorigen Abends, sich niedersetzten. Jene liefen nun auf allen Vieren um das Oval herum und bewarfen die darin Sitzenden mit Sand, wobei sie sich bemüheten, die Dingos vorzustellen. Um denselben ähnlich zu sein, hatten sie ihre Bumerangs hinten in den Gürtel gesteckt, die mit ihren gebogenen,

aufwärts stehenden Enden wirklich etwas Aehnlichkeit mit gekrümmten Hundeschwänzen hatten. Nachdem nun hiermit den Jünglingen Macht und Gewalt über den räuberischen Dingo übergeben war, kamen unter dem lauten Gesange der ganzen Versammlung zwei Andere aus dem nahen Gebüsche hervor und trugen ein ausgestopftes Pattagorang oder Känguru nebst einem Bündel Reisig auf den Schultern. Durch ihre durchlöcherten Nasenknorpel waren Blüthenzweige gesteckt, und nachdem sie bei den Knaben angekommen, warfen sie ihre Last zu den Füßen derselben nieder.

Die Knaben, welche sich während dieser ganzen Vorstellung nicht rühren durften, wurden dann auf eine halbe Stunde allein gelassen, während die Darsteller dieses Schauspiels sich in einiger Entfernung mit langen Grasschwänzen versahen, die sie hinten an ihren Gürtel anbanden, und sich nun als eine Heerde Kängurus den Knaben näherten, bald hüpfend und springend, bald sich in den Sonnenschein niederlegend, um sich dabei nach Art dieser Thiere mit den Hinterbeinen zu kratzen, während zwei bewaffnete Krieger einen Scheinangriff auf dieselben ausführten.

Kaum war die improvisirte Heerde der Kängurus am Ende des Yublang bei den Knaben angekommen, als sich plötzlich alle die Schwänze abrissen. Jeder derselben einen Knaben ergriff und ihn auf den Schultern mit sich fortnahm. In einiger Entfernung setzten sie dieselben nieder, stellten sie, immer mit gesenkten Köpfen und gefalteten Händen, neben einander und begannen nun eine der geheimnißvollsten dieser Scenen, welche sie mit dem eigenen Namen Burumurung benannten. Nicht weit davon saßen auf einem umgefallenen Baumstamme zwei Männer, von denen der eine noch einen Schwarzen auf seinen Schultern sitzen hatte, und hinter ihnen lag eine große Zahl Krieger mit den Gesichtern platt auf der Erde. Dann kamen wieder zwei Männer, ganz wie die ersten auf einem Baumklotze sitzend, und ein Dritter auf den Schultern des einen Mannes. Jetzt wurden die Knaben von den Carrahdis an die dasitzenden Männer herangeführt, die sich unruhig von einer Seite zur andern bewegten, die Zungen ausstreckten und mit weit aufgerissenen Augen möglichst fürchterliche Gesichter machten. Nachdem das Gesichterschneiden einige Zeit lang gedauert hatte, ließen die Männer sie zwischen sich hindurchpassiren, als sie aber auf die dahinter liegenden Krieger traten, fingen diese an, sich unter dumpfem Stöhnen umherzuwälzen und Töne der Qual auszustoßen. Die Knaben wurden dann weitergeführt und vor den andern dasitzenden Figuren ebenfalls von diesen mit Gesichterschneiden und lang ausgestreckten Zungen empfangen, worauf dann die ganze Versammlung eine Procession bildete. Die Bedeutung, welche die Wilden dieser sonderbaren und lächerlichen Scene beilegen, ist die, daß die Knaben von nun an als tapfere, scharfsichtige Männer, furchtlos in den Kampf gehen würden. Ihre eigene Ansicht über die Darstellung bezeichneten sie mit: „budscheri, budscheri!“ das heißt, sie sei außerordentlich schön und gut ausgefallen.

Die Procession hatte sich noch nicht weit fortbewegt, als Halt gemacht und die letzte Vorstellung vor der Operation des Zahnausschlagens begann. Die Knaben setzten sich nieder, während im Halbkreise die Krieger standen, ihnen gegenüber die Anführer des Tages mit Schild und Streitkolben den Tact schlagend, während die Ersteren bei jedem Schlage mit ihren Speeren auf den Mittelpunkt des entgegengehaltenen Schildes zielten.

Die Knaben setzten sich nun Einer nach dem Andern auf die Schultern eines Wilden, die sich vorher in's Gras niedergelassen hatten und deren Namen von da an dem ihrigen zugefügt wurde. Die Carrahdi traten heran und schnitten mit dem gestern ausgebrochenen Knochen das Zahnfleisch ein, und es war auffallend, wie bei allen den jetzt vorkommenden Ceremonien die Zahl Drei vorherrschte.

Durch drei Schläge mit dem Mago oder Galengar, ihrem steinernen Beile, wobei für jeden wirklich ausgeführten Schlag erst dreimal gezielt wurde, schlugen sie einen acht Zoll langen Stock ab, das schmale Ende desselben wurde so weit wie möglich unter das Zahnfleisch geschoben, fest auf den einen Vorderzahn der oberen Kinnlade aufgesetzt und dann so lange mit einem großen Steine auf das breitere Ende des Stockes geschlagen, bis der Zahn heraus war, was bisweilen zehn Minuten lang dauert. Das Zahnfleisch wird darauf zusammengedrückt, der junge Mann erhält einen Gamiil oder Gürtel, einen Wurfspieß

und um den Kopf eine breite Schnur oder vielmehr eine Art Kopfbinde, die mit allen ihren abergläubischen Vorstellungen in Verbindung steht.

Dieselbe bildet ein feingeflochtenes netzartiges Band, aus den Haaren des Opossums angefertigt und fast halb so breit wie die Stirn, welches mit Oker oder Pfeifenthon entweder einen rothen oder weißen Ueberzug erhalten hat. Bisweilen tragen sie auch beide Binden, die rothe und die weiße, übereinander und dieselben gelten dann bei den Männern als Zeichen der Trauer. Bei der Feier des Yuhlang werden in diese Kopfbinde die langen Blätter gewisser Bäume, u. A. auch die des Grasbaumes oder, wie er auch heißt, des gelben Gummibaumes hineingesteckt.

Eigenthümlich ist die Art, wie die Eingeborenen die kolossal dicken Bäume erklettern. Sie stecken mit der einen Hand eine Art von Pfeil in die Rinde und ziehen sich daran empor, um dann mit der andern Hand wieder an einer höheren Stelle einen zweiten Pfeil einzustoßen, und sich so von Stufe zu Stufe emporzuziehen.

Nach der oben geschilderten Operation legen die Knaben die linke Hand auf den Mund und dürfen in den nächsten 21 Stunden weder sprechen noch essen und tituliren sich mehrere Wochen lang unter einander als Kebarra, ein Ausdruck, der von dem Worte Keba, Stein, hergenommen ist. Während der Operation unterhalten alle Anwesenden ein ununterbrochenes fürchterliches Geheul und schreien immer fort: „Ewah, ewah, ga, ga, ga, ga!" — Das Blut, welches bei dieser Operation vom Gesichte auf ihre eigene Brust, so wie auf den Kopf und die Schultern des Mannes herabgeflossen ist, auf dem sie, als auf ihrem Taufpathen, gesessen haben, darf nicht abgewaschen werden, daher sie noch lange Zeit nachher blutig aussehen und nach europäischen Begriffen einen recht widerwärtigen Anblick gewähren. Den zweiten, während der Operation auf sie übertragenen Namen betrachten manche Stämme des Innern als großes Geheimniß und es ist uns nur selten gelungen, denselben zu erfahren.

Wenn sämmtliche Operationen beendigt waren, setzten sich die Kebarra oder die jungen Leute am Abende desselben Tages auf einen umgefallenen Baumstamm, während ihre Freunde zur Beseitigung der Schmerzen und der eintretenden Geschwulst gebratene Fische an das verletzte Zahnfleisch hielten. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, sprangen die Jünglinge auf und trieben den ganzen Stamm, zu welchem nun auch alle Weiber und Kinder hinzugekommen waren, vor sich her, indem sie überall, unter dem Jauchzen und Kreischen der Fliehenden, das trockene Gras in Brand steckten. Von da an, sobald sie stark genug waren, genossen sie alle Rechte der Männer, schwangen in der Schlacht wie im Zweikampfe Keule und Wurfspieß und raubten sich bei erster Gelegenheit eine Frau, die dann die Stelle der Sclavin bei ihnen vertrat.

Den seltsamen Gebrauch des Yuhlang hat man auch in Westaustralien beobachtet. Der kleine Küstenort Bunbury, der durch seine reizende Lage berühmt geworden ist, war hauptsächlich in früheren Zeiten einer der Sammelorte und Schauplätze der wilden Festlichkeiten dieser Art. Doch herrscht, wie schon erwähnt, in Westaustralien auch bei den Weibern dieselbe Ceremonie des Zahnausbrechens.

Dem Gesetze und Herkommen nach müssen alle ausgeschlagenen Zähne den Carrahdi's abgeliefert werden, allein sie werden gern verheimlicht, da die Frauen sie als Halsband an einer Schnur tragen. Das Urtheil aller Chirurgen stimmt übrigens darin überein, daß die Zähne, ihrem Aussehen nach, durch kein anderes Instrument besser hätten ausgezogen werden können. Einige dieser Zähne werden zu geheimnißvollen Zwecken als „Burbilljè pemul" in die Erde vergraben, andere in's Meer geworfen, die meisten aber tragen die Carrahdi als Halsbänder. Wenn die Wilden von dem Verluste dieser Vorderzähne sprechen, gebrauchen sie immer die Worte Yuhlang erahbadiang; das Wort Yuhlang bedeutet sowohl den ovalen Platz der Ceremonie, als auch die ganze Festlichkeit; erahbadiang ist das Werfen der Speere.

Die Carrahdi sind, wie ich schon gesagt habe, die Aerzte und Zauberer der Wilden, von denen sie mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet werden. An ihrem Gürtel tragen sie kleine Netze, in welchem sich ein Ball von mäßiger Größe befindet, der wegen seiner Seltenheit bei ihnen großen Werth hat. Derselbe besteht aus einer von Opossumhaaren angefertigten Schnur, welche um

einen Quarzkrystall oder einen andern bläulich schimmernden Stein gewickelt ist. Diese Steine verbergen sie mit großer Sorgfalt, ja mit einer Art Aengstlichkeit vor den Blicken der Frauen und sie halten denselben überhaupt in so hohen Ehren, daß sie ihn nur ungern und erst auf vieles Bitten den Blicken eines andern Mannes aussetzen. Ein solcher Ball wird oft Hunderte von Meilen weit von einem Stamme zum andern geschickt, um Krankheiten zu beseitigen oder zu verhüten, und wenn kleine Stückchen von dem Steine abbrechen, so pflegen sie dieselben zu verschlucken.



Das Baumersteigen in Australien.

Die ärztliche Praxis dieser Wunderdoctoren beschränkt sich darauf, daß sie Zaubersprüche murmeln und um die schmerzhaften Glieder Schnüre von Thierhaaren winden. Wunden und Schädelfractur heilen bei den Wilden auffallend schnell und die Behandlung der Carrahdi besteht darin, daß sie dieselben anhauchen oder anpusten und gegen die schmerzhaften Stellen mit grünen Büschen wehen, die sie in den Händen halten, während sie den Zauberspruch singen. Bisweilen bringen sie den Patienten auch wohl unter freiem Himmel in ein heißes Sandbad; meistens aber affectiren sie Krämpfe und brechen dann einen Knochen aus, wie es bei dem Yuhlang zu geschehen pflegt. Dieser berühmte Knochen heißt Morocun und wird dadurch erlangt, daß der angehende Carrahdi auf dem frischen Grabe eines Verstorbenen schläft. Hier erscheinen ihm die Mutschigaug oder Geister unter furchtbarem Geräusche, schreiten mit vorgebogenem Oberkörper, die Hände in der Gesichtshöhe zusammengehalten vor sich ausstreckend, auf den Schläfer zu und packen ihn bei der Kehle. Dann aber schieben sie den geheimnißvollen Knochen Morocun in die Hüften der Zauberer hinein, was denselben keinen größeren Schmerz bereitet als der Biß einer Ameise. Derselbe verursacht ihnen auch weiter keine Unbequemlichkeit, bis sie ihn gebrauchen wollen, sei dies für die Ceremonie des Yuhlang, sei es, um einen Feind zu tödten, in

dessen Körper sie durch Zauberei den Knochen eindringen lassen, nachdem sie selbst ihn unter Krämpfen von sich gegeben haben.

Durch alle die andern schrecklichen Dinge, welche der Schläfer auf dem Grabe in einer solchen Nacht sieht, wird er nicht allein von jeder weiteren Furcht und Gefahr der Gespenster befreit, sondern er gewinnt eben dadurch den geheimnißvollen Charakter eines Carrahdi; aber nur Wenige haben den Muth, selbst während des Tages bei einem Grabe vorbeizugehen. Auch andere Schwarze klagen, daß sie bisweilen Nachts von dem Bulu oder dem Mutschigang bei der Kehle gepackt würden, indem sie die Angst, welcher sie beim Alpdrücken ausgesetzt sind, zu diesem Aberglauben verleitet.



Bunbury in Westaustralien.

In der Folge erhalten dann die Carrahdi ihre Macht durch eine vorgebliche Gemeinschaft mit dem Mindei, jenem geheimnißvollen schrecklichen Wesen, welches in Gestalt einer großen Schlange die düsteren

Orte des Landes bewohnt und alles Leiden und Elend der Menschen, Krankheit und Tod in die Welt gebracht hat, darunter vorzüglich die Blattern, Galgalla. Beim Angriff gegen überlegene Feinde spielen die Zauberformeln der Carrahdi eine Hauptrolle. Als Major Mitchell im Jahre 1835 am Flusse Darling, von den raubsüchtigen Wilden umgeben, gezwungen war, seine Rückreise anzutreten, kamen, nachdem der ganze Stamm der Schwarzen sich am jenseitigen Ufer des breiten Stromes gelagert hatte, zwei alte Männer als Carrahdi an die Zelte der Reisenden heran, um durch ihre Zaubereien die Fremden dem Untergange zu weihen. Indem sie von einem Punkte ausgehend sich langsam in entgegengesetzter Richtung fortbewegten, umschritten sie das Lager in einem weiten Kreise, wobei sie brennende Baumzweige über ihren Köpfen schwenkten, die sie bisweilen mit drohender Geberde gegen die Zelte schüttelten und unter wüthendem Ausspeien Staub gegen die daselbst ansichtigen Personen warfen. Bisweilen setzten sie sich plötzlich auf die Erde und rieben ihren ganzen Körper mit dem Staube des Erdbodens ein. Als sie sich auf halbem Wege, an der andern Seite der Zelte, begegneten, kehrten sie sich wieder den Rücken zu und marschirten unter denselben Aeußerungen des Zornes auf dem ersten Wege zurück, schüttelten ihre Baumzweige, spien aus und warfen den Staub in die Höhe. Zuletzt zündeten sie sich ein Feuer an, bei welchem sie bis Sonnenuntergang saßen, worauf dann am folgenden Tage die Feindseligkeiten begannen, welche Major Mitchell zur Umkehr zwangen.

Bei seiner Reise am Lachlan während des folgenden Jahres waren die Carrahdi der dortigen Wilden viel höflicher, denn nachdem die Reisenden manche Sorge wegen bevorstehenden Wassermangels gehabt hatten, aber durch reichlichen Regen erfreut wurden, versicherte der gefällige Carrahdi, daß er es habe regnen lassen, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Major Mitchell so sehr um Regen bete. Er prophezeiete übrigens den Fuhrleuten der Expedition, daß während dieser Reise zwei von ihnen ausgehen würden, um das Zugvieh zu hüten, daß sie aber niemals zurückkehren könnten.

Ein Aufenthalt bei den Eskimos.



Als treffendes Beweisstück zu dem, was der Mensch zu leisten vermag, dienen die Reisen des Amerikaners C. F. Hall unter den Eskimos an der Grenze der arktischen Regionen. Indem Hall die Idee faßte, daß es ihm gelingen werde, zuverlässige Kunde über den Untergang der Franklin'schen Expedition zu erhalten, machte er sich mit Allem, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, bekannt und brach von Cincinnati nach dem Westen auf, um das Eismeer zu durchforschen. Wie man erwarten konnte, traten ihm wegen seines Mangels an Mitteln, an der Kenntniß jenes Meeres und an allen den Erfahrungen, die zu einer solchen Expedition erforderlich sind, mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Aber unbeirrt hierdurch nahm er ein freundliches Anerbieten der Herren Williams und Haven in New-London zu einer Reise in ihrem Walfischfahrer an und bewirkte seine einfache Ausrüstung für diese Expedition. Ausrüstung nennen wir es; aber von allen Ausrüstungen für arktische Entdeckungsreisen, die seit jenen alten Tagen, wo tapfere Herzen in ihren kleinen Barken von 30, 20 oder selbst 10 Tonnen Gehalt ausliefen, bekannt geworden sind, war diejenige Hall's am wenigsten berechtigt, so genannt zu werden. Ein Bot, einige Bücher, keine geeigneten Instrumente, zwei oder drei Anzüge, eine kleine Portion Lebensmittel, ein wenig Pulver und Blei war fast Alles, was er aufzubringen vermochte, um die Eisgegenden des Nordens zu durchforschen. Und diese geringfügige Ausrüstung wurde noch dadurch in ihrem Werthe herabgesetzt, daß er, wie bereits bemerkt, gar keine persönliche Erfahrung oder auch nur die gewöhnlichste Kenntniß der See und was damit

zusammenhängt, besaß. Für ihn, den Bewohner einer der westlichen Städte, der zu ganz anderen Zielen erzogen worden, war der weite Ocean und seine Naturerscheinungen, die jenseits liegenden Länder und ihre Wunder ein Traum der Phantasie, den er jetzt verwirklichen wollte. Und bald genug sollte er mit der Wirklichkeit genaue Bekanntschaft machen, als er nach einem Abschiede von New-York im Mai 1860 die Küsten von Amerika verließ und bald darauf den Einfluß eines Seesturmes fühlte. Aufundniederschweben, Hinundhergeworfenwerden, Folterqualen, verrenkte Knochen, innerliches Entsetzen, das Niemand begreifen kann, der es nicht selbst gefühlt — das alles stürmte auf ihn ein, als die mächtigen Wasser der Tiefe ihn dahinführten und er von der gewöhnlichen Seekrankheit auf sein Lager geworfen war.

Während seiner Ueberfahrt nach Grönland, wohin das Schiff zunächst bestimmt war, erwarb er sich hinlängliche Kenntnisse, um dadurch die Grundlage zu einem vollkommneren und später immer umfassenderen Wissen zu legen. Bei jeder Gelegenheit, die sich ihm dazu darbot, machte er sich mit den wilden, aber herrlichen und wunderbaren Scenen der Gegenden, die er durchforschen wollte, bekannt. Während des ersten Theiles der Reise begegnete man Eisbergen und einmal war es ihm erlaubt, einen davon zu besuchen. Ein Bot des Schiffes brachte ihn zu dem Eisberge hin und er machte von dieser Gelegenheit Gebrauch, um ihn zu ersteigen.

Bald nahmen neue Scenen und Vorfälle die Aufmerksamkeit unseres Reisenden in Anspruch. Nach kurzer Zeit lagen die majestätischen Berge Grönlands mit ihren schneebedeckten Gipfeln vor ihm. Das Schiff näherte sich einem Hafen, der besucht werden sollte, und neugierig blickende Zweifüßler in scharf zugespitzten Kähnen, die ein Theil ihrer selbst zu sein schienen, näherten sich der Barke, um sie einzulootsen. Sie kamen an Bord, sprachen eine civilisirte Sprache und zeigten eine Sauberkeit in ihrer Kleidung und eine Gewandtheit in ihrem Benehmen, welche zu Anfang Erstaunen erregten; bald aber war unser Reisender darüber im Klaren. Es waren grönländische Eskimos, Unterthanen oder richtiger Schutzbefohlene des Königs von Dänemark, dessen Repräsentant hier in Holsteinborg — der Platz, nach dem man steuerte — einen freundlichen und väterlichen Einfluß auf die Eingeborenen dieser Gegend ausübt. Sie sind halbcivilisirt und auch im Christenthum mehr als nur der Form nach unterrichtet. Sie sind ein munteres, glückliches und zufriedenes Völkchen; freundlich und anhänglich gegen einander und gastfreundlich gegen Fremde. Davon überzeugte unseren Reisenden sogleich nach seiner Ankunft eine Reihe von Artigkeiten und Freundschaftsdiensten sowohl von Seiten der Weißen in ihrer amtlichen Eigenschaft, als von Seiten der dunkler gefärbten Eskimos in ihrer untergeordneten Stellung.

Es wurden ihm zahlreiche Gelegenheiten geboten, die Sitten und Gewohnheiten dieser Grönland-Eskimos zu beobachten und manche eigenthümliche Probe von Geschicklichkeit und Gewandtheit wurde vor ihm entfaltet. Unter Anderem sah er einen Eskimo, der sich mit seinem Kahne im Wasser so überschlug, daß er einen vollkommenen Kreis beschrieb, bis er wieder in der gewöhnlichen aufrechten Stellung war. Dieses Kunststück ist so schwierig, daß nur die Allergeübtesten es auszuführen vermögen.

Endlich kam die Zeit heran, wo die Reisenden nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen, während deren ein heftiger Sturm der Besatzung des Schiffes einige Besorgniß eingeflößt hatte, wieder weitersegeln mußten. Der Abschied fand auf beiden Seiten mit vielem Bedauern statt und auch Andere außer Hall mußten sich Holsteinborgs und seiner freundlichen Bewohner später noch oft mit lebendigen und warmen Gefühlen erinnern. Man nahm Abschied von ihrer Küste und mit neuen Gedanken und frischen Ideen wendete man sich westlich nach den Landstrichen an der Davisstraße, dort das Feld für Arbeit und Abenteuer zu suchen.

Tage vergingen und Stürme, Nebel, Kälte und widrige Winde hielten ihren Fortschritt auf. Wenn einmal ein paar Stunden gutes Wetter herrschte, so folgte darauf gleich wieder Sturm, Nebel oder Windstille, wodurch man entweder nach rückwärts getrieben oder in eine Lage versetzt wurde, in der es nicht rathsam war, sich der Küste zu nähern, zumal einer solchen, die so wenig bekannt war wie diejenige, die vor ihnen lag. Eine Entschädigung jedoch für den Aufenthalt wurde den Reisenden gelegentlich gewährt. Wenn stilles

und heiteres Wetter war, bot die Schönheit der Natur in den wechselnden Phänomenen der See und des Himmels einen Anblick dar, der alle menschliche Einbildungskraft übertraf.

Endlich wurde das Schiff wohlbehalten in einer Bai vor Anker gelegt, die dem Capitän bekannt war, und gar bald war Hall an der Küste, um den Ort zu untersuchen. Eine wilde Gegend voll Felsenberge und wüster Ebenen bot sich zuerst seinen Blicken dar. Ein Marsch weiter in die Ferne enthüllte dann einen angenehmeren Anblick. Hier und da ein kleiner See und Wasserfälle; Eishöhlen mit fleckenlosen Kuppeln und krystallener Pracht im Innern bezauberten sein Auge; und als er immer höher hinaufstieg auf seiner Wanderung, sah er, wie die Hand der Natur durch den gewaltigen Einfluß des Frostes arbeitet, indem sie die mächtigen Felsen rings um ihn her in Ruinen zerstückelte. Aber neben alle Diesem guckten zahllose kleine Blumen aus ihrem Schneebette empor in die Pracht des im arktischen Klima so schnell vorübergehenden Sommers.

Bald darauf befand sich unser Reisender in einer andern Gegend, indem das Schiff nach einer andern, mehr südlich gelegenen Bucht gesegelt war, und einen oder zwei Tage später hatte er Gelegenheit, die Frobisherstraße zu besuchen.

Unglücklicherweise wurde sein Bot bei einem heftigen Sturme stark beschädigt und dieses Mißgeschick war für Hall ein so harter Schlag, daß er sich dadurch in die Unmöglichkeit versetzt sah, seine ursprünglichen Absichten weiter zu verfolgen, und so mußte er sich denn entschließen, seine Thätigkeit auf diejenigen Localitäten zu. beschränken, in denen er sich eben befand. In diesem Beschlusse wurde er noch durch verschiedene Mittheilungen bestärkt, welche ihm von den Eskimos zukamen, die in ziemlich bedeutender Menge das Schiff besuchten. So sonderbar dieses Volk seinem Aussehen und seiner Kleidung nach erscheint, so ist es doch gewiß, daß dasselbe in vielen Beziehungen höher steht, als man gewöhnlich annimmt. Sie sind außerordentlich intelligent, ehrbar, von heiterem Temperament und freundlichem Benehmen; sie haben in der That so viel guten Humor, daß es fast unmöglich ist, mit ihnen anders als freundschaftlich umzugehen.

Die Mittheilungen, die sie unserm Reisenden in Betreff geographischer Fragen machten, können in ihren Einzelheiten nur wenig Interesse für unsere Leser bieten. Wir wollen nur sagen, daß durch dieselben festgestellt wurde, daß die sogenannte Frobisherstraße eine Bai sei und die Geographen bisher also im Irrthum gewesen sind.

Von den seltsamen Sitten der Eskimos ist besonders bemerkenswerth, wie sie beim herannahenden Tode ihrer Verwandten verfahren. Als Hall in einem Dorfe ankam, fand er eine kranke Frau, wie dies unter ihrem Volke die Gewohnheit mit sich bringt, ganz einsam und verlassen. Man hatte sie in eine neue, zu diesem Zwecke gebaute Schneehütte getragen und sie dort verlassen, damit sie einsam sterbe. Bevor das Leben entflohen, selbst noch ehe die Gewißheit des Todes festgestellt war, hatten ihr Gatte und ihre Verwandten, in Anbetracht, daß sie nun ja doch in der Welt nichts mehr nütze sei, sie lebend in dies Grab gelegt und überließen es ihr, die letzten wenigen Tage ihrer Existenz einsam hinzuschmachten.

Zwei ihrer nächsten Verwandten errichteten die Schneehütte mit der gewöhnlichen Anordnung von Bettraum und Thür, welche letztere zuerst freilich nur eine bloße Oeffnung in der Wand war. Dahinein wurde die Frau gelegt, welche sich ihres Schicksals vollständig bewußt war. Das Bett, das man ihr bereitete, bestand wie alle andern in den Schneehütten aus einer ungefähr achtzehn Zoll hohen, aus Schnee aufgebauten Plattform, über welche Felle von wilden Thieren gebreitet wurden, und auf diese legte man ihren kranken Körper. Noch mehr Felle wurden dann über sie geworfen, etwas Wasser und Speise innerhalb ihres Bereichs gestellt, nebst einer kleinen brennend gelassenen Lampe, und dann schloß man die Schneehütte und überließ die arme Frau dem Tode.

Dies Gemälde gewährt einen entsetzlichen Anblick, aber wir müssen mit Bedauern hinzufügen, daß es bei den Eingebornen etwas ganz Gewöhnliches ist. Zwei oder drei ähnliche Fälle erlebte Hall unter ihnen noch; aber so barbarisch dieser Gebrauch auch sein mag, so scheinen sie doch unter sich damit einverstanden zu sein und sich ihm ohne Widerstreben zu unterwerfen. Als Hall in dem vorliegenden Falle nach einem ermüdenden Marsche in der furchtbar-

sten Kälte, der Thermometer stand mehrere Grad unter Null und die Nacht war schon weit vorgerückt, in dem Orte ankam, fand er die arme Frau noch am Leben, aber offenbar war alle menschliche Hilfe bereits vergebens. Er unterließ zwar nichts, was in seiner Macht stand, um ihr beizustehen, doch ohne allen Erfolg. Stunde um Stunde verweilte er in dieser einsamen Schneehütte und bemühte sich, das arme Geschöpf zu retten. Mitternacht kam heran und er selbst war ganz erstarrt von der großen Kälte, aber das Leben verweilte noch in dem Körper der Kranken und er konnte sich nicht entschließen, dies Sterbebett zu verlassen. Die Gestalt lag vor ihm, abgezehrt, geisterhaft, widerlich anzuschauen, mit verwirrtem Haar, abstoßendem Blicke; aber sie athmete noch und es war ihm unmöglich, als Mensch und Christ, sie zu verlassen, obgleich alle Uebrigen es gethan hatten. Niemand als der weiße Mann, ein Reisender aus einem fernen Lande, verweilte bei der armen Eskimofrau, als ihr Geist entfliehen wollte in dieser einsamen Todtenschneehütte um die Mitternachtszeit einer bitter kalten Winternacht.

Hall hatte lange bei ihr gewacht und versucht, ihr ein wenig Medicin einzuflößen, während das trübe flackernde Licht seiner Laterne die Scene beleuchtete, als ein Geräusch an dem Eingange der Schneehütte seine Aufmerksamkeit erregte. Er hatte, um in die Hütte gelangen zu können, den Eisblock hinweggewälzt, der nach der gewöhnlichen Weise den Thürverschluß bildete, und fand nun, daß offenbar mehrere Personen daran waren, die Oeffnung der Hütte wieder zu verschließen. Was war da zu thun? Beabsichtigten sie, ihn ebenfalls einzumauern, weil er gewagt, ihre Gewohnheiten zu durchbrechen? Möglicherweise war dies seiner Meinung nach wirklich der Fall, und da ihm dies keineswegs angenehm sein konnte, stieß er einen Ruf aus, der die Aufmerksamkeit der Männer auf sich ziehen sollte.

Einen Augenblick hielten sie mit ihrer Beschäftigung inne, dann aber begaben sie sich wieder an ihr Werk, und da es ihre Absicht zu sein schien, ihn ebenfalls lebendig zu begraben, begab er sich an den Eingang, worauf die Leute sich entfernten. Als er wieder an das Sterbebett zurückkehrte, fand er den Geist der armen Frau beinahe erloschen. Convulsivisches Röcheln bezeichnete die letzten Augenblicke ihrer Auflösung. Ihre Athemzüge wurden dann immer schwächer, immer unregelmäßiger und krampfhafter. Er selbst war gleichfalls fast leblos vor Kälte. Er stampfte mit den Füßen, schlug die Arme in einander, bewegte sich, so weit der enge Raum der Hütte es gestattete, hin und her, aber nichts setzte sein Blut in schnellere Circulation. Dennoch blieb er auf seinem Posten. Die arme Frau hier allein sterbend zurückzulassen, widerstrebte zu sehr seinen Gefühlen als Mensch und Christ, und darum blieb er. Noch eine Stunde ging vorüber und die erste Stunde des neuen Tages war nun da. Theilweise Finsterniß umhüllte ihn, denn die Lampe war im Erlöschen und anderes Oel nicht aufzufinden. Jetzt glaubte er, daß der Todeskampf derjenigen, bei der er wachte, beendigt sei. Er lauschte. Nein; der Athem ging noch, aber schwächer und schwächer und in längeren Zwischenräumen. Endlich konnte das Athmen nicht mehr vernommen werden und bei dem unsichern Schein der flackernden Lampe erkannte er, daß die Seele der armen Frau zu ihrem Schöpfer sich aufgeschwungen hatte.

Sobald ihr Athem entschwunden war, machte er sich auf, um ihre Verwandtschaft aufzusuchen. Mit Mühe bestimmte er die männlichen Angehörigen, sich nach der Schneehütte zu begeben, und als er die Entschlafene in ihren Händen gesehen und bemerkte, wie sie unmittelbar darauf die Hütte sorgfältig zuschlossen und die Todte in ihrem Grabe ließen, wie sie gestorben war, brach er auf, um seinen Rückweg anzutreten. Einige Monate später, als die Sonne den Schnee zum Theil hinweggeschmolzen hatte, fand es sich, daß Hunde oder Wölfe eingebrochen waren und den Körper verstümmelt hatten. Da schütteten denn ihre Freunde und Verwandten einen Haufen Steine über ihrem Körper auf, der ihr als Grabmal diente, wie es bei den Eingeborenen unter solchen Umständen gebräuchlich ist.

Später unternahm Hall mitten im Winter eine Reise, welche mit angeführt zu werden verdient. Es war sein erster Ausflug und er war von Niemand weiter begleitet als zwei Eskimo-Eheleuten. Furchtlos wagte er sich mit ihnen im Monat Januar 1861 weit fort und lebte dreiund-

vierzig Tage und Nächte nach ihrer Weise in Schneehütten, welche während der Reise auf dem oftmals verrätherischen Eise aufgerichtet wurden, während welcher Zeit er auch an den Mahlzeiten Theil nahm, welche sie zu verzehren gewohnt waren. Er hatte zwar auch eine Quantität Lebensmittel, wie sie bei civilisirten Menschen Gebrauch sind, mit sich genommen, aber dieser Vorrath war bald aufgezehrt und die Gesellschaft gerieth in große Bedrängniß wegen der Seltenheit animalischen Lebens zu dieser Zeit. Bei einer Gelegenheit, nicht lange nachdem sie das Schiff verlassen hatten, wurden sie von einem furchtbaren Sturme überfallen, während sie sich mit ihrem Schlitten auf dem Eise befanden. Schnell wurde eine Schneehütte aufgebaut, und die Reisenden, mit Hunden und allem Zubehör, waren bald im Innern derselben. Und trotz des Sturmes rings umher und ihrer gefahrvollen Lage herrschte Lachen und Fröhlichkeit in ihrem kleinen Kreise. Die angenehme Flamme einer Eskimo-Feuerlampe — ein Stein von etwa achtzehn Zoll Länge bei acht oder neun Zoll Breite und einigen Zollen Vertiefung — verbreitete eine weit größere Wärme um sich her, als man es von derselben vermuthen sollte.

Der Iglu, d. h. die gewöhnliche Schneehütte war von ovaler Form und ihr Eingang war mit Eisblöcken wohl verwahrt, welche mit Schnee ausgestopft wurden. Inwendig war das „Bett," eine achtzehn Zoll hohe Plattform, über welche die Jagdgeräthschaften, das Schlittenmaterial und Felle ausgebreitet waren. Dieses Innere der Hütte war von der äußeren Luft vollkommen abgesperrt und gewährte einen ganz angenehmen Aufenthalt. Eine gute Suppe ward von Tukulito, der halbcivilisirten Eskimofrau, bald zubereitet und nachdem man dem Mahle kräftig zugesprochen, seine Pfeife geraucht und eine vergnügte Unterhaltung geführt hatte, legte man sich zur Ruhe nieder. Aber nicht lange war es ihnen gestattet, mit dem Gefühle der Sicherheit sich ihres Obdaches zu freuen. Das Eis ringsumher begann zu bersten und es krachte wie das Gerassel eines Musketenfeuers. Die Oberfläche des Eises öffnete sich weit in einige gefahrvolle Abgründe. Emporgeschreckt aus ihrem Schlafe, sahen unsere Reisenden sich genöthigt, sorgfältig Wache zu halten, ob sich nicht plötzlich ein gähnender Spalt unter ihnen aufthue. Mit einem Compasse zur Hand, um zu sehen, ob sich das Eis nicht etwa von der Stelle bewege, brachte Hall den Rest der Nacht zu, um ihn die heulenden und erschreckten Hunde. Am Morgen bewegte sich das weiter nach der See hinaus liegende Eis in wunderlichen Convulsionen, zerbrach in Stücken und häufte seine Massen mit furchtbarer Gewalt übereinander. Glücklicherweise hatte ein breiter Spalt in der soliden Eismasse sich nicht ganz bis zu dem Zufluchtsorte der Reisenden fortgesetzt; da es aber nöthig war, den Ort so schleunig als möglich zu verlassen, so packten sie zusammen und setzten ihren Weg unter großen Gefahren fort. Endlich gelangten sie an eine Insel, wo ihre Reise ihr Ende erreichte, und fanden dort andere Eskimos mit ihren Schneehütten bereit, sie freundlich zu bewillkommnen.

Die Familien, welche sich hier niedergelassen hatten, befanden sich alle in einer sehr bedürftigen Lage, da der Seehundsfang sehr schlecht ausgefallen war. Als der Lebensmittelvorrath so knapp geworden war, daß eine ungewöhnliche Geduld und Ausdauer bewiesen werden mußte, blieb ein Eskimo an einem Seehundsloche zwei Tage und zwei Nächte unbeweglich und ohne Nahrung zu sich zu nehmen liegen.

Die Art, wie die Seehunde gefangen werden, ist sehr interessant. Der Seehund ist gezwungen, hin und wieder an die Oberfläche des Meeres zu kommen, um Athem zu holen, und mit großer Geschicklichkeit bricht das Thier eine kleine Oeffnung zu diesem Zwecke durch das Eis. Dies Loch ist von so unbedeutendem Umfange, daß es oftmals selbst dem geübtesten Eingeborenen nicht gelingt, dasselbe aufzufinden; dabei gewähren aber ihre Hunde ihnen einen Beistand von unschätzbarem Werthe. Dieselben sind im Stande, die Oeffnung selbst unter einer beträchtlichen Lage Schnee zu wittern und ihren Herren dadurch die Möglichkeit zu geben, ihre Posten einzunehmen, um der Beute aufzulauern. Sobald ein Seehund zum Athemholen heraufkommt, wirft der Jäger seinen Spieß, an dessen Harpune eine lange Leine aus Walroßleder befestigt und die so eingerichtet ist, daß sie sich vom Spieße loslöst und mit der Beute in das Wasser hinabfährt. Während der Seehund auf diese Weise festgehalten wird, bricht der Jäger schleunigst

das Eis entzwei, und in der Regel gelingt es ihm, sich seiner Beute zu versichern.

Nachdem Hall manche merkwürdige Abenteuer erlebt, verließ er endlich seine Freunde, die an diesem Orte ansässigen Eskimos, und kehrte nach dem Schiffe zurück, wo man ihn schon verloren geglaubt hatte.

Das Federnagen der Papageien.



Nicht selten wird Besitzern größerer Papageien die Freude an diesen Vögeln dadurch vermindert, daß sie sich an verschieden Stellen des Körpers die Federn abbeißen. Wenn dies in einzelnen Fällen nur eine Schwungfeder am Flügel oder eine Schwanzfeder betrifft, so kommt es doch auch und zwar weit häufiger vor, daß die Zerstörung über die Federn des ganzen Körpers ausgedehnt wird, soweit diese der Vogel überhaupt mit dem Schnabel erreichen kann. Schon in seinem geringsten Grade beeinträchtigt dieser Uebelstand die Schönheit eines solchen Vogels nicht unbedeutend, und gar ein am ganzen Körper benagter Papagei bietet einen wahrhaft widerwärtigen Anblick dar. Die schöne Färbung, mit alleiniger Ausnahme des Kopfes ist verschwunden und nur ein grauer Flaum übrig geblieben, zwischen welchem kahle Stellen sichtbar werden und aus dem die abgebissenen Kiele unregelmäßig und zersplittert hervorstehen. Der unangenehme Eindruck, den ein solches Thier auf den Beschauer ausübt, wird durch das vollkommenste Sprach- und Nachahmungstalent nicht verwischt.

Im zoologischen Garten zu Frankfurt am Main wurde an zwei neuholländischen Helmkakadus (Callocephalon galeatum), die wegen der Seltenheit ihres Vorkommens im Handel zu einem sehr ansehnlichen Preise gekauft wurden — wie die Zeitschrift „Der zoologische Garten" berichtet — Folgendes beobachtet. Bei ihrem Eintreffen waren sie grade in der Mauserung begriffen, fiederten sich aber in kurzer Zeit vollständig aus. Sie waren sehr lebhaft und wußten ihren kräftigen Schnabel gegen den vorgehaltenen Finger und gegen die Sitzstangen ihres Käfigs mit großer Energie zu gebrauchen. Die aus Tannenholz gefertigten Stangen von etwa einem Zoll Durchmesser lagen bald zu kleinen Spänen zernagt am Boden und neu eingesetzte hatten in kürzester Frist das gleiche Schicksal. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurden nun die Stangen aus hartem Eichenholz gefertigt und wenn sie auch bald Spuren von der Bearbeitung durch die Vögel trugen, so widerstanden sie doch, namentlich da die Thiere dieser anstrengenden Beschäftigung gar bald müde wurden. Eine kurze Zeit hindurch ging Alles gut, aber plötzlich zeigte das früher so schöne und vollständige Gefieder der beiden Vögel Spuren arger Zerstörung und die zerbissenen Federn, die am Boden des Käfigs lagen, ließen keinen Zweifel über die Ursache dieser Verunstaltung aufkommen. Es wurden genauere Beobachtungen angestellt und so fand sich denn, daß die Papageien sich gegenseitig benagten, worauf auch der Umstand schließen ließ, daß die zierlichen Schopffedern der Zerstörung nicht entgingen. Natürlich wurden die Vögel sofort getrennt, aber es erwies sich, daß diese Maßregel nicht ausreichte, sondern daß eben nun jeder sein eigenes Gefieder benagte. Das eine Exemplar war in wenigen Tagen fast völlig nackt geworden und es wurde nun eine genaue Untersuchung der Haut vorgenommen, um zu ermitteln, ob nicht etwa eine Erkrankung derselben oder Ungeziefer die Ursache des Benagens der Federn sei, allein selbst unter der Loupe ließ sich nicht die geringste Abnormität wahrnehmen. Der Grund des Uebels mußte somit anderswo zu suchen sein und mein Verdacht traf die Stangen von hartem Holze. Versuchsweise wurden nun dem einen Vogel wieder Sitzstangen von Tannenholz in den Käfig gegeben, die er mit einem wahren Eifer sofort in Arbeit nahm und im Laufe eines Tages gänzlich zerstörte. Zum Federnagen war ihm gar keine Zeit übrig geblieben! Nun war ein Mittel gefunden und es wurde täg-

lich eine neue große Stange von weichem Holze in jeden Käfig gebracht, von der regelmäßig am nächsten Morgen nur noch Trümmer übrig waren. Nach etwa zwei Monaten hatte das Gefieder seine normale Vollständigkeit erreicht und ist nun über ein Jahr lang unangetastet geblieben, ja selbst das Zerstören der weichen Stangen hat nachgelassen.

Ein zweiter Fall von Federnagen kam bei einem gelbflügeligen Ara (Ara aracanga) vor. Dieser Vogel wurde im Sommer 1862 erkauft und, wie eine größere Anzahl von Aras, Kakadus und Amazonenpapageien, mittelst eines Kettchens an eine Stange befestigt, um in Gesellschaft mit jenen im Sommer zur Ausschmückung der Alleen des zoologischen Gartens zu dienen. Das Gefieder des Papageis war tadellos, aber mit Eintritt der rauheren Witterung, welche die Vögel an das Haus bannte, begann er seine Federn zu benagen. Wie überall, so wirkte auch hier das schlechte Beispiel nachtheilig auf die übrigen ein und bald hatten einige Kakadus ebenfalls begonnen, ihr Kleid zu zerstören, und unter ihnen besonders einer, der hierbei seinen Lehrer noch bei Weitem übertraf. Im Sommer verschwand die Untugend wieder, doch mußte bei dem Ara die Heilung dadurch unterstützt werden, daß ein Stück weiches Holz an die Stange gebunden wurde, welches er denn auch eifrigst benagte. Die ganzen Stangen aus Tannenholz machen zu lassen, ist bei angeketteten Papageien deshalb nicht wohl räthlich, weil durch das Zerstören des Holzes der Kette die Befestigung genommen werden kann, so daß der Vogel dann wohl das Weite sucht.

Sehen wir uns nun zunächst nach der Ursache des Federnagens um, so sind diese, wie aus den Beispielen mit ziemlicher Gewißheit hervorgeht, vorzugsweise die Langeweile und in zweiter Linie die Nachahmungssucht. Ob eine krankhafte Geschmacksrichtung den Vogel zur Zerstörung seines Gefieders veranlassen kann, mag dahin gestellt sein, bis weitere Beobachtungen vorliegen. Wir glauben indeß, daß in diesem Falle das Thier die abgebissenen Federn wirklich fressen würde, was jedoch nicht beobachtet wurde, sondern es fanden sich im Gegentheil die Abfälle am Boden des Käfigs vor. Bei Säugethieren sind ähnliche krankhafte Gelüste nicht ganz selten und erinnern wir hier nur an die sogenannte Lecksucht des Rindviehs und das Wollfressen der Lämmer.

Eine Manie, eine gegen den Körper gerichtete Beißsucht liegt dem Uebel wohl ebenfalls schwerlich zu Grunde, obgleich auch hiervon Fälle bei andern Thieren vorgekommen sind, zum Beispiel der in der Menagerie zu Schönbrunn beobachtete Fall, daß eine Hyäne sich die Hinterbeine abfraß.

Auch hierüber müssen weitere Beobachtungen Belehrung verschaffen. Einstweilen dürfte man schwerlich fehlgehen, wenn man das Federnagen der Papageien nicht als eine Krankheit, sondern als eine Unart betrachtet und demgemäß behandelt. Wir haben nachgewiesen, auf welche Weise jene zwei Papageien dazu gebracht wurden, sich diese Untugend abzugewöhnen, und glauben daher die Entfernung zu harter oder gar mit Blech beschlagener Sitzstangen vor Allem anrathen zu sollen. Es genügt indeß keineswegs immer, den Thieren Stangen von weichem Holze zu geben, um sie auch sogleich zum Benagen derselben schreiten zu sehen, sondern man ist genöthigt, sie vorher mit dieser Eigenschaft der Stange bekannt zu machen. Dies geschieht nun am Besten dadurch, daß man lange Späne an der Stange so ablöst, daß sie an einer Seite noch festsitzen, an der andern dagegen frei emporstehen und so dem Vogel auffällig und selbst unangenehm werden. Auch das Anbinden eines weichen Holzstückchens muß an einer Stelle des Käfig's geschehen, wo es dem Vogel im Wege ist, so daß er sich bestreben muß, dasselbe zu entfernen. Hat er auf diese Weise erst einmal die Sache näher kennen gelernt, so wird es genügen, daß man es an Material zum Nagen nicht fehlen läßt, um ihn für immer von dem Zerbeißen der Federn abzuhalten. Wenn es der Raum erlaubt, müßte ein Federnager sofort von den andern Papageien getrennt werden, damit diese nicht die Unart lernen.

Ein eigenthümliches Verfahren, die Vögel von dem Zerstören ihres Gefieders abzuhalten, wird im zoologischen Garten zu Rotterdam angewendet. Es besteht darin, daß man dem Papagei einen Kragen von Blech anlegt, der breit genug ist, um das Thier zu verhindern, mit dem Schnabel die Federn zu erreichen. Welchen Erfolg diese Behandlung zu haben pflegt, ist uns unbekannt und es dürfte derselbe kaum im richtigen Verhältniß zu der Beschwerde stehen,

welche der Kragen dem Thiere machen muß, und zu dem unschönen Anblick, den derselbe gewährt.

Eine andere Behandlungsweise, welche man namentlich in Handbüchern nicht selten anempfohlen findet, besteht darin, daß man den Vogel mit einer Flüssigkeit befeuchtet, welche dem Gefieder einen übeln Geschmack machen oder gar das Wachsthum der Federn beschleunigen soll. Wenn auch Ersteres nicht grade verworfen werden soll, wollen wir doch nicht unterlassen, auf den möglichen Nachtheil hinzuweisen, daß das Baden oder Waschen eines beinahe nackten Vogels sehr leicht eine tödtliche Erkältung veranlassen kann. Daß die Auswahl des Mittels, welches man anwenden will, mit der größten Umsicht zu geschehen hat, bedarf wohl kaum der Erwähnung; wir warnen in dieser Beziehung nicht nur vor giftigen Stoffen, zum Beispiel Tabacksabsud, sondern müssen außerdem zu bedenken geben, daß für Vögel und namentlich Papageien viele Stoffe nachtheilig sind, welche für andere Thiere diese Eigenschaft nicht haben. Eine Abkochung von Wallnußblättern wird meistens für diesen Zweck empfohlen.

Die eigentliche Hautpflege besorgt ein gesunder Vogel selbst und die ganze Nachhilfe, welche man ihm dabei gewährt, ist die, daß bei heißem Wetter jeder Papagei täglich ein sanftes Regenbad mittelst einer Blumenspritze bekommt. Die meisten lassen sich dies sehr gern gefallen und wenden sich unter den Strahlen der Spritze langsam nach allen Seiten, um den ganzen Körper naß werden zu lassen. Eine Gattung, welche das Bad nicht zu lieben scheint, ist der kleine gelbhaubige Kakadu, der überdies wenig zuthunlich zu sein pflegt. Das zum Bespritzen der Papageien zu verwendende Wasser stellt man vorher einige Zeit in die Sonne, damit es nicht zu kalt ist.

Einen sehr guten Ersatz für diese Art des Bades bietet ein warmer Regen, dem man die Vögel stundenlang aussetzen kann und der nie einen Nachtheil auf sie ausübt, wohl aber jederzeit einen günstigen Einfluß auf das Gefieder hervorbringt. Die Thiere begrüßen meistens den Beginn eines Regens mit lautem Geschrei, wobei sie sich kopfabwärts an ihre Stangen hängen und mit ausgebreiteten Flügeln schaukeln.

Ein Menagerist empfiehlt das Bespritzen des Gefieders der Papageien mit Zuckerwasser und behauptet, daß der süße Geschmack die Vögel mehr zum Putzen veranlasse. Dieser Versuch dürfte in zoologischen Gärten deshalb zu vermeiden sein, weil ohnehin die Papageien im Sommer heftig von kleinen Fliegen geplagt werden, so daß zuweilen die nackten Wangen der Aras wie mit Blutstropfen übersäet erscheinen. Die Vögel werden durch das beständige Abwehren zuletzt ganz matt und man sieht sich deshalb öfter genöthigt, sie in das Haus bringen zu lassen, wohin die Mücken ihnen nicht folgen.

Neues vom Büchertisch.

Bock, Prof. Dr. Karl Ernst, Lehrbuch der pathologischen Anatomie. 4., vollständig umgearb. Aufl. Mit 71 in den Text eingedr. Holzchn. br. 8. Leipzig, G. Wigand. cart. 3 Thlr.

Correction, die, d. Rheins von Basel bis zur Großherzogl. Hessischen Grenze. Denkschrift m. 20 Beilagen u. 1 Kartenb. (10 lith. Karten in qu. Fol. u. Imp.-Fol.) Bearb. von Großh. Oberdirection d. Wasser- und Straßenbaues. gr. 4. Karlsruhe. 1863. (Bielefeld.) cart. 1⅔ Thlr.

Frischauf, Dr. Joh., Bahnbestimmung d. Kometen. 1863. II. [Abdr. aus den Sitzungsb. d. k. Akd. d. Wiss.] Lex.-8. Wien, (Gerold's Sohn.) 2 Sgr.

Gegenbaur, Prof. Dr. Karl, Untersuchungen zur vergleichenden Anatomie der Wirbelthiere. 1. Hft. Carpus u. Tarsus. Mit 6 (lith.) Taf. gr. 4. Leipzig, Engelmann. 2⅔ Thlr.

Hering, Privatdoc. Dr. Ewald, Beiträge zur Physiologie. 4. Hft. Allgemeine geometr. Auflösg. d. Horopterproblems. Von den Beweggn. d. menschl. Auges. Lex.-8. Leipzig, Engelmann. 18 Sgr. (1—4.: 2 Thlr. 18 Sgr.)

Kölliker, Prof. A., üb. die Darwin'sche Schöpfungstheorie. Ein am 13. Febr. 1864 in der phys. med. Gesellschaft v. Würzburg gehalt. Vortrag. gr. 8 Leipzig, Engelmann. 3 Sgr.

Leydig, Prof. Dr. Frz., vom Bau d. thierischen Körpers. Handbuch der vergleichenden Anatomie. (In 3 Bdn.) 1. Bd. 1. Hälfte. Lex.-8. Tübingen, Laupp. 1⅚ Thlr. (3 fl. rh.)

— Tafeln zur vergleichenden Anatomie. 1. Hft. Zum Nervensystem u. den Sinnesorganen der Würmer u. Gliederfüssler. Fol. Ebd. In Couvert. 6 Thlr. (10 fl. rh.)

Munzinger, Werner, ostafrikanische Studien. Mit 1 (lith. u. color.) Karte v. Nord-Abyssinien u. den Ländern am Mareb, Barka u. Anseba (in gr. Fol.) gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 3 Thlr. 18 Sgr. (6 fl. rh.)



Arthur Schopenhauer.

Von Dr. Wilhelm Hoffner.

Im Jahre 1853 erschien in der Westminster Review ein Artikel Iconoclasm in German philosophy, in dem, wenn auch nicht ohne Polemik, doch mit unverhehlter Bewunderung die Charakteristik eines deutschen Philosophen entworfen ward, der mit einer Leidenschaftlichkeit, der vergleichbar, durch welche einst die Bilder der Heiligen aus den Kirchen gerissen wurden, gegen die Heroen der nachkant'schen Philosophie, Fichte, Schelling, Herbart, Schleiermacher, Hegel als gegen Charlatane und mittelmäßige Köpfe sich erhoben und auf dem Fundament Kant's, der ihm in seiner Grundansicht mit Platon und der indischen Philosophie einstimmig erschien, ein höchst eigenthümliches System aufgerichtet hatte. Als Dr. Otto Lindner diese Charakteristik deutsch herausgab, erschien hier ein deutscher Denker im Auslande hochberühmt, der in Deutschland ohne Schule, ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung, ohne Wirkung auf den Gang unseres Denkens, ja beinahe ohne Leser geblieben war. Und ein noch merkwürdigeres Phänomen stand bevor; das System dieses Mannes, das 1819, in einer philosophisch sehr bewegten Epoche, ganz wirkungslos vorübergegangen war, begann, von leidenschaftlichen Bewunderern und gleich leidenschaftlichen Gegnern vor das große Publicum gebracht, eine Art von Wirkung zu üben, wie sie so keines der früheren deutschen Systeme gehabt hatte, vergleichbar der, welche die Rousseau und Hume in England und Frankreich besaßen. Es drang nämlich über den Kreis der Gelehrten und Fachmänner hinaus in das Publicum der Kaufleute, Officiere, Weltmänner; es wurde zur Philosophie der Feuilletonisten; ja die Person selbst seines Urhebers ward zum Gegenstande leidenschaftlichen Interesses, zur Zeit seines Lebens der abenteuerlichsten Erzählungen, nach seinem Tode umfassender Mittheilungen, bittrer Kämpfe, in denen sogar die Freunde des Philosophen sich unter sehr persönlichen Invectiven von einander trennten.

Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinungen liegt in der Natur dieses Systems. Es erhob sich nicht aus den Problemen, welche die wissenschaftliche Bewegung dem zusammenfassenden Nachdenken darbot; obwohl der Naturwissenschaften kundig, hatte Schopenhauer sich doch nur bestimmte Resultate derselben zum Aufbau seiner Weltansicht bedient, er hatte nicht wie Schelling ehemals, und wie heute, mit weit größerer Kenntniß, Lotze in Methode und Voraussetzungen der naturwissenschaftlichen Forschung selber einzugreifen unternommen; noch weit weniger hatte er irgendwie aus den Problemen der Wissenschaften des Geistes heraus, wie etwa Hegel und die moderne englische Schule sein System gebildet und so zu den historischen Wissenschaften, zur Rechtswissenschaft, zur Religionsphilosophie eine schöpferische Stellung eingenommen. Er stand völlig außerhalb der Bewegungen der positiven Wissenschaften. Gleichviel wie viel sie ihm gaben, empfangen konnten sie nichts von ihm. Sein

System war daher schon dadurch allein unfähig, für die mit den positiven Wissenschaften beschäftigte Studienzeit und die für diese geschaffenen Universitäten etwas zu sein. Die Vorwürfe der Schopenhauerianer gegen die Universitäten und ihre Philosophie sind daher im höchsten Grade gesucht und überflüssig; wenn sie werden nachweisen können, was diese Philosophie dem mit einer positiven Wissenschaft Beschäftigten in Zusammenhang mit derselben sein konnte, so sollen sie Recht behalten. Oder auch wenn sie andererseits nachweisen können, daß eine solche begründende, Methode, Voraussetzungen und den großen Zusammenhang aller einzelnen Forschung untersuchende Wissenschaft gegenüber dem andringenden bloß praktischen Brotstudium überflüssig sei. Bis dahin mag die einfache, in ihrem Geiste höchst unerklärliche Thatsache ihren ewigen Invectiven gegenübergestellt werden, daß bis heute kein einziger in wirklich fruchtbarer strengwissenschaftlicher Forschung in irgend einem Zweige menschlichen Wissens begriffener Gelehrter sich dieser Philosophie zugewandt hat, sich ihrer Principien zur Leitung seiner Forschung bedienen konnte. Wogegen die gewaltigen Wirkungen Hegel's in der Tübinger Schule, in der Rechtswissenschaft, in den historischen Wissenschaften mit Händen zu greifen sind. Das ist kein Vorwurf für Schopenhauer's System; aber es ist eine übergenügende Rechtfertigung dafür, daß die Universitäten und die Männer der Forschung mit diesem System nichts, gar nichts anzufangen wußten; eine Erklärung des Factums, daß von diesen nie eine Anregung zum Studium dieses Philosophen ausging, ausgehen konnte: die Kraft Schopenhauer's liegt an einem ganz andern Punkte; von diesem daher mußte seine Wirkung ausgehen.

Schopenhauer ist ein außerordentlicher, ja beinahe classischer Schriftsteller. Die Wirkung des Forschers liegt in der Weise, wie er in den Gang der Wissenschaften eingreift. Die Wirkung des Schriftstellers liegt in der Weise, wie er die Richtung des Publicums, den Gang des Zeitgeistes bestimmt. Es sind ganz verschiedene Mittel, durch welche beide wirken. Darum *können* der große Forscher und der große Schriftsteller in einer Person vereinigt sein; aber diese Verbindung ist nicht *nothwendig*. Alle Macht des Schriftstellers beruht auf der Originalität der Erfahrungen, der Anschauungen und der auf sie gegründeten Weltansicht; dann auf der in seiner Kunstform liegenden zwingenden Gewalt, auf freie Weise, ohne Demonstration diese Weltansicht dem Publicum einzuprägen, ich möchte sagen einzunöthigen, da dieselbe keiner Demonstration fähig ist.

Schopenhauer hat unzweifelhaft einige Gedanken ausgebildet, rein metaphysischer Natur, welche für die Philosophie fruchtbar sind. Hierher rechne ich vor Allem die von ihm erneute und eigenthümlich durchgeführte Unterscheidung der verschiedenen Grundformen des Satzes vom Grunde, dann die Hinweisung auf die Intellectualität der Sinneswahrnehmung, welche durch die neuesten Untersuchungen so glänzend bestätigt worden ist — beide Gedanken seiner frühen Jugend angehörig. Diesen beiden Gedanken ist Anerkennung gewiß; seine Aufstellungen über die Sonderung von Willen und Intellect und die secundäre Natur des letzteren sind der weiteren Geschichte der Philosophie anheimzugeben, ob sie je in dieser eine Nachwirkung erlangen. Wo heute Schopenhauer gelesen und verehrt wird in einzelnen Kreisen, sind diese Aufstellungen nicht der Grund; hier wirken ganz andere Gedanken, ja sonderbarer Weise sogar der Glaube, als ob Schopenhauer endlich einmal alle Transscendenz, die ganze alte Weise willkürlichen Philosophirens abgethan hätte; hier wirken die Parerga, der zweite Band der Welt als Wille und Vorstellung; höchstens der ästhetische und moralische Theil des ersten. In allem diesem die ihn zu einem außerordentlichen Schriftsteller erhebende Originalität der Weltansicht und Gewalt der Kunstform.

Diese seine originale Weltansicht ruht auf einer höchst eigenthümlichen Welterfahrung; darauf, daß er die Lage des Menschen in der Welt, seine Natur, die Kräfte der Gesellschaft und der moralischen und intellectuellen Welt in einer Art angesehen hat, wie Niemand vor ihm. Unsichtbare Fäden verbinden ihn in der modernen Weltliteratur mit Byron, Leopardi, einigen andern einsamen Geistern, welche der optimistischen Betrachtung die Erfahrungen ihres Lebens, eine anhaltende und leidenschaftliche Betrachtung des Weltlaufs gegenüberstellten. Es ist *ein pathologisches Interesse der höchsten Art, was uns an diese Schriftsteller fesselt,*

weit stärker noch, als welches durch ihre philosophische oder poetische Genialität in uns hervorgerufen wurde, von diesem ihrem leidenschaftlichen Zuge abgesehen. Dieses Interesse läßt uns, so völlig subjectiven Naturen gegenüber, immer wieder mit den Gedanken zurückkehren zu ihrer Person, zu dem Gang des Schicksals, dem Umkreis der Erfahrungen, aus welchen diese leidenschaftliche Misanthropie entsprang, die hier nicht die gleichgiltige Krankheit eines Individuums, sondern die gestaltende Macht genialer oder doch höchst bedeutender Schöpfungen ist.

Hierin liegt die Rechtfertigung des außerordentlichen Interesses an dem Leben und Charakter des einsamen Philosophen von Frankfurt, ähnlich dem, mit welchem jeder Zug in Byron's Lebensgeschichte von seinen Zeitgenossen aufgesucht, leidenschaftlich besprochen, unvergeßlich eingeprägt ward. Und somit die Rechtfertigung, daß wir hier eine Skizze seines Lebens und Charakters versuchen, eines Mannes, der ein einsamer Denker war und die Philosophie umzugestalten dachte, und dergestalt, daß wir seine systematischen Gedanken und ihre Entwicklung dabei zur Seite liegen lassen. So dürfte Niemand über Kant schreiben, wenn er mehr thun wollte als die bloße Neugier befriedigen. Ein Geschäft, welches nicht Jedermann's Sache ist.

Arthur Schopenhauer ist den 22. Februar 1788 geboren. Von Vaters Seite stammte er aus einem großen Danziger Handelshause. Sein Vater Heinrich Floris war ein ungewöhnlicher Mann. Als Zuschauer bei einer Parade zu Potsdam war er dem großen Friedrich so aufgefallen, daß derselbe ihn auf den andern Morgen in sein Cabinet beschied und nach mehrstündigem Gespräch ihn auf das Dringendste aufforderte, sich in Preußen niederzulassen. Nicht allein, daß er dies von sich wies: nach seinem starren Republicanismus verließ er 1793, als Danzig preußisch wurde, vierundzwanzig Stunden nachdem er hiervon Gewißheit erhalten hatte, die Stadt und siedelte, mit Verlust eines großen Theiles seines Vermögens, nach Hamburg über. Er war bereits in sein achtunddreißigstes Jahr getreten, eine von Jugend an hervortretende Harthörigkeit, die dann hernach auf seinen Sohn vererbte, trat störend genug hervor: als er sich entschloß, die achtzehnjährige Johanna Trosiener, Tochter eines angesehenen Danziger Rathsherrn, zu heirathen. Es war die nachmals als Schriftstellerin so sehr bekannte Johanna Schopenhauer. Eine kleine, ungemein anmuthige Gestalt von den zierlichsten Formen — so wird sie uns geschildert; von hellbraunem Haar und klaren blauen Augen. Ueber ihr Verhältniß zu ihrem Manne berichtet sie selbst: „Ich durfte stolz darauf sein, diesem Manne anzugehören, und war es auch. Glühende Liebe heuchelte ich ihm ebensowenig, als er Anspruch darauf machte." Bevor noch die in Oliva verlebten Flitterwochen zu Ende gingen, begannen die Gatten ihre erste große Reise. Ueber Berlin und Hannover kamen sie nach Frankfurt. „Hier," sagt Johanna, „wehte ein Hauch vaterländischer Luft mir entgegen: Alles erinnerte mich an Danzig und an das dortige reichsstädtische Leben." Sie trug damals den Sohn unter dem Herzen, der dereinst seine zweite Heimath und sein Grab in dieser Stadt finden sollte. Sie reisten durch Frankreich, Belgien nach England. Hier sollte, nach dem Gedanken des Vaters, der dies Land so liebte, daß er lange dorthin auszuwandern im Sinne trug, der Sohn das Licht der Welt erblicken, um das Indigenat solchergestalt zu erwerben. Die plötzlich für Johanna erwachende Sorge trieb sie im Winter nach Danzig zurück; dort ward Arthur geboren.

Wohl hatte der Sohn Recht, die auf freie Willensentwicklung und frühe Selbständigkeit gerichtete Erziehung des Vaters zeitlebens dankbar zu rühmen. Mit neun Jahren nahm ihn derselbe mit nach Frankreich und ließ ihn dort bei einem Geschäftsfreund, wo er mit dem gleichaltrigen Sohne desselben zwei glückliche Knabenjahre verlebte. Dann kehrte er allein, ohne alle Begleitung, nach Hamburg zurück, wo nun ein Privatinstitut ihn zu seinem kaufmännischen Beruf weiter vorbereiten sollte. Damals zuerst regte sich in dem Knaben eine brennende Liebe zu den Wissenschaften. Der Vater ließ ihm die Wahl, sofort in das Gymnasium einzutreten oder eine mehrjährige Reise mit den Eltern zu unternehmen und dann zur Handlung überzugehen. Ganz seiner Erwartung gemäß, vermochte der junge Freund der Wissenschaften dieser

Aussicht nicht zu widerstehen. So begann die Familie jene Reise durch Belgien, England, Frankreich, die Schweiz und Deutschland, von der später Johanna aus dem Reisejournal jener Zeit vielgelesene Beschreibungen publicirte. Es war entscheidend für den Zug des jugendlichen Geistes, daß er in der empfänglichsten Zeit, zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren, der Gelehrsamkeit fern, anstatt mit Worten mit Sachen, anstatt mit Begriffen mit Anschauungen verkehrte: die beinahe künstlerische Anschaulichkeit und die entschiedene Sachlichkeit seines Geistes begründeten sich damals. Den gewaltigsten Eindruck machten die Alpen auf ihn. In Chamouny quälte er seinen Vater, allein zurückbleiben zu dürfen. In England übergab ihn derselbe sechs Monate einer Pension. Das Reiseleben, die Beziehung zu Frankreich und England prägten sich ihm tief ein; auch später waren englische und französische Literatur ihm beinahe gleich nahe wie die deutsche, und Zeit seines Lebens ist er, einem Reisenden gleich, fremd geblieben wo er auch lebte. Auch hierin ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein paar Monate nachdem er zu Neujahr 1805 nach Hamburg zurückgekehrt und in die Lehre eingetreten war, starb sein Vater plötzlich. Die Art seines Todes — er stürzte aus einer hohen Speicheröffnung in den Canal — erregte Aufsehen; es ging das Gerücht, daß er freiwillig, wegen eingebildeter Vermögensverluste, sein Leben geendet habe. Schopenhauer gedachte später seinen Manen die zweite Auflage der Welt als Wille und Vorstellung mit folgenden merkwürdigen Worten zu widmen: „Edler, wohlthätiger Geist! dem ich alles danke, was ich bin. Deine waltende Vorsorge hat mich geschirmt und getragen, nicht bloß durch die hilflose Kindheit und unbedachtsame Jugend, sondern auch in's Mannesalter und bis auf den heutigen Tag. Denn, indem Du einen Sohn, wie ich bin, in die Welt setztest, sorgtest Du zugleich dafür, daß er auch als ein solcher in einer Welt, wie diese ist, bestehen und sich entwickeln konnte. Ohne diese Deine Fürsorge wäre ich hundertmal zu Grunde gegangen. Meinem Geist war die Richtung zu der ihm allein angemessenen Beschäftigung zu entschieden eingepflanzt, als daß ich hätte seiner Natur Gewalt anthun und ihn dahin bändigen können, daß er, unbekümmert um das Dasein überhaupt und nur für das Dasein meiner Person wirksam, das tägliche Brot herbeizuschaffen sich zur einzigen Aufgabe hätte machen können. Du scheinst auch auf diesen Fall bedacht gewesen zu sein und dabei vorhergesehen zu haben, daß Dein Sohn, Du stolzer Republikaner, nicht das Talent würde haben können, wetteifernd mit médiocre et rampant, vor Ministern und Räthen, Mäcenen und ihren Rathgebern zu kriechen und ein sauer abverdientes Stück Brot erst niederträchtig zu erbetteln; daß er vielmehr als Dein Sohn auch mit Deinem geehrten Voltaire denken würde: nous n'avons que deux jours à vivre; il ne vaut pas la peine de les ramper devant des coquins méprisables. — Und so laß meine Dankbarkeit das Einzige thun, was ich für Dich, der Du vollendet hast, vermag: laß sie Deinen Namen so weit bringen, als meiner ihn zu tragen im Stande ist."

Mit vielfachen Aussprüchen höchster Verehrung gegen den Vater contrastirt auf's Schärfste das Verhältniß zu seiner Mutter. Diese Zusammenfassung der merkwürdigen Züge aus Schopenhauer's Leben und Charakter soll ganz sine ira et studio geschehen; eine so bedeutende Natur hat nicht darum für den Fortschritt der Menschheit auf die gewöhnlichen Genüsse des Lebens und sein einfaches Glück, in dem aller menschliche Friede beschlossen ist, mit großer Resignanation verzichtet, um hernach in genauer Photographie ihrer Stärken und Schwächen dem Publicum zur Belehrung und Ergötzung ausgestellt zu werden; alle diese Züge können nur unter dem einen Gesichtspunkt vor's Publicum gebracht werden, ihre Stellung zur Welt, aus der die Erfahrungen ihres Lebens entsprangen, zur Anschauung zu bringen. Daher der förmliche Proceß, den seine Freunde über seinen Charakter instruirt haben, uns weder ihrer würdig, noch der Stellung des Publicums zu einem Manne dieser Art entsprechend zu sein scheint. Daher wir auch hier, wo die Empfindung unverdrängbar und völlig einfach gegenüber den Thatsachen redet, nur darstellen, nicht urtheilen.

Ein Jahr nach Floris Schopenhauer's Tode finden wir Johanna, die nachmals so bekannte Romanschriftstellerin, mit der kleinen Tochter Adele in Weimar. Von der

Wirkung dieser Stadt, nach welcher sie ihre poetischen Neigungen zogen, sagt Adele: „Diese Zeit schuf in ihr einen zweiten Geistesfrühling, denn der Himmel gewährte ihr in derselben, was er sonst nur der Frische der Jugend zu geben pflegt. Mit dem wärmsten sorglosesten Gefühle blickte sie in eine ihr bis dahin unbekannt gebliebene und doch längst geahndete neue Welt; überrascht von der plötzlich sich entfaltenden Kraft ihrer Fähigkeiten, von ihrem bis dahin schlummernden Talent mit einem Male gehoben, genoß sie mit täglich neuer Freude den Umgang der ausgezeichneten Männer. Sie war wohlhabend genug geblieben, um bequem leben und den reichen Kreis dieser Freunde fast täglich um sich herziehen zu können. Ihr anspruchsloser und doch anregender Umgang machte ihr Haus zum Mittelpunkt des geistiggeselligen Treibens." Ihr Salon versammelte wöchentlich zweimal Männer wie Goethe, Wieland, Heinrich Meyer, Falk, Fernow, Zacharias Werner, Fürst Pückler, die beiden Schlegel und Andere. Inzwischen hatte der Sohn in Hamburg, vom plötzlichen Tod des geliebten Vaters tief erschüttert, aus Pietät den von diesem vorgeschriebenen, ihm verhaßten Lebensplan weiter verfolgend, aber mit sich selber ganz zerfallen, schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Aus diesen riß ihn die Mutter, welcher ihr Freund Fernow, als sie ihm einen Brief des Sohnes zeigte, erklärte, daß es noch nicht zu spät sei, umzukehren, den verhaßten Beruf mit den Wissenschaften zu vertauschen. Als Schopenhauer diese Erklärung durch die Mutter erhielt, brach ein Strom von Thränen aus seinen Augen; er war sofort entschieden. Nach halbjährigem Besuch des Gymnasiums in Gotha ging er zu Mutter und Schwester nach Weimar über, wo er sich unter Passow's Leitung zur Universität vorbereitete. Aber so entschieden hatte sich schon der innere Gegensatz zwischen Mutter und Sohn herausgestellt, daß diese ihm den Wunsch aussprach, ihre Wohnung nicht mit ihm zu theilen. „Es ist zu meinem Glücke nothwendig — so lautet der Brief — zu wissen, daß Du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe Dir immer gesagt, es wäre sehr schwer, mit Dir zu leben, und je näher ich Dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es Dir nicht, so lange Du bist wie Du bist, werde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne Dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von Dir zurückscheucht, nicht in Deinem Gemüth, nicht in Deinem innern, aber in Deinem äußeren Wesen, Deinen Ansichten, Deinen Urtheilen, Deinen Gewohnheiten, kurz ich kann mit Dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen; auch Dein Mißmuth, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finstern Gesichter, Deine bizarren Urtheile, die wie Orakelsprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, drücken mich und verstimmen meinen heitern Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Dein leidiges Disputiren, Deine Lamentationen über die dumme Welt und das menschliche Elend machen mir schlechte Nacht und üble Träume." So sehr waren in dem damals Zwanzigjährigen alle Ursachen schon entwickelt, die gleichmäßigen Verkehr mit Menschen ihm unmöglich machten, und mit diesen Ursachen zugleich das Bedürfniß der Einsamkeit und der diesem allein entsprechende Pessimismus. Die paar Worte seiner Mutter vernichten alle jene Vorstellungen von der Einsamkeit des Genies, die er ausschließlich aus seiner Erfahrung abzog und die dann seine Schüler wieder wie einen richtig gefundenen allgemeinen Satz auf ihn anwandten. Die Ursachen seiner Einsamkeit lagen in seinem unseligen Naturell; und dieser Zustand des Zwanzigjährigen, mit allen Erfahrungen bedeutender Menschen verglichen, spricht eher gegen eine gesunde und freie Genialität als für sie, wenn man erst überhaupt so sonderbar verschiedene Dinge mischen will.

Nachdem er so, durch ein ganz außerordentliches Sprachtalent unterstützt, die Gymnasialstudien durchflogen, bezog er, einundzwanzig Jahre alt, obwohl er doch so spät die Studien begonnen hatte, mit den Alten und zugleich mit der Literatur von drei modernen Culturvölkern innig vertraut, die damals in den allgemeinen Wissenschaften, die Philosophie ausgenommen, außerordentlich glänzende Universität Göttingen, und ließ sich in der medicinischen Facultät einschreiben. Durch seine Universitätsjahre hindurch geht ein gründliches Studium der Naturwissenschaften. Ohne Zweifel war er mit diesen unter den

positiven Disciplinien am besten vertraut. Er rühmte daher auch gerne gelegentlich: „Ich habe meine Anatomie unter Hempel und Langenbeck eifrig durchgemacht, sodann über die Anatomie des Gehirnes allein ein eigenes Collegium bei Rosenthal im anatomischen Theater der Pepinière in Berlin gehört, habe dreimal Chemie, dreimal Physik, zweimal Zoologie, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Physiologie, allgemeine ditto, Geognosie, Astronomie u. s. w. gehört; dann, mein ganzes Leben hindurch die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke, besonders der Franzosen und Engländer studirt, wie die Exemplare mit Glossen in meiner Bibliothek bezeugen. Darum kann ich mitreden und hab's mit Ehren gethan." Indeß schon in Göttingen hatte er in den philosophischen Studien die eigentliche Heimath seines Geistes gefunden; er hatte begonnen, alle andern Studien diesem umfassendsten unterzuordnen. Der berühmte Skeptiker G. E. Schultze war dort sein Lehrer geworden, ein Mann von höchst lebendigem, ganz freiem Vortrag, in den Ideen der Kant'schen Epoche sich bewegend, mit Wegwendung von allen Späteren: so daß er von diesem den ersten Anstoß erhielt, sich in Kant zu vertiefen und die Späteren gering zu achten. Schon dieser wies ihn auf ein Kant und Platon zusammenfassendes Studium hin, wie denn die Verschränkung der Grundgedanken dieser beiden in einen für ihn ein sehr wichtiger Ausgangspunkt blieb; die Welt der Erscheinung und die des trügerischen, werthlosen, ewig durch neue Gestalt täuschenden Werdens, und die Welt des Dinges an sich und des wahrhaften Seins, welches allein den Ideen zukommt: diese beiden Gegensätze verschmelzen ihm in eins. Dagegen wirkte auf diese positive, in Anschauungen aufgewachsene, schöpferische Natur der Skepticismus Schultze's gar nicht; seinem Heft der Schultze'schen Metaphysik schrieb er spöttisch Goethe's Vers vorauf:

Sie gehn dem Flämmchen auf der Spur
Und glaub'n sich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur,
Da bin ich recht am Platze.

So durch Schultze's Unterricht hinlänglich gegen die Waffen des Idealismus, der in Berlin in Blüthe stand, gefeit, wandte er sich nach dieser Universität, schon damals der bedeutendsten, umfassendsten Deutschlands. So begleiten denn seine Nachschriften der Vorlesungen Fichte's sogleich kritische Glossen, die sich im Laufe der Zeit zum bittersten Spott steigern. Im Anfang klagt er darüber, daß die beständigen Wiederholungen dergestalt ermüden, daß dann auch leicht in der nothwendig entstehenden Zerstreuung Nothwendiges überhört wird. Schon zur elften Vorlesung über die Thatsachen des Bewußtseins bemerkt er: „In dieser Stunde hat er außer dem hier Aufgeschriebenen Sachen gesagt, welche mir den Wunsch auspreßten, ihm eine Pistole auf die Brust setzen zu dürfen und dann zu sagen: sterben mußt Du jetzt ohne Gnade; aber um Deiner armen Seele willen sage, ob Du Dir bei dem Gallimathias etwas Deutliches gedacht oder uns bloß zum Narren gehabt hast?" Das Heft über Wissenschaftslehre ist in Protokolle getheilt; er spielt den Richter in Sachen der Philosophie Fichte's. Die Randbemerkungen zu Schleiermacher's Vorlesungen scheinen ohne die studentischen Spottreden, wie denn diesem wunderbaren Manne gegenüber auch ein so unmäßig zu Kritik und Selbstüberhebung aufgelegter Student, wie Schopenhauer war, wohl schwerlich dazu die Verwegenheit fand: den Gegensatz zeigen sie aber um nichts weniger schroff. Am meisten scheint ihn in Berlin die Natur Friedrich August Wolff's angezogen zu haben; er hörte beinahe alle seine Collegien, dabei entwickelte sich in selbständigen philosophischen Studien der Gedanke seiner frühesten und, nach unsrer Ansicht, philosophisch fruchtbarsten Schrift, mit welcher er in Berlin zu promoviren gedachte. Da brach der Befreiungskrieg aus.

Wer weiß nicht, wie die Begeisterung desselben auf die studentische Generation von 1813 gewirkt hat? Wie in Berlin Fichte und Schleiermacher die Hörsäle schlossen und den Tag für gekommen erklärten, an dem die Wissenschaften schwiegen vor den zur Befreiung des Vaterlandes ergriffenen Waffen? Schopenhauer, der Fremdling, wo er auch war, der zum Kosmopolitismus Erzogene, begab sich in eiliger Reise von Berlin nach Dresden: „Beim Ausbruch des Kriegs 1813 — erzählt sein Freund — verfolgte ihn die Furcht, zum Kriegsdienst gepreßt zu werden." Man soll diesen Zug in seinem Leben weder durch eine Sophistik über höhere Pflichten höhe-

rer Geister und den ausschließlichen Dienst der Intelligenz, welchen Schopenhauer als seinen Lebensberuf erkannt habe, in ein ihm fremdes und falsches Licht stellen; man soll ebensowenig maßlose Invectiven daranknüpfen. Der große Impuls dieser Zeit bestand in dem elementaren Gefühl, daß dem, dessen Vaterland im Begriff sei, unterzugehen, Eroberungen des Geistes, von welcher Bedeutung auch, nichts mehr sein könnten, mit solchem Verlust verglichen, nicht einmal ein Trost. Diese elementare Empfindung bewegte Schopenhauer nicht. Hiervon ist nun dies die Folge, daß er nach dieser Seite hin die Welt falsch empfand, falsch verstand. Wenn Fichte und Schleiermacher mit der einseitigen Kraft, welche Größe ist, die Wissenschaft an die Nationalität banden in ihren Systemen: so lag in solchen Gedanken, die von keinem Geiste wissen wollten ohne sichtbaren Leib, eine heilsame Reaction gegen die Zerflossenheit rein literarischer Bildung: sie haben auf das Glücklichste in unsere Entwicklung eingegriffen. Schopenhauer's Isolirung des moralischen Menschen und seine daraus fließende Theorie vom Staat ist eine gänzlich unwahre und hoffentlich völlig wirkungslose Paradoxie. So wenig der Kern dieses Einsamkeitsgefühls in einer wirklichen, bestehenden Ueberlegenheit lag, wie wir dies an dem Brief seiner Mutter sahen, so wenig lag, daß er sich von jetzt ab allem Verhältniß zu seinem Vaterlande entzog, an den anderweitigen Pflichten seines Genie's. Sein Freund und Biograph scheint uns ganz richtig zu sehen, daß er auch diesen Punkt unter die krankhaften Angstgefühle rubricirte, welche auch in seinem Vater hervortraten, welche aber, ohne allen Gedanken an Vererbung, aus dem Zusammentreffen eines sehr starken Egoismus und einer außerordentlichen Unbehilflichkeit in der Welt schon hinlänglich erklärbar ist. „In Berlin quälten ihn eingebildete Krankheiten und Streithändel. Aus Neapel vertrieb ihn die Angst vor den Blattern, aus Berlin die Cholera. In Verona ergriff ihn die fixe Idee, vergifteten Schnupftaback genommen zu haben. Jahre lang verfolgte ihn die Furcht vor einem Criminalproceß wegen der (noch zu erwähnenden) Berliner Affaire, vor dem Verlust seines Vermögens und vor der Anfechtung der Erbtheilung, seiner eigenen Mutter gegenüber. Entstand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Seine Werthsachen hielt er dergestalt versteckt, daß trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, Einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und seine häusliche Oekonomie betraf, vertraute er der Landessprache an; um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften, verwahrte seine Werthpapiere als arcana medica. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Schiffchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Localen nicht der Ansteckung preisgegeben zu sein." Erwägt man diesen Gemüthszustand Schopenhauer's, so scheint es wirklich mehr als überflüssig, die Motive zu erwähnen, welche ihn abgehalten haben möchten, an den gefährlichen Vorbereitungen zum Kriege von 1813 oder an diesem Kriege selbst theilzunehmen! Aber übergehen darf man doch auch diese seine Stellung im großen Jahre nicht stillschweigend, wenn man sein Verhältniß zu den Fichte und Schleiermacher nach allen Seiten sehen will. Wie mochte er sich nun dem ehernen Fichte gegenüber empfunden haben, in Erwägung des unreifen Spottes, mit dem er eben noch auf der Collegienbank ihm gegenüber ihn überschüttet hatte!

So verfolgen wir ihn denn, während die Geschicke seines Vaterlandes im Wechsel der Schlachten entschieden werden, in die Stille des Rudolstädter Thales, wo er die Grundlinien seines Systemes zieht. Vierzig Jahre später hat dort im Gasthaus zum Ritter, wo er wohnte, ein Anhänger von ihm, von seiner Hand in eine Fensterscheibe eingegraben einen horazischen Vers gefunden, in dem er die Anmuth des Thales preist, und das Datum seines Aufenthalts. In seinem Tagebuche finden sich daneben witzige Klagen über Thier- und Kindergeschrei, wie denn seiner sensiblen Natur zeitlebens jedes Geräusch unmäßig empfindlich gewesen ist. „Es ist gerecht, aber hart, daß wir unser ganzes Leben hindurch so vielerlei Kinder müssen täglich schreien hören, dafür, daß wir ein paar Jahre geschrien haben." Und dann sehr schön und anschaulich: „Wenn mir ein Gedanke nur undeutlich entsteht und als ein schwaches

Bild vorschwebt: so ergreift mich unsägliche Begierde, ihn zu fassen; ich lasse Alles stehen und liegen und verfolge ihn, wie der Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und ihn als erlegt zu Papier bringe. Bisweilen entrinnt er mir doch: dann muß ich warten, bis ein anderer Zufall ihn einmal wieder aufjagt. Grade die, welche ich erst nach mehreren vergeblichen Jagden fing, sind gewöhnlich die besten. Aber wenn ich bei so einer Verfolgung unterbrochen werde, besonders durch ein Thiergeschrei, das zwischen meine Gedanken hereinfährt, wie das Henkerschwert zwischen Kopf und Rumpf — da empfinde ich eins der Leiden, die wir verwirkt haben, als wir mit Hunden, Eseln, Enten in eine Welt hinabstiegen."

In solcher Abgeschiedenheit entstand die berühmte Schrift „über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde." Wie sie jetzt in zweiter Auflage vorliegt, zugleich das kürzeste und am tiefsten einschneidende Werk Schopenhauer's, ist sie stärker umgearbeitet als eines seiner andern Werke; aber der geniale Geist gehört der ersten Auflage. Daß der Satz vom Grunde ein



Arthur Schopenhauer.

gemeinsamer Ausdruck für sehr verschiedene Verhältnisse ist, von dieser Einsicht, welche bereits Aristoteles mit der ihm eigenen analytischen Schärfe erfaßte, geht Schopenhauer aus. Aber die Unterscheidungen, die sich bei jenem vorfinden, gestaltet er vollkommen um im Geiste des transscendentalen Idealismus. Aus einer und derselben Urbeschaffenheit unseres Erkenntnißvermögens, als ihrer gemeinsamen Wurzel, entspringen die vier Formen des Satzes vom Grunde; die Ursache dieses Unterschiedes liegt in den möglichen Classen von Objecten, welche dem

Erkenntnißvermögen vorliegen; in ihrer Totalität aber haben wir den innersten Keim aller Dependenz, Relativität, Instabilität und Endlichkeit der Objecte unseres in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, Subject und Object befangenen Bewußtseins, jener ewig werdenden und vergehenden Welt, wie sie Plato nannte, jener Welt der Zeitlichkeit, wie sie das Christenthum bezeichnet. So verwob sich die Kritik des Satzes vom Grunde in jene Grundanschauung, die von der Einheit Plato's und Kant's ausging.

Nachdem Schopenhauer auf Grund dieser Abhandlung Anfangs October 1813 von der philosophischen Facultät in Jena in absentia promovirt worden war, blieb er den Winter über in Weimar. Hier sollte der Gegensatz zwischen der Mutter und ihm sich auf das Schmerzlichste steigern; und zu gleicher Zeit sich eine Beziehung knüpfen, welche den glänzendsten Punkt seines äußeren Lebens bildet, die Beziehung zu Goethe. Wir verfolgten bereits das Verhältniß zur Mutter in früheren Jahren. Während die Divergenz dieser beiden Naturen nicht größer gedacht werden konnte: waltet in beiden ein scharfer Egoismus, der die Eigenwilligkeit des Andern nur widerwillig duldet. „Ich und Du sind zwei," sagte wohl Schopenhauer aus tiefster Verstimmung heraus. Er warf ihr vor, das Andenken seines Vaters nicht geehrt zu haben. Er fürchtete von ihrer Verschwendung den Ruin des väterlichen Vermögens, an das sich seine Hilflosigkeit der Welt gegenüber als an die Bedingung seines Lebens selber hielt. Als er ihr die „vierfache Wurzel" überreichte, scherzte sie: das sei wohl etwas für Apotheker. „Man wird es noch lesen," entgegnete er, „wenn von Deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird." Sie gab ihm den Spott zurück: „Von den Deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein." Es kam zwischen beiden zu Scenen, welche es unmöglich erscheinen ließen, daß sie ferner zusammenlebten. Gwinner erzählt: „daß im Laufe der Zeit ein milderes Urtheil der besseren Einsicht gefolgt sei und die mütterliche Liebe neu aufsproßte." Daß der Sohn noch im späteren Alter keine seiner und der Mutter würdige Stimmung finden konnte, zeigt ein von Frauenstädt mitgetheilter Zug. Dieser nämlich theilte dem Frankfurter Philosoph eine Charakteristik der Mutter aus dem eben gedruckten Tagebuche des berühmten Criminalisten Feuerbach mit: „Hofräthin Schopenhauer, eine reiche Wittwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schriftstellerin. Schwatzt viel und gut, verständig; ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauterm Verstand aufgesproßt ist." Und der Sohn bemerkt darauf: „Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih' mir's, lachen müssen."

Dies Verhältniß trübte auch die Beziehung zu seiner Schwester. Adele Schopenhauer war bekanntlich eine von Goethe's besonderen Lieblingen und mit Goethe's Schwiegertochter innig befreundet. Wir entnehmen Gwinner folgende schöne Schilderung von ihr in ihrem Verhältniß zum Bruder. „Sie bildete den angeborenen Kunstsinn unter Goethe's eifriger Leitung und im Verkehr mit den Koryphäen der neudeutschen Kunst zu einer hohen Stufe aus. Ihre Urtheilskraft schätzte Goethe so hoch, daß er sich über Bücher aller Art, die ihm zugeschickt waren, von ihr Bericht erstatten ließ. Alle diese ihre geistigen Vorzüge wurden aber von jener unverwelklichen Schönheit eines wahrhaft hochgeborenen Charakters überstrahlt, die Freuden und Leiden eines vielbewegten Lebens zuletzt mit überirdischem Frieden verklärte. In den Tagen des Glücks hatte ihr edler Stolz es verschmäht, in die eine oder andere sie nicht befriedigende Ehe zu treten; aber auch nachdem sie Vermögen und Gesundheit verloren hatte, blieb ihr die Liebe aller, die sie kannten, und sie trug den Schmerz eines unbefriedigten Lebens mit dem schweigenden Heroismus, dessen nur die edelste Weiblichkeit fähig ist. Sie hing besonders in jüngeren Jahren mit inniger Liebe an dem Bruder und ihre Schuld war es nicht, wenn seine Misanthropie auch sie nicht verschonte. Doch erhob er sie, wenn er sie einmal verdammt hatte, das andere Mal wieder in den Himmel und eine völlige Entfremdung ließ die edle Natur beider nicht aufkommen."

In dem Salon der Hofräthin Schopenhauer erblickte ihr Sohn zuerst Goethe. An einem Abend, an dem ein Liebhabertheater im Hause seiner Mutter spielte und

Adele in Goethe's weißem Brocatrock prangte, der bei der Promotion in Straßburg zuerst gedient hatte, inmitten des leichten heitern Lebens, mit dem hier eine heitere und geistreiche Gesellschaft den einsamen, in sich verschlossenen Dichter umgab: näherte sich ihm der mitten in der Jugend schon tiefernste, ja verdüsterte Jüngling, der es bereits seiner Umgebung, beinahe wie im Trotz gegen das leichte Treiben, entgegengeworfen hatte, er werde der Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts sein; als Ottilie von Goethe dem Dreiundsiebzigjährigen zur dritten Auflage seines Hauptwerkes gratulirte, erinnerte sie ihn daran. Die Farbenlehre bot den Berührungspunkt. Es sind neuerdings verschiedene Denkmale von Beziehungen Goethe's zu jungen Männern, welche sich ihm näherten, in die Oeffentlichkeit gelangt, welche das Bild seines Alters auf eine wundervolle Art ergänzen. Der abgeschlossene, einsame, alternde Dichter, derselbe Mann, welchen anspruchsvolle Besuche so kalt und verschlossen fanden, geht hier mit der liebenswürdigsten Theilnahme in die Bestrebungen Jüngerer ein. So erscheint er in Mendelssohn's Reisebriefen, in den Tagebüchern und Correspondenzen Boisserée's, manchen weniger in einer entschiedenen Richtung bedeutenden Naturen gegenüber ebenso, wofür die überaus anmuthige Erzählung eines Berliner Buchhändlers über drei Besuche bei Goethe statt vieler erwähnt sein mag. In all diesen Berichten tritt aber ein Grundzug seiner späteren Natur mit einer wundervollen Naivetät und Unbefangenheit hervor und bestimmt von vornherein das Verhältniß — jene seine Sachlichkeit, oder wie er selber den Ausdruck schärfer prägte, Sachdenklichkeit. Er bedarf für jede Beziehung zu einem andern Menschen eines idealen Hintergrundes; aber er erkennt keine andere Idealität an, als die sich eines bestimmten Gegenstandes gründlich bemächtigt. Er ist für allgemeine Gespräche unzugänglich; aber er ist stets bereit, sich von jeder bestimmten, allgemeine Bezüge darbietenden Sache ernsthaft bewegen zu lassen. Er hat eine starke Abneigung gegen enthusiastische Reden, den unbestimmten Drang gährender Jugend; aber jede zweckmäßige tiefgehende Beschäftigung erfüllt ihn mit Theilnahme. Er ist sofort bereit, mit Mendelssohn die Grundgesetze der Musik zu verfolgen; mit Boisserée die der Architektur. Wie er dem innerlich gährenden Jüngling gegenüber, in welchem sich eine eigene Gedankenwelt zu bewegen begann, sofort, alle diese Entwicklungen von sich abweisend, aber dafür zusammenhängender Beziehung durch einen klaren Gegenstand um so zugänglicher, dieselbe Stellung ergriff, erzählt er selber: „Dr. Schopenhauer — sagt er — ist ein bedeutender Kopf, den ich selbst veranlaßte, weil er eine Zeit lang sich in Weimar aufhielt, meine Farbenlehre zu ergreifen, damit wir in unseren Unterredungen irgend einen quasirealen Grund und Gegenstand hätten, worüber wir uns besprächen, da ich in der intellectuellen Welt ohne eine solche Vermittlung gar nicht wandeln kann, es müßte denn auf poetischem Wege sein, wo es sich ohnehin von selbst gibt." Schopenhauer selbst berichtet: „Was mich betrifft, so bin ich Goethe's persönlicher Schüler und sein erster öffentlich erklärter Anhänger in der Farbenlehre. Im Jahre 1813 und 1814 lehrte er mich persönlich, lieh mir den größeren Theil seines eigenen Apparates und machte mir die complicirteren und schwereren Experimente selbst vor." Auf Grund dieser gemeinsamen Studien gedieh nun eine Beziehung zu Goethe, deren Verlauf denn freilich durch Schopenhauer's Verhältniß zur Farbenlehre bestimmt war. Wir legen die Acten dieses wichtigen Verhältnisses vor. 1813 schreibt Goethe an Knebel: „Der junge Schopenhauer hat sich mir als ein merkwürdiger und interessanter junger Mann dargestellt; Du wirst weniger Berührungspunkte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neueren Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passiren lassen; ich finde ihn geistreich und das Uebrige lasse ich dahingestellt." Dann 1816 in den Tag- und Jahresheften, in dem Jahr, in welchem Schopenhauer's Abhandlung über das Sehen und die Farben erschien: „Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten Manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher miteinandergegangen,

sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, wo sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen." Dann endlich 1819, nach Vollendung der Welt als Wille und Vorstellung, in derselben Chronik der Goethe'schen Beziehungen: „Ein Besuch Dr. Schopenhauer's, eines meist verkannten, aber auch schwer zu erkennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zu wechselseitiger Belehrung." Und nun endlich der Bericht Adelens an den Bruder, der nach Vollendung seines philosophischen Grundwerkes über die Welt als Wille und Vorstellung nach Italien gegangen war: „Goethe empfing Dein Werk mit großer Freude, zerschnitt gleich das ganze dicke Buch in zwei Theile und fing augenblicklich an, darin zu lesen. Nach einer Stunde sandte er mir beiliegenden Zettel und ließ sagen, er danke Dir sehr und glaube, daß das ganze Buch gut sei, weil er immer das Glück habe, in Büchern die bedeutendsten Stellen aufzuschlagen, so habe er denn die bezeichneten Seiten gelesen und große Freude daran gehabt, bald gedenkt er Dir weitläufiger seine Herzensmeinung zu schreiben; bis dahin solle ich Dir dies melden. Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buch und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude, denn nun lese er es von Anfang bis zu Ende und denke wohl so viel Zeit dazu zu bedürfen. Dann sprach er mit mir und sagte, es sei ihm eine große Freude, daß Du noch so an ihm hingest, da ihr euch doch eigentlich über die Farbenlehre veruneinigt hättet, indem Dein Weg von dem seinigen abginge. In Deinem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung." Dies die wichtigsten Aeußerungen Goethe's. Alles Bedeutende, was in dem Zeitalter dieses wunderbaren Mannes sich erhob, mißt sich an ihm. Ueber jeden hervorragenden Kopf dieser Periode schwebt uns die Frage auf den Lippen, was dachte Goethe von ihm. Hier aber liegt noch mehr vor als ein bloßes Urtheil — und zwar eines, das offenbar Theilnahme und Vorliebe zeigt —: eine starke persönliche Einwirkung, die stärkste, welche Schopenhauer Zeit seines Lebens erfuhr. Goethe ward ihm der Typus für jene schöpferische Macht der Anschauung, welche er überall dem Denken aus dem bloßen Begriff gegenüberstellt.

Gwinner erwähnt nur kurz einer andern bedeutenden Einwirkung, die er in Weimar erfuhr. Friedrich Mayer führte ihn in das indische Alterthum ein, das ihm gewissermaßen zur Heimath seines Denkens werden sollte. Auch sonst finden wir keine näheren Züge, welche die Art verdeutlichten, wie dies außerordentlich wirksame Moment in den Kreis seiner Gedanken eintrat.

Aus dem zerstreuenden Weimarer Treiben und dem quälenden Verhältniß zur Mutter riß sich Schopenhauer heraus, indem er sich im Frühjahr 1814 nach Dresden begab, um das Werk seines Lebens dort zur Reife zu bringen. Es sind vier Jahre, in welche sich Entwurf und Ausführung der Welt als Wille und Vorstellung und damit der Hauptinhalt seines Lebens zusammendrängt. Jedes weitere Interesse an seinen äußeren Beziehungen muß hier vor der Entstehungsgeschichte dieses Werkes zurücktreten. Für diese Entstehungsgeschichte sind nun die Mittheilungen aus Schopenhauer's Gedankenbüchern, wie sie Frauenstädt gegeben hat, vom größten Interesse: sie gestatten uns, das Wachsthum dieses philosophischen Systems in Aufzeichnungen von 1812 bis 1818, aus Berlin, Weimar und Dresden zu verfolgen. Leider hat Frauenstädt diese Papiere weder zu einer vollständigen Entwicklungsgeschichte verarbeitet, noch das Wesentliche aus ihnen in seiner ursprünglichen Folge und wahren chronologischen Bedeutung mitgetheilt. Ein außerordentlich anschauliches Bild der Entstehung des Werkes, welches auch ganz mit den ersten Fragmenten desselben übereinstimmt, liegt in folgendem Bruchstück vor, das uns schon seiner Schönheit wegen drängt es ganz mitzutheilen. Ist darin auch vielleicht etwas von gekünsteltem Bewußtsein der Genialität, so drückt es doch sehr tief die Stimmung des Philosophen während der Conception und Abfassung seines Werkes aus. „Unter meinen Händen oder vielmehr in meinem Geist erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem sein soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als die Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, concrescirt allmälig und langsam wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was

zuerst und was zuletzt entstanden ist. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Theil nach dem andern gewahr, das heißt ich schreibe auf, unbekümmert wie es zum Ganzen passen wird, denn ich weiß, es ist alles aus Einem Grund entsprungen. Es entsteht ein organisches Ganzes und nur ein solches kann leben. Ich, der ich hier sitze und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Zufall, Beherrscher dieser Sinnenwelt, laß mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre, denn ich liebe mein Werk wie die Mutter ihr Kind. Wenn es reif und geboren sein wird, dann übe dein Recht an mir und nimm Zinsen des Aufschubs. Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien der Welt gegeben werden, wie sie sind und was sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restaurirt." Das Glück des Schaffens ist denn auch über dieses Buch ausgegossen, wie sonst nur über die Werke der Künstler. War ihm doch die Philosophie ganz anders als den späteren modernen Philosophen mit der Kunst verwandt: der Geist unserer ästhetischen Periode, der Geist Schelling's, der Romantiker wirkt hier, wie an andern wichtigen Stellen, ihm selber später nicht mehr bewußt, ja von ihm leidenschaftlich verleugnet, in ihm fort. Die Contemplation Goethe's gibt hier den ruhelosen, gespannten, mit einer unerhörten Energie durchgeführten Untersuchungen Kant's eine ganz anschauliche, ganz in sich selber vertiefte Wendung. Aus dem tiefruhigen und klaren Strom dieser Sprache erheben sich einfache, ja nicht selten in allzugroßer Gleichmäßigkeit wiederkehrende Bilder, die aber ganz den Gedanken versinnlichen. Es ist eine Art von Cultus, den er mit seinen Bildern treibt; an einer Stelle constatirt er gradezu chronologisch die Priorität eines Bildes Goethe gegenüber. Man sieht dieselben in seinen ersten Manuscripten sich allmälig entwickeln, und zwar, wie es scheint, auf eine höchst merkwürdige Weise. Während die Bilder des Philosophen sonst aus dem Bedürfniß der Deutlichkeit, aus dem Bedürfniß, einen bestimmten Gedanken zu erläutern, entspringen, geht Schopenhauer offenbar von äußern Bildern aus und von ihnen springt er dann erst zu einem bereitliegenden abstracten Satz über, den er durch sie erhellt. Man sieht ihn unwillkürlich in der anmuthigen Künstlerstadt die Elbe entlang wandeln, oder in der Gemäldegalerie, und wie sich da zu jeder Zeit die äußere Welt zu Bildern der Gedankenwelt gestaltet, die er selber in sich trägt. Diese Bilder haben daher ihre Geschichte. Und daher stammt wohl auch die merkwürdige ruhige Vollendung, in welcher sie in der Welt als Wille und Vorstellung dastehen, gar nicht aus der augenblicklichen Bewegung des Schreibenden allein entsprungen, und mit den Merkmalen dieses zufälligen Ursprungs, sondern vielmehr völlig mit der Gedankenwelt selber zu einem unlöslichen Ganzen verschlungen. Ein schönes Beispiel hiervon ist, wie jenes wunderbare indische Bild von der erscheinenden Welt als dem „Schleier der Maja," der das Innere täuschend verhüllt, sich durch das ganze Werk in einer neuen Anwendung hindurchschlingt. Diesem entspricht eine andere dichterische Seite des Werks. Schopenhauer ist von einer außerordentlichen Tiefe psychologisch-ethischer Anschauung. Und diese Anschauungen, wie sie aus seiner persönlichen Erfahrung entspringen, generalisiren sich sofort in ihm, wie in einem Dichter. Wenn aber Jener allgemeingiltige Gestalten aus ihnen schafft, so gedenkt er, allgemeingiltige Sätze aus ihnen zu gewinnen. Er gestaltet daher seine persönlichen Erfahrungen zu psychologischen Phänomenen und gebraucht diese psychologischen Phänomene als Bestätigung seiner abstracten Gedanken. In dieser Uebereinstimmung ganz allgemeiner metaphysischer Sätze und sprechender Phänomene liegt ein eigenthümlicher und gefährlicher Zauber seiner Methode. Was den wichtigsten Gegenstand aller wissenschaftlichen Untersuchung ausmacht, was Baco die axiomata media nannte, die Welt der Gesetze, welche zwischen den Phänomenen und den letzten Principien liegt, wird hier aus der Philosophie ausgestoßen und alle Willkür in der Verknüpfung von Anschauungen und letzten Gründen hat nun in ihr freien Tummelplatz. Diese Philosophie beweist nicht, sie macht anschaulich, deutlich, einleuchtend: sie wendet sich an den contem-

plativen Geist des Lesers, wie weit er mit ihr zu gehen in sich Kraft und Neigung empfinde. Und daran schließt sich eine dritte Eigenschaft des merkwürdigen Werkes, welche ebenfalls in dieser künstlerischen Genesis desselben ihren Ursprung hat. Schopenhauer liebt es, sich mit Kant zu vergleichen, dem großen Ahnherrn der modernen deutschen Philosophie, als dessen wahren Erben er sich betrachtet. Der harten, festgeprägten Terminologie Kant's, den unaufhörlichen Definitionen und Argumenten desselben merkt man überall die eiserne Energie eines Geistes an, der sich ein ganzes Heer verdichteter Begriffe schuf, um das ungeheure Gebiet seiner Gedanken überblicken und bewegen zu können. Eine Arbeit dieses Geistes, wie sie in keinem zweiten Kopfe vor sich ging, so bewußt, so unablässig, so angestrengt, und unter der alle bisherigen Begriffe sich verwandelten. Schopenhauer's System, wie es sich in der von ihm geschilderten Weise von allen Seiten her zugleich entwickelte, besitzt die Einheit der Stimmung, nicht den strengen Zusammenhang der Begriffe. Daher er auch, Kant's vieljähriger Arbeit entgegengesetzt, es vermochte, am Beginn seiner Laufbahn, mit einer wundervollen Einheit der Empfindung und einer eben so bewundernswürdigen Kunst der Composition dies Hauptwerk seines Lebens in den Jahren zu schreiben, von denen wir eben reden: er war einunddreißig Jahre alt, als es vollendet war, gewissermaßen die Aufgabe seines Lebens vollbracht. In späteren Jahren sagte er wohl, so etwas vermöge man nur in der Jugend und nur mit Eingebung zu schreiben, und besonders das vierte Buch bewunderte er wie das eines ganz andern Menschen. Als er im Frühling 1818 in sein Werk vertieft aus der mit einem Blüthenmeere bedeckten Orangerie des Zwingers ganz berauscht heimkehrend von seiner Hauswirthin, die eine Blüthe an seinem Rocke erblickte, mit den Worten empfangen wurde: „Sie blühen, Herr Doctor!“ antwortet er in überströmendem Selbstgefühl: „Wenn die Bäume nicht blühen, wie sollen sie Früchte tragen.“ Als er ein anderes Mal, in Betrachtungen über die Physiognomie der Pflanzen verloren, den Fragen nachging, welches hier das innere subjective Wesen, der Wille sei, der in diesen Blättern und Blüthen zur Erscheinung komme: gerieth er, wie nicht selten bei ihm war, in lautes Reden mit sich, und hierdurch, wie durch seine Gesticulationen, die manchen Andern gelegentlich verleiteten, den Vorübereilenden für nicht bei Verstande zu halten, fiel er dem Aufseher des Treibhauses auf. Dieser, neugierig, wer denn der sonderbare Herr sei, sucht ihn beim Weggehen auszufragen. „Ja — sagt Schopenhauer — wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, so wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig.“ Worauf ihn denn Jener ansieht, als ob er einen Verrückten vor sich habe. Es war die glückseligste Zeit seines Lebens, die er so bis zur Vollendung seines Werkes in Dresden verlebte. Dazu hielt er sich damals und nachher in Italien keineswegs so fern von der Welt, als vor- und nachher. Tieck war damals in Dresden und er verkehrte in dessen Hause, bis ein Ausfall Schopenhauer's gegen Friedrich Schlegel eine Differenz hervorrief. Dann lernte er dort den geistvollen Herrn von Quandt kennen, der ihm bis an sein Lebensende ein treu ergebener Freund blieb. Ja unser einsamer Philosoph war damals connivent genug, mit drei bekannten Romanschriftstellern jener Jahre heiter zu verkehren: mit Karl Heun, mit Friedrich August Schulze, der seine Romane unter dem Namen Friedrich Laun herausgab, und mit Gustav Schilling. Er hob auch später noch die Romane des Letztern gern lobend hervor, als sie von einer neuen Reihe von Romanproducenten zurückgeschoben worden waren.

Sein Werk war vollendet. Ohne den Druck abzuwarten, eilte Schopenhauer nach Italien. Er ging über die Alpen mit dem Gefühl, die gewaltigste Arbeit seines Lebens vollendet zu haben. In stolzer Hoffnung des Nachruhms, daß er das Räthsel gelöst habe, welches Kant aufgegeben habe. Das Ding an sich hatte sich ihm als der Wille enthüllt. Als der das Räthsel der Welt gelöst habe, sollte sein Petschaft das Bild der Sphinx tragen, die sich in den Abgrund stürzt. Auf der Reise von Neapel nach Rom schrieb er in sein Reisebuch:

Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten hab' ich lang gerungen;
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.

Mögt euch drum immer wie ihr wollt geberden,
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden,
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.

In diesem stolzen Gefühl gab er sich mit einer Heiterkeit, wie sie ihm später fremd war, dem Glück italienischen Reiselebens hin. Noch nach langer Zeit sah der „einsame misanthropische Weise," welchem das Ziel unseres Daseins in der Verneinung des Willens erschien, gern auf diese Zeit zurück, und noch in spätem Alter überkam ihn eine weiche Stimmung, wenn er von Venedig sprach, „wo die Zauberarme der Liebe ihn lange umstrickt hielten, bis die innere Stimme ihm gebot, sich loszureißen und seinen Weg allein weiter zu wandeln." Seine Tagebücher aus jener Zeit sind voll von Betrachtungen über Glück und Schicksal, über Welt und Menschen; immer wieder empfindet und sagt er sich, daß nicht Glück, sondern Schmerzenlosigkeit unser höchstes Loos sei. Aus allen seinen einzelnen Bemerkungen geht hervor, welch ein tiefes Auge für Gemüth und Schicksal der Menschen ihm eigen war. Und dies muß jedesmal zu dem Reichthum äußerer Anlässe der Belehrung kommen, damit man von Jemandem sagen könne, was eine französische Zeitschrift von Schopenhauer sagte: „Il n'est pas un philosophe comme les autres, c'est un philosophe qui a vu le monde."

Aber kein zustimmendes Wort über sein Werk kam zu ihm. Wie er es mit einer großartigen Sorglosigkeit, welche merkwürdig absticht gegen die Denkweise seiner späteren vielgetäuschten Jahre, seinem Schicksal in der Welt überlassen hatte: erschien es nun immer mehr wie ein verlorenes Wort an die Welt. Die Nachricht vom Sturz eines Danziger Handelshauses, welchem seine Mutter den größten Theil ihres Vermögens ohne Sicherheit anvertraut hatte, hatte ihn über die Alpen zurückgetrieben. Seine Mutter und Schwester gingen fast verarmt aus diesem Bankerott hervor. Obwohl ihn selbst sein Mißtrauen vor empfindlicherem Verlust bewahrt hatte, so bewegte ihn doch die stets über ihm schwebende Furcht vor der Möglichkeit, auf Erwerb angewiesen zu sein, nun sofort seine Habilitation zu bewirken, den Versuch zu machen, seine Philosophie auf den Lehrstuhl zu bringen, für welchen sie freilich wenig geeignet war. Er entschied sich im Frühjahr 1820 für Berlin, wo er am ersten auf einen reiferen Hörerkreis rechnen durfte, dessen sein System so dringend bedurfte. Der Lehrstuhl Solger's war dort erledigt; so war auch äußerlich sein Auftreten dort nicht ohne Aussicht.

Ich glaube, wenn Schopenhauer in späteren Jahren, als der Reichthum des Wissens seinem Geiste eine mehr realistische, auf Mittheilung des Thatsächlichen gewandte Richtung gegeben hatte und als zugleich der Strom der Hegel'schen Begeisterung in's Stocken zu gerathen begann, in Berlin Vorlesungen nach seiner Art, Natur und Schicksal des Menschen, wie es ihm erschien, entwickelnd, gehalten hätte: so hätten sein genialer Blick und der originelle Reichthum seines Geistes nothwendig Wirkung ausüben müssen. Wie damals er selbst und vor Allem wie die Luft in Berlin war, fand er neben Hegel und Schleiermacher gar keine Beachtung. Was Frauenstädt aus seinen Vorlesungen veröffentlicht hat, zeigt die völlige Unwirksamkeit seines Denkens innerhalb der Universitätsstudien in einem grellen Extrem. Keine Anknüpfung an die einzelnen Wissenschaften, keine einfachen, für Einzelwissenschaften fruchtbaren Sätze, ein abstracter Fluß der Gedanken, der an Fichte's ähnliche Behandlungsart des Kathedervortrags erinnert: aber Fichte hatte nur durch die Macht, wie er seine ganze Person in den Vortrag geworfen und die Lösung aller Probleme mit außerordentlicher dialektischer Kraft, wie sie Schopenhauer nicht besaß, und außerordentlicher Anspannung in Angriff genommen hatte, zu fesseln vermocht, und nun war durch die Fülle concreter Anschauung der positiven Wissenschaften, wie sie Hegel und Schleiermacher zu Gebote standen, das Berliner studentische Publicum ganz anders gewöhnt. Nach allen Berichten besaß Schopenhauer in spätern Jahren einen überaus anmuthigen, ja hinreißenden Fluß der Rede im Gespräch. Es wäre interessant, von irgend einem damaligen Zuhörer zu wissen, warum dieser nicht wenigstens eine kleine Anzahl von Zuhörern an ihn fesselte. Er ermüdete sehr bald. Obwohl er, bis ihn 1831 die Cholera aus Berlin vertrieb, in der Stellung eines Privatdocenten dort blieb: so ging er doch 1822 abermals nach Italien, von da nach Dresden, dann erst

machte er einen neuen Versuch 1825. Dazu scheint ihm Verschiedenartiges die Berliner Existenz verleidet zu haben. Schroff und heftig wie er war, umgaben ihn bald, immer anwachsend, widrige Verhältnisse. Den damals jungen und leidenschaftlich voranstrebenden Beneke verfolgte er noch bis in seinen unglücklichen Tod mit einer beinahe bösartigen Malice. Wahrhaft komisch ist die Geschichte von einer Bekannten seiner Hauswirthin, die Kaffeebesuche in seinem Vorzimmer zu empfangen pflegte. Er hatte das Unglück, daß dieselbe, als er sie bei einer solchen Gelegenheit zu beseitigen bemüht war, auf den rechten Arm fiel, so daß er ihr, nach einem Proceß, als arbeitsunfähig lebenslänglich eine jährliche Summe zahlen mußte. Sie hatte die Bosheit noch zwanzig Jahre zu leben. In späten Jahren war er in Klagen über Berlin ganz unerschöpflich. So bricht er bei Gelegenheit von Beneke's unglücklichem Tode in die folgende Exclamation über Berlin aus: „Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's, ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und bin ich der Cholera sehr dankbar, daß sie mich vor 23 Jahren daraus vertrieben hat und hieher in's mildere Klima und sanftere Leben."

Es war trotzdem die entscheidende Wendung seines Lebens, als er 1831 Berlin und die akademische Thätigkeit verließ; und, mit der Gunst seiner Anhänger sei es gesagt, schwerlich zu seinem Glück. Auch das System Hegel's hatte in seinem Jugendwerk, der Phänomenologie gelegen. Aber seine Macht gewann dasselbe durch die schärfste Durcharbeitung, durch die umfassendste Anwendung auf die einzelnen Gebiete. Nur Weniges ausgenommen ward Schopenhauer von nun ab sein eigener Commentator, der geistreichste, den ein Schriftsteller finden kann, aber immerhin wesentlich ein Commentator, der die Schriften, die Systeme, die Welt selber nach Belegen seiner schon entwickelten Gedanken durchforscht. Seine Anhänger erklären selber sein System für in der philosophischen Form entschieden unvollkommen. Dies Urtheil ist unzweifelhaft richtig und für jede scharfe Untersuchung unvermeidlich. Wer mag berechnen, welcher Entwicklung dieser geniale Kopf fähig gewesen wäre? Doch das sind Möglichkeiten. Wir haben uns nichts vorgenommen, als sine ira et studio seine Entwicklung, wie sie verlief, zu skizziren.

Eine lange Periode des Unmuths folgte. Längst war die Zeit vorüber, in der auf eine Wirkung seines Werkes noch Hoffnung war. Es war nicht gelesen worden. Von bedeutenden philosophischen Schriftstellern hatte sich nur Herbart über dasselbe geäußert, und dieser, obwohl mit vieler Achtung, scharf abweisend. Lange nachher, bei Gelegenheit der zweiten Auflage, schreibt er an seinen Verleger: „Ihre Klagen über schwachen Absatz, Ihre Versicherung, viele Exemplare vernichtet zu haben, sind mir sehr erinnerlich und haben mir viel Betrübniß verursacht." Das Buch war somit großentheils Maculatur geworden. Bis 1836 schwieg er völlig. Seine Urtheile erhalten einen bittern Beigeschmack; Gefühl persönlicher Nichtanerkennung gibt seinem philosophischen Pessimismus eine immer schneidigere Schärfe, dem Gefühl der Einsamkeit eine wachsende Macht über sein ganzes Gemüthsleben. Damals schreibt er in eins seiner Tagebücher: „Die gänzliche Nichtbeachtung, die mein Werk erfahren hat, beweist, daß entweder ich des Zeitalters nicht würdig war, oder umgekehrt. In beiden Fällen heißt es jetzt: the reste is silence." Und dann wehmüthig: „Das Leben geht schnell und euer Verständniß ist langsam; — darum erlebe ich nicht meinen Ruhm und habe meinen Lohn dahin." „Von der Gelehrtenrepublik ist oft die Rede, aber nicht von der Genialenrepublik. In dieser geht es so zu: — ein Riese ruft dem andern zu, durch den öden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne daß die Zwergenwelt, welche darunter wegkriecht, etwas davon vernähme als Getön, und mehr verstände, als daß überhaupt etwas vorgeht." Eine lange Reihe von diesen ähnlichen Aeußerungen ist vorhanden, niedergeschrieben, um in der totalen Einsamkeit und Stille, welche ihn umgab, sich am Gedanken seiner eigenen Leistungen und der Schicksale genialer Menschen aufzurichten. Daß er dies nun wieder bedurfte, zeigt deutlicher, als irgend ein Urtheil eines Zuschauers vermöchte, wie schwer er an seiner vereinsamten Stellung und völligen Vergessenheit trug.

Er hatte sich in Frankfurt niedergelassen. Obwohl die gesunde und heitere Stadt

ihm später so außerordentlich behagte, verfiel er doch damals gleich nach seinem Umzug in die düsterste Stimmung. Wochen lang sprach er keinen Menschen. Die Erinnerung der Schicksale seines Werkes und seiner Vorlesungen lastete auf ihm. Er wandte sich nach Mannheim, wo er ein Jahr lang blieb. Von da kehrte er dann 1833 nach Frankfurt zurück, um es nicht wieder zu verlassen.

Er lebte auch in Frankfurt wie ein Fremder. Heimisch hat er sich Zeit seines Lebens nirgend gefühlt. Hier, in der Stadt der Kaufleute, wo man lange Jahre hindurch nichts von ihm wußte als daß er der Sohn der „berühmten Johanne Schopenhauer“ sei — ihm begreiflicher Weise das unangenehmste Compliment — am allerwenigsten. Erst als er anfing, eine Art Localberühmtheit Frankfurts zu werden, wie sich sein Ruhm erhob, rechneten ihn wenigstens die Frankfurter gern zu den ihrigen. Ein-, zweimal hat er sich auch in Frankfurter Localangelegenheiten eingelassen. So als seinem großen Vorbild und Meister Goethe ein Denkmal errichtet wurde. Damals übergab er dem Ausschuß ein Privatgutachten, das die Aufstellung einer bloßen Büste für Goethe befürwortete. Ihm schien, daß die Männer von Genie, welche zeitlebens nur mit dem Kopf gearbeitet haben, keine heroischen Stellungen verlangen, jede andere aber, in ganzer Figur, komisch wirke; ganze Figuren ziemten den Herrschern, Feldherrn, Staatsmännern, Religionsstiftern. Es ist bekannt, daß die ganze Figur Dannecker's gewählt wurde. Dagegen wurde sein weiterer Vorschlag verwirklicht, Goethe's Geburtshaus mit einer Gedenktafel zu bezeichnen. Nachher, in spätem Alter, als der bekannte Magnetiseur Regazzoni in Frankfurt debutirte, mischte er sich leidenschaftlich in den Streit, der hier, wie an vielen Orten, über die Productionen desselben sich erhob. Es war eine Frage, die ihn seit früher Zeit beschäftigt hatte. Und er sah in den Erscheinungen des Magnetismus eine Bestätigung seiner Lehre vom Willen als dem Essentiellen in der Welt. Eine Anzahl von Aerzten hatte eine öffentliche Erklärung erlassen, daß die Productionen Regazzoni's „in gar keiner Beziehung zu der Existenz oder Nichtexistenz des thierischen Magnetismus ständen.“ Doch hören wir Schopenhauer's kernhafte Aeußerungen selber, in einem Brief an Frauenstädt: „Der Aufsatz ist der Desperationsstreich einer Rotte von 14 hiesigen Medikastern, die dadurch für ihre Ehre und Leben kämpfen. Diese Elenden haben nämlich gleich nach der zweiten Sitzung des Regazzoni aus Bosheit, Brotneid, Dummheit und Unwissenheit ein Manifest in der Didaskalia mit ihren Unterschriften geliefert, es wäre alles Betrug und Regazzoni ein Charlatan. Tags darauf war ich mit im Kriegsrath, der bei Regazzoni gehalten wurde: ich konnte nicht, wie man wünschte, meine Feder zu Localstreitigkeiten profaniren. Die 14 griffen zum Mittel des Ueberschreiens und haben Verläumdungsaufsätze an alle Blätter ausgesandt. Aber Regazzoni's Echtheit und Ehrlichkeit wird schon irgendwo zu Tage kommen und dann wird jeder es machen wie ich, der ich das Didaskaliablatt gekauft habe, der 14 Namen wegen, damit nicht, bei einem plötzlichen Vorfall, weder für mich, noch meine Magd, noch meinen Hund, noch meine Katze einer der 14 geholt werde. Mich freut, daß ich dem Regazzoni mein Zeugniß in sein Album geschrieben habe, klar und französisch.“ Das waren solche vereinzelte Anlässe, die ihn mit den localen Interessen Frankfurts in vorübergehende Beziehung brachten.

Bis sein Ruhm sich zu erheben begann, was nicht vor 1852 geschah, lebte er in Einsamkeit seinen Studien. Aber es scheint, daß die merkwürdige Ansicht über die verschiedenen Perioden der menschlichen Intelligenz, die er wiederholte Male ausgesprochen hat, aus seiner persönlichen Erfahrung entsprungen war. Er sagte, daß das Genie der Männer nur so lange daure als die Schönheit der Weiber, nämlich 15 Jahre, vom zwanzigsten bis höchstens fünfunddreißigsten, daß die zwanziger und ersten dreißiger Jahre bei dem Intellect das sind, was der Mai für die Bäume, daß nur während dieser Zeit sich die Blüthen ansetzen, deren Entwicklung alle spätern Früchte sind. 38 Jahre alt schreibt er: „Zu der Zeit, wo mein Geist in seinem Culminationspunkte stand, wenn dann durch begünstigende Umstände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchste Spannung hatte; so mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenstand es

wollte, es redeten Offenbarungen zu mir und es entspann sich eine Reihe von Gedanken, die aufgeschrieben zu werden werth waren und es wurden. Jetzt, da ich alt bin, che và mancando l'entusiasmo celeste (heut bin ich 38 Jahre), kann es geschehen, daß ich vor Raphael's Madonna stehe und sie sagt mir nichts." Dem entsprechend sind alle spätern Werke nur Ausführungen des in seinem Jugendwerke in großer Conception Aufgestellten.

Eine Zeit lang, in jener Periode des Unmuths, begnügt er sich damit, Gedanken, welche sich aufnöthigten, niederzuschreiben; so wie er umhertastet, über sich selber ungewiß, verfällt er auf Uebersetzungen. Dieser Zeit verdanken wir die erst nach seinem Tode herausgekommene Uebersetzung von Gracian's oraculo manual. Es sind das 300 Regeln der Lebensklugheit, voll der feinsten Weltkenntniß und in der anmuthigsten Sprache ausgesprochen, wie sie aus den Werken Balthasar Gracian's durch Juan de Lastanosa ausgezogen worden sind. Sie reihen sich würdig an Montaigne's Schriften und übertreffen das beste Deutsche, was wir von dieser Art besitzen, die von Klinger zusammengestellten Lebensregeln, weitaus. Zwei andere Uebersetzungspläne kamen nicht einmal zum Beginn. Er gedachte eine Uebersetzung Kant's in's Englische zu leiten; aber die Unterhandlungen zerschlugen sich. Dann hat sich in seinem Nachlaß eine schöne Vorrede zu einer projectirten Uebersetzung Hume's gefunden. 1836 erschien dann endlich seine Schrift über den Willen in der Natur, 1841 zwei Abhandlungen über die Grundprobleme der Ethik. Auch diese Schriften vermochten nicht, die Einsamkeit und das Schweigen, welche wie ein Verhängniß oder ein Zauber ihn umgaben, zu brechen. Allmälig näherte sich dann auch der zweite Band der Welt als Wille und Vorstellung, die „Ergänzungen" des ersten, dem Abschluß, so daß er im Mai 1843 mit seinem Verleger in Unterhandlung treten konnte. Dann schloß er 1851 seine schriftstellerische Laufbahn ab mit den Parerga und Paralipomena, einer Nachsammlung, welche sich wiederum an die Welt als Wille und Vorstellung in ihren beiden Bänden weiter ausführend anschließt. Von all diesen spätern Werken gilt, im Vergleich zu dem ersten Band der Welt als Wille und Vorstellung, was er von dem Verhältniß des zweiten zu diesem in der Vorrede sehr schön sagt: „Beide Bände haben, im vollen Sinne des Worts, ein ergänzendes Verhältniß zueinander, sofern nämlich dieses darauf beruht, daß das eine Lebensalter des Menschen, in intellectueller Hinsicht, die Ergänzung des andern ist. Wenn demnach die erste Hälfte meines Werks das voraus hat, was nur das Feuer der Jugend und die Energie der ersten Conception verleihen kann: so wird dagegen diese jene übertreffen durch die Reife und vollständige Durcharbeitung der Gedanken, welche allein den Früchten eines langen Lebenslaufes und seines Fleißes zu Theil wird."

Beinahe um dieselbe Zeit, in welcher seine schriftstellerische Laufbahn so in den Parergen zu Ende ging, begann sein Ruhm sich zu erheben. Nachdem Frauenstädt wiederholt auf ihn hingewiesen, erschien 1853 in der Westminster Review jene Charakteristik Schopenhauer's, wie eines berühmten deutschen Denkers; Lindner gab eine Uebersetzung derselben heraus; es hatte sich um Schopenhauer eine kleine Gemeinde gebildet, aus der begeisterte Stimmen, anfangs zur Verwunderung des Publicums, dann mit immer größerm Interesse vernommen wurden. Nach so langer Zeit der Einsamkeit und Verkennung hat die Freude des Greises etwas Rührendes, mit welcher er an seinem einundsiebzigsten Geburtstage erzählt: „Gestern mein einundsiebzigster Geburtstag: acht Gratulationsbriefe, ein Sonett, ein ganz frisches Bouquet aus Berlin, steht vor mir im Wasser, kam per Expreß, mit drei Perlenstickereien, ferner zwei Bücher, davon eins von Asher mir dedicirt." Die Zeit war gekommen, von welcher er, grade als er am völligsten vergessen schien, prophetisch geschrieben hatte: er dürfe hoffen, daß die Morgensonne seines Ruhms mit ihren ersten Strahlen den Abend seines Lebens vergolden und ihm die Düsterkeit benehmen werde. Wie er denn mit wehmüthigem Scherz, als dies nun so geschah, wohl sagte: „Wenn man so ein langes Leben in Unbedeutsamkeit und Geringschätzung zugebracht hat, da kommen sie am Schluß mit Pauken und Trompeten und meinen, es sei was." Ihm, der seiner ganzen Erziehung nach als ein Glied der Weltliteratur aufgewachsen war, mit den

Engländern und Italienern eben so vertraut als mit den Deutschen, war es eine besondere Freude, als, nach jenem Zeichen lebhaften Interesses in England, auch das Interesse von Italien auf seine Philosophie gelenkt ward, wo zunächst die merkwürdige Verwandtschaft seines Geistes mit dem Leopardi's bemerkt wurde.

Er starb den 21. September 1860.

Von der Lebensweise des einsamen Frankfurter Philosophen ist so viel die Rede gewesen, ihre Schilderung ist so sehr durch Journale und Zeitungen gegangen, zu Schlüssen aller Art ausgebeutet worden: daß wir uns hier einer Schilderung überhoben glauben dürfen. Sie war ganz auf ungestörte Arbeit und Erhaltung der Gesundheit berechnet, wie die Kant's. Und auch in der strengen Consequenz, mit welcher er unverbrüchlich an ihr festhielt, war er seinem großen Vorbilde ähnlich.

Dagegen ist es uns vielleicht einmal gestattet, das Bild der Welt und ihres Laufs, des Menschen und seiner Schicksale, wie es Schopenhauer entworfen hat, ganz abgesehen von der metaphysischen Grundlage seiner Gedanken, in seinen wesentlichen Zügen zu entwerfen. Denn wenn wir nicht irren, lassen sich die Lebenserfahrungen dieses Mannes, sein Pessimismus, seine Gedanken von Stärke und Schwäche der menschlichen Natur sehr interessanten Erörterungen unterwerfen, ohne daß man die Schlüsse zugleich untersucht, zu welchen sie Schopenhauer geführt haben. Denn seine Philosophie beansprucht, die Phänomene des menschlichen Lebens und seines Verlaufs ganz unbefangen und mit inductivem Geiste für sich aufzufassen und für sie erst, nachdem sie klar und deutlich festgestellt sind, die Begründung aufzustellen, welche sie dann freilich erst völlig verständlich und so zu sagen durchsichtig mache.

Die heiligen Brunnen.

Ich führe den Leser zu einem heiligen Brunnen, dessen Quelle heute für heilig gehalten wird, wie vor 1000 Jahren, ja ohne Zweifel wie zu Arminius' und Athaulf's Zeiten. Wir sind in einer Gruft. Dieselbe ist ein halbunterirdischer gewölbter Raum, dessen Halbdunkel durch Kerzen erleuchtet ist. Wenige Schritte seitwärts von der Mitte des Raums sehen wir einen freistehenden Brunnen mit cylinderförmiger Brüstung aus Sandstein von etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß Höhe und $4\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser.

Es ist der 8. Juli. Erst wenige Tage sind also verflossen nach dem Mittsommertage, an welchem unsere Altvordern an ihren heiligen Quellen Balthar's großes Fest (Baldur's) begingen. Aus diesem Fest hat in der Regel zwar der heilige Johannes den Balthar verdrängt. Einzelnen Orts, wie an diesem Brunnen, scheint der deutsche Gott aber auch andern Heiligen Platz gemacht zu haben. In der Gruft ertönt eine Orgel. Priester und Anbetende liegen auf den Knieen rings um eine Art von Altar, welcher, ebenfalls freistehend, in der Mitte der Gruft sich erhebt. Die Gruft ist gedrängt voll Menschen. Weit mehr aber als um den Altar, drängt Alles sich um den Brunnen. Zwei dienende Knaben schöpfen unaufhörlich Wasser daraus und reichen es den Herzutretenden dar. Alle trinken davon: Weib und Mann, jung und alt, arm und reich. Die meisten zwar sind Weiber und Greise. Aber auch rüstige Männer fehlen nicht. Keiner thut mehr als wenige Züge. Förmlich rührend ist es zu sehen, wie Mütter auf dem Arm Kinder herbeitragen, die kaum mehr sind als Säuglinge, und diesen von dem heiligen Wasser zu trinken geben. Selbst aus den höhern Ständen erblicken wir Mütter, die ihren Kleinen, welche der Arm einer Dienstmagd trägt, den Trunk reichen.

Aber noch ein Anderes geschieht. Fast alle halten sie leinene Tücher hin, daß der Knabe am Brunnen dieselben mit dem Wasser begieße. Mit dem Tuch feuchten sie nun Stirn, Schläfen, Kinnbacken, ganz besonders aber zuerst das rechte und nach diesem das linke Auge. Die Mütter thun dies mit großer Sorgfalt bei ihren Kindern.

Viele sind über Berg und Thal weither gepilgert. Da haben sie nun Fläschlein und Krüglein mitgebracht, von Däumlingsgröße bis zu fußhohen irdenen Krügen, in die sie von der wohlthätigen Welle entweder selbst hineingießen oder vom dienstthuenden Knaben hineingießen lassen. Die Schöpfeimer von Blech sind auch zum Gießen schon eingerichtet. Sie sind

mit Gießnasen versehen. Manches Sechskreuzerstück, ja mancher blanke Gulden, wandert dafür in des Knaben Hand. Die Fläschlein und die Krüglein aber wandern weithin über Brücke und Steg. Daheim aber im Dorf in den felsigen Schluchten des Spessart oder auf den waldigen Höhen der Rhön, wenn Jemand erkrankt, dort wo der Arzt weit ist: da nehmen sie vom Schrank das Fläschlein herab, und die brennende Stirn des Fieberkranken kühlen sie mit dem heilbringenden Naß.

Als Protestant im protestantischen Norden aufgewachsen, wennschon ohne nordischen Haß im Herzen oder Spott auf den Lippen gegen die katholische Kirche, traute ich meinen Augen kaum, als ich im 19. Jahrhundert, am 8. Juli, in der Gruft, am Brunnen des heiligen Kilian, unter dem Hauptschiff der Neumünsterkirche in Würzburg, dieses Treiben sah. Zurückversetzt glaubte ich mich in die Zeiten Wuotan's und Frigga's, in die Jahrhunderte des Fiölsvinsmál und der Gylfeginning. Darum war ich denn auch weit entfernt, hier protestantisch zu schaudern. Heilige Scheu vor den lebendigen Ueberresten des ehrwürdigen grauen Alterthums des Vaterlandes war es vielmehr, was meine ganze Seele erfüllte, und womit ich der Scene lauschte, ja was auch mir gebot, von dem Wasser zu trinken und meine Augen mit ihm zu netzen.

Die Feier in der Gruft und das Drängen und Treiben um den Brunnen durchdauerte, auch nicht einen Augenblick unterbrochen, den ganzen Tag. Ich sah es Morgens, ich sah es Nachmittags. Um Mitternacht suchte ich nochmals den Ort. Allein ich fand die Gruft verschlossen durch eine innere und äußere Gitterthür. Eine ewige Lampe sandte ihren düstern Schimmer aus dem Innern durch die Eisengitter zu mir hervor. Drinnen war Alles tiefes feierliches Schweigen. Mir war es, als habe nur ein Traum mir ein Fest, als habe er mir ein Paltharfest vorgegaukelt.

Ich will jetzt noch einige Einzelheiten mittheilen.

Die Steinwandung der Brüstung reicht im Innern des Brunnens etwa 6 Fuß hinab. Dann endet sie hohl. Unter ihr nämlich ist zunächst eine Luftschicht von etwa $1/2$ Fuß Höhe. Darum liegt der Wasserspiegel also $6 1/2$ Fuß tief unter dem obern Rande der Brüstung. Er breitet sich aus unter dem untern Rande der Steinwandung. Diese scheint seitwärts gestützt oder gehalten zu werden.

Das Wasser gilt als wohlthätig jedem Körpertheile, den es berührt: dem kranken Auge, dem kranken Magen, dem schmerzenden Kopf, dem schmerzenden Zahn. Aber es gilt nicht als ein Gesundbrunnen, wie Kissingen's Quelle oder die Quelle von Ems: dieser Quell ist ein Gnadenbrunnen. Das Wasser ist nicht gesund: es ist gnadenreich. Vom Gesundbrunnen unterscheidet es sich unter Anderm dadurch, daß schon ein Tröpfchen zur Heilung genügt und daß seine Berührung vor Krankheit auch schon im Voraus schützt. Wie es scheint, gilt es auch grade nur dann als heilkräftig, wenn es am 8. Juli geschöpft ist: gradeso wie unsere Altvordern ihren heiligen Quellen ebenfalls nur in der Mittsommernacht Kräfte zuschrieben. Ein Gesundbrunnen schien mir das Wasser auch in der That nicht zu sein; obschon sein Geschmack von dem des klaren Quellwassers ganz leise abwich. Schwefel- oder stahlhaltig war es offenbar nicht. Eher schmeckte es thonhaltig. Unverzeihlich wäre es freilich auch, einen Gesundbrunnen 364 Tage lang im Jahr unter Schloß und Riegel zu halten.

An Brunnen und Altar knüpfen sich noch zwei Eigenthümlichkeiten, welche vielleicht ebenfalls auf das Heidenthum zurückzuführen sind.

Fragst Du hier in der Stadt einen kleinen Knaben oder ein Mädchen, dem der liebe Gott ein Brüderchen oder Schwesterlein geschenkt hat: „Woher ist denn Dein Brüderchen gekommen?“ so wirst Du vergebens warten auf die landläufige Antwort:

„Der Storch hat es gebracht!“

Unfehlbar wird die Antwort vielmehr lauten:

„Aus dem Kiliansbrunnen ist es gekommen!“

Die germanische Mythologie ist voll von Wundermitteln für Gebärende. Dahin gehören die Aepfel des Baumes Mimameidr. „Mit seinen Früchten soll man feuern, wenn Weiber nicht wollen gebären,“ sagt (nach Simrock's Uebertragung) in der Sämundischen Edda das Fiölsvinsmál.

Dahin gehört auch die mittelalterlich-deutsche Sage der geheimen Kraft des Adlersteins, aëtites. Vielleicht tranken nun Schwangere auch aus dem Kiliansbrunnen: und daher die Kindersage.

Die andere Eigenthümlichkeit knüpft sich an den schon oben erwähnten Altar. Dieser bewahrt die Gebeine, wenigstens die Köpfe, der drei Apostel der Kranken: Kilian, Coloman und Totnan, welche, geborene Irländer, im Jahre 688 nach Christus hier ihren Märtyrertod fanden. (Kilianus ist Latinisirung für Kyllen.) Der Altar ist hohl. Das ziemlich beschwerliche Durchkriechen durch denselben soll Gicht heilen. Hundertfach wiederholt sich eben dieser Glaube in den Ländern des ehemals germanischen und celtischen Kultus. Die Heilung der Gicht scheint ein bei unsern Göttern besonders beliebtes Kunststück gewesen zu sein. In Bamberg findet sich auf dem Michaelsberge eine Vorrichtung zum Durchkriechen ebenfalls innerhalb einer Gruft. In dieser Gruft liegt der heilige Otto, aus der Zeit bald nach Kilian. Eine Quelle oder wenigstens ein wasserhaltendes Bassin findet sich ebenfalls auf dem Michaelsberge. Der Erzengel Michael ist der christliche Stellvertreter des heidnischen Festes der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche: wie Johannes der Täufer der des Mittsommernachtsfestes. Nur hat Michael an dem heiligen Martinus am Rhein und im nördlichen Deutschland (Martinifeier) einen Concurrenten. Mit beiden Festen correspondiren das Mittwinterfest, das Fest der zwölf „Weihenächte,“ aus dem unser „Weihnachten“ ward, und das Fest des Frühjahrsäquinoctiums, das Fest der Göttin Ostara, aus dem unser „Ostern“ ward. In Bamberg scheint also vorzugsweise am Herbstfeste die Gicht vertrieben worden zu sein, wie in Würzburg am Sommerfest. Uebrigens scheint in Bamberg doch auch das Mittsommerfest üblich gewesen zu sein. Das Fest des heiligen Otto fällt wenigstens ebenfalls in die Mittsommerzeit, nämlich auf den 1. Juli. In den Ardennen, unweit des Dorfes Drozet, muß der arme Gichtbrüchige ohne alle kirchlich-christliche Zuthat, durch ein Loch in einem Felsen sich hindurchquälen.

Alles dieses möchte es nun als sehr wahrscheinlich erscheinen lassen, daß der Glaube an die Heilkraft des Kiliansbrunnens keineswegs erst von der Beisetzung der erwähnten drei Märtyrerköpfe datirt: wie sollte man auch dazu kommen, in einer Märtyrergruft grade einen Brunnen zu graben? — daß man vielmehr hier die Märtyrerköpfe, in Bamberg den heiligen Otto, dem noch halbheidnischen Volk zu Lieb beisetzte an einem Orte, der **bereits vorher** heilig war, heilig nämlich durch bereits vorher vorgekommene Heilungen der Gicht u. s. w., heilig besonders durch eine bereits vorhandene heilige und heilende Quelle: und daß diese Heiligkeit des Orts und der Quelle eben aus dem Heidenthum datirt; endlich daß man, ebenfalls dem Volk zu lieb, auch die Feste jener Heiligen in die einmal heilige Zeit heidnischer Feste setzte: Beides, wie gesagt, dem Volk zu lieb, aber auch um aus dem heiligen Ort und der heiligen Zeit das Heidnische desto wirksamer zu verdrängen.

Noch viele Brunnen und Quellen gibt es außerdem in Deutschland, theils mit, theils ohne kirchlich-christliche Zuthat, denen noch jetzt entweder ganz bestimmt Heilkräfte zugeschrieben werden für eine bestimmte Zeit des Jahres, oder welche doch wenigstens zu gewissen von Alters her üblichen Volksgebräuchen in Beziehung stehen. So findet sich z. B. auf dem Meißner, einem Berge im nördlichen Kurhessen, eine Quelle, zu der an einem bestimmten Sommertage die geschmückte ländliche Jugend hinaufzieht, um, ohne kirchliche Ceremonie, in ihr das Gesicht zu waschen und Blumen hineinzuwerfen.

Noch nähere Beziehung zu dem wunderthätigen Kiliansbrunnen, nämlich ganz bestimmter Glaube an heilendes Wasser, findet sich namentlich in Norddeutschland an tausend Orten, z. B. in Ostfriesland und im Fürstenthum Lüneburg, wennschon dort derselbe sich nicht an eine Quelle knüpft, wie denn eigentliche Quellen dort zu den Seltenheiten gehören, sondern nur überhaupt an fließendes Wasser, und wenngleich die Idee eines bestimmten wunderthätigen Gewässers dort fehlt. Dagegen lehnt sich der Glaube der wunderthätigen Heilwirkung auch dort an einen bestimmten Tag des Jahres. Hinzutreten dort aber noch zwei neue sehr charakteristische Erfordernisse der Heilwirkung, welche in Würzburg bereits bis auf die letzte Spur erloschen sind: das der **Nachtzeit** und das des **Schweigens**.

Welcher Tag des Jahres in Ostfriesland der heilskräftige ist, ist mir wieder entfallen. Im Lüneburgischen ist es das christliche Osterfest. Im Heidenthum war dort also vermuthlich das Fest der Göttin Ostara der heilbringende Tag.

In dem Städtchen Burgdorf sind die Hilfesuchenden genau eingeschränkt auf eine einzige kurze Stunde des Jahres. Dies ist die Stunde von 11 bis 12 Uhr der heiligen Osternacht des Christenthums. Das einzige fließende Wasser dort ist ein Flüßchen, „die Aue." Dorthin wird nun ebenfalls gepilgert, und zwar auch dort wiederum schweigend. Dort wäscht man thatsächlich, wie in Würzburg, vorzugsweise die Augen, die Heilkraft namentlich auf Augenkrankheiten beziehend. Doch erstreckt sich der Glaube ausdrücklich auch auf alle andern Krankheiten, und zwar sowohl auf Heilung bereits ausgebrochener, als auf Vorschutz gegen erst zu befürchtende. Dort ist mir ausdrücklich erzählt, manchmal mache sich ein Nichtgläubiger den Scherz, in jener Nachtstunde des Weges zur Aue zu wandern, um die ihm begegnenden Hilfesuchenden durch ein freundliches „Guten Abend!" ein wenig in Verlegenheit zu setzen. Stets aber werde die Verlegenheit schweigend erduldet, weil eben sonst die Waschung nicht helfe. Das scheint doch vorauszusetzen, daß das gläubige nächtliche Pilgern dort nicht zu den Seltenheiten gehöre. Geschwiegen werden muß dort übrigens unbedingt von dem Augenblicke an, da man das Haus verläßt, bis dahin, daß man, zurückgekehrt und wieder unter Dach ist. Nicht einmal beim Oeffnen oder Wiederschließen der Hausthür darf gesprochen werden.

Besonders bemerkenswerth scheint mir der Umstand, daß dieser Glaube, den ich unbedingt für einen Ueberrest des deutschen Heidenthums halte, zum Theil noch in den „gebildeten Kreisen" sich fest erhalten hat; das heißt aber soviel wie: neben der modernen Aufklärung, d. i., daß selbst diese ihn nicht völlig auszurotten vermocht hat. Das Christenthum vermochte nicht, ihn zu vertilgen. Da es sich ihm gegenüber gradezu machtlos fühlte, so machte es zum unchristlichen Spiel christliche Miene: es behängte ihn, wie in Würzburg geschah, mit christlichem Mantel. Von der Aufklärung aber, die vielfach ihrerseits das Christenthum zu beseitigen sich stark genug erwies, hätte man erwarten sollen, daß sie doch solche Vernunftlosigkeiten schon mit ihrem ersten leisen Wehen weggeblasen habe. Doch weit gefehlt! Die Reste des uralten nationaldeutschen Heidenthums sehen wir vielmehr, das Christenthum überdauernd, ihr zähes Leben fristen bis in die atheistische Aufklärungsperiode hinein.

Die Liebfrauenkirche zu Arnstadt.

Von F. Riegel.



Nicht der geringste Schatz in dem Reichthume des einladenden Thüringer Landes sind die schönen und ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit, die es überall in seinem Innern birgt. Ein Kranz der herrlichsten Burgen und Bergschlösser, von der Coburger Veste im Süden, der Wartburg im Westen, den drei Gleichen im Norden bis hin zum Osten, wo „an der Saale hellem Strande Burgen stehen stolz und kühn," umgibt das Herz Deutschlands, und in den Städten ist manch stattliche Kirche, in den Thalöffnungen manch altes Kloster. Es ist eine Fülle alter Denkmäler über dies Land ausgebreitet, wie sie kaum irgend ein anderer deutscher Gau aufweisen kann, und was mehr, in der geschichtlichen Aufeinanderfolge aller dieser Werke ist keine Lücke. Von der frühesten Uebung der Künste auf deutschem Boden bis zum Verschwinden der Gothik sind alle Epochen und Phasen auf das Vollkommenste vertreten, und auch die Neuzeit hat zum Alten trefflichen Schmuck gefügt, so daß das Land grünt und blüht in jedem Reize der lieblichen Natur, in Allem, womit seine Bewohner es verschönern können.

Ungefähr in der Mitte des Kreises, in welchem man bei 25 bis 30 Meilen Durch-

messer ein in allen Theilen ausreichendes Studium der mittelalterlichen Bauweisen vornehmen kann, liegt Arnstadt mit seiner vielbekannten Liebfrauenkirche, die, wenn sie auch manchen andern Denkmälern, wie dem Dome zu Naumburg und den Kirchen Erfurts nachstehen muß, doch immer zu den hervorragenderen gehört. Ja, sie nimmt unsere Theilnahme um so mehr in Anspruch, als sie im höchsten Maße hilfsbedürftig ist, denn sie ist — dem Verfalle preisgegeben und eilt ihm mit Riesenschritten entgegen. Um ein Bild der Verwahrlosung zu geben, wollen wir uns mit dem Ursprunge, der Geschichte und dem gegenwärtigen Zustande der Kirche ein wenig bekannt zu machen suchen.

Unser Bauwerk scheint seine Entstehung der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert zu verdanken, doch ist mit unbedingter Sicherheit nichts festzustellen, da alle urkundlichen Beglaubigungen oder sonstwie zuverlässigen Ueberlieferungen fehlen, denn diese wurden mit dem gesammten Arnstädter Archiv bei einem großen Brande von 1581 ein Raub der Flammen. Die ganze Stadt wurde damals eingeäschert und selbst das Schloß wurde bis auf wenige Trümmer völlig vernichtet, die Gewölbe und Kirchen aber stürzten unter der Last der brennenden Dachstühle ein und sind seitdem nicht wieder hergestellt worden. An ihre Stellen sind erstaunlich geschmacklose Decken von Holz gesetzt worden, so daß das Innere dieser Gebäude den unerfreulichsten Eindruck macht. Nicht ganz so schwer wurde die Liebfrauenkirche betroffen, doch sind Spuren, daß sie nicht unbeschädigt blieb, deutlich aufzufinden. Bis zum Jahre 1811 scheint dann die Kirche keine weitere Heimsuchung gehabt zu haben, hier aber bemächtigten sich die Franzosen derselben und machten sie zu einer Korn- und Futterscheune. Es ist bekannt, wie um diese Zeit mit alten Denkmälern verfahren wurde und wie rücksichtslos bei dem Mangel des Verständnisses kostbare Bauten selbst von deutschen Feldherrn behandelt wurden. Man wird sich hierbei erinnern, daß im Jahr 1812 die preußischen Behörden in dem Seitenflügel des Schlosses zu Marienburg, wo ehedem die Ritterwohnungen waren, die herrlichen gothischen Gewölbe einschlagen lassen mußten, um hohe luftige Räume zur Getreideaufspeicherung zu gewinnen; kaum zehn Jahre später wurde die Herstellung der Marienburg begonnen, aber jener Flügel blieb, aus naheliegenden Gründen, wie er 1812 zugerichtet war. Wundern können wir uns also nicht, daß die Franzosen im fremden Lande sich auch in dieser Weise sehr schonungslos benommen haben, und die Arnstädter Kirche verdankt ihnen, wie manche Ruine in Deutschland, ihren Verfall, denn nach der Vertreibung Napoleon's war sie in so schlechtem Zustande, daß sie für kirchliche Zwecke nicht mehr benutzt werden konnte, und weder Arnstadt noch die Regierung von Sondershausen hatte nur annähernd die Mittel, welche ihre Instandsetzung erforderte. Wie gut übrigens die Franzosen selbst wissen, was sie in dieser Richtung an Deutschland gesündigt haben, bezeugt eine Stelle aus den Briefen, welche der als Kenner der mittelalterlichen Kunst in Frankreich sehr geachtete Baumeister Viollet-le-Duc auf einer Reise in Deutschland an seinen Freund Lance vor einigen Jahren schrieb, und wo er sagt: „Ehedem beherrschte ein festes Schloß, von dem nur noch einige Trümmer erhalten sind, die Stadt Kempten; im 30jährigen Kriege zerstört, wurde es, wie man uns sagt, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts vollständig von den Franzosen vernichtet. Doch beachten Sie ein für allemal dies, daß, wenn man in Baiern, in Tirol, am Rhein oder in Sachsen eine Ruine sieht, man niemals unterläßt, Ihnen zu sagen, daß sie ein Werk der Franzosen sei: so gut steht es um unsern Ruf!“ Dieser Ruf hat gewiß die triftigste thatsächliche Begründung oder muß erst an die Rheinpfalz und Heidelberg erinnert werden? —

Sehr häufig begegnet man der Ansicht, daß die Liebfrauenkirche ein Werk des sogenannten Uebergangsstiles sei, dies ist jedoch nicht richtig, vielmehr ergibt sich über die Entstehung der Kirche Folgendes, als das im Ganzen Zuverlässige und Feststehende: Vor Alters stand an dieser Stelle eine dreischiffige romanische Basilika, welche um das Jahr 1300 wahrscheinlich durch einen Brand zum größeren Theile zerstört wurde, so daß nur die senkrechten Mauern des Langhauses stehen blieben. Dieser älteste Theil geht in unserer Zeichnung bis an das vorspringende Querschiff und in der Facade bis dahin, wo die Thürme achteckig beginnen; der große, hintere Thurm gehört nicht mit dazu. Die alte ursprüngliche Kirche nun war höchst wahrscheinlich

mit rundbogigen Kreuzgewölben bedeckt, doch ist die Ansicht, daß sie noch eine Holzdecke besessen, nicht unbedingt zu verwerfen; diese frühzeitige Bedeckung wird aber aus den Pfeilern des Mittelschiffes, die von Hause aus viereckig waren und erst später bei Gelegenheit des Neubaues durch Vorlage der Stengelsäulchen verziert wurden, sowie aus den Kämpferansätzen in den Seitenschiffen ganz unzweifelhaft.

Der nun eintretende Neubau veranlaßte in erster Reihe die Herstellung der Gewölbe des Langhauses und zwar wurden diese dem herrschenden Geschmacke der Zeit gemäß spitzbogig ausgeführt, wobei, wie bemerkt, den ursprünglich romanischen Pfeilern durch Hinzufügung der Dienste ein gothisches Ansehen gegeben wurde. Ob der große Thurm über dem letzten Gewölbequadrat des Mittelschiffes auch zu jener Zeit entstanden oder erst später erbaut ist, bleibt zweifelhaft. Gegen die erstere Annahme spricht die rohe Architektur desselben, welche auf eine Periode schließen läßt, in der das Verständniß der Gothik längst entschwunden war, gegen die letztere machen sich dagegen erhebliche Bedenken constructiver Art geltend. Der helmartige Aufsatz kommt hierbei natürlich gar nicht in Betracht, da er eine ganz späte Zuthat ist. Die wesentliche Neuerung des gothischen Baues bestand aber in einer Umgestaltung und Erweiterung



Die Liebfrauenkirche zu Arnstadt.

des Grundrisses, indem am Chor die alten Grenzen aufgegeben und hier ein selbständiger durchaus gothischer Chorbau errichtet wurde, der um Vieles größer ist, als dieser Theil ehedem gewesen sein kann. Derartige Erweiterungen ursprünglicher Choranlagen finden sich sehr häufig und es mag vor allen an die beiden herrlichen Nürnberger Kirchen St. Lorenz und Sebaldus erinnert werden, bei welcher letzteren der sehr eigenthümliche Fall eintritt, daß die Achse des Chores mit der des Langhauses einen Winkel bildet, so daß also beide Theile nicht grade, sondern schräg gegeneinander liegen. Die Anlage des Chores der Liebfrauenkirche in Arnstadt nun ist in jeder Weise glücklich und sichert den wohlthuendsten Eindruck. Ihre drei Schiffe, welche auch an Breite das Langhaus überragen, sind gleich hoch und gewähren so alle die Vorzüge, welche die Hallenkirchen in ihren lichten, freien Räumen darbieten. Der Abschluß der drei Schiffe ist aber das vornehmlich Bezeichnende, indem er überall, wie der Ausdruck ist, aus dem Achteck hergestellt ist, und der Schluß des Mittelschiffes um seine ganze Ausdehnung über die Abschlüsse der Seitenschiffe hinausspringt. So entsteht eine breitere, zurücktretende Hauptnische zur Aufnahme des Hochaltars und zu ihren Seiten lehnen sich zwei kleinere, ihr sonst ganz ähnliche Capellen, die zur Aufstellung von Nebenaltären bestimmt waren, an, so daß das Ganze eine reiche, treffliche Perspective, ähnlich der im Dome zu Regensburg, zeigt. Es ist klar, daß dieser Chorbau unsere Kirche wesentlich verschönerte, wenn er auch zu dem ältern Langhause sich nicht in ein harmonisches Verhältniß setzen konnte, und in seiner Architektur, besonders in den Ornamenten, eine Strenge und Kargheit zeigt, aus der man schließen muß, daß zur Zeit dieses Baues die Gothik in Thüringen noch nicht in's Fleisch und Blut der Werkleute übergegangen war. Größere Schwierigkeit, die Zeit ihrer Entstehung festzustellen, bieten dagegen die beiden Thürme. Das viereckige erste Stockwerk des südlichen, auf unserer Zeichnung rechts sich zeigenden Thurmes gehört noch dem alten romanischen Bau an, und dieser Thurm ist auch um ein ganzes Stockwerk niedriger als sein nördlicher Nachbar. Diese Umstände in Verbindung mit den Formen der Architektur seines achteckigen Aufbaues bekunden, daß dieser der ältere von beiden Thürmen ist, während der andere in seiner Gesammtheit dem gothischen Neubau zufällt und wahrscheinlich eine der letzten Ausführungen desselben war. Die bizarren Formen in seinem zweiten Stockwerk dürfen nicht irre machen, denn sie beweisen nur die schon ausgesprochene Ansicht, daß der Neubau kurz nach dem Eindringen des gothischen Stiles in Thüringen in Angriff genommen wurde. Die Verheerungen des erwähnten großen Brandes von 1581 scheinen bei der Liebfrauenkirche sich auf Beschädigung des Giebels zwischen den beiden Thürmen und der Gewölbe des Seitenschiffes zu beschränken. An Stelle jenes ist gegenwärtig ein ganz stilloses schräges Dach sichtbar, diese dagegen zeigen anstatt der Kreuzgewölbe eine Ueberdeckung durch Tonnengewölbe mit Seitenstichkappen, von denen es übrigens zweifelhaft ist, ob sie massiv oder nicht vielmehr nach dem Beispiele der Decken in den übrigen Kirchen Arnstadt's aus Holz sind.

Dieser einst so herrliche Bau liegt nun seit länger als fünfzig Jahren im Elend, dessen Maß sich täglich erhöht. Im Aeußern sind die Formen fast aller Architekturtheile verwittert, und hieran sind allerdings die Franzosen unschuldig; die mürbe Beschaffenheit des zum Bau verwendeten Sandsteines bot sich willig der schrankenlosen Verheerung durch das Wetter dar. Zudem können hervortretende Ornamente und dergleichen auch durch die Hitze des großen Brandes berührt und durch diese zur leichtern Zerbröckelung geführt worden sein. Der schöne zierliche Laufgang, welcher sich um den Chor zieht, die Portale, die Gesimse, alles ist trümmerhaft und verstümmelt. Die Fenster sind ihrer Verglasung beraubt und zum Theil mit Brettern und Latten verschlagen, so daß Wind und Wetter sich hier nach Belieben lustig machen können. Im Innern tritt uns eine ähnliche Verwahrlosung entgegen. Der Unverstand einer spätern Zeit hat die Rippen der Gewölbe roth, die Kappen aber weiß angestrichen und mit schlechten Arabesken im italienischen Kunstgeschmacke bemalt. Ueberall herrscht Unordnung von den halbverfallenen Thüren bis zu dem baufälligen Altar, überall Schmutz und Unrath. Es ist natürlich, daß in solchem Zustande die Architektur sich nicht besonders wirkungsreich erweist, vielmehr erscheint sie als ein uner-

quickliches, durch die Unbill der Zeit und des Unverstandes gleich stark zugerichtetes Flickwerk, so daß der Laie schwerlich besonderes Gefallen an diesem Baudenkmale finden wird, und selbst der Sachverständige Mühe hat, aus diesem Durcheinander die Entstehung und Bedeutung des Ganzen und der Theile herauszufinden.

Der Wunsch, dem Verfalle Einhalt zu thun, oder vielmehr die vollständige Herstellung der Kirche zu unternehmen, lag somit gewiß sehr nahe und es war Nichts natürlicher, als daß sich schon vor Jahren in Arnstadt ein „Bauverein“ bildete, der es sich zur Aufgabe machte, die Mittel zum Ausbau zu beschaffen. Man veranschlagte dieselben auf etwa 50,000 Thaler und war allerdings so glücklich, bis jetzt etwas über 11,000 Thaler zusammenzubringen. Was will aber diese Summe bedeuten gegen die fast viermal so große, welche noch fehlt, gegen den stündlich zunehmenden Verfall der Kirche selbst? Hier heißt es schleunig und kraftvoll Hand anlegen; die Nothwendigkeit verlangt dies unabweislich, wenn nicht sehr bald unser Bauwerk in solchen Zustand kommen soll, daß jeder Gedanke einer Wiederherstellung Thorheit sein würde. Je mehr der Verfall einreißt, um so rascher und wilder schreitet er fort, und der Schaden, welcher heute vielleicht mit 100 Thalern beseitigt, für lange Zeit geheilt sein würde, verlangt in 10 Jahren wohl schon einen doppelt- und dreifach größern Aufwand. Zwei Wege gibt es, um hier wirklich Nutzen zu stiften, entweder es werden Mittel gefunden, um schnell bedeutende Summen herbeizuschaffen, oder der Herstellungsbau wird begonnen und nach Maßgabe der vorhandenen Gelder geleitet. Mit 10,000 Thalern läßt sich schon manches Uebel beseitigen, und wenn nur erst einmal begonnen ist, so wird das Interesse sich auch steigern und die Beiträge werden reichlicher fließen. An die Stelle des harmlosen Sichgehenlassens, durch welches jetzt die Thätigkeit des Bauvereins glänzt, muß rühriges und thatkräftiges Handeln treten. Und können wirklich nicht zahlreiche Versuche gemacht werden, um Geld herbeizubringen? Gibt es nicht kunstliebende Männer genug in Deutschland, die gern mit einer Gabe sich betheiligen, wo es gilt, ein würdiges Denkmal der Vorfahren unserer Zeit und den kommenden Geschlechtern zu erhalten? Gibt es nicht manchen der Kunst zugewendeten Fürsten, dem es Ehrensache ist, hier die helfende Hand zu reichen? Sollten selbst nicht die Regierungen und Landtage der Nachbarstaaten bereit sein, an ihrem Theil mitzuwirken, daß dem Thüringer Lande eine Zierde seiner mittelalterlichen Kunst sorglich wiederhergestellt werde? Und endlich mag auch darauf noch hingewiesen werden, daß der aus dem Mittelalter stammende Altar ein Bild besitzt, das zwar nicht ein Werk des Albrecht Dürer ist, für welches man es kühner Weise ausgab, das aber viel Wahrscheinlichkeit bietet, um es Dürer's Lehrer, Michael Wohlgemuth, zuzuschreiben. Aus dem Verkaufe dieses Bildes ließe sich ja auch eine angemessene Summe lösen, denn der Einwand, daß man sich von diesem ehrwürdigen Schatze nicht trennen dürfe, wird durch einen Blick auf den Zustand der Liebfrauenkirche entwaffnet. Und selbst bei dem gegenwärtigen Stande der Baucasse ist der Beginn der Herstellung dringend zu wünschen, ja nothwendigerweise geboten. Man könnte mit dem Chorbau anfangen, hier die Gesimse, Thüren und Fenster erneuern und Alles in einfacher, ernster Weise halten.

Hiermit sind wir einem besonders schwierigen und wesentlichen Punkte nahe getreten: der Leitung des Neubaues. Wenn man weiß, wie selbst einheitlich stilgemäße Bauwerke durch widrige Zuthaten, und wenn diese nur in einem sinnlosen Anstriche bestehen, mit welchem z. B. die sonst so zierliche Elisabethskirche in Marburg verunstaltet ist, — in ihrer Gesammtheit leiden, so wird man ermessen, daß es nicht leicht ist, bei dem Gemisch romanischer und gothischer Formen an der Liebfrauenkirche hier das Richtige zu treffen. Der Bauverein wird also mit besonderer Gewissenhaftigkeit bei der Wahl des leitenden Baumeisters zu Werke gehen müssen, und den von diesem zu entwerfenden Plan durch wirklich zuverlässige Sachverständige festsetzen lassen. Bei dieser Gelegenheit wird dann auch die Frage wegen der Krypta zur Entscheidung kommen, denn man behauptet, daß unter einem Theile des Chores eine alte Unterkirche sich befinde, welche im Jahre 1829, wo der Fußboden der Kirche neu gelegt sein soll, gänzlich mit Schutt und Sand verschüttet worden sei. Weshalb man dies gethan, denn es soll absichtlich geschehen sein, ist

nicht zu ermitteln gewesen, wie auch Mangel an Zeit den Verfasser verhinderte, eine Untersuchung zu machen, um wenigstens das Dasein dieser Krypta festzustellen.

Literarisches.

Eine Zeitschrift, die sich immer mehr in der Gunst der deutschen Lesewelt festsetzt und deren ganze Haltung auch eine Garantie für die Dauer dieser Gunst bietet, ist die von Hackländer herausgegebene Illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer." (Hallberger's Verlag in Stuttgart.) Gediegene Unterhaltungslectüre einerseits und eine möglichst allgemeine Uebersicht der Ereignisse des Tages, vereinigen sich darin, um den Leser in gefälliger Weise anzuregen und des Interessanten in Fülle zu bieten. „Ueber Land und Meer" hat bereits eine ganz bestimmte charakteristische Bedeutung in der Zeitschriftenliteratur gewonnen: die Namen der beliebtesten Novellendichter sind darin vertreten und die großartige Verbreitung des Blattes beweist, daß man nicht nöthig hat, den trivialen Neigungen der Masse zu schmeicheln, um allgemein bekannt zu werden. Da ist nichts von jener komödiantenhaften Reclamenmacherei anderer Blätter, denen alle Mittel gut sind, wenn sie nur die Zahl der Abonnenten vermehren; mit klarem Blicke in die Zeit und ihre Bewegungen bewahrt „Ueber Land und Meer" bei aller Popularität auch die rechte sittliche Würde, die in den schwankenden Erscheinungen die gerechte Ordnung nicht vergißt und sich dessen klar bewußt ist, was sie will. Die zahlreichen, meist sehr gut, oft vorzüglich ausgeführten Illustrationen und der billige Preis des Unternehmens sind die wirksamsten Anziehungsmittel.

Der demnächst erscheinende umfangreiche Briefwechsel Ludwig Tiecks, welcher durch Carl von Holtei herausgegeben wird, verspricht eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über die persönlichen Beziehungen des berühmten Mannes zu anderen literarischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Größen aus unserer schriftstellerischen Glanzepoche. Tieck war bekanntlich einer jener bevorzugten Menschen, denen das Glück vollster Anerkennung neben einem von irdischen Sorgen befreiten Dasein zu Theil ward. Zwar wurde das Leben des alternden Dichters durch Kränklichkeit mehr und mehr getrübt, aber die vielfachen Beziehungen zu den Trägern des geistigen Lebens erhielten seinen Geist frisch und kräftig. Viele seiner Schriften haben sich überlebt und man begreift deren Wirkung kaum mehr; um so willkommener wird sein Briefwechsel sein, der uns durch die Einsicht in das Wesen und Denken des großen Romantikers das Verständniß der ganzen Periode wieder näher bringen kann. Tieck reiste schon als jüngerer Mann in Italien, lebte dann in München, Berlin, Dresden und zuletzt wieder in Berlin, nachdem er zur genaueren Kenntniß der Shakespeare'schen Dichtungen auch nach London gereist war. Als Dramaturg in Dresden und Berlin und als Vorleser des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen lernte er die Bühne und die Welt seiner Zeit von allen Seiten kennen. — Das Octoberheft der Monatshefte wird eine Anzahl von Briefen bringen, die Carl von Holtei aus der Tieck'schen Correspondenz für uns ausgewählt hat, und deren Inhalt sich auf Goethe's Aufenthalt in Breslau bezieht.

Neues vom Büchertisch.

Baudenkmäler, mittelalterliche, in Kurhessen. Hrsg. v. dem Verein f. hess. Geschichte u. Landeskunde. 2. Lfg. Fol. Kassel, Aug. Freyschmidt in Comm. (à) $2^1/_2$ Thlr.

Berlioz, Hect., gesammelte Schriften. Autoris. deutsche Ausg. v. Rich. Pohl. 3. u. 4. Bd. gr. 8. Leipzig. Heinze. à $^5/_6$ Thlr. (1—4.: 5 Thlr.)

Ettig's Elementar-Zeichenschule. Methodisch geordn. Zeichnenvorlagen f. die Jugend. 1. Hft. 4. Leipzig. J. Klinkhardt. In Couvert. 3 Sgr.

— der pädagogische Zeichenunterricht in der Volksschule. Für Schulinspectoren u. Lehrer. gr. 8. Ebend. $1^1/_2$ Sgr.

Holz, Baumstr. F. W., Land u. Stadt-Gebäude. Architektonische Entwürfe nach den verschiedenartigsten Bedinggn. u. Baustylen. 5. Aufl. 1—10. Lfg. Fol. (à 6 Chromolith.) Berlin, Th. Grieben. à 2 Thlr.

Meisterwerke, die vorzüglichsten, der Dresder Gemälde-Galerie in photographischen Nachbildungen v. Hanns Hanfstaengl. 1. Serie. 1. Lfg. gr. Fol. Dresden, H. Hanfstaengl. 3 Thlr.

Sandbank, Heinr., Dion v. Syrakus. Tragödie in 5 Akten. 8. Leipzig. H. Fries. $^2/_3$ Thlr.

Sammlung ausgeführter bürgerlicher Wohnhäuser in Façaden, Grundrissen, Durchschnitten u. Details. 6 Lfgn. 2. Aufl. Fol. Berlin, Th. Grieben. à $1^1/_3$ Thlr.

Schreiber, Prof. Guido, zum ersten Unterricht im Zeichnen. Aus dem Athenäum zeichnender Kunst zu Karlsruhe. 1. u. 2. Heft. gr. 4. Carlsruhe, J. Veit. à 28 Sgr.



Die Juteindustrie.

Die reiche Sammlung von Gespinnstfasern, die Ostindien zur ersten Industrieausstellung in London 1851 eingesendet hatte, erregte zwar bei den Industriellen großes Interesse, aber mit Neuerungen sind auch die Männer der Praxis nicht leicht bei der Hand, so lange nicht die Noth dazu zwingt. Diese Nöthigung machte sich aber bald geltend; durch den Krimkrieg wurde den englischen Fabrikanten die Zufuhr an Flachs und Hanf abgeschnitten und dadurch wurden jene genöthigt, sich nach andern Pflanzenfasern umzusehen, die geeignet waren, den Flachs und Hanf zu ersetzen. Nun erinnerte man sich wieder an die ostindischen Gespinnstfasern, die man wenige Jahre zuvor gesehen hatte, und besonders war es der Jutehanf (paut-hemp), der die Aufmerksamkeit der Industriellen auf sich zog, besonders da er schon seit langer Zeit in seiner Heimath verarbeitet wird. Da in der Folge auch noch Mißernten eintraten und dadurch die Flachspreise ganz ungewöhnlich stiegen, so nahm die Verarbeitung der Jute in England sehr bald großartige Dimensionen an. Besonders war es die Flachsindustrie von Dundee, welche sich mit solchem Eifer auf die Verarbeitung der Jute warf, daß dadurch eine Krise entstand. Die Preise des Jutegarnes, das 1857 7,6 bis 7,76 Sgr. galt, fielen dadurch 1859 bis auf 5,12 Sgr. und in Folge dessen fallirten eine ganze Reihe von Spinnereien zu Dundee. Indessen überwindet Großbritannien bei seinem ungeheuren Reichthum und der Thatkraft seiner Industriellen solche Krisen, die nicht zu den Seltenheiten gehören und, wie ein feuerspeiender Berg die Asche und Lava, dieses oder jenes Fabricat in einer wilden Ueberschwemmung auf den Weltmarkt und die Concurrenten werfen, sehr leicht wieder und so hat denn auch die Juteindustrie diesen Schlag längst wieder verschmerzt.

Heute zählt man in England und Schottland 36 Jutespinnereien mit 32,982 Spindeln. Dundee ist noch immer der Hauptsitz dieses neuen Industriezweiges. Hier wurden 1854 330,000 Ctr. Jute eingeführt, 1859 dagegen 754,000 Ctr., während die Gesammteinfuhr im letztern Jahre 1,071,731 Ctr. betrug. 1860 wurden in Großbritannien überhaupt bereits 785,567 Centner Jute verarbeitet. Dadurch ist die Verarbeitung des Hanfes etwas beeinträchtigt. Während 1853 neben 962,294 Ctr. Hanf noch 275,578 Ctr. Jute verarbeitet wurden, war 1861 die Verarbeitung der Jute auf 904,092 Ctr. gestiegen, dagegen die des Hanfes auf 820,600 Ctr. zurückgegangen. Allerdings war die Verarbeitung beider Stoffe um 39,35 Procent gestiegen.

Der Jutehanf stammt von Corchorus capsularis, textilis, olitorius und siliquosus, ostindischen Grasarten, die besonders in Bengalen angebaut werden. Um die Faser zu gewinnen, läßt man die Pflanze wie den Flachs und Hanf im Wasser rösten. Die Jutefaser zeichnet sich besonders durch ihre Länge aus. Läßt man die Pflanze vollständig reifen, so erhält man eine sehr grobe Faser, die besonders zu Sack- und Packtuch verwendet wird. Seitdem aber hat man gelernt, daß, wenn man die Pflanze einige Zeit vor der völligen Reife

abschneidet, die Faser sehr zart ist und einen bedeutend stärkeren Glanz besitzt. Eben dieses Glanzes wegen wird diese Faser jetzt vielfach mit Flachs gemischt zu Handtüchern, Decken und Teppichen verarbeitet. In der Taufabrication kann die Jute den Hanf nicht ersetzen, da die Festigkeit eine geringere ist und die Jute auch leicht im Wasser fault. Ein weiterer Uebelstand der Jutefaser ist noch der, daß sie sich noch weniger leicht färben läßt als Hanf und Flachs. Im Verspinnen der Jutefaser hat man bereits solche Fortschritte gemacht, daß das Garn in ungebleichtem Zustande nur von denen, die eine große Sachkenntniß besitzen, von dem Flachs- und Hanfgarn unterschieden werden kann. Ist das Garn aber gebleicht, so ist eine Unterscheidung selbst dem geübtesten Sachkenner beinahe unmöglich. 1860 wurde die beste Jutefaser in England mit 5,99 Thlr. pro Ctr. bezahlt.

In Frankreich wird bereits gleichfalls Jute in den mechanischen Spinnereien zu Amiens, Dünkirchen und Lisieux verarbeitet, doch in einem viel geringern Umfange als in Großbritannien. Die Einfuhr von Jute nach Frankreich belief sich 1856 auf nur 41,440 Ctr.; 1859 war sie auf 111,301 Ctr. gestiegen, 1860 aber wieder auf 85,947 Ctr. zurückgegangen.

Die deutsche Linnenindustrie, deren Hauptumsatz in den gröbern Waaren besteht, ist durch die englischen Jutegewebe, die durch ihr schöneres Aussehen und ihre Billigkeit den Käufer bestechen, bereits sehr in's Gedränge gekommen. Mit jedem Jahre wird die Einfuhr dieser Fabricate massenhafter, da England immer mehr die bei uns gebräuchlichen Sorten kennen lernt. So hat England z. B. bereits den sehr bedeutenden Bedarf unserer Wachstuchfabriken vollständig an sich gerissen. Obgleich die Jutegewebe viel weniger haltbar sind, so zieht man sie doch vor, weil sie gleichmäßiger und weit billiger sind.

Leider ist die deutsche Linnenindustrie durch eigene Schuld in diese Bedrängniß gerathen. Während Frankreich sehr bald nach England mit der Verarbeitung der Jute begann, verhielten sich unsere Industriellen gegen diesen wichtigen Vorgang durchaus gleichgiltig. Die gesammte Juteeinfuhr nach Deutschland bestand 1860 in 21, sage einundzwanzig Centnern. Zu den gewöhnlichen Gründen, durch die man sich einschüchtern läßt, da sie beweisen sollen, wie sehr die britische Industrie der festländischen durch die natürlichen Verhältnisse überlegen ist, (Capitalbesitz, Nähe der Fabriken von Spinnmaschinen, Wohlfeilheit, Vortrefflichkeit und stete Verbesserung dieser Maschinen, leichteste und billigste Unterhaltung, wohlfeilere Kohlenpreise), kam hier noch im Besondern: der lebhaftere Verkehr mit Ostindien und daher der wohlfeilere Bezug des Rohmateriales von dort. Wie das Gewicht der übrigen Gründe für die Ueberlegenheit der britischen Industrie zumeist durch die Einbildungskraft vergrößert wird, so auch dieser. Es ist notorisch, daß unser Verkehr mit Ostindien in stetem Wachsen begriffen ist. Die Jute könnte in demselben eine neue Steigerung hervorrufen, da die Verladung dieses voluminösen, leicht wiegenden Artikels die Fracht für die in denselben Schiffen verladenen schweren Güter, wie Reis, Zucker u. s. w. erheblich niedriger stellen und mithin auch deren Einfuhr nach unsern Häfen erleichtern würde. Und dazu kommt ja noch, daß unsere Industriellen wenigstens für den einheimischen Markt Schutzzoll genießen.

Statt aber die eigene Thätigkeit zu verdoppeln, um der fremden Concurrenz siegreich begegnen zu können, beschränken sich unsere Industriellen darauf, die Regierungen mit Klagen zu bestürmen und eine Erhöhung des Schutzzolles zu fordern, weil sonst ihr Untergang nahe bevorstehend sei. Es braucht wohl kaum erst hervorgehoben zu werden, wie sehr erwünscht ein recht ausgedehnter Verbrauch dieses Artikels auch für Deutschland wäre. Schon an sich erhöht die Verarbeitung eines jeden neuen Rohstoffes den Wohlstand eines Landes, aber die Jute hat unter den jetzigen Zeitläuften noch eine erhöhte Bedeutung, da durch die nordamerikanischen Wirren unsere Baumwollenindustrie in große Bedrängniß gerathen ist. Nicht allein ist die Zufuhr dieses für unsere Bekleidung wichtigsten, ja unentbehrlichsten Rohstoffes wesentlich erschwert, sondern die Preise desselben haben auch eine fabelhafte Höhe erreicht. Ferner ist unsere Linnenindustrie durch die eingeschränkte Flachscultur, die noch dazu von der Witterung abhängig ist, nicht wenig beengt. Auch für die Papierfabrication würde die Verarbeitung der Jute von nicht geringer Bedeutung sein. Die Lumpen des

eigenen Landes sind nicht mehr im Stande, den Bedarf zu decken, und an Zufuhr von außen ist hier nicht zu denken, da sich in allen Ländern der gleiche Mangel fühlbar macht. Man muß sich nach andern Rohstoffen umsehen und deshalb würden die Abfälle der Jutespinnerei unsern Papierfabriken ein werthvolles Material liefern. In England verarbeitet man schon lange das alte Tauwerk in den Papierfabriken und aus den Abfällen der Spinnereien fertigt man jährlich 155 bis 181,000 Ctr. Papier, ein Siebentel der gesammten Papierfabrication Englands. Was sich überhaupt nur zur Papierfabrication eignet, reißt man in England an sich, denn wie man die ganze Welt mit Garnen, Geweben, Eisen u. s. w. versorgt, trachtet man auch darnach, der Papierlieferant für das gesammte Erdenrund zu werden, und 1860 hatte man es bereits zu einer Ausfuhr von 114,296 Centnern, ungefähr 9,72 Procent der Gesammtproduetion, im Werthe von 3,000,923 Thalern, gebracht.

Während man bei uns trotz alledem noch immer die Hände im Schooße ruhen läßt, hat man bereits in Frankreich die Bedeutung der Juteindustrie hinreichend erkannt. Dafür spricht die Thatsache, daß sich Frankreich im Handelsvertrage mit Preußen einen geringern Eingangszoll für die mit Jute gemischten Gewebe ausbedungen hat. Es liegt auf der Hand, daß dadurch das Aufkommen des neuen Industriezweiges bei uns ungemein erschwert werden wird. Gegen den französischen Handelsvertrag haben unsere Industriellen eine ungemein lebhafte Agitation aufgewendet, aber viel mehr wäre zu wünschen, daß man auch hier endlich erkennen möchte, daß durch die That weit mehr ausgerichtet wird, als durch das Reden.

Das Anwachsen der Londoner Bevölkerung.

Wer London früher gekannt und jetzt wieder besucht hat, den mußte der augenfällige Zuwachs der Bevölkerung, der bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Verkehr überraschen. Noch im Jahre 1851 war die Uebung der Bewohner, sich aneinander vorbeizuschieben, die Gewandtheit der Kutscher, die strengen Gesetze und eine überall ordnende und helfende Polizei im Stande, selbst in den inneren Stadttheilen die Stockungen in der Bewegung der Tausende von Fuhrwerken soweit zu beschränken, daß ernstliche Klagen nicht laut zu werden brauchten, daß man nur die Erfolge bewunderte und die Möglichkeit eines solchen Getreibes anstaunte! Aber Dem ist nicht mehr so, obwohl alle früheren Hilfsmittel gleiche oder gesteigerte Verwendung haben. In den eigentlichen Geschäftsstunden geht man rascher den langen Weg von der Bank nach Charring Croß, als Einen irgend ein Omnibus hinbringt, und hat man einiges Unglück, so bleibt selbst der gewandte Kutscher des Hansoms Cab hinter einem guten Fußgänger zurück. Dies verlangt nothwendig Abhilfe, Zeit und Kräfte reichen in der Weltstadt nicht aus, wenn man die Geschäfte zu Fuße besorgen soll. Bedenkt man, daß an keinen Stillstand der Steigerung des Verkehrs zu denken ist, daß jährlich ein Zuwachs der Bevölkerung von 44—45,000 Menschen stattfindet, daß diese Vermehrung selbst wiederum eine Steigerung bewirkt, daß die besseren Wohnungen, vergrößerte Reinlichkeit, besonders der Ueberschuß an Wasser das sonst wegen seiner ungesunden Luft verrufene London zu einer der gesundesten Städte gemacht haben, welche nicht mehr wie früher sehr viel mehr Todesfälle als Geburten bei ihren Einwohnern aufzuweisen hat, wo die Vergrößerung, ja nur die Erhaltung der Bevölkerungszahl lediglich auf dem Zuzug beruhte, sondern, daß jetzt die Zahl der Gebornen die der durch Tod Abgehenden weit übersteigt, weil Noth und Hunger wenig mehr zu Grunde richten, weil Reinlichkeit und bessere Einsicht bessere Lebensbedingungen stellen und dadurch die Bewohner sich einer durchschnittlich viel längeren Lebensdauer erfreuen als im vorigen Jahrhundert, so steht unbezweifelt fest, daß neue Zugänge zu dem Centrum dieses Ungeheuers von Stadt geschaffen werden müssen.

Man hat hier und da versucht, neue Straßen zu brechen, indem man Häuser ankaufte und niederriß. Dies ist aber selbst für Londoner Geldverhältnisse unerschwinglich. Nach einem größern Durchschnitt hat man in der City bei solchen Ankäufen den Morgen Terrain mit der ungeheuren Summe von zwei und einer halben Million Thaler

bezahlt, einzelne Parzellen so hoch, daß sich der Morgen auf 7 Millionen Thaler berechnet. Man glaubte mit Eisenbahnen, die man auf Viaducten über die Häuser der Stadt weg führte, nach der Mitte der Stadt gelangen zu können. Es hat sich bald erwiesen, daß dies die überbauten Häuser fast unbewohnbar macht, die Erschütterungen, der Lärm sind unerträglich und man muß doch zu viele kaufen, niederreißen und kann den Platz unter der Bahn nicht wieder benutzen. So will man denn den unterirdischen Bau versuchen, um die Zu- und Abfuhr nach dem Centrum ferner zu ermöglichen. Indem man von der gewöhnlichen Straße alle Lastwagen entfernt, hofft man dem Publicum Platz und die raschere Bewegung des Personenfuhrwerks zu ermöglichen. Man steigt nicht weit von der Post, vor Newgate Ludgate Hill, der Timesredaction, in den großen Tunnel, der seine Endstation 5 englische Meilen entfernt auf dem Paddingtonbahnhofe findet, dazwischen aber eine Anzahl von Aus- und Einsteighalteplätzen hat. Diesen Bau haben manche als eine unerhörte Leistung der Technik darzustellen versucht. Dies kann in keiner Hinsicht zugegeben werden. Man hat mit Wasser wenig Schwierigkeiten gehabt, der Boden hat großentheils gut gestanden, ohne daß man harte Felsen zu durchbohren brauchte, ein großer Theil des Tunnels ist gebaut, indem man ihn in Tagebau ausführte, überwölbte und mit Erde zuwarf. Mit den darüberstehenden Häusern hat man sich in den meisten Fällen wenig Noth gemacht. Von den erzählten kunstreichen Stützen und dem dennoch eintretenden Einfall ist wenig wahr. Man hat gefährlich situirte Häuser ohne langes Besinnen abgetragen und nach Vollendung des Tunnels wieder daraufgesetzt. Wo derselbe flach unter der Erde läuft und dies ist auf einem großen Theil seiner Erstreckung der Fall, haben die unter dem Pflaster liegenden Gas- und Wasserröhren und die Abzugscanäle die meisten Schwierigkeiten und zwar sehr ernstliche bereitet.

Die Stationen dieser Bahn sind fast alle so angelegt, daß man den darüber befindlichen Erdboden entfernt, sie also in Einschnitten erbaut hat, so daß man des Tageslichts und der freien Luft darin nicht beraubt ist. Zahlreiche Schachte gestatten einen ausreichenden Luftwechsel in den Tunnelabschnitten selbst. Die Fabel von der Erfindung Rauch und Dampf verzehrender Locomotiven ist eben auch nur auf oberflächliche Betrachtung basirt. Den Dampf kann man condensiren, indem man ihn durch Röhren leitet, welche von Wasser umgeben sind und in einem unter dem Locomotivkessel hängenden Kasten liegen. Diese Erfindung brauchte nicht erst gemacht zu werden, sie ist älter als alle Dampfmaschinen, aber wenn man den Dampf condensirt, so hat das Feuer bei den kurzen Schornsteinen keinen genügenden Zug; man wendet die Dampfcondensation daher nur so an, daß wenn man in einen Tunnelabschnitt einfährt, und vorher recht lebhaft geheizt wurde, der Zug in rascher Bewegung, eine große Masse Coaks auf dem Rost in voller Gluth ist, man den Dampf condensiren läßt, in zwei, höchstens drei Minuten hat der Zug den längsten ganz unter der Erde liegenden Tunnelabschnitt durchlaufen und man läßt dann wieder das Feuer durch den ausströmenden Dampf anfachen. Man hat einen sehr großen Feuerkasten bei diesen Locomotiven, den Rost in zwei Theile getheilt, auf dem vordern wollte man Steinkohlen aufschütten, auf dem hintern sollte der entstehende Rauch verbrannt, in unsichtbare Gase verwandelt werden. Dies gelingt nicht vollständig genug, man brennt daher jetzt nur Coaks. Es wird sich bald herausstellen, wie weit dieser unterirdische Verkehr den oberirdischen erleichtern kann, ist dies der Fall, so werden wir bald London auf einem Netz von unterirdischen Straßen stehen sehen. Ob es dabei nothwendig wird, die Häuser stellenweise abzutragen und nach Vollendung des unterirdischen Baues wieder aufzuführen, ist nicht entschieden, aber selbst wenn dies der Fall, würde diese Ausgabe wohl zu erschwingen sein, weil die neuentstehenden Häuser einen so großen Werth haben würden, daß der Ankauf aus dem Verkauf mehr als gedeckt werden müßte.

Der Neubau in den Umgebungen der Stadt ist kolossal und vortrefflich organisirt. Was die Eintheilung der neuen Häuser anbetrifft, so ist sie in fast allen die völlig gleiche. Unter dem Trottoir befindet sich ein Kohlenkeller, dieser ist von dem Hause durch einen gleich tiefen 4—8 Fuß breiten Gang getrennt. Er ist von dem Trottoir durch ein Eisengitter geschieden, durch welches eine Thüre zu einer kleinen Treppe führt, welche

den Verkehr der Verkäufer mit der unten-liegenden Küche und Wirthschaftsräumen vermittelt. Drei bis vier Stufen führen über diesen Graben weg zum Parterre des Hauses, wo das Eßzimmer und das Zimmer des Herrn sich befindet. Die erste Etage bewohnt die Frau, die zweite enthält die Schlafzimmer. Anlage von Wasserleitung, Gasleitung, Abführungscanäle werden natürlich sofort hergestellt. Die acht Londoner Wasserleitungscompagnien liefern täglich circa 60 Millionen Gallons = 500 Millionen Pfund Wasser an ungefähr 300,000 Häuser. 90,000 Häuser in den älteren und armen Stadttheilen sind trotzdem ohne Wasserleitung.

Es ist eine durchaus irrige Ansicht, wenn das Leben in London als übertrieben theuer geschildert wird. Alle Bedürfnißbefriedigungen sind so geregelt und organisirt, daß man nicht zu hohe Preise bezahlt. Es fehlt nicht an Wohnungen für jede Art von Miethern, daher der Miethzins kaum die Hälfte von dem in Paris und Wien beträgt. Die Stadtverwaltung hat nie kostspielige Beglückungsversuche der Einwohner gemacht, daher keine kolossalen Schulden, kein Octroi, das alle Lebensmittel vertheuert. Das Brennmaterial kostet nicht mehr als in kleinen deutschen Städten, Fleisch, Brot, Wein sind fast nicht theurer als bei uns, und wenn Jeder in London doch mehr Geld ausgibt als bei uns in gleichen Verhältnissen, so vermag er dies, weil die Löhne für jede Gattung von Arbeit höher sind und weil er Ansprüche an gutes Mobiliar, gute Fleischnahrung, gute Bekleidung macht, die hier schon als Luxus gelten.

Die Fabrication der Panzerplatten.

Indem wir auf unsere frühere Besprechung der Fabrication der Panzerplatten (Bd. XII, S. 387) verweisen, theilen wir noch Folgendes darüber mit. Sie wird in England auf sechs großen Eisenwerken zu Rotherham, Liverpool, Sheffield, Alfreton und zu Blackwell und Millwall bei London betrieben. Man verwendet dazu ausschließlich bestes englisches, jedoch auf gewöhnliche Weise gewonnenes Schmiedeeisen. Die Herstellung der Platten geschieht auf zweierlei Art. Entweder wird das Schmiedeeisen, sofort wie es aus dem Puddelofen kommt, ausgewalzt, oder man hämmert altes Schmiedeeisen (Brucheisen), d. h. alte Eisenbahnschienen, Radreifen, Kesselbleche, Nägel u. s. w., unter dem Dampfhammer zu Platten aus. Das Hauptaugenmerk richtet man darauf, daß die Fasern des Eisens, die nothwendig bei beiden Arten der Bearbeitung entstehen, sich nach allen Richtungen hin kreuzen, um zu verhüten, daß die Platten keine schwachen Stellen enthalten. Jede Platte wird einer sorgsamen Prüfung unterworfen, d. h. man überhämmert sie im kalten Zustande und achtet hierbei aufmerksam auf den reinen Klang. Aus einer bestimmten Anzahl von Platten wird stets eine geopfert, d. h. mit schwerem Geschütz beschossen, damit man nach dem Widerstande, welchen diese Platte leistet, die Güte und Haltbarkeit der andern beurtheilen kann.

In der Folge wird man wohl die eine Fabricationsmethode — das Auswalzen — ganz aufgeben, da die andere — das Aushämmern — verschiedene Vortheile bietet. Die Hämmer lassen sich nämlich leichter in riesigen Dimensionen herstellen als die Walzwerke, so daß man mittelst der ersteren Platten von 12 Zoll Dicke und mehr erzeugen kann. Die große Industrieausstellung von 1862 lieferte den schlagenden Beweis, daß in dieser Beziehung die Hämmer den Walzen weit überlegen sind. John Brown und Comp. in Sheffield hatten zwei gewalzte Panzerplatten ausgestellt, von denen die eine $21^2/_3$ Fuß lang, $4^1/_6$ Fuß breit und $6^1/_2$ Zoll dick war und 212 Centner wog, während die andere bei 24 Fuß Länge, $3^2/_3$ Fuß Breite und 5 Zoll Dicke 147 Centner schwer war. Die von der Mersey steel and iron Comp. zu Liverpool eingelieferte gehämmerte Platte wog dagegen mehr als 260 Centner. Sie war zwar nur $21^1/_4$ Fuß lang, $6^1/_4$ Fuß breit und $5^1/_2$ Zoll dick, aber sie hätte noch um 15 bis 20 Fuß länger geliefert werden können, wenn dazu der Raum in dem Fabrikgebäude vorhanden gewesen wäre.

Wichtiger noch ist der Umstand, daß das Zusammenschweißen der einzelnen Platten zu der einen großen durch das Hämmern viel vollständiger erfolgt als beim Walzen und deshalb leisten jene auch den Geschossen einen viel größern Widerstand als diese. Auf einer $4^1/_2$zölligen gehämmerten Platte der Thames iron works zu Blackwall hatte eine gußeiserne

Vollkugel, die mit einem glatten 68-Pfünder mit 22 Pfund Pulverladung aus einer Entfernung von nur 50 Yards ($145^2/_3$ Fuß rheinisch) abgefeuert worden war, nur einen Eindruck von etwa zwei Zoll Tiefe, ohne jegliche Seitenrisse, hinterlassen. Die Kugel selbst war zerschellt. Eine schmiedeeiserne Vollkugel, welche nur etwa $1^1/_2$ Fuß von diesem Eindruck entfernt getroffen hatte, war zur Hälfte in die Platte eingedrungen, ohne aber ringsum auch nur den geringsten sichtbaren Sprung zu verursachen. Dagegen war eine gleich dicke gewalzte Panzerplatte durch drei nahe beieinander auftreffende gußeiserne Vollkugeln aus demselben Geschütz, aber aus 200 Yards Entfernung abgeschossen, vollständig in Stücke zerschellt.

Umschau

auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und der Gewerbe.

Neuigkeiten der Industrie.

Dem Streben der Menschen, mehr scheinen zu wollen, als sie wirklich sind, leistet die Industrie mächtig Vorschub, indem sie sich bemüht, für die werthvollen Artikel, die dazu dienen, um den Reichthum zur Schau zu tragen, billige Surrogate schafft, die jenen in der äußern Erscheinung ähnlich sind. Am deutlichsten spricht sich diese Tendenz unserer Zeit in der beifälligen Aufnahme aus, welche die mit Hilfe des galvanischen Stromes versilberten oder vergoldeten Geräthe gefunden haben. Hier ist aber auch die Täuschung auf das vollständigste gelungen. Der unedle innere Kern wird hier durch den schwachen Ueberzug der edlen Metalle der Art verdeckt, daß ein Unterschied zwischen den massiven Gold- und Silberwaaren und diesen Blendlingen durch das bloße Ansehen gar nicht gemacht werden kann. Unter den weitern industriellen Leistungen dieser Art sind die Nachahmung des Pelzwerkes durch wollene Gewebe und der feinen florentinischen Strohhüte, die in der jüngsten Zeit auf den Markt gekommen sind, anzuführen. Um den wollenen Geweben das Ansehen von Pelzwerk zu geben, werden sie mit Mustern bedruckt, welche die Zeichnung des Pelzwerkes nachahmen, und nicht auf gewöhnliche Weise geraubt, sondern man schlägt das feuchte Gewebe mit Stöcken, damit sich die Haare an der Oberfläche wieder aufrichten. Auf diese Weise wird die Regelmäßigkeit des Musters besser erhalten und die Nachahmung des Pelzwerkes gelingt vollkommner, weil die Flecken und Streifen nicht so scharf begrenzt sind, als wenn man das Muster auf bereits gerauhtes Tuch druckt. Zuletzt werden die Haare nach der Art des Pelzwerkes, das man darstellen will, kürzer oder länger geschoren. Die hierzu dienenden Gewebe werden aus gewöhnlicher Wolle, Alpaca-, Kaschmir-, Vigognewolle und andern ähnlichen Haaren angefertigt; unter Umständen behalten diese ihre natürliche Farbe und ihren natürlichen Glanz. Will man das gekräuselte Haar des Pelzwerkes nachahmen, so unterwirft man das Zeug nach dem Schlagen einem starken Druck in einer hydraulischen Presse, während die hohlen Preßplatten mit Dampf geheizt sind. — Zur Nachahmung der feinen Strohflechtereien benutzt man Baumwollgewebe, denen man durch Ausschneiden nach einer Schablone von Zinkblech und Aufziehen über ein Gipsmodell die Hutform gibt. Durch Aufstreichen eines Gemisches von Chromgelb, Traganthgummilösung und Collodium wird dem Gewebe die gelbe Farbe ertheilt. Dieser Auftrag dient auch zur Nachahmung des Aussehens der Geflechte. Um dieses zu erreichen, verfertigt man auf einem feinen Strohhute mit Hilfe der Galvanoplastik eine Matrize und verstärkt diese auf der Rückseite durch Metallguß. In diese Form bringt man nun den Hut und in die Höhlung des letzteren einen mit Wasser gefüllten Gummischlauch, der sich überall an das Gewebe anlegt. Mittelst einer hydraulischen Presse übt man dann einen Druck von 18 bis 21 Atmosphären auf die Wände des Hutes aus und erzielt dadurch einen außerordentlichen scharfen Abdruck, so daß der Hut in der That einem feinen florentinischen Strohhut ähnlich sieht. Die Fabrik von Simonnet in Paris liefert mittelst 3 hydraulischer Pressen täglich 400 Damenhüte, die im Detail mit $1^1/_3$ Thlr. pro Stück verkauft werden und achtmal billiger sind als ein echter Florentiner.

Fleischeinfuhr aus Amerika.

Die wenigen Rinder (acht Kühe und ein Stier), welche die Spanier bald nach der

Entdeckung Südamerika's dorthin brachten, haben sich auf den weiten Grasebenen in dem Flußgebiete des Laplatastromes in Folge der hier herrschenden günstigen Bedingungen bis auf 15 Millionen vermehrt. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Viehzucht, die auf den sogenannten Estanzias — Besitzungen, die sich oft über mehrere Quadratmeilen erstrecken — betrieben wird, ohne daß man aber irgendwie besondere Sorgfalt darauf verwendet und doch eines reichen Segens sicher ist, indem sich eine Heerde regelmäßig in drei Jahren verdoppelt. Das Rindvieh liefert auch die Hauptausfuhrartikel des Landes. Enorme Heerden werden jährlich nach den Hafenplätzen getrieben, um hier geschlachtet zu werden. Hauptsächlich verwerthet man jedoch nur die Haut, die Hörner, Hufe, Knochen und das Fett. Das Fleisch ist hier weit wohlfeiler als das Brot, aber in so enormen Mengen vorhanden, daß es nicht verzehrt werden kann. Erst in der neuesten Zeit ist es ein Handelsartikel geworden, aber selbst jetzt noch kocht man große Mengen desselben mittelst Dampf aus, um wenigstens das darin enthaltene Fett zu gewinnen. Das Fleisch, welches im Lande verbraucht wird, bereitet man nach einer Methode, die schon von den Indianern benutzt wurde, für die Aufbewahrung zu. Man schneidet es nämlich in lange, schmale Streifen und trocknet es an der Sonne. Dieses sogenante carne seca oder dulce hält sich ein bis zwei Monate lang. In den argentinischen Provinzen und Paraguay dient dieses Fleisch als Proviant für längere Reisen; auch als Vorrath für die Regenzeit wird es noch bereitet. Gebraten ist es natürlich sehr hart und geschmacklos; kocht man es mit Gemüsen, so gibt es diesen zwar einen angenehmen Geschmack, der an den des Specks erinnert, aber das Fleisch selbst ist dann durchaus geschmacklos. Diese Methode ist viel zu umständlich, als daß das Fleisch hätte ein bedeutender Handelsartikel für die Ausfuhr werden können. Deshalb hat man neuerdings großartige Pökelanstalten (Saladeros) errichtet, in denen man aber in einer sehr wenig zu empfehlenden Weise verfährt. Die gesammte Fleischmasse eines Rindes, die circa 300 Pfund wiegt, wird in acht große und breite Lappen zerschnitten, deren Dicke circa acht Zoll nicht übersteigt. Diese werden zuerst mit einer starken Salzlake abgewaschen und dann auf den Fußboden ausgebreitet. Zuerst kommt eine Lage groben Salzes, dann Fleisch, wiederum Salz u. s. w. und so baut man große Haufen auf. Am zweiten Tage dreht man die Fleischlappen um und salzt sie von Neuem, da das Salz dem Fleisch einen großen Theil der darin enthaltenen Flüssigkeit entzogen und sich darin aufgelöst hat. Am dritten Tage schichtet man die Fleischstücke im Freien in großen Haufen auf, beschwert sie mit Gewichten und läßt sie unter dieser Pressung einige Tage stehen. Dann wird es an der Sonne getrocknet, was selten länger als 3 bis 4 Tage dauert. In einigen Saladeros bringt man die Fleischstücke bereits am ersten oder zweiten Tage unter kräftige Pressen, weil durch die Entfernung der darin enthaltenen Flüssigkeit ein schnelleres und gleichmäßigeres Trocknen herbeigeführt wird. Freilich verliert dadurch das Fleisch aber auch bedeutend an Nahrungswerth; überhaupt wird das Gewicht des Fleisches auf ein Viertheil reducirt. Das trockene Fleisch, tasajo oder charqué genannt, besitzt eine dunkle braunrothe Farbe, ist hart und hornartig. Hinsichtlich seines Verhaltens im gekochten oder gebratenen Zustande gilt dasselbe wie vom carne seca. Gute Suppen liefert es für sich nicht, weil der Fleischsaft fehlt, wohl aber, wenn man es mit dem gleichen Gewicht frischen Fleisches kocht. Man exportirt jährlich 120,000 Centner Tasajo nach Brasilien und Havannah. Das Pfund kostet davon in bester Qualität etwa elf Pfennige und bei uns würde es etwa auf zwanzig Pfennige zu stehen kommen. Da bei uns der Fleischverbrauch und nicht allein in den ärmeren Classen ein sehr geringer ist, so hat man schon oft auf die Fleischmassen, die in Südamerika verwüstet werden, hingewiesen. Allein der Tasajo würde nicht allein bei uns wenig Liebhaber finden — und dieses ist aus dem Vorstehenden leicht erklärlich —, sondern der Verbrauch desselben ist auch nicht einmal zu empfehlen, da derselbe wegen des großen Verlustes an Fleischsaft nur ein ungenügendes Ersatzmittel für unser Fleisch sein würde. Wollte man diesen Fleischsaft durch Anwendung von rationellen Methoden erhalten, so würde man sicher das Fleisch sehr bedeutend vertheuern. Neuerdings hat nun Dr. Schnepp, der von

der französischen Regierung nach den La-Plata-Staaten gesandt worden war, Fleisch von dort nach Frankreich geschickt, um zu erproben, ob damit wirklich der ärmeren Classe ein Dienst geleistet werden könne. Das Fleisch war aber nicht getrocknet, sondern die eingesalzenen Stücken waren, wie es dort im Winter häufig geschieht, wenn das Trocknen an der Luft nicht mehr möglich ist, zu Haufen aufgeschichtet, mit Salz überstreut, mit einem Segeltuch bedeckt und dann mit Gewichten beschwert worden. So hatten die Haufen, einfach mit Brettern umgeben, um dem Wind und Regen nicht zu sehr ausgesetzt zu sein, bis zum Frühjahr gestanden. Nach zweimonatlicher Ueberfahrt kam das Fleisch in Havre sehr gut erhalten an und noch nach zwei weiteren Monaten hatte es sich nicht wesentlich verändert. Der bekannte Fabrikant J. Dollfuß in Mühlhausen veranlaßte im Interesse der dortigen Arbeiterbevölkerung eine Reihe von Versuchen mit diesem Fleische. In der Restauration der Arbeiterstadt wurde daraus sehr gute Bouillon zu 5 Pfg. die Portion bereitet; ein Gericht Gemüse mit 1/4 Pfund Fleisch kostet 15 Pfg. Rechnet man dazu für 5 Pfg. Brot, so hat man ein nicht zu verachtendes Mittagsmahl für 2 1/2 Sgr. Wenn es heißt, daß das Fleisch nicht theurer zu stehen kam als das Brot, so ist das nichts weiter als eine bloße Redensart. Es heißt weiter, daß das Fleisch wohlschmeckend gewesen und von den Arbeitern mit Freuden verzehrt worden sei. Trotzdem aber können wir dem Ausspruch, daß hierdurch für den Arbeiter ein gutes und billiges Fleisch geschaffen worden sei, nicht beistimmen. Ist dies für Frankreich wirklich der Fall, so leben die Arbeiter dort in ungünstigeren Verhältnissen als die unseren. Bei uns bekommt der Arbeiter für den angeführten Preis auch ohne amerikanisches Fleisch ein Mittagsmahl, das sich jenem wohl an die Seite stellen kann. Ja in den öffentlichen Volksküchen, die sich aber leider nicht den Beifall der Arbeiter erworben haben, ist ein wohlschmeckendes und ausreichendes Mittagsmahl noch weit billiger. Bietet das amerikanische Fleisch nicht größere Vortheile als die angeführten, so ist unserem Arbeiter damit nicht geholfen. Allerdings ist ihm anstatt des sprichwörtlichen Huhnes viel mehr ein Stück Rindfleisch zu gönnen und dies erreicht man viel leichter, wenn man das Fleisch, dessen Nahrungswerth in den verschiedenen Theilen des Thieres ein sehr verschiedener ist, nicht zu ein und demselben Preise, sondern seinem wahren Werthe gemäß, wie dies bereits in England der Fall ist, zu verschiedenen Preisen verkaufen wollte. Dann könnte der Arbeiter sich schon öfter ein Stück Fleisch zulegen. Allerdings würde dasselbe einen geringeren Nahrungswerth besitzen, aber es wäre immer doch Fleisch von ganz normaler Zusammensetzung und deshalb auch dem amerikanischen vorzuziehen, da bei diesem die Zusammensetzung wesentlich alterirt ist und für unsere Ernährung sehr wichtige Bestandtheile fehlen, so daß sich bei einem lange anhaltenden Gebrauch die Mängel einer fehlerhaften Ernährung sicher geltend machen würden. Ist dies doch bei unserem Pökelfleisch der Fall, obgleich bei der Zubereitung desselben mit weit größerer Sorgfalt verfahren wird.

Steinkohlentransport auf der Köln-Mindener Eisenbahn.

Im Jahre 1863 wurden 55,752,827 Centner Steinkohlen auf der Köln-Mindener Eisenbahn befördert, gegen das Vorjahr mehr 7,233,553 Centner oder fast 15 Procent. Weitaus der größte Theil (91,04 Procent) stammt von den Kohlenzechen an der Köln-Mindener Bahn selbst und hier ist gegen 1862 eine Steigerung von 8,39 Procent eingetreten. Nur auf den Stationen Essen und Dortmund hat ein Minderversand von respective 806,843 Centner (6,52 Procent) und 2,018,836 Centner (46,09 Procent) stattgefunden, jedoch nur, weil sich der Verbrauch in der unmittelbaren Nähe der Gruben gesteigert hat und mehrere Zechen in der Essener Gegend einen Anschluß an die Witten-Duisburger Eisenbahn erlangt haben. Den größten Versand hatten die Stationen Berge-Borbeck (12,871,990 Centner oder 25,37 Procent der Gesammtmenge) Essen (11,569,470 Centner oder 27,19 Procent) und Gelsenkirchen (10,137,381 Centner oder 18 Procent). Von der Bergisch-Märkischen Bahn gingen 4,996,778 Centner Steinkohlen auf die Köln-Mindener Eisenbahn über, fast dreimal mehr als im Jahre vorher. Der größte Theil der Steinkohlen (77,84 Procent oder 3,119,934 Centner mehr als im Vorjahr) verblieb in dem Gebiet der Köln-

Mindener Eisenbahn selbst; auf die nassauische Staatsbahn gingen über 10,300 Centner, auf die Main-Weser-Bahn 193,656 Centner (166,92 Procent mehr), die westfälische Staatsbahn 558,618 Centner (23,54 Procent weniger), auf die rheinische Bahn und nach Süddeutschland 2,293,320 Centner (28,57 Procent mehr), auf die niederländische Rheinbahn 2,189,675 Centner (43,54 Procent mehr), auf die hannover'schen Bahnen 3,645,942 Centner (60,11 Procent mehr), auf die braunschweigische Bahn 1,433,708 Centner (35,06 Procent mehr), auf die Magdeburg-Halberstädter Bahn 1,637,700 Centner (51,16 Procent mehr) und auf die Berlin-Potsdam-Magdeburger Bahn 393,100 Centner (27,63 Procent mehr). Diese Angaben bekunden nicht allein eine große und schnelle Ausdehnung der Absatzgebiete für die westfälischen Steinkohlen, sondern auch eine erfreuliche Steigerung des Absatzes auf diesem Gebiete seit der Einführung des Pfennigtarifs.

Frankreichs telegraphischer Verkehr.

Am Ablauf des letzten Jahres umfaßte das Telegraphennetz in Frankreich 3553 geographische Meilen Leitungen und 12,028 Meilen Drähte mit 537 Stationen. Der Zuwachs im Laufe des Jahres 1863 war nur ein geringer; er betrug bei den Leitungen 3,08 Procent, bei den Drähten 6,13 Procent und bei den Stationen 5,71 Procent. Die Zahl der bezahlten Depeschen belief sich auf 1,754,857 und davon kommen auf den Verkehr im Lande selbst 84,98 Procent und auf den Verkehr mit den andern Ländern 15,02 Procent. Das Mehr gegen das Vorjahr beträgt 15,68 Procent und zwar war die Steigerung in dem Verkehr mit andern Ländern ein wenig größer (17,05 Procent) als bei dem im Innern Frankreichs selbst (14,64 Procent). Die Einnahme belief sich auf 5,937,904 Fr. (1,583,441 Thlr.) und davon fallen 55,67 Procent auf den inneren und 44,85 Procent auf den internationalen Verkehr. Das Mehr der Einnahme (14,98 Procent) ist gegen das der Depeschenzahl zurückgeblieben, daraus ergibt sich zugleich ein geringerer Durchschnittsertrag für die Depesche und hieraus folgt wiederum, daß die Depeschen lakonischer werden und daß das Publicum immer mehr lernt, sich einer Sprache zu bedienen, wie sie der telegraphische Verkehr verlangt. Höchst interessant ist die Zusammenstellung, wie sich der Verkehr über das Land vertheilt. Auf Paris allein kommen 21,35 Procent vom innern und 47,56 Procent vom internationalen Verkehr oder im Ganzen mehr als ein Viertel vom Gesammtverkehr. Die Einnahme des Seinedepartements beläuft sich auf 37,26 Procent der Gesammteinnahme; sie ist noch um 63,228 Thaler größer als die der sieben Departements mit Marseille, Havre, Lyon, Bordeaux, Lille, Nantes und Montpellier, welche die nächsthöchsten Einnahmen — je über 100,000 Fr. — aufweisen. Von den 89 Departements haben ferner 8 eine Einnahme über 50,000 Fr., 11 über 25,000 Fr. und 22, also fast ein Viertel, unter 10,000 Fr. Den geringsten telegraphischen Verkehr hat das Departement Lozère; die Jahreseinnahme beträgt hier noch nicht 890 Thaler., also täglich nur 2,44 Thlr., während auf das Seinedepartement fast 1616 Thaler kommen.

Neues vom Büchertisch.

Baumgartner, Dr. A. Frhr. v., die mechaniche Theorie der Wärme. Vortrag gehalten in der feierl. Sitzung der k. Akad. der Wiss. am 30. Mai 1864. 8. Wien, (Gerold's Sohn.) 4 Sgr.

Beckers, A., das Gesammte der Färberei u. Druckerei m. Anilin-Farbstoffen auf Wolle, Baumwolle u. Seide. Mit 56 gefärbten Stoffmuster-Proben 7. u. 8. (Schluß-)Lfg. gr. 8. Berlin, Th. Grieben. à 2/3 Thlr.

Bischoff, Baumstr. W. F., die Steinkohlen Gasbeleuchtung. Populaire Belehrg. üb. Einrichtg. u. Betrieb v. Gaswerken nebst kurzer Anweisg. f. Gasconsumenten, möglichst viel Gas zu sparen. Mit Abbildgn. der Apparate (4 Steintaf. in qu. Fol.) gr. 8. Berlin, Th. Grieben. 2/3 Thlr.

Hörnig, weil. Baucommiss. Geo. Sam., Grundsätze u. Erfahrungen in Betreff der verschiedenen Zimmerarbeiten bei dem Land- u. Wasserbau. Ein Handbuch f. Zimmerleute u. Bauliebhaber. 3. verb. Aufl. v. Architekt Lehr. Rud. Heyn. Mit 253 in den Text gedr. Holzschn. gr. 8. Leipzig, Arnold. 1 1/3 Thlr.



Neuestes aus der Ferne.

Vambéry's Reise nach Samarkand.

Während im Westen der alten Welt ein neuer Erdtheil entdeckt, von europäischer Bevölkerung und Cultur in Besitz genommen und in verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit durchforscht wurde, daß wir heute umsonst nach einer gänzlich weißen Stelle auf seiner Karte suchen, — ist unsere Kenntniß über das centrale Asien nahezu auf demselben unvollkommenen Standpunkte geblieben, den sie schon vor der Entdeckung Amerika's einnahm. Thatsache ist, daß jene mythenhaften mohamedanischen Reiche zwischen dem Caspischen Meere und der chinesischen Grenze seit den Zeiten Marco Polo's, also seit fast 500 Jahren, von europäischen Reisenden nicht betreten wurden, bis es endlich vor kurzer Zeit ein kühner Mann mit Glück gewagt hat, den Schleier zu lüften, dessen Dunkel zu durchdringen unsere Geographen beinahe aufgegeben hatten. Ein Ungar, Namens Vambéry, hat wirklich, seinem in der geographischen Gesellschaft zu London erstatteten höchst merkwürdigen Reisebericht zufolge, Khiwa, Bokhara und Samarkand besucht. Um seine Verkleidung als Derwisch unangefochten durchführen zu können, hatte er sich mehrere Jahre lang in einem mohamedanischen Collegium vorbereitet. Im März 1863 schloß er sich in Teheran einer Gesellschaft armer Pilgrime an, die in Mekka gewesen waren und nach der Tartarei zurückkehrten. Nachdem er mit ihnen auf einem turkomanischen Seeräuberschiff über den südöstlichen Winkel des Caspischen Meeres gefahren und in Gjumuschtepe (dem „silbernen Hügel"), einem etwa 2000 Zelte zählenden Lager des Tamutstammes, gelandet war, besuchte er die Ruinen der von Alexander dem Großen erbauten Mauer, welche vom Seeufer an in Gestalt eines mit kleinen Thürmen und Festen gekrönten Walles gegen 25 geographische Meilen weit in's Innere des Landes läuft.

Mit denselben Gefährten reiste er dann in nordöstlicher Richtung weiter und langte nach einer sehr beschwerlichen Wanderung durch die Hyrkanische Wüste Anfang Juni in der Stadt Khiwa an. Die Zustände des Reichs werden von ihm als abscheulich geschildert. Der regierende Fürst, Seid-Mohamed, ein siecher Tyrann, beschäftigt sich hauptsächlich damit, Hunderte seiner armen Unterthanen wegen der unbedeutendsten Uebertretungen des Korans hinrichten zu lassen. Die Fruchtbarkeit des Landes am untern Laufe des Amu-Darja (Oxus) soll eine sehr große sein. Zu Kamel reiste Vambéry von Khiwa bis Bokhara, eine Strecke von 10 — 12 Tagereisen. Unterwegs mußten die Pilger, um einer turkomanischen Räuberhorde zu entgehen, in die Wüste Dschan-Batiran (Lebensvernichter) flüchten, wo sie sechs Tage lang die furchtbare Qual des Durstes zu erleiden hatten und zwei ihrer Genossen begruben. Die Stadt Bokhara ist umfangreicher als Teheran, aber nicht so bevölkert. Einige der Paläste und Moscheen sind von Stein, haben jedoch häßliche plumpe Thüren. Das ganze Khanat von Bokhara hat mit Einschluß der persischen Sclaven nach Vambéry's Schätzung nur ungefähr zwei Millionen Bewohner. Der regierende Fürst Mazaffared-din (ein Sohn des Kharis, der die Reisenden Conossy und Stoddart morden ließ), soll zwar aus Staatsrücksichten zu

manchen Barbareien gezwungen, sonst aber ein Mann von gutem Willen sein. In Bokhara hielt sich Vambéry etwa einen Monat auf. Samarkand, das er nach einer sechstägigen Reise durch eine dichtbevölkerte und wohlbebaute, von Städten und Dörfern übersäete Gegend erreichte, enttäuschte ihn sehr. Die berühmte Hauptstadt Timur's ist gänzlich verfallen. Am interessantesten sollen die Medresses oder Collegien sein, deren eines, von Timur's Gemahlin, einer chinesischen Prinzessin, erbaut, die Spuren vergangener Herrlichkeit zeigt; wenigstens deutet darauf ein ziemlich gut erhaltener 100 Fuß hoher, mit Mosaik eingelegter Säulengang hin. Der Thron in Timur's Palast ruht auf einem großen grünen Steinblock, anscheinend aus weiter Ferne dahin geschafft. Im October 1863 kam der Reisende nach Herat, in dessen nördlichem Grenzlande nach dem Tode Dost-Mohamed's ein Aufstand gegen das afghanische Joch ausgebrochen war. — Vambéry's Reisebericht wird, wie wir hören, ausführlich bei Murray in London erscheinen, der Reisende selbst aber rüstet sich zu einem zweiten Unternehmen, um von Samarkand aus nach China vorzudringen.

Gustav Radde's Reise im Kaukasus.

Unter den Forschern, denen wir die neuere Kenntniß des ostasiatischen Rußlands, der Baikal- und Amurländer, verdanken, verdient Radde obenan genannt zu werden. Er besitzt neben gediegenen Kenntnissen und eminentem Fleiße wie wenige Andere die Gabe, in scharfen Zügen und Umrissen das Natur- und Menschenleben unbekannter Gegenden zu zeichnen, und zwar in einer Sprache, wie wir sie von den meisten unserer geographischen Forscher und Touristen nicht gewohnt sind; seine wissenschaftlichen Arbeiten wie seine populären Vorlesungen über Ostsibirien sind Meisterwerke geographischer Darstellung. Die Nachricht, daß der talentvolle junge Reisende auf mehrere — wir hören zunächst vier — Jahre zu physikalisch-geographischen Forschungen in den Kaukasus gehen werde, mußte deshalb allen Freunden der Erdkunde Freude bereiten. Ueber Zweck und Ausdehnung seiner Reise schreibt er selbst: „Ich bin meinem Elemente ganz und gar zurückgegeben. Die (russische) Regierung hat mich beauftragt, die Kaukasusländer in biologisch-geographischer Hinsicht zu untersuchen, und sie hat zu diesem Zweck die nöthigen Mittel bereitwillig überwiesen." Nach dem Programm, welches er dem Chef der Civilverwaltung im Kaukasus, Baron Nikolai, vorgelegt hat, kommt es namentlich darauf an, die Gegensätze der nördlich und südlich vom Gebirge gelegenen Länder und die ihrer belebten Natur deutlich zu machen, im Norden die geräumigen Tiefländer der pontisch-caspischen Steppen, Ebenen, die noch an vielen Stellen nicht ganz ausgelaugt sind und sich nur sehr wenig über die betreffenden beiden Meeresspiegel erheben; — im Süden die persisch-armenischen Hochländer mit einzelnen eingebetteten großen Seen und auf diesen Ländern die eminenten Vorposten des Kaukasus. Zwischen beiden Gebieten der kaukasische Isthmus mit seiner gletscherbedeckten Centralkette. Hier werden unbedingt zahlreiche Abweichungen in Flora und Fauna am Nord- und Südabhange sein müssen und die Höhen der Centralkette in ihrer großartigen alpinen Welt ein eigenes, von der Beobachtung noch so gut wie ganz unberührt gebliebenes Gebiet erschließen. Radde beabsichtigt, seine Untersuchungen nach den vier Hauptflußgebieten im Kaukasus anzubahnen. Terek und Kur, so meint er, bieten trefflich gewählte Gegensätze. Bei großer allgemeiner Analogie der Gewässer selbst, wie solche die Richtung ihres Hauptthales, ihr Mündungs- und Quellland aufweisen, wird sich bei durchgeführtem Vergleich ihrer belebten Natur sehr bald das Identische vom Differirenden deutlich unterscheiden. Im Westen des Kaukasus bieten sich allerdings nicht so vollgiltige Aequivalente. „Dem Kuban bin ich gezwungen den Rion zur Seite zu stellen, obschon letzterer durchweg den Charakter eines Bergstromes besitzt." Einem jeden dieser Ströme in seinem unteren und mittleren Laufe will der Reisende ein Jahr zur Untersuchung schenken, und zwar beginnt er mit dem kleinsten von ihnen, dem Rion, in diesem Sommer und hofft Zeit genug zu haben, um zweimal in sein Quellland zu gelangen und bis zu den Gletschern des Kasbek von Südwest her vorzudringen. Wir aber wollen dem unermüdlichen Forscher besten Erfolg wünschen und hoffen, unsern Lesern recht oft Erfreuliches von ihm mittheilen zu können.

Vom Senegal.

Schon früher berichteten wir, daß der Marinelieutenant Mage zum Zwecke der Anknüpfung eines geordneten Verkehrs mit Senegambien eine Reise nach dem oberen Niger angetreten habe,*) daß er, am 10. December 1863 am Zusammenfluß der beiden Arme des oberen Senegal angekommen, am 26. desselben Monats weiter nach dem Innern aufzubrechen beabsichtigte. Den neuesten Nachrichten zufolge nun war er in Sego am Niger angekommen und ist den 30. März 1864 von da wieder abgereist, um sich zu El-Hadsch Omar zu begeben, der in Hamda-Allahi, der Hauptstadt von Massina, residirte. — Eine andere Nachricht berichtet von dem Projecte des Spahi-Lieutenants Perraud, von Saint-Louis über Timbuctu nach Algerien zu gehen. Er hat am 14. Mai dieses Jahres Saint-Louis als Begleiter eines Sohnes El-Bakay's verlassen, desselben Scheichs von Timbuctu, der uns durch die edelmüthige Beschützung Dr. Barth's bekannt ist. Von Timbuctu aus gedenkt Perraud unter dem Schutz der fast in der ganzen westlichen Sahara sehr einflußreichen Familie dieses Scheichs seine Reise nach Algerien unangefochten zu vollenden.

Die telegraphische Verbindung Europa's mit Amerika.

Unsere Mittheilung im Julihefte der Monatshefte (S. 446) können wir durch folgende nähere Angaben über den Telegraphen vom europäischen Rußland durch Sibiren nach New-York ergänzen. Die Linie zwischen Moskau und Irkutsk ist bereits in Betrieb. Dem Unternehmer Collin, welcher von Irkutsk aus über die Behringstraße (10 deutsche Meilen breit und 160 Fuß tief) durch das russische Amerika bis an die britische Grenze einen Draht, respective submarines Kabel von 1120 deutschen Meilen legen will, ist eine Concession auf 30 Jahre von der russischen Regierung ertheilt; England hat hingegen die Concession zur Fortführung des Drahtes durch seine amerikanischen Besitzungen zum Anschluß an die Linie der Vereinigten Staaten gegeben. Von den letzteren wird nun noch die Concession zur Vollendung des Telegraphen in Europa und Amerika erwartet. Die ganze Länge der Leitung beträgt 24,000 Werst oder 16,000 englische Meilen oder circa 3300 deutsche Meilen.

*) Bd. XVI, Nr. 93, S. 335.

Zustände auf den Fidschiinseln. — Ein Einsiedlerleben.

Die cannibalischen Sitten und Zustände der Bewohner der Fidschiinseln, von denen schon die ersten Weltumsegler grauenerregende Schilderungen nach Europa brachten, scheinen auch heute trotz der zahlreichen Landungen europäischer Schiffe und trotz der Colonisationsversuche der Engländer, einer besseren Cultur noch nicht gewichen zu sein. Nach dem Berichte eines Schweden, Namens Karl Axel Egerström, welcher seit 5 Jahren auf den Fidschiinseln lebt, haben die meisten Europäer, welche der Sterblichkeit entgangen waren, die vor zwei Jahren sehr bedeutend war, die Inseln verlassen, deren 300,000 Bewohner nun, sich selbst überlassen, zu ihren alten Beschäftigungen zurückgekehrt sind. Diejenigen, welche den heidnischen Gebräuchen entsagt haben, bringen ihr Leben in Müßiggang zu, und die Heiden, die Mehrzahl, fahren fort, sich gegenseitig zu bekriegen, zu tödten und — aufzufressen. Das Geschäftsleben ist in Folge dessen sehr gedrückt. Es sind keine Arbeitskräfte zu erhalten und daher stehen die Plantagenarbeiten still. Von einigen angefangenen Baumwollenpflanzungen erwartete man in der diesjährigen Ernte nur einige hundert Ballen; von den jungen Kaffeeplantagen ist in einigen Jahren noch nichts zu erwarten, in der Zuckerproduction ist man bis jetzt nicht über Versuche hinausgekommen. Mit Perlen, Perlmutter, Elfenbein und Schildpatt werden nur unbedeutende Geschäfte gemacht. Die Stapelwaaren für den Export sind hauptsächlich Cocusnußöl, Baumwolle, Taback und Beche-de-Mer für chinesische Häfen. Der Handel wird betrieben von einem Hamburgischen und zwei englischen Handelshäusern, welche ihre Comptoire in Levuka auf der Insel Ovalau haben. Der Berichterstatter hatte sich auf der etwa sechzig englische Meilen in südlicher Richtung von Levuka liegenden kleinen Insel Nagara an der Küste von Viti Levu, der größten unter den Fidschiinseln, niedergelassen, die Wildniß urbar gemacht, ein Gebäude aufgeführt und Baumwollen- und Kaffeeplantagen angelegt, Alles in der Hoffnung auf Glück und gute Resultate. Bis

zum Tode des englischen Consuls Williams, dem die Insel gehörte, waren auch die Eingeborenen ganz freundschaftlich gegen Herrn Egerström und boten ihm ihre Arbeitskräfte an. Nun aber suchten sie den europäischen Ansiedler zu vertreiben, und nur durch die Unterstützung des Consuls Pritchard und des Fidschihäuptlings Koruduadua wurden die Eingeborenen dahin gebracht, die Insel zu verlassen. Das geschah vor circa drei Jahren und unmittelbar nach diesem Ereigniß brach der Krieg aus zwischen den Gebirgsstämmen und der Küstenbevölkerung, der noch jetzt fortdauert und in welchem mehrere Hunderte getödtet und nach uralter fidschianischer Sitte zerstückt, in Oefen gebraten und bei Cannibalenfesten verzehrt worden sind. Der Lärm bei diesen Orgien der Wilden hat den einsamen Colonisten oft bei Nacht und bei Tage gepeinigt. Nach seiner eigenen Beschreibung führt er ein reines Robinson-Crusoe-Leben. Seine Beschäftigungen bestehen in Graben und Pflanzen, in Warten der Blumen und Hausthiere, und seine Vergnügungen in dem, was er aus einigen Büchern schöpfen kann, sowie in den Genüssen, die eine herrliche Natur, erfrischende Winde, prachtvolle duftende Blumen, erfrischende Bäder in dem stets bewegten Meere ihm gewähren können. „Aber schwer," so schreibt er, „ist es für den Menschen, so ganz allein und verlassen seine Tage zu verleben, die Bekümmernisse der Einsamkeit sind prüfend und ich wünsche oft, die Ruhe auf Nagara gegen ein thätigeres Leben austauschen zu können. Dadurch aber würde ich mein Alles verlieren, das ich in meiner Besitzung, die ich in diesem Augenblicke nicht verkaufen kann, niedergelegt habe. Also muß ich vielleicht auf dieser meiner Südseeinsel in der Einsamkeit leben und sterben."

Der Isthmus von Suez.

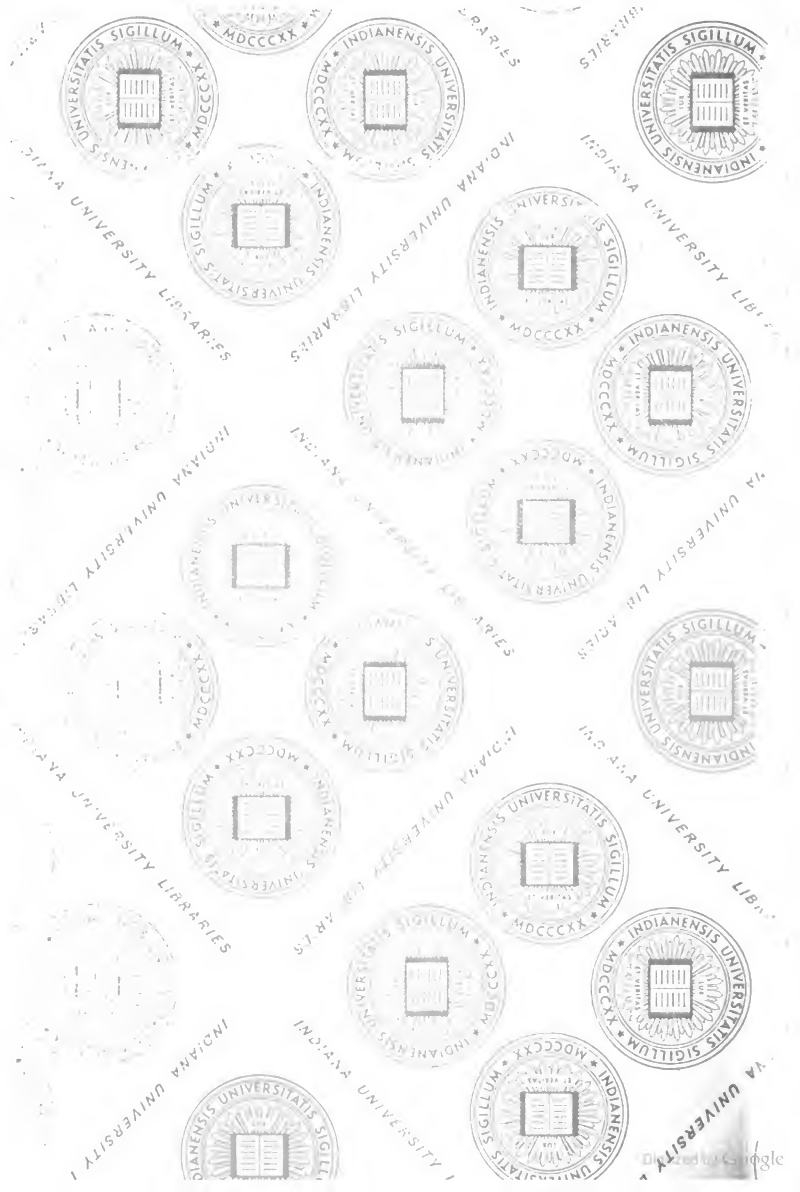
Aus dem Journal l'Isthme de Suez erfahren wir, daß der Strom der diesjährigen Reisenden nach Aegypten fortfährt, sich vorzugsweise nach den Canalarbeiten im Isthmus zu wenden. Der gegenwärtige Stand derselben ist etwa folgender. Man ist beschäftigt, einen Durchschnitt zu graben, dessen Breite 86 Meters beträgt und welcher die Bitterseen mit dem Rothen Meer vereinigen soll. Eine doppelte Communication ist zwischen Ismaïla und Port-Said hergestellt, ein Weg zu Wasser, ein zweiter zu Land. Der Damm, welcher den maritimen Canal vom See Menzaleh zu trennen bestimmt ist, und ihn vor dem Eindringen des Wassers aus diesem See schützen soll, ist vollendet. Er besteht in einem langen und imposanten Hochweg, auf welchem man sich zu Fuß oder zu Pferde von Ismaïla nach Port Said begeben kann. In nächster Saison soll der Canal an drei verschiedenen Punkten zugleich in Angriff genommen werden; eine Section davon ist an Mr. Aiton aus Glasgow übergeben worden, einem der erfahrensten Ingenieure in Canalarbeiten. „Dies ist," fügt das Journal bei, „für den Durchstich des Canals der Anfang einer Allianz zwischen französischen und englischen Arbeitern." In der Mitte der Linie, bei El Guisr sind die Arbeiten einem französischen Ingenieur, Mr. Couvreux, anvertraut.

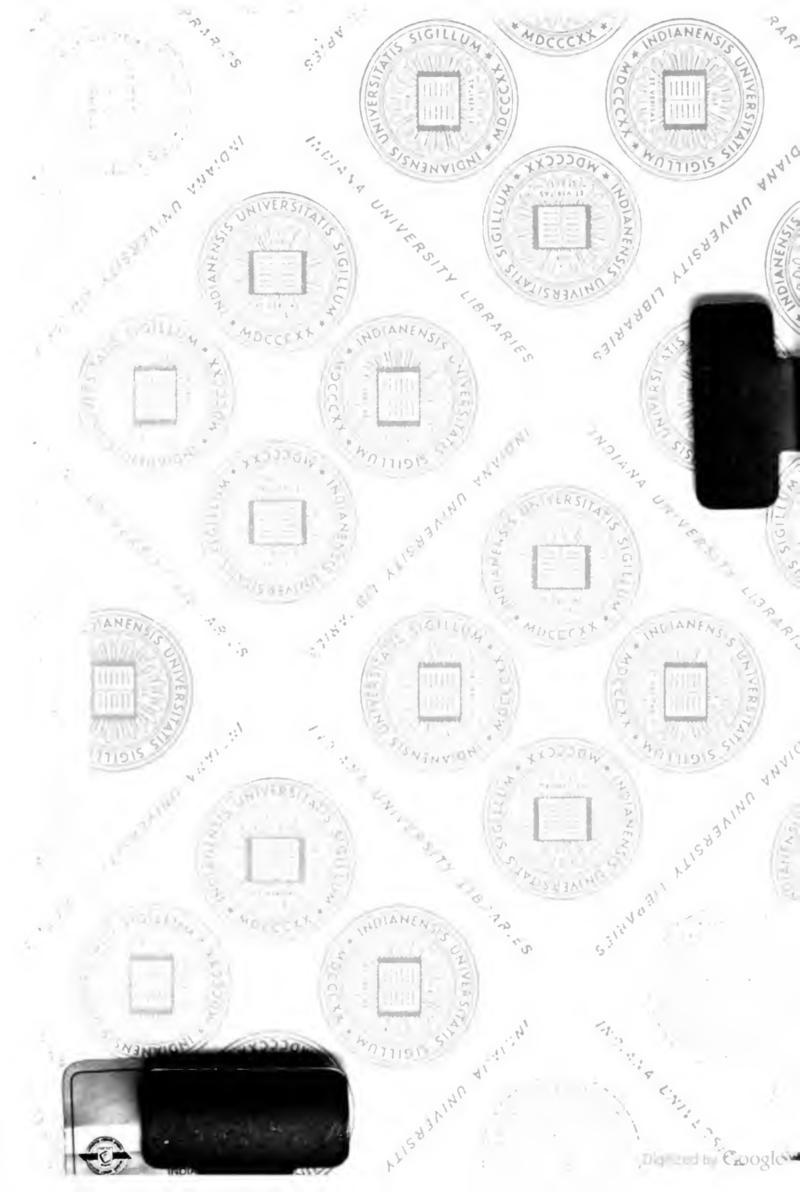
Schluß des sechzehnten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM MDCCCXX


INDIANA UNIVERSITY LIBRARIES
SIGILLUM UNIVERSITATIS INDIANENSIS MDCCCXX
Digitized by Google

